Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

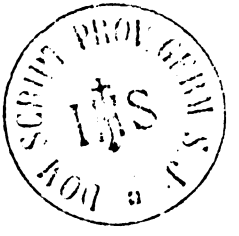
Digitized by Google

Digitized by Google

Geſchichte

der

Deutſchen Literatur.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Meister Heinrich Frauenlob.

Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob,

der letzte Minnesänger.

Abbildung aus der Manesseschen Liedersammlung.

Frauenlob wird als Stifter der Mainzer Sängerschule angesehen. Auch die obige Darstellung scheint darauf hinzuweisen. Da thront er erhaben, anscheinend über einer Schar von Sängern, von denen einige mit Saiten- und Blasinstrumenten versehen sind.

Digitized by Google

L 21
16/e

Geschichte

der

Deutschen Literatur.

Nebst kurzgefaßter Poetik.

Für Schule und Selbstbelehrung.

Von

Gustav Brugier.

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Samen
Über alles deutsche Land.
Uhland.

Mit einem Titelbild, vielen Proben und einem Glossar.

Elfte Auflage.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1904.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St Louis, Mo.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Digitized by Google

Ihrer Durchlaucht

der Prinzessin

Amélie zu Fürstenberg

in tiefster Ehrfurcht

gewidmet.

LOC LIBRARY
Digitized by Google

Digitized by Google

Aus den Vorreden der früheren Auflagen.

Die Literaturgeschichte nimmt mit Recht einen ehrenvollen Platz in unsern gelehrten Schulen ein. So unbestreitbar nämlich der Satz ist, daß die große Kunstgalerie deutscher Dichtung nicht einsam und öde stehen, sondern wenigstens von den Gebildeten der Nation besucht, bewundert und geistig ausgenützt werden soll, so unbestreitbar ist auch der andere Satz, daß es hierzu eines Führers bedarf, und der ist die Geschichte der Poesie. Je größer diese Galerie, je reicher sie ist, desto mehr bedarf es eines solchen Führers, und wahrlich, welche poetische Literatur ist reicher denn die deutsche? Welches andere Volk kann sich rühmen, eine Literatur zu besitzen, welche nahezu Weltliteratur ist, ohne daß sie aufhört, national zu sein? Wie könnte man also unsere Jugend — die höhere Bildung anstrebt — in diese reichste aller Literaturen, in diese wahrhafte Weltgalerie ziehen lassen oder gar schicken — ohne Führer? Wie ist man beim Eintritt in eine Gemäldesammlung froh, wenn sich uns ein Kunstkenner anschließt und erklärend, belehrend uns begleitet! Wie ist man in Ermanglung dessen selbst froh um einen gut ausgearbeiteten Katalog! Wieviel größer ist aber das Bedürfnis eines erklärenden, belehrenden Begleiters hinsichtlich der Werke der Dichtkunst! Wie wenig der gute poetische Geschmack angeboren ist, ist männiglich bekannt. Nur zu viel Wahrheit liegt in der scharfen Bemerkung des alten Görres, daß das große Publikum sich gebärde wie das Mammut in den Urwäldern der Poesie; es breche und spalte sich unersättlich Rinde und ganze Stämme zur täglichen Mahlzeit und schnuppere im Vorüberstapfen kaum an dem Blumenstrauß, den ihm die Muse schüchtern und von fern zu reichen versuche. Unsere Generation gar darf sich über die Schärfe dieses Urteils nicht beschweren. Sie hat ein solches Übergewicht zum Materiellen, leidet so sehr an Verflachung, daß nur eine sehr geringe Zahl an Goethes Meisterwerken, wie z. B. Iphigenie, Tasso usw., Geschmack findet. So muß also der Geschmack erzogen und vielfach anerzogen werden. Das ist eine der Aufgaben der Literaturgeschichte. Freilich kann die Art und Weise, sie zu behandeln, eine verkehrte sein, so daß jene Aufgabe nicht erfüllt wird. Daran trägt aber nicht der Lehrgegenstand schuld. Falsche Methode wäre es z. B., wenn man keine poetische Lektüre damit verbände, wenn man nicht möglichst viele Proben einflechten würde. Immerhin aber wäre die Methode, den Geschmack durch bloßes Lesen bilden zu wollen, eine ebenso falsche. Meinte man aber, der Lehrer könne hierbei den kritischen Führer abgeben, so hat man ja die Literaturgeschichte doch wieder in die Schule eingeführt, nur in anderem Gewande. Des Lehrers Wort würde sich aber vielleicht noch an demselben Tage verflüchtigen, das aus dem Lehrbuch Memorierte und Wiederholte wird der Hauptsache nach aus der Schule mit in das Leben genommen werden. Noch eine Bemerkung, die sich auf das rein Ästhetische bezieht, gehört hierher. Wie viele herrliche Dichtungen stehen im innigsten Zusammenhang mit dem Charakter und Leben, den Schicksalen und Irrfahrten des betreffenden Dichters!

Digitized by Google

Ich erinnere nur an Goethes Dichtungen, die er selbst eine Generalbeicht nannte, oder an Chamissos „Schlemihl", dessen hoher poetischer Wert nur dem sich enthüllt, der Chamissos eigentümliches Lebensschicksal kennt. Es ist dieses Moment um so mehr zu betonen, als „der Dichter", wie Goethe sagt, „keinen besseren Lehrer haben kann als den echten Naturgrund eines Menschenlebens". — Wenn nun schon vom rein ästhetischen Standpunkt aus die Literaturgeschichte wichtig und notwendig erscheint, wieviel mehr vom moralisch-religiösen Standpunkt aus! Wer kann es nämlich in Abrede stellen, daß auch die verderbte Sittlichkeit sowie der freche Spott über das Heilige im Festkleide der poetischen Kunst einherstolzieren, daß nicht bloß Wieland und Heine, sondern noch viele andere Dichter durch ihre Dichtungen wahre Verführer geworden sind? Eben darum erwächst für die Literaturgeschichte noch der weitere Beruf, ein schützender, warnender Führer, ein Mentor zu sein. — — —

Was für Studien ich gemacht, welche Bücher ich, studierend oder zitierend, benützt habe, weisen die vielen Zitate aus. Diese werden, nebstdem daß sie eine Blumenlese aus den besten Literaturgeschichten bilden, auch noch den Nutzen haben, daß die lernende Jugend nicht so leicht sich selbst überhebt. Wo aber bei zitierten Stellen kein Name beigefügt ist, da sind es Worte des besprochenen Dichters selbst. Bei der Inhaltsangabe sind solche angeführte Stellen natürlich aus der Dichtung entnommen. — — —

Was die Ansicht betrifft, das Buch sei mehr für die Selbstbelehrung als für die Schule, so gebe ich zu, daß es sich für Zöglinge von 13 bis 15 Jahren nicht wohl als Schulbuch eigne, allein für im Alter und Wissen Vorangeschrittenere dürfte es sich doch als solches gebrauchen lassen; denn ich habe es methodisch so eingerichtet, daß eine Menge Paragraphen in der Schule geradezu ausgelassen werden kann, ohne daß in dem Gesamtbild, welches den Schülern von der Entwicklung der deutschen Poesie eingeprägt werden soll, Lücken entstehen. Solche Paragraphen habe ich im Inhaltsregister (und, weil ich den einzelnen Lehrern und Lehrerinnen nicht allzusehr vorgreifen wollte, nur in diesem) mit einem Sternlein bezeichnet. Ferner ist der biographische oder kritische Text innerhalb der durchzunehmenden Paragraphen vielfach durch kleingedruckte Partien erweitert, welche in der Schule gleichfalls wegfallen können, ohne fühlbare Lücken zu erzeugen. Ja selbst eine Menge großgedruckter, besonders numerierter Absätze innerhalb solcher für die Schule passender Paragraphen können bei zu jugendlichen oder weniger befähigten Schülern übergangen werden. Auszulassende Paragraphen oder Einzelabsätze müssen dann die Zöglinge selbst irgendwie bezeichnen, so daß es keine Verwirrung gibt.

(Aus den Vorreden zur ersten und vierten Auflage.)

Mein Gewissen hielt mich von manchen gewünschten Änderungen ab. Dasselbe verbietet mir nämlich, mich auf den unchristlichen Standpunkt so mancher modernen Ästhetiker zu stellen und bei der Beurteilung der Dichtungen von ihrem Geist bezüglich der christlichen Glaubens- und Sittenlehre abzusehen und also immer bloß zu fragen: „Ist hier ein dichterischer Stoff poetisch schön dargestellt oder nicht?" unbekümmert darum, ob die Dichtung ein Ärgernis dem Leser, zumal dem jugendlichen bereite. Mögen deshalb gewisse Rezensenten nicht zufrieden sein: ich habe das Buch nicht gemacht, um Menschen zu gefallen, sondern um denselben einen christlichen Freundesdienst zu erweisen. Im übrigen kann ich mich auf zwei Zeugnisse über das Lesen von Dichtungen berufen, die gewiß unparteiisch sind; das eine ist von Sokrates, das andere von dem römischen Rhetor Quintilian. Der erstere lehrte: „Und mögen die Dichtungen noch so poetisch erscheinen und von der großen Menge noch so gerne gelesen werden, wir dürfen sie unsern

Digitized by Google

Kindern um so weniger in die Hand geben, je mehr sie unter andern Rücksichten ästhetisch vollendet sind. Denn gerade in je höherem Maße das letztere der Fall ist, um so verderblicher wird ihre Wirkung sein. Ein jeder, der sie liest, wird daraus lernen, seinen eigenen Verkehrtheiten gegenüber volle Nachsicht zu üben; da er sich ja überzeugt hat, daß Menschen, die ihm von den Meistern der Kunst als der Bewunderung wert und als Muster der Tugend vorgeführt wurden, von den gleichen Verkehrtheiten nicht frei sein durften. Dichtungen dieser Art also müssen wir wegschaffen, wenn sie unsern jungen Leuten nicht die unfehlbare Veranlassung werden sollen zum sittlichen Ruin" (Plato, De republ. 3. Steph. 387 391. Bip. 6 263 272). Quintilian aber schrieb: „Vor allem muß ich mit Nachdruck darauf aufmerksam machen, daß die Jugend, weil ihr Gemüt noch weich und wie ein leeres Gefäß ist, alles viel tiefer in sich aufnimmt, was ihr geboten wird: weshalb denn mit aller Sorgfalt darauf zu sehen ist, daß die Werke, mit denen man dieselbe sich beschäftigen läßt, nicht nur in edler Sprache geschrieben, sondern weit mehr noch, daß sie rein und sittlich gut seien. Die Lektüre dramatischer und lyrischer Dichter ist zu empfehlen, aber vorausgesetzt, daß man eine gewissenhafte Auswahl treffe, nicht nur unter den Dichtern selbst, sondern auch in Rücksicht auf die verschiedenen Teile ihrer Werke. Denn die griechischen Dichter sind oft viel zu frei: und auch von Horaz möchte ich manches Stück mit jungen Leuten nicht durchnehmen" (Quintil., Inst. orat. 1, c. 8).

Im Hinblick auf das eben Besprochene drängt es mich, hier auf zwei der Neuzeit angehörige Erscheinungen empfehlend hinzuweisen. Die eine ist das Bestreben einzelner verdienstvollen Schriftsteller und Verleger, Ausgaben unserer Klassiker herzustellen, welche unserer reiferen Jugend mit gutem Gewissen zur Lektüre geboten werden können. Den Anfang machte der leider so früh verstorbene treffliche Literaturhistoriker Dr Lindemann, der im Verein mit dem Herrn Verleger meines Buches die „Bibliothek deutscher Klassiker" herausgab. Dann erschien bei Aschendorff in Münster die Hülskampsche Ausgabe der „Meisterwerke der Dichter" (jedes Büchlein mit ca 100 Seiten kartoniert nur 30 Pf.). — Desgleichen begrüße ich mit Freuden P. Stechers „Deutsche Dichtung für die christliche Familie und Schule" (im Verlag der Buchhandlung Styria in Graz; die Lieferung zu 60 Pf.). Sie unterscheidet sich von der Hülskampschen Ausgabe dadurch, daß sie in einer besondern Abteilung auch das Schönste aus der altdeutschen Poesie, natürlich in „moderner Fassung und Einkleidung", bringen will. — Das vierte und jüngste derartige Unternehmen verpflichtet uns Herrn Schöningh in Paderborn zu Dank; wir meinen seine „Ausgabe deutscher Klassiker mit Kommentaren". Die andere erfreuliche Erscheinung ist das Bestreben einzelner Männer, die heranreifenden poetischen Talente, welche auch als Dichter sich des Kreuzes nicht schämen, zu sammeln und aufzumuntern. Insbesondere nennen wir den Herrn Abbé Joseph Grunau in Straßburg, der eine solche Dichterschule gegründet hat.

Eine Kritik meines Buches (es war die von der „Kreuzzeitung" gebrachte) hat auch gemeint, man merke doch da und dort etwas konfessionelle Befangenheit bei mir, aber ich kann diesen Vorwurf nicht als verdient annehmen. Man lese nur nach, mit welcher Liebe ich Klopstock, Schiller, Herder behandelte, ferner, wie warm ich Fleming, Gerhard und andere Dichter des protestantischen Kirchenliedes besprach, desgleichen Claudius, Hölty, Novalis, Uhland, Kerner, Schwab, Rückert, Geibel, Jul. Sturm, Gerok, Andersen, F. Reuter usw. und viele Dichterinnen.

Hochinteressant aber ist es, daß mir jenen Vorwurf gerade ein Urteil eintrug, das sich viel schärfer bei dem Protestanten W. Menzel findet; ebenso daß ich von einer Seite als zu mild, als nimis iustus gegenüber einzelnen Dichterheroen getadelt wurde, während vom andern Lager das Gegenteil als Tadel floß.

(Aus dem Vorwort zur achten Auflage.)

Digitized by Google

Vorwort zur neunten Auflage.

Ein guter Stern waltete über diesem Buche von Anfang an; ohne ihn wäre nicht einmal die erste Auflage vollendet worden, denn mitten in der Abfassung derselben überfiel mich eine schwere Brustkrankheit. Unendliche Wehmut ergriff mich damals bei dem Gedanken, das Buch nicht vollenden zu können; aber ich genas. Seitdem (also seit 1865) ist das Buch immer stattlicher und vollkommener geworden und hat es zur neunten Auflage gebracht. Von 1865 bis heute überfielen mich zwei weitere schwere Krankheiten, und auch andere Todesgefahren (darunter ein Attentat) drohten mir, aber ich entrann ihnen und konnte Auflage um Auflage bearbeiten. Doch nicht ohne Beihilfe lieber Freunde und Gönner, die mir absolut nötig waren, weil ich seit fast 19 Jahren eine Berufsstellung von außerordentlicher Schwierigkeit und Anstrengung habe. Eine Stunde bei Tag, in der ich nicht am Arbeiten gestört werde, gehört zu den Seltenheiten. Und nun nehme man dazu das immer lebhafter werdende poetische Schaffen in der Neuzeit, das Auftauchen zahlloser neuer Dichter, das rapide Anwachsen von neuen Dichtungen! Wie konnte ich da all den neuen poetischen Erscheinungen mit Ruhe folgen oder gar sie alle lesen! Zudem bin ich im Jahre 1829 geboren, und halbe Nächte durchzuarbeiten will mein Körper nicht mehr so erlauben wie früher. Der gute Stern blieb aber treu und führte mir zwei Männer als Helfer und Berater zu, die mit reichem Wissen und Geschmack mir vielfach referierten.

Der eine, mein unvergeßlicher Freund Dr Franz Alfred Muth, selbst ein gottbegnadeter Dichter (vgl. S. 628), mußte zu meinem größten Schmerze von hinnen scheiden, nachdem er kaum ein Fünfziger geworden. Gerade hatte ich mich zum Besuch bei ihm angemeldet, da rief ihn der Herr zu sich! Es tröstete mich nichts als der Gedanke, daß ich ihm in diesem Buche ein gewiß ehrenvolles Denkmal gesetzt habe, das hoffentlich stehen bleiben wird, auch wenn ich ihm in das Jenseits gefolgt bin. Ich möchte ihm aber nachrufen, was Ulrich von Singenberg seinem Sangesmeister Walther von der Vogelweide einst nachrief:

Ich wünsche ihm für seinen werten Sang,
Da nun sein' ird'sche Freude ist zuwege,
Daß ihn der süße Vater recht nach Gnaden pflege!

Digitized by Google

Der andere Helfer ist der treffliche Redakteur des „Deutschen Hausschatzes" in Regensburg, Herr Heinrich Keiter (vgl. S. 637), dessen Name gar oft im „Literarischen Handweiser" zu lesen ist. Er ist mir bei der neunten Auflage helfend zur Seite gestanden, wofür ich ihm nicht genug danken kann.

Daß auch der Herr Verleger sich viel bemühte, das Buch wieder auf eine höhere Stufe dem Äußern und Innern nach zu erheben, erkenne ich gleichfalls gerne an.

Um jedoch zwei Gönner und Ratgeber, deren ich in früheren Auflagen dankbar gedacht, nicht zu vergessen, seien auch hier wieder in perpetuam memoriam genannt: der schon verstorbene Gymnasialdirektor Heinrich Schlegel und der Vorstand des fürstlichen Archivs zu Donaueschingen, Herr Dr Baumann, dieser treffliche Kenner mittelalterlicher Sprache.

Doch der höchste Dank, den mein Herz empfindet, gilt dem, der meinem Buche einen so guten Stern zugewiesen, ja ihm, der „droben überm Sternenzelt als ein guter Vater wohnet".

Bezüglich dessen, was sich in dieser Auflage geändert hat, kann ich mich kurz fassen. Einiges wenige wurde gestrichen, dafür sind an fünfzig Dichter neu aufgenommen worden. Ferner wurde nach „Herder" für die Sturm- und Drangperiode ein eigener Paragraph eingereiht, das Inhaltsverzeichnis, das bisher den Schluß bildete, gleich hinter das Vorwort gestellt und das Sach- und Personenregister bedeutend verkürzt. Manche Urteile wurden gemildert oder verstärkt, viele Jahrzahlen und Ortsnamen korrigiert.

Und so lasse ich denn mein Geisteskind, welches, wenn auch noch mit manchen Fehlern behaftet, doch, wie ich hoffen darf, wieder als besser geartet, als besser ausgebildet erkannt werden wird, in die Welt, in die Familien und Schulen ziehen, ihm freundliche Grüße und Danksagung auftragend für alle, die ihm und mir Gönner geworden sind.

Konstanz, am 15. März 1893.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Vorwort zur zehnten Auflage.

Seit dem Frühjahr schon ist die neunte Auflage dieses Buches vergriffen. Kein Wunder also, daß mich der Herr Verleger lebhaft drängte, eine neue möglichst rasch vorzubereiten. Da aber mannigfache Wünsche bezüglich der Verbesserung und Vervollkommnung des Buches nicht in Sturm und Hast erfüllt werden konnten, so habe ich bei meinem hohen Alter und bei meiner angestrengten Tätigkeit im geistlichen Beruf mit aller Kraft gearbeitet und Ruhe und Erholung bis nach getaner Arbeit vertagt. Die Arbeit galt der Läuterung und Sichtung des Stoffes, der Verfeinerung des Stils, der Einführung von nicht wenigen bisher übergangenen oder neu aufgegangenen Dichtern, und damit das Buch nicht zu umfangreich und für die Schule zu teuer würde, auch der Ausscheidung minder wichtiger Proben und der Abkürzung anderer. Für diesen Ausfall ist aber reichlich dadurch Ersatz geschaffen, daß die bisherigen Verweisungen auf Kellner, „Deutsches Lese- und Bildungsbuch", noch ergänzt wurden durch solche auf Reuter, „Perlen aus dem Schatze deutscher Dichtung", und Hellinghaus, „Deutsche Poesie von den Romantikern bis auf die Gegenwart" (alle drei Werke im gleichen Verlage erschienen).

So sehr ich mich aber auch abmühte, meines Werkes Mängel zu bessern, so weiß ich doch sehr gut, daß alles menschliche Schaffen nur Stückwerk ist, und daß man nicht allen Anforderungen genügen kann, daß man insbesondere nicht zugleich das Wohlgefallen des göttlichen Erziehers der Menschheit, der gerade das der Jugend gegebene Ärgernis so scharf verurteilt, und den Beifall jener Zeitgenossen gewinnen kann, die in der Schwärmerei für die Kunst und das „Schöne" die Literaturhistoriker der Prüderie zeihen, wenn dieselben vor sittlich oder religiös bedenklichen Dichtungen ernstlich warnen, vor Dichtungen beispielsweise, denen schon das Urteil gesprochen worden ist, daß „die Sünde noch nie schöner (also verführerischer) dargestellt worden" sei.

Ich habe übrigens in diesem Rügen und Warnen so sorgfältig Maß gehalten, daß ich von verschiedenen Seiten Anerkennung, aber auch leisen Tadel mit den Worten zu hören bekam: man staune, wie zart ich manche heikle Dinge besprochen habe.

Digitized by Google

So übergebe ich nun die zehnte Auflage der Öffentlichkeit und danke bestens allen, die in irgend einer Hinsicht bei der Vorbereitung derselben mir Dienste geleistet haben. An dieser Stelle sei mir auch gestattet, auf den vorzüglichen, im selben Verlage erschienenen „Abriß der Geschichte der deutschen National-Literatur" hinzuweisen, durch dessen gelungene, sorgsame Ausführung ich E. M. Harms zu innigstem Danke verpflichtet worden bin.

Ich gebe mich der festen Hoffnung hin, daß der Allgütige, zu dessen Ehre ich das Buch begonnen und bis heute fortgeführt habe, demselben seinen Schutz und Segen bewahren werde, auch wenn ich mein Tagewerk vollbracht habe und die Pflege desselben andern Händen anvertraut sein wird. Wie eine Ahnung liegt es in meinem Herzen, daß dieser Fall in nicht ferner Zeit eintreffen, daß also diese Auflage die letzte von mir bearbeitete sein werde. Ich sage dies aber nicht in Wehmut; denn, wenn der biedere, allzeit heitere Weltmann Hagedorn einst im Kreise seiner lustigen Freunde gesagt hat, mit 45 Jahren Lebensdauer müsse jeder ehrliche Mensch zufrieden sein, so muß ich als Priester zum wenigsten bekennen: die 70 Jahre meiner Lebenszeit seien ein volles, gerütteltes Maß von Güte des lieben Vaters im Himmel. Und dafür sei ihm ewig Dank gesagt!

Konstanz, am 1. Oktober 1898.

Der Verfasser.

Zur elften Auflage.

Die Vorahnung des hochverdienten Verfassers dieses Buches hat sich leider bewahrheitet: die zehnte Auflage ist die letzte, an der seine nimmermüde Hand gearbeitet hat. Am 19. September 1903 ist er entschlafen. Der Neudruck mußte, sollte das Buch in den Schulen nicht fehlen, sehr schnell hergestellt werden. So konnte unsere Fürsorge diesmal sich nicht weiter erstrecken, als daß wir eine auf das Notwendigste beschränkte Durchsicht von sachkundiger Seite vornehmen ließen; nur der Schluß, der unverändert nicht geboten werden konnte, ist umgearbeitet worden.

Oktober 1904.

Herdersche Verlagshandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Aus den Vorreden der früheren Auflagen VII
Vorwort zur neunten Auflage X
Vorwort zur zehnten Auflage XII
Zur elften Auflage XIII

Geschichte der deutschen Literatur.

Einleitung [1].

§ 1. **Literatur und Literaturgeschichte** 1
§ 2.* **Deutsche Sprache und Schrift** 2
Das Gebet des Herrn in altdeutschen Mundarten . . . 6
Proben zur Vergleichung der neudeutschen Mundarten . . . 7
§ 3. **Einteilung der Literaturgeschichte** 8

Erste Periode.

Die früheste Poesie der Deutschen: Von der Urzeit bis 1150.

(Heidnische und christliche Dichter.)

§ 4. **Die heidnische Zeit** 9
Älteste Lieder. Siegfriedsage. Reinhard Fuchs. Merseburger Zaubersprüche.
§ 5. **Die Zeit des Überganges** 10
Hildebrandslied. Wessobrunner Gebet. Muspilli. Ulfilas Bibelübersetzung.
Bruchstück aus Ulfilas Bibelübersetzung 12
§ 6. **Die christliche Zeit** 13
Biblische Stoffe. Hrabanns Maurus. Ludwigslied. Heljand. „Der Krist" von Otfried. Segenssprüche. Leisen. Hroswitha. „Waltari von Aquitanien". „Ruodlieb". Notker.
Aus dem Heljand 19

Zweite Periode.

Vorfrühling der deutschen Poesie: Von 1150 bis 1190.

(Dichter aus dem Klerus.)

§ 7.* **Zur Orientierung** 22
§ 8. **Geistliche Dichtung** 23
Frau Ava. Ezzo. Legende von der Kindheit Jesu. Marienleben.

[1] Die mit Sternchen bezeichneten Paragraphen können in der Schule übergangen werden (vgl. S. VIII, Vorreden zur ersten und vierten Auflage).

Digitized by Google

Seite

§ 9. **Weltliche Dichtung** 27
Reim-Chroniken. Annolied. Kaiserchronik. „Reinhart Fuchs" von Heinrich dem Glichesäre.
§ 10. Das Rolandslied 29
§ 11. Das Alexanderlied 30

Dritte Periode.

Die deutsche Poesie in voller Blüte: Von 1190 bis 1300.

(Dichter aus dem Ritterstande.)

§ 12.* **Zur Orientierung** 32
§ 13.* **Die Ursachen der Blüte** 33
§ 14. **Volkspoesie** 35
§ 15. Der Nibelungen Not (Inhalt dieses Epos) 37
§ 16.* Der Nibelungen Not (Wert und Geschichte dieses Epos) . . 43
Wie Sifrit beklaget und begraben wart 46
§ 17. Gudrun (Inhalt dieses Epos) 50
§ 18.* Gudrun (Wert und Geschichte dieses Epos) 54
„Der Glücksvogel" (aus „Gudrun") 56
§ 19. **Kunstpoesie** 58
§ 20. **Das Kunstepos** 59
Die Artussage. Die Gralsage. Heinrich von Veldeke.
§ 21. Herr Hartmann von Aue (von Owe) 60
Aus „Der arme Heinrich" 65
§ 22. Herr Wolfram von Eschenbach 68
§ 23. Wolframs Parzival 70
Aus „Parzival" 71
§ 24. Meister Gottfried von Straßburg 75
§ 25. Die Nachahmer Gottfrieds (Epiker) 76
Rudolf von Hohenems. Konrad von Würzburg.
§ 26. **Die höfische Lyrik** 81
§ 27.* **Die Formen der höfischen Lyrik** 82
An Christus (aus der Manessischen Sammlung) 84
An Maria (aus der Manessischen Sammlung) 86
Maienlust (von Walther von der Vogelweide) 87
§ 28. **Der Minnesang** 87
Lob der deutschen Frauen (von Walther von der Vogelweide) . 89
§ 29.* Die nennenswertesten Minnesänger 90
Friedrich von Husen. Reinmar der Alte. Spervogel. von Kürenberg. Dietmar von Aist. Ridhart von Renenthal. Tannhäuser. Heinrich von Morungen. Gottfried von Neifen. Reinmar von Zweter. Der Marner. Die goldene Schmiede. Schwester Mechthildis. Heinrich von Meißen (Frauenlob). Ulrich von Lichtenstein. Johannes Hadloub. Der Sängerkrieg auf der Wartburg.
Die reine Minne (von Schwester Mechthildis) 92
Zum Jesuskinde (von Schwester Mechthildis) 92
Hymnus des Vaters (von Schwester Mechthildis) 92
Aus der „goldenen Schmiede" (von Konrad von Würzburg) . 93
Ein kleines Gedicht Frauenlobs 95
§ 30. Herr Walther von der Vogelweide 95
Das heilige Land 99
Deutschlands Not 100
Einst und jetzt 101
§ 31. **Didaktische Poesie** 103
„Der welsche Gast" von Thomasin von Zerklære. Freidanks „Bescheidenheit". Winsbeke und Winsbekin. „Der Renner" von Hugo von Trimberg. Der Stricker. „Meier Helmbrecht" von Wernher dem Gartenære. „Der Edelstein" von Ulrich Boner. „Die minnende Seele oder die Tochter Sion." Geistliche Sinn- und Lehrgedichte von Schwester Mechthildis. Berühmte Prediger: David von Augsburg, Bertold von Regensburg.

Digitized by Google

Seite
Von Gott (aus Freidanks „Bescheidenheit") 104
Eingang (aus dem „Winsbeke") 105
Von Worten (aus dem „Renner") 106
Von einer gefangenen Nachtigall (aus Boners „Edelstein") . . 107
Der Glaube (aus „Die Tochter Sion") 108
Das Kloster der Minne (von Schwester Mechthildis) . . . 108

Vierte Periode.

Verfall der deutschen Poesie: Von 1300 bis 1500.

(Dichter aus dem Meisterstande.)

§ 32. **Übersicht** 111
Weltliche Volkslieder 112
Geistliche Volkslieder 115
§ 33.* **Ursachen des Verfalls** 116
§ 34. **Der Meistergesang** 118
Der Schmied Regenbogen. Hans Rosenblüt. Hans Folz. Hans Sachs.
Meistergesang 120
Von einem schneider und schuhmacher 121
§ 35.* **Die epische Poesie** 122
„Diokletians Leben" von Hans von Bühel. „Teuerdank" von Kaiser Max I. „Reineke de vos." Peter Suchenwirt („Ehrenreden"). Halbsuter. Veit Weber. Kleinere Sagen: Graf von Rom, Der edle Möringer, Kaiser Max. Volksbücher: „Herzog Ernst" und „Till Eulenspiegel".
§ 36.* **Die lyrische Poesie** 125
Hugo von Montfort. Oswald von Wolkenstein. Heinrich von Laufenberg. Mönch Johannes. Geistliche Volkslieder.
Heimweh (von H. v. Laufenberg) 126
An meine Seele (von H. v. Laufenberg) 127
Weihnachtslied (von Tauler) 128
Geißlerlied 129
Media vita 129
§ 37.* **Didaktische Poesie** 129
Die Klopfan. Weingrüße und Weinsegen. Jägerschreie und Weidsprüche. Sprichwörter. Rätselfragen. Aufschriften. Priameln. „Narrenschiff" von Sebastian Brant. Sinngedichte der Schwestern von St Gallen und Villingen. Meister Eckhardt. Johannes Tauler. Johannes Geiler von Kaisersberg. Heinrich der Teichner.
Weingruß 130
Weinsegen 130
Drei Priameln 131
Acht Sinngedichte (von Klosterfrauen) 132
§ 38. **Die dramatische Poesie in ihrer Kindheit** 135
Mysterien. Passionsspiele. Deutsche Marienklage. Moralitäten. Fastnachtsspiele. Neujahrsspiele.
Bruchstück aus einem Osterspiele des 15. Jahrhunderts . . 138

Fünfte Periode [1].

Verwilderung der deutschen Poesie: Von 1500 bis 1618.

(Übergangsperiode.)

§ 39.* **Gute und schädliche Einflüsse** 142
§ 40. **Übersicht** 148
Zehn Volkslieder 153

[1] Von der Reformationszeit an sind die Dichter katholischer Konfession mit * bezeichnet.

Digitized by Google

Seite

§ 41.* **Epische Poesie** 156
Hans Sachs. Joh. Fischart. Dessen „Glückhafft Schiff". Volksbücher: Der ewige Jude; Faust; Das Lalenbuch; Die Schildbürger.
Sankt Peter mit der Geiß 157
Vom Bauernkrieg 161
Gegen die Türken 162
§ 42.* **Die lyrische Poesie** 162
Die lyrischen Meistergesänge. Das lyrische Volkslied. Das protestantische Kirchenlied (Nikolaus Hermann, Matthesius, Paul Speratus, Philipp Nicolai, Bartholomäus Ringwaldt). Alte katholische geistliche Kirchengesänge. Umdichtungen. Heinrich Knaust.
Der Lobgesang Zacharia (von Johann Englisch) 163
Ein Kinderlied auf die Weihenachten (von Luther) 164
Danket dem Herrn (von Nikolaus Hermann) 165
Es ist gewisslich an der Zeit (von Barth. Ringwaldt) . . . 166
O Christe, Morgensterne 167
Ein Lied von der Geburt Jesu Christi 168
Ewigkeit 168
Jäger 169
Insbruck, ich muß dich laßen, christlich geändert (von H. Knaust) 169
Reienlied (von Jakob Klieber) 170
§ 43.* **Die didaktische Poesie** 170
Fischart. Ulrich v. Hutten. Thomas Murner*. Johannes Nas*. Das allegorisch-satirische Lehrgedicht (Georg Rollenhagen). Die Lehrfabel (Erasmus Alberus, Burkard Waldis).
Vom Bauren und dem Gott Herkules 175
§ 44.* **Die dramatische Poesie** 175
Die biblischen Schauspiele. Dramatisierte Heiligenlegenden. Allegorische Schauspiele. Kirchlich-polemische Dramen (Pamphilus Gengenbach, Nikolaus Manuel). Jakob Ayrer. Hans Sachs. Herzog Heinrich Julius von Braunschweig. Landgraf Moriz von Hessen.

Sechste Periode.

Die deutsche Poesie unter geistiger Fremdherrschaft: Von 1618 bis 1748.

(Nachahmende Dichter aus dem Gelehrtenstande.)

§ 45.* **Schlimme Aussichten** 178
§ 46. **Allgemeiner Charakter der Periode** 180
§ 47. **Übersicht mit Bezug auf die einzelnen Dichtungsarten** 186
Es waren einmal zwei Bauernsöhn' 191
Abendlied 192

Erste Gruppe.

§ 48.* **Die Opitzsche Schule** (Lyriker) 192
Martin Opitz. Paul Fleming. Adam Olearius. Johann v. Rist. Johannes Heermann. Georg Neumark. Benjamin Schmolck. Martin Rinkart. Joachim Neander. Louise Henriette. Ludamilia Elisabeth. Paulus Gerhardt. Johann Scheffler*. Simon Dach. Johann Georg Greflinger. Sibylla Schwartzin.
Ergebung an Gott (von Fleming) 193
An sich (von Fleming) 194
Trostlied (von Georg Neumark) 196
Passionslied (von Gerhardt) 197
Geistliches Hirtenlied (von Scheffler) 199
Aus dem „Cherubinischen Wandersmann" (von Scheffler) . . 199
Freundschaft (von Dach) 200

Digitized by Google

Seite

Aus einem Liede wider das Heiraten (von Greflinger) . . 201
Ein Biſſen zum Trunk (von Greflinger) 202
§ 49.* **Die Opitzſche Schule** (Drama, Satire, Epigramm) 203
Andreas Gryphius. Joachim Rachel. Friedrich v. Logau. Johann Michael Moſcheroſch.
Geſpräch aus der Tragödie „Papinian" (von Gryphius) . . 204
Szene aus dem Scherzſpiel des „Horribilicribrifax" (von Gryphius) 206
Epigramme (von Friedrich v. Logau) 207

Zweite Gruppe.

§ 50.* **Vereinzelt ſtehende Zeitgenoſſen von Opitz** 211
Friedrich v. Spee*. Prokopius*. Martin von Kochem Schuppius*. Lauremberg. Jakob Balde*. Anna Maria Schurmännin.
Eingang zur Trutznachtigall (von Fr. v. Spee) 212
Das alte Germanien (von Balde) 215
Weihung eines Kindes (von Balde) 218
Das Vögelchen (von Balde) 218

Dritte Gruppe.

§ 51.* **Die Dichter des italieniſchen Geſchmackes** (die „prunkvolle" und die Nürnberger Schule) 220
Hofmann v. Hofmannswaldau. Lohenſtein. Freiherr v. Abſchatz. Die Pegnitzſchäfer: Harsdörffer, Klaj, Sigmund v. Birken.
Rede des Antonius in Lohenſteins „Kleopatra" 222
Aus den „Tränen der Mutter Gottes am Kreuze des Herrn" (von Lohenſtein) 223
Abriß eines falſchen Freundes (von Hofmann) 223
Frühlings-Willkomm (von Harsdörffer) 224

Vierte Gruppe.

§ 52.* **Einzelerſcheinungen aus der Zeit zwiſchen Opitz und Gottſched** . . 225
Günther. Chriſtoffel v. Grimmelshauſen*. Robinſonaden. Schnabel. Regina. v. Greiffenberg. Abraham a Sancta Clara*.
Hauptinhalt des Romans „Der abenteuerliche Simplicius Simpliciſſimus" (von Grimmelshauſen) 228
Die Gott lobende Frühlingsluſt (von Regina v. Greiffenberg) . 232
Judä Iſcariotis eilfertige Flucht nacher Jeruſalem (von Abraham a Sancta Clara) 233

Fünfte Gruppe.

§ 53.* **Die Gegner der ſchwülſtigen Poeſie** 238
Chriſtian Weiſe. v. Beſſer. v. König. Poſtel. Hunold. Freiherr v. Canitz. Chriſtian Wernicke. Brockes.
Auf Artemons deutſche Gedichte (von Wernicke) 240
Auf Aſtolph, den hochtrabenden Poeten (von Wernicke) . . 240

Sechſte Gruppe.

§ 54.* **Gottſched, ſeine Getreuen und die von ihm abgefallenen „Bremer Beiträger"** 242
Gottſched. Schwabe. Freiherr v. Schönaich Die Gottſchedin. Die Neuberin. Chr. Gärtner. Rabener. J. A. Cramer. Die Brüder Schlegel. Gellert. Zachariä.
Hans Nord (von Gellert) 245

Digitized by Google

Siebte Gruppe.

Seite

§ 55.* **Die Vorboten der Besserung** (die Alemannen und die Niedersachsen) . 247
Karl Fr. Drollinger. Bodmer und Breitinger. Albrecht v. Haller. Friedr. v. Hagedorn. Ludw. Liscow.
Aus der Ode „Lob der Gottheit" (von Drollinger) . . . 248
Mailied (von Hagedorn) 253

Achte Gruppe.

§ 56.* **Der Hallesche oder Halberstädter Dichterkreis** (Anakreontiker) . . . 254
Gleim. Ewald v. Kleist. Uz. Ramler. Die Karschin.
Das Lob des Höchsten (von Uz) 256

Neunte Gruppe.

§ 57.* **Die noch rückständigen Zeitgenossen Gottscheds** 258
Heinrich Lindenborn*. Kästner. Lichtwer. Pfeffel.
Die seltsamen Menschen (von Lichtwer) 259
Das Johanniswürmchen (von Pfeffel) 260
Die Stufenleiter (von Pfeffel) 260

Siebte Periode.

Die wiederaufblühende oder klassische Poesie der Deutschen: Von 1748 bis 1832.

(Dichter von Beruf und mit klassischer Bildung.)

§ 58.* **Überschau** 261

Erste Gruppe.

Klopstock und Lessing nebst ihren Nachfolgern.

§ 59. **Klopstock.** (Seine Personalien) 269
§ 60. Klopstock als Dichter 270
1. Bruchstück aus dem 7. Gesang des „Messias" . . . 274
2. Ode: Die Frühlingsfeier 277
3. Die Auferstehung 280
§ 61.* Klopstocks minder gute Nachfolger (Idyllen- und Barden-Poesie) 280
Salomon Geßner. „Bardengebrüll." Kretschmann (Barde Ringulph). Michael Denis* (Barde Sined).
Myrtill (von Geßner) 281
§ 62. Klopstocks bessere Nachfolger (der sog. Hainbund und seine Freunde) 282
Joh. Heinrich Voß. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg*. Joh. Martin Miller. Hölty. Leisewitz. Claudius. Bürger. Tiedge.
Der siebzigste Geburtstag (von Voß) 284
Das befreite Deutschland (von Stolberg) 290
Elegie beim Grabe des Vaters (von Hölty) 292
Das Rheinweinlied (von Claudius) 293
Hinz und Kunz (von Claudius) 294
Polykarpus (von Claudius) 294
Lenore (von Bürger) 295
§ 63. **Lessing.** (Seine Personalien) 298
§ 64.* Lessing als Schriftsteller 300
§ 65. Lessing als Dichter 302
Fabeln 309
Epigramme 310
§ 66.* Lessings Nachfolger 311
Iffland. v. Kotzebue.

Digitized by Google

Zweite Gruppe.

Seite

§ 67. Der Musenhof zu Weimar 312
§ 68. **Wieland** 314
Aus „Oberon" (5. Gesang) 317
§ 69. **Herder.** (Seine Personalien) 319
§ 70.* Herder als Schriftsteller 320
§ 71. Herder als Dichter 322
1. Die wiedergefundenen Söhne 323
2. Der Weinstock 324
3. Bilder, Gnomen und Epigramme 324
4. Vier Romanzen aus „Cid" 325
§ 72. **Sturm- und Drangperiode** 329
Lenz. Klinger. Heinr. Leop. Wagner. Friedr. Müller*. Schubart. Hahn.
§ 73. **Goethe.** (Seine Personalien) 332
§ 74. Goethe als Dichter 334
1. Der Musensohn 337
2. Der Zauberlehrling 337
3. Erlkönig 338
4. Der getreue Eckart 339
5. Die wandelnde Glocke 340
6. Aus Wilhelm Meisters Lehrjahren 341
7. Wanderers Nachtlied 342
§ 75. Goethes größere Jugenddichtungen 342
§ 76. In Italien gereifte Dramen Goethes 346
§ 77.* Nach der italienischen Reise bis zu Schillers Tod . . 354
Aus „Hermann und Dorothea" 356
§ 78. Goethes Dichtungen nach Schillers Tod 359
§ 79. „Faust" 360
§ 80. **Friedrich von Schiller.** (Sein Leben) 364
§ 81. Schillers Persönlichkeit, Charakter und Grundsätze . 365
§ 82. Schiller als Dichter 368
§ 83. Die Gruppe jugendlicher Naturpoesien 369
§ 84. Schillers schönste kleineren Gedichte 373
Das Lied an die Freude 375
Die Kraniche des Ibykus 376
Der Graf von Habsburg 378
§ 85. Schillers spätere Dramen 381
Das Mädchen von Orleans 383

Dritte Gruppe.

§ 86. **Die Humoristen** 385
Lichtenberg. v. Hippel. Jean Paul.
Die Testaments-Eröffnung. (Aus den „Flegeljahren") . . 389
§ 87. **Entferntere Verwandte Jean Pauls** 394
Engel. Lafontaine. Zschokke. Musäus. Pestalozzi. Charlotte v. Kalb. Karoline v. Wolzogen. Therese Huber.

Vierte Gruppe.

Die Romantiker.

§ 88. **Wesen und Wirksamkeit der romantischen Schule** 395
§ 89. Die Häupter der romantischen Schule 401
Novalis. August Wilhelm und Friedrich v. Schlegel. Tieck.
Seligkeit in Jesu (von Novalis) 403
Maria (von Novalis) 403
Der Wein (von Novalis) 404
Arion (von A. W. v. Schlegel) 406
Zwei Sonette auf Maria (von A. W. v. Schlegel) . . . 408
Gelübde (von Fr. v. Schlegel) 409
Nacht (von Tieck) 411

Digitized by Google

Seite

§ 90. Die patriotischen Romantiker 411
v. Schenkendorf. Körner. Arndt. Jos. v. Görres*.
Andreas Hofer (von Schenkendorf) 413
Lützows wilde Jagd (von Körner) 414
§ 91. Die phantastischen Romantiker 417
Fouqué. Achim v. Arnim. Bettina*. Brentano*. E. Th. W. Hoffmann.
Trostlied (von Fouqué) 419
Ein Pilgerseufzer (von Fouqué) 419
Soldaten-Katechismus (von Arnim) 420
Die lustigen Musikanten (von Brentano) 424
Die Gottesmauer (von Brentano) 425
Erntelied (von Brentano) 426
Soldatenlied (von Brentano) 427
Im Namen Jesu (von Brentano) 427
§ 92. Die hervorragendsten Dramatiker der romantischen Schule 428
Heinrich v. Kleist und die Schicksalstragödien (Zach. Werner*, Müllner, Grillparzer*, Ernst v. Houwald).
§ 93. Die Spätromantiker 431
Chamisso*. Ernst Schulze. v. Eichendorff*.
Die alte Waschfrau (von Chamisso) 432
Salas y Gomez (von Chamisso) 433
Morgengebet (von Eichendorff) 443
Abschied (von Eichendorff) 443
Der frohe Wandersmann (von Eichendorff) 443
Das kranke Kind (von Eichendorff) 443

Fünfte Gruppe.

§ 94. **Die Halbromantiker** (die Schwäbische Schule) 444
Uhland. Justinus Kerner. Gustav Schwab. Eduard Mörike. Hermann Kurz. Hölderlin.
Schäfers Sonntagslied (von Uhland) 446
Einkehr (von Uhland) 447
Des Sängers Fluch (von Uhland) 447
Sterbeklänge (von Uhland) 448
Wanderlied (von Kerner) 451
Der Geiger zu Gmünd (von Kerner) 451
Der reichste Fürst (von Kerner) 452
Der Wanderer in der Sägemühle (von Kerner) 453
Der Reiter und der Bodensee (von Schwab) 453
Das Gewitter (von Schwab) 455
§ 95. **Die Halbromantiker** (Fortsetzung) 457
Rückert. Wilh. Müller. Immermann. Luise Hensel*.
Der Spielmann (von Rückert) 459
Geharnischtes Sonett (von Rückert) 460
Aus der „Weisheit des Brahmanen" (von Rückert) 461
Das Frühlingsmahl (von W. Müller) 462
Ein Epigramm (von W. Müller) 463
Jesus in der Heiligen Schrift (von Luise Hensel) 465
Nach dem Genusse des heiligen Abendmahles (von Luise Hensel) 465
Sursum corda (von Luise Hensel) 466

Sechste Gruppe.

§ 96. **Die Dichter der Mundart** 466
Joh. Heinr. Voß. Grübel. Hebel. Usteri. Arnold. Sebastian Sailer*. Weitzmann. Lennig*. K. Malß. Lindemayr*. Castelli*.
Die Mutter am Christabend (von Hebel) 467
Aus dem „Herr Heiri" (von Usteri) 469
An die Sonne (von Castelli) 470

Digitized by Google

Siebte Gruppe.

Seite

§ 97. **Die noch rückständigen Dichter von einiger Bedeutung** 471
Platen. Ladislaus Pyrker*. Heinrich v. Collin*. Matthisson. Salis-Seewis. Jenne. Eduard v. Schenk*. Mich. Beer. Grabbe. Griebenkerl. Kanpach. Luise Brachmann. Elise Kulmann.
Der Pilgrim vor St Just (von Platen) 472
Das Grab im Busento (von Platen) 473
Ghaselen (von Platen) 473
Sonette an Venedig (von Platen) 474
Die Menschenalter (von Pyrker) 475
Das Mitleid (von Salis-Seewis) 477
Die Kirche (von Schenk) 478
Ergebung (von Luise Brachmann) 481
An die heilige Jungfrau (von Elise Kulmann) 482
An meine Mutter (von Elise Kulmann) 482

Achte Periode.

Die Poesie der allgemeinen Bildung: Von 1832 bis jetzt.

(Dichter aus allen Ständen.)

§ 98. **Allgemeiner Charakter der Periode** 483
§ 99. **Überblick mit Bezug auf die einzelnen Dichtungsarten** 492

Erste Gruppe.

§ 100. **Das Junge Deutschland** 496
Ludwig Börne. Heinrich Heine. Karl Gutzkow. Heinrich Laube. Theodor Mundt. Gustav Kühne. Ludolf Wienbarg.
Zwei Sonette (von H. Heine) 499
Liederproben (von H. Heine) 500
Sturm (von H. Heine) 500
Belsazar (von H. Heine) 501

Zweite Gruppe.

§ 101. **Die Verwandten des Jungen Deutschland** (politisch-revolutionäre Dichter) 505
Georg Herwegh. Hoffmann von Fallersleben. Ferdinand Freiligrath. Gottfried Kinkel. Robert Prutz. Franz Dingelstedt. Heinr. Jos. König.
Liederproben (von H. v. Fallersleben) 507
Löwenritt (von Freiligrath) 511

Dritte Gruppe.

§ 102. **Die österreichischen Dichter** 513
Joseph Christian v. Zedlitz*. Nikolaus Lenau*. Karl Beck. Moritz Hartmann. Alfred Meißner*. Anastasius Grün*. Franz Grillparzer*. Friedr. Halm*. Jos. Weilen. Eduard v. Bauernfeld. Eduard Mautner. Joh. Nep. Nestroy*. Ferd. Raimund*. Ludw. Anzengruber*. Phil. Langmann*. Arthur Schnitzler. Hugo v. Hofmannsthal. Karl Domanig*. Richard v. Kralik. Karl Egon Ebert*. Joh. Nep. Vogl*. Joh. Gabr. Seidl*. Ernst v. Feuchtersleben*. Robert Hamerling*. Seb. Brunner*. Konst. v. Wurzbach-Tannenberg*. Joh. Pollhammer. Jos. Seeber*. Eduard Hlatky*. Joh. Senn*. Beda Weber*. Karl v. Leitner*. Vincenz Zusner*. A. v. Tschabuschnigg*. Beda Piringer*. Hermann v. Gilm zu Rosenegg*. Hermann Rollett*. J. Pfeifer*. Hieronymus Lorm. Ludwig August Frankl. Adam Trabert*. Cölestin Gschwari*. Ignaz Zingerle*. Aloys Meßmer*. Aloys Flir*. Norbert Stock*. Joh. Adolf Heyl*. Leo Fischer*. Franz Eichert*. J. G. Seidl*. Franz Stelzhamer*. Karl Adam Kaltenbrunner*. Anton v. Klesheim*. Karl

Digitized by Google

Seite

v. Lutterotti*. Kaspar Hagen*. Charles Sealsfield*. Adalb. Stifter*. Jos. Rank*. Uffo Horn*. Leop. Kompert. Bruno Schön*. Isidor Proschko*. Anton Schott*. Aug. Silberstein. L. v. Sacher-Masoch. Karl Emil Franzos. Adolf Pichler*. Herm. Dreyer*. Jos. Wichner*. Franz Mich. Felder*. Petri Kettenfeier Rosegger*. Ferd. Kürnberger*. Karl Landsteiner*. Michael Maria Rabenlechner*. Ferd. v. Saar*. Kaiser Maximilian I. von Mexiko*. Kronprinz Rudolf von Österreich*. Robert Weißenhofer*.

Die nächtliche Heerschau (von v. Zedlitz) 514
Liederproben (von Lenau) 515
Die drei Zigeuner (von Lenau) 518
Weib und Kind (von Lenau) 518
An ein schönes Mädchen (von Lenau) 519
Der offene Schrank (von Lenau) 519
Bitte (von Lenau) 519
Der fromme Pilger (von Lenau) 520
In der Heimat (von M. Hartmann) 522
Der Ring (von Grün) 523
Die Baumpredigt (von Grün) 523
Feldmarschall Radetzky (von Grillparzer) 526
Epigramme (von Grillparzer) 526
Frau Hitt (von Ebert) 531
Die Sieger (von Vogl) 532
Hans Euler (von Seidl) 533
Auf Wiedersehn (von Feuchtersleben) 534
Schwanenlied der Romantik (von Hamerling) 537
Liederproben (von Wurzbach) 539
Das Marienbild im Walde (von Gschwari) 544
Ave Maria am Abend (von Jgn. Zingerle) 544
Die Zelle (von A. Meßmer) 544
Salve Regina (von Bruder Norbert) 545
Falsch (von Bruder Norbert) 546
Da schen Bue (von F. Stelzhamer) 547
Bei'n Bacherl (von K. A. Kaltenbrunner) 547
Die alt'n Leut' (von v. Klesheim) 547
Das Geläute von Oberplan (von Stifter) 550
Alter (von F. v. Saar) 554

Vierte Gruppe.

§ 103. **Der Münchner Dichterkreis. — Bayrische Dichter** 555

Emanuel Geibel. Paul Heyse. Ad. Friedr. v. Schack. Friedr. v. Bodenstedt. Heinr. Leuthold. Wilh. Hertz. Hans Hopfen. Julius Grosse. Hermann Lingg*. Oskar v. Redwitz*. Aug. Becker*. Wilh. Molitor*. Joh. Schrott*. Friedr. Beck*. Edm. Behringer*. Wilh. Bilzer. Franz Trabert*. Erhard Ertlmayer*. Anton Kohl*. Albert Riedel*. Herm. Jos. Graf Fugger-Glött*. P. Albert Maria Weiß*. Georg Friedr. Daumer*. Lorenz Krapp*. Albert Traeger. Franz Bonn*. Hyacinth Holland*. L. Wohlgemuth*. Georg Scheurlin. Heinr. v. Reder. Martin Greif*. Aug. Schaufert*. Leop. Feldmann. Ludw. Aurbacher*. Melchior Meyr. Franz Trautmann*. Otto v. Schaching*. Herm. v. Schmid. Maximilian Schmidt*. Ludw. Ganghofer*. Konr. v. Bolanden*. Franz v. Seeburg*. Herm. Geiger*. Aug. Sperl. Christoph v. Schmid*. Graf Franz Pocci*. Friedr. Güll. Ludw. Lang*. Jos. Hecher*. Franz v. Kobell. Karl Stieler*. Franz Keller*. Joh. Georg Scheifele*. Ludw. Schandeins.

Der Zigeunerbube im Norden (von Geibel) 557
Von des Kaisers Bart (von Geibel) 558
Hoffnung (von Geibel) 559
Abendfeier in Venedig (von Geibel) 559
Über ein Stündlein (von P. Heyse) 560
Der schwarze Tod (von H. Lingg) 563

Digitized by Google

Seite
Die beiden Schwestern (von Redwitz) 565
Jakob Balde (von Joh. Schrott) 567
Erkennst du dich? (von W. Molitor) 569
Das Tränenkrüglein (von Friedr. Beck) 569
Maria, Gnadenmutter zu Freiberg (von Daumer) 572
Mutterherz (von Alb. Traeger) 574
Die Samariter (von G. Scheurlin) 574
Aus den „Federzeichnungen" (von H. v. Reder) 574
Morgengang (von M. Greif) 576
Sommerstille (von M. Greif) 576
's romantische Mädchen (von Kobell) 580
De stoanern Jager (von Kobell) 581
An Anfrag (von Karl Stieler) 582
Kind'rzucht beim Hoinza (von Fr. Keller) 583

Fünfte Gruppe.

§ 104. **Dichter aus dem übrigen Süddeutschland und der Schweiz** . . . 584
Wilh. Hauff. Alb. Werfer*. Jos. Ant. Pflanz*. Konrad Kümmel*. Gottfried Keller. Konr. Ferd. Meyer. Walter Siegfried. Jakob Christoph Heer. Georg Baumberger*. P. Joseph Spillmann*. Jeremias Gotthelf. Berthold Auerbach. Heinr. Hansjakob*. Reinhold Baumstark*. Alban Stolz*. Emil Frommel. Albert Bürklin. Friedr. Theod. Vischer. Jos. Viktor v. Scheffel*. Ludw. Eichrodt. Leop. Aug. Hoppensack*. Eduard Eggert*. Karl Spitteler. Jos. Viktor Widmann*. Wilh. Wackernagel. Friedr. Oser. Karl Rud. Tanner. Karl Mayer. Theobald Kerner. Ludw. Pfau. Joh. Georg Fischer. Gustav Pfizer. Eduard Paulus. Christian Wagner. Aug. Ferd. Schnezler*. Eduard Bauer. Franz Mallebrein*. Heinrich Vierordt. Wilh. Weigand. Karl Ernst Knodt. Wilh. Walloth. August Stöber. Adolf Stöber. Fritz Lienhard. P. Gall Morel*. P. Georg Ferd. Graf v. Waldburg-Zeil*. P. Alexander Baumgartner*. Eduard Vogt*. Joh. Mart. Schleyer*. Albert Knapp. Karl Gerok. Karl Weickum*. Rudolf Lehrle*. Albert Hägeli*. Adolf v. Berlichingen*. Ludw. Spach. Wilh. Aug. Corrodi*. Theod. Meyer-Merian. Jakob Mähly. Karl Weitbrecht. Richard Weitbrecht. Ferd. Weibert. Karl Gottfried Nadler.
Abendlied (von Gottfr. Keller) 586
In der Sistina (von K. F. Meyer) 586
Zwei Tropfen Dinte (von A. Stolz) 592
Der Fünfundsechziger (von Scheffel) 596
Aus „Prinz Eugenius" (von Hoppensack) 597
Carrara (von Vierordt) 602
Gesicht (von W. Weigand) 603
Liebe über alle Liebe (von P. Gall Morel) 604
Trost im Leide (von Schleyer) 605
Die Einladung (von Knapp) 605
Kindergottesdienst (von K. Gerok) 607

Sechste Gruppe.

§ 105. **Die Dichter aus Rheinland und Westfalen** 610
Karl Jos. Simrock*. Wolfg. Müller von Königswinter*. Alex. Kaufmann*. Joseph Pape*. Johannes Weißbrodt*. Joseph Bruno Graf Mengersen auf Rheder*. Friedrich Wilhelm Weber*. W. Weeningh*. Adam Jos. Cüppers*. Ferd. Ludwigs*. Wilh. v. Born*. Jakob Schäfer*. Friedr. Wilh. Helle*. Kardinal Joh. v. Geissel*. Guido Görres*. Wilh. Smets*. Kardinal Melchior v. Diepenbrock*. Gustav Berlyn*. Gedeon von der Heide*. Ferd. Heitemeyer*. Wilh. Reuter*. P. Joh. Bapt. Diel*. P. Wilh. Kreiten*. P. Ambrosius Schupp*. P. Fritz Esser*. Franz Alfred Muth*. Friedr. Wilh. Grimme*. Wilhelm Junkmann*. Franz Hoppe*. Eduard Michelis*. Julius Schwering*. Theodor Herold*. Hans Eschelbach*. Laurenz Kiesgen*. Philipp Withop*. L. van Heemsteede

Digitized by Google

Seite

(Leo Tepe)*. Ludw. Fulda. Peter Cornelius*. Heinrich Hart. Julius Hart. Stephan George. Heinr. Wilh. Riehl. Philipp Wasserburg*. Konrad Kraus*. Karl Theod. Zingeler*. Heinr. Keiter*. H. Kerner (H. Cardauns)*. Ernst Müllenbach. Levin Schücking*. Joseph Lauff*. Friedr. Wilh. Hackländer. Walter v. Münich*. Anton de Waal*. Matthias Höhler*. W. Herchenbach*. Karl Berthold*. Theodor Berthold*. Heinr. Overhage*. Adolf Kolping*. W. O. v. Horn. Heinr. Bone*. Heinr. Hoffmann. Friedr. Wilh. Grimme*. Ferd. Zumbroock*. Schlüchter. Wilh. Koch*. Simrock. Friedr. Lennig*. Karl Malß. Friedrich Stoltze.

Der versenkte Hort (von Simrock) 610
Das Christusbild zu Wien (von Simrock) 611
Liebe Leiterin (von Fr. W. Weber) 614
Eine Tat (von Fr. W. Weber) 615
Gretleins Trauer (von Fr. W. Weber) 615
Du sonnige, wonnige Welt (von Fr. W. Weber) 616
Arme Seele (von Fr. W. Weber) 616
Juhei! (von G. Görres) 619
Die Schreiber, ach, die Schreiber! (von G. Görres) . . . 620
Die Befreiung Wiens (von G. Görres) 620
Wiegenlied der Mutter Gottes (von Diepenbrock) . . . 621
Vor Gott gilt ohne Liebe nichts (von Diepenbrock) . . . 622
Ave Maria (von Gedeon v. d. Heide) 624
Trösterin der Betrübten (von Gedeon v. d. Heide) . . . 624
In tiefem Leid (von P. Diel) 626
Der erste Mai (von P. Diel) 627
Der Mutter Tod (von P. Kreiten) 628
Sonntagmorgen (von Fr. A. Muth) 630
An Maria (von Fr. A. Muth) 630
Frühlingswonne (von Fr. A. Muth) 630
Ein Antlitz (von Fr. A. Muth) 631
Lieschens Brief an das Christkindlein (von Fr. W. Grimme) . 632
Der Dorfmusikus (von Fr. W. Grimme) 632
Jugendtage (von Laurenz Kiesgen) 634
Abendstille (von Leo Tepe van Heemstede) 635

Siebte Gruppe.

§ 106. **Dichter aus den Küstenländern** 641

Christian Friedr. Hebbel. Arthur Fitger. Heinrich Kruse. Adolf Wilbrandt. Richard Voß. Ernst Wichert. Adolf L'Arronge. Hermann Sudermann. Max Halbe. Otto Ernst Schmidt. Robert Reinick. Johannes Trojan. Lebrecht Dreves*. P. Guido Maria Dreves*. Jeannot Emil v. Grotthuß. Theodor Storm. Gustav Falke. Detlev v. Liliencron. Maurice Reinhold v. Stern. Arno Holz. Christian Friedr. Scherenberg. Otto Friedr. Gruppe. Franz Kugler. Wilh. Jordan. Hermann Allmers. Joh. Christoph Biernatzki. Timm Kröger. Gustav Freussen. Adolf Bartels. Herm. Heiberg. Thomas Manns. Hans Hoffmann. Friedr. Gerstäcker. Balduin Möllhausen. Hermann Breusing. Aug. Lewald*. Robert Waldmüller. Adolf Ebeling*. Friedr. Spielhagen. Theodor Herm. Pantenius. Felix Dahn. Wilhelm Meinhold. Wilh. Jensen. Edmund Höfer. Herm. Hirschfeld. Adolf Schirmer. Julius Stinde. Fritz Reuter. Klaus Groth.

Das Kind am Brunnen (von Hebbel) 643
Zwei Distichen (von Hebbel) 644
Der Bleicherin Nachtlied (von Rob. Reinick) 646
Vor Menschen sei ein Mann, vor Gott ein Kind (von Rob. Reinick) 647
Der Glocken Wallfahrt nach Rom (von Lebrecht Dreves) . . 648
Abseits (von Theodor Storm) 650
Die feinen Ohren (von Gust. Falke) 650
Wer weiß wo (von Detl. v. Liliencron) 651
De Wedd (von Fritz Reuter) 661
Still, min Hanne (von Groth) 664

Digitized by Google

Achte Gruppe.

Seite

§ 107. **Dichter aus dem übrigen Nord- und Mitteldeutschland** . . . 664

Otto Ludwig. Richard Wagner. Rudolf Gottschall. Hans Herrig. Eduard Devrient. Salomon Hermann Mosenthal. Prinz Georg von Preußen. Ernst v. Wildenbruch. Gerhart Hauptmann. Paul Lindau. Gustav v. Moser. Franz v. Schönthan. Otto Erich Hartleben. Felix Philippi. Karl v. Holtei. Roderich Benedix. Gustav von und zu Putlitz. Feodor Wehl. Gustav Freytag. Max Waldau. Willibald Alexis. Karl Spindler*. Wilhelm v. Chézy*. Georg Ebers. Ernst Eckstein. Max Ring. Alb. Emil Brachvogel. Karl Gleibtreu. Georg v. Ompteda. Otto Ruppius. Ernst Koch*. Franz Freih. v. Gaudy. Richard Leander. Wilh. Raabe. Heinr. Seidel. Theodor Fontane. Viktor von Strauß und Torney. Hermann Grimm. Gerhard v. Amyntor. Max Kretzer. Friedr. Ahlfeld. Heinr. Schaumberger. Heinr. Sohnrey. Wilh. v. Polenz. Paul Keller*. Julius Mosen. Adolf Böttger. Aug. Kopisch. Moritz Strachwitz. Adolf Bube. Otto Roquette. Ludwig Brill*. Karl Macke*. Eduard Grisebach. Albert Möser. Julius Wolff. Rudolf Baumbach. Börries Freih. v. Münchhausen. Georg Freih. v. Dyherrn*. Julius Rodenberg. Michael Berend. Friedr. Wilh. Hosäus. König Johann von Sachsen. Prinz Emil zu Schönaich-Carolath. Friedrich Nietzsche. Richard Dehmel. Karl Henckell. Ferd. Avenarius. Karl Busse. Otto Jul. Bierbaum. Julius Hammer. Leopold Schefer. Friedr. v. Sallet. Otto Banck. Philipp Spitta. Julius Sturm. Ludw. Grote. Expeditus Schmidt*. Wilh. Hey. Ludw. Bechstein. Herm. Kletke. Heinr. Pröhle. Julius Lohmeyer. Viktor Blüthgen. Wilh. Busch. Franz Hoffmann. Gustav Nieritz. Karl May. Karl v. Holtei*. Wilh. Bornemann. Fr. Ullrich. Kaspar Neumann. Anton Sommer.

Homer (von E. v. Wildenbruch) 667
Rautendeleins Lied (von Gerh. Hauptmann) 668
Berliner Mai (von Fr. Gaudy) 675
Frühlingslied in der Stadt (von Heinr. Seidel) 675
Der alte Zieten (von Th. Fontane) 677
Die Heinzelmännchen (von A. Kopisch) 681
Pharao (von Moriz Strachwitz) 682
Manche Nacht (von Rich. Dehmel) 687
Kornrauschen (von F. Avenarius) 687
O selig Haus! (von Ph. Spitta) 689
Sonett (von J. Sturm) 690
Vertrauen (von J. Sturm) 690

Neunte Gruppe.

§ 108. **Die Dichterinnen** 693

Annette Elis. v. Droste-Hülshoff*. Prinzessin Amalie von Sachsen*. Emilie Ringseis*. Gräfin Ida Hahn-Hahn*. Fanny Lewald. Henriette v. Paalzow. Maria v. Nathusius. Luise v. François. Mathilde Raven. E. Marlitt. W. Heimburg. Nathaly v. Eschstruth. Emmy v. Dincklage-Campe. L. v. Erlburg*. Maria Lenzen*. Elise Polko. Maria v. Olfers. Ernst Lingen*. Mariam Tenger*. Claire v. Glümer. Hedwig Wolf*. Klara Bauer (Karl Detlef). Sara Hutzler. Frida v. Bülow. Bernhardine Schulze-Smidt. Therese Messerer*. Ida Boy-Ed. Wilhelmine v. Hillern. Angelika v. Hörmann. Everilda v. Pütz. Hermine Villinger. Helene Löhlein. Klara Viebig. Ferdinande v. Brackel*. Emma v. Brandis-Jelion. Margarete v. Oertzen. Maria v. Ekensteen. Marie Ludolff*. Antonie Haupt*. M. Herbert*. Isolde Kurz. Ricarda Huch. Marie v. Ebner-Eschenbach*. Emil Marriot*. Lola Kirschner (Ossip Schubin). Gräfin Edith Salburg*. Itha von und zu Goldegg*. Enrika Ludovika v. Handel-Mazzetti*. Pauline und Frida Schanz. Tante Emmy (Eichrl)*. Cary Groß*. Königin Elisabeth von Rumänien (Carmen Sylva). Ottilie Wildermuth. Isabella Braun*. Johanna Spyri. Hermine Proschko*. Agnes Willms. Adelheid Wildermuth. Angelika Harten (Maria Schmitz). Hedwig Dransfeld*. L. Rafael* (Hedw. Kiefekamp). Luise v. Ploennies. Betty Paoli*.

Digitized by Google

Seite

Chriſtine v. Breden (Ada Chriſten). Maria Eugenie delle Grazie. Antonie Jüngſt*. Margareta Schlichter*. Thekla Schneider*. Alinda Jacoby. Adelheid v. Stolterfoth. Amara George*. Margareta Mirbach. Johanna Ambroſius. Anna Ritter. Alberta v. Puttkamer. Lulu v. Strauß und Torney. Cäcilia Zeller. Ludovika des Bordes*. Meta Heuſſer-Schweitzer. Franziska Edel*. Pia Deſaga*. Cordula Wöhler*.

Die beſchränkte Frau (von Droſte-Hülshoff) 696
Die Lerche (von Droſte-Hülshoff) 698
Liebe (von Droſte-Hülshoff) 700
Am Karfreitag (von Droſte-Hülshoff) 701
Wiederſehn (von E. Ringseis) 703
Es zieht wohl mal ein Rauch durchs Haus (von F. v. Brackel) . 710
Da warſt du mein (von M. Herbert) 711
Die erſte Nacht (von Iſolde Kurz) 712
Hoffnung (von Ricarda Huch) 713
Ein kleines Lied (von Ebner-Eſchenbach) 713
Wer klopfet, dem wird aufgetan (von Amara George) . . 718
Die beſten Stunden (von Betty Paoli) 719
Aus einem Zyklus „Zigeunermuſik“ (von E. delle Grazie) . . 719
Eine verſteinerte Libelle (von A. Jüngſt) 719
Barbaroſſa unter dem Bibelſtein (von A. v. Puttkamer) . . 720
Abendlied (von Cäc. Zeller) 721
Ergebung (von L. des Bordes) 721
Aus den „Vermiſchten Gedichten“ (von Franz. Edel) . . . 722
Auf einem Verſehgange (von Cord. Wöhler) 723
Sein Licht allein (von Cord. Wöhler 724

Poetik.

§ 1. Allgemeines 727

Erſter Abſchnitt.

Von der dichteriſchen Sprache überhaupt.

§ 2. Maleriſche Satzteile und Wortarten 730
§ 3. Allgemeines über Tropen und Figuren 731
§ 4. Die Tropen im beſondern 733
§ 5. Die grammatiſchen Figuren 738
§ 6. Die rhetoriſchen Figuren 741

Zweiter Abſchnitt.

Vom Versbau oder von der Metrik.

§ 7. Von den Ausſprachſilben 744
§ 8. Vom Verſe und Versfuße im allgemeinen 746
§ 9. Von den Versfußarten 748
§ 10. Von den Wortfüßen und Verseinſchnitten 749
§ 11. Von der Einteilung der Verſe 750
§ 12. Die einfachen jambiſchen Verſe 751
§ 13. Die einfachen trochäiſchen Verſe 753
§ 14. Die übrigen einfachen Versarten 754
§ 15. Die gemiſchten Verſe 755
§ 16. Halbverſe 757

Dritter Abſchnitt.

Vom Reim oder Gleichklang.

§ 17. Von dem Stabreime (Alliteration) 758
§ 18. Von dem Inreime (Aſſonanz) 758

Digitized by Google

Seite

§ 19. Von dem Vollreime 759
§ 20. Einteilung der Vollreime nach Art und Zahl der Reimsilben . . 760
§ 21. Einteilung der Vollreime nach der Stellung der Reimwörter . . 761

Vierter Abschnitt.

Von den strophischen und Gedicht-Formen.

§ 22. Von den Strophen überhaupt 762
§ 23. Deutsche Strophen und Formen 762
§ 24. Antike Strophen 764
§ 25. Italienische Formen 765
§ 26. Spanische Formen 769
§ 27. Französische Formen 770
§ 28. Morgenländische Formen 771

Fünfter Abschnitt.

Von den Dichtungsarten.

§ 29. Verschiedene Einteilungsweise 772

I. Die epische Poesie.

§ 30. Im allgemeinen 772
§ 31. Romanze, Ballade, Rhapsodie 773
§ 32. Sage, Märchen, Mythe 774
§ 33. Poetische Erzählung, Legende, Idylle 775
§ 34. Das Epos oder das große epische Gedicht 775
§ 35. Die verschiedenen Arten des Epos 776
§ 36. Der Roman und die Novelle 777
§ 37. Die beschreibende Epik 780

II. Die lyrische Poesie.

§ 38. Im allgemeinen 781
§ 39. Die lyrische Poesie im besondern.
A. Die Formen der ruhigen Empfindung (Lieder) 782
B. Die Formen der Begeisterung 785

III. Die didaktische Poesie.

§ 40. Im allgemeinen 786
§ 41. Die uneigentlichen Lehrdichtungen 787
§ 42. Die eigentlichen Lehrdichtungen 788

IV. Die dramatische Poesie (Theaterdichtung).

§ 43. Im allgemeinen 790
§ 44. Die rein dramatischen Dichtungen 796
§ 45. Die Musikdramen 799

Glossar zu den alt- und mitteldeutschen Proben 801
Personen- und Sachregister 807

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutſche Literatur.

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung.

§ 1. Literatur und Literaturgeschichte.

Literatur (von littera, der Buchstabe) heißt soviel als Schriftwesen. Die deutsche Literatur umfaßt also alle Schriften deutscher Sprache. Zur deutschen Nationalliteratur aber rechnet man vorzüglich die deutschen Dichtungen. Aus den Dichtungen kann man nämlich eine Nation, ihren Geist, ihren Charakter und ihre Denkweise am besten kennen lernen. Für die Dichtungen hat auch die ganze Nation Interesse, für die andern Schriftwerke nur mehr der eine oder der andere Stand.

Eigentlich werden zur Literatur alle Erzeugnisse des menschlichen Geistes gerechnet, also auch die nicht geschriebenen, nur im Munde des Volkes fortgepflanzten, wie z. B. viele Sagen und Lieder. Weil aber weitaus die größte Zahl jener Erzeugnisse in Schriften niedergelegt ist, so kam der Name Schriftwesen oder Literatur für die Gesamtheit aller Geisteserzeugnisse auf.

2. Die National-Literatur heißt auch die schöne Literatur. Sie umfaßt ja die Werke der Dichtkunst, und diese hat, wie die Malerei und Tonkunst ꝛc., uns den Genuß des Schönen zu vermitteln. Vgl. die Poetik § 1.

3. Die Geschichte der deutschen National-Literatur soll uns nun mit den schönsten deutschen Dichtungen aller Zeiten sowie mit ihren Verfassern bekannt machen. Diese Geschichte greift also auch in die Zeit zurück, wo noch keine einheitliche deutsche Schriftsprache bestand, wo vielmehr auch in der Schrift die verschiedenen Mundarten herrschten und jeder Dichter in seiner heimatlichen sang.

Selbst in das germanische Altertum greift sie zurück, wo auch die Vorfahren der heutigen Holländer, Flamänder, Dänen, Isländer, Schweden, Norweger und Engländer zu den alten Deutschen zählten und also mit „deutscher Zunge“ sangen. Dennoch werden wir nicht allen aus dieser altgermanischen Zeit stammenden Dichtungen eine Stelle in diesem Buche einräumen: ein Teil derselben bleibt vielmehr der Literaturgeschichte genannter Völker zugewiesen, weil sich deren Vorfahren frühzeitig von der germanischen Familie lostrennten, ihre eigenen Wege gingen, sich zu selbständigen Völkern entwickelten,

Digitized by Google

in der Umgangssprache unsern Vorfahren immer fremder wurden und natürlich mit der Zeit eine eigene, von der unserigen sehr verschiedene Schriftsprache ausbildeten. Die übrigen deutschen Dichtungen aber, wenn anders sie von Bedeutung sind, werden wir alle in dieser Literaturgeschichte verzeichnet finden; also auch die Poesien der Österreicher und der Schweizer. Denn, wiewohl diese politisch nicht mehr zu Deutschland gehören, so besitzen sie doch dieselbe Schriftsprache mit uns und sind uns auch im Volksdialekt mehr verwandt geblieben. Zwischen ihnen und uns bestehen also auf dem Gebiete der Poesie und deren Geschichte keine Grenzpfähle.

§ 2. Deutsche Sprache und Schrift.

1. Neben der deutschen Schriftsprache, welche nun, so weit die deutsche Zunge klingt, gelehrt, verstanden und von Gelehrten und Gebildeten auch gesprochen wird, leben im Munde des Volkes noch in reichster Mannigfaltigkeit die vielen Mundarten (Dialekte) fort. Wie uns aber die vergleichende Sprachforschung belehrt, weisen alle diese Mundarten auf eine deutsche Grundsprache — die germanische Sprache — hin, welche in grauer Vorzeit von unsern Vorfahren, den Germanen, gesprochen wurde, zu einer Zeit, wo sie freilich nur erst ein Völklein, ein Anfangsvolk waren. Als sie aber sich vermehrten, auf größere Gebiete sich ausbreiteten, da veränderte sich unter den Einflüssen des Klimas, des Wanderlebens und natürlich auch der Zeit jene Grundsprache im Munde der einzelnen zu Volksstämmen heranwachsenden Germanen-Gruppen. So spaltete sich also die germanische Ursprache schon in der vorgeschichtlichen Zeit in zwei auffallend verschiedene Abarten, nämlich in das Ost- und das Westgermanische. Ersteres gliederte sich dann wieder in das Nordische und Gotische, so daß letzteres uns ebensofern steht wie etwa Isländisch. Das Westgermanische aber erlebte (wohl gegen das 7. Jahrhundert hin) die auffallende Scheidung in Das- und Datsprache, d. h. in Alt-Hochdeutsch (= Altoberdeutsch) und in Alt-Niederdeutsch. Vergleichen wir nun die urgermanische Sprache mit einem Baumstamme, so erscheinen uns das Gotische, Nordische, Hochdeutsche und Niederdeutsche als dessen Hauptäste. Kaum waren aber diese Hauptäste hervorgewachsen und etwas erstarkt, so brachen auch schon Seitenäste an ihnen hervor, und an diesen sproßten wieder Zweige und Zweiglein in üppigster Weise, d. h. es bildeten sich wieder verschiedene gotische, hochdeutsche ꝛc. Mundarten, und auch diese zersplitterten sich im Laufe der Zeit und bei Vermehrung der Volksstämme noch weiter. Streng genommen sind es jetzt der Mundarten fast so viele, als Quadratmeilen von Deutschen bewohnt werden: so mannigfach sind die Schattierungen, die das deutsche Sprachleben darbietet. Wir können uns hier nicht darauf einlassen, alle diese Dutzende, ja Hunderte von Volksdialekten aufzuzählen; wohl aber ist es am Platze, jene Erstlingsdialekte, welche am auffallendsten voneinander abweichen, sowie auch noch die zunächst aus ihnen hervorgesproßten etwas genauer in das Auge zu fassen. Die ersteren wollen wir, wie üblich, Hauptmundarten, die andern Nebenmundarten nennen. Na-

Digitized by Google

türlich kann man ihre Gebiete nicht haarscharf abgrenzen, da die Mundarten bekanntlich so allmählich ineinander übergehen, wie ungefähr die Farben des Regenbogens.

2. Das Gotische war die Sprache der gotischen Germanen (an der unteren Donau). Es starb bald aus. Daher kommt es denn auch, daß wir so wenig Kenntnis von seinen Nebenmundarten haben. Wir besitzen nämlich nur wenige gotische Schriftwerke, die aber keine Dichtungen sind (vgl. § 5). Doch können wir daraus hinreichend die Kraft und den Wortlaut des Gotischen kennen lernen.

3. Das Hochdeutsche, welches in dem südlichen (mit Einschluß der Schweiz und des Elsaß) und mittleren Deutschland gesprochen wurde, trieb die meisten Seitenäste. Kein Wunder, denn es wurde unter den deutschen Kaisern, zumal den fränkischen und schwäbischen[1], immer herrschender. Erobernd drang es gegen das nördliche Deutschland vor. — Jahrhunderte nun bestehen schon folgende hochdeutsche Nebenmundarten[2]: das Alemannische (Schweiz, Elsaß, südliches Baden und südlichstes Württemberg); das Schwäbische (Mittelbaden, Württemberg, Hohenzollern, Südwesten Bayerns); das Bayrische (Oberbayern, Tirol, Steiermark); das Österreichische; das Fränkische (Norden Württembergs, Nordosten Badens, Bayern nördlich von der Donau); das Pfälzische (Rheinbayern, badische Pfalz, Hessen bis Mainz und Frankfurt). Ferner gehören hierher die mitteldeutschen Nebendialekte, in die sich freilich auch niederdeutsche Elemente eingelebt haben: das Thüringische, das Obersächsische (Sachsen, Preußisch-Sachsen und die kleinen sächsischen Länder); das Schlesische; das Kurhessische und Mittelrheinische. Auch die Mundarten der Longobarden und der Burgunder gehörten zum Hochdeutschen, doch ist die burgundische ganz[3], die longobardische bis auf geringe Spuren verschwunden. Das Longobardische lebt nämlich nur noch fort in den deutschen Sprachinseln in Welschtirol und Venetien: Sette communi (bei Vicenza), Luserna, Folgarnit usw. Hier eine Probe aus Frommanns „Deutsche Mundarten“:

---

[1] Zur Zeit der Karolinger war das Fränkische, unter den Staufen das Schwäbisch-Alemannische vorherrschend.

[2] Nach neueren Forschungen müßten wir hier freilich noch feinere Unterscheidungen machen; denn jene weisen nach, daß das Schwäbische lediglich das zur neuhochdeutschen Lautstufe gesteigerte Alemannische sei, während dieses selbst nur eine auf dem mittelhochdeutschen Standpunkt stecken gebliebene und deshalb verkümmerte Ruine eines mittelhochdeutschen Idioms genannt werden könne. Ebenso sind den Germanisten das Bayrische und Österreichische nur Abarten eines Dialektes, des bajuwarischen. (Vgl. Baumann, Schwaben und Alemannen, ihre Herkunft und Identität, in den „Forschungen zur deutschen Geschichte, 1876“.)

[3] Die sog. Burgunder in Wallis, Berner Oberland, Macugnaga, Bosco (Tessin), in den Walsertälern Vorarlbergs sind lediglich biderbe Alemannen, oder was dasselbe ist, Schwaben.

Digitized by Google

in der Umgangssprache unsern Vorfahren immer fremder wurden und natürlich mit der Zeit eine eigene, von der unserigen sehr verschiedene Schriftsprache ausbildeten. Die übrigen deutschen Dichtungen aber, wenn anders sie von Bedeutung sind, werden wir alle in dieser Literaturgeschichte verzeichnet finden; also auch die Poesien der Österreicher und der Schweizer. Denn, wiewohl diese politisch nicht mehr zu Deutschland gehören, so besitzen sie doch dieselbe Schriftsprache mit uns und sind uns auch im Volksdialekt mehr verwandt geblieben. Zwischen ihnen und uns bestehen also auf dem Gebiete der Poesie und deren Geschichte keine Grenzpfähle.

§ 2. Deutsche Sprache und Schrift.

1. Neben der deutschen Schriftsprache, welche nun, so weit die deutsche Zunge klingt, gelehrt, verstanden und von Gelehrten und Gebildeten auch gesprochen wird, leben im Munde des Volkes noch in reichster Mannigfaltigkeit die vielen Mundarten (Dialekte) fort. Wie uns aber die vergleichende Sprachforschung belehrt, weisen alle diese Mundarten auf eine deutsche Grundsprache — die germanische Sprache — hin, welche in grauer Vorzeit von unsern Vorfahren, den Germanen, gesprochen wurde, zu einer Zeit, wo sie freilich nur erst ein Völklein, ein Anfangsvolk waren. Als sie aber sich vermehrten, auf größere Gebiete sich ausbreiteten, da veränderte sich unter den Einflüssen des Klimas, des Wanderlebens und natürlich auch der Zeit jene Grundsprache im Munde der einzelnen zu Volksstämmen heranwachsenden Germanen-Gruppen. So spaltete sich also die germanische Ursprache schon in der vorgeschichtlichen Zeit in zwei auffallend verschiedene Abarten, nämlich in das Ost- und das Westgermanische. Ersteres gliederte sich dann wieder in das Nordische und Gotische, so daß letzteres uns ebensofern steht wie etwa Isländisch. Das Westgermanische aber erlebte (wohl gegen das 7. Jahrhundert hin) die auffallende Scheidung in Das- und Datsprache, d. h. in Alt-Hochdeutsch (= Altoberdeutsch) und in Alt-Niederdeutsch. Vergleichen wir nun die urgermanische Sprache mit einem Baumstamme, so erscheinen uns das Gotische, Nordische, Hochdeutsche und Niederdeutsche als dessen Hauptäste. Kaum waren aber diese Hauptäste hervorgewachsen und etwas erstarkt, so brachen auch schon Seitenäste an ihnen hervor, und an diesen sproßten wieder Zweige und Zweiglein in üppigster Weise, d. h. es bildeten sich wieder verschiedene gotische, hochdeutsche ꝛc. Mundarten, und auch diese zersplitterten sich im Laufe der Zeit und bei Vermehrung der Volksstämme noch weiter. Streng genommen sind es jetzt der Mundarten fast so viele, als Quadratmeilen von Deutschen bewohnt werden: so mannigfach sind die Schattierungen, die das deutsche Sprachleben darbietet. Wir können uns hier nicht darauf einlassen, alle diese Dutzende, ja Hunderte von Volksdialekten aufzuzählen; wohl aber ist es am Platze, jene Erstlingsdialekte, welche am auffallendsten voneinander abweichen, sowie auch noch die zunächst aus ihnen hervorgesproßten etwas genauer in das Auge zu fassen. Die ersteren wollen wir, wie üblich, Hauptmundarten, die andern Nebenmundarten nennen. Na-

Digitized by Google

türlich kann man ihre Gebiete nicht haarscharf abgrenzen, da die Mundarten bekanntlich so allmählich ineinander übergehen, wie ungefähr die Farben des Regenbogens.

2. Das Gotische war die Sprache der gotischen Germanen (an der unteren Donau). Es starb bald aus. Daher kommt es denn auch, daß wir so wenig Kenntnis von seinen Nebenmundarten haben. Wir besitzen nämlich nur wenige gotische Schriftwerke, die aber keine Dichtungen sind (vgl. § 5). Doch können wir daraus hinreichend die Kraft und den Wortlaut des Gotischen kennen lernen.

3. Das Hochdeutsche, welches in dem südlichen (mit Einschluß der Schweiz und des Elsaß) und mittleren Deutschland gesprochen wurde, trieb die meisten Seitenäste. Kein Wunder, denn es wurde unter den deutschen Kaisern, zumal den fränkischen und schwäbischen[1], immer herrschender. Erobernd drang es gegen das nördliche Deutschland vor. — Jahrhunderte nun bestehen schon folgende hochdeutsche Nebenmundarten[2]: das Alemannische (Schweiz, Elsaß, südliches Baden und südlichstes Württemberg); das Schwäbische (Mittelbaden, Württemberg, Hohenzollern, Südwesten Bayerns); das Bayrische (Oberbayern, Tirol, Steiermark); das Österreichische; das Fränkische (Norden Württembergs, Nordosten Badens, Bayern nördlich von der Donau); das Pfälzische (Rheinbayern, badische Pfalz, Hessen bis Mainz und Frankfurt). Ferner gehören hierher die mitteldeutschen Nebendialekte, in die sich freilich auch niederdeutsche Elemente eingelebt haben: das Thüringische, das Obersächsische (Sachsen, Preußisch-Sachsen und die kleinen sächsischen Länder); das Schlesische; das Kurhessische und Mittelrheinische. Auch die Mundarten der Longobarden und der Burgunder gehörten zum Hochdeutschen, doch ist die burgundische ganz[3], die longobardische bis auf geringe Spuren verschwunden. Das Longobardische lebt nämlich nur noch fort in den deutschen Sprachinseln in Welschtirol und Venetien: Sette communi (bei Vicenza), Luserna, Folgarnit usw. Hier eine Probe aus Frommanns „Deutsche Mundarten“:

---

[1] Zur Zeit der Karolinger war das Fränkische, unter den Staufen das Schwäbisch-Alemannische vorherrschend.

[2] Nach neueren Forschungen müßten wir hier freilich noch feinere Unterscheidungen machen; denn jene weisen nach, daß das Schwäbische lediglich das zur neuhochdeutschen Lautstufe gesteigerte Alemannische sei, während dieses selbst nur eine auf dem mittelhochdeutschen Standpunkt stecken gebliebene und deshalb verkümmerte Ruine eines mittelhochdeutschen Idioms genannt werden könne. Ebenso sind den Germanisten das Bayrische und Österreichische nur Abarten eines Dialektes, des bajuwarischen. (Vgl. Baumann, Schwaben und Alemannen, ihre Herkunft und Identität, in den „Forschungen zur deutschen Geschichte, 1876“.)

[3] Die sog. Burgunder in Wallis, Berner Oberland, Macugnaga, Bosco (Tessin), in den Walsertälern Vorarlbergs sind lediglich biderbe Alemannen, oder was dasselbe ist, Schwaben.

Digitized by Google

Jungez, liarn pa zaiten z'pêten,
Precht, bia dain muder küd:
„Main liber gott! An ich pitt ach,
Guten wis schänket miar.

A'so pitt ilcharn morgend,
A'so pitt ilcharn abend.
Dar libe gott dich sighet hörtan,
Men licht, men tunkel 'z ist.

Benn du volghest ghearn,
Benn du thüst sain halga bille,
Danne er vürt dich ledig kille,
Bia an gutar hiart sein schâf;
Er ghit trank af sainen prunnen
Un in sain armen sûzen slâf.

Kind, lerne bei Zeiten beten,
Sprich, wie deine Mutter sagt:
„Mein lieber Gott! Ich bitte Euch [1],
Gute Weise schenket mir."

So bitte jeden Morgen,
So bitte jeden Abend.
Der liebe Gott sieht dich immer,
Ob hell, ob dunkel es ist.

Wenn du folgest gern,
Wenn du tust seinen heiligen Willen,
Dann führt er dich ganz traulich,
Wie ein guter Hirte seine Schaf';
Er gibt Trank ab seinem Quell
Und in seinen Armen süßen Schlaf.

4. Aus dem Niederdeutschen entwickelten sich: das Friesische und das Altsächsische, welches letztere aber bald in sechs Seitenäste auseinanderging, so daß wir zum Friesischen (nur noch in zerstreuten Resten an den Ufern der Nordsee vorhanden) noch das Plattdeutsche (Hannover, Oldenburg, Schleswig-Holstein, Mecklenburg bis nach Pommern), das Märkische, das Westfälische, das Niederrheinische, das Angelsächsische (450 n. Chr. nach England verpflanzt und durch Vermischung mit dem Normännisch-Französischen zum Neuenglischen geworden) und das Niederländische (woraus das heutige Holländische und Flamändische) als niederdeutsche Mundarten zählen müssen. Dies erklärt uns auch, warum die altangelsächsischen und altniederländischen Dichtungen aus diesem Buche ausgeschieden und den Engländern beziehungsweise den Holländern zugewiesen sind.

5. Das Nordische oder Skandinavische war im heutigen Island, Norwegen, Schweden und Dänemark zu Hause. Zuerst entsproßten aus ihm der altnorwegische und der altschwedische Seitenast; dann teilte sich ein jeder wieder in zwei ansehnliche Mundarten, der erstere nämlich in die isländische und neunorwegische, der andere in die neuschwedische und die dänische. Wir wollen diese vier als Nebenmundarten gelten lassen. — Es geht aus dieser Darstellung hervor, warum wir auch die altnorwegischen und altschwedischen Dichtungen als an die Norweger, Schweden, Dänen und Isländer ausgeliefertes Gut ansehen.

6. Die deutsche Schriftsprache ist jünger als die meisten der genannten Mundarten. Sie erlangte erst im 16. Jahrhundert allgemeines Ansehen. Luther trug, wie wir später sehen werden, wesentlich dazu bei. — Sie ist in Wahrheit eine Schriftsprache; denn ihre Grundlage ist die zu

[1] Genau: „ich anbitte".

Digitized by Google

Luthers Zeit in den Hofkanzleien angewandte Sprache, die früher nie gesprochen wurde. Wie schon hieraus und aus noch andern, später anzuführenden Tatsachen hervorgeht, bildet das Hochdeutsche den Kern unserer Schriftsprache. Sie heißt darum auch die neuhochdeutsche Schriftsprache oder kurzweg: Hochdeutsch. Will man also von der neuhochdeutschen Volkssprache reden, so muß man, um Mißverständnisse zu vermeiden, dies ausdrücklich zu verstehen geben.

7. Vor Luther herrschten in der Prosa wie in der Poesie natürlich nur die Mundarten, vorwiegend die hochdeutschen. Zwar bildete sich zur Zeit der Hohenstaufen ein feineres Hochdeutsch, welches ziemlich vom Dialekt emanzipiert war und am Hofe (höfische Sprache) sowie überhaupt von den Gebildeten gesprochen und geschrieben wurde; allein es war doch nicht ohne alle dialektische Färbung und zudem mehr nur für das südliche Deutschland gebräuchlich und verständlich. Im 16. Jahrhundert nun kam, besonders durch Luther, die deutsche Prosa unter die Herrschaft der Schriftsprache, die Poesie aber erst durch Opitz (1618). Von da an breitete dieser stattliche, veredelte Baum immer mehr seine Äste über unsern Dichtergarten aus, und bald sammelten sich alle deutschen Singvögel unter seinen Zweigen. Lange Zeit hindurch wurde fast gar nicht in der Mundart gedichtet. Doch allmählich schlugen einzelne Sänger auch diesen Ton wieder an, besonders in der neuesten Zeit. Die besten und bekanntesten derselben werden wir an passenden Orten nennen.

8. Selbstverständlich änderte sich die deutsche Sprache im Laufe der Zeit auch an Ort und Stelle, teils zum Schlimmeren teils zum Besseren. Die durchgreifendste Veränderung erlebte das Hochdeutsche, und zwar zweimal in besonders auffallender Weise: erstmals im 10. und 11. Jahrhundert, das andere Mal Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts. Darum unterscheidet man ein dreifaches Hochdeutsch: Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Neuhochdeutsch (vorzüglich als Schriftsprache). Demgemäß kann man überhaupt von Altdeutsch, Mitteldeutsch und Neudeutsch sprechen.

9. Schließlich noch ein Wort über die deutsche Schrift. Schon die alten Germanen hatten eine Art Schriftzeichen, Rünen genannt. Sie wurden aber nicht sowohl im gewöhnlichen Verkehre oder Schriftwesen gebraucht, als vielmehr zu religiösen Zwecken: Los, Weissagung, Zauberei. Daher denn auch der Name: Rúna heißt nämlich im Gotischen und Angelsächsischen soviel als Geheimnis. Diese Formeln werden auch nur geflüstert, geraunt. Die Züge der Runen sind stabartig; wahrscheinlich wurden sie auch durch Stäbe dargestellt. Da ihnen etwas Heidnisches anklebte, verschwanden sie unter den Christen. Unsere jetzige deutsche Schrift ist nichts anderes als die im Laufe der Jahrhunderte eckig und verschnörkelt gewordene lateinische Schrift. Sie hat sich übrigens in dieser Form nun einmal festgesetzt und ist gewissermaßen deutsch-national geworden.

Digitized by Google

Das Gebet des Herrn in altdeutschen Mundarten.

1. Gotisch (aus Ulfilas Bibelüberſetzung).

Atta unsar, thu in himinam,
veihnai namo thein; quimai
thiudinassus theins; vairthai
vilja theins, sve in himina,
jah ana airthai; hlaif unsa-
rana thana sinteinan gif
uns himma daga, jah af-
let uns thatei skulans sijaima, svas-
ve jah veis afletam thaim
skulam unsaraim; jah
ni briggais uns in fraistub-
njai, ak lausei uns af
thamma ubilin. Amen.

Vater unſer du in (den) Himmeln,
geweiht werde Name dein; (es) komme
(die) Herrſchaft dein; (es) werde
(der) Wille dein, ſo wie in (dem) Himmel,
auch auf Erden; Brot unſe-
res dies fortwährend gib
uns dieſen Tag, und erlaſ-
ſe uns, daß Schuldige wir ſeien, ſo
wie auch wir erlaſſen dieſen
Schuldigen unſeren; und
nicht bringeſt uns in Verſu-
chung, ſondern löſe uns ab
dieſem Übel. Amen.

2. Hochdeutſch (aus dem 8. Jahrhundert).

Fater unser, dû pist in himilum.
Kauuîhit sî namo dîn. Pi-
qhueme rîhhi dîn. Uuesa
dîn uuillo, sama so in himi-
le ist, sama in erdu. Pilipi
unsraz emizzigaz kip uns
eo gauuanna. Enti flâz uns
unsro sculdi, samo sô uuir
flâzzames unserêm scolôm.
Enti princ unsih ni in
chorunka. Uzzan kaneri unsih
fona allen suntôn.

Vater unſer, du biſt in Himmeln.
Geweiht ſei Name dein. Zu-
komme Reich dein. (Es) werde
dein Wille, ſo wie in (dem) Him-
mel (er) iſt, ſo in (der) Erde. Nahrung
unſere immerwährende gib uns
allezeit. Und erlaß uns
unſere Schulden, ſo wie wir
erlaſſen unſern Schuldnern.
Und bring uns nicht in
Verſuchung; ſondern heile uns
von allen Sünden.

3. Hochdeutſch (alemanniſch aus dem 9. Jahrhundert).

Fatter unseer, thu pist in himile. Wihi namun dinan.
Qhueme rihhi din. Werde willo din so in himile, soso
in erdu. Proth unseer emezhic kip uns hiutu. Oblaz
uns sculdi unseero, so wir oblazem uns . . . skuldikem. Enti
ni unsih firleiti in korunca, uzz erlosi unsih fona
ubile.

4. Hochdeutſch (aus dem 11. Jahrhundert).

Fater unser, dû in himile bist; dîn namo werde geheiligot;
dîn rîche chome; dîn wille geskehe in erdô alsô in himile.
Unser tagolîcha brôt kib uns hiuto; unde unsere sculde
belâz uns, alsô ouh wir belazend unsern sculdigen; und
in chorunga ni leitest dû unsih; nu belôsi unsih fone
ubile.

5. Niederdeutſch (nach dem Heliand).

Fadar usa, thu bist an them
himilô; gewîhid sî thîn namo,

Vater unſer, du biſt in dem
Himmel. Geweiht ſei dein Name.

Digitized by Google

kuma thîn rîki; wertha thîn willeo alla so sama an erthu, sô thâr uppa ist an them himilô; gif us dagô gihwilîkes brôd; endi alât us managorô mênskuldio al sô wi ôthrun mannun dôan; ne lât us farlêdean, ak hilp us withar allun ubilon dâdiun.

(Es) komme dein Reich. (Es) werde dein Wille all ebenso auf Erden, wie (es) daroben ist in dem Himmel. Gib uns der Tage jeglichen Brot. Und erlaß uns die Menge der Meinschulden, all wie wir andern Menschen tun. Nicht laß uns verleiten, sondern hilf uns wider alle üble Taten.

Proben zur Vergleichung der neudeutschen Mundarten.

1. Hochdeutsche Schriftsprache.

Hört zu! Siehe, es ging ein Säemann aus zu säen, und es begab sich, indem er säete, fiel etliches an den Weg; da kamen die Vögel unter dem Himmel und fraßen es auf. Etliches fiel in das Steinichte, wo es nicht viel Erde hatte.

2. Schwäbisch.

Heared zue! Lueg, 's ischt a Säema ausgange z' säed, und 's hat's gean, wie ar giäet haut, isch ebbes an Wäg gfalla; doa send d' Vögel underm Himl komme und henns (hans) aufgfressa! Ebbes ischt ens Schtoinik gfalla.

3. Bayerisch.

Loßt enk sogng! A moi is a Baur ufs Sahe rausganga, und wier a denn do giaht hot, is em a Thoai Sama r-ane Weg no gfoin; do sann d' Vögi vom Himmi ra kommo und hammatn aufgfrößn. A Thoai is eam in an schtoainga Bohn gfoin.

4. Alemannisch.

Loset au! 's isch a Man ins Seihe usegange; just woner gseiht het, sin' m e meng Chörnli auf der Weg abikeiht; do sin d' Vögl ab' m Himmel chumme un hen d' Chörnli weidli ufgfresse. Ne Wischli isch uf der steinig Bode keiht, wo numme e weng Erd gsi isch.

5. Pfälzisch.

Baßt uff jetzt! Do is e mol e Säemann ins Säe gegange un hot geäet, do is e Dheel von dem Soome an de Weech gefalle, un do sin die Böchel unnerm Himmel kumme und hawwe alles minanner uffgfresse. En anner Dheel is uff de steeniche Bodde gefalle, wo nit viel Erd gewese is.

6. Niedersächsisch.

Härt tau! Et gink ein Saiemann ut tu saien, un et begaf sek, as he saiete, seelen en Deel Kören innen Weg, da kämen de Vögel unner dem Himmel und fraten se up. En Deel Kören seelen in dat Steinige, dat et nich veel Eere hadde.

7. Westfälisch.

Höret tau! Su, et chink' n Säggemann ut so säggen, un et begaff sek, derwile hei säggede, seel en Däl an den Weg, do keimen de Vögel unner dem Himel und fraten et up. En Däl seel in dat Steinichte, do et nich veel Ere hadde.

Digitized by Google

§ 3. Einteilung der Literaturgeschichte.

1. Die Geschichte der deutschen Poesie wird häufig in drei große Zeiträume abgeteilt, und zwar (mit Rücksicht auf die Entwicklung des Hochdeutschen) in die althochdeutsche, mittelhochdeutsche und neuhochdeutsche Zeit. Um jedoch nicht zu vielerlei Einteilungsgerüste zu brauchen und um zum voraus eine Übersicht über den Entwicklungsgang der Poesie selbst zu bieten, teilen wir den gesamten Stoff in acht Perioden ab.

2. Demgemäß erhalten wir:

Erste Periode: Die früheste Poesie der Deutschen, von der Urzeit bis 1150. (Heidnische und christliche Dichter.)

Zweite Periode: Vorfrühling der deutschen Poesie, 1150 bis 1190. (Dichter aus dem Klerus.)

Dritte Periode: Die deutsche Poesie in voller Blüte, 1190 bis 1300. (Dichter aus dem Ritterstande.)

Vierte Periode: Verfall der deutschen Poesie, 1300 bis 1500. (Dichter aus dem Meisterstande.)

Fünfte Periode: Verwilderung der deutschen Poesie, 1500 bis 1618. (Übergangsperiode.)

Sechste Periode: Die deutsche Poesie unter geistiger Fremdherrschaft, 1618 bis 1748. (Nachahmende Dichter aus dem Gelehrtenstande.)

Siebte Periode: Die wiederaufblühende oder klassische Poesie der Deutschen, 1748 bis 1832. (Dichter von Beruf mit klassischer Bildung.)

Achte Periode: Die Poesie der allgemeinen Bildung, 1832 bis jetzt. (Dichter aus allen Ständen.)

3. Diese Perioden beziehen sich also auf den Fortschritt oder Rückschritt unserer Poesie, sind gleichsam die verschiedenen Stufen, auf denen sie empor- oder niederstieg. Wegen der Reichhaltigkeit des Stoffes der einzelnen Perioden werden diese jedoch wieder gegliedert, teils nach den verschiedenen Dichtungsarten teils nach Dichtergruppen, je nachdem es der Übersicht förderlicher ist.

Digitized by Google

Erste Periode.

Die früheste Poesie der Deutschen: Von der Urzeit bis 1150.

(Heidnische und christliche Dichter.)

§ 4. Die heidnische Zeit.

(Älteste Lieder. Siegfriedsage.)

Bei allen Völkern, die nicht ganz verwildert sind, finden wir Anfänge der Dichtung, wenn auch nur einer solchen, wie wir sie mitunter bei Kindern beobachten. Warum sollten also unsere heidnischen Vorfahren keinen Sinn und keine Fähigkeit für dichterisches Empfinden und Sprechen gehabt haben? Standen sie auch noch auf der Stufe der Barbarei, indem sie Jagd und Krieg mehr liebten als Feldbau und friedliches Leben, so fehlte ihnen doch nicht jegliche Bildung. Dafür zeugt ihre edle Freiheitsliebe, ihre sprichwörtlich gewordene Treue, ihr Ehrgefühl, ihre Hochachtung für das Weib, die Reinheit ihrer Sitten — lauter Eigenschaften, die selbst die feingebildeten Römer bewunderten. Schon darum also läßt sich vermuten, daß sie ihre Lieder hatten, wiewohl sich aus jener Zeit kein einziges auf uns vererbte.

2. Der römische Geschichtschreiber Tacitus (geb. 54 n. Chr.) erhebt diese Vermutung zur Gewißheit; denn er schreibt, daß die Germanen den Gott Tuisco und dessen Sohn Mannus als die Stammväter in „Liedern" besangen und ebenso den Armin; auch erzählt er von ihren Schlachtliedern und Gesängen bei fröhlichen Gelagen. Am meisten wurde wohl Armin in Liedern verherrlicht. Auch Ammianus Marcellinus (im 4. Jahrhundert) schreibt, daß die Deutschen den Ruhm ihrer Ahnen besangen. — Soviel ist sicher: die alten Deutschen sangen, und sie sangen gern; daß römische Berichterstatter (nicht Tacitus) ihren Gesang dem „Gekrächze kreischender Raubvögel" ähnlich gefunden haben, mag daher kommen, daß die Germanen beim Singen der Schlachtlieder den Schild vor den Mund hielten und in dessen Höhlung hinein — jedenfalls kraftvoll — sangen. Das war der sogenannte Barditus (von dem altnordischen bardhi, Schild).

Digitized by Google

Die altgermanische Poesie war im wesentlichen die der arischen Völkerfamilie. Diese zeigte sich als Massenpoesie. Ein Chor ist der Führer der Einzelnen (Vorsänger, Vortänzer oder Schauspieler). Chorlieder begleiten die Hauptvorkommnisse im Privatleben wie im öffentlichen Leben. In dichterischen Sprüchen oder Liedern sprach sich die Religion, die Heldensage, das Recht, das Gesetz, die ärztliche Heilung aus.

3. Diejenigen unserer Vorfahren, welche Dichtergabe besaßen, bildeten jedoch keinen eigenen abgesonderten Stand, wie die Barden bei den Kelten oder die Skalden bei den Skandinaviern. „Ihre Dichterschule war das Leben, ihre Poesie die Freude und Seele desselben. Die Helden waren die Dichter selbst; sie taten, wie sie sangen, und sangen, was sie taten" (Eichendorff). Fürsten und Mannen nahmen teil an der Sangeskunst. An den Königshöfen und in ihren Volksversammlungen ging die Harfe von Hand zu Hand, während die Zuhörer in den Gesang einstimmten.

4. Diese Lieder- und Sagenpoesie war natürlich Jahrhunderte hindurch eine ungeschriebene. Eine Generation überlieferte sie der andern, die Sagen wuchsen und veränderten sich hierbei. Es ist gewiß, daß schon in jenen uralten Gesängen die Heldensage von Siegfried dem Drachentöter vorkam, ebenso die Tierfabel von Reinhard (Reineke) Fuchs, zwei Liederstoffe, die späterhin noch öfters von Dichtern (vgl. § 9) behandelt wurden. Darum besitzen wir denn aus der heidnischen Zeit keine Lieder, wohl aber zwei Sprachdenkmale aus dem 10. Jahrhundert, die sog. „Merseburger Zaubersprüche", so genannt, weil man sie in Merseburg (Preußisch-Sachsen) auffand (1858). Solch schützender Segenssprüche für Menschen und Haustiere hat es wohl eine größere Anzahl gegeben, aber nur diese zwei sind uns erhalten. Die eine Zauberformel[1] wurde gesprochen (oder vielmehr lispelnd geflüstert), um die Fußverrenkung eines Pferdes zu heilen, die andere, um mit Hilfe der göttlichen Frauen, den Walküren, die Haftbande eines Gefangenen zu sprengen.

Der Inhalt des ersten Spruches ist folgender:

„Phol und Wodan fuhren zu Holz; da ward Balders Fohlen der Fuß verrenkt"; Götter und Göttinnen, Sinthgunt, Sunna, Volla, Freija, Wodan, besprechen ihn: „Bein zu Bein, Blut zu Blute, Glied zu Gliedern, als ob sie geleimt wären."

§ 5. Die Zeit des Überganges.

1. Die Völkerwanderung (im 4., 5. und 6. Jahrhundert) brachte der deutschen Dichtung einerseits Nachteil, anderseits um so mehr Vorteil. Es gingen nämlich in dem großen Völkerkampfe manche Volksstämme geradezu

[1] Derlei Heilsprüche wurden später christianisiert und erhielten sich im Volke fast bis in die neueste Zeit. Es waren Segenssprüche gegen den Wurm, zur Stillung des Blutes usw. So wurde folgender noch bis zum vorigen Jahrhundert gebraucht: „Jesus ritt zur Heide; da ritt er das Bein seines Fohlens entzwei. Jesus stieg ab und heilte es; er fügte Mark in Mark, Bein in Bein, Fleisch in Fleisch; er legte darauf ein Blatt, daß es haften sollte."

Digitized by Google

unter, und mit ihnen ihre Heldengesänge, ihre Stammessagen. Dafür traten andere, z. B. die Goten, bei denen der germanische Heldengesang beginnt, um so mehr in den Vordergrund, ja es erschienen auch fremde Volksstämme auf der Bühne deutscher Geschichte, z. B. die Hunnen. Da fehlte es denn nicht an Helden, da gab es auch Stoff genug für neue und herrliche Lieder. Besonders wurden besungen: der Ostgotenkönig Theodorich d. Gr. (Dietrich von Bern oder Verona), der Hunnenkönig Attila (Etzel), Gunther von Burgund. Karl d. Gr. veranstaltete eine Sammlung dieser herrlichen Volkslieder. Leider ging sie verloren; seit dem 10. Jahrhundert ist jede Spur von ihr verschwunden. Nur von drei Dichtungen jener Zeit ist einiges erhalten, nämlich von dem Hildebrandslied, dem Wessobrunner Gebet und von Muspilli. Diese drei Fragmente sind voll Kraft und Volksmäßigkeit.

2. Das schöne Hildebrandslied stammt wohl aus dem 8. Jahrhundert. Es hat noch nicht den Endreim, sondern den Stabreim (Alliteration). Sein Inhalt ist folgender:

Hildebrand, der treue Dienstmann Dietrichs, kehrte nach 30jähriger Kampfesfahrt mit Dietrich in die Heimat zurück. Hier hatte er einst sein junges Weib und sein Söhnlein Hadubrand zurückgelassen. Dieser sieht Hildebrand mit seiner Gefolgsmannschaft kommen, vermutet Schlimmes und stellt sich ihm bewaffnet entgegen. Die beiden Recken fragen einander nach Namen und Herkunft. Hadubrand sagt, wer er sei. Da gibt sich ihm auch der Vater zu erkennen. Jener glaubt es nicht; denn er hält den Vater für tot. Der Vater reicht dem Sohne seine goldenen Armringe, um dessen Huld und Vertrauen zu gewinnen. Vermutlich wirft Hadubrand dem Hildebrand Feigheit vor. Er schilt ihn einen „alten, schlauen Hunnen" und will solche „Gabe nur mit dem Ger empfangen". Der Vater ruft „Weh" ob dieses Geschicks, will jedoch nicht als feig erscheinen und nimmt den Zweikampf mit seinem Sohne auf. Sie reiten mit den Speeren aufeinander los; die prallen aber von den Schilden ab. Nun steigen sie von den Pferden und zerhauen ihre Schilde mit den Schwertern (Scherer). — Hier bricht das Fragment ab. — Das Lied endete jedenfalls mit dem Tod des Sohnes. Erst in einer späteren Dichtung findet sich der Ausgang, daß der Vater siegt und den Besiegten zur Mutter heimführt.

3. Das Wessobrunner Gebet, der Anfang eines sächsischen Gebetes, welches in dem bayrischen Kloster Wessobrunn aufgefunden wurde, stammt aus dem 8. oder 9. Jahrhundert. Es beginnt: „Das erfuhr ich unter den Menschen als der Wunder größtes: Da die Erde nicht war noch der Himmel oben, noch Berg noch Baum war, die Sonne nicht schien, noch der Mond leuchtete, noch der Meersee, da nichts noch war von Ende und Grenze, da war der eine allmächtige Gott."

4. Muspilli ist das Bruchstück einer alliterierenden Dichtung vom Ende der Welt, welches in dem Kloster St Emmeram in Regensburg gefunden ward und wie die vorige Sprachreliquie in der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek zu München aufbewahrt wird. Weil darin auch von muspilli (d. i. in der altnordischen Mythologie der Weltbrand) die Rede ist, so gab der Herausgeber des Fragments (München 1832) ihm diesen

Digitized by Google

Titel. Der Geist ist zwar christlich-kirchlich, aber mit heidnischen Vorstellungen untermischt.

5. Unter den eingewanderten Völkern ragten die Goten an Bildung über alle andern hervor. Sie wurden auch am frühesten Christen, wiewohl leider Arianer. Einer ihrer Bischöfe (Ulfila, † 388), welcher außer der gotischen auch die griechische und die lateinische Sprache beherrschte, übersetzte die Heilige Schrift aus dem Griechischen möglichst wortgetreu in die gotische Sprache[1]. Diese Übersetzung ist durchaus gelungen und um so wertvoller, weil sie die erste germanische Bibel ist. Man sieht daraus, wie klangvoll und reich, wie voll Würde die gotische Mundart war, und welche Kürze des Ausdrucks sie bot[2]. Nur die Hälfte dieser gotischen Bibel ist erhalten, zum Glück ist es die wichtigere. Ulfila hat einen Teil der Bibel, nämlich die Bücher der Könige, gar nicht übersetzt, wahrscheinlich, um die Kriegslust seines Volkes nicht zu nähren. Manche meinen, daß er unter Beihilfe von Mitarbeitern dieses Werk geschaffen habe. Bruchstücke hiervon enthält der silberne Kodex zu Upsala in Schweden, so genannt, weil die Schrift in Silberfarbe ausgeführt ist. Derselbe ist natürlich nur eine alte Kopie. — In neuester Zeit fand man noch einige gotische Schriftwerke, die aber gleichfalls keine Dichtungen sind, nämlich: einen Kalender, zwei Urkunden aus Neapel und Arezzo sowie Reste einer Erklärung zum Johannesevangelium (die sog. skeireins).

Bruchstück aus Ulfilas Bibelübersetzung.

Mannê sums aihta tvans sununs.
Jah qath sa juhiza ize du attin:

Atta, gif mis, sei undrinnai mik, dail aiginis.
Jah disdailida in sves sein.

Jah afar ni managans dagans brahta samana allata sa juhiza sunus, jah aflaith in land fairra visando, jah jainar distahida thata sves seinata, libands usstiuriba.
Bithe than fravas allamma, varth huhrus abrs and gavi jainata,
jah is dugann alatharba vairthan . . .

Der Männer einer hatte zwei Söhne.
Und (es) sprach der jüngere derselben zum Vater:
Vater, gib mir, was treffe mich, den Teil des Eigenen.
Und er verteilte ihnen das Vermögen sein.

Und nach nicht manchen Tagen brachte zusammen alles der jüngere Sohn, und ging fort in ein Land ferne seiend, und dort verteilte er das Vermögen sein, lebend ausschweifend.
Nachdem er dann weg war allem, ward Hunger stark durch den Gau jenen,
und er begann alldarbend zu werden . . .

---

[1] Die Goten hielten diese Bibel als Stammesheiligtum hoch in Ehren; wir aber sehen in ihr einen altehrwürdigen Familienschatz und geben ihr, insofern sie auch ein kostbares Sprachdenkmal ist, einen Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen National-Literatur.

[2] Ein merkwürdiger Zufall ist es, daß Luther ohne Kenntnis dieser Bibel oft dieselben Stammwörter gebraucht.

Digitized by Google

§ 6. Die christliche Zeit.

1. Zur Zeit Karls d. Gr., besonders nachdem er auch in Sachsen das Heidentum gestürzt hatte, kam eine entschieden christliche Poesie auf. Das Absingen heidnischer Volkslieder wurde von weltlicher und geistlicher Obrigkeit verboten, und man bot dem Volke dafür christliche Dichtungen, in denen biblische Stoffe in begeisterter Weise behandelt wurden, z. B. die Schöpfung, das jüngste Gericht, vorzüglich aber das Leben und die Lehre Jesu. Die Dichter waren meist Geistliche. Besonders wirkte zur Zeit Ludwigs des Frommen (814—840) Hrabanus Maurus, der Abt von Fulda, sehr viel für deutsche Poesie. Er stand als fünfter Abt seit 822 dem Kloster vor und war später (847—856) Erzbischof von Mainz. Seit 804 leitete er die von Sturmius gegründete Schule zu Fulda. Er sammelte talentvolle Jünglinge um sich und leitete sie zur Dichtkunst an. Darum gilt er auch als Begründer des deutschen Schulwesens; wie denn überhaupt damals und lange Zeit hindurch die Klöster, besonders die von Fulda und St Gallen, die Hauptpflegestätten der Wissenschaft und der Poesie waren. Übrigens gaben sich einzelne Geistliche auch mit weltlicher Poesie ab. Das schöne Ludwigslied z. B. hat uns der Mönch Hucbald, der es niederschrieb, erhalten. Es feiert die Besiegung der Normannen durch Ludwig III. (im Jahr 881 bei Saulcourt).

2. Die „herrlichste und beste Dichtung dieser Zeit" (Vilmar) ist der „Heljand" mit gegen 6000 Versen. Sie heißt auch „altsächsische Evangelienharmonie", weil sie eine poetische Erzählung des Lebens Jesu nach den vier Evangelisten ist, und zwar in altsächsischer Mundart. Der Verfasser ist ein Sachse, der wohl seine Bildung im Kloster Fulda erhalten hatte und, wie Prof. Sievers zweifellos nachgewiesen hat, auf Antrieb Ludwigs des Frommen (um 830) den „Heljand" dichtete. — Der „Heljand" ist ein echtes Volksepos, in welchem sich der Dichter zu seinen Sachsen wie zu Kindern herabläßt. Er erzählt in der bei ihnen hergebrachten Sprache, nach ihren Vorstellungen von Welt und Menschen. Er spricht von Palästina wie vom Sachsenlande.

Der Jordan, an dem der Weltenkönig wandelt, strömt vorüber an den hochgehörnten Burgen, wo mutesfrohe, treufeste Helden und starke Weigande die Wache halten. Eben dadurch wird das Gedicht so lebensfrisch und warm. — Die Sprache darin ist einfach, naiv und doch reich und ergreifend, voll Glauben und Innigkeit. Die volle Kraft des Dichters zeigt sich besonders in Stellen, wie die Schilderung des Weltuntergangs oder der Zerstörung des Tempels. Sie gleichen farbenprächtigen Gemälden. Auch im „Heljand" fehlt noch der Endreim; die Verse sind bloß mit Liedstäben verbunden. Simrock, der berühmte Übersetzer altdeutscher Poesie, sagt von ihm: „Was Klopstock wollte und nicht vermochte, das christliche Epos dichten, das war vor tausend Jahren einem neubekehrten Sachsen gelungen." Und doch griff dieser nicht nach dem künstlichen Mittel der Erdichtung von Vorfällen und Personen, noch weniger nach dem der Entstellung des biblischen Berichtes, wie später Klopstock es tat.

3. Darum wollen wir denn auch einen etwas genaueren Einblick in den „Heljand" tun.

Digitized by Google

Als Kaiser Oktavians Bann und Botschaft
An die Könige all und die Herzoge erging,
Daß die Ausheimischen ihre Malstatt suchten,
Daß männiglich vor dem Fronboten bei dem
Stamme stünde, von dem er stammte,
Da schied mit den Hausgenossen
Auch Joseph, der gute, wie Gott, der mächtige,
Der waltende, wollte sein wonnig Heim zu suchen,
Die Burg in Bethlehem, wo beider war,
Des Mannes Malhof und der Jungfrau zumal,
Maria, der guten. Da war des mächtigen Stuhl
In alten Tagen, des Edelkönigs,
Davids, des hehren.

Da nun der Schickung Gebot Marien mahnte, da wurde von ihr in Davidsburg der Gebornen stärkster geboren. Mit Gewand bewand ihn der Weiber schönste, und liebreich legte sie den lieben kleinen Mann in die Krippe. Da ward es manchem kund. Feldhirten erfuhren es erstlich, die bei den Pferden im Freien waren. — Wie dann der heilige Christ zum Manne erwachsen, so sammelt er begleitende Jünger, dann zieht er durch dichte Wälder, von Burg zu Burg, von Gau zu Gau. Die Apostel sind sächsische Recken, wortweise Helden, und ihre Treue zum Heiland ist wie die rührende Treue der Degen zu ihrem Anführer geschildert. Der Herr selbst erscheint seiner menschlichen Natur nach als ein reicher, mächtiger, milder deutscher Volkskönig, der, umgeben von seinen treuen Mannen, im Gefolge unzähliger Scharen Gnaden spendend einherzieht. Natürlich vergaß aber der kindlich gläubige Dichter nicht, ihn mit dem Diadem göttlicher Würde zu schmücken. Denn er ist ihm nicht nur „der Könige kräftigster — der mächtige Held", sondern auch der „Walter der ganzen Welt, der Himmelskönig". Und nicht nur tritt Christus als der Könige reichster vor uns, sondern auch als „aller Menschen Mundherr", und nicht bloß als der „Könige bester", sondern auch als „ein solcher Nothelfer und Heilspender, der durch ein Wort allheil aufstehen macht, wen immer er krank findet" Ja der Dichter stellt ihn uns geradezu vor als das „Friedenskind Gottes", als „Gottes eigenes Kind". Demgemäß strahlt auch Maria, die minnigliche Mutter des Herrn, als die „gnadenreiche Jungfrau", als die „Zierde der Frauen", als „aller Jungfrauen schönste". — Zu hoher Poesie erhebt sich das Gedicht, da Christus vom Weltende sagt: „Zu Boden fällt der Bau, vom Feuer erfaßt, von gieriger Lohe, obgleich er so schön nun ist und weislich gewirkt. Nichts währt dann auf dieser Welt, die grüne Aue zergeht."

Doch das wird zuvor am Monde kund
Und so an der Sonne. Sie schwärzen sich beide,
Von Finsternis befangen, die Sterne fallen,
Die schimmernden Himmelslichter, die Erde schüttert,
Die breite Welt erbebt. Solcher Zeichen bieten sich viel:
Die große See ergrimmt, der tiefe Golfstrom des Meers
Wirkt mit seinen Wogen den Erdenwohnern Grausen.
Dann erstarren die Sterblichen vor des Sturmes Zwang,
Alles Volk vor Furcht. Dann ist nirgend Friede,
Waffenkampf wird weit über diese Welt
Heißgrimm erhoben, die Herrschaft breitet
Volk über Volk, die Fürsten befehden sich
In mächtiger Heerfahrt, die Menge erliegt
Im offenen Allkrieg. Das ist ein ängstlich Ding,
Daß Menschen müssen solchen Mord erheben.

Digitized by Google

Weit wütet Pest auch über diese Welt
So groß Menschensterben, als nie auf diesen Mittelkreis
Seuche senkte. Dann sieht man Siechе liegen,
Zum Tode taumeln, ihre Tage enden,
Mit ihrem Leben füllen. Dann fährt unleidlicher
Hunger heißgrimm über die Heldenkinder,
Die quälendste Kostgier. Das ist nicht das kleinste
Weh in dieser Welt, das da werden soll
Vor dem Urteilstage.

4. Der Dichter des „Heljand" hat übrigens auch wenigstens Teile des Alten Testaments in seiner Sprache poetisch bearbeitet, wie die Handschrift aus dem 9. Jahrhundert beweist, welche Prof. Zangemeister in der Vatikanischen Bibliothek zu Rom (1894) auffand, und worin die Klage Adams nach seiner Vertreibung aus dem Paradies, der Brudermord Kains und Gottes Unterredung mit ihm, die Trauer der Eltern um Abel und der Untergang von Sodoma ergreifend geschildert, wie auch Verse aus dem Heljand verzeichnet sind. Man vermutet auf diesen Fund hin, daß der Heljand überhaupt nur ein Bruchstück einer altsächsischen Bibeldichtung sei.

5. Bald nach dem „Heljand" wurde auch in fränkischer (althochdeutscher) Sprache ein Leben Jesu in 5 Büchern gedichtet. Es ist gleichfalls eine Evangelienharmonie, jedoch mit Auslassung vieles einzelnen. In der Literatur heißt sie gewöhnlich „der Krist". Der Krist ist das älteste Denkmal des deutschen Endreimes. Der Dichter desselben ist Otfried, ein Mönch zu Weißenburg, welcher zur Zeit Ludwigs des Deutschen lebte, dem er das Werk samt einer kunstreichen Widmung auch überreichen durfte.

Die Darstellung ist gemütvoll und einfach, bisweilen recht ansprechend, öfters aber zu breit und ermüdend. Der lateinischen Vorrede nach sollte der Hauptgedanke sein: „Die Rückkehr in das durch unsern Übermut und Unmut verlorene Paradies geschieht auf dem Wege der Tränen und des Gehorsams."

6. Die Segenssprüche finden sich in dieser Zeit auch wieder, aber durchaus christlich. So z. B. ein Bienensegen aus dem 10. Jahrhundert:

Christ, der Imm ist aus! — Nu flieg du mir zu Haus
Mit Fronfrieden in Gottes Hut, — Heim zu kommen heil und gut.
Sitze, Biene, stille da, — Gebot der Sankt Maria;
Urlaub sollst du kriegen, — Zu Holze nicht fliegen,
Mir nicht entrinnen — Andern zum Gewinne.
Sitze viel stille, — Wirke Gottes Willen.

Dann zwei Reisesegen, der erste mit Stabreim, der andere mit Vollreim:

1.

Dir nach sehe ich, — dir nach sende ich
Mit meinen fünf Fingern — fünfundfünfzig Engel.
Gott dich gefunden — heim mir sende!
Offen sei dir das Siegetor, — so sei dir das Säldetor!
Beschlossen sei dir das Wagetor, — so sei dir das Waffentor!

Digitized by Google

2.

In Gottes Frieden du fahre, — sein Engel dich bewahre,
Der Leib sei dir beinern, — das Herz sei dir steinern,
Das Haupt sei dir stählern, — der Himmel sei ein Schild dir,
Die Hölle dir versperret, — alles Übel vor dir verirret!

7. Nicht unerwähnt darf ferner bleiben, daß sich schon in dieser Periode beim Volke der Drang bemerklich machte, seine religiösen Empfindungen durch Gesang in deutscher Sprache zu äußern. Hat ja schon Otfried seinen „Krist", wie er selbst sagt, geschrieben, „thaz wir Kriste sungun in unsara Zungun". So finden sich denn jetzt schon geistliche Volkslieder, von denen einzelne auch als Kirchenlieder, wenigstens bei Wallfahrten, Prozessionen usw., gebraucht wurden. Da sie alle mit den Worten „Kyrie eleis" schlossen, erhielten sie den Namen „Leisen". Der bis jetzt bekannt gewordene älteste „Leis" stammt aus dem 9. Jahrhundert und ist das folgende Loblied auf St Petrus. In ähnlicher Weise wurden der hl. Gallus und der hl. Ulrich von Augsburg durch religiöse Volkslieder verherrlicht.

1.

Unsar trohtin hat farsalt
sancte petre giuualt,
Daz er mac ginerian
ze imo dingenten man.
Kyrie eleyson,
christe eleyson.

2.

Er hapet ouh mit vuortun
himilriches portun.
Dar in mach er skerian,
den er uuili nerian.
Kyrie eleyson,
christe eleyson.

3.

Pittemes den gotes trut
alla samant uparlut,
Daz er uns firtanen
giuuerdo ginaden.
Kyrie eleyson,
christe eleyson.

1.

Unser Herre gab Gewalt
Sancto Petro mannigfalt,
Daß er wohl erhalten kann
Jeden, der ihn rufet an.
usw.

2.

Er hat von seinem Worte
Des Himmelreiches Pforte.
Darein mag er schalten,
Den er will erhalten.
usw.

3.

Bitten wir den Gottestraut
All zusammen überlaut,
Daß er uns, den Sündern, doch
Wolle sein genädig noch.
usw.

Bei der feierlichen Einsetzung des Bischofs Diethmar in Prag (937) sang die Geistlichkeit das Te Deum, der Herzog aber mit den Großen des Landes:

Christe kinado, Kyrie eleyson,
unde die heiligen alle helfant uns! Kyrie eleyson.

Ebenso haben wir noch ein Weihnachtslied aus dem 11. Jahrhundert, beginnend:

Nu sis uns willekomen, Herro Christ.

Digitized by Google

8. Diese frommen Volksgesänge wurden nach und nach immer beliebter, wie wir in der nächsten Periode hören werden, während bezüglich der andern Dichtungsarten vom 10. Jahrhundert an eine Zeit des Schlafes deutscher Poesie eintrat, der sich durch einige Jahrhunderte hinzog. Die lateinische Bildung wurde vorherrschend. Latein war schon Kirchen- und Schulsprache, jetzt wurde es auch Hof- und Staatssprache. Gelehrte und Gebildete sprachen unter sich und schrieben fast nur Latein. So wurde auch die deutsche Poesie durch eine lateinische verdrängt. Im Latein dichtete z. B. sehr fleißig und mit viel Geschick die Nonne Hroswitha (hrotsuith) von Gandersheim, welche, 930 einem sächsischen Adelsgeschlechte entsprossen, in jenem Kloster von der Äbtissin Gerberga (Nichte Ottos I.) in das Verständnis der römischen Dichter Virgil, Ovid und Terenz eingeführt wurde. Sie schrieb in lateinischen Hexametern ein Gedicht zu Ehren Marias, dann Legenden, das Leben Ottos des Großen in einem Epos, eine Geschichte des Klosters, endlich sechs Dramen in gereimter Prosa, worin sie mit Vorliebe die Glaubensstärke von Märtyrinnen darstellt, überall die Tugend erglänzen läßt und das Laster brandmarkt, ohne gemein zu werden. Ohne Zweifel wurden diese Dramen im Kloster aufgeführt. Von ihren Dichtungen kamen Abschriften auch in andere Klöster. Eine solche fand man 1501 im Kloster St Emmeram zu Regensburg, und die Gelehrten, entzückt davon, priesen sie dann als „germanische Muse".

Hroswitha versteht es recht gut, das für Bühnen Passende zu finden, den Dialog lebhaft zu gestalten und Seelenkämpfe zu schildern, weniger aber, zu charakterisieren. Geistvoll bemerkt Scherer bezüglich ihres Wetteiferns mit den lateinischen Klassikern: „Weiter konnte die verehrende Nachahmung der klassischen Literatur nicht getrieben werden als zur Auferweckung des Dramas. Insofern steht die Nonne von Gandersheim auf der höchsten Stufe ihrer Epoche, und indem sie der klassischen Form den christlichen Gehalt einzugießen versteht, erfüllt sie das Ideal Karls des Großen."

9. Die beste ganz erhaltene lateinische Dichtung dieser Zeit, ein Werk ersten Ranges, das durch seine episch anschauliche Erzählungsweise manchmal an Homers Iliade erinnert, ist das Heldengedicht „Waltari von Aquitanien" (vgl. die neue Ausgabe von Scheffel und Holder). Ekkehard I. († 973) hat es gedichtet, Ekkehard IV. († um 1060) überarbeitet. Obgleich lateinisch, atmet es doch durchaus deutschen Geist, deutsche Kraft und Frische. Die Forscher halten es für die Übersetzung eines leider verloren gegangenen deutschen Originals. Der Inhalt ist:

Der Hunnenkönig Etzel ruft eines Tages seinen Helden zu:

Wohlauf zu Roß, zu Felde, nach Franken geht der Zug,
Wir machen zu Worms am Rheine uneingeladen Besuch.

Der Frankenkönig Gibicho zu Worms zog den kürzeren, wurde tributpflichtig und mußte seinen besten Helden, Hagen von Troja, als Geisel nebst unermeßlichem Schatze den Hunnen ausliefern. Nun galt der „Besuch" dem Burgunderkönig Heririch und ferner dem Alphari von Aquitanien (Westgotenreich). Beide wurden, wie

Digitized by Google

Gibicho, Vasallen Etzels. Jener erkaufte den Frieden durch Auslieferung seiner einzigen Tochter „jung Hildegund", Alphari durch Auslieferung seines mit Hildegund schon früh verlobten Sohnes Waltari. Die Geiseln werden zwar in Ungarn gut behandelt und geehrt, aber es zieht sie heftig nach der Heimat. Hagen flieht zuerst und dient nun dem jungen König Gunther in Worms, denn Gibicho war tot. Später fliehen auch Waltari und Hildegund; in 14 Tagen machen sie den Ritt bis zum Rheine, über den sie bei Worms sich fahren lassen. Den Frankenschatz führten sie mit sich. Als dies Gunther inne wird, setzt er mit zwölf Mannen und Hagen ihnen nach. Beim Rasten in einer Engschlucht der Vogesen werden jene überfallen. Waltari besiegt im Einzelkampfe die Zwölfe, darunter Hagens Neffen. Hagen will den Freund nicht angreifen. Doch Gunther beredet ihn. Um Waltari aus der Schlucht zu locken, kehren Gunther und Hagen scheinbar um. Als jener aber mit Hildegund ins offene Land geritten ist, holen die Listigen sie ein, kämpfen einen halben Tag mit Waltari, wobei dieser die Rechte, Hagen ein Auge und Gunther einen Schenkel verliert. Endlich sind sie kampfesmüde und versöhnen sich, Hildegund verbindet die Wunden und schafft kühlen Labewein. Da trinken sie Freundschaft und scherzen über ihre Wunden. Waltari aber führt seine Braut heim und regiert nach des Vaters Tod noch 30 Jahre mit Glück und Segen.

10. Leider nur als Bruchstück ist uns eine andere schöne Erzählung erhalten, worin es friedlicher zugeht, viel feinere, höfische Lebensart zu Tage tritt — der „Ruodlieb", den der Mönch Fromund (vom Kloster Tegernsee) um das Jahr 1025 gedichtet haben soll. Zu den lateinischen Hexametern kommt hier noch der Endreim. Der Inhalt ist:

Ruodlieb hat verschiedenen Herren gedient, zuletzt sich durch treue Dienste bei einem mächtigen König in Afrika dessen besondern Dank erworben. Beim Abschiede erhält er zwei Brote, die er erst zu Hause am Hochzeitstage anschneiden darf, und zwölf goldene Lehren, wie z. B.: er solle keinem Rotkopf trauen, jede Rache über Nacht verschieben, an keiner Kirche ohne Ankehr mit Gebet vorbeireiten, nie wegen schmutziger Straße über die Saat reiten usw. Alle diese Lehren haben sich im weiteren als gut erwiesen (soviel man aus den Überresten schließen darf). Als er nun zu Hause die Brote anschneiden will, so erweisen sie sich als silberne Hohlgefäße voll Gold und Schmuck, eine kostbare Überraschung für ihn und seine Braut Herburg — eine Königstochter.

11. Schließlich sei hier der Männer gedacht, welche sich dem allgemeinen Strome entgegenstemmten, indem sie viel in Deutsch schrieben und auch andere dafür zu gewinnen suchten. Vor allem taten dies die Mönche von St Gallen, insbesondere mehrere des Namens Notker, am meisten Notker Labeo (wegen seiner großen Lippe so zubenannt). Dieser war unermüdlich im Übersetzen in das Deutsche und benutzte sein großes Ansehen als Gelehrter in jeder Hinsicht, um den Widerwillen gegen deutsche Bücher zu verdrängen und andere Geistliche zum Übersetzen ins Deutsche aufzumuntern. Er übersetzte auch den ganzen Psalter und das Buch Job in das Deutsche und wurde schon in alten Quellen „der Deutsche" genannt. Sein mildes Wesen kennzeichnet die Nachricht, daß er in seiner letzten Beichte als die schwerste Sünde bekannt habe, er habe in seiner Jugend einen Wolf getötet. Er starb 1022.

Digitized by Google

Aus dem «Heljand».

Einzug des Herrn in Jeruſalem.

Nâhida thô neriendo Krist·
the gôdo te Hierusalêm. quam imu thâr tegegnes filu·
werodes an willeon. wel huggiendes.
Antfêngun ina fagaro· endi imu biforan strôidun·
thena weg mid irô giwâdiun. endi mid wurtiun sô samo.
mid berhtun blômun. endi mit bômô togon.
that feld mid fagaron palmun. al sô is fard geburida·
that the godes sunu· gangan welda.
te theru mâreon burg· hwarf ina megin umbi·
liudiô an lustun. endi lofsang ahôf.
that werod an willeon. sagdun waldande thank·
thes thâr selbo quam· sunu Dâuides·
wisôn thes werodes. Thô gesah waldand Krist.
the gôdo te Hierusalêm· gumonô betsta·
blikan thena burges wal. endi bû Judeonô.
hôha hornseli. endi ôk that hûs godes.
allarô wihô wunsamôst. Thô wêl imu an innan·
hugi with is herta. thô ni mahta that hêlaga barn·
wôpu awisian· sprak thô wordô filu·
hriwiglîko. was imu is hugi sêrag.
We warth thi Hierusalêm quath he. thes thu te wârun ni wêst.
thea wurthgiskeftî· the thi noh giwerthan skulun.

Da nahte nun der Nothelfer Chriſt,
Der gute, Jeruſalem. Entgegen ging ihm
Viel williges Volk und wohlgeſinntes.
Die empfingen ihn feſtlich und beſtreuten vor ihm
Den Weg mit Gewändern und würzigen Kräutern,
Blumen und Blüten und der Bäume Zweigen,
Mit Palmen das Feld, wohin ſeine Fahrt ging,
Als jetzt der Gottesſohn einzugehen gedachte
Zu der weltkunden Burg. Ihn umwogte die Menge
Der Leute mit Luſten, und Lobgeſang erhob
Die freudige Menge, den Fürſten verherrlichend,
Daß er ſelber gekommen war, der Sohn Davids,
Sein Volk zu erfreuen. Da ſah der waltende Fürſt
Dort zu Jeruſalem, der Guten beſter,
Den Burgwall blinken und der Juden Gebäude,
Die hohen Hornſäle und das Haus Gottes,
Der Weihtümer wonnigſtes. Da wallt' ihm bewegt
Das Herz in der Bruſt, das heilige Gotteskind mochte
Dem Weinen nicht wehren; viel Worte ſprach er
Schmerzlich betrübt und mit ſchwerem Herzen:
„Weh ward dir, Jeruſalem, daß du in Wahrheit nicht weißt
Die Wehgeſchicke, die dir noch werden ſollen!

Digitized by Google

hwô thu noh wirdis behabd· heries kraftu·
endi thi bisittiad· slîthmôde man.
fiund mid folkun. than ni habas thu frithu hwergin·
mundburd mid mannun. Lêdiad thin her manage tô.
ordôs endi eggia· orlages word.
farfehôd thîn folkskepi. fiures liomon.
these wîk awôstiad· wallôs hôha
felliad te foldu. Ne afstâd is felis nigên.
stên obar ôthrumu. ak werthad thesa stedî wôstia.
umbi Hierusalêm· Judeôliudeô.
hwand sie ne antkenniad· that in kumana sind·
irô tîdî tôwardes. ak sie habbiaa im twifliun hugi.
Ni witun that irô wîsôd· waldandes kraft.
Giwêt imu thô mid theru menigî. mannô drohtin·
an thea berthon burg. Sô thô that barn godes·
innan Hierusalêm· mit thiu gumonô folku
sêg mid thiu gisithu. thô thâr warth allarô sangô mêst.
hlûd stemnia afhaban. hêlagun wordun.
lobôdun thena landes ward. liudiô menegî.
barnô that betsta. Thiu burg warth an hrôru·
that folk warth an forhtun. endi fragôdun sân·
hwe that wâri· that thâr mid thom werode quam.
mid theru mikilon menegî. Thô sprak im ên man angegin.
quat that thâr Jêsu Krist· fan Galilêolande·

Wie du noch umſtellt wirſt mit Heeresſtärke,
Dich umlagern werden argliſtige Männer,
Feindliche Völker; dann findeſt du nirgends Frieden,
Schutz noch Hilfe. Sie ſchwingen wider dich viel
Schwerter und Schneiden, ſchwere Kriegsworte
Verfehmen dein Volk, Feuers Flammen
Verwüſten deine Wohnungen, die hohen Wälle
Fällen ſie zu Boden. Kein Fels bleibt dann,
Kein Stein auf dem andern: die Stätte wird wüſt
Um Jeruſalem den Judenleuten,
Weil ſie nicht erkennen, daß ihnen gekommen ſei
Die Zeit ihrer Zeiten, denn ſie zweifeln noch,
Wiſſen nicht, daß ſie heimgeſucht des Waltenden Kraft."
Mit der Menge ging dann der Männer Fürſt
In die prächtige Burg. Als der Geborne Gottes
In Jeruſalem mit der gaffenden Menge
Und den Begleitern einzog, da ward der Sänge größter
In hellen Stimmen erhoben: mit heiligen Worten
Lobte den Landeswart der Leute Menge,
Der Gebornen beſten. Die Burg kam in Aufruhr,
Das Volk war in Furchten und fragt' alsbald,
Wer es wär', der da käme mit kräftiger Schar,
Mit der mächtigen Menge. Da gab ein Mann zur Antwort,
Daß da Jeſus Chriſt von Galiläaland,

Digitized by Google

fan Nâzarethburg. neriand quâmi.
witig wârsago· themu werode te helpu.
Thô was thêm Judion· the imu êr grame wârun.
unholde an hugi. harm an môde.
that imu thea liudî sô filu· lofsang warhtun.
diurdun irô drohtin. thô gêngun dolmôde·
that sie with waldand Krist· wordun sprâkun.
bâdun that he that gesithi· swîgôn hêti.
letti thea liudî· that sie imu lof sô filu·
wordun ni warhtin. It is thesumu werode lêth quâthun sie·
thesun burgliudiun· Thô sprak eft that barn godes.
Ef gi sie ammeriad quath he· that her ni môtun mannô barn.
waldandes kraft· wordun diurian.
sô skulun it hrôpan thôh· harde stênôs.
for thesumu folkskepi· felisôs starka.
êr than it êo belîbe· nebo man is lof spreke·
wîdo aftar thesaru weroldi.

Von Nazarethburg, der Nothelfer käme,
Der weiſe Wahrſager, zu wenden die Not.
Das ſchuf den Juden, die ihm gram waren längſt,
Abhold im Herzen, Harm im Gemüte,
Daß ihm ſo Leute ſo lauten Lobgeſang erhoben,
Den Herrn zu verherrlichen. Da huben Toren an,
Die ihre Worte wandten zu dem waltenden Chriſt,
Er ſollte dem Geleite doch Schweigen auferlegen,
Die Leute hindern, daß ſie ihm Lobs ſo viel
Im Geſange ſpendeten, „ihr Geſchrei beſchwert
Die Burgleute“. Der Geborne Gottes ſprach:
„Hindert ihr hier die Heldenkinder,
Daß ſie des Waltenden Kraft mit Worten verherrlichen,
So werden die Steine ihre Stimmen erheben,
Die feſten Felſen vor dem Volke hier,
Eh' es unterbliebe, daß ihm Lob geſungen ſei
Weit über die Welt.“

Digitized by Google

Zweite Periode.

Vorfrühling der deutschen Poesie: Von 1150 bis 1190.

(Dichter aus dem Klerus.)

§ 7. Zur Orientierung.

In der Mitte des 12. Jahrhunderts erwachte endlich die deutsche Poesie wieder. Es war ein Frühlingserwachen nach langem Winterschlafe. Wie nun aber die Natur nur allmählich in den Frühling eintritt, so war es auch mit der Poesie. Der wirklichen Blütezeit ging eine Vorbereitungszeit voraus, ein Vorfrühling. Er umfaßt ungefähr die Zeit von 1150 bis 1190 und hat mit der vorigen Periode das gemein, daß auch er uns fast nur Epi-sches bietet. Höchstens sproßten einige Kirchenlieder, Wallfahrts- und Kreuzfahrtslieder hervor. Die Dichter waren vorherrschend Geistliche, damals „phafen“ genannt.

2. Die Sprache der Poesie war in dieser wie in den zwei folgenden Perioden fast durchweg das Mittelhochdeutsch. Die Musen hatten sich eben mit Vorliebe in den südlichen Gebieten niedergelassen. Die meisten und schönsten mittelhochdeutschen Dichtungen sind aber keineswegs in der Sprache der Gasse, d. h. in der Mundart des gewöhnlichen Volkes geschrieben, sondern in der viel feineren, ziemlich dialektfreien sog. höfischen Sprache. Die vornehmeren Leute sprachen sie, und die gebildeteren Dichter dichteten darin. Freilich darf man sich dieselbe nicht ganz dialektfrei denken. Es ist offenbar, daß sie schwäbelte[1], also nur mehr ein veredeltes Schwäbisch war; auch vom bayrischen Dialekt trug sie in sich. — Nur in der niedern Volksdichtung sowie in jenen Schriften, die nicht von höfischen Schriftstellern herkamen, machten sich die Volksmundarten auch im Süden entschieden geltend. So sind z. B. Predigten vorhanden (von Grieshaber und Pfeiffer herausgegeben), die unbestritten alemannisch sind, wiewohl es auch feiner sprechende Prediger gab, wie z. B. Berthold von Regensburg.

3. Für die Poesie Niederdeutschlands existierte damals keine feinere Sprache. Dort waren die reinen Mundarten überall in Schrift und Umgang

[1] Zur Zeit der Hohenstaufen hatte eben das Schwäbische bei Hofe den Vortritt.

Digitized by Google

herrschend. Die Niederdeutschen brachten es überhaupt nie zu einem feineren Niederdeutsch. — Hingegen entwickelte sich in dem mittleren Deutschland schon in dieser Periode etwas dergleichen, entschiedener noch in der nächsten, weshalb wir dort davon reden wollen (vgl. S. 33).

§ 8. Geistliche Dichtung.

1. Die Geistlichen, besonders die Klostergeistlichen, dienten in dieser Zeit mit großem Fleiß und mit großer Liebe der Dichtkunst; aber die meisten derselben blieben unbekannt, sie betrachteten eben das Dichten als Gottesdienst, als Seelsorge, indem sie das Volk durch gereimte biblische Geschichten (besonders aus dem 1. Buch Moses' und den Evangelien), durch Gebete (besonders das Vaterunser), Psalmen in Versen, Segenssprüche und geistliche Volkslieder zur Kenntnis und Liebe der Religion anzueifern suchten. Sehr beliebt waren die Wunderlegenden, die damals in großer Zahl emporblühten. Am meisten wurden die marianischen Legenden, in welchen Maria als wundertätige Helferin erscheint, volkstümlich; sie schlossen durchweg mit dem Verse: „Des sei gelobt die Königin." Begreiflicherweise war auch die Kindheit Jesu ein Lieblingsthema für Dichter und Volk. Wir wollen nur einige der besten herausheben und besprechen.

2. Als die interessanteste Person unter den Poeten dieser Zeit sei die erste deutsche Dichterin genannt, Frau Ava, eine Österreicherin († 1127 in Göttweih oder in einem Kloster nahe dabei), welche in einem vermauerten Raum als Einsiedlerin (Rekluse) freiwillig büßte. Erst als Witwe verließ sie die Welt, zwei Söhne dort lassend. Als Dichterin behandelte sie „das Leben Jesu", „den Antichrist", „das jüngste Gericht", „Johannes den Täufer", „die Gaben des Heiligen Geistes". Um die gleiche Zeit verfaßte am Rhein der „arme Hartmann" die Rede vom Glauben, eine Erklärung des Credo. Heinrich von Mölk oder Melk schrieb Strafgedichte („Vom Pfaffenleben", „Von des Todes Gehügede", d. h. Erinnerung an den Tod). Dieser war der älteste deutsche, und zwar ein trefflicher Satiriker.

3. Eine Reihe biblischer Erlösungsgeschichten beginnt von Bamberg aus mit dem Scholastiker Ezzo (1065). Seinen „Leich" „von den Wundern Christi" dichtete er in Bamberger Mundart auf einer Pilgerfahrt nach dem Heiligen Lande, die er mit Bischof Gunther und vielem Volk, darunter hohe geistliche und weltliche Herren, auf die Aufforderung seines Bischofs machte.

Der Leich, aus 28 meist zwölfzeiligen Strophen bestehend, wurde von Abt Willo komponiert. Am Schluß verherrlicht Ezzo das Kreuz als den Mastbaum des Schiffes, auf welchem die Erlösten als Dienstmannen Gottes dem Himmelreiche zusteuern. Das Lied wirkte sehr ergreifend auf Ezzos Zeitgenossen, so daß gar manche den Klosterpforten zueilten.

Digitized by Google

Probe aus Ezzos Leich:

In principio erat verbum,	Im Anfang war das Wort,
daz was der ware gotes sun;	Das war der wahre Gottessohn;
von dem einen worte	Von dem einen Worte
bequam trost al der werlte.	Kam Trost der ganzen Welt.
O lux in tenebris,	O Licht in der Finsternis,
du herre, der du samet uns bist,	Du Herr, der du bei uns bist,
du uns daz ware licht gibest.	Du gabst uns das wahre Licht.
neh einer untriwe dune phligist;	Nie pflegtest du irgend eine Untreue;
du gabe uns einen herren,	Du gabst uns einen Herren,
den scholte wir wol eren,	Den sollen wir wohl ehren,
daz was der guote suntach;	Das war der gute Sonntag;
nech eines werches erne phlach;	Keines (andern) Werkes er (dann) pflog;
ube wir den behielten,	Wenn wir den (genau) hielten, (verhießest du)
wir pardyses gewielten.	Würden wir des Paradieses walten.
Got, du scuof alles daz ter ist:	Gott, du schufest alles, was da ist;
ane dich nist niewiht.	Ohne dich ist nirgend etwas.
Ze jungest scuofe du den man	Zuletzt schufest du den Mann (Menschen),
nah dinem bilde getan,	Nach deinem Bilde angetan,
nah diner getate,	Nach deiner Gottheit (Vorbild),
so du gewalt hate.	So (wie) du hattest Gewalt.
du bliese in dinen geist in,	Du hauchtest ihm deinen Geist ein,
daz er ewich mochte sin	Daß er ewig möchte sein
noch erne vorhte den tot,	Und nicht fürchte den Tod,
ub er behielte din gebot.	Wenn er hielte dein Gebot.
zallen eren scuofe du den man	In allen Ehren schufest du den Menschen,
du wessest wol den sinen val.	Du wußtest wohl (voraus) seinen Fall.

4. Die lieblichste Legende von der Kindheit Jesu hinterließ uns Konrad von Füßesbrunnen (? Niederösterreich).

Sowie das Kindlein Jesu nach Ägypten geflüchtet wird, sind wir auch mitten in das Bereich der Wundersagen versetzt. In der Wüste spielen Drachen und Löwen mit ihm; in besseren Gefilden neigen sich Bäume von selbst, ihm Schatten und Früchte zu bieten. Dem Räuber, der die heilige Familie anfällt, wendet sich das Herz so um, daß er sie nach Hause führt und verpflegt; in dem Götzentempel, an dem sie vorüberziehen, fallen 140 Götzenbilder um, worauf das Volk sich bekehrt. Das Kind Jesu spielt wie auch andere Kinder mit Gespielen, es formt Vögel aus Lehm; aber siehe, „der Wunderer" klatscht in die Hände, und — die Vögelein fliegen davon. So geht es auch in die Schule zu dem Schulmeister Zacharias: aber dort redet und fragt es weiser wie die Weisesten.

5. Ein Gedicht, in welchem uns die ganze Innigkeit und Lieblichkeit des mittelalterlichen Mariendienstes anschaulich gemacht wird, ist das „Marienleben" von Wernher, vermutlich ein Priester der Augsburger Diözese, im Jahre 1172 verfaßt. Es ist dreiteilig, wie Wernher selbst im Epilog meldet: „Da wurden die drei Lieder hehr gedichtet zu Mariens Ehr'." Das erste Lied sagt uns von der Geburt Marias, das andere Lied erzählt ihre Jugend und Verlobung, „das dritte sagt, daß gebar die Werte den, der ganz aufwiegt Himmel und Erde". „Das Gedicht gemahnt uns an die Gemälde der altdeutschen Schule, strenge und keusch, steif und hart in der Ausführung, wild

Digitized by Google

und innig in den charakterisierenden Partien" (Lindemann). Eine kurze Betrachtung dieses poetischen Gemäldes wird das Gesagte bestätigen:

I. Kaum ist Maria drei Jahre alt, so schreitet sie an der Seite ihrer Eltern zum Tempel, um unter die Tempeljungfrauen eingereiht zu werden (Mariä Opferung). Da ging sie so schön, erfreulich allen Leuten zum Wohlgefallen: niemals sah sie um, weil sie es nicht ziemend fand. „Und es ging die beste Maid zum Ziele vielbereit, sie suchte Gnad' viel zu gewinnen."

Da Maria, die hochheilige,
Die edle und jungfräuliche,
Nun in den Tempel trat hinein,
Aufging da ihrer Ehren Schein;
Sie ward erkannt vielweit,
Weil sie zur selben Zeit
Hellleuchtend wie die Sonne stand
Ob allen, ihr geschlechtsverwandt;
Ihr Antlitz war so tugendklar,
So königlich ihr Augenpaar,
Ihr Wesen also reine,
Daß sich ihr verglich nicht eine
Unter allen denen Frauen;
Man mußte sie anschauen
Mit heiliger Ehrfurcht Grauen.

Sie mahnte die Mitschwestern, allstündlich zu werben um Gottes Huld; selbst des Nachts stand sie auf, „um sich in Andacht zu versenken und ganz sich Gott zu schenken". Die reine Maid erschien viel stät zur Arbeit jeder Art und Weise. Dafür wird sie mit Himmelsbrot gespeiset, das der vielhehre Engel Gabriel täglich den Jungfrauen bot. Daneben aß sie nicht viel. Was man sonst ihr an Speise gab, floß den Armen und Elenden zu. Sie „war ohne alle Schuld, gut, wohlgemut und mild und weise".

Die Keusche, Demut und stäte Tugend,
Die drei, die zierten ihre Jugend,
Mit vielen andern auserlesen;
Neid, Hoffart und weibisch zürnend Wesen,
Die fanden an ihr nicht statt.
Traun! keine Fraue so hoch je trat
Zu Ehren und Heil ihr gleich;
Drum ist heute ihr Lob so reich.

II. Und da die Maid bald alle an Wuchs und Wohlgestalt überstrahlte, so gab sich Abiathar alle Mühe, ihre Minne für seinen Sohn zu gewinnen. Doch sie verschmäht den herrlichen Degen; „denn", sagt sie, „Gott hätte einzig sie erwählt, sich ihm mit Leib und Seel' vermählt, daß sie wäre seine Magd und Braut, und er ihr Herr und Liebetraut". Da beschied aber der Judenbischof alle Jünglinge aus Davids Stamm. Er wollte durch ein zu erflehendes Gottesurteil den für Maria Erkorenen entdecken. Der schon greise Joseph erschien nur aus Gehorsam, denn „sein Sinnen und Streben nicht stund nach Liebeswahn und Freudenleben". Nun legte der Bischof den Stab (die Gerte), den jeder nach Vorschrift gebracht, auf den Altar. Nur Josephs Stab erblühte. Der Bischof rief es aus: „Joseph, Gotteskind, die Engel dir viel gnädig sind; sie eilen, dir anzuzeigen: diese Gerte ist dein eigen; nun säume dich nicht mehr, wir befehlen dir die Jungfrau hehr." So wurde sie mit Joseph vermählt. In einer Burg zu Nazareth lebten sie; „aller Tugend Edelstein hatte dort ihr Häuselein".

III. Als nun Gott des Feindes Neid an uns Armen besiegen wollte, da fuhr Gabriel aus dem Himmel mit der hehren Botschaft hernieder in die Kemenate der Gotteswerten. „Sie sprach: Gott sei mir gnädig! Wie ich dich, Herr, hör' gestehen, also soll es mir geschehen." Als nun Augustus, „der gewaltige Vogt vielweit", sie nach Bethlehem beschied, da „mußte die Fraue sich zum Hause erküren gar enge Klause", und in der hehrsten Nacht der Nächte gebar sie Christum.

Da hatte der reiche Arme,
Der mit seinem Arme
Die Himmel all umschloß,
Ein Gezelte gar ungroß.
Der doch den Königen war Sippe
Der wollte in die Krippe
Sich da legen lassen,
Daraus die Rinder aßen.

Digitized by Google

Zu den Hirten aber, die mit Kolben und Bogen ihres Viehes pflogen, flog ein Engel mit einem großen Glaste und sagte ihnen die tröstende Märe.

Eilig fuhren sie zuhand,
Wohin sie Christ gesandt,
Wo ein Kind er kindlich lag
Und sein die Reine pflag.
Als sie das nun erkannten,
Von Ehrfurcht sie entbrannten
Und fielen der Herrschaft zu Füßen
Mit Zähren also süßen;
Auf die Kniee sich jeder setzte.
O wie Liebes ihr Herz ersetzte,
Da sie ihn und die Frauen
Zusammen durften schauen!
Von Herzen riefen sie es an
Und kehrten herzerfröhlicht dann
Zurück zu ihrer Herden Hut.
So tröstete sie Gott vielgut.

Und es kamen auch die drei Könige — „die Recken, aller Recken Zier". Als sie bei dem üblen Wirt Herodes ankehrten, „wohl süße Worte er da bot und sann doch schon auf bittern Tod, geheim in dem Gemüte, der Üble, voll Ungüte". Doch Engel wiesen den Gottesholden, wie dem Joseph, die rechte Straße. Den „Wolf aber hielt der Zorn gefangen, er hieß die jungen Degen morden". Nur einer entging ihm.

Herodes, der Gottverbannte, stirbt einen schrecklichen Tod. „Da faßte ihn des Teufels Kralle." Nun rüstet Joseph die Heimfahrt mit St Marien, der Vielsüßen, und seinem jungen Herrn.

6. Das Marienleben des Kartäusers Philipp fand gleichfalls großen Anklang, so daß es vielfach bearbeitet und auch in das Niederdeutsche übersetzt wurde. — Ein sehr ausgedehntes Gedicht vom Niederrhein ist das „Lob der Jungfrau", in welchem Maria als der hohe Himmel, die reine Erde, der schöne Mond, die heilige Altarstatt gepriesen, die neun Chöre der Engel, deren im Gloriengewand strahlende Herrin sie ist, geschildert werden mit der Schlußbitte des Dichters um Marias Beistand in seiner Todesstunde. — Zwei Hauptwerke verdanken wir dem nicht ungeschickten Dichter „Phafe" Konrad von Heimesfurt, nämlich: 1) Urstende (d. h. Auferstehung) mit Judas' Verrat, der Szene vor Pilatus, der Kreuzigung und Auferstehung. Das Ganze ist zu ermüdend; 2) „Von unser Brouwen Hinfahrt", viel besser als die erstgenannte Dichtung, voll frommer Heiterkeit und Wärme.

7. Die Sage von Pilatus, vielleicht von dem Pfaffen Lamprecht, verwertet christliche Legenden und heidnische Sagen zu einem harmonischen Ganzen mit so gutem Reim, wie er bis dahin keinem andern Dichter gelungen war. Der Inhalt ist:

König Tyrus zu Mainz hat zwei Söhne; der jüngere, Pilatus, erschlägt seinen Bruder, den Thronerben, kommt als Geisel nach Rom, begeht einen zweiten Mord und muß als Statthalter in die gefährliche Provinz Pontus, deren wildes Volk er bändigt. Herodes, der wegen des Messias den Aufruhr der Juden fürchtet, läßt ihn nach Judäa kommen. — Hier schließt das Gedicht, dessen Stoff der Dichter einer lateinischen Erzählung entnommen haben will. Es gab in der Tat damals verschiedene lateinische Bearbeitungen der Pilatussage, in denen das weitere Schicksal des Pilatus nach Christi Tod berichtet wird: sein Selbstmord zu Rom, wie sein in die Tiber geworfener Leichnam die Flut aufregt, ebensowenig später in der Rhone Ruhe findet noch auch im See des Pilatusberges, wo er bis zum Weltende liegen muß, aber immer von Zeit zu Zeit Sturm und Wetter auf dem Gipfel des Berges und wildes Gewoge im See erzeugt.

Digitized by Google

8. Noch ein Wort von den „Leisen", die sich im 12. Jahrhundert auffallend mehrten: ein Zeichen, daß sie beim Volke ringsum im Vaterland immer mehr beliebt wurden. Als der hl. Bernard 1146 am Rhein hin seine flammenden Kreuzzugspredigten hielt, sang das jubelnde Volk solch fromme Lieder. Sein Begleiter, der Mönch Gottfried, schreibt darüber: „Als wir die deutschen Gegenden verlassen hatten, hörte euer Gesang ‚Christ uns genade' auf, und niemand war da, der zu Gott gesungen hätte. Das romanische Volk nämlich hat keine eigenen Lieder nach Art eurer Landsleute, worin es für jedes einzelne Wunder Gott Dank sagte." — Die Kreuzfahrer sangen gleichfalls solche „Leisen" frisch und froh, wie z. B. „Nu helfe uns das heilige Grab" oder „Christ herre, du bist gut". Wie viel man damals schon fromme Lieder sang, bezeugt auch der Reichersperger Propst Gerhoh in seiner Erklärung der Psalmen: „Die ganze Welt jubelt das Lob des Heilandes auch in Liedern der Volkssprache; am meisten ist dies bei den Deutschen der Fall, deren Sprache zu wohlklingenden Liedern geeigneter ist." Wackernagel hat in seinem Sammelwerk allein 43 solche Volkslieder aus dieser Zeit.

§ 9. Weltliche Dichtung.

1. Die geistlichen Poeten ließen in dieser Periode noch viel weniger als in der vorigen die profane Dichtung verkümmern. Mit Vorliebe griffen sie nach weltgeschichtlichen Stoffen; sie mengten aber freilich bisweilen aus mangelhafter Geschichtskenntnis die verschiedenen Personen, Zeiten und Orte, Geschichte und Sage, Wahrheit und Fabel untereinander. Daraus entstanden die sog. Reim-Chroniken, die uns „keineswegs gänzlich auf den Sand gereimter Prosa oder in die Heide dürrer Stadt- und Landchronik" (Lindemann) führen. Nur zwei dieser Dichtungen besprechen wir hier, das „Annolied" und die „Kaiserchronik".

2. Das schöne Annolied reihen wir hier ein, obgleich es die Geschichte des hl. Anno, Erzbischofs von Köln (1056—1075), erzählen will; denn der größte Teil ist doch Weltchronik. „Die Darstellung ist in vielen Stücken echt volkstümlich und mitunter trefflich" (Vilmar).

Es holt aus bei der Schöpfung, welche uns in kräftigen Zügen gemalt wird. Dann folgt der Sündenfall. Von der Verderbnis der Welt geht der Dichter über zu Christi Opfertod und zur Christianisierung der Welt durch die Sendboten des Herrn. Auch die Franken und Köln, die schönste Burg in deutschen Landen, sollten Gott genugsam danken, daß er ihnen so viele Gottesmänner gesandt, wie denn auch St Anno. Mit Absicht springt nun der Dichter auf die Gründung Kölns über, zieht dabei die Danielsche Prophetie von den vier Weltreichen herein und schildert, bei dem römischen verweilend, Cäsars Sieg über Pompejus kraftvoll also: „Das war das härteste Volkswig (Heerschlacht), das in diesem Merigarto (Meergarten = Erde) je gekämpft wurde. Hei, wie die Waffen klangen, da die Rosse zusammensprangen, Heerhörner ertosten, Bäche Blutes flossen, die Erde unten ertönte, die Hölle entgegen erglühte! Nach Cäsar kommt Augustus daran, unter dem die Burg Köln entstand, dann die Bekehrung Kölns und

Digitized by Google

die Reihe seiner Bischöfe bis auf Anno, dann endlich das vielbewegte Leben Annos selbst. „Der saß vor den Fürsten wie ein Leu, unter den Armen aber ging er wie ein Lamm." Gott „schliff diesen Edelstein mit mancher Mühsal", damit er sich nicht erhebe. Es träumte ihm einst, er sehe seinen Stuhl im Himmelssaal, aber auch einen Flecken an sich, der ihn von dort zurückhielt. Da wußte er, was er zu tun habe: „Den Kölnern gab er wieder seine Huld, wie groß auch war ihre Schuld." Nach großem Leid „kam er zur ewigen Gnade".

3. Um das Jahr 1147 wurde die von Romulus bis auf Lothar (1139) reichende Kaiserchronik („der keiser und der kunige buoch") verfaßt mit über 18500 Reimzeilen. Es wird darin die Geschichte der römischen und deutschen Kaiser, freilich in der willkürlichsten Aufeinanderfolge, erzählt. Zudem sind noch eine Menge von Anekdoten, Legenden und Sagen eingeflochten. Teilweise sind sie höchst wunderlich, teilweise sehr schön, z. B. die Sage vom fränkischen Jungfrauenheer:

Karl der Große hatte im spanischen Feldzug, und zwar in Galizien, alle seine Helden verloren. Da weinte er, daß der Stein, auf dem er saß, „heute noch naß ist". Auf den Rat eines ihn tröstenden Engels sammelte er ein Heer von Jungfrauen. Es war stärker und schöner als das vorige. Die Heiden staunten über das rasche Entstehen dieses trefflichen Heeres. Aus Furcht baten sie um Frieden und ließen sich taufen. Die jungfräulichen Helden hatten so auch ohne Kampf gesiegt. Als sie nun, um auszuruhen, alle ihre Speere in die Erde steckten, wurzelten dieselben ein und trugen Laub und Blüten. So entstand der sogenannte „Schäftenwald".

4. Auch die alte Tiersage von „Reinhart Fuchs" fand in dieser Periode einen Bearbeiter an Heinrich dem Glichesäre (d. i. dem Gleisner, dem sich Verbergenden) aus Elsaß. Diese Dichtung enthält schon satirische Anspielungen auf die Gebrechen der Zeit.

Nach der ältesten Fassung (500 n. Chr.) war der Inhalt dieser Tiersage folgender: Der Fuchs wurde verklagt, des Hirsches Herz verzehrt zu haben. Er leugnete es vor dem Bären und bewies seine Unschuld durch die Behauptung, der Hirsch habe kein Herz. — Nach Heinrich des Gleisners Dichtung, deren Grundlage französische Quellen bilden, ist der Sachverhalt folgender: Der Löwe wird krank durch eine Ameise, die in sein Gehirn kroch. Er glaubt sich von Gott gestraft, weil er so lange nicht Gericht gehalten habe. Nun beruft er alle Tiere; sie erscheinen bis auf den Fuchs. Nachdem dieser die zu ihm geschickten Boten, den Bären und den Kater, gefoppt, läßt er sich endlich durch den Dachs zum Erscheinen bereden. Der Fuchs verspricht dem König, ihn zu heilen, wenn er sich vom Wolf, vom Bären und vom Kater die Haut verschaffe, um darunter Schweiß zu treiben. Auch andere Tiere leiden durch seine Schelmerei und Rache; sie verlassen deshalb den Hof, an dem nun Reinhart alles gilt und frei schaltet. Durch Schwitzen lockt er die Ameise aus des Löwen Gehirn, vergiftet aber gleich darauf den Geheilten. Dann entflieht er in seine Burg und ist der alte, ungebesserte Fuchs.

5. Eine ganz besondere Geistesblüte des Mittelalters ist die geistliche Novellistik, welche Klostergeistliche in schlechtem Latein (sog. Mönchslatein) pflegten, um Mönchen und Weltgeistlichen eine passende Lektüre zu bieten, weshalb auch einer jeden Novelle eine fromme Nutzanwendung beigegeben ist. Es

Digitized by Google

existieren zwei Sammlungen: 1) Die Gesta Romanorum (aus dem Ende des 12. Jahrhunderts) vom Mönche Elimandus oder Helinand. Darin kommt schon die Geschichte von den drei Ringen vor, jedoch so, daß der Ring des jüngsten Sohnes sich als der allein wundertätige erweist. 2) Dialogus miraculorum von dem sehr gelehrten und berühmten Cäsarius, Novizenmeister des Klosters Heisterbach (Anfang des 13. Jahrhunderts). Das Buch ist ein treuer Spiegel deutschen Lebens aus jener Zeit und bietet köstliche Naturschilderungen. Dem Verfasser scheinen die dialogi Gregors des Großen Vorbild gewesen zu sein.

6. Die bedeutendsten Gedichte dieser Periode sind jedoch das Rolandslied und das Alexanderlied.

§ 10. Das Rolandslied.

1. Das „Ruolantes liet", ein Epos von 9000 Versen, ist um das Jahr 1136 vom „Pfaffen Cuonrat" gedichtet, der wahrscheinlich Kaplan bei Herzog Heinrich dem Stolzen von Bayern war, dessen Gemahlin Gertrude Cuonrat zur Bearbeitung des französischen Chanson de Roland veranlaßte. Roland, der Neffe Karls des Großen, machte dessen Kriegszug gegen die Heiden (Mauren) in Spanien mit (779 n. Chr.). Nachdem der Dichter den „Kaiser aller Könige, den obersten Ewart" (Priester und Richter) angerufen, daß er ihm „zu Munde sende seine heilige Urkunde, damit er die Lüge vermeide", schildert er das tragische Los seines Helden also:

I. Karl hatte ganz Spanien erobert bis auf Saragossa, wo König Marsilie herrscht. Dieser sendet Friedensboten zu Karl mit dem Versprechen, sich taufen zu lassen. Karl bedenkt sich; Roland rät ab, weil Marsilie treulos sei. Genelun jedoch, Rolands Stiefvater, rät dazu. Nun wird aber auf Rolands Vorschlag gerade Genelun an Marsilie abgesandt, um zu unterhandeln, weshalb er argwöhnt, Roland habe ihm durch diese Gesandtschaft den Untergang bereiten wollen, um ihn zu beerben. Darum schwört er Roland Rache und weiht den König Marsilie in seinen schwarzen Plan ein, beredet diesen auch, mitzuhelfen und deshalb sich scheinbar zu unterwerfen. So wird der Scheinfriede abgeschlossen; Karl zieht heimwärts und vertraut auf Geneluns Rat die Nachhut dem Roland an.

II. Noch weilt Roland mit kleinem Heere auf spanischem Boden, da überfallen ihn massenweise die verräterischen Feinde. Die tapfere Schar Rolands, vom Himmelstau erquickt, siegt über drei feindliche Heerhaufen; dem vierten ist sie nicht mehr gewachsen vor Müdigkeit. In der ärgsten Not bläst Roland in sein Hifthorn (Olivant). Karl vernimmt es, kehrt um und naht in Eilmärschen; die letzten Recken — Olivier, Walther und Turpin — fallen; nur noch Roland steht, an einen Baum gelehnt. Endlich sinkt auch er in Kreuzesform nieder und fleht: „Herr, nun weißt du gar wohl, daß dich mein Herze minnet. An meinem Ende deinen Boten zu mir sende; nun genade meiner armen Seele, daß kein böser Geist sie wirre. Ich gemahne dich an meinen Herrn; mögen seine Feinde alle erliegen um deines Namens Minne." Karl trifft zu spät ein; doch er rächt die Erschlagenen durch einen glänzenden Sieg und bestraft Genelun, der zu Aachen von wilden Rossen zu Tode geschleift wird. „So ward die Untreue geschändet; damit sei das Lied verendet."

Digitized by Google

2. So ist das Rolandslied ein christliches Epos. Es erscheint darin Karl d. Gr. als Gottesstreiter wie ein Josua des Neuen Bundes, als „der teuerliche Mann, der das Reich Gottes gewann", der nicht seinen, sondern Christi und der Christenheit Ruhm zu mehren sucht,

Da er mit Gott überwand
Viel manche heidnische Land',
Damit er die Christen hat geehrt.

3. Gehört dieses Epos auch nicht zu jenen ersten Ranges, so enthält es doch einzelne großartige Schilderungen, z. B. den Todeskampf Rolands und seiner Gefährten (vgl. Vilmar). Den Grundgedanken deuten die letzten Verse an; doch enthält er mehr, und zwar: „Der Untergang des Getreuen ist höchst ruhmvoll, der des Verräters ist mit Schmach bedeckt und erregt nicht einmal Mitleid."

§ 11. Das Alexanderlied.

1. Kein Held des Altertums ist gleich Alexander dem Großen im Morgen- und im Abendlande gefeiert worden. Dies erklärt sich so: Die Kreuzfahrer hatten einen Zug gegen Osten unternommen; dasselbe tat einst Alexander; gleiche Mühsale, gleiche Gefahren erregten Bewunderung des alten Helden und Vorliebe für ihn. So wurde die Alexandersage bei Franzosen, Italienern und Deutschen einheimisch, und die Dichter dichteten sie. Keiner tat dies so schön, so volksmäßig und frisch wie der Pfaffe Lamprecht im „Alexanderlied" (um 1138). Es zerfällt in zwei Teile, wovon der erste mehr die Geschichte, der zweite mehr die Sage behandelt.

2. Der erste Teil behandelt die Jugend und Erziehung des Helden. Der Charakter Alexanders sowie das Altertum überhaupt sind treffend gezeichnet.

Zuerst porträtiert ihn der Dichter, gibt ihm (als Helden) verschiedenfarbige Augen; dann erzählt er, wie er reiten lernte und streiten, Sprachen und Musik übte, wie er schon als Knabe seine Kraft und Kühnheit zeigte. „Wenn ihm etwas übel wider seinen Sinn fuhr", heißt es, „da sah er, wie der Wolf tut, wenn er über seinem Raube steht." Dann werden Alexanders Feldzüge gegen die Perser (Darius), seine Schlachten und Heldentaten höchst lebendig und anschaulich geschildert. So wird der Leser zum Mitleid für den besiegten Darius, zur Bewunderung für den großmütigen Sieger fortgerissen.

3. Der zweite Teil führt uns zu fabelhaften Völkern, vor die Tore der Hölle und des Paradieses. Hier macht sich der Einfluß der Kreuzzüge (vgl. § 13) so recht bemerklich; denn nur durch sie wurde das Interesse für die Wunderdinge des Orients, für die fabelhaften Mären, die dorther kamen, so sehr geweckt. Der Inhalt ist:

I. Zuerst kommt Alexander in das Land der Scythen, dann an das Ende der Welt. Hier beschleicht ihn ein heftiges Heimweh nach Mutter und Lehrer, und er schreibt nach Hause. In einem langen Briefe an Aristoteles erzählt er seine und seiner Gefährten Schicksale, ihre Abenteuer, die Wunder der durchreisten Länder, von Riesen und Ungeheuern, von seltsamen Flüssen und Zauberwäldern. Der Brief enthält die schönsten Schilderungen, z. B. die von den singenden Blumenmägdlein. In einem dunkeln Walde wuchsen nämlich Wunderblumen:

Digitized by Google

Sobald der Winter ging von dann
Und die Sommerszeit begann,
Da waren die gar schön zu sehn.
Von Licht strahleten sie ganz,
In rotem und in weißem Glanz
Schimmerten gar ferne sie.
Solche Blumen waren nie,
Welche schöner mochten blühn.
Sie waren, wie es uns erschien,
Völlig rund wie ein Ball
Und fest verschlossen überall
Sie waren wunderbarlich groß.

Wie nun diese Tausende von Blumen sich erschlossen, da schwebten zwölfjährige Mägdelein hervor, „rot wie das Morgenrot, weiß wie der Schnee". „Die spieleten und sprangen; hei, wie schön sie sangen! Man vergaß sein Herzeleid und all die Mühen in dem Streit." Doch es waren Sommerkinder, sie mußten mit dem Sommer sterben.

Die Blumen ganz und gar verdarben,
Und die schönen Mägdlein starben;
Ihr Laub die Bäume ließen
Und die Brunnen ihr Fließen
Und die Vögelein ihr Singen.
Da begunnte auch zu zwingen
Unfreude und Gram mein Herze
Mit mannigfaltigem Schmerze.
Schrecklich war der Jammer da,
Den ich alle Tage sah
An den schönen Frauen.
O weh, da mußte ich schauen,
Wie sie alle starben
Und die Blumen verdarben:
Da schied in Trauer ich von dannen
Mit allen meinen Mannen.

II. Auf der Weiterfahrt bezwingt er noch viele Könige, wird aber immer hochfahrender. Zuletzt will er noch das Paradies erobern. Es zu erreichen, muß er viele Schrecknisse durchleben. Unter Donner und Blitz gelangt er bis zum Euphrat. Am Tore des Paradieses wird er belehrt, daß nur der Herr desselben werde, der seiner „Gierheit" Herr geworden, und er wird gemahnt, daß der Mensch Staub sei. So muß er umkehren; doch er befleißigt sich der „Mäßigung", läßt „Krieg und Gierheit", regiert als Bekehrter noch zwölf Jahre gerecht und mild, bis er stirbt und ihm nichts bleibt als „Erde sieben Schuhe lang, wie dem allerärmsten Mann".

4. Die kurze Grabrede, die der Dichter seinem Helden spricht, legt es einem nahe, auszurufen: „O Eitelkeit der Eitelkeit! Dem, welchem einst die Erde zu klein war, ist jetzt das Grab zu groß!" Im Hinblick auf die moralische Umkehr Alexanders dürfte der Grundgedanke des Gedichtes mit den Worten Herders zu geben sein:

„Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer, wer sich selbst bezwang!"

5. Erwähnt sollen auch werden die Gedichte von König Rother und Herzog Ernst, deren unbekannte Verfasser in gewissem Sinne als Nachfolger Lamprechts anzusehen sind, obgleich sie höher stehen. Im „König Rother" sind herrliche Züge der Heldensage und Anekdoten aus dem Kreuzzuge von 1100 verwertet.

6. Zum Schluß der Periode sei noch der berühmte Geschichtsprosaiker des 11. Jahrhunderts, Lambert, Mönch in Hersfeld, in Ehren genannt, dessen Herkunft unbekannt ist. Er hat Heinrichs IV. Regierungszeit bis 1077 geschrieben und so das erste deutsche Geschichtswerk in unserem Sinn geschaffen, das seinesgleichen an Klarheit der Begründung, an Schärfe der Charakterisierung, Würde des Tones sucht, zwar Partei nimmt für den Papst, aber nicht blind ist für Fehler der Kaiserfeinde.

Digitized by Google

Dritte Periode.

Die deutsche Poesie in voller Blüte: Von 1190 bis 1300.

(Dichter aus dem Ritterstande.)

§ 12. Zur Orientierung.

Wir treten nun", um mit einem der neuesten Literaturhistoriker zu sprechen, „in jenen Wunderbau der edlen mittelalterlichen Poesie ein, der auch zeitlich den Prachtblumen der Baukunst naheſteht, die wir immer noch anstaunen. Wir möchten die nun zu betrachtende Entfaltung der deutschen Dichtkunst einem solchen romantischen Burgbau vergleichen, der, in reizender Umgebung gelegen, die Mühe des Aufsteigens durch die Pracht der Fernsicht reichlich lohnt, in seinen weiten Sälen Gast und Kampfgenossen freundlich aufnimmt, den teuern, sagenreichen Nachlaß der Ahnen treu bewahrt, während im Schloßgarten die Brunnen rauschen und die Lauben sich wölben, im Hofe die Knappen im Waffenspiel sich tummeln, während in einsamer Kemenate der Burgkaplan die großen messingbeschlagenen Bücher durchblättert oder die Abenteuer des Pilgrims niederschreibt, und von der Seite die Burgkapelle mit dem Heiligenbild winkt" (Lindemann).

2. In der Tat sproßte und blühte nun die Poesie wunderbar reich und schön auf: Legenden und Heldendichtung, Lieder aller Art, auch Lehrgedichte füllten den Garten der Poesie und prangten in reichster Farbenpracht. So war denn für unsere Poesie wahrhaft der Frühling angebrochen, oder wie manche diese Zeit nennen, das goldene Zeitalter. Besonders wetteiferten die Lyrik und die Epik darin, diese Periode zu einer großartigen zu erheben, während in der vorigen Periode nur Episches genannt wurde. Aber auch die Lehrdichtung finden wir nun in würdigster Weise vertreten.

3. Wie schon in § 7 gesagt, wurde im Mittelalter hauptsächlich im Süden die Sangeskunst gepflegt. Dies zeigt sich so recht in dieser Periode: Österreich, Tirol, Bayern, sodann Schwaben, die Schweiz und Franken stellten fast ausschließlich die Sänger. In diesen Landen also verlebte die deutsche Poesie ihren Frühling.

4. Damit hängt zusammen, daß fast ebenso ausschließlich das höfische Mittelhochdeutsch (vgl. § 7, 2) die Sprache der Poesie war. Daß dieses

Digitized by Google

für jene Zeit im südlichen Deutschland ungefähr das war, was nun für das ganze Deutschland die hochdeutsche Schriftsprache ist, geht aus dem früher Gesagten hervor.

Doch gab es in dieser Periode auch einzelne Dichtungen in andern Mundarten. Besonders machte sich nun in dem mitteleren Deutschland ein etwas feineres Mischdeutsch geltend, worin Hochdeutsch und Niederdeutsch, jenes aber vorwiegend, vermischt waren. Diese Mischsprache „kann nicht schlechthin Mundart des Volkes genannt werden; sie geht als edle Sprache neben dem Mittelhochdeutschen einher" (Lindemann). Die Dichtungen des Kartäuser-Bruders Philipp, Frauenlobs ꝛc. sind Denkmale derselben. Eben dieses bessere Mischdeutsch, bisweilen Mitteldeutsch genannt, ist die eigentliche Mutter unserer Schriftsprache, wie wir später sehen werden.

5. Was den Stand der Dichter betrifft, so finden wir zwar noch immer nicht selten Geistliche unter denselben; sie verschwinden aber nahezu vor der großen Schar ritterlicher Sänger. Ebendiese poetischen Ritter erwarben auch bei dem zu Ehren der Musen ausgeführten Turniere die ersten Preise.

6. Erst dann werden wir übrigens vollkommen über die vorliegende Periode orientiert sein, wenn wir die Ursachen der Blüte kennen gelernt haben. Zu dieser Erkenntnis führe uns der nächste Paragraph.

§ 13. Die Ursachen,

welche den Lebensfrühling deutscher Poesie heraufführen halfen und welche teilweise schon in der vorigen Periode als befruchtende und treibende Kräfte im Garten deutscher Poesie wirkten, waren:

1. Das Christentum. Es war nach und nach bei den Deutschen in Fleisch und Blut übergegangen. Die alte Roheit war christlicher Sitte und Milde gewichen, die deutschen Nationaltugenden (§ 4) „wuchsen an dem Stamme des Kreuzes, diesem lebendigen Holze, noch kräftiger und herrlicher heran" (Vilmar). In felsenfestem Glauben und voll Begeisterung hing man der Lehre Christi und der Kirche an und fühlte sich dabei überaus glücklich und zufrieden. Solch kindlicher Glaube, solch heilige Begeisterung, solch himmlischer Friede drängten zum heiligen Sang. Wovon das Herz voll war, davon floß der Mund über. Der Ritter wetteiferte mit dem Mönche, die duftigsten und farbenreichsten Blumen geistlicher Poesie auf die Altäre des Herrn und vor die Bilder der Heiligen, voran Mariens, zu pflanzen. — Selbst in der weltlichen Dichtung spiegelte sich die Seelenharmonie, die kindliche Religiosität der Dichter ab und machte sie so schön. Die Dichter selbst fühlten es, sie waren zum Teil sich des gar wohl bewußt, welch ein Schatz dieser Friede in Gott für sie sei, und warnten darum vor dem zwifel. So Wolfram: „Wo Zweifel nah' dem Herzen wohnet, da wird der Seele schlimm gelohnet."

2. Die Kreuzzüge. Als die fränkischen Kreuzfahrer auf ihren reich gezierten Rossen, in glänzendem Waffenschmucke, voll Siegesmut und Kriegerlust unter dem Rufe: „Gott will es!" die deutschen Heerstraßen dahinzogen,

Digitized by Google

da ergriff es alsbald auch unser Volk, und es ertönte in Burgen und Gehöften, in Städten und Dörfern die Losung: „Auf nach Osten, auf nach dem Heiligen Lande, wo der Erlöser gewandelt, wo die Erde sein heiliges Blut getrunken!“ Auch im deutschen Volke entstand nun eine Bewegung der Gemüter, ein Hochschlagen der Herzen, als ob es trunken geworden wäre von jenem Blutweine mit seiner göttlichen Kraft und seinem heiligen Liebesfeuer, von jenem Weine nämlich, welcher als ein Sühnopfer am Stamme des Kreuzes niederfloß. Wie sehr mußte diese gehobene Stimmung, diese heilige Begeisterung die Poesie fördern! Gewiß konnte bei solchem Aufschwung der Geister und Herzen die Poesie herrliche Fortschritte machen. Insbesondere mußten die Kreuzzüge die religiöse Poesie (Gottesminnelieder und Legenden) befördern und zur Blüte bringen. Aber noch mehr mußte dabei die Heldendichtung, das Epos, gewinnen. Denn nun loderte auf einmal der alte Tatendurst des deutschen Volkes mächtiger als je auf: die âventiure erfüllten das Sinnen und Sehnen aller Waffenfähigen, sie zogen in endlosen Scharen aus nach „küener recken striten“, und dies alles für das Höchste und Heiligste, für den König aller Könige. Das ganze Volk machte gleichsam die Kampfesfahrt mit, die einen als Streiter, die andern doch wenigstens mit ihrem Herzen. Wann konnte mehr Lust und Stimmung sein, von „helden lobebaeren, von grôzer arebeit“ zu singen, als damals? Und wann konnten die Sänger mehr auf eine aufmerksame, Beifall spendende Zuhörerschaft rechnen?

3. Dazu kam noch, daß durch die Kreuzzüge eine Überfülle von neuen poetischen Stoffen in das deutsche Land kam. Die Dichtungen der Provençalen, die Heldenmären der Normannen, die Sagen der Kelten waren es nicht allein, mit denen wir nun vertrauter wurden, sondern es kam uns auch eine Menge orientalischer Sagen, Legenden und Märchen zu gute. Welche poetischen Schätze wurden da dem deutschen Dichtertalent zur Verfügung gestellt! Welch eine unwiderstehliche Einladung war es für dasselbe, auszuwählen, umzuschmelzen, umzuprägen! Und war es da nicht selbst dem weniger begabten Dichter leicht, einen glücklichen Griff zu tun und aus dem edeln Metall sich einen wertvollen Kranz zu verarbeiten? Und wie wurde bei all dem, was die Kreuzzüge für Aug' und Ohr, für Herz und Geist boten, die Phantasie, diese Grundkraft des Dichters, genährt, geweckt, gepflegt, geschult und somit fruchtbar gemacht!

4. Die damalige Größe unseres Vaterlandes. Der deutsche Kaiser war weltliches Haupt der ganzen Christenheit, und die deutsche Nation war die erste der Welt, einig, mächtig, hoch angesehen. Das hob die Brust deutscher Sänger gar sehr, und sie sangen in den schönsten Weisen des Vaterlandes Ruhm. Sie stellten es in ihren Liedern über alle andern Lande, und wenn sie auch deren viele gesehen, so riefen sie doch, aus der Fremde heimkehrend, stolz und begeistert aus: „tiuschiu zuht gâht vor in allen“ (deutsche Zucht geht doch vor allen; vgl. Walthers „Lob der Frauen“).

Digitized by Google

5. Die Vorliebe der damaligen Fürsten und Vornehmen für die Poesie. Fürsten und Große beschützten und ehrten die Sänger an ihren Höfen, besonders Herzog Leopold von Österreich und Landgraf Hermann von Thüringen. Ihnen taten es die Adligen und alle Stände nach.

6. Das Mittelhochdeutsche eignete sich vortrefflich zur Poesie, viel besser als unsere heutige Sprache. Die Reime waren viel wohlklingender, der Ausdruck gewählter. Die Niederdeutschen hingegen beklagten selbst, daß ihre Sprache so wenig zum Singen geeignet, und daß die Oberdeutschen die niederrheinischen Mundarten mit dem Gequake der Frösche vergleichen dürften; allein es ist ja wiederholt gesagt, daß unsere Poesie auch nur im oberen Vaterlande ihren Frühling feierte.

§ 14. Volkspoesie.

1. In der Volkspoesie leiht der Dichter seinen Mund dem Volke. Was er erzählt (episch dichtend), hat er dem Volke abgelauscht; das Lied aber, das er singt, singt er aus dem Herzen des Volkes. Der Volksepiker schöpfte somit aus den Mären und Sagen des Volkes. „Er hörte sagen und singen von alten Dingen" (Annolied), und dann sagt und singt er es wieder — in neuer Weise (vgl. auch den Anfang des Nibelungenliedes). Ebenso muß der Volkslyriker fühlen und singen wie einer aus dem Volke. Alle echte Volkspoesie ist darum einfach, volkstümlich, für das Lesen und Schreiben eigentlich gar nicht berechnet.

2. Die volkstümliche Lyrik tritt in dieser Periode zu sehr vor der Epik zurück, als daß wir ihr einen besondern Paragraphen zu widmen hätten. Sie ist nur vertreten durch die Leisen (die man auch laudes, Lobgesänge, nannte). Sie wurden meist bei Prozessionen, Wallfahrten, auf den Kreuzzügen gesungen, nur einige wenige drangen jetzt schon in die Kirche ein, wo eben der gregorianische lateinische Choral herrschte. Zu diesen wenigen gehört vor allem das kraftvolle Osterlied „Christ ist erstanden" und das innige Pfingstlied „Nu bitten wir den Heiligen Geist". Sie entsprossen freilich ihren Hauptgedanken nach der Oster- und Pfingstsequenz des Meßbuches. In der ältesten Form waren sie einstrophig und schlossen mit „Kyrieleis". Später fügte man das Alleluja bei und noch andere Strophen. Die älteste Form des Osterliedes lautete: „Christ ist erstanden — von der Marter alle; — deß solln wir fro seyn, — Christ will unser trost seyn. Kyrieleis." Später kam noch dazu: „Wer er nit erstanden — die welt die wer zergangen; — seyd das er erstanden ist — so loben wir den Herren Jesum Christ. Kyrie eleyson. Alleluja (dreimal)." Es wurde auch bei verschiedenen Anlässen außer der Kirche gesungen, z. B. bei Begrüßung von Bischöfen. — Das Pfingstlied lautete: „Nu bitten wir den Heiligen Geist — umbe den rechten Glauben allermeist, — daz er uns behüte an

Digitized by Google

unserm ende — so wir heim suln varn uz diesem ellende. Kyrieleis." Der große Volksredner Berthold von Regensburg († 1272) ließ es gern singen vor seinen Predigten und sagt in einer Predigt davon: „Es ist gar ein nüzz sanc, ir sult es immer desto gerner singen unde sult ez alle mit ganzer andacht und mit innigem herzen hin ze gote singen unde ruefen. Es war gar ein guot funt, unde er was ein wiser man, der dazselbe liet von erste vant." Auch ein Marienlied wurde damals schon in deutscher Zunge gesungen, beginnend: „Sant Mari, muoter unde meit, al unsriu not si dir gekleit." — Auch übersetzte man schon damals lateinische Hymnen in das Deutsche.

3. Die übrige Volkspoesie wurde zu der Zeit meist geübt durch die sog. fahrenden Sänger. Es waren sangeskundige Leute aus dem niederen Volke, die von Gau zu Gau wanderten und bei Volksfesten, auf den Märkten und Straßen der Städte, wohl auch auf den Ritterburgen zum Klang der Fiedel ihre Lieder, und zwar gegen Lohn, ertönen ließen. Sie erweckten und nährten gar sehr die Sangesfreude und Liederlust im Volke; denn das Volk fiel in den Gesang ein, sang mit oder wiederholte ihn.

4. Den Stoff dazu holten sie aus dem reichen Sagenschatz der deutschen Volksstämme, den aus ältester oder alter Zeit eine Generation der andern mündlich vererbt hatte. Im ganzen kann man verschiedene Sagenkreise nach Volksstämmen unterscheiden, deren Hauptpersonen nur zum Teil wirklich gelebt haben, wenn auch zu andern Zeiten, an andern Orten und mit andern Lebensgeschicken, als die Sage erzählt. Ein Teil dieser Personen hat aber gar nie gelebt, sie sind alte Gottheiten, die in der Phantasie der Sänger in menschliche Helden verwandelt wurden; manche sind auch Mischwesen, d. h. geschichtliche Personen, die wie Götter wirken.

5. Diese Sagenkreise sind folgende:

Der erste ist der fränkisch-burgundische. Die Hauptperson ist Siegfried, der aber nie gelebt hat. Er ist eine alte Gottheit, wohl der Sonnengott, und wurde zu einem Heros (Halbgott) umgestaltet, wie der Herkules der Griechen. Neben ihm stehen Gunther, Hagen und Kriemhild. Hierzu gesellt sich als Gunthers Gattin die ursprüngliche Walküre Brunhild.

Der zweite ist der gotische Sagenkreis, in dessen Mitte Dietrich von Bern (der mythisierte Theodorich, König der Ostgoten, 492—526 n. Chr.); ihm zur Seite die kampfesfrohen Wölfinge, vor allem der alte Recke Hildebrand.

Ein dritter ist der hunnische Kreis, aus dem Attila oder Etzel († 453) hervorragt. Dietrich ist sein Schützling und seine Stütze. Attilas Bruder ist Blödel (auch Bleda), seine erste Frau Helche, seine Residenz Ofen (Ungarn), sein edelster Dienstmann Rüdiger (ein ganz sagenhafter Markgraf von Österreich).

Der lombardische Sagenkreis kennt als Helden den König Rother, Ortnit, Hug-Dietrich, Wolf-Dietrich.

Endlich lieferte zu dem schönen Gudrunepos der nordisch-sächsische Sagenkreis (vgl. § 17) die Hauptpersonen.

6. Da gab es nun freilich so viel von den Taten zu singen, daß die Fahrenden nur Episches dichteten. Darum gab es damals meist epische

Digitized by Google

Volkslieder. Sangeskundige Dichter aber machten sich bald daran, aus Einzelgesängen der Fahrenden größere Dichtungen, ganze Epen zu machen[1]. So entstanden in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts unsere beiden großen Nationalepen, das „Nibelungenlied“ und das von der „Gudrun“. Als der Dichter oder vielmehr als der Bearbeiter des ersten Epos wird, ohne daß man es beweisen kann, ein österreichischer Ritter aus dem Geschlecht der Kürenberger vermutet; von dem Dichter der „Gudrun“ weiß man nichts.

Natürlich dichteten sie die alten, im Munde des Volkes lebenden Einzelgesänge um. Sie taten manches dazu, ließen anderes weg, je nachdem es für ihre Zeit paßte. Ebenso suchten sie das Altmodische im Ausdruck und das Harte in den Versen zu verbessern.

§ 15. „Der Nibelungen Not.“

(Inhalt dieses Epos.)

1. Im Nibelungenlied sind die alten Volkslieder von Etzel und Dietrich mit der Siegfriedsage zu einem Ganzen verarbeitet. Die Hauptpersonen sind Siegfried, Kriemhild, Brunhild und Hagen. Siegfried ist ein niederländischer Königssohn, gleich strahlend durch Stärke wie durch Schönheit. Durch das Baden im Drachenblut ist er „hürnern“ geworden, im Sieg über das Zwerggeschlecht der Nibelungen hat er deren unermeßlichen Schatz (den Nibelungenhort) und die unsichtbar machende Tarnkappe gewonnen. Kriemhild ist eine burgundische Königstochter, berühmt durch ihre Schönheit. Sie lebt zu Worms am Rhein am Hofe ihrer königlichen Brüder Gunther, Gernot und Giselher. Brunhild, die Königin auf dem Isenstein, ist gleichfalls berühmt durch Schönheit, aber auch durch ihre Riesenstärke sowie durch den entschiedenen Willen, nur einen Mann zu ehelichen, der stärker sei wie sie. Hagen endlich ist ein Dienstmann Gunthers.

2. Dem Inhalte nach zerfällt das Epos in zwei Teile (39 „Aventiure“ umfassend). Als Überschrift des ersten Teiles eignet sich: „Der Mord“; denn es wird darin Siegfried in der Blüte seines Lebens meuchlings von Hagen ermordet. Die Handlung ist folgende:

I. Siegfried zieht von Xanten, der Residenz seines Vaters, mit stattlichem Gefolge nach Worms, um Kriemhildens Herz und Hand zu gewinnen. Jahr und Tag ist er dort, ohne sein Ziel zu erreichen; denn wiewohl ihm alle Ehre angetan wird, bekommt er doch die liebliche Jungfrau nicht einmal zu sehen. Erst als er dem Burgunderkönig in einem Kriege den Sieg erfochten hatte und dann das Siegesfest mitfeierte, erschien auch Kriemhilde zur Seite ihrer Mutter inmitten des Festes und begrüßte ihn.

Da ging die Minnigliche, gleichwie das Morgenrot
Geht aus trüben Wolken. Da schied von mancher Not,
Der sie da trug im Herzen, und schon so lange Zeit;
Er sah die Minnigliche nun stehen in ihrer Herrlichkeit.

[1] Dabei geschah es, daß sie Personen gleichzeitig leben und handeln ließen, die in der Geschichte sich nie begegneten. Ebenso machten sie Verstöße gegen die Geographie.

Digitized by Google

Wohl leuchtet' ihr vom Kleide gar mancher edle Stein,
Ihre rosenrote Farbe gab minniglichen Schein.
Wer da auch anders wünschte, er mußte doch gestehn,
Daß er auf dieser Erden nimmer Schöneres gesehn.

II. Eine neue, noch günstigere Wendung nimmt Siegfrieds Geschick: Gunther will sich um Brunhild auf Isenland bewerben. Er muß sich deshalb auf einen Wettkampf mit ihr gefaßt machen. Siegfried bietet sich an, in der Tarnkappe sein Beistand zu sein, fordert aber als Lohn die Hand der königlichen Schwester Kriemhilde. Gunther geht es ein; sie fahren nach der Burg Brunhilds. Dort tritt Siegfried nur wie ein Dienstmann (eigenmân) Gunthers auf. Unsichtbar ist er der dritte im Wettkampfe und besiegt Brunhilde zu deren großem Erstaunen; Gunthern aber fällt der Siegespreis zu. Sie ziehen nach Worms, wo die Doppelhochzeit gefeiert wird. Schon dabei zeigt sich der Stolz Brunhildens. Denn „ihr war noch nie so leid, als da sie Kriemhilden, die schöne Königsschwester, bei Siegfrieden, dem ‚Dienstmanne', sitzen sah". „Was ihr auch Gunther sagte, sie hatte trüben Mut", und schlimmer Argwohn plagte sie. Als Neuvermählte will sie darum nochmals Gunthers Kraft erproben, besiegt ihn natürlich und behandelt ihn verächtlich. Doch tags darauf ist Siegfried von Gunther bestellt, daß er, wie auf Isenstein, die Stolze bezwinge. Siegfried nimmt da als Beute heimlich Brunhildens Ring und Gürtel mit. Dann führt er sein Weib in ihr neues Heim und schenkt ihr unklug genug Ring und Gürtel.

III. Zehn Jahre verfließen, ohne daß sich Siegfried in Worms sehen läßt. Dies verletzte Brunhilde gar sehr; sie hält ihn ja für Gunthers „Eigenholden". Es ärgerte sie der „hohe Mut" der Schwägerin, und sie trug diesen Groll allezeit im Herzen. Nun ruht sie nicht, bis Siegfried und Kriemhild, zu einem Waffenspiel geladen, in Worms erscheinen. Eines Tages, da sie einem Ritterspiel zuschauen, geraten die beiden Frauen in Streit über die Vorzüge ihrer Gatten.

Zusammen da saßen die Königinnen hehr;
Sie dachten zweier Recken, die waren reich an Ehr'.
Da sprach die schöne Kriemhild: „Ein solcher Mann ist mein,
Daß alle diese Reiche in seinen Handen sollten sein."

Da sprach die Frau Brünhilde: „Wie ginge das wohl zu?
Wenn anders niemand lebte, als nur er und du,
So möchten ihm die Reiche wohl werden untertan;
Mich dünkt, weil Gunther lebet, daß es nie geschehen kann."

Da sprach wieder Kriemhild: „Siehst du, wie er steht,
Wie er so recht herrlich vor den Recken geht,
Gleichwie der Mond, der lichte, vor den Sternen tut?
Drob muß ich wohl mit Rechte tragen fröhlichen Mut."

Da sprach die Frau Brünhilde: „Wie weidlich sei dein Mann,
Wie schön und wie bieder, du sollst ihm doch voran
Gunther, den Recken, stellen, den edlen Bruder dein,
Der muß, das wisse, wahrlich, vor allen Königen sein."

Brunhild besteht darauf, daß Siegfried ihr Dienstmann sei. Kriemhild widerspricht, das Wortgefecht wird hitziger, und selbst die zum Tempel rufende Vesperglocke versöhnt die Streitenden nicht. Dort am Portale des Münsters will jede der andern vorangehen — als die erste. Kriemhild verrät es jetzt, daß Siegfried mit Brunhild gerungen und sie besiegt habe; ja sie beschimpft noch Gunthers Frau und wendet ihr stolz den Rücken.

Digitized by Google

Da weinte Brünhilde. Kriemhild blieb nicht mehr stehn;
Man sah vor Gunthers Weibe sie in das Münster gehn
Mit ihrem Ingesinde. Da hub sich großer Haß;
Es wurden lichte Augen darüber gar trüb und naß.

Wieviel man Gott da diente, oder wieviel man sang,
Da däuchte Brünhilden die Weile gar zu lang;
Denn ihr war gar trübe das Herz und auch der Mut;
Das mußte bald entgelten mancher Held kühn und gut.

Nach der Vesper fordert Brunhild Beweise, und Kriemhild zeigt Ring und Gürtel. Jetzt ist der Bruch vollständig. Was half es, daß die Männer ihre Frauen zurechtwiesen; was half es, daß da sprach Siegfried, der Degen: „Man soll so Frauen ziehen, daß sie üppig Reden lassen unterwegen. Verbiet es deinem Weibe, der meinen tu' ich's auch; ich schäme mich wahrlich um solchen übermüt'gen Brauch"? Im Herzen Brunhildens blieb der Haß. Angesichts des Kummers der Herrin reift in dem treuen und finstern Hagen der Entschluß: „Siegfried muß sterben." Auf einer Jagd stößt Hagen dem arglosen Siegfried, da er an einer Quelle sich labt, rücklings den Speer durch den Heldenleib. „Er krümmt im Schmerz die Glieder", doch stößt er kein Wort des Hasses aus. „Ihn dauert nichts so sehre als sein Weib und Söhnlein." Hagen bleibt herzlos, in Gunther regt sich das Gefühl. Diesem ruft der sterbenswunde Mann zu: „Wollt Ihr, edler König, Treue noch fortan an wem auf Erden üben, laßt Euch befohlen sein auf Eure Lieb' und Gnade die liebe Herzenstraute mein."

Die Blumen allenthalben vom Blute waren naß.
Da rang er mit dem Tode; nicht lange tat er das.

Siegfrieds Begräbnis und die Erkennung des Mörders schildert die S. 46 ff gegebene Textprobe.

3. Der zweite Teil stellt die „Rache" dar, welche Kriemhild übt, eine Rache, die, wie eine Lawine sich fortwälzend, nicht nur den Mörder, sondern Freund und Feind, ein ganzes Heldengeschlecht, ja sie, die Rächende selbst dazu, in Tod und Verderben reißt. Der Inhalt dieses Teiles im einzelnen ist:

I. Kriemhild bleibt nun in der Nähe des teuern Toten. Über drei Jahre vergehen, ohne daß sie den Mörder eines Blickes, ohne daß sie Gunther eines Wortes würdigt. Durch ihre zwei andern Brüder bestimmt, versöhnt sie sich mit Gunther und läßt sogar den Nibelungenhort nach Worms kommen. Arme und Reiche erfahren nun ihre Freigebigkeit. Dadurch zieht sie viele fremde Ritter ins Land, was der mißtrauische Hagen bedenklich, ja gefährlich für seine Herren findet. Gegen Wissen und Willen Gunthers bemächtigt er sich darum des Hortes und versenkt ihn in den Rhein. Da bricht die alte Wunde Kriemhildens wieder auf. Der Gedanke an Rache verläßt sie nimmer. So kommt die Zeit heran, da der Hunnenkönig Etzel um sie freien läßt. Sie wollte zwar seit Siegfrieds Tod „nimmer wieder minnen einen Mann, auch graute ihr davor, eines Heiden Weib zu sein". Aber es kommt ihr der Gedanke, durch Etzel könnte Siegfrieds Tod gerächt werden. Und da der Brautwerber Rüdiger und alle seine Mannen ihr Eide schwuren, „das Leid zu rächen, was je ihr widerführe", versprach sie Etzel ihre Hand. „Da dachte die Getreue: Ich ärmste aller Frauen! Für meinen lieben Gatten kann ich vielleicht noch Rache schauen." So war Rachedurst gleichsam ihr Brautführer! In Wien wurde die Hochzeit gefeiert; dann zogen sie nach der Etzelburg (Ofen). Unter den Vasallen ragten dort hervor: Blödelin, Etzels Bruder, und der Ostgotenkönig Dietrich von Bern (mit Hildebrand). Nach sieben Jahren gebar Kriemhilde ein Söhnlein — Ortlieb.

Digitized by Google

II. Nach schon 13jährigem Aufenthalte in Ungarn bittet sie Etzel, daß er ihre Brüder und Verwandten mit Hagen zu einem Feste einlade. Es geschieht. Trotz Hagens Abmahnung nimmt man zu Worms die Einladung an; doch ziehen die Burgunder (nunmehr „Nibelungen" genannt) auf dieses Fest wie zu einem Krieg; Tausende von Mannen und Knechten begleiten sie. Unterwegs kehrten sie bei Rüdiger, dem Markgrafen von Bechlarn (an der Donau), ein, bei welchem Anlaß sich Giselher mit dessen Tochter verlobt. Rüdiger geleitet sie nach Ofen. Dietrich, der das falsche Spiel Kriemhildens durchschaut, reitet den Nibelungen entgegen und warnt sie. Gleich beim Empfang derselben zeigt auch Kriemhild gegen Hagen ihren Haß und dieser seinen Trotz.

Kriemhilde, die schöne, mit ihrem Gesinde ging,
Da sie die Nibelungen mit falschem Mut empfing.
Sie küßte Giselheren und nahm ihn bei der Hand:
Das sah von Tronje Hagen; den Helm er fester band.

„Nach so getanem Gruße", also sprach da Hagen,
„Mögen schnelle Degen wohl ein Bedenken tragen;
Die Könige und die Mannen grüßt man verschiedner Art.
Zu diesem hohen Feste wir taten keine gute Fahrt."

Sie sprach: „Seid dem willkommen, der Euch mag gerne sehn;
Ob Eurer Freundschaft soll Euch nie ein Gruß von mir geschehn.
Sagt, was Ihr mir bringet von Worms übern Rhein,
Deshalb Ihr mir so höchlich solltet willkommen sein?

Kriemhild will ihn verlegen machen und fragt nach dem Nibelungenhort; doch Hagen antwortet mit Trotz.

„Ich bring' Euch den Teufel!" also sprach da Hagen.
„Ich hab' an meinem Schilde schon so viel zu tragen
Und an meinem Panzer; mein Helm, der glänzet licht;
Das Schwert in meinen Händen: deswegen bring' ich ihn nicht." —

„Wohl red' ich's nicht deswegen, daß ich Goldes mehr begehre;
Ich hab's so viel zu geben, daß ich leicht die Gab' entbehre.
Ein Mord und zwei Raubtaten, daß die an mir geschehn,
Dessen möcht' ich Arme noch liebe Vergeltung sehn."

Nun befiehlt sie, nach höfischer Sitte, den Recken die Waffen abzunehmen. „In Treuen", sprach da Hagen, „das geschiehet nimmermehr." Da merkte die Unholdin, daß man die Gäste gewarnt habe, und rief: „O wehe meiner Leiden!"

III. In einem Lager sind nun die zwei feindlichen Heere beisammen. Scharfe und bittere Reden, Hetzereien usw. sind die Vorboten des Sturmes, der auch am zweiten Tage losbricht. Im Saale, wo Hagens Bruder Dankwart mit den Knechten der Burgunder zu Tische saß, begann der Kampf. Blödelin überfällt sie dort mit einer Heunenschar. Er kommt zwar im Kampfe um, aber die Burgunderknechte erliegen alle bis auf Dankwart. Dieser schlägt sich durch zum Saal der Könige und schleudert, mit Blut bedeckt, unter der Türe stehend, die Kriegsfackel hinein:

Mächtig laut rief Dankwart einem Degen in den Saal:
„Zu lange, Bruder Hagen, sitzt Ihr hier beim Mahl.
Euch und Gott vom Himmel klag' ich unsere Not;
Ritter so wie Knechte sind in den Herbergen tot."

Digitized by Google

„Wer hat das verübet?“ rief Hagen ihm entgegen. —
„Das hat der Herre Blödel getan mit seinen Degen.
Auch hat er's sehr entgolten; das will ich euch nur sagen:
Mit meinen eignen Händen hab' ich sein Haupt ihm abgeschlagen.“

Hagen erklärt mit wenig Worten den Krieg, und furchtbar eröffnet er ihn.

Er sprach: „Bruder Dankwart, so hütet uns der Tür;
Und von den Heunenrecken nicht Einen laßt herfür.
Ich will mit ihnen reden, wie uns zwinget Nöt;
Es liegen unverschuldet durch sie unsre Knechte tot.

„Man hat mir von Kriemhilden gesagt schon lange Zeit,
Sie wolle nicht verwinden ihr altes Herzeleid.
Nun trinken wir die Minne[1] und zahlen des Königs Wein;
Der junge Fürst der Heunen, der muß der allererste sein.“

Da schlug den kleinen Ortlieb Hagen der Degen gut,
Daß auf die Hand ihm nieder am Schwerte floß das Blut
Und der Königsfrauen das Haupt sprang in den Schoß.
Da hub sich unter Helden ein Morden grimmig und groß.

Nun ruhte Hagen nimmer. „Er schenkte den allerübelsten Trank.“ Auch „Volker, der schnelle Degen, von dem Tische sprang; sein Fiedelbogen schallend an seiner Hand erklang. Da fiedelte unbändig Gunthers Fiedelmann; hei, wie viel kühner Heunen er sich zu Feinden gewann!“ Könige und Mannen wollten die Streiter scheiden; aber bald schlugen auch sie Wunden viel und weit. Doch Dietrich von Bern forderte freien Paß. „Der Ritter auserkoren rief kräftig in die Schlacht, daß wie ein Horn des Büffels erscholl der Stimme Macht.“ Und er zog dann ab und führte an seinen Armen Etzel und Kriemhild aus dem Saale. Auch Rüdiger und seine und Dietrichs Mannen folgten; sie wollten Frieden halten. Da klagte Etzel:

„O weh mir dieser Gäste! Das ist 'ne grimme Not,
Daß alle meine Recken vor ihnen sollen liegen tot.

„Ach weh des hohen Festes!“ so sprach der König hehr.
„Es ficht da drinnen einer, Volker nennt sich der,
Gleichwie ein wilder Eber, und ist ein Fiedelmann!
Ich dank' es meinem Heile, daß ich dem Teufel entrann.

„Seine Weisen lauten übel; seine Striche, die sind rot;
Wohl fällen seine Töne manchen Helden zu Tod.
Ich weiß es nicht, weswegen uns grollt der Fiedelmann,
Da ich mir noch nimmer so leidigen Gast gewann.“

Zur Herberge gingen die Recken kühn und hehr,
Der edle Herr von Berne und auch Rüdiger.

---

[1] Diese „furchtbar schönen Worte“, wie sie Vilmar nennt, sind eine Anspielung auf einen alten heidnischen Gebrauch, der sich auch in die christliche Zeit hineinzog. Man gedachte nämlich am Ende des Mahles eines Abwesenden oder Verstorbenen und leerte auf sein Andenken einen Becher. Dieser Gedächtnistrunk hieß die Minne. Hier galt er Siegfrieden. „Der Trank aber war Blut, und die Schwerter waren die Becher.“ Der König und die Seinen lieferten den Wein — ihr Blut.

Digitized by Google

Da hatten sie gar willig den bittern Streit vermieden
Und geboten auch ihren Degen, sie zu lassen dort in Frieden.

Der Abend kam: im Saale war kein Heune mehr. In der Nacht brannte die Saalesdecke! Da tranken die Burgunder in Wahrheit die Minne mit Blut, um nicht zu verschmachten.

IV. Des andern Tages wollen Dietrich und Rüdiger vermitteln: doch Etzel ist für deren Vorschläge taub. Das Königspaar fordert Rüdiger sogar auf, selbst das Schwert für sie zu ziehen, weil er ja Etzels Dienstmann sei und Kriemhild besonders geschworen habe. Rüdiger kostet dies einen furchtbaren Seelenkampf. An Etzel bindet ihn die Mannestreue, an Kriemhild die Eidestreue, an die Burgunder aber die Freundestreue. Und als das Königspaar flehend ihm zu Füßen fiel, rief er großen Jammers voll: „O weh mir Gottverlass'nen, daß ich dies sollt' erleben! Aller meiner Ehren muß ich mich nun begeben!"

Es sprach zu dem Könige der Held von kühnem Sinn:
„Herr, was ich von Euch habe, nehmt's nun wieder hin;
Es soll von Land und Burgen nichts bei mir bestehn;
Ich will auf meinen Füßen wieder in das Elend gehn."

Doch es jammerte so sehr der König und sein Weib,
Da ließ er an das Wagnis beides, Seel' und Leib.

Rüdiger zieht nun mit seinen 500 Mannen in den „Strauß". In der Begegnung mit Hagen übertrifft die deutsche Ritterlichkeit sich selber (vgl. 47. Abenteuer). Hagen und Volker vermeiden es, ihn zu bestehen. Doch Gernot gerät an ihn, und beide schlagen sich Todeswunden.

Da sie den Markgrafen tot sahen hergetragen,
Ein Schreiber könnt' euch nimmer beschreiben oder sagen,
Wie ungestüme Klage sich bei Weib und Mann
Aus tiefem Herzensjammer allda zu zeigen begann.

Da ward Etzels Jammer so groß um den Verlust:
Wie eines Löwen Stimme erscholl des Königs Brust
Von schmerzlichem Wehruf; sein Weib trug gleiche Not.
Sie klagte laut und mächtig des guten Rüdiger Tod.

Als man Dietrich die Märe vom Tode Rüdigers bringt, glaubt er es nicht. Hildebrand eilt zum Saale, dort sagt ihm Hagen: „Die Mär ist ungelogen. Wiewohl ich Euch das gönnte, daß lebend wär' der Mann, den Weib und Mann in Wahrheit nie genug beweinen kann!" Hildebrand fordert den Leichnam heraus. Wolfart (sein Neffe) mischt sich hinein und wird von Volker verhöhnt. Der Neffe reißt nun den Oheim samt dessen Mannen in den Kampf. Da ward der Saal fast leer! Der Fiedelspieler lag tot; ihm hatte Hildebrand „die Saiten so verzogen" — daß er nimmer fiedeln konnte.

V. Die letzte Szene:

Nun war der Degen keiner lebend dort zu sehn,
Als Gunther und Hagen, ganz allein die zween.
Mit Blute ging beronnen der alte Hildebrand;
Er brachte leide Mären, da er Dietrichen fand.

Da die zwei sich nicht als Dietrichs Geisel die Rückfahrt gewinnen wollen, so springt der Gote auf sie zu, bezwingt sie, erst Hagen, dann Gunther, und liefert sie

Digitized by Google

lebend an Kriemhild aus. „Ihr sollt sie leben lassen!“ rief er; sie sprach: „sie tät' es gerne“. Man wirft sie in den Kerker. Bald rollt dort Gunthers Haupt. Die Teufelin trägt es zu Hagen, und da er den Ort des Nibelungenhortes auch jetzt nicht verrät, reißt sie ihm das Schwert aus der Scheide und schlägt sein Haupt herunter. Es war Siegfrieds Schwert. „Das trug mein holder Liebster, da ich zuletzt ihn sah, an welchem mir ein Herzeleid vor allem Leide geschah“. So sprach sie; aber es war auch ihr letztes Sprechen. „Traun, sie genießt es nicht, daß sie ihn zu schlagen wagte“, ruft Hildebrand, und „zu Kriemhilden er sprang; er schlug der Königsfrauen einen Schwertesschwang“.

Dietrich und Etzel, zu weinen sie begannen;
Sie klagten da von Herzen um ihre Sippen und Mannen.

Ich kann euch nicht bescheiden, was weiter da geschah;
Nur daß man Frau'n und Ritter dorten weinen sah,
Dazu die edlen Knechte, um lieber Freunde Tod.
Hier hat die Mär' ein Ende. Das ist der Nibelungen Not.

4. So ist denn das großartige Bild vor uns entrollt! Welche Idee aber liegt ihm zu Grunde? Wir möchten sagen, es sei in ihm dargestellt, wie ein Weib lieben und hassen, wie es aus Liebe zur Furie werden kann; allein der Dichter hatte wohl einen andern Grundgedanken im Auge, nämlich den: „Die Liebe lohnt zuletzt immer mit Leid.“

Wehmütig durchklingt dieser Gedanke das ganze Lied. Gleich im ersten Gesang spricht ihn Kriemhilde der Mutter gegenüber aus, als diese ihr den erzählten Traum auf den künftigen Verlobten deutet, Kriemhilde aber nichts von einem Manne wissen will. Selbst mitten in den heitern, sonnigen Szenen läßt der Dichter den Hörer ahnen, daß der Ausgang ein tragischer sein werde, und im letzten Gesang noch ruft er ergriffen ihm zu:

„Mit leide was verendet des küneges höchgezit,
Als je die liebe leide ze aller jungiste gît.“

§ 16. „Der Nibelungen Not“ (Fortsetzung).

(Wert und Geschichte dieses Epos.)

1. Die Komposition des Gedichtes ist großartig und kunstvoll; bei der Auswahl wie bei der Anordnung des Stoffes zeigt sich das Genie des Dichters, ebenso in den vorgeführten Charakteren.

2. Der Dichter kannte die Sage in ihrem ganzen Umfang; aber er hat mit künstlerischem Takt aus ihr und den Volksliedern nur das ausgewählt, was für die Schönheit des Gedichtes paßte. So hält er uns z. B. im Anfang nicht etwa auf mit einer Jugendgeschichte Siegfrieds (er läßt die nötigen Momente daraus erst später durch den länderkundigen Hagen berichten, als Siegfried zu Worms zu Hofe reitet), sondern führt uns sogleich auf den Schauplatz des ersten Teiles und stellt uns die Hauptperson des Ganzen vor. Ebenso meisterhaft schließt der Dichter ab und schweigt. „Als Kriemhild ihr Ziel erreicht hat und selbst zum Opfer gefallen ist, da endet das Lied, und der Dichter erläßt uns den Schmerz des überlebenden Etzel, wie ihn die

Digitized by Google

„Klage“[1] so endlos und ermüdend ausmalt. Die Teilnahme des Hörers, des Lesers weilt nur bei den Gefallenen, nicht bei den Überlebenden; nur matt konnte erscheinen, was nach dem erschütternden Schicksal kam“ (Bartsch). — Ebenso kunstvoll ist die Gliederung und Aufeinanderfolge der einzelnen âventiure sowie die Ausfüllung etwaiger Lücken, welche die Lieder und sonstige Überlieferung ließen. Die Begebenheiten folgen nicht bloß chronologisch, sondern sie hängen auch aufs innigste zusammen; die eine Handlung ist notwendige Folge der andern. Alle Verwicklungen zielen auf den Ausgang (die Katastrophe) hin, bereiten ihn vor.

3. Die Charaktere sind so naturgetreu, so alle am rechten Platz, daß sie wesentlich zum Kunstwert des Epos beitragen. Die Gesinnungen und das Handeln der deutschen Recken ist durchaus deutsch-national, das Empfinden und Handeln der Frauen echt weiblich. — Am großartigsten ist die Auffassung von Kriemhildens Charakter. Wie das Morgenrot tritt sie auf, als sie erstmals dem Siegfried begegnet und ihn begrüßt. Die ganze Versammlung bestrahlt sie dort mit glühender Schönheit, mit ihrer jugendlichen Majestät; aber fürwahr, auch dieses „Morgenrot“ verspricht keinen vollen, heitern Lebenstag, weder für Gunther und seine Mannen, noch für Siegfried und Kriemhild selbst; blutrot sollen diese alle noch werden wegen ihr, Siegfried durch ihre Minne, die andern durch ihren Haß. Schön zeichnet Platen ihren Charakter mit den Worten:

Ein gewaltiges Lied von der mächtigen Frau, die erst als zarteste Jungfrau
Dasteht und verschämt, voll schüchterner Huld dem erhabenen Helden die Hand reicht.
Bis dann sie zuletzt, durchs Leben gestählt, durch glühende Rache gehärtet,
Grauenvoll auftritt, in den Händen ein Schwert und das Haupt des enthaupteten Bruders.

Und doch ist noch ein edler Zug an diesem dämonischen Weibe, der unser Mitgefühl für sie weckt; es ist die Treue, die das Grab überdauert; die Treue gegen den einzigen Mann, den sie geliebt, gegen Siegfried. — Treue ist auch ein Hauptzug an dem Charakter des grauenhaften Hagen. Er ist das Urbild deutscher Mannestreue. Aus Treue fürchtet er weder Tod noch Hölle, aus Treue scheut er selbst die Schmach des Meuchelmörders nicht. Aber er ist nebenbei ein trotziger, finsterer Mensch, voll Ehrgeiz und Neid gegen Siegfried. Darum haßt er diesen, darum ist ihm selbst gedient, so er gegen Siegfried seiner Herrin Dienste tun kann. Die letztgenannten Züge stempeln ihn zu der grauenhaftesten Gestalt im Gedichte. — Überaus liebenswürdig hingegen sind Siegfried und Rüdiger. „Siegfried ist eine ideale Heldengestalt, die jugendlich von der Erde scheidet im vollen Gefühle der Kraft, eine Gestalt, an der man so recht seine herzliche Freude haben kann, ein echter Mann mit einem vertrauenden Kinderherzen“ (Bartsch). Rüdiger, ein Musterbild

[1] Die „Klage“ ist der Titel einer von einem andern Dichter um das Jahr 1117 gedichteten Fortsetzung des Nibelungenliedes.

Digitized by Google

für Fürsten und Ritter, weit berühmt als „der milde" (gastfreundliche), läßt tief genug in seine Seele schauen in den wenigen Worten, die wir oben von ihm anführten. Nicht umsonst beklagen alle, Freunde und Gegner, seinen Fall!

4. Was die Darstellung betrifft, so kommen die Ereignisse rasch nacheinander; der Dichter enthält sich, wie es bei dem echten Volksepos sein muß, jedes eigenen Urteils oder der Belehrung. Keine weitläufigen Schilderungen finden sich darin, wohl aber die vollständigsten und lebendigsten Gemälde mit wenigen Strichen. Die Gleichnisse kommen sparsam vor, sind aber um so treffender. — Die Sprache ist durchaus einfach, streng abgemessen; aber dennoch ist die Zeichnung der Charaktere ebenso scharf wie gelungen. Leibhaftig treten da vor uns auf: der arglose, ehrliche Siegfried, der weise, besonnene Dietrich, der treue, offene, edle Rüdiger. Ganz vortrefflich ist die Charakterisierung von Kriemhild und Hagen. Die großen Leidenschaften, die blutigen Kämpfe sind furchtbar schön geschildert. — Kunstvoll weiß der Dichter insbesondere auch von dem malerischen Elemente Gebrauch zu machen. So schildert er uns den zur Jagd ausziehenden Siegfried noch einmal im vollen Glanze als einen „hêrliche jegere, vil hôhe gemuot"; er malt ihn uns von Kopf bis zu Fuß, bis auf die reichen Borten des Köchers (vgl. Str. 979—985): damit wir dann um so mehr für ihn fühlen, wenn wir ihn gleich nachher, wie ein mit Blumen bekränztes Opfer, zum Brunnen laufen und dort die Blumen rötend sterben sehen. — Das Versmaß ist die sog. Nibelungenstrophe, bestehend aus vier Langzeilen mit sechs bis sieben Hebungen (vgl. die Poetik § 22, 4). Als Beispiel diene die erste Strophe:

Uns ist in alten maeren wunders vil geseit,
von helden lobebaeren, von grôzer arebeit,
von fröuden hôchgezîten, von weinen und von klagen,
von küener recken strîten muget ir nu wunder hoeren sagen.

5. Ein Epos mit solchen Vorzügen ist ein wahrer Brillant in der deutschen Dichterkrone. Sein Wert ist um so größer, als darin die Nationaltugenden unserer Vorfahren (s. § 4) verherrlicht sind. Besonders ist der deutschen Treue darin ein Denkmal gesetzt. Sie bildet „das schlagende Herz dieses wie des deutschen Epos überhaupt" (Gervinus). Darum sagt auch Goethe: „Die Kenntnis dieses Gedichtes gehört zu einer Bildungsstufe der Nation. Jedermann sollte es lesen." Zwar war es jahrhundertelang verschollen; aber nun wird es für immer als ein Schatz der deutschen Dichtung gelten. Heute würde ihm wohl kein Fürst mehr, wie es einst Friedrich der Große getan, einen Platz in seiner Bibliothek versagen.

6. Aus dem Staube der Vergessenheit zog es Bodmer vor hundert Jahren heraus, indem er eine Handschrift zu Hohenems (Vorarlberg) entdeckte und herausgab. Nach und nach fanden sich vielerlei Manuskripte dieses Epos. Eines der ältesten und besten ist im Besitze des Fürsten zu Fürstenberg

Digitized by Google

in Donaueschingen. Es sind aber von ihm erhalten 24 Handschriften, darunter 10 vollständige. Die drei hervorragendsten sind: 1. die Hohenems-Münchner (A), 2. die St Galler (B), 3. die Hohenems-Laßbergsche zu Donaueschingen (C).

Wie Sîfrit beklaget und begraben wart.

Dô biten si der nahte und fuoren über Rîn.
von helden kunde nimmer wirs gejaget sîn:
ein tier, daz si dâ sluogen, daz weinden edeliu wîp;
jâ muoste sîn enkelten vil guoter wîgande lîp.

Von grôzer übermüete muget ir hoeren sagen
und von eislîcher râche. ez hiez Hagne tragen
Sîfriden alsô tôten von Niblunge lant
für eine kemenâten, dâ man Kriemhilde vant.

Er hiez in tougenlîchen legen an die türe,
daz si in dâ solde vinden, so si gienge her füre
hin ze mettîne, ê daz ez wurde tac,
der diu frouwe Kriemhilt vil selten eine verlac.

Man lûte dâ ze dem münster nâch gewoneheit.
Kriemhilt diu vil schoene wacte mänige meit;
ein lieht bat si ir bringen und ouch ir gewant.
dô kom ein kameraere dâ er Sîfriden vant.

Er sach in bluotes rôten; sîn wât was elliu naz.
daz ez sîn hêrre waere, ni en wess er daz.

Wie Siegfried beklagt und begraben ward.

Bis zu der Nacht sie harrten und fuhren übern Rhein,
Nie konnte noch von Helden schlimmer gejaget sein.
Das Wild, so sie da schlugen, drob weinte manch hehres Weib;
Auch mußte sein entgelten manches Kämpen edler Leib.

Von großem Übermute mögt ihr hören sagen,
Und gräßlicher Rache. Hagen hieß da tragen,
Tot wie er lag, Siegfrieden von Nibelungenland
Vor eine Schlafkammer, worin man Kriemhilden fand.

Da ließ er ihn heimlich legen an die Tür,
Daß sie ihn finden sollte, wenn sie ginge herfür
Zu der Frühmetten, eh' daß es würde Tag,
Deren Kriemhilde selten eine zu versäumen pflag.

Man läutet in den Münster zur gewohnten Zeit.
Kriemhilde, die viel schöne, weckte manche Maid;
Sie hieß ein Licht sich bringen und auch ihr Gewand.
Da kam daher ein Kämmerer, so daß er Siegfrieden fand.

Er sah ihn rot von Blute, all sein Gewand war naß;
Daß es sein Herre wäre, noch nicht wußt' er das.

Digitized by Google

hin ze der kemenâten daz lieht truoc an der hant,
bî dem vil leidiu maere frouwe Kriemhilt ervant.

Dô si mit ir frouwen ze kirche wolde gân,
dô sprach der kameraere: „frowe, ir sult stille stân;
ez lît vor dem gademe ein ritter tôt erslagen."
„ouwe," sprach frou Kriemhilt, „was wil du solher maere sagen?"

Ê si rehte erfunde, daz ez waere ir man,
an die Hagnen frâge denken si began,
wie er solde in fristen; êrst dô wart ir leit.
von ir was allen fröuden mit sîme tôde widerseit.

Si seic zuo der erden, daz si niht ensprach;
die schoenen fröudelôsen ligen man dô sach.
Kriemhilde jâmer wart unmâzen grôz;
dô schrei si nâch unkreften, daz al diu kemenâte erdôz.

Dô sprach daz gesinde: „waz ob ez ist ein gast?"
daz bluot ir ûz dem munde vor herzen jâmer brast.
dô sprach si: „nein, ez ist Sîfrit, min vil lieber man;
ez hât geråten Brünhilt, daz es Hagne hât getân."

Diu frowe bat sich wisen, dâ si den helt vant.
si huop sîn schoene houbet mit ir vil wîzen hant;
swie rôt ez was von bluote, si het in schiere erkant.
dô lac vil jaemerlîche der helt von Niderlant.

Er trug zur Schlafkammer das Licht in seiner Hand,
Bei dessen Schein Kriemhilde die schmerzliche Kunde fand.

Da sie mit ihren Frauen zur Kirche wollte gehn,
Da sprach zu ihr der Kämmerer: „Frau, Ihr sollt stille stehn;
Es liegt vor dem Gemache ein Ritter zu Tod erschlagen."
„O weh!" sprach Frau Kriemhilde, „was willst du solche Märe sagen?"

Eh' sie recht erkannte, daß es wär' ihr Mann,
Sogleich an Hagens Frage zu denken sie begann:
Wie er Siegfrieds Leben friste? Da kam ihr Angst und Not.
Von ihr ward allen Freuden abgesagt mit seinem Tod.

Sie sank zu der Erden, sie sprach kein einzig Wort.
Die schöne Freudenlose, man sah sie liegen dort.
Unmäßig großer Jammer ward bei Kriemhilden wach;
Nach der Ohnmacht schrie sie, daß rings erscholl das Gemach.

„Wie, ob's ein Gast wohl wäre?" so das Gesinde sprach.
Das Blut vor Herzensjammer ihr aus dem Munde brach.
Da sprach sie: „Nein, 's ist Siegfried, mein vielliebes Mann.
Das hat geraten Brünhild, und Hagen hat es getan."

Sie ließ sich hinführen, wo sie den Helden fand.
Sie hub sein schönes Haupt empor mit ihrer weißen Hand.
Wie rot es war von Blute, sie hatt' ihn bald erkannt.
Jammervoll erschlagen lag da der Held von Niederland.

Digitized by Google

Dô rief trûreclîchen diu küneginne milt:
„wê mir dises leides! nu ist dir doch dîn schilt
mit swerten niht verhouwen; du bist ermorderôt.
wess ich, wer ez het getân, ich riete im immer sînen tôt."

Allez ir gesinde klagete unde schrê
mit ir lieben frouwen; wand in was vil wê
umb ir edelen hêrren, der dâ was verlorn.
gerochen hete Hagene vil übele Brünhilde zorn.
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Ju enkunde nieman daz wunder vol sagen
von rittern und von frouwen, wie man die hôrte klagen,
sô daz man des wuofes wart in der stat geware.
die edelen burgaere kômen gâhende dare.

Si klagten mit den gesten; wan in was harte leit.
Sîfrides schulde in wâren niht geseit,
durch waz der edel recke verlôs dâ sînen lîp.
dô weinden mit den frouwen der guoten burgaere wîp.

Smide hiez man gâhen wurken einen sarc
von silber und von golde, michel unde starc,
und hiez in vaste sprengen mit stâle, der was guot.
dô was al den liuten harte trûric der muot.

Da rief sie gar traurig, die Königsfraue mild:
„Weh mir dieses Leides! Nun ist dir doch dein Schild
Mit Schwertern nicht verhauen; ermordet liegst du hier.
Wüßt' ich, wer es hat getan, mit seinem Tode zahlt' er mir."

Da schrie und klagte alle des Ingesindes Schar
Mit ihrer lieben Frauen: wie wehe ihnen war
Um ihren lieben Herren, der da war hingerafft.
Gerochen hatte Hagen Brünhildens Zorn gar frevelhaft.
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Euch könnte nimmer jemand das Wunder völlig sagen
Von Rittern und von Frauen, wie man die hörte klagen,
So daß man des Wehrufs ward in der Stadt gewahr.
Die edeln Bürgersleute eilends kamen sie dar.

Sie klagten mit den Gästen, denn es schmerzte sie sehr.
Von Siegfrieds Verschulden wußten sie keine Mär',
Warum der edle Recke erlitt so blutigen Fall.
Da weinten mit den Frauen der guten Bürger Weiber all.

Schmiede hieß man eilen und machen bereit
Einen Sarg von Gold und Silber, stark und lang und breit,
Und ihn versehn mit Spangen von Stahle, der war gut.
Da war all den Leuten gar sehr traurig zu Mut.

Digitized by Google

Diu naht was zergangen; man seite, ez wolde tagen.
dô hiez diu edel frouwe zuo dem münster tragen
Sîfrit, den hêrren, ir vil lieben man.
swaz er dâ friunde hête, die sach man weinende gan.

Dô s'in zem münster brâhten, wie vil da glocken klanc!
dô hôrt man allenthalben maneges pfaffen sanc.
dô kom der künic Gunther dar mit sinen man,
und ouch der grimme Hagene; daz waere bezzer verlân.

Er sprach: „liebiu swester, wê der leide dîn,
daz wir niht môhten âne sô grôzes schaden sîn!
wir müezen immer klagen Sîfrides lîp."
„daz tuot ir âne schulde", sprach daz jâmerhafte wîp.

„Waer iu dar umbe leide, sô waer ez niht geschehen.
ir hetet min vergezzen, des mag ich wol jehen,
dâ ich dâ wart gescheiden und mîn lieber man.
ei wolde got der wâre, waer ez selber mir getân!"

Si buten vaste ir luogen. Kriemhilt begunde jehen:
„swelher sî unschuldec, der lâze daz besehen;
der sol zuo der bâre vor den liuten gân:
dâ mac man die wârheit harte schiere bî verstân."

Daz ist ein michel wunder; dicke ez noch geschihet:
swâ man den mortmeilen bi dem tôten sihet,

Die Nacht war vergangen; man ſagt', es wollte tagen.
Da hieß die edle Fraue zu dem Münſter tragen
Siegfried, den Herren, ihren viellieben Mann.
So viel er Freunde hatte, die zogen weinend heran.

Da ſie ihn zum Münſter brachten, wie manche Glocke klang!
Da hörte man allenthalben vieler Pfaffen Sang.
Da kam mit ſeinen Mannen auch Gunther heran,
Und auch der grimme Hagen; das hätt' er beſſer nicht getan.

Er ſprach: „Liebe Schweſter, o weh des Leides dein,
Daß wir ſo großen Schadens nicht ledig konnten ſein!
Wir müſſen ſtets beklagen, daß ihn der Tod uns nahm."
„Das tut Ihr ohne Urſach'", ſprach die Frau im bittern Gram.

„Wenn es leid Euch wäre, ſo wär' er nicht erſchlagen.
Ihr hattet mein vergeſſen, das darf ich wohl ſagen,
Daß ich ward geſchieden von meinem lieben Mann.
O wollt' es Gott, der Wahre, es wäre mir ſelbſt getan!"

Sie blieben feſt beim Leugnen. Da ſprach Kriemhilde ſchier:
„Wer da iſt unſchuldig, der beweiſ' es mir;
Der ſoll zu der Bahre vor allen Leuten gehn:
Daraus mag man gar balde die rechte Wahrheit erſehn."

Das iſt ein großes Wunder (noch jetzt es oft geſchieht):
So man den Mordbefleckten nah' bei dem Toten ſieht,

Digitized by Google

so bluotend im die wunden, sam ouch dâ geschach;
dâ von man die schulde dâ ze Hagenen gesach.

Die wunden fluzzen sêre, alsam si tâten ê.
die ê dâ sêre klagten, des wart nu michel mê.
dô sprach künic Gunther: „ich wil'z iuch wizzen lân:
in sluogen schâchaere; Hagene hât ez niht getân."

„Mir sint die schâchaere", sprach si, „vil wol bekant.
nû lâze ez got errechen von sîner friunde hant.
Gunther unde Hagne, jâ habet ir'z getan."
die Sîfrides degne heten dô zuo strîte wân.

So bluten ihm die Wunden. Also auch dort geschah,
So daß man aus dem Zeichen die Schuld Hagens dort ersah.

Die Wunden flossen heftig, wie sie getan vorher.
Was vorher großes Klagen, des wurde nun viel mehr.
Da sprach der König Gunther: „Ich gebe dir Bericht:
Ihn erschlugen Schächer; fürwahr, Hagen tat es nicht."

„Mir sind diese Schächer", sprach sie, „gar wohl bekannt.
Nun laß' es Gott nur rächen durch seiner Freunde Hand!
Ja, Gunther und Hagen, nur ihr habt es vollbracht."
Da waren Siegfrieds Degen wiederum auf Streit bedacht.

§ 17. Gudrun.

(Inhalt dieses Epos.)

1. Dieses Epos führt seinen Namen von einer friesischen Königstochter. Es schildert jedoch nicht bloß das Lebensschicksal der Gudrun, sondern auch das ihrer Mutter Hilde und ihres Großvaters Hagen. So sind eigentlich drei Dichtungen zu einem Epos aneinandergereiht. Schauplatz desselben sind die Nordseeküsten nebst der Normandie, ja die See selbst mit ihren Wogen und Stürmen, mit ihren Inselreichen und Inselburgen.

2. Hagens Jugendgeschichte erzählt der erste Teil also:

Hagen ist der Sohn Sigebants, Königs von Irland. Als siebenjähriger Knabe wird er mitten im Jubel eines Hoffestes von einem Greifen geraubt und auf eine ferne Insel getragen. Durch glückliche Fügung entkommt er seinem Räuber und wird von drei Königstöchtern ernährt, die gleiches Los getroffen hat. So wächst er zum Helden heran. Nach Jahren kommt ein Schiff an der Insel vorbei. Auf ihm retten sich alle nach Irland. Hagen besteigt des Vaters Thron und vermählt sich mit Hilde, einer der drei Königstöchter.

3. Im andern Teil ist Hilde, Hagens Tochter, die Hauptperson. Das Land des Königs Hettel, der sie nach mancher Anstrengung entführen läßt, haben wir uns an der deutschen Nordseeküste zu denken. Hegelinge (? Hedelinge) ist der Name seines Volkes. Die drei Sendlinge sind Vasallen-

Digitized by Google

könige Hettels, deren Marken an Hettels Land stoßen. Der Inhalt dieses Teiles ist:

I. Hagen liebt sein Kind so sehr, daß ihm alle Freier zuwider sind. Er tötet die Boten derselben und will Hilde nur mit dem verloben, der ihn im Kampf besteht. Das weiß Hettel, König der Hegelinge (Friesland), der sich auch um Hildes Hand bewerben will. Er fängt es also listig an, indem er seine drei besten Helden (Vasallen) als Brautwerber gewinnt. Als Kaufleute, mit goldenen Spangen und Edelsteinen beladen, fahren sie nach Irland. Sie landen, bringen reiche Geschenke nach Hof und legen unter des Königs Schutz am Strande ihren „Kram" aus.

Aufschlagen nun ließ Frute ein Dach zu seinem Kram;
So reichen Marktes Kunde niemand zu Ohren kam
Zuvor in allen Landen, und wollten Handelsleute
So billig Güter geben, sie würden ihrer ledig sein noch heute.

Es kaufte, wer da wollte, Geschmeid' und rotes Gold;
Der König war den Gästen darob in Gnaden hold.
Ja selbst wer zum Geschenke ein Kleinod mocht' begehren,
Da säumten sie nicht lange, den Wunsch ihm zu gewähren.

Was man auch immer sage von Fruten und von Waten,
Noch größer Maß der Milde die starken Recken taten,
Als man ihnen mochte jemals nur zutrauen.
Sie rangen nach der Ehre; das sagte man bei Hof den schönen Frauen.

Man sah viel Arme tragen der Fremdlinge Gewand,
Und wer sein Gut verloren, dem ward gar oft sein Pfand
Aus der Haft gelöset; von ihren Kämmerlingen
Erhielt die junge Hilde Kunde wohl von all den Wunderdingen.

II. Sie verschafften sich von Tag zu Tag mehr des Hofes Gunst, ein jeder auf andere Weise: Frute durch seine Freigebigkeit, Wate durch seine Stärke, Horant durch seinen Gesang. Köstlich ist Wate geschildert. Sein naives Wesen erheitert besonders die Frauen. Wie wenn er im Fechten ein Anfänger wäre, geht er bei dem König in die Lehre, „die vier guten Hiebe" zu lernen, deren sich der König rühmte.

Der Gast sprach zu dem König: „Wirst du auch schonen mein,
Daß ich von dir, o König, mag ungefährdet sein?
Wenn du mir Wunden schlügest, ich schämte mich vor Frauen."
Doch er verstand zu fechten, daß er sich selber durfte wohl vertrauen.

Die Leute sahen gerne der beiden Kämpen Kraft;
Der König bald erkannte Wates Meisterschaft.
Er zürnte fast, doch mußt' er Ehren halber schweigen;
Auch schien er in dem Kampfe sich als der Stärkere zu zeigen.

Zum König sprach nun Wate: „Laßt g'nug des Spieles sein!
Ich hab' nun wohl gelernet, die vier Hiebe dein
Mit rechter Kunst zu führen, und will es gern dir danken."
Er hat ihm einst gelohnet wie einem wilden Sachsen oder Franken.

Da sprach der König Hagen: „Hätt' ich dich eh' gekannt,
So hätt' ich nicht genommen das Schwert in meine Hand.
Nie sah ich einen Schüler so schnell die Schule machen."
Ob diesem Wort begannen die edlen Herren alle laut zu lachen.

Digitized by Google

Doch den besten Dienst tat Horant seinem Herrn. Er sang so wundervoll; alle bezauberte er. Wenn er hub an zu singen,

Da schwiegen alle Vögel vor seinem süßen Sange;
Die Leute, die da schliefen, die lagen nicht mehr lange;
Die Tiere in dem Walde ihre Weide ließen stehn;
Die Würmer, die da sollten in dem Grase gehn,
Die Fische, die da sollten in dem Wasser fließen,
Die ließen ihre Fährte. Wohl konnt' er seiner Kunst da wohl genießen.

Der Sänger muß sogar in der Kemenate Hildes singen. Dort lenkt er die Rede auf Hettel.

Er sprach zur schönen Hilde: „Viel holdes Mägdelein,
Mein König hat beständig an dem Hofe sein
Zwölf Meister, deren Lieder süßer noch erschallen,
Doch wird das Lied des Königs am allerbesten dir gefallen."

Sie sprach: „Und ist so kundig dein Herr der Sangeskunst,
So geb' ich gern gefangen mein Herze seiner Gunst.
Ich lohn' ihm seine Sehnsucht nach mir, sein treues Minnen:
Dürft' ich vor meinem Vater, ich wollte gerne folgen euch von hinnen."

III. So verlockt die Nachtigall das zarte Täublein, mit ihr nach Hettels Land zu fliehen. Nach einem Plane des „listreichen Dänen" (Horant) *entführt man sie zu Schiff*. Hagen verfolgt die Flüchtigen, erreicht sie aber erst nach ihrer Landung. Auf Frieslands Strand „spielte man so auf zum Waffentanz, daß Feuer flog im Wind aus harten Eisenhelmen, im Angesicht der Frauen. Die Königstochter faßte ob ihrer Flucht mit Fremden Reu' und Grauen". Wate und Hagen geraten aneinander und verwunden sich; da mahnt Hettel zum Frieden, und alle stimmen bei.

Der junge König Hettel den Helm vom Haupte band;
Man hörte Frieden rufen nun über alles Land.
Es sprach der Vater Hildens, der Streit geschieden wäre.
In langer Zeit vernahmen die Frauen nicht so große Märe.

Da sprach die Jungfrau: „Dürft ich nur wagen mich hinan;
Doch hab' ich meinem Vater so vieles Leid getan,
Daß meinen besten Freund ich nicht wage zu empfangen.
Er und die Seinen werden gar wenig wohl nach meinem Gruß verlangen."

Horant, der Däne, faßte die Jungfrau an der Hand
Und führte sie mit Frute hin, wo sie Hagen fand.
Der sprach zu ihr: „Willkommen, vielliebe Tochter Hilde!
Ich kann's nicht unterlassen, dich zu grüßen in Gnaden und Milde."

Hilde mußte nach Hause zurück; doch bald kehrt sie als Verlobte Hettels wieder.

4. Erst im *dritten* Teile, welcher hauptsächlich in der Normandie spielt, erscheint *Gudrun* (Chaudrun) auf der Bühne. Ihr Verlobter ist *Herwig*, König von Sêlant, welches aber nicht die dänische Insel ist, sondern wahrscheinlich das friesische Seeland (an der Scheldemündung). Folgendes ist der Inhalt:

Digitized by Google

I. Hettel und Hilde erfreuen sich zweier Kinder, des Ortwin und der schönen Gudrun. Diese zieht königliche Freier herbei, so den Siegfried von Morland und Hartmut von der Normandie. Sie wäre letzterem schon geneigt; aber die Eltern verschmähen ihn wie den Siegfried. Glücklicher ist Herwig, der König von Seeland, mit welchem Gudrun sich verlobt.

II. Zur Zeit ihres Brautstandes zieht Hettel in den Krieg; Herwig steht ihm bei. Hartmut benutzt dies, fällt in Friesland ein und raubt Gudrun nebst ihren Hofdamen. So bald wie möglich setzt Hettel dem Räuber nach, erreicht ihn auf dem Wülpensand (einer Insel an der Scheldemündung), verliert jedoch Kampf und Leben, letzteres durch den Normannenkönig Ludwig. In der eingebrochenen Nacht segeln die Entführer unbemerkt ab. Zum Verfolgen waren die Hegelinge zu schwach; sie bestatteten Freund und Feind und stiften auf dem Werder ein reiches Kloster mit Hospitalitern (spitalaere). Die „pfaffen" darin sollten durch Beten und Singen sorgen, „wie sie zu Gottes Hulden die von Hegelingen von ihren großen Schulden und Missetaten möchten bringen".

III. Wate bringt die Märe an Hildes Hof und gelobt, einst Rächer zu sein, wenn der Nachwuchs wehrhaft geworden; Gudruns Schiff aber nähert sich der Normandie.

Als Ludwig, der Normanne, seine Burgen sah,
Zu der schönen Gudrun sprach der König da:
„Seht Ihr die Burg dort, Jungfrau? Die werdet Ihr bewohnen:
Wollt Ihr uns Gnade schenken, so wollen wir mit reichem Land Euch lohnen."

Da sprach in großer Trauer die edle Königsmaid:
„Wie soll ich Gnade üben? Ist von mir selber weit,
Ob Eueres Verschuldens, die Gnade doch geschieden;
So glaub' ich, daß in Zukunft nur Jammer sei mein Teil hienieden."

Von neuem sagte Ludwig: „Laßt Euch das nicht leid sein!
Schenkt Hartmut Eure Minne, dem Sohn und Erben mein,
Und alles, was wir haben, das soll Euch angehören.
So mögt Ihr mit dem Degen in Wonne leben und in Ehren!"

Da sprach Frau Hildens Tochter: „Entlaßt mich dieser Not!
Eh' ich Herrn Hartmut nähme, wär' ich viel lieber tot.
Er ist nicht solchen Stammes, daß ich ihn möchte minnen:
Ich will viel lieber sterben, als ihn zum Eh'gemahl gewinnen."

Es tat dem König die stolze Rede weh;
Er griff sie bei den Haaren und warf sie in die See.
Doch solcherlei Beginnen war Hartmut nicht gewogen;
An ihren blonden Flechten hat er sie in das Schiff zurückgezogen.

IV. So „übel es Ludwig verstand, zarte Frauen zu pflegen", so übel verstand es auch sein Weib Gerlinde, unter deren Obhut nun Gudrun kam. Sie war eine „alte vâlendinne". Viel zartfühlender zeigten sich Hartmut und seine schöne Schwester Ortrun gegen die „Heimatlose". Gerlinde sucht nun Gudrun für die Ehe mit Hartmut zu gewinnen. Da Bitten und Versprechungen umsonst sind, so versucht es Gerlinde mit Strenge; sie behandelt die Anbefohlene wie die geringste Magd, läßt sie jahrlang als solche dienen und seufzen. Gudrun aber bleibt treu, bis erst nach 13 Jahren die Rettung kommt.

Digitized by Google

V. Ortwin und Herwig nahen mit einer Flotte. Beim Auskundschaften finden sie Gudrun und Hildburg als Wäscherinnen am Meere, barfuß im Schnee stehend. Sie erkennen sich; aber zu ritterlich ist ihr Sinn, um die im Sturm Geraubte ihren Feinden zu stehlen; sie wollen nach Heldenart sie nur im Sturm gewinnen. Tags darauf stürmten sie Ludwigs Feste. Der alte Wate feuerte an:

„Wollet ihr Gudrunen helfen aus der Not,
So sollet ihr die Kleider wieder machen rot,
Die da gewaschen haben ihre viel weißen Hände."

Im Kampfe, dem Gudrun von der Burg aus zusieht, fällt der greise Ludwig. Gerlinde, „die wulpinne", will sich deshalb an Gudrun rächen; doch Hartmut ist der Bedrängten Schild. Sie vergilt es ihm gleich nachher viel gut; denn durch ihr Rufen vom Fenster aus rettet sie ihn vor Wates Ingrimm. Ja nach Erstürmung der Burg sammelt sie die weinenden Burgfrauen, wie eine Henne ihre Küchlein, und selbst Gerlinden will sie nicht verraten. Mit flammendem Auge sucht diese der langbärtige Wate; er findet und enthauptet sie. — Freunde wie Feinde, diese als Gefangene, fahren nun nach Gudruns Heimat. An der Seite der Mutter tritt hier Gudrun wie ein Friedensengel auf und verbindet die Entzweiten durch gar festes Band: sie legt Hartmuts Hand in die der Hildburg, sie weist ihrem Bruder Ortwin die edle Ortrun zu, dem König Siegfried bestimmt sie Herwigs Schwester, und von Herwig will sie selbst sagen: „der herre min". Da geschah die Hochzeit: „Nie schieden die Recken besser von einer solchen."

5. Wir sehen aus dieser Skizze, daß dieses Epos mit Recht „Das Lied von der Treue" überschrieben werden kann. Es mahnt an das Wort: „Wer ausharrt, wird gekrönt"; denn hier finden wir die Ausdauer in der Treue unter den schwierigsten Verhältnissen, in den drückendsten Fesseln, und finden sie bei einem weiblich zarten, schüchternen Wesen. Wir sehen diese Treue nie welken, sondern stets frisch blühend; aber wir erleben es auch, daß sie gekrönt wird. So fassen wir denn die Grundidee in dem Satz zusammen: Der Lohn unwandelbarer Treue kann nicht ausbleiben.

§ 18. Gudrun (Fortsetzung).

(Wert und Geschichte dieses Epos.)

1. Die Gudrunsage ist durchaus altheidnischen Ursprungs. In diesem Epos aber ist sie in die christlich-romantische Zeit verpflanzt. Wie der Dichter die altnordischen, rauhen Seehelden in höfische Gewänder und Manieren steckt und seiner Zeit gemäß herausputzt, so schiebt er auch christliche Gebräuche ein und läßt sie dieselben mitmachen. Und wie er dem ungeschlachten Wate Goldborten in das Haar geflochten, so hat er auch einzelne christliche Züge in die altgermanischen Charaktere eingemalt; allein bis zu einer wahren, vollkommenen Taufe derselben ist es nicht gekommen, selbst bei Gudrun nicht. Den heidnischen Trotz und selbst Haß gegen Ludwig, ihres Vaters Mörder, und gegen Gerlinde, die Anstifterin ihres Jammers, hat der Pinsel des Dichters nicht ganz übermalt.

2. Was die Komposition des Gedichtes betrifft, so leidet dasselbe freilich an dem Mangel der Einheit: denn die ersten zwei Teile gehören nicht

Digitized by Google

notwendig dazu; sie sind zu lose mit dem dritten, der erst von der Heldin handelt, verbunden. Um aber gerecht zu sein, muß man doch eine gewisse innere Verbindung darin erkennen, daß die ersten zwei Teile uns Vorbilder von dem Schicksale der Gudrun bieten, indem ihre Großmutter Hilde wie ihre Mutter Hilde auch mit Gewalt aus der Heimat in die Ferne gebracht wurden. Noch enger sind der zweite und dritte Teil miteinander verwachsen. Was Hettel an Hagens Vaterherz gesündigt, das widerfährt ihm selbst durch Hartmut mit noch schlimmerem Ausgang. Und was Hilde als Tochter verschuldet, das büßt sie als verlassene Mutter und mit ihr noch ihr Kind. Insofern könnte man diese zwei Teile als ein einheitliches Gedicht auffassen mit der Grundidee: Die Sünde, die man an Eltern begeht, straft sich durch die eigenen Kinder (wenigstens durch die Erlebnisse mit ihnen und durch ihre Schicksale). Poetisch gerecht ist es, daß ihres (der Hilde und Gudrun) Leides Urheber die Rache erreicht; aber auch der friedliche Ausgang ist, wiewohl überraschend, doch ungezwungen. Denn er ist der Segen im Gefolge der schwergeprüften und bewährten Treue.

3. Die Charaktere verdienen ähnliches Lob wie in dem Nibelungenlied. Die schönsten Züge des germanischen Volkes, furchtlose Tapferkeit, felsenfeste Treue, unbeugsames Rechtsgefühl, werden darin vor uns entfaltet. Die lieblichste Gestalt ist Gudrun. Der Adel des deutschen Weibes hat sich in keiner Frauengestalt der alten Dichtungen so schön ausgeprägt wie in der Gudrun. Denn bei ihr finden wir vereinigt die alles opfernde Treue, das stille Dulden, die versöhnende Milde (letztere freilich erst dann vollkommen, nachdem ihres Vaters Tod durch den Ludwigs gesühnt ist) und verklärende Reinheit.

4. „Auf das feinste und sorgfältigste sind auch alle Charaktere ausgearbeitet, alle konsequent durchgeführt. Nie begegnet es dem Dichter, daß er sie aus der Rolle fallen, sie anders denken und reden läßt, als es jedem von ihnen nach seiner eigensten Anlage zukommt. Meisterhaft sind des Dichters Schilderungen; das unruhige Wogen des Kampfes, den zauberischen Gesang Horants, die Heimkehr der Wäscherin nach der Unterredung mit Herwig ꝛc. malt er so, wie nur ein großer Maler es vermag" (Bartsch). Die Schilderungen sind noch lebendiger als im vorigen Epos, die Sprache bilderreicher. Der Strophenbau ist fast ganz derselbe wie im Nibelungenlied, nur hat der vierte Vers der Gudrunstrophe acht Hebungen (in der Nibelungenstrophe sieben). Auch ist im Gudrunlied das zweite Reimpaar stets weiblich (im Nibelungenlied meist männlich); so hat die Gudrunstrophe, dem Inhalte des Epos entsprechend, einen mehr weiblichen, milderen Charakter.

5. Mit Recht wird dies Epos „die wunderbare Nebensonne" des Nibelungenliedes genannt. In beiden ist die Hauptperson ein Weib, hervorragend durch Schönheit und Treue. Dort ist es das Weib, getrennt vom Manne durch Mord; hier ist es die Braut, getrennt vom

Digitized by Google

Verlobten durch Raub. Aber Gudrun ist gottergeben, sucht nur Rettung, nicht Rache, vergilt zuletzt noch Böses mit Gutem; Kriemhild hingegen lebt in Unmut dahin, erhitzt sich im Hasse immer mehr, dürstet fort und fort nach Rache, und selbst Blutströme stillen ihren Durst nicht. Gudrun schweigt und duldet, Kriemhild klagt und handelt.

6. Daß dieser poetische Schatz uns nicht verloren ging, verdanken wir dem ritterlichen Kaiser Max I., welcher, selbst eine poetische Gestalt und Dichter, 1502 eine große Sammlung von Abschriften alter Gedichte veranstaltete und sie auf Schloß Ambras (Tirol) hinterlegen ließ. In dieser allein ist „Gudrun" erhalten.

Aus „Gudrun".

Der Glücksvogel[1].

Nû swîgen wir der degene. ich wil iuch lân vernemen,
die wol mit vreuden waeren, wie den daz mac gezemen,
daz si müezen waschen in dem vremeden lande.
Kûdrûn unde Hildeburc die wuoschen alle zît ûf einem sande.

Ez was in einer vasten umb einen mitten tach.
ein vogel kam gevlozzen. Kûdrûn dô sprach:
„owê, vogel schoene, du erbarmest mir sô sêre,
daz dû sô vil gevliuzest ûf diseme vluote," sprach diu maget hêre.

Dô sprach der vogel schoene: „dû maht dich wol versehen,
maget vil ellende: dir sol grôz liep geschehen.
wilt dû mich vrâgen von dîner mâge lande,
ich bin ein bote der dîne, wan mich got ze trôste dir here sande."

Dô sprach diu gotes arme: „sît Krist dich hât gesant,
uns vil ellenden ze trôste in ditze lant,

Schweigen wir der Degen und vernehmen nun,
Wie es denen anstand, die billig sollten ruhn,
Daß sie waschen mußten in dem fremden Lande.
Gudrun und Hildeburg, die wuschen alle Tage bei dem Strande.

Es war in den Fasten und um den mitten Tag,
Ein Vogel kam geschwommen: nun hört, wie Gudrun sprach:
„O weh, schöner Vogel, du mußt mich wohl erbarmen,
Daß du einhergeschwommen kommst auf diesen Fluten," sprach die Arme.

Da sprach der schöne Vogel: „Du magst dich wohl versehn,
Arme Heimatlose, dir soll groß Heil geschehn.
Willst du mich fragen von deinem Heimatlande,
Ich bin der Deinen Bote: Gott schickt mich dir zum Trost zu diesem Strande."

Da sprach die Gottesarme: „Hat dich Christ gesandt
Uns Heimatlosen zu Trost in dieses Land,

[1] Abgekürzt.

Digitized by Google

dû solt mich lâzen hoeren, bote dû vil guoter;
lebet noch inder Hilde? diu was der armen Kûdrûnen muoter.“

Dô sprach der vil hêre: „ich wil dir verjehen,
Hilden dîne muoter hân ich gesunt gesehen,
dô si ein her groezer dir vrumte her za lande,
dan witewe oder künne durch lieber vriunde willen ie gesande.“

Dô sprach diu maget edele: „bôte dû vil hêr,
lâ dich des niht verdriezen, ich wil dich vrâgen mêr.
lebet noch indert Ortwîn, der künec von Ortlande,
und Herwîc, mîn vriedel? diu maere ich harte gerne erkande.“

Dô sprach der vogel schoene: „daz tuon ich dir wol kunt.
Ortwîn unde Herwic die sint wol gesunt.
die sach ich in den ünden ûf des meres muoder.
dio ellenthaften degene zugen vil gelîche an einem ruoder.“

Si sprach: „sô hôrte ich gerne, hâst dû daz vernomen,
sol von Tenemarke Hôrant here komen
mit den sînen helden, die mich in sorgen liezen?
den weiz ich als biderben, deich armiu magt sîn wol möhte geniezen.“

Dir kumt von Tenemarke Hôrant der neve dîn
ûf urliuge starke er und die recken sîn.
er sol daz Hilden zeichen tragen in sînen handen,
sô die Hegelinge koment zuo den Hartmuotes landen.“

Du sollst mich hören lassen, Bote, du mein guter:
Ist Hilde noch am Leben? sie war der armen Gudrune Mutter.“

Da sprach der hehre Bote: „Das will ich dir sagen:
Hilde, deine Mutter, sah ich gesund vor Tagen,
Da sie dir ein größer Heer zu Hilfe sandte
Als jemals liebem Kinde eine Mutter oder Nahverwandte.“

Da sprach die edle Jungfrau: „Edler Bote hehr,
Laß es dich nicht verdrießen, so frag ich dich noch mehr:
Ist Ortwin, der König von Nordland, noch am Leben?
Und Herwig, mein Verlobter? Der Frage hört' ich gerne Antwort geben.“

Da sprach der schöne Vogel: „Das mach' ich dir wohl kund:
Ortwin und Herwig sind beide noch gesund.
Ich sah sie heute fahren auf des Meeres Wegen:
An einem Ruder zogen mit gleicher Kraft die beiden edlen Degen.“

Sie sprach: „So hört' ich gerne, sofern es dir bekannt:
Soll auch Horant kommen, der Held von Dänenland,
Mit seinen kühnen Helden, die mich in Sorgen ließen?
Ich weiß ihn so bieder, wohl möcht' ich armes Mägdlein sein genießen.“

„Auch Horant, dein Neffe, kommt von Dänemark
Zu manchem heißen Sturme mit seinen Recken stark.
Er soll in seinen Händen tragen Hildens Zeichen,
Wenn die Hegelinge zu streiten kommen in Hartmutens Reichen.“

Digitized by Google

Dô sprach aber Kûdrûn: „kanst dû mir gesagen,
lebet noch Wate von Stürmen? sô wolte ich niht klagen,
des vreuten wir uns alle, swenne daz geschaehe,
daz ich ouch Fruoten den alten bî mîm zeichen gesaehe."

Dô sprach aber der bote: „dir kumt in ditze lant
Wate von den Stürmen. der hât an sîner hant
ein starkez stierruoder in einem kiel bi Fruoten.
bezzer vriunde deheiner darftu niht bî urliuge muoten."

Dô muoste von ihnen scheiden der bote vil hêr.
die ellenden vrouwen vrâgten dô niht mêr.
jâ was in mit gedanken liep unde swaere,
die in dâ helfen solten, wâ daz vil werde ingesinde waere.

Da sprach wieder Gudrun: „Kannst du mir sagen,
Lebt Wate noch von Sturmland? so wollt' ich nicht klagen.
Des freuten wir uns alle, wenn das geschähe,
Daß ich Herrn Frute den alten auch bei meinem Banner sähe."

Da sprach der Bote wieder: „Dir kommt in dieses Land
Wate von Sturmland; der hält in seiner Hand
Ein starkes Steuerruder in einem Kiel mit Frute:
Bess're Freunde darfst du zum Kampf nicht wünschen in deinem Mute."

Da mußte sie verlassen der Gottesbote hehr,
Die heimatlosen Frauen fragten da nicht mehr:
Doch lag auf ihrem Herzen noch großen Kummers Schwere,
Wo ihrer Helfer wertes Ingesinde jetzo wäre.

§ 19. Kunstpoesie.

1. Die Kunstpoesie ist von der Volkspoesie schon durch den Inhalt verschieden. Denn der Kunstpoet verschmäht die im Munde seines Volkes lebende Sage; er will Neues erzählen und greift deshalb gern nach den Sagen des Auslandes, besonders nach der in Wales (Bretagne) entsprungenen französischen Ritterdichtung, oder er erfindet Abenteuer. In seinen Liedern spricht er auch nicht die Gefühle des Volkes aus, sondern die seines eigenen Herzens: sein Leid, seine Freude, seine Liebe, seine Wehmut usw., und sucht Mitgefühl zu gewinnen. Seine Seele ist ihm der Spiegel, in welchem sich das wirkliche oder gedachte Leben abspiegelt. Je nach dem Zustande dieses Seelenspiegels gibt es andere Bilder.

2. Der Kunstpoet liebt auch eine andere Form. Einfache, kunstlose Verse genügen ihm nicht; denn er dichtet nicht für das einfache Volk, sondern für die hohen und höchsten Stände. Darum denkt er auf recht zierliche Verse, schmückt sie reichlich mit Betrachtungen, Bildern, Gleichnissen und scheut selbst gelehrte Ausdrücke nicht. Ebenso wählt er ein anderes Vers-

Digitized by Google

maß, nämlich die kurzen Reimpaare mit Versen von 3 bis 4 Hebungen, womit er gern seine künstlichen Strophen aufbaut.

3. Die Kunstpoesie ward nur selten durch Bürgerliche („Meister"), meistens durch Adlige („Herren") gepflegt. Selbst Fürsten, Könige und Kaiser zählt man unter den Kunstpoeten, z. B. Heinrich VI., Konradin. An den Höfen der Fürsten, in den glänzenden Versammlungen der Ritter, Frauen und Jungfrauen ließen die edlen Sänger die Zither (Harfe) erklingen. Sie heißen darob auch höfische Dichter.

4. Die höfischen Dichter versuchten sich nicht bloß in epischer Dichtung, sondern vielfach auch in lyrischer, selbst didaktischer Poesie.

§ 20. Das Kunstepos.

1. Zum Kunstepos wurden, wie gesagt, vielfach fremdländische Stoffe gewählt, in denen die sog. Aventiure die Hauptrolle spielte. Die beliebtesten waren die fränkischen Sagen von Karl dem Großen (vgl. § 9), die Sage vom König Artus mit der Tafelrunde und die Sage vom heiligen Gral. Weil nun diese Sagen von den romanischen Völkern entlehnt waren, so erhielt das Kunstepos auch den Namen romanische oder romantische Poesie.

2. Die Artussage ist britischer Abkunft. Sie verherrlicht ein Rittertum, dessen Streben rein menschlich ist; denn die ihm Dienenden dürsten nach kühnen Taten (Aventiure), nur um Ehre oder Frauenminne zu gewinnen. Der Inhalt der Sage ist folgender:

König Artus, ein alter britischer Held, der Ende des 6. Jahrhunderts lebte, und dessen Geschichte von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr ausgeschmückt wurde, weil ihn das britische Volk als seinen Nationalheros feierte, residiert mit seiner schönen Gemahlin auf Schloß Kaerlleon in Wales. Viele hundert Ritter, ausgezeichnet durch Tapferkeit und höfische Sitte, und ebensoviele Frauen voll Anmut und Zucht bilden seinen Hofstaat. Die zwölf tapfersten und edelsten Ritter sitzen abgesondert an der Tafelrunde. Solch ein Ehrenplatz galt für die höchste Auszeichnung eines Ritters. Doch nur, wer die kühnsten Taten getan, die schwersten Prüfungen bestanden, wurde Ritter der Tafelrunde. Von Artus' Hof zogen sie deshalb auf Kampf und Abenteuer aus, besonders wo es galt, Frauen zu schützen oder die von Riesen oder Zauberern Bedrängten zu befreien.

3. Die Gralssage besingt hingegen ein geistliches Rittertum, das dem Christentum seine volle Kraft weiht. Ihr Ursprung ist spanisch. Der Inhalt ist folgender:

Der heilige Gral (romanisch von gradale = Schüssel) ist das smaragdene Gefäß, in welchem Christus das Osterlamm genoß, und worin Joseph von Arimathäa das Blut des Gekreuzigten auffing. Wer den Gral jede Woche nur einmal anschaut, kann nicht sterben, nicht altern, und lebte er hundert Jahre. Jeden Karfreitag bringt eine weiße Taube vom Himmel die heilige Hostie, legt sie auf den Gral, dessen Wunderkraft zu erneuern. Gralsritter, das heißt Hüter des Grals zu sein, ist auf Erden die höchste Ehre, das größte Glück. Doch nur die Ritter sind dazu berufen, die sich ebenso durch Reinheit,

Digitized by Google

Frömmigkeit und Demut wie durch Tapferkeit vor allen auszeichnen. Die Berufenen heißen Templeisen oder Templer. Lange befand sich im Abendland kein dieses Berufs Würdiger. Engel hielten deshalb den heiligen Gral schwebend in der Luft, bis Titurel, ein französischer Königssohn, auf Montsalvage eine Burg für die Gralsritter und einen Gralstempel von märchenhafter Pracht baute. Dieser Tempel stand inmitten eines dichten Waldes. Niemand konnte durch denselben dringen, ohne vom heiligen Gral erwählt zu sein. Lange Jahrhunderte stand dieser Tempel im Abendlande, bis er wegen der Gottlosigkeit der abendländischen Völker in den Orient entrückt wurde.

4. Als Schöpfer und Vorbild der deutschen höfischen Poesie wurde im Mittelalter Heinrich von Veldeke angesehen. Geboren aus einem Rittergeschlechte zu Veldeke (Dorf oder Rittergut) bei Maastricht, erhielt er gelehrte Erziehung und dichtete die Äneide (ungefähr 1171—1175). Seine Schreibart wurde viel nachgeahmt, beweist aber, daß der Dichter zuviel auf Äußerlichkeiten, wie zierlichen Ausdruck und Reinheit des Reimes, hielt. Leider ist die Sprache die unschöne Limburgische Mundart (Hoch- und Niederdeutsch durcheinander). Heinrich von Veldeke dichtete nach französischer Art auch Lieder, sogar mit Benutzung französischer Wörter, ebenso auch Sprüche. Seinen Liedern und Sprüchen zufolge war er ein harmloser, lustiger Mensch. „Nur immer heiter", hieß es bei ihm.

5. Die berühmtesten höfischen Dichter, welche Kunstepen schufen, sind: Herr Hartmann von Aue, Herr Wolfram von Eschenbach und Meister Gottfried von Straßburg. Sie lebten beinahe gleichzeitig. Weniger berühmt, doch nennenswert, sind ihre Nachahmer: Meister Konrad von Würzburg und Rudolf von Ems. Die Lebensumstände der Genannten sind noch sehr in Dunkel gehüllt; nur wenige Lichtstrahlen erhellen sie.

§ 21. Herr Hartmann von Aue (von Owe).

1. Herr Hartmann von Aue war, wie Schulte meint, ein Ritter von Eglisau an der badisch-schweizerischen Grenze und Dienstmann zu Aue. Nach dem Tode seines Lehnsherrn, den er mehrfach beklagt, scheint er sich in Franken aufgehalten zu haben. Von da aus machte er unter Friedrich I. oder erst 1197 einen Kreuzzug mit, von dem er wieder zurückkam. Er dichtete nicht sowohl, um von seinem Sang zu leben, als „um trübe Stunden aufzuklären, dem Herrgott Ehre zu gewähren, ihm selbst jedoch und seiner Kunst zu schaffen guter Menschen Gunst". Sein Tod fiel zwischen die Jahre 1210 und 1220.

2. Für seine Zeit besaß er viel Bildung, verstand Latein und Französisch, „war wohlbekannt mit aller Art von Büchern". Die Bildung des Herzens besaß er in noch höherem Maße. Aus seinen Gedichten spricht seine Seelengüte, Heiterkeit, seine Milde, sein inniges Gefühl, vor allem aber seine wahre Frömmigkeit. So bittet er gleich im Eingang seines „armen Heinrich" den, der nach seinem Tode diese Dichtung lese, um sein Gebet, „daß Gottes Gnad' ihm werd' zu teil für seiner armen Seele Heil". Dabei zeigte

Digitized by Google

er doch ſtets den ritterlichen Mann. In ſeinen Gedichten ſtellt er ſich ſo dar, daß wir wohl mit ſeinen eigenen Worten von ihm ſagen dürfen:

Falſchheit und rohes Weſen
Sind ihm verhaßt geweſen,
Er mied nach einem teuren Eid
Sie alle ſeine Lebenszeit.
Er war ſein ganzes Leben
Der Ehre nur ergeben.
(Aus „Der arme Heinrich“.)

3. Wie nun Herr Hartmann ein edler Degen und ein echter Chriſt war, ſo auch ein wahrer Dichter. Denn ſeine Dichtungen machen ihm alle Ehre. Die Entſtehung derſelben fällt in das letzte Jahrzehnt des 12. und in die erſten Jahre des 13. Jahrhunderts. In ſeinen Hauptwerken verherrlicht er ein ideales Rittertum in Gottesfurcht, Tapferkeit und reiner Minne. Der Ritter ſoll Gott dienen, aber auch der Welt ſich nützlich machen. Im Leid, und wäre es noch ſo ſchwer, ſoll der Mann ſich ſelber alſo tröſten: „Laß gehen, es ſollte dir geſchehen; bald kommt, was dir frommt.“ So faßte Hartmann ſelbſt die Prüfung auf und bewahrte dadurch ſeinen heitern Sinn. Von ſeinen ſchönen Liedern ſind nur 18 erhalten. Die Epik war ſeine Lieblingsdichtungsart.

4. Wir beſitzen von ihm vier epiſche Dichtungen: „Erec“, „Gregorius auf dem Stein“, „Der arme Heinrich“ und „Iwein“. Sie ſind ſchon dadurch ſchön, daß ſich der Seelenadel des Dichters darin abſpiegelt. Derſelbe verſteht es aber auch, ſo ſchön zu erzählen wie kaum ein anderer, ſo anmutig und zierlich und doch ſo natürlich ſingt er ſeine Mären. Deutſche Sprache und höfiſche Verſe bietet er uns in ihrer ganzen Reinheit. Schon Meiſter Gottfried rühmt deshalb, „wie lûter unt wie reine sîn kristallîniu wörtelîn sint“, und erkennt ihm „schapel und lôrzwi“ (d. h. Kranz und Lorbeer) zu. Auch in der Zeichnung der Charaktere iſt er glücklich, und in jeder Dichtung behält er eine Idee im Auge.

5. In den zwei Rittergedichten „Erec“[1] und „Iwein“ haben wir es mit Artusrittern zu tun. Dem „Erec“ dürfte vielleicht die Idee zu Grunde liegen, daß der Ritter, der ob der häuslichen Behäbigkeit ſich „verliegt“, d. h. keine Taten mehr aufſucht, ſeines Namens unwert ſei. In dem „Iwein“ iſt mehr die Kehrſeite dieſer Idee dargeſtellt, daß nämlich der Ritter ebenſowenig um der Abenteuer willen ſein Weib und ſein Haus ganz vergeſſen und ſo das Glück der Familie ganz und gar dem Tatendurſt opfern dürfe. Der Form nach iſt „Iwein“ Hartmanns beſte Dichtung und ragt überhaupt, beſonders durch Seelenmalerei, aus der mittelhochdeutſchen Dichtung hervor. Sie heißt auch „Der Ritter mit dem Löwen“. Nachſtehend kurz der Inhalt beider genannten Epen:

[1] Durch den „Erec“ hat Hartmann von Aue den Artusroman in die deutſche Literatur eingeführt.

Digitized by Google

Erec hat die schöne Enita zum Weibe und „verliegt sich", was sein Weib sehr betrübt. Da zieht Erec auf Aventiure aus, vom Weibe begleitet. Er verbietet ihr, ihn vor Gefahren zu warnen. Sie achtet das Verbot nicht und wird dafür hart behandelt. Endlich findet sich für sie eine Gelegenheit, den Mann zu erretten; sie tut es, und nun ist er wieder der liebevolle Gatte. Erec erbt den Thron des Vaters und „verliegt sich" nie wieder.

Iwein, ein Ritter der Tafelrunde, zieht auf Abenteuer aus. Er besteht einen Kampf mit dem Besitzer eines Zauberbrunnens, tötet ihn und heiratet dessen reiche Witwe Laudine. Sein Tatendrang läßt ihn aber nicht zu Hause. Er verspricht seiner Frau Rückkehr binnen Jahresfrist, und sie läßt ihn ziehen. Doch in der Lust der Ritterfahrt vergißt er die Heimkehr; Laudine sagt sich von ihm los, und die Tafelrunde beschuldigt ihn der Untreue. Da wird er wahnsinnig und lebt wild im Walde. Zwar wird er wieder geheilt; doch erst nach langer Irrfahrt und schweren Prüfungen findet und versöhnt er Laudine wieder. Eine Löwe, den er von einem Drachen befreit hat, folgt ihm dankbar wie ein „Suchhund" und hilft ihm, jene Prüfungen (Kämpfe mit Riesen und Rittern) leicht zu bestehen.

6. „Gregorius auf dem Stein" ist eine „seltsame Märe von dem guten Sünder",

der mehr durch Schuld der Mutter und seine „Tumbheit" in große Sünde gefallen, dennoch aber, darüber belehrt, 17 Jahre lang, an einen öden Felsen geschmiedet, Buße tut. Da stirbt der Papst, und Gott tut es in Rom kund, daß man den Büßer Gregorius vom Felsen auf den Stuhl Petri berufe. Es geschieht, und in entzückend schön geschilderter Buße kommt dann die Mutter zum Sohne, um Nachlaß der Sünden zu erlangen. Der Dichter schließt:

Bei diesen guten Kunden hie
Von diesen beiden Sündern, wie
Sie sich nach großer Schuld
Erwarben Gottes Huld,
Darf nimmermehr daran
Ein sündenhafter Mann
Ein böses Vorbild nehmen;
Läßt er sich nicht bezähmen
Von Gott, daß er gedenkt also:
Nun sei nur frevelhaft und froh!
Wie solltest du zu Grunde gehn?
Da diese wir gerettet sehn
Nach ihrer großen Freveltat,
So wird auch dir gleich guter Rat.
Wer auf den Wahn in Sünden bleibt,
Und wen dazu der Teufel treibt,
Den hat er überwunden,
In seine Gewalt gebunden.

7. Dem Inhalt nach ist „Der arme Heinrich" Hartmanns schönste Dichtung und erinnert an die Schicksale Jobs. „Überall steigt aus dieser lieblichen Idylle, wie aus einem reinen Kindesauge, ein klarer Himmel von Unschuld und Hingebung hervor" (Barthel). Der Grundgedanke dieses Epos ist: Die religiös verklärte opfermutige Liebe ist allgewaltig; sie überwindet alles, sie besiegt die widerstrebende eigene Natur sowohl wie die widerstrebenden Herzen der Mitmenschen und selbst das Herz Gottes. An noch andere herrliche Ideen erinnert das Epos, z. B. an das Wort der Schrift: „Der Herr wählt das Schwache, um das Starke zu beschämen"; um so größer ist sein poetischer Wert. Der Inhalt ist folgender:

I. „Der arme Heinrich" ist ein Ritter, „an Gütern wie ein König reich, an Adel manchem Fürsten gleich, und reicher noch an Ruhme im edlen Rittertume". Auf der Höhe seines Glückes erscheint er als

Digitized by Google

Ein Musterbild der Tugend,
Ein Blütenreis der Jugend,
Der Welt ein fröhlich Spiegelglas,
Der steten Treu' ein Adamas,
Ein Ehrenkranz der edeln Zucht
Und der Bedrängten Hort und Flucht,
Den Seinen all ein sichrer Schild,
Dabei im rechten Maße mild,
Geehrt um manche Heldentat,
Ein reicher Quell von weisem Rat,
Ein Sänger edler Frauen
Und herrlich anzuschauen
Von Angesicht und von Gestalt.

Nur eine Tugend fehlt „dem stolzen Herrn", die Demut!

II. „Drum harte Prüfung ihn da traf, ein Wetterschlag im süßen Schlaf, und all die stolze Herrlichkeit versank in herzzerbrechend Leid." Denn die Miselsucht (Aussatz) befällt ihn: sein schöner Leib bedeckt sich mit Geschwüren und giftigen Wunden. Der Herr prüft ihn, „die Seele ihm zu retten aus eitler Weltlust Ketten". Da wird er, den sonst alle Welt ehrte und liebte, gemieden, ja sogar verhöhnt, und er heißt nun „der arme Heinrich". Da kann er erwägen:

Gebrechlichkeit ist unser Los:
Wir wähnen uns in Glückes Schoß,
Bis unser Lächeln Weinen lischt;
Ach, unsers Lebens Honig mischt
Mit bittern Leides Wermut sich.
Darum, o Mensch, bereite dich:
In deinen schönsten Blütentagen
Wird dich das Schwert zu Boden schlagen.

Wie Hiob ist er geschlagen; aber er duldet nicht wie jener. „Denn Hiob nahm mit frommem Sinn die schwere Prüfung Gottes hin; er lobte Gott und freute sich der schweren Prüfung inniglich"; doch Heinrichs „übermütig Herz" empörte sich dagegen, „daß er der Ehre Tagen nun sollte Abschied sagen".

Drum verflucht er sein Dasein, verflucht die Stunde, da er geboren worden ist.

III. Doch noch leuchtet ihm ein Hoffnungsstern — von Süden her! Er reist nach Salerno, wo die besten Ärzte waren. Der „Meister sagt ein Mittel ihm zum Heil, doch ist es nicht auf Erden feil"; darum bescheidet er ihn:

So kann ich keinen Beistand leihn;
Denn solltet Ihr gerettet sein,
So wär's durch eine reine Maid,
Die keusch und züchtig und bereit,
Ihr eignes junges Leben
Für Euch dahinzugeben.
Des reinen Mägdleins Herzensblut,
Das wär' für Euer Leiden gut;
Doch wißt Ihr: niemand ist zu werben,
Um für des andern Heil zu sterben.
Drum, wenn Euch Gott nicht helfen will,
So harret aus geduldig still.

Er eilt wieder heim; das Leben hat keinen Reiz mehr für ihn. Er verschenkt Geld und Gut an Freunde, Arme und Kirchen und „flehte Gott um mild Erbarmen, die Seele sein ihm zu erretten und sanft im Grabe ihn zu betten". Nur seinen Wohnsitz bedingt er sich aus in dem Meierhofe eines seiner Bauern. Dem klagt er: „Ich habe dieses schwere Leid von Gott verdient zu seiner Zeit. Es stand mein Sinn auf eitle Dinge: ich sann nur, wie es mir gelinge, um Ehre vor der Welt zu hân."

IV. So hatte er in der Schule des Kreuzes schon ziemlich Fortschritte gemacht. Er hatte sich Gott genähert, und nicht zu seinem Schaden. Denn das zehnjährige Töchterlein des Meiers, ein Kind von frommer Einfalt, pflegt ihn, hört eines Tages von dem Bescheid des Salerner Arztes und entschließt sich, für den Armen sich zu opfern. Die bestürzten Eltern suchen es ihr auszureden. Sie widerlegt alle Einwände, sie ist beredt, „als ob der Heilige Geist ihr bei der Rede hülfe". Der Vater meint, sie wisse nicht, was es um das Sterben sei, „sie mute sich töricht Unmögliches zu". Doch sie:

Digitized by Google

Wer sich in Mühsal immerdar
Im Leben plagt, hat auch nur Leid,
Und dennoch kommt auch ihm die Zeit,
Wo er nach all den schweren Tagen
Zuletzt doch muß den Tod ertragen.
Was hilft es ihm, ein langes Leben
Der Not, dem Mühsal hinzugeben,
Wenn er nichts weiter kann erlangen,
Als das zuletzt auch zu empfangen,
Was er schon in der Jugend Tagen
Mit leichter Mühe kann erjagen?
Schwer ist's, der Seele Heil zu wahren;
Das Leben droht ihr mit Gefahren;
Und ginge mir mein Heil verloren,
Viel besser wär' ich nie geboren.
Drum muß ich Gott von Herzen preisen,
Will er die Gnade mir erweisen,
Daß ich den jungen Leib darf geben,
Um zu erringen ew'ges Leben.

Die Mutter greift ihr tiefer in das Herz, sie mahnt: „Ist das der Lohn, um mir zu danken? Die ich in Schmerzen einst geboren, geht die in Schmerzen mir verloren?" Sie fragt, ob sie den Willen Gottes hassen und sein Gebot vergessen wolle. Zärtlich klagend ruft sie: „O mein geliebtes Töchterlein, du solltest unsre Freude sein, die Sonne unsres Lebens, das Endziel unsres Strebens und unsres Alters Trost und Stab." — Sie droht ihr schließlich mit dem „Hasse Gottes und der ewigen Pein". Doch noch beredter ist das Kind, es hebt den zeitlichen und ewigen Vorteil seines Opfers heraus.

Du, teure Mutter, hast das Leben,
Hast Leib und Seele mir gegeben;
Gönnst du mir nicht, daß mir zu teil
Wird meiner Seele ew'ges Heil?
Es kam in meine junge Brust
Noch keine Sünd' und eitle Lust;
So muß ich ja wohl durch mein Sterben
Des guten Gottes Himmel erben.
Wohl muß die Freude dieser Welt,
Die manches Herz befangen hält,
Mit süßer Lust den Menschen kirren,
Wie möchte sie ihn sonst verwirren,
Von seinem Heile abzulassen?
O laßt mich nicht von ihr erfassen!
Weiß Gott, wie wenig mir gefällt
Die Lust und Freude dieser Welt;
Denn ihre Lust ist Herzeleid,
Und ihre Freude Traurigkeit.
Was ist ihr Lohn? — ein bittrer Tod!
Was ist ihr Leben? — Sterbensnot;
Nichts ist gewiß, als daß schon morgen
Die Lust verwandelt wird in Sorgen,
Und daß zuletzt die höchste Not
Uns überkommt — ein herber Tod.
Es schirmet nicht Geburt noch Gut,
Nicht Leibesstärke, kühner Mut,
Nicht Ehre schirmt noch Tugend.
Ach, unser Leben, unsre Jugend
Ist eitel Nebel nur und Staub,
Wir sind im Wind ein flatternd Laub.
Wohl ist ein Tor, der an die Welt,
Der sich an Rauch und Nebel hält.

Nie „floß von Kindeszunge solche Weisheit"; die Eltern meinen zuletzt, „der Geist sei ihr von Gott gekommen", und willigen ein. Nach einigem Widerstreben stimmt auch der Ritter bei.

V. So reisen sie denn beide nach Salerno; „die Maid ist fröhlich im Gemüte". Doch als der tödliche Stoß in ihr Herz geführt werden soll, tritt Heinrich gerührt dazwischen; er will seine Gesundheit nicht so teuer erkaufen. So erhält er sie am Leben, obgleich sie sich bitter beklagt, weil sie nun „verloren die reiche Himmelskrone". Sie ziehen nach der Heimat, die gute Maid „von Schmerz entstellt und großem Leid". Doch Heinrich, wiewohl er wußte, „daß ihn daheim Verachtung traf und Spott, traut er doch lediglich auf Gott". Da schaute der, „vor welchem keines Herzens Tor verschlossen ist, ihre Treue und Not, und er, der aus Gnade dieses Weh gesendet, zeigte, wie lieb ihm das Erbarmen sei".

Und so schied er sie beide
Von allem ihrem Leide
Und fügte es zur selben Stunde,
Daß von der Krankheit er gesunde.

Digitized by Google

Zu Hause waren sie dann „eine liebe Augenweide“; da lachte und weinte man in einem. Die Himmelskrone, die blieb wohl der treuen „magt“ hinterlegt; doch auch irdischer Lohn ward ihr zu teil, da Heinrich sie zu seiner Braut erkor.

8. Ein Nachahmer Hartmanns möge noch genannt werden, Wirnt von Gravenberg (der Held in der Legende „Der Welt Lohn“ von Konrad von Würzburg), zwischen Bayreuth und Nürnberg zu Hause, ein reicher und angesehener Ritter, der wahrscheinlich auf dem Kreuzzuge 1228 starb. Sein Hauptwerk ist „Wigalois“.

Ein unbekannter Artusritter fordert seine Genossen auf, ihm einen Wundergürtel abzugewinnen; er besiegt alle, führt Gawein, des Königs Neffen, mit sich fort und vermählt ihn mit seiner Nichte Florie, aus welcher Ehe ein Sohn, Wigalois, hervorgeht. Der Artusritter, sein Oheim, kehrt später an den Artushof zurück, läßt aber den Wundergürtel, ohne den er Flories Land nicht wiederfinden kann, zu Haus liegen. Wigalois legt den Gürtel an, kommt so nach Artus' Hof, erhält da den Ritterschlag und schließt mit dem ihm unbekannten Vater Freundschaft. Indem er der schönen Larie von Korntin gegen Roaz Hilfe leistet, besteht er allerlei Abenteuer und wird von einem durch ihn erlösten Geist über seine Herkunft belehrt, so daß Vater und Sohn sich erkennen. Wigalois heiratet Larie und wird Herr ihres Landes. Der Vater aber gibt ihm sehr weise Lehren, die auffallend an den „Winsbeke“ erinnern.

Aus „Der arme Heinrich“.

Got hete dem meier gegeben
nâch sîner ahte ein reinez leben.
er hete ein wol erbeiten lîp
und ein wol werbendez wîp;
dar zuo het er schoeniu kint,
diu gar des mannes fröude sint,
unde hete, sô man saget,
unter den kinden eine maget,
ein kint von ahte jâren:
diu kunde wol gebâren
sô rehte güetlîchen:
sî wolte nie entwîchen
von ir herren einen fuoz;
umbe sîne hulde und sînen gruoz
sô diente si ime alle wege
mit ir güetlîchen pflege.
sî was ouch sô genaeme,
daz si wol gezaeme,
ze kinde deme rîche,
an ir waetlîche.
die andern heten den sin,
daz si ze rehter mâze in
wol gemîden kunden:
sô flôch si z'allen stunden
zuo ime und niender anders war.
sî was sîn kurzewîle gar.

Gott hat ein selig Leben
Diesem Meier gegeben;
Gesunden, rüstigen Leib,
Und ein fleißiges Weib,
Dazu auch manches schöne Kind,
Die des Mannes höchste Freude sind,
Und darunter, wie man sagt,
Eine artige Magd,
Ein Kind von acht Jahren:
Die sah man gebaren
Gütlich sondergleichen.
Sie wollte nimmer weichen
Von ihrem Herrn nur einen Fuß,
Um seine Huld und seinen Gruß
Diente sie ihm allerwege
Mit ihrer gütlichen Pflege.
So schön auch war sie von Gestalt
Und ihr Reiz so mannigfalt,
Kein Kaiser dürfte sich schämen,
Sie zur Tochter zu nehmen.
Die andern alle mieden gern
Ihren siechenden Herrn,
Verbot es nicht die Schicklichkeit;
Sie aber floh zu jeder Zeit
Zu ihm und nirgends anders hin.
Sie erfreute seinen trüben Sinn

Digitized by Google

sî hete gar ir gemüete
mit reiner kindesgüete
an ir herren gewant,
daz man sî selten iender vant,
wan under ir herren fuoze.
mit süezer unmuoze
wonte sî ir herren bî.
dar zuo sô liebet er sî
swâ mite er ouch mohte,
und daz dem kinde tohte
zuo ir kintlichen spil,
des gap der herre ir vil.
ouch half in sêre, daz diu kint
sô lihte ze gewennene sint.
er gewan ir swaz er veile vant,
spiegel unde hârbant
und zwaz kinden liep sol sîn,
gürtel unde vingerlîn.
— — — — — —
— — — — — —
Ir dienst waz sô güetlich.
dô dô der arme Heinrich
driu jâr dâ getwelte,
unde im got gequelte
mit grôzem jâmer den lîp,
nû saz der meier und sîn wîp
unde ihr tohter, diu maget,
von der ich iu ê hân gesaget,
bî im in ir unmüezekeit
und begunden klagen ir herren leit.
diu klage tet in michel nôt:
wan sî vorhten, daz sîn tôt
sî sêre solte letzen
und vil gar entsetzen
êren unde guotes,
und daz herters muotes
würde ein ander herre.
si gedâhten alsô verre,
unz dirre selbe bûman
alsus frâgen began.
Er sprach: „lieber herre mîn,
möht ez mit iuwern hulden sîn,
ich frâgete vil gerne:
sô vil ze Salerne
von arzenîen meister ist,
wie kumt, daz ir deheines list
ze iuwerme ungesunde
niht gerâten kunde?
herre, des wundert mich."
dô holte der arme Heinrich

Und hatt' ihr ganz Gemüte
Mit reiner Kindesgüte
Ihrem Herren zugewandt,
Daß man sie immer sitzen fand
Zu den Füßen ihres Herrn.
So leistete dem Kranken gern
Gesellschaft die gute Maid.
Auch war er sie zu erfreu'n bereit,
Und was ihr nur am Herzen lag,
Und was Kindern dienen mag
Zu ihrem kindlichen Spiel,
Dessen gab der Herr ihr viel.
Auch half ihm sehr, daß so geschwind
Kinder zu gewöhnen sind.
Er kauft' ihr, was er feil nur fand,
Spiegel oder Haarband
Und was Kindern lieb mag sein,
Gürtel oder Ringelein.
— — — — — —
— — — — — —
Sie dient' ihm gar so williglich.
Als so der arme Heinrich
Drei Jahre dort verblieben war,
Derweil der Herr ihm immerdar
Mit Jammer schlug den siechen Leib,
Da saß der Meier und sein Weib
Und ihre Tochter, die Maid,
Von der ihr schon vernahmt Bescheid,
Geschäftig einst bei ihm und klagten
Die bittern Martern, die ihn plagten.
Auch tat es ihnen wahrlich not,
Denn sie fürchteten, sein Tod
Möchte sie schwer verletzen
Und sie gar entsetzen
Der Ehren und des Gutes,
Wenn ungnäd'geren Mutes
Ein andrer Gutsherr würde.
Lange trugen sie die Bürde
Der Sorgen, bis der Bauersmann
So zu fragen begann.
Er sprach: „Lieber Herre mein,
Möcht' es mit Euren Hulden sein,
So fragt' ich gar zu gerne:
Da doch zu Salerne
Viel Meister sind der Arzenei,
Wie kommt's, daß keiner war dabei,
Der, Eure Sucht zu heilen,
Rat wußte zu erteilen?
Herr, das dünkt mich wunderlich."
Da zog der arme Heinrich

Digitized by Google

tiefen sûft von herzen
mit bitterlîchem smerzen:
mit solher riuwe er dô sprach,
daz im der sûft daz wort zerbrach:
„Ich hân disen schemelîchen spot
vil wol gedienet umbe got.
wan dû saehe wol hie vor,
daz hôh offen stuont mîn tor
nâch werltlîcher wünne,
und daz niemen in sîm künne
sinen willen hete baz dan ich:
und was daz doch unmügelich,
wan ich enhete niht gar.
dô nam ich sîn vil kleine war,
der mir daz selbe wunschleben
von sînen gnâden hete gegeben.
daz herze mir dô alsô stuont,
als alle werlttôren tuont:
den daz saget ir muot,
daz sî êre unde guot
âne got mügen hân.
sus troug ouch mich mîn tumber wân,
wand ich in lützel ane sach,
von des genâden mir geschach
vil êre unde guotes.
dô dô des hôhen muotes
den hôhen portenaer verdrôz,
die saelden porte er mir beslôz.
dane kum ich leider niemer in:
dez verworhte mir mîn tumber sin.
got hât durch râche an mich geleit
ein sus gewante siecheit,
die niemen mag erloesen.
nû versmaehent mich die boesen,
die biderben ruochent mîn niht.
swie boese er ist, der mich gesiht,
des boeser muoz ich dannoch sîn:
sîn unwert tuot er mir schîn:
er wirfet diu ougen abe mir.
nû schînet êrste an dir
dîn triuwe, die dû hâst,
daz dû mich siechen bi dir lâst
und von mir niht entfliuhest.
swie dû mich niht enschiuhest,
sowie ich niemen liep ensî wan dir,
swie vil dîns heiles stê an mir:
dû vertrüegest doch wohl mînen tôt.
nû wes unwert und wes nôt
wart ie zer werlde merre?
hie vor was ich dîn herre,

Einen Seufzer tief von Herzen
Herauf mit bittern Schmerzen,
Worauf er also sprach,
Daß der Seufzer ihm die Worte brach:
„Ich habe diesen Schimpf und Spott
Nur allzuwohl verdient um Gott.
Denn du sahest wohl hievor,
Daß hoch offen stand mein Tor
Der Weltlust und der Eitelkeit,
Und daß niemand weit und breit
So in der Fülle lebt' als ich;
Daran tat ich freventlich,
So ohnmächtig, wie ich war.
Denn wenig nahm ich dessen wahr,
Durch dessen Gnade mir das Leben
Nach allen Wünschen war gegeben.
So verirrt war da mein Herz
Wie den Welttoren allerwärts!
Immer wähnt ihr blöder Sinn,
Daß sie Ehr' und Glücks Gewinn
Möchten ohne Gott empfahn.
So trog auch mich mein dummer Wahn,
Denn ich achtet' ihn gering,
Von des Gnaden ich so viel empfing
Der Ehre und des Gutes.
Als da des Übermutes
Den hohen Pförtner verdroß,
Des Heiles Tor er mir verschloß:
Da geh' ich leider nimmer ein;
Mein Leichtsinn schuf mir diese Pein.
Zur Strafe hat mir Gott gesandt
Eine Sucht, aus deren Band
Mich niemand mag erlösen.
Nun verschmähen mich die Bösen,
Der Gute selbst vor mir erschrickt.
Wie gering er sei, der mich erblickt,
Er glaubt, daß ich noch schlechter sei:
Er legt mir seinen Unwert bei
Und kehrt die Augen ab von mir.
Nun wird erst offenbar an dir
Die große Treue, die du hegst,
Daß du mich Siechen hier verträgst
Und nicht vor meinem Anblick fliehst.
Wie du ohne Scheu mich siehst,
Wie niemand sonst mir Liebes tut;
Wie sehr dein Wohl auf mir beruht,
Du ertrügest doch wohl meinen Tod.
Nun sprich, wer war zu größ'rer Not
Auf Erden je erlesen?
Der einst dein Herr gewesen,

Digitized by Google

und bin dîn dürftige nû.
mîn lieber friunt, nû koufest dû
und mîn gemahele und dîn wîp
an mir den êwigen lîp,
daz dû mich siechen bî dir lâst.
des dû mich gefrâget hâst,
daz sage ich dir vil gerne.
ich enkan ze Salerne
keinen meister niender vinden,
der sich mîn underwinden
getörste oder wolte,
mit der genist ich solte
mîner sühte genesen,
daz müeste ein solch sache wesen,
die in der werlte nieman
mit nihte gewinnen kan.
mir wart niht anders dâ gesaget,
wan ich müeste haben eine maget,
diu vollen hîbaere
und ouch des willen waere,
daz sî den tôt durch mich lite,
und man sî zuo dem herzen snite,
und mir waere niht anders guot,
wan von ir herzen das bluot.
nû ist genuoc unmügelich,
daz ir deheiniu durch mich
gern lîde den tôt.
des muoz ich schemelîche nôt
tragen unz an mîn ende.
daz mir'z got schiere sende!"

Spricht dein bedürftig bei dir zu.
Nun, lieber Freund, verdieneſt du,
Dein gutes Weib und mein Gemahl
An mir den ew'gen Freudenſaal,
Daß ihr mich Siechen hier ertragt.
Doch was du erſt mich haſt gefragt,
Das ſage ich dir gerne.
Ich konnte zu Salerne
Keinen Meiſter finden,
Der mein ſich unterwinden
Dürfte oder wollte;
Denn womit ich ſollte
Geneſen meiner Not und Pein,
Das müßte eine Sache ſein,
Die auf dieſer Erde man
Um keinen Preis erlangen kann.
Mir ward nichts anders da geſagt,
Als: ich brauchte eine Magd,
Die unbefleckter Ehre
Und ganz entſchloſſen wäre,
Den Tod für mich zu leiden.
Man müßt' ihr Herz zerſchneiden;
Denn nichts anders wär' mir gut
Als des Mägdleins Herzensblut.
Nun findet ſich, das leuchtet ein,
Freilich nicht ein Mägdelein,
Das für mich leiden will den Tod.
Darum muß ich ſchmähliche Not
Tragen bis an mein Ende;
Daß Gott es mir bald ſende!"

§ 22. Herr Wolfram von Eſchenbach.

(Seine Perſon.)

1. Er war ein armer Ritter aus Eſchenbach (bei Ansbach), der am Ausgang des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts lebte. Er ſelbſt ſcherzte öfters über die Ärmlichkeit ſeiner Burg Wildenberg (Wehlenberg bei Ansbach). Sein Geburtsjahr iſt unbekannt. Vermögenslos, ſuchte er bei andern Dienſt und führte ſo eine Art Wanderleben: bald ernährte er ſich mit dem Schwerte, bald mit der Harfe, wiewohl er kein „Fahrender" war. Beim Grafen zu Wertheim z. B. war er Dienſtmann. Gaſtfreundſchaft genoß er von 1203 an auf der Burg Heitſtein (im Bayriſchen Walde), wo die Schweſter des Herzogs Ludwig von Bayern reſidierte, die Markgräfin von Vohburg, ebenſo beim Landgrafen Hermann von Thüringen bis zu deſſen Tode (1215). Wolframs Tod ſetzt man in die Zeit um 1220 an. Sein Grab in der Liebfrauenkirche ſeines Geburtsortes Eſchenbach wurde ſehr geehrt und geſchützt; noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts war es vorhanden. Er war verehelicht und hinterließ eine Tochter.

Digitized by Google

2. Wolfram, der sich selbst einen „toerschen Beier" nennt, wollte sich nicht zu den schulmäßig gebildeten Dichtern zählen, weshalb er auch sagt: „Zum Schildesamt bin ich geboren", und bekennt, er könne weder lesen noch schreiben, was man aber bei einem solchen Kopf, der ja auch französisch verstand, nicht ganz wörtlich zu nehmen braucht. Er wollte wohl nur sagen, daß er nicht wie ein studierter Mann das Lesen und Schreiben verstanden habe. Der geniale Mann zog eben das Diktieren vor, und da floß bei ihm das Wort wie aus dem Munde eines „Weisen" der Schule. So kam das Wort über ihn auf: „Noch nie hat ein Laienmund besser gesprochen." Dabei war er, wie seine Dichtungen zeigen, voll kindlichen Glaubens und tief religiöser Empfindung. Sein Geistesauge war überaus scharf und treu; darum war er auch ein vorzüglicher Kenner der Herzen und der Welt; Ernst und Humor waren in schöner Mischung bei ihm zu finden. Seine Zeit schaute an ihm, „dem Weisen und Kunstreichen", voll Bewunderung hinauf.

3. Wie seine wegen ihres künstlerischen Ernstes und ihrer inneren Wahrhaftigkeit gerühmten „Wächter- und Tageslieder" — die meistens Minnelieder sind — beweisen, besaß Wolfram eine reiche dichterische Ader auch für die Lyrik, wendete sich jedoch mit Vorliebe dem Epos zu. Dadurch hat er sich unsterblichen Ruhm erworben, so daß ihn Fr. v. Schlegel den größten deutschen Dichter nennt. Im leider nicht vollendeten Epos „Willehalm", für das sich die Deutschordensritter besonders begeisterten, feiert er, an ein französisches Gedicht, „Bataille d'Aliscans", sich anlehnend, die Kämpfe des gleichnamigen Herzogs von Aquitanien, eines Enkels von Karl Martell, gegen den Heidenkönig Terramer (d'outre mer), dessen Tochter jener entführt hat. Seinem vielbewunderten „Parzival" müssen wir eine besondere Betrachtung widmen. Die Dichtung „Titurel" wurde irrtümlich auch Wolfram zugeschrieben, auf den aber nur zwei kleine Bruchstücke zurückgehen. Das Übrige ist erst gegen 1270 von Albrecht von Scharffenstein aus Stoffen der Gralssage zusammengedichtet und kann sich nicht mit Wolframs Werken messen. Das Gedicht besteht aus volkstümlichen Liedern, Strophen und abgeschlossenen Episoden. Das erste Lied handelt von dem ersten Gralskönig Titurel und hat dem Ganzen den Namen gegeben, während die eigentliche Heldin Titurels Enkelin Sigune ist.

Wolfram gleicht als Ependichter einem Schlachtenmaler. Unterstützt von einem bewundernswerten Gedächtnis, führt er eine große Menge von Personen und Begebnissen dem Leser vor Augen; kaum kann dieser das großartige Gemälde überschauen; dennoch herrscht in dem Ganzen Plan und Zusammenhang; denn alles gruppiert sich um den Grundgedanken der Dichtung, alles hat Bezug auf ihn. Schon Rudolf von Ems sagt deshalb von Wolfram: „Mit wilden oventuren kunde er die kunst wol sturen." Und der „Wartburgkrieg" (vgl. § 29) sagt von ihm: „Do sach man den von Eschenbach, als man Hôranden vor der künigin Hilden sach." Zudem ist der Grundgedanke in allen seinen Epen ein hoher, ernster, voll Bedeutung für Zeit und Ewigkeit. In reicher Fülle finden sich darin erhabene, himmlische Gedanken. Seine Sprache ist

Digitized by Google

bisweilen schwierig und dunkel, und Wolfram selbst scherzt, „daß sein Deutsch manchen allzu krumm scheine". Doch meist ist sie zutraulich und anheimelnd, kindlich naiv. Und keiner seiner Zeitgenossen ist seiner Sprache so mächtig wie er. — Auch in der Zeichnung der Charaktere sowie in der Schilderung der Abenteuer zeigt sich Wolframs hohe Dichtergabe.

§ 23. Wolframs Parzival.

1. In diesem Epos, das Wolfram vermutlich in der Zeit von 1198 bis 1220 auf der Wartburg diktiert hat, sind die Artussage und die Gralsage zu einem Ganzen verbunden. Es zerfällt in 16 Bücher. San Marte (ein Übersetzer desselben) unterscheidet in ihm drei Teile.

2. Der erste Teil, „der sagt von der Einfalt", hat folgenden Inhalt:

Parzival war noch unmündig, als sein Vater starb. Das Rittertum brachte ihm so frühen Tod. Herzeloide, die besorgte Mutter, zieht nun mit Parzival in Waldeseinsamkeit. Dort, meint sie, werde er nie von Ritterschaft etwas sehen noch hören. Sie erzieht ihn zu bäuerlicher Einfalt. Da kommen einstens zufällig Ritter in die Gegend; Parzival sieht sie und will nun auch Ritter werden. Jene weisen ihn an Artus' Hof, und Parzival will dahin. Umsonst ist der Mutter Flehen, ohne Erfolg ihre List. Er zieht fort — und bricht so der Mutter Herz. Durch seinen komischen Aufzug und seine „Tumbheit" macht er sich überall lächerlich. So auch zu Nantes, wo König Artus Hof hält. Doch gewinnt er sich hier die Herzen durch seine Schönheit, noch mehr durch seine Stärke. Im Zweikampf tötet er den gewaltigen König Ither, zieht dessen rote Rüstung an und heißt von da an der „rote Ritter". Von Nantes zieht er darauf der bedrängten Königin Konduiramur zu Hilfe. Unterwegs kehrt er bei einem alten Ritter an. Wie ein Vater unterweist ihn dieser in Religion und Waffendienst und gibt ihm weise Lehren auf den Weg, besonders die: „Fragt nicht zu viel." Hierauf befreit er Konduiramur und ehelicht sie.

3. Der zweite Teil, „der sagt vom Zweifel". Sein Inhalt ist:

Parzival sehnt sich nach der Heimat und der Mutter. Sie zu suchen, verläßt er sein Weib. Auf dieser Fahrt kommt er ohne sein Wissen zur Gralsburg. Anfortas, der Gralskönig, liegt an einer schweren Wunde danieder. Er ist Parzivals Oheim; Parzival aber weiß es nicht. Eine Inschrift auf dem Gral hatte verkündet: wenn ein Ritter komme und nach des Königs Leiden und den Wundern des Schlosses frage, so werde der König genesen, der Ritter aber Gralskönig werden. Parzival saß bei dem kranken König und sah die Wunder der Gralsburg; aber aus „Tumbheit" und wohl auch Gleichgültigkeit befolgt er gerade jetzt des alten Ritters Lehre, fragt nicht und verscherzt das ihm so nahe Glück. Des andern Morgens sind die Hallen lautlos und menschenleer; er muß weiter ziehen. Unterwegs erfährt er, welch „ritterlichen Preis" er durch sein Schweigen eingebüßt, und versinkt in Trauer und Leid. Erst an König Artus' Hof, wo man seine Aufnahme in die Tafelrunde feiert, „schwamm er wieder in Freude", doch nicht lange; denn mitten in das Fest hinein verfolgt ihn die Fluchbotin des Grals, die Zauberin Kundrie, und verflucht ihn vor allen Rittern. Da wurde seine „Freude lebendig begraben, und sein männliches Herz wurde wund"; er kann nicht mehr in der Tafelrunde bleiben. Ob seines Unglücks trägt er nun „schweren Haß gegen Gott" und sagt ihm feierlich den Dienst auf. Mit Gott und der Welt zerfallen, ohne Erkenntnis seiner Sünde, stürmt er wieder in die Welt fort, von Abenteuer zu Abenteuer.

Digitized by Google

4. Der Inhalt des dritten Teiles, „der sagt von dem Heile“, ist folgender:

Fünf Jahre irrt Parzival so umher und betritt keine Kirche. Er weiß nicht einmal, daß es Karfreitag ist, als ihm eines Tages ein greiser Ritter im Bußgewand begegnet und wegen der Waffenrüstung einen Verweis gibt. Parzival lästert auch bei diesem auf Gott; der Ritter aber spricht ihm von der „Treue“, die Gott „heute“ am Kreuz bewies, und weist ihn zu einem heiligen Einsiedler in der Nähe, der ihm Rat zur Buße für seine Missetaten geben werde. Da „erhob sich seines Herzens Reue“; er will auch wieder an Gottes „Gunst“ glauben, wenn sein Roß von selbst ihn zum Klausner führe. Da rannte es hin, wo Trevrizent „durch Armut um den Himmel warb“. Parzival bittet um Rat als ein „Mann der Sünde“. Trevrizent gibt ihm „neue gute Märe“, belehrt ihn über Gott und die Vorsehung, über die Wunder des Grals, wie man nicht in Hochmut und Selbstvertrauen, sondern nur in Demut Gralsritter werden könne. Und als er endlich in Parzival seinen Neffen kennt, eröffnet er ihm seine Bestimmung zum Gralskönig. Nun will Parzival nichts mehr von einer weltlichen Ritterschaft wissen. Er überwindet diese in siegreichen Kämpfen, besteht im Dienste Gottes den Kampf mit einer Heidenschar und wird dann zur Gralsburg gerufen, wohin er freudig mit seiner wiedergefundenen Gemahlin zieht, den Oheim heilt und Gralskönig wird.

5. Der Dichter wählte das abenteuerliche Leben Parzivals offenbar nur, um daran die Grundwahrheit des Christentums darzustellen: Der Mensch findet seinen Frieden und sein Heil nur in Christus. Der heilige Gral ist das Bild dieses Heils. Parzival aber ist das Bild eines Menschen, dessen Herz unruhig nach Glückseligkeit verlangt, der sie jedoch im Dienste der Welt vergeblich sucht, vielmehr immer unglücklicher wird, je mehr er sich von Gott entfernt, bis er endlich das wahre und höchste Gut und damit den Frieden findet.

„So gleicht dies Epos“, wie Eichendorff sagt, „einem Münster, der von der breiten Grundlage irdischen Treibens zwischen sehnsüchtig emporrankenden Reben- und Blumengewinden allmählich in die feierliche Einsamkeit der höheren Luftschichten aufsteigt, wo über dem vertosenden Leben der Tiefe nur noch steinerne Heiligenbilder mahnend stehen, bis zuletzt alles sonnentrunken im Kreuze gipfelt.“

6. Des Dichters Kunst zeigt sich weniger in der Anlage des Epos, denn sie ist rein chronologisch. Aber er verliert seinen Helden doch nie ganz aus den Augen, selbst da nicht, wo er die Abenteuer anderer, z. B. Gawans, erzählt. Die Schilderung der Abenteuer ist meisterhaft, wenn auch bisweilen zu ausführlich.

Aus „Parzival“.

Dô reit er, erne wiste war,	Da ritt er weglos immerdar,
sô daz diu Munsalvaescher schar	Und der Monsalvaser Schar
in mit strîte gar vermeit.	Bot ihm weiter keinen Streit.
des grâles vremede was im leit.	Ihm gebrach der Gral, das war sein Leid.
Swer'z ruocht vernemen, dem tuon ich kuont,	Wer's hören will, dem geb' ich Kunde,
wie im sîn dinc dâ nâch gestuont.	Was ihm widerfuhr nach dieser Stunde;
des'n prüeve ich niht der wochen zal,	Doch weiß ich nicht der Wochen Zahl,

Digitized by Google

über wie lanc sider Parzivâl
reit durch âventiure als ê.
eins morgens was ein dünner snê,
iedoch sô dicke wol gesnît,
als der noch frost den liuten gît.
ez was ûf einem grôzen walt.
im widergienc ein rîter alt,
des part al grâ was gevar,
dâ bî sîn vel lieht unde clâr:
die selben varwe truoc sîn wîp;
diu bêdiu über blôzen lîp
truogen grâwe röcke herte
ûf ir bîhte verte.
sîniu kint, zwuo juncfrouwen,
die man gerne mohte schouwen,
dâ giengen in der selben wât.
daz riet in kiusches herzen rât;
si giengen alle barfuoz.
Parzivâl bôt sînen gruoz
dem grâwen rîter, der dâ gienc;
von des râte er sît gelücke enphienc.
ez mohte wol ein hêrre sîn.
dâ liefen frouwen bräckelîn.
mit senften siten niht ze hêr
gienc dâ rîtr und knappen mêr
mit zühten ûf der gotes vart;
genuog sô junc, gar âne bart.
Parzivâl der werde degen
hat des libes sô gepflegen
daz sîn zimierde rîche
stuont gar rîterlîche:
in selhem harnasche er reit,
dem ungelîch was jeniu kleit,
die gein im truoc der grâwe man.
daz ors ûzem pfade sân
kêrt' er mit dem zoume.
dô nam sîn vrâgen goume
umb der guoten liute vart:
mit süezer rede er's innen wart.
dô was des grâwen rîters klage,
daz ime die heileclîchen tage
niht hulfen gein alselhem site,
daz er sunder wâpen rite
ode daz er barfuoz gienge
unt des tages zit begienge.
Parzivâl sprach z'ime dô:
„hêrre, ich erkenne sus noch sô,
wie des jâres urhap gestêt
oder wie der wochen zal gêt.
swie die tage sint genant,

Wie lang hernach noch Parzival
Auf Abenteuer ritt wie eh'.
Eines Morgens war ein dünner Schnee,
Doch wohl so dicht herabgeschneit,
Daß Frost daraus war prophezeit.
Es war in einem großen Wald:
Da begegnet ihm ein Ritter alt,
Dem war ergraut des Bartes Haar,
Jedoch das Antlitz licht und klar;
Klar und licht war auch sein Weib.
Die beiden auf dem bloßen Leib
Trugen Röcke rauhbehaart
Auf ihrer Buß- und Bittefahrt.
Ihre Kinder, zwei Jungfrauen,
Die man gerne mochte schauen,
Gingen auch in solchem Kleid;
Ihnen riet Bescheidenheit,
Sie waren alle barfuß.
Parzival bot seinen Gruß
Dem grauen Ritter, der da ging.
Von dem er sel'gen Rat empfing.
Er mocht' ein Landesfürst wohl sein.
Den Frauen folgten Hündelein.
Demütig gingen, nicht zu hehr,
Ritter noch und Knappen mehr
Sittig auf der Gottesfahrt,
Noch mancher jung und ohne Bart.
Parzival, der Weigand,
Trug am Leibe solch Gewand,
Daß sein reiches Ritterkleid
Ihm herrlich stand wie allezeit.
Er fuhr so stolz gerüstet,
Daß er sich anders brüstet',
Als jener graue Mann sich trug.
Aus dem Wege früh genug
Wandt' er mit dem Zaum sein Pferd.
Gern hätt' er fragend sich belehrt
Über der frommen Leute Fahrt;
Sie beschieden ihn mit guter Art.
Da war des grauen Ritters Klage,
Daß er die heiligen Tage
Nicht also ehrte nach der Sitte,
Daß er ungewappnet ritte
Oder barfuß ginge
Und des Tages Fest beginge.
Da gab ihm Parzival Bescheid:
„Herr, ich weiß zu keiner Zeit,
An welchem Ziel das Jahr nun steht,
Und wie der Wochen Zahl vergeht.
Wie die Tage sind benannt,

Digitized by Google

daz ist mir allez unbekant.
ich diende eim, der heizet got,
è daz sô lasterlîchen spot
sîn gunst übr mich erhancte:
mîn sin im nie gewancte,
von dem mir helfe was gesaget:
nu ist sîn helfe an mir verzaget.“
Dô sprach der rîter grâ gevar:
„meint ir got, den diu maget gebar?
geloubt ir sîner menneschеit,
waz er als hiut' durch uns erleit,
als man diss tages zît begêt,
unrehte iu denne dez harnasch stêt.
ez ist hiute der karfrîtac,
des al diu werlt sich fröwen mac
unt dâ bî mit angest siufzec sîn.
wâ wart ie hôher triuwe schîn,
dan die got durch uns begienc,
den man durch uns ans kriuze hienc?
hêrre, pfleget ir toufes,
sô jâmer iuch des koufes:
er hât sîn werdeclîchez leben
mit tôt für unser schult gegeben,
durch daz der mensche was verlorn,
durch schulde hin zer helle erkorn.
ob ir niht ein heiden sît,
sô denket, hêrre, an dise zît.
rîtet fürbaz ûf unser spor.
iu ensitzet niht ze verre vor
ein heilec man: der gît iu rât.
wandel für iuwer missetât.
welt ir im riuwe künden,
er scheidet iuch von sünden!“
sîn tohter begunden sprechen:
„waz wilt du, vater, rechen?
sô boese weter wir nu hân,
waz râts nimstu dich gein im an?
wan füerstu'n da er erwarme.
sîne g'iserten arme,
swie rîterlich die sîn gestalt,
uns dunkt doch des, sie haben kalt:
er erfrüre, waern sîn eines drî.
du hâst hie stênde nâhen bî
gezelt und slavenîen hûs:
koem' dir der künec Artûs,
du behieltst in ouch mit spîse wol.
nu tuo als ein wirt sol,
füer disen rîter mir dir dan!“
dô sprach aber der grâwe man:
„hêrre, mîn tohter sagent al wâr.

Das ist mir alles unbekannt.
Ich diente einem, der heißt Gott,
Eh' seine Ungunst solchen Spott
Mir gab und solchen Ungewinn,
Da doch nie gewankt von ihm mein Sinn.
Man sagte mir, er helfe gern;
Doch bleibt mir seine Hilfe fern.“
Da sprach der Ritter, grau von Haar:
„Meint Ihr Gott, den eine Magd gebar?
Glaubt Ihr, daß er Mensch geworden,
Und heut' für uns am Kreuz gestorben,
Weshalb wir diesen Tag begehn,
So muß solch Kleid Euch übel stehn.
Denn es ist Karfreitag heut',
Daß alle Welt sich billig freut
Und doch in Leid befangen ist.
Sprecht, ob Ihr höh're Treue wißt,
Als die Gott an uns beging,
Da man für uns ans Kreuz ihn hing?
Habt Ihr die Tauf' empfangen,
So muß Euch Leid umfangen:
Er hat sein heiliges Leben
Um unsre Schuld dahingegeben;
Sonst wär' der Mensch verloren,
Zu der Hölle Pein erkoren.
Wofern Ihr nicht ein Heide seid,
Herr, so heiligt diese Zeit,
Reitet Eures Weges fort!
Nicht ferne wohnt von diesem Ort
Ein heil'ger Mann, der gibt Euch Rat,
Wie Ihr büßet Eure Missetat.
Wollt Ihr ihm Reue künden,
Er spricht Euch los von Sünden.“
Seine Töchter huben an zu sprechen:
„Was willst du, Vater, an ihm rächen?
So böses Wetter, wie nun ist,
Was rätst du ihm zu solcher Frist?
Hilf ihm vielmehr, daß er erwarme.
Seine geharnischten Arme,
Wie ritterlich und stark sie sind,
Doch ist die Kälte nicht gelind:
Er erfrör', und wär' er seiner drei.
Hast du doch hier nahebei
Dein Gezelt und Schlafhaus stehn;
Käm' Artus und sein ganzes Leh'n,
Dir gebräche doch die Speise nicht.
Wohlan, so tu des Wirtes Pflicht
Und nimm dich dieses Ritters an!“
Da sprach alsdann der graue Mann:
„Herr, meine Töchter sprechen wahr.

Digitized by Google

hie nâhen bî elliu jâr
var ich ûf disen wilden walt,
ez sî warm oder kalt,
iemer gein des marter zît,
der staeten lôn nâch dienste gît.
swaz spîse ich ûz brâht durch got,
die teile ich mit iu âne spot!"
— — — — — —
— — — — — —
Parzivâl hie unde dort
mit bete hôrt er süezen wort,
des vater, mucter unt der kinde.
er dâhte: „ob ich erwinde,
ich gên ungerne in dirre schar.
dise megede sint sô wol gevar,
daz mîn rîten bî in übel stêt,
sît man und wîp ze fuoz hie gêt.
sich füegt mîn scheiden von in baz,
sît ich gein dem trage haz,
den si von herzen minnent
unt sich helfe dâ versinnent.
der hât sîn' helfe mir verspart
und mich von sorgen niht bewart!"
Parzivâl sprach z'in dô sân:
„hêrre und frouwe, lât mich hân
iuwern urloup. glücke iu heil
gebe, und fröuden vollen teil.
ir juncfrouwen süeze,
iuwer zuht iu danken müeze,
sît ir gundet mir gemaches wol.
iuwern urloup ich haben sol."
Er neic, unt die andern nigen.
dâ wart ir klage niht verswigen.
Hin rîtet Herzeloyden fruht.
dem riet sîn manlîchiu zuht
kiusch und erbarmunge:
sît Herzeloyd' diu junge
in het ûf g'erbet triuwe,
sich huop sîns herzens riuwe,
alrêrste er dô gedâhte,
wer al die werlt volbrâhte,
an sînen schepfaere,
wie gewaltec der waere.
er sprach: „waz ob got helfe phliget,
diu mînem trûren an gesiget?
wart ab er ie rîter holt,
gediende ie rîter sînen solt,
ode mac schilt unde swert
sîner helfe sîn sô wert,
und rehtiu manlîchiu wer,

Mit Zelt und Hütten jedes Jahr
Fahr' ich durch dieſen wilden Wald,
Ob es warm ſei oder kalt,
Naht uns deſſen Marterzeit,
Der ſteten Lohn für Dienſt verleiht:
Was ich Gott zuliebe hergebracht,
Das iſt Euch willig zugedacht."
— — — — — —
— — — — — —
Mit ſüßem Wort, mit holden Sitten
Hörte Parzival ſie bitten,
Kinder und Eltern beide.
Er gedachte: „Wenn ich bleibe,
Zieh' ich ohn' Fug in dieſe Schar;
Die Mägdlein ſind ſo hold fürwahr,
Mein Reiten würde übel ſtehn,
Da Mann und Weib zu Fuße gehn.
Es fügt ſich beſſer, daß wir ſcheiden,
Da Haß mir jenen muß verleiten,
Den ſie von Herzen minnen
Und auf ſeine Hilfe ſinnen.
Mir hat er Hilfe ſtets verwehrt,
Nur meiner Sorgen Zahl gemehrt."
„Herr und Frau," hub er an,
„Laßt euren Urlaub mich empfahn.
Das Glück verleih' euch volles Heil,
Und Freude werd' euch ſtets zu teil.
Ihr ſüßen Jungfrauen beide,
Eure Zucht euch Lohn beſcheide,
Daß ihr's ſo gut gemeint mit mir.
Nun gebt mir euren Urlaub hier."
Da neigt er ſich, und jene neigen:
Sie konnten Klage nicht verſchweigen.
Hin reitet Herzeleides Frucht.
Den lehrte männigliche Zucht
Demut und Barmherzigkeit,
Dem die junge Herzeleid
Angeboren Treu' und Güte,
Traurig ward ſein Gemüte.
Jetzt zuerſt gedacht' er ſeiner Macht,
Der die Welt aus nichts gemacht,
Der ihn erſchaffen und erhalten,
Wie der gewaltig müſſe walten:
„Wie, wenn Gott doch ſendete,
Was meinen Jammer wendete?
Ward er jemals einem Ritter hold,
Erwarb ein Ritter ſeinen Sold,
Hält er ſeiner Hilfe wert,
Die da führen Schild und Schwert
Unverzagt und mannhaft,

Digitized by Google

daz sîn helfe mich vor sorgen ner:
ist hiute sîn helflîcher tac,
sô helfe er, ob er helfen mac.“
er kêrt sich wider dann er dâ reit.
si stuonden dannoch, den was leit,
daz er von in kêrte.
— — — — — —
— — — — — —
Er sprach: „ist gotes kraft sô fier,
daz si beidiu ors unde tier
unt die liute mac wîsen,
sîne kraft wil ich im prîsen.
mac gotes kunst die helfe hân,
diu wîse mir diz kastelân
dez waegest umb' die reise mîn:
sô tuot sîn güete helfe schîn,
nu genc nâch der gotes kür.“
den zügel gein den ôren für
er dem orse legete,
mit den sporn er'z vaste regete.
gein Funtâne la salvâtsche ez gienc,
dâ Orilus den eit enphienc.
der kiusche Trevrizent dâ saz.

So löf' er mich aus Sorgenhaft:
Ist heute seiner Hilfe Tag,
So helf' er, wenn er helfen mag.“
Er ritt zurück, daher er kam.
Noch standen jene, wie im Gram,
Daß er von ihnen schied.
— — — — — —
— — — — — —
Er sprach: „Ist Gottes Kraft so groß,
Daß sie beiden, Mann und Roß,
Mag rechte Wege weisen,
Seine Hilfe will ich preisen.
Kann von Gott uns Hilfe nahn,
So weis' er dieses Kastilian,
Daß meine Reise glücklich sei:
Seine Güte steh' mir hilfreich bei,
Nun geh nach göttlichem Bescheide.“
Zaum und Zügel legt' er beide
Frei zu des Rosses Ohren
Und trieb es mit den Sporen.
Gen Fontâne salvage war's gegangen,
Wo den Eid hat Orilus empfangen.
Der fromme Trevrizent dort saß.

§ 24. Meister Gottfried von Straßburg.

1. Über dem Leben dieses Dichters, der gleichzeitig mit Hartmann, Wolfram und Walther lebte, waltet noch ein tieferes Dunkel als über dem Wolframs, weil er in seinen Gedichten noch weniger Aufschluß über sich gibt als Wolfram. Dem Ritterstand gehörte der „Meister“ wohl nicht an. Straßburg oder die Umgegend mag seine Heimat sein. — Er war ein gelehrter, mit den Klassikern bekannter, mit der französischen Sprache sehr vertrauter Mann, aber ein lockeres Weltkind. So wenigstens zeigt er sich in seinem Hauptgedicht. In der Widmung, die demselben voransteht, bekennt er auch ganz offen von sich:

Der werlde wil ich gewerldet wesen,
Mit ir verderben oder genesen.

Da er dasselbe aber nicht vollendete und in der Manessischen Sammlung (vgl. § 26) ein wundervoller Lobgesang auf Christus und Maria ihm zugeschrieben wird, so vermutete man, Gottfried habe sich später ganz bekehrt. Für diese Vermutung trat besonders Prof. Watterich in geistreicher Darstellung ein. Ein anderer berühmter Forscher der Neuzeit aber, Pfeiffer, spricht unserem Dichter diesen Lobgesang entschieden ab und bringt solche Gegengründe, daß man ihnen wohl beistimmen muß.

2. Gottfried war unstreitig ein großes Dichtergenie und stellt sich darin neben Wolfram. Ja er übertrifft ihn durch die überaus wohltönende und klare Sprache. Sein Hauptwerk ist das unvollendete, später von Ulrich von Türheim und von Heinrich von Freiberg ergänzte Epos

Digitized by Google

„Triſtan und Iſolde“. Leider kann man aber Lob und Tadel dieſes Werkes in dem einen Satz ausſprechen: „Noch nie iſt die Sünde ſchöner dargeſtellt worden.“ Denn er beſingt darin die ſündhafte, ja verbrecheriſche Liebe von Triſtan und Iſolde, während er die weibliche Tugend und Ehrbarkeit geringſchätzig behandelt und die Gattentreue verhöhnt. Mag nun auch der Wohllaut der Verſe noch ſo ſüß ſein, das darf uns nicht beſtechen: es iſt doch nur Sirenengeſang, der ins Verderben lockt.

„Vergleichen wir ‚Triſtan‘ mit ‚Parzival‘ ſo ergibt ſich, daß in beiden dem damaligen Rittertum ein Lebensbild vorgehalten wird, im ‚Triſtan‘ ein verführeriſches, ſinnliches, im ‚Parzival‘ ein reines, wahrhaft edles. Wolfram ſtemmt ſich alſo dem Strome des Weltlaufes entgegen, lehrt und droht wie ein Prophet; Gottfried jedoch ſchwimmt im vollen Zuge mit der Welt, ja der Welt voraus als ihr Führer zum Gelüſt und Genuß“ (Vilmar). — Wenn alſo der Dichter des „Triſtan“ in einer Hinſicht verdient, „die Blüte und Blume der Minne- und Ritterdichtung in ihrer vollen Farbenpracht und ihrem vollen Zauberduft“ (v. d. Hagen) genannt zu werden, ſo kann man ihn doch in anderer Hinſicht auch einen „Entweiher der Minnedichtung“ nennen.

3. Eine Vergleichung zwiſchen Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eſchenbach liegt nahe. „Gottfrieds Dichtungsgeſtalten ſind ſämtlich Stimmungsmenſchen, deren Handeln durch die Gelegenheit beſtimmt wird, ſie ſtehen unter dem Einfluß des Augenblicks; Wolframs Helden ſtehen über dem Moment; nicht nur Parzival erweiſt ſeine staete, ſelbſt der leichtſinnige Gawan zeigt ſich ſtandhaft, wo eine mächtige Verſuchung ihn fortzureißen droht. Gottfried kennt nur das eine Ziel: Lebensgenuß; Wolfram das andere: Gottesfrieden durch Läuterung. Gottfried iſt geiſtvoll, aber entſittlicht, Wolfram iſt durchgeiſtigt und ſittlich durch und durch“ (Scherer). Nach dieſem lichtvollen Urteil des Straßburger Profeſſors begreift man, daß Gottfried an Wolframs Dichtungsart keine Freude hatte, ſondern ihn leidenſchaftlich als „Finder wilder Märe“ anklagt, der nach dunklen Worten ſuche und ſeinen Geſchichten einen Erklärer beigeben müſſe.

§ 25. Die Nachahmer Gottfrieds.

(Epiker.)

1. Die bedeutendſten ſind: Herr Rudolf von Ems, Meiſter Konrad von Würzburg und Konrad Fleck. Sie ſind jedoch nur Dichter zweiten oder dritten Ranges, die Gottfried nur in der blumenreichen und wohllautenden Sprache bzw. in künſtleriſchem Streben nachzuahmen ſuchten. Der Inhalt ihrer epiſchen Dichtungen iſt ſittlich rein, vielfach ſogar fromm (Legenden).

2. Herr Rudolf von Hohenems (in Vorarlberg) war Dienſtmann zu Montfort und blühte als Zeitgenoſſe der größten Dichter (1220—1254). Von den ritterlichen Abenteuern und von weltlicher Minne ſang er wenig, obgleich ſolcher Sang damals ſehr beliebt war. Dafür dichtete er die herrliche Legende von Barlaam und Joſaphat, ebenſo die von Eu-

Digitized by Google

stachius Placidus[1] (ein Epos, das leider verloren ging), ferner das rührende Leben und Wirken des guten Gerhard. — „Rudolfs Gedichte sind alle einfach erzählt, sinnig, und zeichnen sich durch inneren Frieden und sittliche Reinheit aus" (Gödeke).

Die vorchristlichen Helden und ihre Taten zogen ihn, scheint es, mehr an als die Recken der deutschen und romanischen Sagenkreise. Er dichtete ein Epos „Alexander", von dem wir jedoch nur Bruchteile haben, und die unvollendete, nur bis Salomo reichende „Weltchronik". Letztere war im Mittelalter sehr verbreitet. „Wilhelm von Orlens" ist sein einziges Rittergedicht.

3. Die schöne, aus Indien stammende Legende „Barlaam und Josaphat" wurde schon längst vor ihm in griechischer und lateinischer Sprache erzählt. Vom Abte Wido (Guido) des Klosters Kappel bei Zürich aufgemuntert, dichtete er die Legende in deutscher Sprache und schuf so eines der schönsten Legendenepen. Die Grundidee desselben ist der Sieg Christi über das Heidentum; denn Christus erscheint darin als die Sonne der Gnade und Wahrheit, vor der alle Nebel heidnischer List und Lüge zerreißen. Auch an Spr 21, 30 wird man lebhaft erinnert: „Es ist keine Weisheit und keine Klugheit und kein Rat wider den Herrn."

Josaphat ist der Sohn eines noch im Heidentum befangenen indischen Königs. Sterndeuter sagen seine Bekehrung zu Christus voraus, weshalb ihn der Vater wie einen Gefangenen abschließt. Gerade in dieser Einsamkeit ahnt er ein ewiges Leben und hungert nach Aufklärung durch einen Christen. Der Herr, der ihn innerlich durch seine Gnade belehrte, sorgt nun auch für äußere Belehrung; denn er schickt den priesterlichen Einsiedler Barlaam, der als Kaufmann mit köstlichen Steinen bei Hof erscheint und Josaphat zu finden, zu belehren und zu taufen weiß. Der Vater, davon in Kenntnis gesetzt, bietet alles auf, den Schritt seines Sohnes rückgängig zu machen, und setzt deshalb heidnische Priester, Zauberer und die Sinnlichkeit in Bewegung. Vergebens, der Neophyt widerlegt und besiegt die Versucher. Da teilt der verblendete Vater mit ihm das Reich, damit die Politik den Sohn das Christentum wieder vergessen mache und zum Heidentum zurückführe. Doch Josaphat regiert als ein echter Christ, und sein Reich blüht herrlich empor in der Kraft Christi. Jetzt gibt sich der Vater besiegt; er wird Schüler des Sohnes dem Geist und Herzen nach. Aber nach des Vaters Tode zieht Josaphat in die Einsiedelei, findet dort nach zweijährigem Suchen Barlaam, und beide leben dann fastend und betend zusammen bis zu Barlaams Tode. Josaphat selbst stirbt nach 35jähriger Buße in der Wüste, 60 Jahre alt.

4. Unstreitig eine der schönsten Dichtungen des deutschen Mittelalters ist die Geschichte vom „guten Gerhard von Köln". Rudolf hat das Epos so angelegt, daß nicht er selbst die Geschichte erzählt, sondern sie durch Gerhard erzählen läßt. Er erfand also dazu noch eine einrahmende Erzählung. Der Grundgedanke des Ganzen läßt sich wohl so ausdrücken: Tiefe Demut bei großem Verdienste schmückt schöner als die schönste irdische Krone. Die Inhaltsangabe wird das Gesagte klarer machen:

I. Kaiser Otto meint, er habe viel Gutes getan, und bittet Gott um eine Offenbarung über die Größe seiner Verdienste. Da weist ihn die himmlische Stimme an

[1] Vgl. Herders „Die wiedergefundenen Söhne".

Digitized by Google

einen schlichten Kaufmann zu Köln, vom Volke „der gute Gerhard" genannt: der habe viel mehr Gottgefälliges getan als er. Der Kaiser sucht Gerhard auf; aber dieser fürchtet sich der Sünde, seine Taten zu erzählen, und bittet den Kaiser fußfällig, mit Anbietung von tausend Mark, es ihm zu erlassen. Der Kaiser beharrt jedoch streng auf seinem Befehl, und nun erzählt der gute Mann:

II. Gerhard war einst als Kaufmann weit umhergefahren und befand sich mit überaus kostbarer Warenladung unterwegs nach Hause, als ihn ein Sturm an ein fremdes, heidnisches Land verschlug. Der Beherrscher des Küstenlandes nahm ihn freundlich auf, musterte und bewunderte die kostbaren Kaufmannsgüter, und sollte dann letztere eintauschen gegen einen Schatz, mit dem Gerhard im christlichen Europa wohl den doppelten Wert seiner Schiffsladung erlangen könne. Der Schatz aber ist die Braut des jungen Königs Wilhelm von England (eine norwegische Prinzessin) nebst 24 englischen Rittern vom höchsten Adel und 14 Hofdamen. Auf der Fahrt zur Hochzeit hatte sie, mit Ausnahme des jungen Königs, der Sturm in dieses Land verschlagen, und sie waren seitdem als Sklaven festgehalten worden. Unserem Gerhard will anfangs der Tausch nicht als kaufmännisch erscheinen, doch bittet er Gott um ein Zeichen *seines* Willens. Und siehe, ein Engel erscheint ihm im Traume und verweist ihm sein Zaudern und Bedenken. da er doch wisse: was an den Bedrängten geschehe, geschehe Gott selber. Nun war Gerhard rasch zur Tat. Die Erlösten aber schluchzten vor Freude und versprachen ihm doppelten Ersatz seiner Waren.

III. *Fahrt nach Hause.* Als sie so weit gesegelt sind, daß die Wege nach England und Utrecht sich scheiden, schickt er die englischen Ritter und Edelfrauen auf ihrem Schiffe in die Heimat, obgleich sie sich ihm als Pfänder anbieten bis zum Ersatz des Lösegeldes. Wenn er sein Geld brauche, sagt er, werde er ihnen Boten senden; eher sollten sie nicht daran gedenken. Die Königsbraut aber nebst den zwei norwegischen Edelfrauen nahm er mit sich nach Köln, bis durch Vermittlung der nach England Entlassenen von ihrem Vater oder Bräutigam Botschaft komme. Aber ein Jahr verstreicht, und es kommt keine Botschaft; es scheint ihm gewiß, daß beide tot sind. Nun sinnt Gerhard darauf, die verwaiste, gänzlich Arme wieder froh zu machen, und bietet ihr seines Sohnes Hand an. Sie ist bereit, den Sohn nach einem zweiten Jahre vergeblichen Wartens zu ehelichen. Und auch das zweite Jahr floß dahin, ohne daß Botschaft kam.

IV. Da war denn die *prachtvolle Hochzeit.* Der Bischof saß beim Mahle neben dem Brautpaar, das Volk schaute teilnehmend zu. Plötzlich fiel Gerhards Blick auf einen fremden, bleich aussehenden Mann, der sich an eine Säule angelehnt hat. Der Kleidung nach schien er ein Bettler, aber durch Wuchs und Antlitz verriet er den hohen Adel. Es war *Wilhelm.* Seines Reiches vergessend, hatte er die Verlorene in allen Teilen der Welt gesucht, so daß er in England für tot galt. Und Gerhard setzte seiner Herzensgüte die Krone auf: nach Beratung und unter Mitwirkung des Bischofs bestimmte er seinen Sohn, gleich dem Vater edel zu handeln und die Neuvermählte an den totgeglaubten Wilhelm abzutreten, der das erste Anrecht auf sie hatte.

V. Doch nun fehlte zum Vollglücke des fürstlichen Paares *Krone und Szepter.* Aber die Liebe Gerhards wußte zu helfen. Er brachte sie zu Schiffe mit glänzendem Gefolge nach London. Da war gerade Reichstag, und man beriet die Wahl eines neuen Königs. Gerhard weiß in den Saal der Reichsfürsten zu kommen, und siehe, es sind die 24 von ihm Geretteten. Kaum haben sie ihn erkannt, so fallen sie ihm um den Hals und rufen: „Lieber Vater, dich hat uns Gott gesandt, du sollst unser König sein!" Noch ehe er zu Worte kommt, reißen sie die Pforte auf, tragen ihn hinaus auf den Stuhl und rufen ihn zum Könige aus. Nur schwer gelingt es ihm, den Jubel zu stillen und zu verkünden, daß er gerührt danke, sich aber zu schwach fühle, und daß er ihnen ja ihren rechtmäßigen König nebst Königin gebracht habe. Jubelnd springen sie nach

Digitized by Google

den Rossen und holen die Überglücklichen vom Schiffe. Nach königlichen Freudenfesten kehrt Gerhard zurück. Er schlägt das angebotene Herzogtum und zwölffachen Ersatz aus, „er zieht Gottes Lohn vor".

VI. So schließt Gerhard seine Erzählung vor dem Kaiser und fügt bei: mehr habe er nicht getan, wünsche aber von Herzen, noch eine bessere Tat zu vollbringen, um damit die Sünde zu tilgen, daß er sich seiner Guttat vor ihm gerühmt habe. Der Kaiser war bis zu Tränen bewegt, er schämte sich vor Gerhard seines Selbstruhmes, gestand auch denselben reumütig vor ihm ein, bat ihn um seine Fürbitte und gelobte, seine Schuld zu büßen, was er denn auch tat.

5. Der „arme Kuonrat von Wirzeburc" war bürgerlichen Standes und mußte wohl auf seine Kunst wandern, um sein Weib Bertha und seine zwei Töchter zu ernähren. Am meisten hielt er sich am Oberrhein auf, in Straßburg und Basel, wo er ein Haus erwarb. Hier starb er 1287 und wurde in einer Seitenkapelle des Münsters begraben; Weib und Töchter ruhen an seiner Seite. — Er dichtete viel und vielerlei, mit besonderem Talent für Verskunst und Reimspiel. „Seine meisterhaft gereimten Erzählungen gehen fast in lauter Duft und Blumen auf" (v. Eichendorff). Freilich liebt er sehr breite Schilderungen.

Er hinterließ verschiedene epische Dichtungen von nur 500—1000 Versen (Schwanenritter, Kaiser Otto ꝛc.), dann größere von 1200—7000 Versen, darunter seine besten Legendenepen: Der hl. Alexius und Der hl. Silvester, endlich ein unmäßig großes und doch nicht vollendetes Epos von 60000 Versen: „Der trojanische Krieg" (weniger gelungen); gleichfalls unvollendet blieb „Partonopier und Meliur", ein überaus spannendes romantisches Epos echt französischen Charakters (Roman) mit „Turnieren, Heidenkämpfen und zarten Liebesszenen". — Er schrieb auch eine „Klage der Kunst", worin er die „falsche Milde" anklagt, die man gegen schlechte Dichter übe, während man gute darben (!) lasse. Selbst bei Hof gefielen schmähliche Worte mehr als guter Gesang, er wolle aber, wenn auch nur wenige lauschten, wie die einsame Nachtigall singen. — Von seiner Liederpoesie (weltlicher und geistlicher) wird später die Rede sein.

6. Von den eben angeführten besten Epen Konrads, die zum Teil meisterhaft genannt werden können, besprechen wir zuerst die nach lateinischen Quellen bearbeitete Legende vom heiligen Alexius. Die Grundidee ist: „Irdische Freude vergehet so schnell, daß man wohl tut, ihr zu entsagen, um die ewige sicherer zu erlangen." Der Inhalt des Gedichtes ist nämlich folgender:

I. Alexius, der Sohn eines vornehmen Römers, vermählt sich mit der edeln Adriatika. Das Hochzeitsmahl wird bei Kerzenschein und Saitenspiel prunkvoll gefeiert. Da, mitten im Festjubel, kommt dem Bräutigam, wie er sinnend in die Flamme der Kerze schaut, der Gedanke: Ach, mit dem Menschenleben ist es wie mit dieser Kerze; während sie durch Lichtglanz das Auge blendet, schmilzt sie dahin[1]. Und er spricht ihn seiner überraschten Braut aus und fügt bei: „Darum wollen wir uns von der Welt

[1] Ganz denselben Gedanken spricht Hartmann im „armen Heinrich" mit den Worten aus: „Die Kerze, welche lachend blinkt und innerlich in Asche sinkt, ist Bild des Menschenlebens, des irdischen Bestrebens."

Digitized by Google

erretten, unsere Seele pflegen und der vergänglichen Freude entsagen." Er gibt ihr den Ring zurück; gerührt und gottergeben, obgleich tief im Herzen verwundet, nimmt die Braut den Ring und willigt ein, daß Alexius als armer Pilger in die Fremde ziehe.

II. Nach zwölf Jahren der Entsagung kommt er gegen seine Absicht in die Heimat zurück und bettelt ungekannt bei seinem Vater. Dieser läßt ihm unter der Treppe des Palastes ein Lager bereiten. Hier weilt Alexius bis zu seinem Tode und übt großartige Selbstverleugnung im Dulden und Schweigen. Schwer zu ertragen war schon die höhnische, mutwillige Behandlung seitens der Diener, die ihn oft im Vorbeigehen mit heißen Brühen beschütteten. Viel tiefer schnitt es ihm in das Herz, wenn er Vater und Mutter und die treue Adriatika vorübergehen sah, am tiefsten, wenn sie ihn anredeten und nach Alexius fragten. Doch der Herr kürzte sein Leiden ab. Kurz vor seinem Tode schrieb er seinen Lebenslauf nieder. Sterbend behielt er die Pergamentrolle in der Hand; aber niemand vermochte sie dem Toten aus der Hand zu ziehen als nur seine jungfräuliche Braut.

7. Der Grundgedanke in der Legende vom heiligen Silvester ist: Wie das Heidentum, so wird auch das Judentum vom Christentum überwunden.

Kaiser Konstantin, vom Aussatz befallen, hofft Heilung von einem Bade, das aus dem Blut von 3000 Kindern bereitet werden soll. Im Traume weisen ihn Petrus und Paulus an Papst Silvester, der ihm ein anderes Bad bereiten werde. Der Papst unterrichtet den Kaiser, so daß er sich für Christus entscheidet; die Heilung erfolgt, und das Christentum steht siegreich da. Aber Helena, die zu Bethania als jüdische Proselytin lebt, versucht Konstantin für das Judentum zu gewinnen. Konstantin will es auf eine Disputation zwischen jüdischen und christlichen Weisen ankommen lassen, doch Silvester nimmt den Redekampf mit den zwölf Juden allein auf, spricht und beweist hinreißend, so daß, zumal er auch seine Wunderkraft betätigt, Helena samt den besiegten Juden sich bekehren.

8. Aus dem 13. Jahrhundert gehört hierher auch Konrad Fleck, ein Schwabe oder ein Schweizer. Sein erstes Werk: „Flore und Blanscheflur" (auch „Flos und Blankflos" genannt), schildert nach französischen Quellen die Liebe zweier Kinder, die zu gleicher Stunde geboren, nach Blumen (Rose und Lilie) genannt, miteinander erzogen, dann aber getrennt werden. Das Mädchen wird in das Morgenland verkauft, Flore sucht sie in der weiten Welt, findet sie in Babylon als Gefangene, läßt sich in einem Korb mit Rosen zu ihr in den Turm tragen und ist glücklich mit ihr. Man entdeckt das Geheimnis. Ein Zauberring könnte eines von beiden retten, aber sie werfen den Ring weg, es will keines die Rettung ohne das andere. Alles Volk weint vor Rührung, selbst ihr erzürnter Gebieter wird erweicht und entläßt sie reich beschenkt in die Heimat.

9. Ein Nachahmer Konrads von Würzburg war auch der unbekannte Dichter des „Ritter von Stauffenberg". Den Stoff hat später Fouqué zu seiner „Undine" benutzt.

Ritter Stauffenberg, der Schützling einer Fee von Jugend auf, gelobt dieser ewige Treue, läßt sich aber doch zu einer Heirat mit des Kaisers Nichte drängen. Die Fee erscheint und verkündet ihm, daß er am dritten Tage nach der Hochzeit sterben müsse

Digitized by Google

aber ein Erkennungszeichen erhalten werde. Während der Hochzeit erhält er dies; er sagt es der Braut, läßt den Priester kommen und stirbt schön vorbereitet. Die Braut nimmt den Klosterschleier.

10. Noch sei das sog. Passionale erwähnt, welches in 100000 Versen den ganzen Legendenschatz von Maria, den Aposteln und Heiligen anschaulich und innig vorführt. Der Dichter ist unbekannt.

§ 26. Die höfische Lyrik.

1. Als die deutsche Dichtung zu ihrem ersten sonnigen Frühling erwacht war, da stellten sich auch, wie Gottfried von Straßburg sagt, „die Nachtigallen" ein, die Liederdichter, von denen ebenderselbe rühmt:

„Die können alle ihren Gruß
Und singen wohl zu Preise
Ihre süße Sommerweise;
Ihr Ton ist lauter und ist gut,
Sie geben der Welt einen hohen Mut
Und tun so recht dem Herzen wohl.
Die Welt, die würde stumpf und hohl
Und käme außer allen Schwang
Ohne den lieben Vogelsang."

2. Weitaus die meisten dieser Frühlingssänger nahmen von den Ritterburgen und Schlössern aus ihren Flug durch die deutschen Lande; sie gehörten nämlich meistens dem Adels- und Ritterstande an. Darum sangen sie auch so begeistert für die Religion, für den Kaiser oder Lehnsherrn, für das Vaterland und gar für die Frauenwelt[1]. Denn eben der Eifer für die Religion, die Treue gegen den Kaiser und Lehnsherrn, die Liebe zum Vaterlande, die hohe Verehrung der Frauen waren ja die Standestugenden des christlichen Ritters: beim Ritterschlag mußte er sie vor dem Altare beschwören. Je mehr nun solch ein ritterlicher Sänger seine Standespflicht erfaßte und erfüllte, je mehr er das war, was er als Ritter sein sollte, desto begeisterter konnte er Lieder der Gottesminne und Frauenminne, politische und patriotische Lieder dichten. Nur wenige dieser Dichter gaben sich mit der andern Liederart ab, die noch vorkam, nämlich mit den höfischen Dorfgesängen, welche das Leben der Bauern in derber Weise schilderten.

---

[1] „Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger, goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit.
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt;
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt." (Uhland.)

Digitized by Google

3. Während des ganzen 13. Jahrhunderts erfüllten Scharen dieser Sänger das deutsche Land, so daß es dem deutschen Eichenhain an einem herrlichen Sommermorgen glich. Trotzdem die große Masse der Lieder verloren ging, sind uns doch noch solche von etwa 160 verschiedenen Dichtern erhalten. Die reichhaltigste Liedersammlung aus dieser Zeit ist der in der Heidelberger Universitätsbibliothek aufbewahrte Manessische Kodex, der Ende des 16. Jahrhunderts von den Franzosen als Kriegsbeute nach Paris verbracht wurde und nun wieder in Heidelberg sich befindet. Diese Sammlung wurde einst im Auftrage der Züricher Ritterfamilie von Manesse angelegt und enthält 40 Handschriften von 140 Dichtern des 12., 13. und 14. Jahrhunderts in 7000 Strophen mit kostbaren Illustrationen.

§ 27. Die Formen der höfischen Lyrik.

1. Wir haben soeben nach allgemein üblicher Redeweise alle lyrischen Ergüsse der höfischen Dichter „Lieder" genannt. Wenn wir aber die Sache genauer nehmen, so müssen wir, besonders für die Zeit der höfischen Blüte, drei Arten von höfisch-lyrischen Gedichten unterscheiden, nämlich: eigentliche Lieder (diu liet), Sprüche, die nur eine Unterart des Liedes bilden, und Leiche. Ihr Unterschied beruht weniger im Inhalt als in der Form; nur die Sprüche unterscheiden sich von den beiden andern Arten durch ihren vorherrschend moralischen oder auch politischen Inhalt. Was nun den Unterschied in der Form angeht, so besteht das Lied stets aus mehreren gleichartigen Strophen, der Spruch stets nur aus einer einzigen dreiteiligen Strophe, der Leich endlich aus mehreren, aber ungleichartigen Strophen.

2. Ein anderer Unterschied dieser drei Arten zeigt sich in ihrem Verhalten zur Musik. Die Lieder und Leiche wurden nur gesungen (mit Instrumentalbegleitung, sei es mit der Fiedel oder mit der Harfe), die Sprüche nur hergesagt („ich lernte singen unde sagen", schreibt deshalb Walther). In den Leichen[1] herrschte ferner noch mehr das musikalische Element als in den Liedern. Fast alle Leiche zeigen eine Beziehung zum Tanze und wurden ganz oder teilweise nicht bloß gesungen, sondern auch getanzt. Viele Leiche verraten dies durch den Inhalt wie durch ausdrückliche Benennung (z. B. so wolde ich froehlich singen den kinden diesen reigen). In dem Wechsel der Strophenart erkennen wir die Irrgänge des Reigens, in dem raschen Reimschlag den Auftritt der Tanzenden (springen hübsche trite). Diese Hinneigung zum Tanze zeigt sich sogar in vielen Leichen, deren Inhalt nichts weniger als an den Tanz mahnt, z. B. in

[1] Auch der Name „Leich" weist auf die innige Beziehung zur Musik hin; denn „leich" war im Althochdeutschen soviel wie „Psalm" — eine mit Saitenspiel vorgetragene Melodie.

Digitized by Google

manchen Leichen, die Liebesklagen oder dem Lob von Fürsten ꝛc. gewidmet sind. Plötzlich macht da oft der Sänger eine Wendung und stimmt eine Tanzweise an.

3. Daß die deutsche Lyrik, wie ursprünglich alle Poesie, nie ohne das Geleite der Tonkunst erschien, lehren schon die alten Bezeichnungen der Form des Liedes: Ton (dôn) und Weise (wise). Hierzu gesellt sich als Drittes das Wort. Wort und Weise werden häufig zusammen genannt und haben beide gleiche Wichtigkeit. Unter Wort hat man den Text, das Gedicht selbst, unter Ton die strophische Form, das Maß, unter Weise die Melodie zu verstehen. Doch wird Weise häufig auch für Ton gebraucht, und umgekehrt; denn beide stehen unter sich in unlösbarem Zusammenhange.

4. Das bis jetzt über die Form der höfischen Lyrik Gesagte war größtenteils schon vor dieser Periode unsern Lyrikern bekannt und von ihnen angewendet. Neu aber und eine eigentümliche Frucht der Blütezeit ist das in jeder Strophe herrschende Gesetz der Dreiteiligkeit. Man versteht darunter die Gliederung einer jeden Strophe in drei Teile. Sie hebt an und knüpft sich mit zwei gleichen Teilen, bei den Meistersängern Stollen[1] oder Aufgesang genannt; sie tönt aus und löst sich mit einem dritten Teile, dem Abgesang. „Diese Dreiteiligkeit ist es, welche die deutsche Liederdichtung zur Kunst erhob" (Fr. Pfeiffer), und so kam es, daß das Gesetz dieser Dreiteiligkeit nicht bloß in dieser Periode, sondern auch späterhin (zur Zeit der Meistersänger) wie ein heiliges Gesetz der Kunstpoesie herrschend blieb. Nur die Leiche scheinen freier gewesen zu sein; denn ihre Strophen sind nicht dreiteilig, es sei denn daß man die Einzelstrophe des Leiches als eine auseinandergerissene ansieht, deren Glieder (Stollen und Abgesang) da und dort im Leiche zerstreut sind.

5. Auch sonst sind die strophischen Formen, die Töne, neu, originell. Jeder Meister erfand seinen eigenen Ton und auch die dazu gehörige Sangweise. Er war so Dichter und Komponist in einer Person. Da aber die öftere Wiederholung ein und desselben Tones als Zeichen der Unkunst galt, so hören wir die Dichter immer von neuem Sange, neuem Liede, neuem Tone reden und sehen sie auch wirklich unablässig nach neuen Formen suchen. Es darf als Regel betrachtet werden, daß zu jedem Lied — bei Sprüchen herrschte ein anderer Brauch — ein neuer Ton, eine neue Weise erfunden wurde. Daher die erstaunliche Mannigfaltigkeit lyrischer Formen in der mittelhochdeutschen Lyrik, deren Zahl sich leicht auf einige Tausende beläuft.

---

[1] Der Ausdruck Stolle ist der Baukunst entlehnt: Stollen sind zwei gleiche Pfeiler, die ein übergelegter Balken verbindet.

Digitized by Google

1. An Christus.

(Aus der Manessischen Sammlung.)

Ich lobe dich, vater, herre Krist,
daz dir sô maere der sünder ist:
du gîst im vrist
vil lange ûf bezzerunge.
sô sî gelobt naht unde tac
dîn lop, daz mich vil armen sac
gein dir enmac
verteilen menschen zunge;
wan dir sint elliu herzen kunt
und offen allez tougen:
du weist daz mer unz ûf den grunt
und allez daz ie menschen munt
ze keiner stunt
gesprach: dast âne lougen.

So lob ich, herre, dînen tôt,
der in vil strengebernder nôt
uns helfe bôt
und uns vil armen lôste
von iemer wernder brinnder brunst,
dâ jâmer ist und jâmers gunst
sô . . .
der uns sô tiure trôste.
des sol dich loben swaz âten habe
mit hôher wirde und êre,
wîp unde man, kint unde knabe,
dar nâch swaz fliege fliezt und trabe,
krieche unde snabe
ân ende und iemer mêre.

Got, aller güete ein anevanc,
tief unde hô, breit unde lanc,
sî kan gedanc,
süez in dem herze machen.
sî fliuzet ûz der minne lant;
vil wol in dem si wirt erkant:
dem muoz zehant
sîn herze in fröiden lachen.
swaz im diu werlt ze leide tuot,
daz ist im gar ein wünne:
sô suoze enzündet im den muot
dîn süeze brinndiu minnegluot;
du bist sô guot
ob allem menschen künne.

Du küel, du kalt, du warm, du heiz
und aller saelde ein umbekreiz,
der dich niht weiz,
wiest dem sô rehte swaere!

So sei gelobet, Herre Christ,
Daß dir so lieb der Sünder ist;
Du gibst ihm Frist,
Sein Herz zu dir zu lenken.
Drum sei gesungen Nacht und Tag
Dein Lob, das ich viel Armer wag',
Ob mir's auch mag
Die arge Welt verdenken!
Dir sind ja alle Herzen kund,
Vor dir ist nichts verschwiegen,
Du weißt das Meer bis auf den Grund
Und alles, was ein Menschenmund
Zu einer Stund'
Je sprach, ohn' Wahn und Trügen!

O Herr, ich preise deinen Tod,
Der für die bittre Todesnot
Uns Hilfe bot
Und Rettung vom Verderben,
Der uns befreit von Höllenglut,
Da Jammer ist und niemals ruht,
O Heiland gut
Mit deinem teuern Sterben!
Drum lobe dich, was Odem habe,
Dich höchster Gnaden Spende,
So Weib wie Mann, so Kind wie Knabe;
Dich lob', was fließe, flieg' und trabe,
Was Leben habe,
Es lobe dich ohn' Ende.

Gott, aller Güte Anfang,
Tief und hoch, breit und lang;
Wen sie durchdrang,
Dem mag sie Wonne machen.
Sie fließet aus der Minne Land;
O wohl ihm, dem sie wird erkannt,
Ihm muß zuhand
Sein Herz in Freuden lachen.
Was ihm die Welt zu leide tut,
Das will ihm Wonne scheinen:
So süß entzündet ihm den Mut
Die süße brennende Minneglut;
Du bist so gut
Ob aller Menschen Meinen!

Du Kühl, du Kalt, du Warm, du Heiß,
Du aller Wonne ein Umkreis!
Wer dich nicht weiß,
Wie ist dem bang und schwere!

Digitized by Google

im ist der tac eins jâres lanc,
im gruonet selten sîn gedanc,
erst âne wanc
gar aller fröiden laere.
du bist sô gar des herzen schîn,
ein fröidebernde sunne,
ein herzeliep für senden pîn,
für trûren fröide voller schrin,
den gernden sîn
für durst ein lebender brunne.

Du voller mân, du voller stern,
wer möht dîn iemer stunde enbern?
der tugende gern
kan unde süezer minne,
der muoz dîn inneclîchen gern:
wan du kanst wunder wünnen wern.
du bist ein stern
in herzen unde in sinne.
du erliuhtest daz nie sunnen schîn
noch stern erliuhten kunde.
sô milt ist dîner minne wîn:
swem er kumt in daz herze sîn,
des herzen schrîn
wirt fröiden vol von grunde.

Du bist gesungen und geseit
daz lamp, daz unser sünde treit,
daz dur uns leit
mit willen alze verre.
wir wârn dir, herre, gar ze trût:
du spien dîn golt an blôze hût;
wit unde lût
erschal, getriuwer herre,
diu reine staete minne dîn,
diu süeze unwandelbaere.
des müezestu gesegnet sîn,
du reiner herzen sunnen schîn,
du lebender wîn,
du fröide in rehter swaere.

Du z'allen zîten hâst zertân
dîn arme, uns armen wilt enpfân,
swie vil wir hân
getân gein dîner hulde.
und wellen wir ze hulden vân,
die sünde dur dîn minne lân,
sô wiltu uns hân
unschuldic unser schulde.
du bist sô guot, sô rehte guot.
sô guot ob aller güete:
dîn güete lebendiu wunder tuot;

Sein Tag ist eines Jahres lang,
Ihm grünet selten sein Gedank',
Sein Leben lang
Fühlt er der Freuden Leere.
Du bist so recht des Herzens Schein,
Eine freudebringende Sonne,
Eine Herzelieb für sehnende Pein,
Für Leid ein trostesvoller Schrein,
Bist dem, der dein
Verlangt, ein Lebensbronne.

Du voller Mond, du voller Stern,
Wer ließ' dich eine Stunde gern?
Irrt einer fern
Von Tugend und von Minne,
Der suchet dich mit Tränen gern,
Dich, aller süßen Wunder Herrn!
Du bist ein Stern
Im Herzen und im Sinne,
Du strahlst, wohin kein Sonnenschein
Noch Stern den Weg gefunden.
O mild ist deiner Minne Wein! —
Wem er geströmt zum Herzen ein,
Des Herzensschrein
Wird freudenvoll von Grunde.

Du bist gelobt in Ewigkeit,
Du Lamm, dem Tod für uns geweiht,
Das unser Leid
Wollt' bis zum Kreuze dulden!
Wir waren, Herr, dir gar zu traut:
Dein Lied erklang nach deiner Braut
Vom Kreuze laut,
O König du der Hulden.
Das Lied der steten Minne dein,
Das Spiel aus deinem Herzen:
Des müssest du gesegnet sein,
Du reiner Seelen Sonnenschein,
Du Lebenswein,
Du Freund in allen Schmerzen!

Du hältst die Arme aufgetan
Und willst uns stündlich all umfahn,
Wie auch im Wahn
Wir höhnten deine Gnaden.
Und rufen deine Huld wir an,
Zu wandeln deines Herzens Bahn,
Gleich willst du dann
Von Schulden uns entladen!
Du bist so gut, so gründlich gut,
So gut ob aller Güte,
Deine Güte lichte Wunder tut,

Digitized by Google

sî bringet dar zuo tôten muot,
daz berndiu bluot
swirt ûz des herzen blüete.

Sie bringt dazu den Toten Mut,
Da frisches Blut
Aufbricht in dem Gemüte.

2. An Maria.

(Aus der Manessischen Sammlung.)

Du rôsen bluot, du lilien blat,
du künegîn in der hoehsten stat,
dar nie getrat
kein frouwen bilde mêre,
du herzeliep für allez leit,
du fröude in rehter bitterkeit,
dir sî geseit,
gesungen lop und êre.
des lebenden gotes zelle was
dîn lîp viel saeldenbaere:
reht als der sunne durch daz glas
kan dringen, süezer unde bâz
dranc âne haz
ze dir Krist der gewaere.

Du Rosenblüte, Lilienblatt,
Du Kön'gin in der hohen Stadt,
Wohin nie trat
Ein Weib, dir gleich, o Hehre!
Du Herzenslieb für alles Leid,
Du Freud' in herber Bitterkeit,
Dir sei geweiht,
Gesungen Lob und Ehre!
Lebend'gen Gottes Zelle ward
Dein Leib, der wonnigklare;
Wie Sonnenstrahl sich offenbart
Durch Glas, wies Gottes Gegenwart,
Mehr süß und zart,
In dir sich, Christ, der wahre.

Du rôsen tal, du vîolvelt,
du wünneberndez herzen gelt,
du blüender helt,
du süezin gotes wünne,
du liehtebernder morgenrôt,
du rehtiu friundîn an der nôt,
daz lebende brôt
gebaer du küneges künne,
daz manic vinster herze kalt
erliuhtete unde enbrande
mit süezer minne manecvalt;
sô rehte stark ist sîn gewalt:
des wirt gezalt
dîn lop in manegem lande.

Du Rosental, du Veilchenfeld,
Du wonnenreiches Herzensgeld,
Du blühender Held,
Du süße Gotteswonne,
Du strahlenbringend Morgenrot,
Du rechte Freundin in der Not!
Das Lebensbrot
Gebarst du Jungfrau'nsonne,
Durch das manch Herze, finster, kalt,
Aufleuchtet' und entbrannte
In süßer Minne mannigfalt:
So zeigt sich seine Allgewalt;
Darob erschallt
Dein Lob in manchem Lande.

Du bluomen schîn durch grüenen klê,
du blüendez lignum âlôê,
du gnâden sê,
dâ man mit fröuden lendet,
du wünneberndez fröuden tach,
dâ durch man regen nie gesach,
du guot gemach,
des ende niemer endet,
du helfebernder kraft ein turn
vor vîentlîchem bilde,
du wendest manegen herten sturn,
den an uns tuot durch sînen hurn
der helle wurm
und ander würme wilde.

Du Blumenschein durch grünen Klee,
Du blüh'nde Staude Aloe,
Du Gnadensee,
Da froh das Schiff man wendet,
Du wonnereicher Freude Dach,
Wodurch kein Regenguß je brach,
Du gut Gemach,
Des Herrlichkeit nie endet,
Du hilfereicher Kraft ein Turm
Vor grausem Feindesbilde:
Du wendest manchen Wetterstrum,
Den auf uns tut der Hölle Wurm
Durch seinen Sturm
Und andre Würmer, wilde.

Digitized by Google

3. Maienlust.

(Von Walther von der Vogelweide.)

Müget ir schouwen, waz dem meien
wunders ist beschert?
seht an pfaffen, seht an leien,
wie daz allez vert.
grôz ist sîn gewalt:
ine weiz, obe ër zouber kunne:
swar er vert mit sîner wunne,
dân ist niemen alt.

Uns wil schiere wol gelingen.
wir suln sîn gemeit,
tanzen, lachen unde singen,
âne dörperheit.
wê wër waere unfrô?
sit di vogelîn also schône
schallent mit ir besten dône,
tuon wir ouch alsô!

Wol dir, meie, wie dû scheidest
allez âne haz!
wie wol du die boume kleidest
und die heide baz.
diu hât varwe mê.
„dû bist kurzer, ich bin langer",
alsô strîtens ûf dem anger,
bluomen unde klê.

Wollt ihr schauen, was dem Maien
Wunders Gott gewährte?
Seht die Pfaffen, seht die Laien,
Wie das sich gebärde.
Ja, er hat Gewalt!
Weiß nicht, ob er zaubern kann;
Kommt mit seiner Lust er an,
Dann ist niemand alt.

Alles wird jetzt wohl gelingen,
Freud' und Fröhlichkeit,
Tanzen, Lachen, Jubeln, Singen,
Wie's die Zucht gebeut.
Ei, wer wär' nicht froh?
Da die Vögelein so schöne
Singen ihre besten Töne,
Tun wir ebenso!

Wohl dir, Mai, wie du bescheidest
Jedem seine Freude!
Wie du schön die Blumen kleidest,
Wie du schmückst die Heide!
War sie bunter je?
„Klein bist du, ich größer, schaue",
Streiten auf der duft'gen Aue
Blumen mit dem Klee.

§ 28. Der Minnesang.

1. Eine wichtige Stelle unter den Liedern dieser Zeit nehmen die eigentlichen Minnelieder ein, d. h. jene, welche der Verehrung und Verherrlichung des Frauengeschlechtes gelten. Die meisten Dichter sangen nur solche. Dies erklärt sich also: Schon die alten Deutschen ehrten die Frauen höher, als es bei Griechen und Römern der Fall war. Im christlichen Mittelalter aber glaubte man den Frauen um so mehr Verehrung und Huldigung schuldig zu sein, als der göttliche Erlöser ein Weib zur unendlich hohen Würde seiner Mutter erhoben hat. Ein Dichter jener Zeit drückt dies so aus: „Nun höret und merket wohl, warum man Frauen ehren soll: Wir waren ewiglich tot, uns brachte eine Jungfrau aus aller Not, die uns den Heiland gebar. Um eines reinen, zarten Lebens willen ehret alle Frauen." So kam es denn, daß es ein wichtiger Teil der Lebensaufgabe eines Ritters wurde, den sog. Frauendienst zu erlernen und zu üben. Ja er mußte es beim Ritterschlag vor dem Altar schwören, stets die Frauen zu schirmen und Blut und Leben für ihre Ehre einzusetzen.

Digitized by Google

Schon bei den alten Deutschen fand sich „die Erkenntnis von der Tiefe, der Würde und Innigkeit des weiblichen Gemüts, die Verehrung, zu welcher eine reine, fromm keusche Frauenseele wider Willen hinreißt, die Huldigung, die der sinnigen Wirksamkeit, der zarten Zurückhaltung, der feinen Sitte der Frauen gebührt" (Lindemann). Sie glaubten sogar, daß den Frauen etwas „Heiliges und Ahnungsreiches" (sanctum et providum, wie Tacitus berichtet) innewohne, und schlossen sie deshalb nicht einmal von der priesterlichen und prophetischen Würde aus. Wenn nun auch in der christlichen Zeit die letztere Auszeichnung wegfiel, so ergoß doch die Sonne des Christentums um so mehr Glanz über das deutsche Frauengeschlecht, je höher sie bei uns emporstieg.

2. Die echte Minne war nicht etwa eine Schwärmerei für diese oder jene weibliche Schönheit, sondern die reine, innig zarte, durch die Religion verklärte Huldigung, die man der Würde, Anmut und Tugend der Frauenwelt darbrachte. Von dieser Minne konnte Wolfram sagen: „Minne gibt in den Himmel gut Geleite; Minne ist überall, außer in der Hölle." — Wie diese Minne, so die echten Minnelieder. Es waren keine Liebesgedichte moderner Art, sie waren viel kindlicher und frömmer. „Sie galten eigentlich weniger einzelnen Personen als dem ganzen Frauengeschlechte" (Gervinus); mancher Dichter widmete sein Lied einer „Frowe", die er noch gar nicht gesehen hatte. Selbst am Hofe der hl. Elisabeth wurden solche Minnelieder gesungen.

3. Freilich gilt, was wir soeben über die Minne und die Minnelieder sagten, nur für die erste Zeit ihres Aufblühens in Deutschland. In den französischen Minneliedern (der Troubadours) herrschte früh der Leichtsinn und die Flatterhaftigkeit, in den italienischen gar die Sinnlichkeit vor. Darum singt Walther: „Tugend und reine Minne, wer die suchen will, komm' in unser Land." Auch in Deutschland artete die Minnedichtung nach und nach aus; einzelne Lieder selbst der besseren Dichter sind sittlich bedenklich.

Mit Recht sagt darum Lindemann:

„Der Garten des Minnesangs hat neben den zarten, treu gepflegten Duftblumen auch Pflanzen mit grell gefärbter Blütenglut, die aus fremdem Boden verpflanzt zu sein scheinen, daneben hie und da verwilderte Gewächse mit ätzendem Saft und stachelichten Blättern, sowie auch Zierblumen mit betäubendem Duft."

4. Weil die meisten Lyriker des 13. Jahrhunderts nur Minnelieder sangen, so erhielten alle Liederdichter dieser Zeit den Namen „Minnesänger" und alle Lieder den Namen „Minnesänge". Der Name „Sänger" ist um so mehr am Platz, weil sie ihre Lieder und Leiche nur für den Gesang dichteten und meist selbst sangen mit Begleitung von Saiteninstrumenten („die Singerlein"). An das Aufschreiben ihrer Lieder dachten sie nicht. Dieselben wurden eine geraume Zeitlang nur mündlich fortgepflanzt und erst später gesammelt und aufgeschrieben (vgl. die Manessische Sammlung).

Digitized by Google

Lob der deutschen Frauen.

(Von Walther von der Vogelweide.)

Ir sult sprechen: willekomen!
der iu maere bringet, daz bin ich.
allez, daz ihr habt vernomen,
daz ist gar ein wint: nû frâget mich.
ich wil aber miete:
wirt mîn lôn iht guot,
ich sage iu vil lîhte, daz iu sanfte tuot.
seht, waz man mir êren biete.

Ich wil tiuschen frouwen sagen
solhiu maere, daz si deste baz
al der werlte suln behagen:
âne grôze miete tuon ich daz.
was wold ich ze lône?
si sint mir ze hêr.
sô bin ich gefüege und bite si nihtes mêr,
wan daz sie mich grüezen schône.

Ich hân lande vil gesehen
unde nam der besten gerne war:
übel müeze mir geschehen,
künde ich ie mîn herze bringen dar.
daz im wol gevallen
wolte fremeder site,
nû was hulfe mich, ob ich unrehte strite?
tiuschiu zuht gât vor in allen.

Von der Elbe unz an den Rîn
und her wider unz an Ungerlant
mügen wol die besten sîn,
die ich in der werlte hân erkant.
kann ich rehte schouwen
guot gelâz und lîp,
sem mir got, sô swüere ich wol, daz hie diu wîp
bezzer sint dann ander frouwen.

Tiusche man sint wol gezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân.
swer si schiltet, der'st betrogen:
ich enkan sîn anders niht verstân.
tugend und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant, da ist wunne vil.
lange müeze ich leben dar inne.

Ihr sollt sprechen: Sei willkommen!
Der euch Märe bringet, das bin ich.
Alles, was ihr habt vernommen,
Das ist nur ein Wind. Nun fraget mich.
Ich will aber Miete:
Wird mein Lohn wohl gut,
Sag' ich euch vielleicht, was sanft euch tut.
Seht, welche Ehre man mir biete.

Ich will deutschen Frauen sagen
Solche Mär', daß sie desto baß
All der Welt dann soll'n behagen;
Ohne große Miete tu' ich das.
Was verlang' ich von den Süßen?
Sie sind mir zu hehr.
Drum bin ich gefüge, bitte sie nichts mehr,
Als daß sie mich freundlich grüßen.

Lande hab' ich viel gesehen,
Und ich nahm der besten gerne wahr;
Übel müss' es mir ergehen,
Brachte ich mein Herz je ihnen dar.
Daß ihm wohlgefallen
Manche fremde Sitte,
Unrecht wär' es, wenn ich dieses widerstritte:
Deutsche Zucht geht doch vor allen.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und dann wieder bis zum Ungarland
Mögen wohl die besten sein,
Die ich habe in der Welt erkannt.
Kann ich recht erschauen
Wohlgestalt und Leib,
Helf' mir Gott, so schwör' ich, besser ist das Weib
Hier als anderwärts die Frauen.

Deutscher Mann ist wohlgezogen,
Recht wie Engel sind die Frauen schön.
Wer sie schilt, der ist betrogen;
Ich kann dieses anders nicht verstehn.
Tugenden und reine Minne,
Wer die suchen will,
Komm' in unser Land nur, da ist Wonne viel.
Mög' ich leben lang darinne!

Digitized by Google

§ 29. Die nennenswertesten Minnesänger.

1. Neben dem schon in § 20 genannten Heinrich von Veldeke ist Friedrich von Husen (Hausen) Begründer der höfischen Lyrik. Er stammt aus einem rheinischen Geschlechte und machte 1189 die Kreuzfahrt mit Barbarossa. Seine unterwegs gedichteten Lieder schickte er der Erkorenen seines Herzens in die Heimat. Aber es gab für die beiden kein Wiedersehen hienieden; denn Friedrich sprengte, den Feind verfolgend, über einen Graben, stürzte mit dem Roß und starb am Himmelfahrtstag 1190.

2. Reinmar der Alte, der als Lehrmeister Walthers von der Vogelweide genannt wird (zu unterscheiden von Reinmar dem Zweter), ist der von Gottfried von Straßburg als „Nachtigall von Hagenau" gepriesene Sangesmund und wohl ein Österreicher (beiläufig von 1160 bis 1207 lebend). Er, und durch ihn wohl auch Walther, fand gute Aufnahme am Wiener Hofe. Zu nennen sind seine „Botenlieder" und die schöne Klage über den Tod Herzogs Leopold V. (1194), welche er seiner Witwe in den Mund legte. Sein Schützling Walther ruft ihm nach, „daß ein wohlredender Mund und viel süßer Sang mit ihm begraben worden".

3. Zu den frühesten Minnesängern mit fast volksmäßigem Tone gehören neben Spervogel ein geistlicher Liederdichter und der von Kürenberg. Spervogel war hauptsächlich Spruchdichter. Hymnusartig klingt sein Gotteslob: „Kräuter des Waldes und Erze des Goldes und alle Abgründe, die sind dir, Herr, kund, die stehn in deiner Hand; alles himmlische Heer, das möchte dich nicht vollloben an ein Ende." Sehr schön ist auch sein Weihnachtslied: „Er ist gewaltig und stark, — der Weihnacht geboren ward, — das ist der heilige Christ. — Ihn lobet alles, was da ist, — bis auf den Teufel alleine. — Um seinen großen Übermut — ward ihm die finstere Hölle zu teile" usw. — „Die wenigen geretteten Blüten des Kürenbergers, dessen Burg an der Donau oberhalb Linz lag, überbieten durch inneren Wert ganze Sträuße späterer Minnelieder" (Lindemann), obgleich der Reim ihnen noch häufig abgeht und durch bloße Assonanz vertreten ist.

4. Von Herrn Dietmar von Aist (Ende des 12. Jahrhunderts), dessen Stammburg in Österreich ob der Enns stand, sind nur wenige Lieder erhalten.

5. Nidhart von Reuenthal, ein ritterbürtiger Bayer, lebte an den Höfen von Bayern und Österreich bis um das Jahr 1240. Er schuf den höfischen Dorfgesang und dichtete 113 Tanzlieder, Sommerlieder für den Tanz im Freien, Winterlieder für den Tanz in den Stuben; die ersteren schlossen gewöhnlich mit sehr unterhaltenden Gesprächen, die andern waren mehr erzählend. Hauptsächlich scherzte und spottete er über die Plumpheit und Putzsucht der Bauern, über ihre Raufereien (heut noch eine Liebhaberei der Bayern), Liebeshändel, Tanzweisen, mit einem spöttisch „neidischen" Zug, weshalb er auch den Namen „Nidhart" erhielt. Daß er mit solcher Poesie die Hofleute

Digitized by Google

beluſtigte und ſo ihr Liebling wurde, iſt begreiflich; aber die Bauern lohnten ihm, der als Bauernfeind galt, ſeine Poeſie auch einmal mit Schlägen.

6. Tannhäuſer, wahrſcheinlich ein entlaufener Kleriker aus dem Salzburgiſchen, verpraßte ſein Gut, führte von 1240 bis 1270 ein luſtiges Vagantenleben und ſoll dabei bis in den Orient gekommen ſein. Er verſpottet den Minnedienſt und die deutſche Ausländerei, wozu damals ſchon Anlaß genug war (vgl. das gegen Ende des Paragraphen über den Verfall der Minnepoeſie Geſagte). Ein Bußlied, das ihm zugeſchrieben wird, mag nebſt ſeinem unſteten Leben die von Richard Wagner zu ſeiner Oper „Tannhäuſer" benutzte Sage veranlaßt haben.

7. Heinrich von Morungen, ein Thüringer, deſſen Name auf die Burg Morungen bei Sangerhauſen hinweiſt, war wirklich ein geborner Sänger (um 1220). — Ein gleichfalls ſehr geſchulter höfiſcher Sänger, der aber auch volkstümlich ſang (Wiegenlieder, Balladen), Gottfried von Neifen (um 1250), hatte ſeine Ahnenburg bei dem Städtchen Neuffen in Schwaben.

8. Herr Reinmar von Zweter, am Rhein geboren, aber in Öſterreich erzogen, ſang an den Höfen zu Öſterreich, Böhmen und ſelbſt Dänemark (1220—1248). In ſeinen vielen kräftigen Sprüchen, die er faſt alle in demſelben „Ton" (Reinmars „Ehrenton" zubenannt) ſang, beleuchtet er ſehr vernünftig und entſchieden das Leben und Treiben der Welt und geißelt es nach Verdienſt. Die Minne faßt er höher und edler auf als die Maſſe der Zeitgenoſſen. Eine ſchöne Frau vergleicht er mit dem Gral: wer um ſie werben will, ſoll rein ſein wie der Gralshüter. Politiſch ſtand er zum Kaiſer gegen Rom. Darum und beſonders wegen ſeiner Sprüche erinnert er ſehr an Walther.

9. Der Marner (ſoviel wie Meerfahrer), Walthers Schüler, wirkte über 40 Jahre bis gegen 1270 und wurde, wie es ſcheint, als alter, blinder Mann ermordet. Zu ſeiner Zeit galt er als der beſte Spruchdichter, dichtete aber auch Parabeln, Fabeln; Minnelieder, Tagelieder, Tanzlieder aller Art.

10. Daß auch die Epiker Hartmann, Wolfram, Konrad von Würzburg uſw. ſich dem Frühlingschor der deutſchen Nachtigallen anſchloſſen, braucht kaum erwähnt zu werden. Es lag ja das ſo nahe. Beſonders hervorgehoben ſei hier „Die goldene Schmiede", ein Loblied auf Maria, von Konrad von Würzburg. Er nannte dieſen Sang „goldene Schmiede", weil er darin die heilige Jungfrau mit Sinnbildern und Ehrentiteln ſchmücken wollte, wie es der Goldſchmied mit Gold und Juwelen tut. „Das Gedicht iſt einem prächtigen Gewand voll Bildſtickerei zu vergleichen" (Menzel). Die Sinnbilder ſind aus der Heiligen Schrift, aus den Kirchenvätern oder aus der Phantaſie hergenommen.

11. Nicht wenige balſamduftende Gottesminneblüten ſproßten innerhalb der Klöſter des Benediktiner- wie des Dominikanerordens[1].

---

[1] Vgl. Greith, Die deutſche Myſtik im Predigerorden (von 1250 bis 1340), Freiburg 1861, Herder. III. Buch: Die Poeſie ꝛc. 203—282. — Ebenſo das bei

Digitized by Google

Besonders gehört hierher die Benediktinerschwester Mechthildis, welche gleichzeitig mit der hl. Mechthildis und der hl. Gertrud in dem Kloster Helfeda oder Helpeda ganz nahe bei Eisleben lebte, hier das tiefsinnige Buch der „geistlichen Gnaden" schrieb und 1293 starb. Sie ist wohl die erste, die das geistliche Minnelied in deutscher Sprache anstimmte. Auf den Versbau achtete sie weniger; aber ihre Gedanken sind Perlen, aus der Tiefe des gottinnigen Lebens geholt. Des Reimes wegen nur drei kleinere Proben:

1. Die reine Minne.

Wäre die ganze Welt auch mein,
Und wär' sie ganz von Golde,
Und wären alle Menschen mir recht holde,
Und wär' ich auserwählt darin
Die allerschönste Kaiserin —
Das wäre mir allzeit unmäre.

Ob mir auch Wunsches Macht gegeben wäre,
Viel lieber will ich Jesus sehen, meinen Herren,
Und gern dafür der ganzen Welt entbehren.
Prüfet, was sie leiden, die lange auf ihn beiten.

2. Zum Jesuskinde.

Wohin soll ich dich legen?
Wie soll ich deiner pflegen?
Ich will dich in mein Bettlein legen,
Das ist das Herze mein,
Und will bei deiner Kripp' erwägen,
Wie deine Liebe groß muß sein.
Ich geb' dir auch ein Wangenkissen,
Das ist die Reue mein;
Es soll dich nimmermehr verdrießen,
Zu kommen in mein Herz hinein.
Zum Bettlein ich die Decke finde,
Die ist die heilige Begier.
Vergebe mir, o Herr, die Sünde
Und bleibe stets bei mir.

3. Hymnus des Vaters.

Sei willkommen, mein herrlicher Sohn,
Meine Hand ist in deinem Werke, meine Ehre in deiner Gewalt,
Meine Kraft ist in deinem Streite, mein Lob in deinem Siege,
Mein Wille ist in deiner Wiederkunft, mein Wunder in deiner Auffahrt,
Mein Zorn in deinem künftigen Gericht.
Die unbefleckte Braut [1], die du mir bringst,
Soll dein und mein und ewig ungeschieden sein.
Meine Gottheit ist meine Krone,
Deine Menschheit ist meine Sonne,
Unser beider Gott ist ohne Beginnen.
Ein Wille, Kraft und Tat in allen Dingen,
Deine Seele ist unser dreien nächste Braut.
O wie wonniglich sie in unserer Gottheit spielet
Gleich dem wunderbaren Blitzen, das in der Sonne schwebt,
Das niemand sieht, als wer da schöne Augen hat.

Manz in Regensburg über das Leben und die Offenbarung der Helveder Schwester von Stadtpfarrer A. Müller herausgegebene Buch.

[1] D. i. die Seele der Menschheit Christi.

Digitized by Google

12. Heinrich von Meißen (1250—1318), „Frauenlob" zubenannt, in der Domschule seiner Vaterstadt Meißen theologisch gebildet, Domherr in Mainz, reiste, manche Lorbeeren, aber kargen Lohn erntend, in Alldeutschland herum von Hof zu Hof bis gegen 1311, von welcher Zeit an er in Mainz blieb. Wenn Heinrich von Meißen nun auch nicht gerade „der Kunst ein Koch war" und in seiner „Kunst auf des Kessels Grund" gelangte, wie er von sich selbst meinte, so ist er doch als Dichter ein sittlich-ernster, väterlicher Lehrer für jung und alt, ein strenger Widersacher der lockern Sitte und endlich — unermüdlich im Lobe züchtiger Frauen und treuer Ehegatten. Den Ehrennamen Frauenlob erhielt er wegen seines Leiches auf die heilige Jungfrau, aber auch darum, weil er sich in Streitgedichten dafür ereiferte, daß man nicht „Weib", sondern „Frau" sagen solle. Als er starb, leisteten ihm die Frauen und Jungfrauen zu Mainz rührenden Ehrendienst. Sie trugen ihn nämlich zur Ruhe in den Kreuzgang des Mainzer Domes (30. Nov. 1318) und gossen reichlichen Wein in seine Gruft. Schwanthaler hat ihm vor einigen Jahren einen neuen Grabstein gemeißelt, da der alte zerbrach.

13. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts kam die einst so herrliche Rosenstaude der echten Minnedichtung immer mehr ins Verwelken und Hinsterben. Es kam wie ein heißer Südwind über sie; die Minnepoesie verlor immer mehr ihren edlen und reinen Ton und verfiel ins Gemeine und Unsittliche. Einen traurigen Beleg zu dem Gesagten liefert das Leben des Steiermärkers Ulrich von Lichtenstein, der bis zur Narretei der Minneschwärmerei oblag, wenn auch sein Bericht im „Frauendienst" (1255) manche phantastische Übertreibung enthält. Sein affektiertes bürgerliches Gegenstück ist der Züricher Meister Johannes Hadloub.

14. Schließlich sei noch auf das von einem unbekannten Verfasser herrührende Streitgedicht „Der Sängerkrieg auf der Wartburg" hingewiesen, das zwischen 1260 und 1270 verfaßt sein mag.

1. Wolfram, Walther, Reinmar von Zweter, Litwolf, Heinrich von Osterdingen und andere streiten auf der Wartburg miteinander auf Tod und Leben, ob der Vorzug dem Landgrafen oder dem Herzog von Österreich gebühre. 2. Im zweiten Teil muß Wolfram mit dem Zauberer Klingsör aus Ungarn einen Rätselkampf bestehen. Diesem schließt sich dann der Vortrag des Lohengrin an (siehe bei Parzival).

1. Aus der „goldenen Schmiede".

(Von Konrad von Würzburg.)

Mariâ, muoter unde maget,	Maria, Mutter so wie Magd,
diu sam der morgensterne taget	Die gleich dem Morgensterne tagt
dem wîselôsen armen her,	Dem führerlosen Pilgerheer,
daz ûf dem wilden lebermer	Das auf dem wilden Lebermeer
der grundlôsen werlde swebet,	Der grundlosen Weltlust schwebt:

Digitized by Google

dû bist ein lieht, daz immer lebet,
und im ze saelden ie erschein,
swenn ez der sünden agetstein
an sich mit sînen kreften nam.
Swaz diu syrêne trügesam
versenken wil der schiffe
mit süezer doene griffe,
diu leitest, vrowe, dû ze stâde:
dîn helfe ûz tiefer sorgen bade
vil mangen hât erlediget.
Dîn lop hât uns geprediget
Dominicus und Franciscus.
Der helle bâsiliscus
schaden vil von dir begreif:
dîn tugent schuof, daz ûf în sleif
des tôdes hagel und sîn risel.
Bî dir bezeichnet izt diu wisel,
diu daz hermelîn gebar,
daz den slangen eitervar
ze tôde an sîner krefte beiz
und sînen bluotvarwen sweiz
rêrte durch ir beider sturm.
Dô Lucifer der hellewurm
uns den apfel ezzen sach,
dâ von ze sterben uns geschach,
dô quam uns dîn geburt ze staten
und warf uns an der wünne schaten
ûz bitterlicher noete warm.
Chrîst, der hôhe hîmelharm,
sluof in der tiefn helle tunc
unt beiz den mortgîtigen unc
ze tôde an aller sîner maht.
An dem criuce in übervaht
dînes edelen kindes lîp,
dâ von dû bist vür elliu wîp
gerûemet und gesegenet,
begozzen und beregenet
mit dem himeltouwe.
Dû bist erhoehet, vrouwe,
sam in Sîon der cyprîân
und der cêder in Libân
sich ûf ze berge leichet.
Dîn tugent hôh ûf reichet
sam in Cades der palmen rîs.
Dû bist ein lebendez paradîs
vil maniger edelen bluomen.
Ob allen kardamuomen
dîn süezer smac sich waehet:
er riuchet unde draehet
vür den balsem und den bisem.

Du bist ein Licht, das immer lebt,
Und hilfreich war ihm stets dein Schein,
Wenn es der Lust Magnetenstein
Fortriß mit geheimem Zug.
Wieviel auch der Sirene Trug
Versenken will der Schiffe
Mit süßer Töne Griffe,
Du leitest, Frau, sie zum Gestad.
Manchen aus tiefer Sorgen Bad
Hat deine Hilf' erledigt.
Dein Lob hat uns geprediget
Dominikus und Franziskus.
Der Hölle Basiliskus
Schaden viel von dir empfing.
Deine Tugend schuf, daß auf ihn ging
Des Todes Hagel mit Geriesel.
Du bist bezeichnet in das Wiesel,
Die das Hermelin gebar,
Das den giftigen Drachen gar
Zu Tode biß mit seiner Kraft
Und seines edeln Blutes Saft
Vergoß in ihres Kampfes Sturm.
Als Luzifer, der Höllenwurm,
Uns verlockt zum Apfelbiß,
Daß nun der Tod uns ist gewiß,
Da kam uns deine Frucht zu statten
Und warf uns an erwünschten Schatten
Aus bitterlichen Nöten hin.
Christ, das Himmels-Hermelin,
Kroch in der tiefen Hölle Schlund
Und biß den gift'gen Höllenhund
Zu Tode, daß er machtlos liegt.
An dem Kreuz hat ihn besiegt
Deines edeln Kindes Leib.
Drum ist wie du kein irdisch Weib
Gerühmet und gesegnet,
Begossen und beregnet
Von des Himmels süßem Tau.
Du hast dich hoch erhoben, Frau,
Wie die Zypresse von Sion,
Die Zeder auf dem Libanon
Bis an die Wolken reichet.
Deiner Tugend Höhe gleichet
In Gades nicht der Palme Reis.
Du bist ein lebend Paradeis,
Der Blumen voll von klarem Schein.
Über allen Spezerei'n
Ist deines Wohlgeruches Duft.
Er durchsüßt und würzt die Luft
Mehr als Balsam und als Bisam.

Digitized by Google

Den touf vil heilic und den crisem
hât dîn geburt gehêret:
dîn vruht die erden êret
unde zieret wol den hîmel.
Dû mirren vaz ân allen schimel,
dû edeliu wîrouchbühse,
si müezen sam die lühse
durnehteclichen wohl gesehen,
die manic wunder wellent spehen,
daz an dir blühet zuo aller stunt.
Wie kan dîn minneclicher munt
die sêle spîsen unde laben!
Dû bist der süezen bete ein waben,
der schône tropfet z'aller zît,
wan under dîner zungen lît
diu milch und ouch der honicseim.

Die heil'ge Taufe und den Chrisam
Hat dein Mutterschoß gehehrt.
Deine Frucht die Erde ehrt
Und zieret droben wohl den Himmel.
Du Myrrhenglas all sonder Schimmel,
Du edle Weihrauchbüchse!
Sie müssen wie die Lüchse
Wohl mit scharfen Augen sehn,
Die all die Wunder wollen spähn,
Die an dir blühn zu jeder Stund'.
Wie kann dein minniglicher Mund
Die Seele speisen und erlaben!
Du bist der Süße Wist und Waben,
Das lieblich träufelt immerdar;
Von deiner Zunge fließen klar
Die Milch und auch der Honigseim.

2. Ein kleines Gedicht Frauenlobs.

Ihr hôhen vrouwen, reine wîp,
ich hân daz reht, daz ich iu sage:
waz mag getiuren iwern lîp
ie baz und baz von tage zu tage,
wan daz ein von der andern niht
mit willen hoere ein swachez wort?
beschützet hie und decket dort,
daz ist ein süeze zuoversiht.

Ihr Frauen hoch, ihr Weiber rein,
Ich hab' das Recht, daß ich euch sage:
Was mag euch größern Wert verleihn
Stets mehr und mehr von Tag zu Tage,
Als daß ihr voneinander nicht
Mit Willen hört ein schwaches Wort?
Beschützet hier und decket dort,
Das bringet süße Zuversicht.

§ 30. Herr Walther von der Vogelweide.

1. Über Walthers Leben haben wir nur wenige Notizen. Sie sind meistens seinen Gedichten entnommen. Das nun steht fest, daß er zwischen 1170 und 1230 lebte, daß er über vierzig Jahre lang sang, und daß er ritterbürtig war, ein hêr, wie ihn Wolfram nannte, aber ein armer hêr, denn „sein ganzer Reichtum war sein Lied". Sein bäuerliches Rittergut verlegen manche Forscher nach Tirol (in das Eisack- oder obere Wiptal); andere behaupten, daß Würzburg, wie seine Begräbnisstätte, so auch seine Geburtsstätte gewesen sei[1]. Um 1190 flog diese Meisterin der Nachtigallen aus dem heimatlichen Neste aus nach Wien, wie er selbst schreibt: „Zu Österriche lernte ich singen unde sagen." Reinmar der Alte führte ihn in die Sangeskunst ein (vgl. Walthers Klagelied auf dessen Tod). In

[1] Wir entnehmen dem Werke „Würzburg und seine Umgebungen, ein historisch-topographisches Handbuch ꝛc." folgende Stelle: „Urkundlich lassen sich zwei Höfe zu der Vogelweide nachweisen: einer in der Elefantengasse Distr. IV, Nr 282, der andere in der Hörleinsgasse — ein Datum, welches, an die gleichfalls durch Dokumente bewährte Grabstätte Walthers im Kreuzgange des Neumünsters gereiht, mit größter Wahrscheinlichkeit die Behauptung auszusprechen erlaubt, daß unser gefeierter Lyriker auch aus Würzburg selbst stamme."

Digitized by Google

Wien, wo ihn Leopold IV., der Glorreiche, beschützte, malte er sich die Zukunft rosig aus (vgl. seine frühesten Lieder); doch hat er später „nie auch nur einen halben Tag ganzer Freude genossen". Als gelernter Sänger zog er an verschiedene Höfe und hielt sich da bald länger, bald kürzer auf, je nachdem es ihm behagte. Am längsten weilte er bei dem Landgrafen Hermann von Thüringen (zweimal längere Zeit, erst als jugendlicher, dann als gereifter Mann); hier lernte er auch Wolfram kennen. Aber auch am kaiserlichen Hofe war er bekannt und geschätzt; besonders ehrte ihn Kaiser Friedrich II., indem er ihm ein Lehen gab. Dieses sein „Heimwesen", das in Franken (wohl bei Würzburg) lag, wurde ihm ein wahres Heim. Und doch blieb dieser Zugvogel nicht zu Hause, sondern flog wieder aus nach Wien und andern Orten. Auch machte er den Kreuzzug unter Friedrich II. mit (1229) und ist so doch „komen an die stat, dâ Gott menneschlichen trat" (vgl. seine zwei ergreifenden Kreuzzugslieder). Er starb aber zu Würzburg und ruht aus in dem Grashofe des Neuen Münsters. Sein Schüler Ulrich von Singenburg (Truchseß des Abtes von St Gallen) rief ihm liebend nach:

„Wir wünschen ihm für seinen werten höf'schen Sang,
„Da nun sein' ird'sche Freude ist zu wege,
„Daß ihn der süße Vater recht nach Gnaden pflege."

2. Auch über Walthers Charakter wie seine religiöse und politische Gesinnung haben wir fast nur das Zeugnis seiner Gedichte. Hiernach erscheint er als ein geistvoller, feurig patriotischer, lebenserfahrener und gläubiger, jedoch sehr empfindlicher Mann. In dem großen Zwiespalt zwischen Kaiser und Papst nahm er Partei gegen den Papst, besonders Papst Innocenz und dessen Anhänger[1], sang aber so leidenschaftliche Lieder, daß eben nur die daran Gefallen haben können, die das Papsttum überhaupt für ein Übel halten. Übrigens kam Walther später, besonders durch den Kreuzzug, auf dem er Friedrichs II. unchristliche Gesinnung und wahrhaft sarazenisches Hofleben kennen gelernt hatte, zu der besseren Einsicht, daß das Unheil für Deutschland nicht gerade von der Geistlichkeit ausgehe, und daß das Rechttun

[1] Es ist nicht zu bezweifeln, daß Walther das aus voller Überzeugung tat, daß er am liebsten auf jener Seite stritt, wo er weidlich gegen Papst und Geistlichkeit eifern konnte. Um so mehr ist es zu tadeln, daß er von Otto IV., als dieser ihm das versprochene Lehen nicht gab und immer mehr den kürzeren zog, plötzlich abfiel und für Friedrich II. Partei nahm, und zwar zu einer Zeit, wo Friedrich II. noch des Papstes Schützling war. Noch ungünstiger ist der Eindruck, wenn man liest, wie Walther bei diesem Parteiwechsel den neuen Führer, nämlich Friedrich II., den er vorher „Pfaffenkönig" gescholten, so anfleht:

Schirmvogt von Rom, Apuliens König, habt Erbarmen,
Daß man mich bei reicher Kunst so läßt verarmen;
Gern möcht' ich, könnt es sein, in eignem Herd erwarmen
usw.

Digitized by Google

nicht gerade immer auf seiten der Fürsten sei. Da klagt er sich selbst an, daß „er so volle scheltens was". Da singt er z. B.:

Wir sehen der Unchristlichkeit die Christenheit so voll;
Wo Christentum im Siechhaus liegt, steht's nimmer, wie es soll.

Seht, wie es schmachtet,
Nach Lehre trachtet,
Wie ihm von Rom einst ward erteilt[1]:
Wer die ihm schänkte,
Es wieder tränkte
Wie einst, es würde bald geheilt.

All seine Marter, seine Pein
Entsprang aus Simonie allein.
Auch ist sein Anhang viel zu klein,
Die des zu zeihn,
Die es in Schaden brachten. . .[2]

3. Walther ist der beste und vielseitigste Lyriker des Mittelalters. Dabei war er ein sehr fruchtbarer Dichter. Am frischesten und schönsten sind die Lieder seiner Jugend — die Frühlings- und Minnelieder. Er besang über vierzig Jahre lang die Minne; aber zum Manne gereift, stimmte er doch vor allem für das Vaterland, des Kaisers Ansehen, den Ruhm und das Wohl des Reiches die feurigsten Weisen, politische und patriotische Lieder an. „Deutschland über alles", so sang er darin, und darum auch: „Deutsche Zucht und deutscher Mann und deutsches Weib über alles". Bei allen das Reich betreffenden Ereignissen, z. B. bei den Kämpfen zwischen den hohenstaufischen Kaisern und den Päpsten, sang er seine einflußreichsten Lieder und suchte so dem Reiche mehr durch die Harfe als durch das Schwert zu dienen. — Je älter er wurde, desto mehr wandte er sein Auge vom Vergänglichen ab und schaute auf zum Ewigen, desto mehr religiösen Ernst goß er in seine Lieder. Nicht bloß zeigt sich dies in seinen Kreuzzugsliedern, sondern auch in vielen andern. Als sein „Lebensabend" (vgl. Nr 75)[3] heranrückte, da sagte er der Minne förmlich Lebewohl und rüstete sich zu seiner letzten Fahrt. Er will nun Gott recht minnen; da finde er besseren Lohn als der Welt Lohn (Nr 76) sei. In einem Zwiegespräche nimmt er auf originelle Weise Abschied von der Frau Welt (Nr 77), indem er die Erde als ein Wirtshaus auffaßt, in welchem der Böse als Wirt und Frau Welt als Wirtin hausen.

Für so manche darin erlebten Freuden und Genüsse, meint er, müsse man dem Wirt am Ende die Zeche bezahlen, und er ruft: „Frau Welt, Ihr sollt dem Wirte sagen, daß ich ihm wohl vergolten hab': die Schuld hätt' ich ihm abgetragen, daß er mich aus dem Buche schab'." Er will sich nie mehr von ihr berücken lassen, sagt er schließlich; denn „ich kenne deinen Hinterhalt, vor dem sich niemand kann bewahren. Gott geb' euch, Frau, gute Nacht, und ich will jetzt zur Herberg' fahren". In dem Humor, mit dem dieses Zwiegespräch zwischen Walther und der Welt abgefaßt ist, liegt bitterer Ernst. Er spricht den Reueschmerz ob seiner langjährigen Freundschaft mit dieser Welt (worunter

[1] Es herrschten damals Irrlehren in der Christenheit.
[2] Tadel an die Fürsten, die Simonie trieben und der Irrlehre nicht wehrten.
[3] Nach der schönen neuesten Ausgabe von Fr. Pfeiffer zitiert.

Digitized by Google

er besonders das Hofleben versteht) in verschiedenen Gedichten aus, besonders ergreifend in folgenden Strophen:

Wie schlecht besteht der Tor einmal,
Der nicht um seiner Sünden Zahl
Im Herzen fühlt der Reue Qual!
Nie tilgt der Herr der Sünde Mal,

Die nicht gereut zu aller Stund'
Hinab bis auf des Herzens Grund.
Dem Weisen ist die Lehre kund,
Daß keine Seele wird gesund,
Die von der Sünde Schwert ist wund,
Schließt sie mit Reue nicht den Bund.

Nun fehlt uns wahre Reue;
Daß Gott sie uns aufs neue
In unsre Herzen streue!
usw.

Ebenso gehört sein schönstes und gedankenvollstes Gedicht über „Einst und Jetzt" (Nr 188) unter die Zeugnisse seiner tief religiösen Stimmung. „Ganze Bände von Opitz' oder Flemmings Gedichten wiegt dieser Gesang auf" (Grimm). Auch in seinem einzigen Leich spricht sich solche Gesinnung aus: „Zu dir ich hebe meine Hände, o heilige Dreifaltigkeit, die du ohne Anfang und Ende stets eines bist in der Wesenheit." Walthers schönster Spruch preist die Selbstzucht der Menschen.

4. Mit Recht reichte darum schon Walthers Zeit ihm den Ehrenkranz, Meister Gottfried voran, indem er das Verstummen der Nachtigall von Hagenau (Reinmar der Alte) beklagt:

So gebet uns etlichen Rat:
„Wer leitet nun die liebe Schar?
Wer weiset dies Gesinde?
Ich wähne, daß ich sie finde,
Die nun das Banner führen soll:
Ihre Meisterin, die kann es wohl,
Die von der Vogelweide;
Hei, was die über Heide
Mit hoher Stimme klinget!
Was Wunder sie uns bringet!
Wie fein sie organieret,
Ihr Singen modulieret!"

Aber auch die neue und neueste Zeit hat ihm den ersten Platz unter den Liederdichtern des Mittelalters einstimmig zuerkannt. Uhland besonders hat so recht wieder die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt; Simrock hat seine Lieder sehr gut, wenn auch hie und da zu frei, ins Neudeutsche übertragen, und Franz Pfeiffer hat uns eine herrliche Ausgabe seiner besten Dichtungen mit Wort- und Sacherklärung und wertvoller Einleitung geschenkt. — Auch ein Gedenkstein wurde dem Dichter (1874) gesetzt, und zwar dort, wo — nach des Innsbrucker Professors Zingerle Vermutung — die Wiege Walthers stand, nämlich bei dem Gehöfte „Vogelweide", oberhalb der Brennerstation Waidbruck, unweit Bozen. Es fand bei der Enthüllung eine würdige „Waltherfeier" statt. Der Stein trägt als Inschrift jenes Sprüchlein, das einst der Bamberger Schulrektor Hugo von Trimberg Walthern nachrief:

Hêr Walther von der Vogelweide,
swer dez vergaeze, taet' mir leide.

Digitized by Google

1. Das heilige Land.

Nû alrêst leb ich mir werde,
sît mîn sündic ouge siht
lant daz reine und ouch die erde,
dem man vil der êren giht.
mir'st geschehen, des ich ie bat:
ich bin komen an die stat,
dâ Got menneschlîchen trat.

Schoeniu lant, rîch unde hêre,
swaz ich der noch hân gesehen,
sô bist duz ir aller êre.
waz ist wunders hie geschehen!
daz ein maget ein kint gebar,
hêre übr aller engel schar,
was daz niht ein wunder gar?

Hie liez er sich reine toufen,
daz der mensche reine st;
do liez er sich hie verkoufen,
daz wir eigen wurden frî.
anders waeren wir verlorn,
wan sîn sper, kriuz unde dorn!
wê dir, heiden! deist dir zorn.

Dô er sich über uns wolte erbarmen,
hie leit er den grimmen tôt,
er vil rîche übr uns vil armen,
daz wir koemen uz der nôt.
daz in dô des niht verdrôz,
dast ein wunder alze grôz,
aller wunder übergenôz.

Hinnen fuor der sun zer helle
von dem grabe, da er inne lac,
des was ie der vater geselle
und der geist, den nieman mac
sunder scheiden: êst al ein,
sleht und ebener danne ein zein,
als er Abrahâme erschein.

Dô er den tievel dô geschande,
daz nie keiser baz gestreit,
dô fuor er her wider ze lande.
dô huop sich der juden leit,
daz er hêrre ir huote brach
und man in sît lebendic sach,
den ir hant sluoc unde stach.

Dar nâch was er in dem lande
vierzic tage; dô fuor er dar,
dannen in sîn vater sande.

Nun erst leb' ich ohne Fährde,
Seit sich meinem Auge weist
Das hehre Land und auch die Erde,
Die man also lobt und preist.
Mein ist, was ich je erbat:
Ich bin kommen, wo den Pfad
Gott im Menschenbilde trat.

Schöne Lande, segensreiche,
Hab' ich Wandrer viel gesehn,
Keines, das sich dir vergleiche:
Was sind Wunder hier geschehn!
Eine Magd ein Kind gebar,
Hehr vor aller Engel Schar:
War das nicht ein Wunder gar?

Hier ließ sich der Reine taufen,
Daß der Mensch gereinigt sei;
Hier dann ließ er sich verkaufen,
Daß wir Eignen würden frei
Und verloren nimmermehr.
Heil dir, Kreuz und Dorn und Speer!
Heidenschaft, des zürnst du sehr!

Als er uns sich ließ erbarmen,
Litt er hier den grimmen Tod,
Er, der Reiche, für uns Armen,
Daß wir kämen aus der Not.
Daß sein Blut uns kaufte los,
War ein Wunder übergroß,
Aller Wunder Wunderschoß.

Nieder zu der Hölle Schlunde
Aus dem Grabe fuhr der Sohn,
Dem der Vater war im Bunde
Und der Geist von Anfang schon.
Niemand löset dieses Band:
Drei in einen Gott gewandt,
Wie ihn Abraham erkannt.

Als er dort den Feind bezwungen,
Wie kein Kaiser siegt im Streit,
Hat er neu sich hergeschwungen;
Da begann der Juden Leid:
Daß er ihre Hut durchbrach,
Mit den Seinen ging und sprach,
Den ihr Haß doch schlug und stach.

Hier verblieb der Wunderreiche
Vierzig Tage, fuhr dann frei
Heim zu seines Vaters Reiche.

Digitized by Google

sînen geist, der uns bewar,
den sant er hin wider zehant.
heilic ist daz selbe lant:
sîn name ist vor gote erkant.

Kristen, juden unde heiden
jehent, daz diz ir erbe sî:
Got müez ez ze rehte scheiden
durch die sîne namen drî.
al diu werlt diu strîtet her:
wir sîn an der rehten ger:
reht ist, daz er uns gewer.

Seinen Geist, der mit uns sei,
Hat er uns herabgesandt;
Heilig ist dasselbe Land,
Wird vor Gottes Thron genannt.

Christen sagen, Juden, Heiden,
Daß dies Land ihr Erbe sei:
Möge Gott den Streit entscheiden,
Er bei seinen Namen drei.
Alle Welt hierher begehrt;
Uns nur ward ein Pfand gewährt.
Recht ist, das er uns gewährt.

2. Deutschlands Not[1].

Ich hôrte ein wazzer diezen
und sach die vische fliezen,
ich sach swaz in der werlte was,
velt unde walt, loup, rôr und gras,
swaz kriuchet unde fliuget
und bein zer erden biuget,
daz sach ich, unde sage iu, daz
der deheinez lebet âne haz.
Daz wilt und daz gewürme
die strîtent starke stürme,
sam tuont die vogel under in;
wan daz si habent einen sin:
si diuhten sich ze nihte,
si 'n schüefen starc gerihte.
si kiesent künege unde reht,
si setzent hêrren unde kneht.
sô wê dir, tiuschiu zunge,
wie stêt dîn ordenunge,
daz nû diu mucke ir künic hât,
und daz dîn êre alsô zergât.
bekêrâ dich, bekêre.
die zirkel sint ze hêre,
di armen künege dringent dich:
Philippe setze en weisen ûf und heiz si treten hinder sich.

Ich hört' ein Wasser rauschen
Und ging den Fischen lauschen,
Ich sah die Dinge dieser Welt:
Wald, Laub und Rohr und Gras und Feld,
Was kriechet oder flieget,
Was Bein zur Erde bieget,
Das sah ich, und ich sag' euch das:
Da lebt nicht eines ohne Haß.
Das Wild und das Gewürme,
Die streiten starke Stürme,
So auch die Vögel unter sich;
Doch tun sie eins einmütiglich:
Sie schaffen stark Gerichte,
Sonst würden sie zu nichte;
Sie wählen Kön'ge, ordnen Recht
Und unterscheiden Herrn und Knecht.
So weh dir, deutschem Lande!
Wie ziemet dir die Schande,
Daß nun die Mücke hat ihr Haupt
Und du der Ehren bist beraubt!
Bekehre dich! Nicht mehre
Der Fürstenkronen Ehre!
Die armen Kön'ge drängen dich.
Philippen setz den Waisen auf! so weichen sie und beugen sich.

---

[1] Dieses kleine Lied, welches beklagt, daß Deutschland ohne König sei, fällt in die Zeit, da nacheinander Bertold der Reiche von Zähringen, Bernhard von Sachsen und Otto von Poitou dem am 6. März 1198 in Mühlhausen zum Könige erwählten Philipp von Schwaben die Krone streitig machten. Diese Mitbewerber sind unter den „armen Königen" zu verstehen, von denen das Lied redet. Philipp erschien namentlich durch seinen Reichtum geeignet, die königliche Würde mit Glanz zu bekleiden.

Digitized by Google

3. Einſt und jetzt.

Owê war sint verswunden alliu mîniu jâr!
ist mir mîn leben getroumet oder ist ez wâr?
daz ich ie wânde daz iht waere, was daz iht?
dar nâch hân ich geslâfen unde enweiz ez niht.
nû bin ich erwachet und ist mir unbekant,
daz mir hie vor was kündic als mîn ander hant.
liut unde lant, da ich von kinde bin erzogen,
die sint mir fremde worden, reht als ez sî gelogen;
die mîne gespilen wâren, die sint træge und alt;
bereitet ist daz velt, verhouwen ist der walt:
wan daz daz wazzer fliuzet, als ez wîlent flôz.
für wâr ich wânde, ez wurde mîn ungelücke grôz.
mich grüezet maneger trâge, der mich ê kande wol.
diu werlt ist allenthalben ungenâden vol:
als ich gedenke an manegen wünneclîchen tac,
die sint mir enpfallen gar als in daz mer ein slac.
iemer mêre, owê!

Owê wie jæmerlîche junge liute tuont!
den vil unriuweclîche ir gemüete ê stuont,
die kunnen nû wan sorgen: owê wie tuont si sô?
swar ich zer werlte kêre, dâ ist nieman frô:
tanzen, lachen, singen zergât mit sorgen gar.

O weh! wohin verſchwunden ſind alle meine Jahr'?
Iſt mir mein Leben geträumet oder iſt es wahr?
Was ich ſtets wähnte, daß es wäre, war das nicht?
Danach hab' ich geſchlafen, und ich weiß es nicht.
Nun bin ich aufgewacht, und iſt mir unbekannt,
Was mir zuvor war kundig wie meine andre Hand.
Leut' und Land, da ich von Kindheit bin erzogen,
Die ſind mir fremd geworden, als wär' es all erlogen;
Die mir Geſpielen waren, die ſind träg und alt,
Umbrochen iſt das Feld, verhauen iſt der Wald,
Nur daß das Waſſer fließet, wie es weiland floß.
Fürwahr! ich wähne nicht, mein Unglück wurde groß.
Mich grüßet mancher träge, der eh' mich kannte wohl;
Die Welt iſt allenthalben Ungnaden voll.
Wenn ich gedenke manchen wonniglichen Tag,
Der mir zerronnen iſt wie in das Meer ein Schlag:
Immermehr o weh!

O weh! wie ſich gebar'n die jungen Leute nun,
Wie ſie verzagt im Herzen, wie jämmerlich ſie tun!
Sie können nichts denn ſorgen! o weh, wie tun ſie ſo?
Wo ich zur Welt hinkehre, da iſt niemand froh.
Tanzen und Singen vergeht vor Sorg' und Leid.

Digitized by Google

nie kristenman gesach sô jæmerlîche schar.
nû merket, wie den frouwen ir gebende stât;
sô tragent die stolzen ritter dörperlîche wât.
uns sint unsenfte brieve her von Rôme komen:
uns ist erloubet trûren und freude gar benomen.
daz müet mich inneclîchen (wir lebten ê vil wol),
daz ich nû für mîn lachen weinen kiesen sol.
diu wilden vogellîn betrüebet unser klage:
waz wunders ist, ob ich dâ von vil gar verzage?
waz spriche ich tumber man durch minen bœsen zorn?
swer dirre wünne volget, der hât jene dort verlorn.
iemer mêre, owê!

Owê wie uns mit süezen dingen ist vergeben!
ich sihe die gallen mitten in dem honege sweben.
diu werlt ist ûzen schœne wîz, grüen unde rôt
und innen swarzer varwe, vinster sam der tôt.
swen si nû habe verleitet, der schouwe sînen trôst:
er wirt mit swacher buoze grôzer sünde erlôst.
dar an gedenket, ritter, ez ist iuwer dinc:
ir traget die liehten helme und manegen herten rinc,
dar zuo die vesten schilte und diu gewîhten swert.
wolte got, wær ich der sigenünfte wert!
sô wolte ich nôtic man verdienen rîchen solt.

Nie hat ein Chriſt geſehen ſo jammervolle Zeit.
Und ſchaut auch, wie die Frauen gehn ohne Schmuck und Band,
Die ſtolzen Ritter tragen bäuriſches Gewand.
Uns ſind unſanfte Briefe jüngſt von Rom gekommen,
Uns iſt erlaubt zu trauern und Freude gar benommen.
Das ſchmerzt mich ſehr (wir lebten vor Zeiten wonnevoll),
Daß ich nun für mein Lachen Weinen kieſen ſoll.
Die Vögel unterm Himmel betrübet unſre Klage,
Was Wunder iſt dabei, wenn ich davor verzage?
Was ſprech' ich dummer Mann in meinem böſen Zorn?
Wer dieſer Wonne folget, hat jene dort verlor'n.
Immermehr o weh!

O weh! wie hat man uns mit Süßigkeit vergeben!
Ich ſeh' die bittre Galle mitten im Honig ſchweben.
Die Welt iſt außen lieblich, weiß und grün und rot,
Und innen ſchwarzer Farbe, finſter wie der Tod.
Wen ſie verleitet hat, der ſuche Troſt und Heil;
Ihm wird für ſchwache Buße Verzeihung wohl zu teil.
Daran denket, Ritter! es iſt euer Ding:
Ihr tragt die lichten Helme und manchen harten Ring,
Dazu die feſten Schilde und das geweihte Schwert.
Wollte Gott, ich wäre ſelbſt noch ſolchen Sieges wert!
So wollt' ich ſünd'ger Mann verdienen reichen Sold.

Digitized by Google

joch meine ich uiht die huoben noch der herren golt:
ich wolte selbe krône êweclîchen tragen;
die möhte ein soldenære mit sîme sper bejagen.
möht ich die lieben reise gevaren über sê,
sô wolte ich denne singen „wol" und niemer mêre „owê",
niemer mêre „owê"!

Nicht mein' ich Huben Landes, noch der Herren Gold:
Die Krone ewigen Lebens wollt' ich selig tragen:
Die mag ein Söldner wohl mit seinem Speer erjagen.
Dürft' ich die liebe Reise fahren über See,
So wollt' ich jubelnd singen: Wohl! und nimmermehr: o weh!
Nimmermehr o weh! (F. Born.)

§ 31. Didaktische Poesie.

Die wichtigsten Dichtungen belehrender Art, welche in die Blütezeit fallen, mögen chronologisch hier folgen.

1. „Der welsche Gast" von dem aus Friaul nach Deutschland eingewanderten Thomasin von Zerkläre, einem adligen Kanonikus von Aquileja, † 1238. Das Gedicht ist in zehn Monaten in den Jahren 1215 und 1216 abgefaßt und besteht aus zehn Büchern (14700 Verse). — Der Dichter geht darin recht planmäßig zu Werke, indem er als obersten Grundsatz festhält, daß die „staete" (Stetigkeit = Beharrlichkeit) das Fundament aller Tugend, die „unstaete" aber die Wurzel aller Laster sei. Nachdem er diesen Satz vorangestellt, zeigt er, worin das Wesen der „Frommheit, Tugend und der Zucht" bestehe. Ebenso schildert der treffliche Weltkenner das wahre Glück, den wahren Adel und die wahre Freiheit. In kirchlicher Hinsicht stand er zu Innocenz III., nahm seine Bulle in Schutz, im Gegensatz zu Walther, den er wegen seines Spruches gegen den Papst einen Volksverführer nannte, der mit seinem Spruch Tausende betört und ungehorsam gegen Gottes und des Papstes Gebot gemacht habe. Dieses Urteil ist um so auffallender, als Zerkläre sonst kirchlich freisinnig war.

Nicht die äußeren Vorzüge brächten das Glück zuwege, sondern das Streben nach dem Höheren (das Wandeln im Himmel, wie die Schrift sagt); die äußeren Vorzüge störten vielmehr oft das Glück, indem sie die Hinanstrebenden von der Himmelsleiter herabzögen. Ebenso meint er, daß nicht, Geburt, sondern die Tugend vornehm mache, und daß wahrer Adel nur dem eigen sei, der den Herzensadel besitze.

Wenn einer hochgeboren ist,
So heischt sein Adel aller Frist,
Daß er auch hoch und edel tu';
Und so er sich nicht zwingt dazu,
So trifft ihn nur des Vorwurfs mehr;
Sein Adel mindert seine Ehr'!

Vom Vater her ist jeder Mann
Geadelt, wer's verstehen kann;
Wer seine Abkunft stets im Sinn,
Der hat den Adel immerhin.
Denn die sind alle Gottes Kind,
Die seinem Worte folgsam sind.

Digitized by Google

Doch vom Verächter und Verletzer der Gebote Gottes sagt er: „Als er vom edlen Vater ließ, sich selbst er aus dem Adel stieß." So macht er „klar genug, daß der Adligste zu aller Frist der ist, der wirklich edel ist". So ist ihm auch Reichtum — „rechte Höflichkeit, und der rechte Edelmann, wer Recht vertritt, wo er nur kann". So spricht er auch nur dem Manne, der in der Brust ein gutes Gewissen trägt, die wahre Freiheit zu, die ihm bleibe, läge er auch in Fesseln und in Banden. Der Böse aber ist ihm ein Sklave seiner Pein, ob er auch frank und frei wandle.

Der Gut' ist selig aller Frist,
Was tut's, wenn er gefangen ist?
Und bleibt ihm in der eignen Brust,
Was stets ihm war des Lebens Lust,
Die Tugend und die Güte treu,
Wird ihm die Zeit nicht lang dabei:
Ist auch sein Körper trüb und öd',
Es schmückt sein Herz die Majestät.

2. Dem „welschen Gast" folgte schon im Jahre 1229 das vortrefflichste Lehrgedicht dieses Zeitraums: „Freidanks Bescheidenheit". Es ist eine Sammlung von Lehren und Sprüchen in höchst einfacher, volksmäßiger und überzeugender Sprache. Viele davon sind dem Volke abgelauscht, sind auf der Gasse aufgelesene Edelsteine. Was Wunder, daß sie, nachdem sie so schön gefaßt waren, zum Hausschatz des deutschen Volkes wurden und das Buch die weltliche Bibel genannt wurde. „Bescheidenheit" bedeutet so viel wie Erfahrung, Einsicht; in der Tat enthält das Buch viel köstliche Lebensweisheit.

Hinter dem fridank (Freidenker) vermuten einige Gelehrte den Walther, aber ohne rechte Gründe. Doch finden wir bei unserem „Freidank" ähnliche Denkart und Freimut wie bei Walther. Er ist ernst und doch auch wieder heiter. Er spricht frei, insofern er ohne Scheu die Fehler aller, auch des Adels und der Geistlichkeit, geißelt; aber voll Ehrfurcht behandelt er das Dogma und bewahrt auch im übrigen höfischen Anstand. Er berichtet als Welfengegner „von Rome" nicht viel Schmeichelhaftes, aber er ist doch kirchlich-gläubig.

Aus Freidanks „Bescheidenheit".

Von Gott.

Gott dienen ohne Wank
Ist aller Weisheit Anfang.
Wer um die kurze Lebensfrist
Die ewigen Freuden vergißt,
Der hat sich selber betrogen
Und baut auf einen Regenbogen.
Wer die Seele will bewahren,
Der muß die Selbstsucht lassen fahren.
Wer Gott liebet, wie er soll,
Des Herz ist aller Tugend voll.
Wer aber ohne Gott will leben,
Der wird nicht viele Ehr' erstreben.
Wer Gott nicht fürchtet alle Tag',
Des Mut ist nicht vom rechten Schlag.
Wer da lebet in Gottes Gebot,
In dem ist Gott und er in Gott.
Gott höhet alle Güte
Und niedrigt Hochgemüte.
Gott ist verborgen nichts allwärts,
Vor Gott liegt offen jedes Herz.
Es sei übel oder gut,
Was jemand im geheimen tut,
Oder was im Herzen wird erdacht,
Von Gott wird alles ans Licht gebracht.
Alle Welt von ihm Lohn empfaht
Im Maß, wie sie gedient ihm hat.
Auf seinem Wege selten fällt,
Wer sein Vertrau'n auf Gott gestellt.
Wir sollen mit allen Sinnen
Gott fürchten und minnen.
Der Welt ihr Dräuen und ihr Zorn,
Die sind an Gott gar sehr verlor'n;
Man muß ihm flehen und ihn bitten,
Er fürchtet niemands Unsitten.
Mit dem kleinsten Teil von seiner Kraft
Gott mehr, als die ganze Welt mag, schafft

Digitized by Google

3. In der Mitte des 12. Jahrhunderts sangen (wohl vom Rhein her) weise Lehren der „Winsbeke" und die „Winsbekin". Möglich, daß diese Gedichte von einem Dichter (? von einem Herrn von Winsbach, der „Winsbeke" genannt) stammen. Jedenfalls ehren sie ihren oder ihre Urheber; denn sie sind sehr schön.

In dem ersten belehrt der Vater seinen Sohn, wie er zu einem christlich-ritterlichen Manne emporblühen solle. Er predigt ihm die Liebe Gottes, die Ehrfurcht vor der Religion und deren Dienern, die echte Minne gegen die Frauen, „die Gott uns gab für Engel hier, da sich er Engel dort erschuf" usw. In dem andern sitzt die Tochter der edeln Mutter als hörende und fragende Schülerin zu Füßen und vernimmt von weiblicher Zucht und Vorsicht, aber freilich auch von der Minne!

Aus dem „Winsbeke".

Eingang.

Ein weiser Mann hatte einen Sohn,
Der war ihm lieb, wie's jedem ist.
Den wollt' er lehren rechte tun
Und sprach also: „Mein Sohn, du bist
Mir lieb ohne alle falsche List.
Bin ich dir, wie du selber dir,
So folge mir zu dieser Frist.
Dieweil du lebest, ist's dir gut;
Wenn dich ein Fremder ziehen soll,
Du weißt nicht, wie er ist gemut."

„Sohn, gib ihm, der dir hat gegeben
Und aller Gabe hat Gewalt;
Er gibt dir noch ein ewig Leben
Und andere Gaben mannigfalt,
Mehr als Laub hat der Wald.
Willst du nun haben diesen Hort,
In seinen Händen dich hier halt
Und sende gute Boten für,
Daß sie dort verschaffen Raum."

„Sohn, wenn der Vogel vor der Zeit
Von seinem Neste fliegen will,
Sich selbst er dann wohl geit
Den törichten Kindern zum Spiel.
Dies Gleichnis ich dir künden will:
Fängst du was an, was du nicht kannst
Vollenden, und dir wird's zu viel,
Daß du's mußt lassen ungewonnen:
Besser wäre es deiner Ehre,
Du hättest's nie begonnen."

4. Wie Fridanks „Bescheidenheit" wurde auch der „Renner" ein Liebling des Volkes. Um das Jahr 1300 begann dieser „Renner" von Bamberg aus seinen Lauf. Hinausgeschickt wurde er, um durch die Lande zu rennen (woher sein Name), durch Hugo von Trimberg aus der Gegend von Würzburg, von 1260 bis 1309 Schulrektor am Kollegiatstift St Gangolf in Bamberg. Dieser arme Rektor mit reichem Kindersegen hatte sich aber doch eine Bibliothek von 200 Bänden gesammelt und schrieb dank seiner großen Belesenheit für sein Buch nahezu 25000 frische, leicht sich lesende Verse, mit mannigfachen Fabeln und Erzählungen untermischt. Er verfaßte auch acht andere deutsche und vier lateinische Werke.

Die lange und strenge Sittenpredigt (er ist nicht so schonend wie Freidank) leitet der Schulrektor mit einer Allegorie ein. Er kannte einen Birnbaum, unter dem sich schönes Gras, ein Dornstrauch, eine Lache und ein Brunnen so befanden, daß die vom Wind geschüttelten Birnen teils auf das Gras teils in die Dornen, die Lache und den Brunnen fielen. Die Birnen aber sind die Menschen. Die im Dornstrauch Gefangenen

Digitized by Google

sind — die Hoffärtigen (die unsteten, hoffärtigen Mädchen kommen zuerst daran); die in den Brunnen Gefallenen sind — Geizhälse, und die in der Lache Schwimmenden sind die Unmäßigen. Die im Grase Liegenden kommen allein gut weg; es sind die bußfertigen Sünder (vgl. Lindemanns Geschichte der deutschen Literatur, Freiburg, Herder). Der Dichter schließt mit der Bitte, seine abgeschiedene Seele mit Gebet und Opfer zu beschenken.

Aus dem „Renner".

Von Worten.

Der besten Gaben eine,
Die Gott hat gegeben
Dem Menschen in diesem Leben
An Leib und Seele, das sind Wort'.
Sie reinigen wie Feuer, unser Kraft sind sie und Hort.
Wer sie kann richtig wägen,
Treu' und Weisheit mit Sitte pflegen,
Des Lehre ist als ein Maienregen,
Dem Gott gegeben seinen Segen.
Wer aber ermattet an der Ehre
Und sich dem Laster zukehre,
Dessen Worte und Werke sind Gott
Und all den Seinen ein arger Spott.
Mancher Mann sein Wort verschließt
So sehr, daß Reden ihn verdrießt;
Mit Worten mancher überfließet,
Dessen Reden niemand gern genießet.
Böse Wort' und böse Werk'
Haben die von Lasterberg;
Gutes Wort und gute Werk'
Haben die von Tugendberg;
Gutes Wort und üble Werk'
Haben die von Trügenberg.
Wir haben zwei Ohren und einen Mund
Von Natur, das sei uns kund,
Daß wir viel mehr hören sollen ohne Klagen,
Als mit dem Munde Worte sagen.
Worte erweichen manchen harten Zorn,
Von Worten werden Freunde oft verlor'n;
Worte erhalten die Christenheit,
Worte geben beides, Lieb' und Leid;
Worte schließen auf des Herzens Schrein,
Der lange schon verschlossen mochte sein;
Worte tun uns Gut' und Übles kund;
Mancher Mensch von Worten ward gesund.

5. Der Stricker, ein Österreicher, dichtete zwischen 1225 und 1250. Er ist weniger berühmt wegen seiner „Fabeln", die vielfach albern schließen, als wegen seiner schätzenswerten „Novellen" (Diu werlt) und wegen seiner Satiren über den Verfall des höfischen Lebens. Er verfaßte auch den Artusroman „Daniel von Blumenthal" und den noch ziemlich harmlosen „Pfaffen Amis" und zeigt in seinen Schriften viel Volksweisheit. Ungefähr gleichzeitig mit des Strickers Novellen schrieb Wernher der Gartenäre die erste deutsche Bauerngeschichte in seinem „Meier Helmbrecht".

6. Erst gegen Mitte des 14. Jahrhunderts erschien das Fabelbuch „Der Edelstein" von Ulrich Boner, einem Berner Predigermönch, der es selbst so betitelt. Er wollte durch diesen Namen nicht sowohl seine Arbeit als vielmehr den sittlich guten Inhalt der Fabeln (99 an der Zahl) loben, die er größtenteils anderswo entlehnt hatte. In der Tat ist es ein wahrer Schatz von guten Lebensregeln. — Die Darstellung ist einfach, ansprechend, oft recht munter, und wie zum Lohne für das Ausharren bei der ernsteren Lektüre bietet es gegen Ende dem Leser auch einzelne Schwänke. Das Volk hat diesen Edelstein lange Zeit treu bewahrt und geschätzt. Viel-

Digitized by Google

leicht trug seine Beliebtheit auch dazu bei, daß es das erste deutsche Buch war, das im Druck erschien (1461 bei A. Pfister in Bamberg). Mit ihm führte Boner die Fabel als selbständige Dichtungsart in unsere Poesie ein.

So herzenskundig dieser Predigermönch sich darin zeigt, so herzgewinnend ist er auch. Kindlichen Glauben im Herzen, den Frieden in der Brust, Heiterkeit auf dem Gesichte, so steht er vor uns auf der Lehrkanzel didaktischer Poesie. Man merkt es deutlich: ihm war das Mönchsgewand keine Last. Fleckenlos bewahrt er es auch als Dichter, umströmt von der trüben Flut der zu seiner Zeit schon sehr ausgearteten Minnedichtung.

Aus Boners „Edelstein“.

Von einer gefangenen Nachtigall. (Von weltlicher Torheit.)

Ein Weidmann fing ein Vögelein,
Das war klein, stolz und fein;
Eine Nachtigall ward es genannt.
Als er es nahm in seine Hand,
Um es sogleich zu töten, da
Das Vöglein sprach: „Laß gehn mich ja,
Satt wirst du doch nicht von mir;
Doch will ich drei Lehren geben dir;
Wenn du die behieltest wohl,
Würdest du Friedens und Glückes voll.“
Er sprach: „Sag an, was mag das sein?“
Da sprach das kleine Vögelein:
„Du sollst glauben nimmermehr,
Was unglaublich ist gar sehr;
Weshalb sollte irgend ein Mann
Glauben, was nie geschah noch geschehen kann?
Das andre ist: Nicht Müh' noch Leid
In deinem Herzen dir bereit'
Um Dinge, die vergangen sind
Und nicht wieder zu erlangen sind.
Durch dein Leid sie nicht wiederkommen,
Auch mag das Leid niemanden frommen.
So ist die dritte Lehre mein,
Daß du nicht sollst beflissen sein
Um das, was dir nicht werden mag.
Der tut sich selber große Schmach
Und mag wohl werden der Leute Spott,
Der nicht behält dieses Gebot.
Du sollst die Lehre behalten wohl,
Dann wirst du mancher Weisheit voll.“
Der Mann der war der Lehre froh,
Das Vöglein ließ er fliegen do
Auf einen Baum. Da dies geschach,
Das Vögelein zum Manne sprach:
„Du hast nicht weislich getan,
Daß du mich, Tor, hast fliegen lan;
Das muß dir schädlich sein:
Denn ich trage in dem Leibe mein
Einen Stein edel und groß;
Wer den hat, der wird nie siegelos.
Er zerstört auch alles Gift,
Ein Straußenei er an Größe übertrifft.
Den hast du nun verloren.“
Der Tor hätte wohl geschworen,
All das Gesagte wäre wahr.
Die Lehr' hatt' er vergessen gar,
Die ihm der Vogel hatt' gegeben.
Er ward betrübt wie um sein Leben;
Das Unmögliche glaubte er
Und war betrübt gar sehr,
Wie er den Vogel könnte fahn.
Da sprach das Vöglein zu dem Mann:
„Immer wirst du ein Narre sein,
Nicht hast du behalten die Lehre mein:
Du hast geglaubt die Ding',
Die gar unmöglich sind:
Daß ich habe einen großen Stein
In mir, dazu bin ich zu klein;
Dazu Leid und Schmerzen
Hast du in deinem Herzen,
Daß du mich, Tor, hast verlor'n;
Auch ist in deinem Herzen Zorn,
Daß du mich nicht kannst fangen,
Da doch mein Weg und deiner sind auseinandergegangen.
Du hältst nicht die Lehre mein,
Deshalb wirst du stets ein Tor sein.“

Ein Tor wird oft gelehret wohl,
Sein Herz bleibt doch der Torheit voll.
Wer das glaubt, was nicht sein kann,
Der ist ein unweiser Mann.
Was ohne Gott niemand wenden kann.

Digitized by Google

Das soll man ruhig Gott überlan.
Der begehrt sich selber zur Schmach,
Wer begehrt, was ihm nicht werden mag.
Der ist nicht weise, wer das begehrt,
Was ihm doch niemals wird gewährt.
Wieviel die Welt hat hoher Lehr',
Mancher Mensch doch gar oft begehrt
Und glaubt, was nicht ist gut
Und seiner Seele Schaden tut.
Und richtet nach den Dingen
Seinen Sinn, die ihm mißlingen:
Wie dieser Tor hat getan.
Dessen Herz muß in Reuen stahn,
Der rechter Lehr' nicht folgen will;
Derselben Toren gibt's noch viel,
Die ich nur hier nicht nennen will.

7. Eines der besten Lehrgedichte mit geistlichem (mystischem) Inhalte, welches gegen Ende des 13. Jahrhunderts entstanden ist, heißt „Die minnende Seele oder die Tochter Sion".

Durch Betrachten erkennt die menschliche Seele, wie eitel alles hienieden sei; sie versinkt in trübes Sinnen; Glaube und Hoffnung reichen aber der Betrübten ihre Hand, führen sie zur Frau Weisheit, die guten Ausweg weiß und den Spiegel (speculum) ihr zum Spekulieren vorhält. Der Spiegel aber ist Gottes Sohn von Ewigkeit.

Der Glaube.

Fides sprach mit sanftem Sinn:
Tochter, deinen Ungewinn
Und deines Herzens Qualen,
Die will ich allzumalen
Dir büßen, wenn du mit der Tat
Leben willst nach meinem Rat.
Ich, Fides, bin's, der Glaube,
Der alle Herzen raube:
Der Freuden, die vergänglich sind,
Mußt du dich entschlagen, Kind.
Mein Spiegel heißet Jesu Christ,
In dem es all zu schauen ist.
Was wahre Ruhe mag verleihn:
Du, zarte Tochter, blick hinein.
St Bernard schreibt, der weise Mann:
Wer in dessen Wunden ruhen kann,
Der die Welt erlöset hat,
Der findet sichre Ruhestatt.
Willst du in steter Ruhe sein
Bei Jesu Christ, dem Herren mein,
So merke, was dir Fides rät:
Laß alle Freude, die zergeht,
Halt an ihm mit Festigkeit,
Blick aufwärts in die Ewigkeit
Und folge mir, ich geh' voran,
So kommst du auf die rechte Bahn.
Meeresstern bin ich genannt
Und führe, Kind, dich an der Hand
Zu meinem Heiland Jesu Christ,
Der Mensch für dich geworden ist,
Sich selbst für dich hat hingegeben,
Daß er dich hätt' im ew'gen Leben.
Er sandte dir den Heil'gen Geist,
Das tat er darum allermeist,
Daß du von seiner Süßigkeit
Trost empfingst im Erdenleid,
Daß du auch hättest lichten Schein,
Wenn du in deines Herzens Schrein
Sein Minnefeuer ließest brennen,
Das die Kinder dieser Welt nicht kennen.
Tochter, gib mir deine Hand,
Ich bringe dich ins Heimatland.

8. Geistliche Sinn- und Lehrgedichte wurden in besonders geistvoller Weise von der oben schon (§ 29, 11, S. 92) angeführten Schwester Mechthildis gedichtet.

Das Kloster der Minne.

Ich sah ein geistliches Kloster, es war mit Tugenden gebaut:
Abtissin ist die wahre Minne, sie hat gar heilige Sinne,
Womit sie treu die Schwestern bewahrt an Leib und Seele,
Alles für Gottes Ehre, gibt sie ihnen manch heilige Lehre.

Digitized by Google

Daß immer Gottes Wille geschehe, davon wird sie selber selig.
Der Minne Kaplan ist die göttliche Demut,
Sie ist stets der Minne untertan, die Hoffart muß von hinnen gan.
Priorin ist der schöne Gottesfriede, ihr ist die Geduld gegeben,
Den Schwestern die Weisheit zu lehren und das gute Leben.
Unterpriorin ist die Liebenswürdigkeit.
Sie liest die kleinen Brocken zusammen zu rechter Zeit
Und tilget sie mit mütterlicher Mildekeit.
Was man auch missetut, soll man nicht lang tragen im Gemüte,
Damit mehret Gott des Menschen Güte.
Das Kapitel der Frauen ist in der Heiligkeit zu schauen,
Die sich im Dienste Gottes offenbart;
Der Schwestern stille Arbeit tut den Feinden vielfach leid,
Hütend sich vor eitlen Ehren, sucht jede das Heil der andern zu mehren.
Sangmeisterin ist die Hoffnung, erfüllet mit der Andacht;
Ihres Herzens Chorgesang so schön klinget,
Daß Gott der Töne Schall minnet, der aus dem Herzen dringet.
Schulmeisterin ist die Weisheit, die gütig die Armen lehret;
Dafür wird das Kloster geheiliget und von den Leuten geehret.
Kellnerin ist der Ausfluß helfender Gabe,
Daß sie mit Freuden die Dürstenden labe;
Wenn sie es aus Liebe tut,
Gewinnt sie durch die Gabe ein göttlich Gemüt;
Die von ihr begehren die Gabe, sollen genügsam sein ohne Klage.
Kämmerin ist die Mildekeit, die gerne wohltut im rechten Maß
Davon wird sie von Gott viele Gaben gewinnen;
Was sie gibt, dafür danken die Armen Gott mit Innigkeit.
Wohltun schmeckt im Herzen ohne Unterlaß,
Wie der Edeltrank im reinen Faß.
Krankenmeisterin ist die tätige Barmherzigkeit;
Sie ist den Kranken zu den Diensten bereit
Mit Hilfe und mit Reinlichkeit, mit Labung und mit Fröhlichkeit,
Mit Tröstungen und mit Liebenswürdigkeit;
Dafür gibt Gott ihr sein Vergelt und stärkt ihr den Mut,
Daß sie es aus Liebe zu ihm immer gerne tut.
Portnerin ist die heilige Hut, die fröhlich immer tut
Mit heiligem Gemüt, was ihr ist anbefohlen;
So bleibt ihre Arbeit unverloren,
Sie kann darum doch zu Gott kommen.
Denn wenn sie beten will, ist Gott bei ihr zu jeder Zeit,
Sie kann ihm klagen allerorts ihr Herzeleid;
Fällt ihr was schwer, Gehorsam macht es leicht,
Von dem sie in keinen Stücken jemals weicht.
Zuchtmeisterin ist die heilige Gewohnheit,
Wie eine Kerze soll sie brennen in himmlischer Freiheit;
So tragen wir sanft all unsere Plage
Bis zu unseres Lebens letztem Tage.
Der Propst ist der Gehorsam in rechten Dingen,
Zu böser Tat darf niemand dich je zwingen.
Dem Gehorsam sind alle Tugenden untertan,

Digitized by Google

Ohne ihn mag kein Kloster lang bestahn.
Wer sich in dieses Kloster will begeben,
Wird immerdar in göttlicher Freude leben
Und Gott im ewigen Leben minnen;
Wohl denen, welche bleiben gern darinnen!

9. Zum Schluß seien noch einige vortreffliche belehrende Schriften dieser Zeit erwähnt, die zwar der Prosa angehören, aber in formeller Beziehung der Poesie sehr nahe stehen. Es sind die wahrhaft volkstümlichen deutschen Predigten, welche uns die den Bettelorden angehörigen Volksmissionäre des 13. Jahrhunderts hinterließen. Wie hinreißend insbesondere der Franziskanerbruder David von Augsburg und sein Schüler Bertold von Regensburg gepredigt haben, kann man schon daraus entnehmen, daß sie fast stets im Freien predigen mußten, daß der Letztgenannte oft vor 10000 bis 20000 Menschen mit fast übermenschlicher Kraft seine zündenden Kreuzpredigten, seine einschlagenden Bußpredigten und seine erhebenden Trostpredigten hielt. Beide sind wohl in Regensburg geboren. David war ein Jahrzehnt lang Novizenmeister in Augsburg (etwa 1230 bis 1240) und hat nach einer lateinischen Aufzeichnung des alten Sachsenrechtes den deutschen „Schwabenspiegel" verfaßt. Von 1250 an zogen beide zusammen durch Bayern, Elsaß, die Schweiz, durch Österreich, Mähren und Schlesien. Beide starben fast in einem Jahre (1272); David wurde im Minoritenkloster zu Augsburg, Bertold in dem von Regensburg begraben. Von diesem sind uns 71 Predigten erhalten.

Digitized by Google

Vierte Periode.

Verfall der deutschen Poesie: Von 1300 bis 1500.

(Dichter aus dem Meisterstande.)

§ 32. Übersicht.

Wir treten nun in eine Periode ein, darin uns die deutsche Poesie, wenigstens was die übergroße Mehrzahl der Dichtungen betrifft, nicht mehr als die blühend schöne Himmelstochter begegnet, über deren ganzes Wesen Anmut und Adel ausgegossen ist, aus deren Augen reine Minne blickt, von deren Lippen die „hofeliche maere“ (Epos) so kraftvoll und „sanfte lêre“ (Legende) so honigsüß fließt! Wir bemerken vielmehr mit Schmerz, wie rasch sie einen schönen Zug nach dem andern verliert, wie sie, ihrer hohen Würde vergessend, sich sehr erniedrigt, wie sie zwar zungenfertig ist (Meistergesang), dabei aber meist eine fade Schwätzerin oder gar eine Lästerzunge (Spott- und Schimpfdichtung). Aus ihren Augen schießt sehr oft unlauteres Feuer, auf ihrem Angesichte zeigen sich Züge gemeinster Art (unflätige Dichtungen). Nur dann noch findet sie sich selbst wieder und verjüngt sich wieder zu einem lieblich reizenden Wesen, wenn sie aus den Städten, von dem großen Weltmarkte hinweg in das Freie zieht, auf das Land zum einfachen Volke, auf die Anger und Alpen, durch die Wälder und über die Heide; oder auch, wenn sie bei der Kinderwelt sich niederläßt und mit ihr singt (Volkslieder, Kinderlieder).

2. Es wurde in dieser Periode sehr viel gedichtet, aber das meiste war bloße Reimerei. Schon daraus läßt sich schließen, daß es wohl viele Dichter oder vielmehr des Dichtens Beflissene gegeben habe, daß aber nun die Dichtkunst in wesentlich andere Hände gekommen sein müsse, als jene waren, unter deren Pflege sie in der vorigen Periode so herrlich gedieh. In der Tat konnte man die Dichter nach Hunderten zählen; doch hatten nur wenige Beruf und Gabe. Sie waren auch meistens Leute von ganz anderem Stande, von ganz anderer Erziehung und Bildung als früherhin. Es verstummten die „Nachtigallen“, die vormals in den Schloßgärten der Ritter nisteten und von dort aus aufflogen, um ihre süße Sommerweise weithin ertönen zu lassen; ebenso ver-

Digitized by Google

stummten die Heldensänger, die früher mit ihrer Harfe auszogen, um durch ihren Sang die Herzen zu erobern und mit fortzureißen. Die Königin Poesie hat nun ihre Residenz verlegt oder vielmehr verlegen müssen: nicht mehr inmitten des Adels finden wir sie, sondern inmitten der Städter und Werkleute; nicht mehr die Ritter und „hêren" bilden ihren Hofstaat, sondern vorzugsweise die Bürger und Meister (vgl. § 34, S. 118). — Man dichtete aber in dieser Periode nicht nur viel, sondern auch vielerlei; selbst das deutsche Drama wagte sich nun hervor, wenngleich etwas linkisch und plump. Und so wollen wir denn eine Übersicht über die Periode mit Bezug auf die einzelnen Dichtungsarten gewinnen.

3. Zuvörderst ein Wort über die Stellung, welche jetzt die Volkspoesie gegenüber der Kunstpoesie einnahm. Die Volkspoesie lief der Kunstpoesie entschieden den Rang ab. Sie ist es, die uns in vorliegender Periode einzig und allein noch erquickt und für den Verfall der Kunstpoesie doch einigermaßen entschädigt. Blühten auch nicht alle Arten der Volkspoesie, so blühte doch um so reicher und mannigfacher das Volkslied, und zwar ebensowohl das epische wie das lyrische. Es liegt außer allem Zweifel, daß das Volkslied schon damals in allen deutschen Gauen heimisch war, insbesondere draußen in freier Natur und auf dem Lande.

Es war die Würze des Lebens für Bauern und Hirten, Jäger und Bergknappen, für Studenten und Landsknechte, für Handwerksburschen und fahrende Schüler, für alle Vaganten der Zeit, selbst für die Bettler. Das Volkslied ertönte auf Messen und Märkten, auf der Wanderschaft und auf dem Marsche, im Frieden und im Kriege, im Stall und in der Herberge, abends vor den Türen, in Städten und Dörfern und unter der Linde, bei der Arbeit wie bei Scherz und Spiel, von einzelnen gesungen oder auch von vielen zusammen, einstimmig oder (besonders in der nächsten Periode) sogar mehrstimmig. Bei den weitaus meisten Volksliedern fragen wir aber vergebens nach ihren Dichtern, vergebens selbst nach ihrer Heimat; denn fast alle (wenige historische ausgenommen) sind gleichsam Findelkinder ohne Vater und Mutter[1].

Kunstdichtungen erzeugte diese Periode zwar sehr viele; aber die große Mehrheit derselben ist des Vergessens wert, dem sie anheimfielen. Sie hören sich fast durchweg nur wie Bänkelsängerei an und sind in unausstehlichen Knittelversen gedichtet oder vielmehr gereimt.

Weltliche Volkslieder.

Das Herzensschlüsselein.

Du bist min, ich bin din,
des solt du gewis sin.
du bist beslozzen
in minem herzen;
verlorn ist daz sluzzelin:
du muost immer dar inne sin.

[1] Die älteste Sammlung solcher Volkslieder verdanken wir der Augsburger Nonne Klara Hätzlerin (im Jahre 1470). Die größte Sammlung von Volksliedern erschien in neuester Zeit unter dem Namen „Des Knaben Wunderhorn" (von L. A. v. Arnim und Klem. Brentano). Auch Uhland gab eine große Sammlung heraus.

Digitized by Google

Reiterlied.

1. Woluf, ir lieben gsellen,
die uns gebruodert sein,
und raten zuo! wir wöllen
dort prassen über Rein;
es kumt ein frischer summer,
daruf ich mein sach setz,
als ie länger, ie dummer:
hin hin! wetz, eber, wetz!
wack, hüetlein, in dem gfretz!

2. Der summer sol uns bringen
ein frischen freien muot
leicht tuot uns irn gelingen,
so kum wir hinder guot;
sie sein vil e erritten,
dan graben, diese schetz,
wir han uns lang gelitten:
hin hin! wetz, eber, wetz!
wack, hüetlein, in dem gfretz!

3. Drumb last üch nit erschrecken,
ir frischen krieger stolz!
wir ziehen durch die hecken
und rumpeln in das holz;
man wird noch unser geren
und nit achten so letz,
all ding ein weil tuon weren:
hin hin! wetz, eber, wetz!
wack, hüetlein, in dem gfretz!

Ritter und Bauer.

1. Ain ritter und ain pauman
begunden abenteuren;
ieweder chempfen da versprach,
ir chrieg sol niemant steuren:
nu dar! la sehen, wer er sei,
der dem andern oblig,
und der mit rechter maisterschaft
dem andern angesig!

2. Der ritter sprach: „Ich pins geporn
von art ain edel chunne!"
der pauman sprach: „ich pau das chorn,
das dunkt mich beßer wunne;
dein edel macht du nicht lang verhügen,
wär ich nicht ackerman:
ich ner dich mit des pfluoges zügen,
wer mir des hailes gan."

3. „Hofzucht und ritterliche tat,
die stat mir wol ze preise,
so ner ich mich in heldes chraft,
in söliches handels weise,
ich dien den zarten frauen gern,
die wellen sein haben recht;
so muost du pauman, dienen mir
recht als mein aigen chnecht!"

4. „Umb dein hofieren gib ich nit
als chlain, als umb ain vesen,
ich han des paurechts ainen sit,
das dunkt mich peßer wesen.
Was hilft dein stechen und dein tanz?
Darin ich chain guot spür;
mein herte arbait, die ist ganz
und trägt die welt paß für."

5. „Nu dar, nu dar, mein peuerlein!
ich muosz dich ains beschaiden:
wann ich muoß faren über mer
gein Preußen an die haiden
und muoß da leiden große not,
daß ich dich, pauer, erner,
die christenhait all vor dem tot
mit meines schwertes wer."

6. „Ich sprich es pei dem werden Got:
wenn es sein laid tuot wenden,
für war, du pist mein aigen pot,
ich pauman tuo dich senden
mit meinem guot, das ich dir gib,
mein silber und mein gold;
darumb so laß mich haben tail
der deinen eren sold!"

4. Nun sprechen wir insbesondere von der Epik dieser Periode. Das originelle Epos verschwindet fast gänzlich. Die Nachbildungen der früheren Epen mißlangen gar sehr: viele der an und für sich schönen Heldensagen finden wir da in einer Weise erzählt oder gedichtet, daß sie geschmacklos, wenn nicht ungenießbar wurden; in den sog. Heldenbüchern aber hat man eine ganze Partie solcher Sagen zu einem Ganzen zusammengezwungen. Unter den

Digitized by Google

Kunstepen ist nur das „von den sieben weisen Meistern" von einiger Bedeutung; auch von den Volksepen nur ein einziges, und zwar ein Tierepos: „Reineke de vos" (von Nikolaus Baumann in niederdeutscher Mundart 1498 herausgegeben). — Die Legendenpoesie wurde zwar nicht ganz vernachlässigt, brachte im Anfang des 14. Jahrhunderts sogar einiges Anmutige hervor, vergröberte sich jedoch mit jedem Jahrzehnt, bis sie zuletzt sogar das feinere Gewand des Metrums ablegte und Legendenprosa wurde. — Als Nachzügler treten dann und wann noch Reimchroniken auf (am besten sind die „Ehrenreden" von Peter Suchenwirt aus Österreich). Doch werden sie immer seltener. — Sehr reich ist die Periode, wie schon vorhin angedeutet, an epischen Volksliedern mit teils geschichtlichen teils der Sage entlehnten Stoffen. Besonders kraftvoll wurden die Schweizertaten (z. B. die bei Sempach und Murten) besungen. Die sagenhaften Volkslieder sind der Mehrzahl nach recht ergreifend oder lieblich; so das Lied vom „Graf von Rom", vom „edlen Möringer", von „Otto dem Schützen", von „Kaiser Max (I.) auf der Martinswand" usw. — Während die Reimlegenden und Reimchroniken allmählich ausstarben, wurden dafür um so mehr die Schwänke und die Volksbücher beliebt. Die Schwänke handeln von „einfältigen Bauern und Weibern, von Schildbürgern und Pfaffen". An ihnen sieht man deutlich, wie sehr in jener Zeit der alte, heilige Ernst dem Mutwillen und der Spaßmacherei gewichen war. So reich sie einerseits an gesundem deutschem Volkshumor sind, so angefüllt sind sie anderseits mit Zoten und Angriffen auf den Klerus. Auch die Volksbücher wurden überaus beliebt: es sind das die eigentlichen epischen Prosadichtungen, sozusagen Volksromane. Die meisten uns überlieferten gehören zwar der späteren Periode an; doch entstanden gerade die zwei besten und populärsten in dieser (der vierten), nämlich „Herzog Ernst" und der „Eulenspiegel".

5. Was die Lyrik dieser Zeit betrifft, so haben wir schon der Volkslyrik entschieden den ersten Rang angewiesen. Wir bemerken nur noch, daß es nun zahllose Reiterliedlein, Gassenhauer, Reien oder Reienlieder (wonach getanzt wurde), Tagelieder (oder Tageweisen), Liebeslieder, Studenten- und Jägerlieder, Bergreien (für wandernde Bergknappen) und selbst Kinderlieder gab. Freilich, wollte man die Moral derselben auf der Goldwage wägen, so müßte man gar viele von ihnen verwerfen. — Mit der Blüte des weltlichen Volksliedes ging die des geistlichen Hand in Hand; besonders trugen dazu die damals so beliebten Mysterien (vgl. Nr 7 dieses Paragraphen) bei. Denn es wurden dem Volk zulieb in diese sonst lateinisch aufgeführten Schauspiele deutsche Lieder eingefügt. Besonders treten im 15. Jahrhundert geistliche Volkslieder (darunter auch eigentliche Kirchenlieder) in so großer Anzahl auf, daß man darüber staunen muß. — Die höfische Lyrik, der Minnegesang, verhallte in dieser Periode immer mehr und mehr, wenn auch einige ritterliche Sänger (wie Hugo von Montfort,

Digitized by Google

Oswald von Wolkenstein) ihn mit aller Kraft neu zu beleben suchten. Überhaupt ging es mit der Kunstlyrik, besonders der weltlichen, bergab. Wohl gebärdeten sich die Meistersänger als ebenbürtige Nachfolger der Minnesänger, glaubten, ihre Lyrik sei Nachtigallenschlag; allein das war nur grobe Selbsttäuschung. Versschmieden und Formenschneiden reichen doch zum kunstmäßigen Liede nicht aus. Etwas besser war die geistliche Kunstlyrik bestellt (vgl. die nachstehende Probe: „Wart umbe dich"). Zwei der Periode angehörige Sänger der Gottesminne mögen deshalb in unserem Andenken fortleben, nämlich der Bruder Hans (vom Niederrhein) und der Dechant Heinrich von Laufenberg (vom Oberrhein).

In dulci jubilo.

In dulci jubilo
nu singet und seid fro!
Unsers Herzens wunne
leit in presepio
Und leuchtet als die sunne
matris in gremio.
Alpha es et o,
alpha es et o!

2. O Jhesu parvule,
nach dir ist mir so weh!
Tröst mir mein gemüete,
o puer optime,
Durch alle deine güete,
o princeps gloriae!
Trahe me post te,
trahe me post te!

3. O Patris charitas,
o Nati lenitas,
Wir weren all verloren,
per nostra crimina;
So hat er uns erworben
coelorum gaudia.
Eya, wer wir da,
eya, wer wir da!

4. Ubi sunt gaudia?
Nirgend mehr, denn da,
Da die engel singen
nova cantica
Und die schellen klingen
in regis curia.
Eya, wer wir da,
eya, wer wir da!

Wart umbe dich.

1. Himmelriche, ich frowe mich din,
das ich do mac schowen,
Got und die liebe muoter sin,
unser schone frowen,
Und die engele mit den cronen,
die do singent also schone.
des frowent sü sich:
Got, der ist so minenclich.
Wart umbe dich,
hüetent iuch vor sunden, dast tugentlich.

2. Lüzel reden, das ist guot,
und ze mose lachen;
Cuine die ougen und den muot,
men sol lange wachen.
Bete gerne und wis alleine,
fliuch die Welt, sü ist gar unreine,
ir valsches Leben:
Got, der wil sich selbe uns geben.
Wart umbe dich,
hüetent iuch vor sunden, dast tugentlich.

3. Sit ich mich nu hüeten sol
vor des tifels lage,
Herregot, nu tuo so wol,
ferlich mir dine gnade.
Ich bit dich, herre, durch dine güete,
das der lip iht an mir wüete
und die welt,
wande sü git so böse gelt.
Wart umbe dich,
hüetent iuch vor sunden, dast tugentlich.

6. Sehr reich ist die Periode an kleineren Lehrdichtungen, insbesondere an Sprüchen. Die Meistersänger lieferten deren ganze Bücher voll, für

Digitized by Google

Hochzeiten und Taufschmäuse, für Namens- und Geburtsfeste, für die Trinker und Weidmänner usw., und mit besonderer Vorliebe die Priameln. Von größeren Lehrgedichten sei nur das „Narrenschiff" von Sebastian Brant genannt, welches rasch zehn Auflagen erlebte.

7. Auch das Drama zeigte sich endlich in dieser Periode auf deutschem Boden, während es in Frankreich, Italien, Spanien schon festen Fuß gefaßt hatte; es stand hier wie dort anfangs nur im Dienste der Religion. Zu gewissen Festzeiten wurden nämlich Mysterien aus dem Leben des Herrn, besonders seine Leiden, später auch aus dem Leben Marias, der Apostel, Märtyrer 2c. dem Volke zur Belehrung und Erbauung dramatisch vorgeführt. Es waren also kirchliche Schauspiele, die man lange Zeit hindurch, wenn es der Platz erlaubte, in den Kirchen aufführte. Die einzelnen Rollen wurden nur von Männern oder Jünglingen gespielt. — Erst später kamen in Gestalt der Fastnachtsspiele die ersten weltlichen Stücke auf.

8. Sprache der Dichtung war zu Anfang der Periode noch mehr das höfische Hochdeutsch. Welch schlimme Wandlung es seit der Blütezeit durchgemacht hatte, wie sehr es verfiel, wie gassenmäßig und bäuerisch es wurde, darüber wird uns noch der nächste Paragraph das Nähere bringen. Während nun das höfische Hochdeutsch Ansehen und Schönheit verlor, kam das (S. 33) erwähnte feinere Mitteldeutsch mehr zur Geltung. Da es als ein Gemisch von Hoch- und Niederdeutsch am besten für allgemeinere Mitteilungen paßte, so ward es in der kaiserlichen Kanzlei heimisch; wenigstens formte sich die Kanzleisprache möglichst nach ihm. Und als gar infolge der vielen Reichstage eine Verkehrssprache, ein sog. „gemeines Deutsch" dringendes Bedürfnis wurde, rückte diese Kanzleisprache noch eine Stufe höher und wurde „Reichssprache", von der Luther schreibt, daß „Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich von Sachsen im Römischen Reich die deutschen Sprachen (Mundarten) also in eine gewisse Sprache gezogen haben".

9. Ehe wir jedoch die Entwicklung unserer Poesie in dieser Periode genauer und im einzelnen besprechen, wollen wir die Ursachen des Verfalls (§ 33) und eine in dieser Zeit auftauchende und lange Zeit bestehende Dichterzunft, die Meistersänger (§ 34), näher kennen lernen. Die Meistersänger haben sich nämlich nicht bloß in einer oder der andern Art von Poesie versucht, sondern in allen Arten, wenngleich das Drama nicht zu ihrer sozusagen zünftigen oder Vereinsdichtung gehörte.

§ 33. Ursachen des Verfalls.

1. Woher kam dieser Verfall? Dem aufmerksamen Beobachter konnte es schon in der vorigen Periode nicht entgehen, daß sich gewisse Krankheitsstoffe in der Poesie vorfanden, daß gewisse Vorzeichen auf ein Ausarten derselben hinwiesen. So mußte er z. B. bemerken, „wie so mannigfach an der Stelle

Digitized by Google

des freudigen Dichtermutes der klaren Sängerstimme grollender Mißmut, gallenbittere Tadelsucht, Sängerneid und Spottdrosselgesang sich Gehör verschafften" (Lindemann). Freilich kam noch vieles andere dazu, wodurch der gesunden Poesie die Lebensader unterbunden wurde.

2. Den Hauptstoß erlitt die Poesie durch die gänzliche Umstimmung der Gemüter in fast allen Ständen, besonders der Hohen und Vornehmen, der Ritter und Reichen. Die echte Poesie wird nämlich nur bei einer Generation gedeihen und blühen, die einen gewissen Sinn für das Ideale und Geistige hat; aber solcher Sinn fehlte in dieser Zeit. Sowohl die Stände, welche bis dahin der Poesie so großartigen Schutz hatten angedeihen lassen, als auch jene, welche die große Schar der wackern und begabten Sänger gestellt hatten, warfen sich mit Macht auf das Reale und Materielle. Die Kaiser, Albrecht I. voran, suchten das Reale einer größeren Hausmacht, und die Fürsten erstrebten das Reale der Landesherrlichkeit und größeren Gebietes. Was Wunder, wenn da die Sänger an den Höfen den Hofnarren oder bestenfalls den lobhudelnden Wappendichtern Platz machen mußten! Die Ritter aber fielen von der Höhe des Minnegesanges in die Tiefe des Raubritterlebens. Statt von dem Nibelungenhort zu singen, zogen sie lieber aus, Schätze zu holen, wenn auch nicht aus der Tiefe des Rheines, so doch aus der Tiefe der Rheinschiffe. Sie griffen nun lieber nach dem Humpen als nach der Harfe und verlachten idealeres Streben als altmodisch und närrisch.

3. Die Roheit und Sittenlosigkeit, die sich damals breit machten, leider genährt durch das Ärgernis der Hohen und des Klerus, waren gewiß kein Tau und Sonnenschein für die Poesie; begreiflich strömten jene in dieselbe ein und vergifteten ihr Blut. Man traut beim Durchmustern der Dichtungen dieser Periode kaum seinen Augen, in solch ein unmoralisches Gebiet sieht man sich zuweilen versetzt. — Zu all dem kamen noch kirchliche und politische Zeitverhältnisse, ebenso Naturereignisse, wie sie für das Gedeihen der Poesie nicht ungünstiger sein konnten. Pest und Hungersnot, Schisma und Interdikt, Heuschreckenplage und Raubritter lösten einander ab, die Geister immer mehr zu ernüchtern und den Born wahrer Poesie zu verschütten. Höchstens drängte es noch ein oder das andere Herz, ergreifende Bußlieder vor dem Erbarmer zu singen.

4. Aber steuerten nicht die Geistlichen und Gelehrten diesem Verfall? Auch sie nicht. Zwischen ihnen und dem übrigen Volke war eine Kluft, bei den Geistlichen durch die vielen kirchen-politischen Wirren (Schisma), bei den Gelehrten durch die Selbstüberhebung gebildet, bei beiden überdies durch ihre Vorliebe für das Latein noch erweitert.

5. Auch die schöne höfische Sprache war keine Stütze für die zusammenbrechende und in den Staub sinkende Poesie. Denn sie teilte deren Schicksal; auch sie verschlechterte sich nach Rudolfs I. Tod. Es war, als ob sie — die höfische — nun bei Hof den Abschied erhalten und auf

Digitized by Google

die Straße verwiesen worden sei. Die Dialekte drangen ohne Maß in sie ein und vergröberten sie immer mehr. Die unfähigen Dichter aber halfen vollends mit, sie zu verderben, indem der einzelne, wie etwa ein Schriftsetzer nach verschiedenen Alphabeten greift, so bei ein und demselben Gedichte nach verschiedenen Mundarten griff, um mehr Form in die Reime zu bringen.

§ 34. Der Meistergesang.

1. Während der Ritterstand immer tiefer sank, schwang sich der Bürgerstand, besonders der in größeren Städten, durch Fleiß, Wohlstand und selbst durch Bildung zu großem Ansehen empor. Das steigerte das Selbstgefühl des Bürgers mehr und mehr, so daß er sich den Ritterbürtigen zur Seite stellte. Was lag nun näher, als daß er nach der Harfe griff, die einst wie ein Ehrenschild am Arme des Ritters gehangen hatte, nun aber verstaubt und verstimmt mit zerrissenem Saitenwerk im Winkel der Schlösser stand! Wir meinen die Kunstpoesie. Denn diese, an Burgen und Höfen geächtet, flüchtete sich nun in die wohlhabenden Städte des südlichen und mittleren Deutschlands und fand offene Arme bei Bürgern und Handwerkern, den sog. Meistersängern.

2. In Augsburg, Frankfurt, Freiburg, Kolmar, Mainz, Nürnberg, Prag, Straßburg, Ulm, Worms, Würzburg, Zwickau ꝛc. kamen die sangeslustigen Brüder (meist Handwerker) in ihren Feierstunden zu sog. „Singschulen" zusammen und dienten der „wonniglichen Sangeskunst" nach Kräften und in unermüdlichem Wetteifer. Da lasen und sangen sie ihre Lieder einander vor, worauf die Beurteilung folgte. Ihre Schulgedichte, die Meistergesänge oder Meisterlieder hießen, waren alle für den Gesang bestimmt, darum auch alle strophisch gebaut. Der Stoff war aber keineswegs bloß lyrisch, sondern ebenso häufig episch und nebenbei meistens noch lehrhaft. Je nach der Leistung gehörte einer zu den Schülern oder Sängern oder Dichtern oder Meistern. Ein Meister wurde nur der, welcher einen Ton (Strophenart mit Melodie, vgl. § 27) erfand. Auch Kunstrichter waren da, das Gemerk, aus drei Merkern bestehend. Die kritisierten und erkannten in den feierlichen Singstunden auch die Preise (Kleinode) zu, z. B. die silberne Kette, einen zierlichen Kranz. So vermißte man die Dichterkrönung durch Fürsten nicht. Von Willkür konnte aber bei diesen Merkern kaum die Rede sein; denn sie waren an die „Tabulatur" gebunden, den Inbegriff vieler Regeln für Dichten und Singen. Darauf standen über dreißig verbotene Dinge. Überhaupt war die Singschule ganz zunftmäßig eingerichtet — es gab darin einen Kronmeister, Büchsenmeister und Schlüsselmeister — und durchaus pedantisch geleitet.

3. So wichtig nun auch die Meistersänger taten, so unwichtig sind die meisten ihrer Dichtungen. Nur sehr wenige derselben atmen poetischen Geist. Es ahnten eben diese Männer nicht im geringsten, daß der wahre Dichter geboren werde; sie meinten vielmehr, die Sangeskunst ebenso erlernen zu

Digitized by Google

können, wie sie ihr Handwerk erlernt hatten, und glaubten den Minnesängern schon ebenbürtig zu sein, wenn sie deren Meisterschaft in der Form erreichten. Darum strebten sie hauptsächlich nach formeller Tüchtigkeit, nach Regelfertigkeit im Strophen-[1] und Versbau sowie in der Reimstellung und wetteiferten miteinander darin, recht künstliche Töne zu erfinden. Man zählt deren 200—300. Jeder neue Ton wurde durch einen besondern, oft recht komischen Namen verewigt. Die Kritik war ebenso einseitig und unvollkommen. Wohl schauten sie darauf, ob der Inhalt nicht gegen den Glauben, gegen die Bibel verstoße; aber für den poetischen Gehalt hatten sie keine Wage. Auch was die Metrik betrifft, blieben sie hinter den Meistern des Mittelalters zurück; denn für den eigentlichen Rhythmus trugen sie keine Sorge: lediglich Silbenzählung kannten und übten sie, ohne den Silbenwert zu beachten. Die Zahl der Silben eines Verses durfte dreizehn nicht übersteigen, und zwar wegen des Vortrages, „weil man's am Atem nicht haben kann, mehr zu singen".

4. Die erste Singschule gründete Heinrich von Meißen (vgl. S. 93), der selbst bürgerlich war, zu Mainz. Ihm zur Seite stand der etwas jüngere Schmied Regenbogen, ein ehrlicher, derber Mainzer, der seine Grobschmiednatur auch beim Verseschmieden walten ließ. In welchen Städten der Meistergesang am meisten Wurzel faßte, ist schon oben gesagt worden. Er dauerte mehrere Jahrhunderte fort und starb selbst im Dreißigjährigen Kriege nicht aus. Seine Blütezeit fällt jedoch nicht in diese, sondern in die nächste Periode, in das 16. Jahrhundert, in welchem er die meiste Verbreitung besaß. In Mainz, wo der Meistergesang entstand, erlosch er auch am frühesten; in Nürnberg wurde 1770 die letzte Singschule gehalten. Als eine Reliquie desselben bestand noch eine solche Schule zu Ulm bis zum 21. Oktober 1839[2].

5. Aus der großen Zahl dieser bürgerlichen Sänger ragen kaum drei als begabtere hervor: Hans Rosenblüt, Hans Folz und Hans Sachs, alle drei aus Nürnberg. Der letztere ist der berühmteste, gehört aber in die folgende Periode. Rosenblüt (um das Jahr 1450) war Wappendichter und wohl auch Wappenmaler. Er führte den Beinamen „der Schnepperer", weil er als ein Spaßvogel und loser „Swatzer" bekannt war, besonders durch seine zahlreichen Priameln, die nach ihm „Schnepper" genannt wurden. Er selbst belehrt uns darüber:

Hans Snepperer ist er genannt, ein halber byderbman;
Der in ein großen swatzer heist, der tut kein Sünde dran.

---

[1] Besonders strebten sie nach der Dreiteiligkeit im Bau der Strophe oder des „Gesetzes", wie sie die Strophe nannten, und demgemäß nach der soliden Zurichtung von Stollen, Gegenstollen und Abgesang.

[2] Der Übersicht halber führen wir schon hier die Lebensgeschichte des Meistergesanges bis an das Ende.

Digitized by Google

In seinen Dichtungen schlägt er meist einen volksmäßigen Ton an. In den Schwänken zeigte er sich als einen gewandten Erzähler, ist aber, was das Sittlichkeitsgefühl betrifft, gar nicht heikel, am allerwenigsten in seinen Fastnachtsspielen, deren er wohl sehr viele verfaßt hat. Als Lieferant von Priameln und Klopfan machte er sich besonders populär. „Im ganzen erscheint Rosenblüt als ein echtes Kind seiner Zeit, in der frommer Sinn und scharfer Spott, zartes Gemüt und derber Ausdruck, langweilige Allegorie und nichts verhüllende Lust an Sinnlichkeit geschwisterlich zusammenleben konnten" (Lindemann).

6. Hans Folz, Barbier (Chirurg) zu Nürnberg (um 1480), war etwas jünger. Auch er war, wie Rosenblüt, hauptsächlich stark im Komischen. Die Form seiner Schwänke und Spiele ist jedoch weniger frisch und volkstümlich als bei jenem, der Inhalt hingegen leider noch schmutziger. Auch er war Spruch- und Lehrdichter und tat sich durch seine ellenlangen Töne hervor. So werden ihm „die zehnreimige Feilweise, der achtzehnreimige Baumton, die zwanzigreimige Abenteuerweise" zugeschrieben.

Meistergesang.

In der Chorweise.

Fröhlich wil ich heben an
mit meinem gsang uff diser ban.
In meiner hand füer ich ein fan,
daran findt man gezieret stan
ein kranz von rosen wol getan:
wer mir den abgewinnen kan
mit schallen und mit singen!
Ich hab ein krenzlin ausgehenkt;
wie schön es an der stangen schwenkt!
Wer sich nach seinen blumen lenkt,
der wird an künsten unbekrenkt;
und ob er die rechten maß erdenkt,
dem wird das krenzlin hie geschenkt;
ich will im's selber bringen.
Das krenzlin ist gebunden da
mit einem seiden faden gra,
rot rosen darin und veiel bla,
mit ganzem fleiß gemachet,
nach lust gespiegelt als ein pfa;
und wer das krenzlin ane sah,
der denkt in seinem Herzen ja:
Wer ich mit kunst besachet!
Sein kunst er dennoch fließen la
züchtiglich an alle dra,
das er der blumen nit versah,
dadurch er werd geschwachet.

Hat er zu gueten kunsten fleiß,
singt er züchtig und auch weis,
er sei jung, alt oder greis,
der hie schon gewinnet preis,
so bin ich selber wol so weis,
ich biet ihm meines kranzes reis,
er wird im uffgesetzet.
Wer umb ein krenzlin singen well,
der tracht, das er die reime stell,
zal und maß darvon nit fel;
weis und wort er nit vertrell,
das recht gesang von herzen schnell,
und auch kein falscher ton nit grell,
dadurch er werd geletzet.
Ich will ihm geben weise ler,
wie er sich zu dem krenzlin ker,
das er die bletter nit verser,
wenn er singens will pflegen.
Singt er von der keuschen maget her,
eines teils von gotes leiden mer,
der ist für uns gemartert ser
und an dem krentz gelegen;
singt er von dem planeten her,
die element und die acht sphär:
so wirbt er umb des kranzes er;
den trag ich im entgegen.

Digitized by Google

Von einem schneider und schuhmacher.

In Jörg Schillers ton.

Mit urlaub wil ichs heben an.
ich bitt euch all, ihr handwerksman,
das ihr nit zürnen wellen.
Was ich euch sing, ist nur ein schimpf.
nun zieht mirs in kein ungelimpf,
sei meister oder gsellen!
Ir hant gehöret ie und ie,
man tut einander treiben.
wann einer ließ den andern hie
in seinem wert beleiben,
das deucht mich wol der beste sin im herzen;
noch mag man schimpfen, scherzen
on allen neid und haß,
als ihr hört fürebaß.

Eine große stat in Heßen leit,
dar aus und ein der landgraf reit,
Marlburg ist sie genennet.
Da hält er fürstiglichen hof
mit manchem edlen ritter, graf.
die stat ist weit erkennet.
Darin da saß ein schneider gut,
der selb sach allzeit saure,
und ein schuhmacher wolgemut,
die waren zwen nachbaure.
der schuster tet den schneider allzeit reißen
und treib ihn mit den geißen
on allen haß und neit.
der schneider daucht sich gscheit.

Er nam es auf in neit und haß
und sprach zu dem schuhmacher das:
„liber laß mich onkümmert!
Wiltu der sach nit schweigen stil,
die ding ich darzu bringen wil,
das dir ein kitzlein lemmert."
Der schuster kert sich nit daran,
er treib in hin als here,
er was der aller best fazman.
das müet den schneider sere.
der schneider sprach: „ich wil nit mit dir fechten,
du mußt mir sein eins rechten,
ich bring dich wol darzu,
das du wirst haben ru."

Der schneider nam den schuster für
ein ganz gericht, das spottet ir;
da tet ers appellieren
Gen Rotweil an das hofgericht,
da man vil krummer sachen schlicht;
das recht wolt er vollfieren.
Und do nun etlich zeit hinkam,
wol bei vierzehn tagen,
ir sach man auch für handen nam:
man hieß den schneider klagen.
er sprach: „ersam, fürsichtig, weise herren,
der man wil mich betören
und treibt mich mit der geiß,
so ich im herzen weiß.

„Das ich und all mein handwerksman
haben ganz keinen teil daran,
das wil ich wol beweisen:
Der schuster braucht ir glid all ganz,
vom kopf hindan bis zu dem schwanz.
der fuß, das ist das eisen,
Damit er grabet aus dem leist
die zwecknägel so reine.
den schwanz, den braucht er allermeist
zu dem anzugel feine.
das euter braucht er zu dem sack mit seulen,
das pech und die garnkneulen,
die wirst er alle drein,
die seulen groß und klein.

„Die geiß ich weiter noch durchsuch:
die haut, die braucht er zu dem schuch.
er ißt das eingeschlechte
Mit knechten, mägden, weib und kind,
und was er hat für hausgesind;
darumb so merkent rechte:
Den bart er zu den bürsten nimt,
das kunt ir selb wol rechen,
das einem drat gar wol anzimt;
darumb tunt urteil sprechen!
das or, das ist das hörnlein also gute,
da er die zweck ein tute.
noch ist ein stück vorhant,
als ir mich recht verstant,

„Das ist das horen auf dem kopf,
das mag er nit empern, der tropf:
es hangt an dem anzügel.
Damit man tut hinein fürwar
die hosen und die lappen gar,

Digitized by Google

die riemlein und die flügel.
Ir richter, sprechent das urteil,
welcher die geiß sol haben.
ich wil im wünschen glück und heil,
kan er mirs baß durchgraben.
künt ir ein stück an irem leib erfinden,
das mir und meinen kinden
zu guetem dienen mag,
ich sag euch lob all tag."

Do der schneider het ausgeredt,
sein klag und sach vollendet het,
do hieß man den schuhmacher
Sein Antwort auch nun geben hie,
seit das er wer in dieser müe
ein täter und ursacher.
Er sprach: „nichts args ich auf in weiß,
wiewol ich in hab triben
und treib in noch mit dieser geiß.
geschriben sei geschriben!
fürwar der sach, der kan ich hier nit laugen,
kost es mir meine augen,
ich kan sein laugnen nicht,
was mir darumb geschicht."

Man hieß sie all beid treten ab;
darnach man in das urteil gab,
der schneider het gewunnen.
Der schuhmacher die geiß solt hon,
bis an ein stück solt er im lon,
das het ein gricht besunnen;
Das hinder teil solt schneiders sein,
das füget in gar eben,
das sie die nadel stecken drein.
darumb hat man in geben
gar gute brief und sigel zu Rotweile,
hin zu dem end ich eile,
wil beschließen diß gedicht.
darumb zürn niemant nicht.

§ 35. Die epische Poesie.

1. Nach einem großartigen nationalen Epos fragen wir in dieser Periode vergebens, zumal nach einem originellen. Von den sehr schwachen Nachbildungen früherer Epen sowie von den Heldenbüchern war schon bei der Übersicht die Rede. Nur von zwei Heldenepen nehmen wir genauere Notiz: von dem einen („Diokletians Leben"), weil es wenigstens ein Epos zweiten Ranges ist, von dem andern („Teuerdank") wegen seines kaiserlichen, für die Poesie begeisterten Verfassers. „Diokletians Leben oder von den sieben weisen Meistern" ist von Hans von Bühel (er war im Anfang des 15. Jahrhunderts „Diener", d. i. Hofbeamter, bei dem Kölner Erzbischof) nach älteren Prosawerken gedichtet. „In Rücksicht auf Zelebrität und die Größe seines Wirkungskreises erreichte es fast die heiligen Bücher und übertraf alle klassischen" (Görres). Darum wurde es auch später zum Volksbuch verarbeitet. — Der „Teuerdank" ist ein großes episches Gedicht aus der Feder von Kaiser Max I., dem „letzten Ritter". Darin gruppiert er in allegorischer Weise die eigenen Erlebnisse und Abenteuer, insbesondere seine Brautfahrt zu Maria von Burgund. Teuerdank wird der Held genannt, weil „er von Jugend auf alle seine Gedanken nach teuerlichen (tapfern Sachen oder Abenteuern) gerichtet hat".

Inhalt von „Diokletians Leben": Dem römischen Kaiser Pontianus wird ein Sohn geboren, welcher in der Taufe den Namen Diokletian erhält. Da er sieben Jahre alt ist, stirbt die Mutter, deren letzter Wunsch ist, ihr Sohn solle fern vom Hofe in aller Kunst und Wissenschaft erzogen werden. Der Kaiser ehrte diesen Wunsch und übergab den Sohn sieben weisen Meistern, unter deren Leitung er zusehends an Weisheit zunahm. Unterdessen hatte der Kaiser eine zweite Frau genommen, auf deren

Digitized by Google

Bitten er den Prinzen nach Hause berief. Die Meister aber lesen aus den Gestirnen, daß Diokletian sterben müsse, wenn er vor dem siebten Tage am Hofe ein einziges Wort spreche, und legen ihm darum Stillschweigen auf. Der Vater ärgert sich sehr darob; die Kaiserin aber, ein schlechtes Weib, naht sich ihm mit Schmeicheleien, um ihn ganz auf ihre Seite zu ziehen. Da er sich von ihr in Hoheit und sittlicher Würde abwendet, so plant sie, den Sohn zum Opfer ihrer Rache zu machen; sie verleumdet den Stiefsohn bei dem Vater, so daß dieser ihn zum Tode verurteilt. Während der nun folgenden sieben Tage spielt das Erzählen von interessanten Geschichten die Hauptrolle. Die Kaiserin erzählt jeden Tag eine solche dem Kaiser, aber auch ebenso nacheinander einer der sieben Meister. Jene bezweckt und erreicht damit, daß der Kaiser jedesmal auf den nächsten Tag die Hinrichtung beschließt; die Meister stimmen aber jedesmal den Kaiser um, bis am siebten Tage die volle Unschuld des Prinzen offenbar wird und die Kaiserin ihren Lohn auf dem Scheiterhaufen findet.

2. Viel besser als die beiden genannten Heldenepen und zugleich echt volkstümlich ist das dieser Periode angehörige Tierepos „Reineke de vos", welches im Jahre 1498 zu Lübeck in plattdeutscher Sprache im Drucke erschien und überaus rasch und weit verbreitet wurde. Die Lübecker Ausgabe ist nach einem mittelniederländischen Epos gleichen Namens bearbeitet, jedoch mit bewußter dichterischer Kraft und Selbständigkeit. Dies Epos ist voll von ebenso schlichten als kernhaften Witzreden und Sittensprüchen, die zum Teil schon als Sprichwörter in dem Munde eines jeden sind oder es doch zu sein verdienen. Es sind die Tiere in diesem „Reineke" noch keine bloß verkappten Menschen; jedoch enthält er schon eine Menge satirischer Anspielungen auf kirchliche und staatliche Mißbräuche.

Reineke Fuchs wird an König Nobels Hof von dem Wolf, dem Hündchen, Hahn rc. wegen seiner Gewalttaten verklagt und Braun, der Bär, abgesandt, den Schuldigen vorzuladen. Der heimtückische Reineke sorgt dafür, daß der Bär sich in einem gespaltenen Baum zum Gefangenen macht und nur mit Verlust seiner Handschuhe aus solcher Lage reißt. Halbgeschunden kehrt der Gesandte heim. Hinz, der Kater, wird ebenso in die Falle geführt. Endlich folgt Reineke dem befreundeten Grimbart, dem Dachs, an den Hof, wird zum Galgen verurteilt, rettet sich aber durch lügenhafte Berichte über einen großen Schatz, welchen er dem König verspricht. Reineke kommt wieder zu Gnaden, will nach Rom wallfahrten, tötet aber verräterisch Lampe, den Hasen. Reineke wird nochmals nach Hof entboten, lügt sich aber aus allen Anschuldigungen wieder heraus; auch im Zweikampf besiegt er mit List den stärkeren Wolf und findet des Königs Huld und hohe Ehre bei Hof.

3. Daß sich die Legendenposie nun allgemach vergröberte und prosaisch wurde, daß die Reimchroniken immer mehr in Abgang kamen und gut nur noch durch den Österreicher Peter Suchenwirt (gegen 1400) gedichtet wurden, ist schon oben Seite 114 erwähnt worden. Des letzteren „Ehrenreden", neunzehn an der Zahl, verherrlichen die berühmtesten Helden seiner Zeit, besonders seiner Heimat; doch führt er uns auch mit historischer Treue durch fast alle damals bekannten Länder. Dabei sind Versbau und Reim von seltener Sorgfalt. Von seinen geistlichen Spruchgedichten verdienen Erwähnung: „Die sieben Freuden Marias" und „Vom

Digitized by Google

jüngsten Gericht", das manche ergreifende Züge aufweist. — Dem über das epische Volkslied Gesagten fügen wir noch einiges über die Pflege desselben bei. Das epische Volkslied war, wie überhaupt das Volkslied, reichlich und gut vertreten. Die Schweizerkämpfe wie die Tellssage wurden am besten besungen, ebenso auch die „Weibertreu in Weinsberg". So sang der Luzerner Halbsuter ein gar kräftiges Lied „von dem strit ze Sempach" (1386), darin keine Spur von der Künstelei des Meistergesanges ist; „wie ein heller Klang des Kriegshorns, wie der Jubelton des Triumphes schallt das Schlachtlied daher" (Lindemann). Später besang Veit Weber[1], „zu Friburg im Brisgawe gar wohl erkannt", den Sieg bei Murten (1376), „als er ab der Schlacht kam". Veit Weber war ohne Zweifel ein wandernder Sänger, wahrscheinlich auch in einigen Städten als sog. städtischer Dichter (eine Art Spruchsprecher oder Wappendichter) öffentlich angestellt. Man meint, er sei ein Breisgauer, und zwar aus Freiburg, gewesen; man will dies besonders aus einer Strophe seines Liedes von dem „Strit von Erikort" schließen, die also lautet:

Lob hör ich Fryburg jechen,
die warend gar wol gemuot,
man hat sy gern gesechen,
ir harnesch, der was guot;
es was gar ein hübsche schar:
wo sy im volck umbzugen,
man nam ir eben war.

4. Immergrün und lieblich duftend ist der Kranz von kleineren Sagen, die man damals zu romanzenmäßigen Volksliedern verarbeitete.

Da rührt uns in dem „Graf von Rom" die erfinderische Liebe seiner treuen Gattin, die in der Mönchskutte dem in harter Gefangenschaft schmachtenden Gatten nachzieht, ihn findet, seinen Tyrannen durch Gesang und Harfenspiel gewinnt und statt des zum Lohne gebotenen Goldes sich einen Sklaven — ihren Gatten — ausbittet. — Dort ist es die großmütig verzeihende Liebe des „edlen Möringer", die uns tief ergreift. Denn in St Thomas' Land verweilend, träumt er, wie sein Weib treulos einen andern gefreit. Und siehe da, St Thomas bringt ihn in einer Nacht nach Hause. Als alter Pilger legt er dort seinen Trauring in den Becher, der ihm vom Hochzeitstische verabreicht wird. Die falsche Braut schaut den Ring, erkennt ihn und bekennt sich schuldig. Sie will eingemauert, ihr ungerechter Gemahl will enthauptet sein. Doch der Pilger verzeiht ihnen, nimmt sein Weib und gibt dem andern seine Tochter. — Andere Sagen spielen in der Heimat, wenn sie uns auch auf die schwindelnde Höhe der Alpen emporführen, wie z. B. die von Kaiser Max, der sich auf der Gemsjagd bei Innsbruck so verstieg, daß er nimmer wußte, wo hinaus- oder wo herabkommen, dem aber doch fast wunderbare Rettung wurde durch einen geheimnisvollen Mann, der ihm den Ausweg wies.

5. Die Schwankliteratur wurde in dieser Periode sehr bereichert; aber die Poesie gewann dadurch nicht viel; sie ward vielmehr gar oft ent-

[1] Veit Weber, Kriegs- und Siegeslieder aus dem 15. Jahrhundert, herausgegeben und mit den nötigen Erläuterungen versehen von Dr H. Schreiber. Freiburg 1819, Herder.

Digitized by Google

ehrt, indem die Schwankdichter so gern den Schlamm und Unrat aufrührten. — Von den Volksbüchern sind oben die zwei besten aus dieser Zeit genannt; hier ihr Inhalt: Der Held des „Herzog Ernst" betitelten Volksbuches ist Ernst, der Sohn jener bayrischen Herzogin Adelheit, die sich später mit Otto II., den die Sage mit Otto I. verwechselt, verehelichte. Sein Schicksal verlief folgendermaßen:

Der Pfalzgraf Heinrich verleumdet den Herzog Ernst bei dem Kaiser, so daß dieser den Stiefsohn aller Güter beraubt. Entrüstet ob dieses Verrats, schlägt Ernst vor des Kaisers Augen dem Pfalzgrafen das Haupt ab, entschließt sich aber in seiner verzweiflungsvollen Lage, das Kreuz zu nehmen. Nun beginnt die überaus abenteuerliche Fahrt. Bald stößt er auf Kranichmenschen (Schnabelleute), bald auf „ein Volk ungestalt und unfüße, die heißen Plattfüße"; dann finden wir ihn wieder im Kampfe gegen die Langohren, gegen Zwerge und Riesen. Doch erreicht der Waller endlich das heilige Grab und auch wieder die Heimat. Während der Christmette kommt er da an, erscheint vor vor Otto, erfleht und erlangt dessen Huld.

Das weitaus verbreitetste Volksbuch war „Eulenspiegel". Vom Jahre 1500 bis heute ergötzt sich das Volk an diesem Schalke, und nicht das deutsche Volk allein; denn dies Buch machte die Reise durch fast ganz Europa. Die Hauptperson darin ist Till Eulenspiegel, ein Bauernbursche aus Gnetlingen (Kneitlingen bei Schöppenstedt im Braunschweigischen).

Was fahrende Schüler, Handwerksreisende, Vagabunden, Possenreißer, listige Bauern ꝛc. seit alter Zeit an Schalksstreichen geliefert, das wird auf die breiten Schultern dieses einen Bauern geladen; was an Volkswitz über Mächtige und Geistliche ringsum in Deutschland heimisch war, wird diesem Eulenspiegel in den Mund gelegt. Darum ist er mit Recht schon der Nationalnarr des deutschen Volkes genannt worden. Natürlich kann er eine solche Rolle nur spielen, wenn er selbst ein Landfahrer ist und in die verschiedensten Rollen einschlüpft. So treibt er sich denn als Gaukler, als Arzt, als Hofnarr, als Maler ꝛc. und als Handwerker jeder Art herum, und es ist ihm dabei mit nichts ernst als mit dem Spaß. Selbst als er zum Sterben kommt, führt er noch den Beichtvater an und stirbt so, wie er gelebt.

§ 36. Die lyrische Poesie.

1. Wir sprechen zuerst von der weltlichen Lyrik, und zwar von der höfischen (Kunstlyrik). Der Minnegesang, im Absterben begriffen, erlosch endlich ganz. Allerdings bemühten sich einige adlige Sänger, denen sich sogar einzelne Bürgerliche (wie Michael Behaim, Suchensinn ꝛc.) anschlossen, die erlöschenden Lebensgeister des Minnegesanges noch einmal zu neuem Leben zu wecken, aber vergebens. Besonders taten sich hervor: Graf Hugo von Montfort, Herr von Bregenz (1357—1423), und der Tiroler Oswald von Wolkenstein (geb. 1367, gest. 1445). Beider Leben war ein bewegtes, merkwürdiges; beide begleiteten den Herzog Albrecht auf seiner Wallfahrt nach Palästina und hatten dabei manche Abenteuer. Der zweite war auch einige Zeit kaiserlicher Gesandter und Begleiter und kam so nach England, Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, zog auch mit gegen die Hussiten (1419), verlebte aber die übrige Zeit, der Muse dienend, auf Burg

Digitized by Google

Hauenstein, wo er starb. Der lyrische Meistergesang freilich, welcher ja stets kunstmäßig gedichtet wurde und durchaus als Kunstpoesie gelten wollte, ertönte allenthalben und verbreitete sich immer mehr. Das Gelingen blieb aber weit hinter dem Streben zurück.

2. So waren es denn in dieser Periode fast einzig und allein die Volkspoeten, die sich als Lyriker den Dichterkranz verdienten. Ja das lyrische Volkslied war, wie oben schon gesagt wurde, reich und glänzend vertreten. Fragen wir aber nach den Namen der besten Volkslyriker, so verstummt die Geschichte. Kaum einen nennt sie uns.

3. Unter den höfischen Sängern der Gottesminne (geistliche Kunstlyrik) nimmt entschieden den ersten Rang ein Heinrich von Laufenberg, Domdechant zu Freiburg i. Br.; 1445 zog er sich in das Johanniterkloster zu Straßburg zurück, wo er starb. „Er ist der bedeutendste und fruchtbarste Dichter geistlicher Lieder im 15. Jahrhundert und ist eben deswegen gewiß nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf die weitere Entwicklung des Kirchenliedes gewesen" (Kurz). Viele Lieder hat er den lateinischen Hymnen nachgebildet, manchmal auch Deutsch und Latein untereinander mischend gedichtet. Unter seinen rein deutschen Gedichten sind weitaus die meisten dem Preise der heiligen Jungfrau gewidmet. Und wie er überhaupt als geistlicher Lyriker ein Vorläufer der nächsten Periode der Blüte des Kirchenliedes war, so insbesondere auch dadurch, daß er schon weltliche Gesänge und vorzüglich bekannte Volkslieder geistlich umdichtete. Dies tat er, um den vielfach anstößigen Text der weltlichen Lieder zu beseitigen und die schöne Melodie zu retten, nach der nun eben das fromme Lied gesungen wurde. Diese Praxis ahmten später die protestantischen Liederdichter vielfach nach, und Luther billigte es; „denn der Teufel", meinte er, „brauche nicht alle Melodien für sich allein zu haben". Die Krone der vielen Lieder Heinrichs (man kennt an 90 derselben) ist das tiefgefühlte Lied „Heimweh", welches Uhland wegen seines echten Volkstones für viel älter hielt. — Auch Oswald von Wolkenstein dichtete geistliche Gesänge, mitunter nach lateinischen Hymnen. Ebenso sei Bruder Hans genannt wegen seiner Marienlieder, die er in niederrheinischer Mundart abfaßte, und deren zweitem Teil ein recht zartes „Marienleben" beigegeben ist. Das Manuskript wurde erst vor kurzem (1862) aufgefunden. Die kunstmäßige geistliche Lyrik war allerdings ein Hauptartikel in den Meisterschulen; aber erst in der nächsten Periode leisteten sie darin etwas Besseres.

Zwei Lieder von Heinrich von Laufenberg.

Heimweh.

1. I wölt, daz ich daheime wer
und aller welte trost entber.

2. Ich mein deheim im himelrich,
do ich Got schowet ewenclich.

3. Woluf, min sel, und riht dich dar!
do wartet din der engel schar.

4. Won alle welt ist dir ze clein,
du kumest denne wider hein.

Digitized by Google

5. Dohein ist leben one tot
und ganzi fröiden one not.

6. Do ist gesundheit ohne we
und wäret hüt und iemer me.

7. Do sind doch tusend jor als hüt
und ist ouch kein verdriessen nüt.

8. Woluf, min Herz und all min muot,
und suoch daz guot ob allem guot!

9. Waz daz nüt ist, das schez gar clein
und jomer allzit wider hein.

10. Du hast doch hie kein bleiben nüt,
es si morn oder es si hüt.

11. Sid es denn anders nüt mag sin,
so vlüch der welte valschen schin

12. Und rüw din sünd und besser dich,
als wellest morn gen himelrich.

13. Alde welt! Gott gesegen dich:
ich var dahin gen himelrich!

An meine Seele.

1. Ach döhterlin, min sel gemeit,
wiltu der hell endrinnen
und schowen Got in ewikeit,
so ker din muot von hinnen.

2. Din fründ, vater und muoter din,
gewalt der zit und eren,
daz muost du alles lassen sin,
wiltu ze Gott dich keren.

3. Die welt gat in der sünden naht
und irret in den sinnen;
ach edle seele, daz betraht
und ker din herz von hinnen.

4. Halt us mit rüwens bitterkeit,
din herz soltu verbinden,
und wer es aller welte leit,
so hüet dich vor den sünden.

5. Got fuert dich zuo der rehten hand
us dieser welt ellende
und setzt dich in daz vaterland,
de fröud het niemer ende.

6. Do blibst du dag und ouch die naht
mit Gotes minn umbvangen;
was herzen fröuden ie erdaht,
die hest on als belangen.

7. Stand uf, stand uf, du sele min,
ker dich ze Gotes muoter
und bit die edle künigin,
daß si dich hab in huote.

8. Sprich willkomm, edli künigin,
die Gnad vor Got het funden,
enphah mich in die gnade din
an mines todes stunden.

9. Es ist mir dick und viel geseit,
ich wolt es nie gelouben,
der falschen welte trugenheit;
nun sich ichs mit den ougen.

10. Slah mirs nit under ougen min,
lasz mich dich, herr, erbarmen:
ach, durch die edle muoter din
enphah mich in din armen!

4. Schon in der Übersicht wurde gesagt, daß die geistliche Volkslyrik in dieser Periode überaus in Schwung kam. Außer den Mysterien gaben dazu die neu eingeführten Feste Anlaß, wie das Fronleichnamsfest (1264), Dreifaltigkeitsfest (1334), Mariä Empfängnis (1356), Mariä Heimsuchung (1389) und viele Heiligenfeste. Zur Vervielfältigung und Verbreitung der Lieder trug die Erfindung der Buchdruckerkunst sehr viel bei, wie auch die Erfindung des Notendrucks mit beweglichen Notentypen. Aber auch die lateinischen Volkslieder mehrten sich und wurden fleißig gesungen. Anderseits übersetzte der Salzburger Mönch Johannes die lateinischen Hymnen und legte ihnen die Choralmelodien unter. Wie es der fleißige Liederdichter Laufenberg machte, wurde schon oben gesagt. Seine Lieder haben fast alle einen volks-

Digitized by Google

mäßigen Ton. Welch reichen Schatz von geistlichen Volksliedern das deutsche Volk schon vor Luther besaß, das beweist allein Wackernagels großes Sammelwerk, in welchem 1448 geistliche Lieder aus der vorlutherischen Zeit genannt sind, darunter eine große Zahl volksmäßig gedichteter.

5) Wenn aber dieser Gelehrte meint, „erst mit der Reformation sei das eigentliche Kirchenlied aufgekommen", so irrt er sich sehr. Ein anderer Forscher der neuesten Zeit — Wilhelm Bäumker — hat in seinem großen mehrbändigen Werke („Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen von den frühesten Zeiten an", Freiburg, Herder) urkundlich nachgewiesen, daß man lange vorher schon an hohen Festtagen bei dramatischen Aufführungen, vor und nach der Predigt, in Verbindung mit den Sequenzen, während der Stillmesse, bei Prozessionen und Bittfahrten eigentliche Kirchenlieder gesungen habe (vgl. a. a. O. II 8 ff). Übrigens bezeugt dies Melanchthon, Luthers Freund, in der Apologie mit den Worten: „Dieser Gebrauch ist allzeit für löblich gehalten in der Kirche. Denn wiewohl an etlichen Orten mehr, an etlichen Orten weniger deutsche Gesänge gesungen worden, so hat doch in allen Kirchen je etwas das Volk deutsch gesungen. Darum ist's so neu nicht." Ähnlich lautet Luthers eigenes Zeugnis: „Im Papsttum hat man feine Lieder gesungen: Der die Hölle zerbrach und den leidigen Teufel darin überwand, item: Christ ist erstanden. Das ist von Herzen wohl gesungen. Zu Weihnachten hat man gesungen: Ein Kindelein so lobelich ist uns geboren heute. Zu Pfingsten hat man gesungen: Nun bitten wir den Heiligen Geist. In der Meß ist gesungen worden: Gott sei gelobet und gebenedeiet, der uns selber hat gespeiset."

6. Wir schließen diesen Paragraphen mit einigen Proben, nämlich mit dem berühmten Taulerschen Weihnachtslied, mit dem Lied der Geißler (Flagellanten), welche im Jahre 1349 Deutschland durchschwärmten, und mit der erschütternden Antiphon „Media vita". Dieses merkwürdige Lied wurde schon im 13. Jahrhundert allgemein gesungen, aber nur lateinisch. Es stammt aus dem Kloster St Gallen, wurde bald zur Zeit schwerer Bedrängnisse gesungen, bei Epidemien, in Stürmen auf der See, im Schlachtgewühl, und war so ein allgemeines Volkslied geworden. Zuletzt legte man ihm sogar die abergläubische Wirkung bei, als könne man, es singend, den Tod bannen und seinen Feind verderben.

1. Weihnachtslied (von Tauler).

1. Uns komt ein Schif gevaren,
Es bringt ein schönen Last,
Dar uf vil Engel-Scharen,
Und hat ein großen Mast.

2. Das Schif komt uns geladen,
Got Vater hat's gesant,
Es bringt uns großen Staden[1],
Jesum, unsern Heilant.

[1] Glück, Heil.

Digitized by Google

3. Das Schif komt uns gesloſſen,
Das Schiflein geht am Lant,
Hat Himmel ufgeschloſſen,
Den Sun herausgesant.

4. Maria hat geboren
Us irem Fleisch und Bluot
Das Kindlein userkoren,
War Mensch und waren Got.

5. Es ligt hie in der Wiegen,
Das liebe Kindelin,
Sin Geist liuht[1] wie ein Spiegel:
Gelobet muost du sin!

6. Maria, Gotes Muoter,
Gelobet muost du sin!
Jesus ist unser Bruoder,
Das liebe Kindelin.

7. Möch ich das Kindlein küssen
An sin lieblichen Munt,
Und wär' ich krank, für gewisse,
Ich würd davon gesunt!

8. Maria, Gotes Muoter,
Dein Lob ist also breit!
Jesus ist unser Bruoder,
Gibt dir groß Würdigkeit. Amen.

2. Geißlerlied.

Nu ist die betevart also her.
Christ reist selber gen Jerusalem;

Er füerte ein criuce in siner hant.
nu helfe uns der heilant!

Nu ist die betevart also guot.
hilf uns, herre, durch din heilges bluot,

Das du an dem criuce vergossen hest
und uns in dem ellende gelossen[2] hest.

Nu ist die strosse also breit[3],
diu uns zuo unser frowen treit[4],

In unser lieben frowen lant.
nu helfe uns der heilant!

Wir sullent die buosse an uns nemen,
das wir gote beste bas gezemen[5],

Aldort in sins vatter rich.
des bitten wir dich alle glich.

So bitten wir den heilgen Crist,
der aller welte gewaltig ist.

3. Media vita.

Media vita in morte sumus;
Quem quaerimus adiutorem
Nisi te, Domine,
Qui pro peccatis nostris
Iuste irasceris?
Sancte Deus,
Sancte fortis,
Sancte et misericors salvator,
Amarae morti ne tradas nos!

In Mittel unsers Lebens Zeit
Vom Tod seind wir umbfangen.
Wen suchen wir, der uns Hülfe geit,
Von dem wir Huld erlangen,
Dann dich, Herre, alleine,
Der umb unser Missetat
Rechtlichen zürnen tust?
Heiliger Herre Got,
Heiliger, starker Got,
Heiliger und barmherziger Heilmacher Got,
Laß uns nit Gewalt tun des bitteren Todes not!

§ 37. Didaktische Poesie.

1. Sehr viele Lehrgedichte besitzt diese Zeit; doch sind es meistens Sprüche. Die Meistersänger lieferten solche, ganze Bücher voll, für alle möglichen Anlässe, Feste u. s. f. Sie waren meistens ernst, teilweise aber auch scherzhaft. Nicht bloß Hochzeits-, Namenstags- ꝛc. Sprüche gab es, sondern

[1] leuchtet. [2] gelöset, erlöset. [3] bereit. [4] trägt, bringt.
[5] geziemen, gefallen.

Digitized by Google

auch die sog. Klopfan, Rätselfragen, Weinsegen, Jägerschreie, Weingrüße, Weidsprüche u. s. f. Die Klopfan waren Glückwünsche auf Neujahr, die an der Türe der Beglückwünschten gesprochen wurden. Sie waren meist wohlwollend, hie und da auch derb. Die Weingrüße und Weinsegen flossen aus dem Munde des Trinkers. Mit jenen begrüßte er den nun zu schlürfenden Rebensaft, mit diesen „gesegnete" er den Trunk. Die Jägerschreie und Weidsprüche waren natürlich im Munde des Jägers. Daß auch die eigentlichen Sprichwörter vermehrt wurden, läßt sich denken („die Nürnberger henken keinen, bevor sie ihn haben"). Von den Rätselfragen kursieren heute noch viele, z. B.: „Wo ist eine Straße ohne Staub, ein Baum ohne Laub?" Manche gute Aufschriften kamen damals an Häuser und Geräte, z. B.: „Dies Haus ist mein, und doch nicht mein; der vor mir war, war auch nicht sein; der ging hinaus und ich hinein; nach meinem Tod wird's auch so sein." Oder eine andere: „Wir bauen hier so feste und sind doch fremde Gäste, und wo wir sollen ewig sein, da bauen wir uns ewig ein."

Weingruß.

Nu grüs dich got, du liber landtsman:
kein'n bessern gesellen ich nie gewan,
und den ich liber wölt bei mir wissen.
wenn ich des morgens han angebissen
und ich dich han in einem glas,
so dinstu mir zu tisch vil bas
denn all truchsessen, die da leben.
got behüt den stock und auch die reben,
davon du heur gewachßen bist!
got füg dir stecken, band und mist,
sunnen, regen und auch ein'n man,
der dich wol schneidten und hawen kan,
das du biß jar mügst wider geraten.
die großen weck und feißte braten,
wenn ir alle drey bei einander seidt,
so komt ir mir vil baß die zeit
dann harpfen, geigen, tantzen und badten.
darumb wil ich dich zu gaste laden:
kom spat oder fru, du wirst eingelassen;
nit langk an dem thor soltu passen.

Weinsegen.

„Nu gesegne dich Gott, du lieber Eidgesell;
Mit Lieb' und Treue ich nach dir stell'.
Du bist meiner Zunge eine süße Naschung
Und meiner Kehle eine reine Waschung;
Du bist meinem Herzen ein edles Zufließen
Und meinen Gliedern ein heilsam Begießen,
Und schmeckest mir baß denn alle Brunnen,
Die aus den Felsen je sind gerunnen;
Denn ich die Enten nicht leiden mag.
Nu behüt mich Gott vor St Urbans Plag' (Podagra)
Und beschirm mich auch vor dem Strauchen,
Wenn ich die Stiege hinab muß tauchen,
Daß ich auf meinen Füßen bleib'
Und fröhlich heimgeh' zu meinem Weib
Und alles das wisse, was sie mich frag'!
Nu behüt mich Gott vor Niederlag'!"

Digitized by Google

2. Sehr beliebt waren die Priameln, d. h. Vorläufe, in denen mehrere, scheinbar nicht zusammengehörige Sätze vorauslaufen, zuletzt aber der Hauptsatz folgt, auf den sie sich alle beziehen. Man nannte sie auch Schnepper (von „abschneppen", siehe S. 119 bei Rosenblüt).

1. Priamel.

In dem haus frolich und tugentlich,
uff der gassen ersam und zuchtiglich,
in der kirchen diemutiglich und innigklich,
uff dem velt menlich und sinnigklich,
an allen enden fromm und ernveste,
allezeit gotzvorchtig: das ist das beste.

2. Priamel.

Wer einen raben will baden weiß
und darauf legt seinen ganzen fleiß
und an der sonne schnee will dörr'n
und allen wind in ein truchen sperr'n
und ungelück will tragen feil
und narr'n will binden an ein seil
und einen kahlen will bescher'n:
der thut auch unnütz arbeit gern.

3. Priamel.

Welcher Mensch da glaubt an Vogelschrei,
Das da Sterben bedeute oder solcherlei,
Und Glauben hat an Waffensegen,
Daß sie das Schneiden lassen unterwegen;
Und Glauben hat an verworfnen Tag,
An welchem Gott alles Glück versag';
Und glaubt, daß Segen heilsam sind
Für Gschwulst und für den Grind;
Und ans Schuhwerfen übers Haupt;
Wer solche Zaubereien glaubt
Und es in der letzten Beicht nicht gestand,
Den weist man am jüngsten Tag zur linken Hand,
Tief in den verfluchten höllischen Grund. —
Dafür ist Beicht und Buß' gar gesund.

3. Das größte Lehrgedicht jener Zeit ist „Das Narrenschiff", welches Sebastian Brant (1458—1521) in seiner Vaterstadt Straßburg im Jahre 1494 vom Stapel laufen ließ. Der Verfasser genoß in hohem Grade das Vertrauen der Mitwelt, nicht bloß seiner Mitbürger, sondern auch des Kaisers. So war er denn auch von beiden Seiten mit Amt und Würden betraut, war Syndikus und Kanzler, d. h. Stadtschreiber, von Straßburg und nebenbei kaiserlicher Kammerrichter und Pfalzgraf. Er war einer der wenigen Humanisten[1], die unverbrüchlich treu zur Kirche hielten. Wir übergehen hier seine sehr gediegenen wissenschaftlichen Werke und besprechen bloß seine satirische Dichtung „Das Narrenschiff", dessen Inhalt folgender ist:

[1] Humanisten nannte man jene, welche das Studium der alten Sprachen und Schriftsteller als zur echt menschlichen Bildung notwendig anpriesen.

Digitized by Google

Der Narren sind so viele in der Welt, daß, um sie nach Narragonien zu bringen, Karren und Wagen nicht ausreichen. So rüstet denn Brant ein großes Schiff aus und besteigt es selbst als erster Passagier, nämlich als Büchernarr, „der unnütz viel Bücher hat und eitel wenig darin liest". Das Laufen und Rennen nach dem Schiffe ist nun so groß, daß es in 113 Kapiteln 111 Sorten von Narrenpassagieren zählt. Bei einer Musterung derselben fallen uns die Geiznarren, die Putznarren, die Neufundnarren (Modenarren), die Buhl- und Saufnarren, die Schwatznarren, die Sorgnarren, „die sich kümmern, ob die Gänse barfuß gehen", die Verzugnarren, „die singen cras, cras, der Raben Gesang, und wissen nicht, ob sie leben so lang", die Ruhmnarren usw. auf. Auch die bösen Weiber fehlen nicht, unter denen „die klagt, die klappert, diese leugt, diese richt alles aus, das steubt und fleugt". Ebenso sind die Studenten vertreten — „sie sollen studieren, doch gehen sie lieber bubelieren, so ist gelegt das Geld wohl an; Studentenkapp muß Schellen han". Auch „wundert er sich gar nicht daran, daß Narren närrische Kinder han", und versteht darunter die törichten Eltern mit Affenliebe und schlechter Kindererziehung. Kurz, als Narren finden wir jeden eingeschifft, der seine Pflicht gar nicht oder nur teilweise tut. Nachdem nun alle eingepackt und mit Narrenkappen versehen sind, wird der Anker gelichtet zur Fahrt nach Schlauraffenland und dann weiter gen Montesiaskone und gen Narragon; doch auf Kompaß und Stundenglas achten die Narren nicht, zu ihrem eigenen Verderben.

Wir sehen, der Dichter versprach nicht zu viel, wenn er sagte: „Aller Ständ Schand und Laster, üppiges Leben, grobe, narrechte Sitten sollen als in einem Spiegel allhier gesehen und gestraft werden." Nicht nur gibt uns Brant darin ein reiches und treues Bild seiner Zeit, sondern er straft auch die Torheiten derselben in rechtem Maße und in dem rechten Tone. Er schont sich nicht, während er andere geißelt, und mildert den Schmerz durch seinen Humor. Darum hatte das Buch außerordentlichen, schier unglaublichen Erfolg, erlebte Auflage auf Auflage. Die Sprache ist hart (elsässisch), der Versbau ziemlich verwildert, der Quell des Witzes versiegt öfters im Sande der trockenen Belehrung, und „so kann man den poetischen Wert der Dichtung allerdings nur einen sehr mäßigen nennen" (Vilmar).

4. Auch in dieser Periode lebte noch in den Klöstern die Vorliebe für die Poesie. Dafür geben Zeugnis die glücklicherweise nicht verloren gegangenen Sinngedichte der Schwestern von St Katharina in St Gallen und in Villingen (bad. Schwarzwald). Für diese gottminnenden Seelen hatte jede Blume auf dem Felde, jeder Fisch im Wasser, jeder Vogel in der Luft eine Stimme, um irgend eine Tugend zu verkünden und die Berufenen stets an ihr ewiges Ziel und Ende zu mahnen.

Der Distelfink.

Ich bin ein Distelvögelein, mein Gesang ist lieblich und fein!
Geistliche Freud' sollst du im Herzen haben,
Dann wirst du alle Arbeit leichter tragen;
Der süße Jesus ist deine Hilf' in jeder Not,
Den fröhlichen Dulder minnet Gott.

Digitized by Google

Das Zaunschlüpflein.

Zaunschlüpflein bin ich genannt, Demut ist mein Gesang!
Ich lehre das Gemüt niederbiegen
Und zu den Füßen Christi liegen;
Denn der lustbare Born göttlicher Barmherzigkeit
Fließt abwärts in das Tal der Demütigkeit.

Die Taube.

Ein Täublein ist mein Nam', Sanftmut mein Gesang!
Ohn' alle Galle will ich leben,
Niemanden mag ich widerstreben;
Die Sanftmut ist so hold und fein,
Sie lehret dich ein Lehrkind Christi sein.

Die Amsel.

Eine Amsel ist mein Nam', willige Armut mein Gesang!
Freue dich allzeit, arm zu sein.
Gott legt großen Reichtum darein;
Hast du auch viel Leiden und Arbeit,
Denke dann: dort in der Ewigkeit
Wird mein süßes Ruhekisselein
Das göttliche Herz Jesu sein.

Die Lerche.

Eine Lerche ist mein Nam', andächtig Gebet mein Gesang!
Es will hinauf zum Himmel dringen,
Vor Gottes Thron gar süß erklingen;
Ich lehr' den Herrn zu mir biegen
Und mag nie leer von ihm zurückefliegen;
Und was mein Gesang von ihm begehrt,
Hat er mir allzeit noch gewährt.

Das Wächteli.

Ein Wächteli bin ich genannt, geistliche Zucht ist mein Gesang!
Wer sich mit mir tut zieren,
Der mag in rechter Weis' psaltieren,
Die Engel helfen ihm im Chore singen,
Und der Gesang wird in den Himmel dringen;
Dann ist das geistlich Kind den Engeln gleich
Und wird mit ihnen einst singen im Himmelreich.

Das Rebhühnlein.

Ein Rebhühnlein bin ich genannt,
Dem Liebessünger Johannes gar wohl bekannt!
Er nahm mich auf die gnadenreiche Hand
Und lehrte mich meinen zarten Gesang.

Digitized by Google

Wer recht Verständigkeit halten will,
Gibt jeder Tugend Maß und rechtes Ziel,
Daß ihr nie werde zu wenig noch zu viel;
Laß meinen Sang dir wohl gefallen,
Dann wirst du in kein Übermaß verfallen.

Die Wasserstelze.

Ein Wasserstelzlein ist mein Nam',
Die Mäßigkeit ist mein Gesang!
Ich will dich lehren nüchtern sein,
Zuweilen Wasser trinken für den Wein.
Doch sollst du es zu streng nicht machen,
Daß du zuweilen noch magst lachen;
Und geht die Andacht nicht, wie du gedacht,
So denk: aus Wasser hat ja Jesus Wein gemacht.

5. Auch in diesem Zeitabschnitt weisen wir ausnahmsweise noch auf die Schriftsteller hin, deren Werke zwar keine eigentlichen Dichtungen, aber doch durch Sprache und Darstellung poetisch gefärbt sind. Es sind zuerst zwei Dominikaner: Meister Eckhardt, wohl in Thüringen um das Jahr 1260 geboren, später Prior, lehrte mit Auszeichnung Theologie in Straßburg und Köln, wo er 1327 starb, ein großartiger Geist, der ein mächtiger Magnet für die jungen Gottesgelehrten war, an die erhabensten Geheimnisse sich wagte und, um seine hehren Gedanken auszudrücken, in die Tiefen des deutschen Sprachschatzes griff, sowie sein vielgeprüfter Schüler und Ordensbruder Heinrich Suso, der um 1300 wahrscheinlich zu Überlingen am Bodensee geboren, eine Zeitlang in Konstanz weilte und predigte und 1365 als Prior des Dominikanerklosters in Ulm gestorben ist, „dessen Schriften fast vor allen andern eine tiefe, zarte Innigkeit, eine treue, fromme und heitere Gottesliebe atmen und deren Stil mit zu dem Wohlklingendsten, Geschmeidigsten und Gebildetsten gehört, was die ganze Periode aufweisen kann" (Vilmar). Dann nennen wir noch zwei gefeierte Prediger: den Dominikaner Johannes Tauler, wie Suso Schüler und Ordensgenosse von Eckhardt, geb. 1294 zu Köln oder Straßburg, wo er 1361 starb, und Johannes Geiler von Kaisersberg, einen Freund Sebastian Brants, der 1445 zu Schaffhausen geboren, früh verwaist, von seinem Großvater zu Kaisersberg im Elsaß erzogen wurde, später zu Freiburg i. B. Theologie lehrte, seit 1478 aber Prediger am Münster zu Straßburg war und dort 1510 unter der für ihn erbauten herrlichen Kanzel begraben worden ist. Geiler hat seine Predigten lateinisch niedergeschrieben, sein treuer Verehrer, der Franziskaner Johannes Pauli, hat sie wieder ins Deutsche rückübersetzt. Tauler und Geiler erwarben sich auf der Kanzel von Straßburg gleich hohen und verdienten Ruhm; jener war in seinen Predigten mehr ernst, mystisch-tief, während dieser seine lebhafte Phantasie und seinen reichen Witz gern auf der Kanzel wirken ließ. — Erwähnt sei auch noch der Lehrdichter Heinrich der Teichner aus der

Digitized by Google

zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, der 700 Spruchgedichte mit 70000 Versen verfaßte, die uns ein schätzbares Kulturbild seiner Zeit abspiegeln und das üppig hoffärtige Hof-, Ritter- und Städterleben geißeln.

Taulers Predigten, drei Bände umfassend, wurden 1864 neu herausgegeben; das bekannteste Werk von Geiler ist sein „Narrenschiff", eine Sammlung von 150 Predigten, die Geiler, anknüpfend an das „Narrenschiff" von Brant, mit welchem er auf vertrautestem Fuße stand, unter großem Beifall hielt. Die 111 Narrenschwärme teilt er wieder in besondere Arten mit ihren besondern Schellen. Das Seitenstück zu diesem „Narrenschiff" ist sein „Schiff des Heils", das Geiler ein Jahr später ausrüstete.

§ 38. Die dramatische Poesie in ihrer Kindheit.

1. Schon im Mittelalter finden wir die sog. Mysterien (in England: miracle-plays), das sind geistliche Schauspiele, im christlichen Abendlande weit verbreitet. In Italien, Frankreich und selbst England waren sie schon im 12. und 13. Jahrhundert stehend; in Deutschland hingegen scheinen sie erst im 14. Jahrhundert allgemeinere Verbreitung gefunden zu haben. Sie wurden aber bei uns so beliebt, so volksmäßig wie das alte Epos. Selbst auf Dörfern wurden sie gespielt. Viele wurden so sehr Nationalgut, daß man vom Abschreiben derselben Umgang nehmen und sie mündlich von Geschlecht zu Geschlecht überliefern konnte. Sehr einleuchtend ist die Ansicht, daß das deutsche Drama in dem dramatisch eingerichteten katholischen Ritus (vgl. die Messe, das Breviergebet, die verschiedenen Gottesdienste in der Karwoche, insbesondere die Auferstehungsfeier, das Fronleichnamsfest ꝛc.) wurzele.

2. Diese Mysterien hatten den Zweck, die Geheimnisse der Religion dem Volke auf die angenehmste und ergreifendste Weise einzuprägen, es dadurch zu erbauen, zu rühren, zu bekehren und ihm Religion, Kirche und Gottesdienst recht lieb zu machen. Daraus ergibt sich von selbst, welche Stoffe man zu diesen Spielen verwandte. Das Leben Jesu lag natürlich zunächst. Und so gab es denn Passionsspiele, Osterspiele, Dreikönigsspiele, Lichtmeßspiele ꝛc. Bald wurde auch das Leben Marias, besonders die Marienklage, dargestellt, die Bekehrung Magdalenas, Pauli ꝛc., das Martyrium berühmter Heiligen und überhaupt biblische Geschichte.

3. Die Sprache der ältesten Mysterien ist durchweg Latein. Der Text schließt sich streng an die Bibel oder die Liturgie oder die Kirchenväter an. Später wurden einzelne erklärende Strophen in Deutsch (in der Landessprache) eingefügt. Bisweilen wurden nach den lateinischen Strophen gleich die verdeutschenden gesprochen. Das Deutsche gewann immer mehr die Oberhand, und mit dem Schlusse des 13. Jahrhunderts gab es ganz deutsche Spiele. Einzelne Stellen (besonders die lateinischen) oder auch die ganzen Spiele wurden gesungen, so zwar, daß Soli, Duette, Terzette, Chöre vorkamen. Manchmal ging selbst eine Art Ouverture dem Spiele voraus.

Alte Mysterien: Dem hl. Gregor von Nazianz wird ein Passionsspiel zugeschrieben; im 11. Jahrhundert wurde gespielt: die Anbetung der drei Weisen;

Digitized by Google

Ende des 12. Jahrhunderts: Vom römischen Kaisertum deutscher Nation und vom Antichristen, aufbewahrt in einer Tegernseer Handschrift; das Stück wurde noch durchweg gesungen, ist aber von großartiger Einfachheit. Vom Aufgang und Untergang des Antichrists ist „das älteste Drama deutschen Ursprunges und eines der reichsten und großartigsten der ganzen mittelalterlichen Dramatik. Es hat nicht allein einen kirchlichen, sondern auch einen politischen Wert durch die Art, wie es den Antichrist zu den Fürsten der Welt und deren allgemeinem Oberhaupt, dem Römischen Kaiser deutscher Nation, in Beziehung bringt. Im 15. Jahrhundert wurde es, wie es scheint, häufig aufgeführt... Durch seinen ergreifenden Inhalt, durch Musik, Gesang und szenische Ausschmückung muß das in seiner Anlage höchst einfache Stück eine große Wirkung hervorgebracht haben" (Jauſſen).

Das Mysterium von den zehn Jungfrauen wurde 1322 in Gegenwart des Landgrafen Friedrich des Freidigen aufgeführt und erschütterte denselben aufs tiefste: er ging zur Wartburg und war fassungslos wohl fünf Tage lang, und darnach rührte ihn der Schlag, daß er drei Jahre zu Bette lag und im Alter von 55 Jahren starb. In diesem Mysterium finden sich wertvolle lyrische Stellen; wirklich ergreifend ist die Schlußszene in der Nibelungenstrophe.

Das älteste deutsche Passionsspiel ist das Benediktbeurer, das noch ins 13. Jahrhundert gehört; ihm gegenüber weist das zweitälteste, das Wiener (um 1330), in der dramatischen Form bereits einen beträchtlichen Fortschritt auf. Die älteste deutsche Marienklage, die von poetischem Wert ist, fand sich im badischen Kloster Lichtenthal vor. Ihre Abfassung fällt in das Ende des 13. Jahrhunderts. Das umfangreichste (über 4000 Verse umfassende) deutsche Passionsspiel stammt aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Das Manuskript, nicht ganz vollständig, gehört der fürstl. Fürstenbergischen Bibliothek zu Donaueschingen an und enthält die Melodien und die hinsichtlich der Bühne und Aufführung sehr lehrreiche Szenerie. Aus dem 16. Jahrhundert liegen ihr noch andere interessante Zettel und Notizen, selbst eine rohe Bühnenzeichnung bei.

4. In der ersten Zeit wurden diese Spiele, wo tunlich, in den Kirchen aufgeführt. Reichte der Platz nicht aus, so schlug man die Bühne in den Kirchhöfen, die um die Kirchen herum lagen, oder in den Klosterhöfen oder auch an andern öffentlichen Plätzen auf, wo dann freilich das Wetter dem Spiel manchmal zu früh ein Ende machte, um so mehr, da es oft einen ganzen Tag, ja mehrere Tage dauerte (Tagwerke[1]). Das war aber keine Bühne der heutigen Zeit, sondern ein notdürftiges Brettergerüste, bald mehr in die Breite, bald mehr in die Höhe gebaut. Wenn z. B. Himmel, Hölle und Erde vorkamen, bestand es aus drei Stockwerken. Die darstellenden Personen waren nur Männer und Knaben (Chorknaben und Klosterschüler). Die letzteren spielten die weiblichen und Engelrollen. Die Männer waren lange

[1] Das letztgenannte Passionsspiel z. B. umfaßte zwei Tage. Am ersten Tage spielten sechs, am andern Tage acht Handlungen. Jene sechs Handlungen begriffen in sich 38 Auftritte, die acht andern 48 Auftritte.

Digitized by Google

Zeit nur Geistliche oder Ordensleute; später, wo das Personal immer zahlreicher wurde, hunderte (200—300) umfaßte, spielten auch erwachsene Laien mit. Wichtig war der Ausrufer (Herold), welcher den Theaterzettel ersetzte und wohl zugleich Souffleur war. Kostüme kamen teilweise schon im 12. Jahrhundert auf. Christus erschien alsdann in Priesterkleidung ꝛc., die Teufel in Tierfellen mit Hörnern und Schwänzen. Die übrigen Personen hatten die Trachten des Mittelalters. — Die sonstigen äußeren theatralischen Mittel waren sehr ärmlich. Von Dekoration, Maschinerie war natürlich kaum die Rede. Eine Höllenfahrt von damals würde heutzutage viel Gelächter erregen.

5. Die Zwischenspiele wurden immer beliebter, aber auch immer weltlicher. Da traten nach und nach allegorische Personen auf, z. B. der Frühling, der Sommer ꝛc., Feld und Wald, die Seelenkräfte ꝛc. Allgemach drängte sich auch der deutsche Humor bei, der sich seit alter Zeit in Gestalt der Gaukler, Possenreißer und Tänzer (ioculatores, mimi, histriones) unter dem Volke herumtrieb. Er war zu sehr deutsch und beliebt, als daß er es nicht hätte wagen dürfen. Freilich trat er anfangs nur schüchtern und gemäßigt auf, vielleicht zuerst nur, wenn die Spiele außerhalb der Kirche gegeben wurden. Späterhin machte er aber seine Sprünge auch in der Kirche, wie er ja an manchen Tagen sogar auf der Kanzel auftauchte, um die lustigen Ostermärlein zu erzählen.

So erscheint denn, um zum Lachen zu reizen, in den Mysterien entweder ein Diener des Herodes, der sich die Freiheit eines Hofnarren herausnimmt und in Herodes den menschlichen Hochmut verspottet; oder es ist Judas, der mit den Priestern handelt und mit falschen Silberlingen bezahlt wird; oder es sind die Grabwächter, als Ritter kostümiert, oder der Salbenhändler mit seinem rothaarigen Knechte Rubin (Rufin), oder gar der Teufel selbst, dem oft die Ehre zu teil wird, in besonderem Nachspiel als „dummer Teufel" ausgelacht zu werden. Gewiß waren solch heitere Szenen, da die ernsten Spiele halbe und ganze Tage dauerten, eine Art Bedürfnis, den Kopf und das Herz wieder etwas abzuspannen. Sie konnten sich darum wie Schmarotzerpflanzen an die auf deutschen Boden verpflanzte Palme des geistlichen Dramas anhängen und es leider überwuchern. Inzwischen aber verwilderten sie zugleich immer mehr.

Der Humor wurde nach und nach frech wie in der Schenke, und immer frecher, bis ihm zuletzt die Kirche die Türe wies. Da der Unfug aber zu sehr mit den Spielen verwachsen war, so kündigte man seitens der Kirche selbst den Spielen, verbot sogar den Geistlichen, dabei mitzuwirken. Außerhalb der Kirche verfielen sie immer mehr der Weltlichkeit, bis sie endlich ganz und gar ausstarben, von den rein weltlichen Dramen überflügelt. Wie eine Reliquie dieser Mysterien besteht noch das Passionsspiel zu Oberammergau (in Oberbayern), welches dort alle zehn Jahre mit staunenerregender Vollkommenheit aufgeführt wird[1].

[1] Auch in Brixlegg (Tirol) und Stieldorf (Rheinland) wird ein ähnliches Passionsspiel recht würdig aufgeführt.

Digitized by Google

5. Ausläufer der Mysterien waren die sog. Moralitäten, welche neutestamentliche Parabeln, Disputationen, Stücke mit allegorischen Personen, mit personifizierten Begriffen (Tugend, Laster ꝛc.) auf die Bühne brachten.

6. Mittlerweile mögen wohl neben den kirchlichen Spielen die Fastnachtsspiele mit ihrer rohen Sprache und harten Versen aufgekommen sein. Auch die Sottie (Posse) und das Narrenspiel scheinen zu ihrem Niedergang beigetragen zu haben. Die herumziehenden Komiker, deren Erntezeit besonders der Fasching (Maskensprüche) war, mögen wohl ihrer zwei oder drei, dann mehrere zusammen herumgezogen sein und ihre burlesken Stücklein zu dramatischen Possen entwickelt haben. Auch die schon besseren Neujahrsspiele kamen bald auf. Die Meistersänger waren besonders eifrig im Dichten solcher Possen; aber einen Maßstab der Sittlichkeit scheinen sie mit wenigen Ausnahmen hierbei nicht gebraucht zu haben, wie wenn das Faschingsleben nicht unter die Kontrolle Gottes fiele. Hans Folz und Rosenblüt waren die berühmtesten Fastnachtsdichter dieser Zeit.

Bruchstück aus einem Osterspiele des 15. Jahrhunderts.

Das spil von der besuchunge des grabes und von der uferstendunge gotes.

Nu gen die person und singen.

Almechtiger got, vater der hochste,
Der engel trost, der uns erloste
Von großen noten unde troste.

Die ander persone.

Vater, almechtiger got,
Dem die engel sten zu gebot,
Wie sol uns armen nu geschen,
Daß wir dich nicht me sullen sehn?

und spricht.

Wir han verlorn,
Der uns zu troste wart geborn,
Jesum Christum.
Der reinen junkfrauen (sun).
So er was der werlde hoffenunge.
Owe wie groß ist unser smertze!

Wir haben verlorn Jesum Christ,
Der aller werlde ein troster ist,
Marien son den reinen:
Darum müsse wir beweinen
Swerlichen seinen tot:
Wenn er half uns aus großer not.

Die dritte persone.

Wir sullen gan und trauer han,
Da Jesus ward geleit durch unser selikeit,
Und salben im die großen wunden sein.
Owe wie groß ist unser herzepein!

Viel lieben swestern beide,
Wie sulle wir uns haben zu unserem leide,
Wenne wir Jesus des süßen
Leider entberen müssen.
Des gehe wir und kaufen salben,
Damite wir im allenthalben
Bestreichen seine wunden
Nu zu disen stunden.

Der kaufmann ruft dem knechte.

Rubein Rubein Rubein!

Rubinus komt gelaufen.

Was welt ir, herre meister mein?

Mercator.

Rubein, es mag wol schiere tagen
Ich hore jemmerliche klagen
Drei frauen unde singen:
Uns mag noch gar wol gelingen
An dem Kaufe, den wir da han.
Gehe und heiß sie her gan.

Rubinus.

Herre, welche meinestu?
Sol ich sie alle rufen herzu?

Digitized by Google

Mercator.

Nein, rufe mir die alleine,
Die da an dem wege klagen und weinen.

Rubinus get zu den swestern.

Got grüße euch, ir frauen, zu aller zeit:
Ich sehe wol, daß ir betrübet seit.
Was euch auch werre,
Ir holet das seufzen ferre;
Das ist mir leit, das gleubet mir,
Daß ir also betrübet stet allhier.

Die person sagen.

Gut kint, got lone dir:
Wir haben swer Gemüte allhier.

Rubinus.

Das besser euch got durch seine güte
Und euch von allem leiden behüte!
Dürft ihr icht hülfe oder trost,
Get zu meinem hern: ir wert erlost.

Die ander persone.

Got ere dich, guter jüngeling,
Daß got gebesser deine ding!
Unser leit ist verborgen,
Wir wollen dir gerne volgen,
Nicht lenger wellen wir allhie stehn:
Wir wellen gerne mit dir gehn.

Mercator canit.

Ir frauen, nu seit mir willkommen.
Ich hoffe, ich neme euer guten frommen.
Ist hier icht das ir begert,
Des wert ir von mir ganz gewert.
Ich habe die besten salben,
Die da allenthalben
In dem Lande mag gesein,
In Ysmodia und in Neptaleim.
Summer mein korp und mein stap,
Die brachte ich von Arab;
Summer mein schones weib Anthonie,
Die brachte ich von Babylonie;
So musse euch die wohl gedein:
Wenne ich brachte sie von Alexandrein.

Die dritte persone.

Gut man, ich habe in meinen henden
Drei gute guldene besanden:
Gip uns darumme deine masse,
Daß dich got leben lasse.

Mercator.

Ir frauen, ir keuft ane schelten;
Euer gelt wil ich euch abe gelten,
Nemet dise buchse darumme:
Wenne sie ist besser wenne ander funfe;
Und nemet die buchse dabei:
Die ist besser wenn ander drei;
Auch nemet die darzu;
Sie ist besser wenne ander zwu.

Tercia persona.

Nu sage uns, guter man:
Sulle wir mit diser Salbe gan?

Mercator.

Ja frau, were ich rot golt,
Ir soltet sie tragen, wohin ir wolt.

Die erztin zornig spricht.

Ir frauen, lat die büchsen stan;
Ir sullet sie nicht von danne tran:
Sie kost mich alzu teuer;
Ich machte sie nechten bei dem feuer;
Und get gar engelich von meinem kram,
Oder ich wil euch mit eime knuttel slan.

Der kramer spricht zu ir.

Wie, ir rechte übel haut!
Wie tort ir immer werden laut,
Daß ir strafet mein verkeufen?
Darum muß ich euch slan und reufen.

Mercatrix.

Ich sweige noch nicht so schiere.
Wenn du kommest von dem biere,
So bistu trunken sam ein swein:
Daß es dir nummer müsse gedein!

Mercator.

Ach du altes redefaß,
Ich bin dir nie worden gehaß:
Ich wil dich nu slan um den kop,
Daß du wirst werden top;
Nur sehe dir eines uf den rucke
Zu deinem großen ungelucke.

Mercatrix.

Ach ach ach leider!
Sein das die neuen kleider,
Die du mir zu den ostern hast gesant
Daß du mußt werden gebrant!

Digitized by Google

Got gebe dir das korsel in den magen,
Daß du das jar nicht mußt überleben!
Werstu zu Wiene nicht entgangen,
Man hette dich an den galgen gehangen,
Du hast auch einen roten bart
Und bist ein mudig von der art.

Mercator.

Fraue, liebe fraue mein,
Daß ir immer selig müst sein!
Vergib mir, daß ich dich hab' geslagen
Gar hertlich an deinen kragen.
Du machst deine klage gar manchfalt:
Daran tustu mir gewalt
Und hast ein wunderlich geberde
Und wilt mich bringen unter die erde.

Mercatrix.

Nein, ich vergebe dir nicht dise slege,
Ich sehe (dich) denne in ein grab legen.

Mercator spricht zu Rubein.

Wol hin mit den pulvern:
Ich kan allhie nicht me bleiben.
Hebe uf korb und stab,
Und lause wir gein Arab
Und mache wir uns aus dem lande;
Angers wir mochten werden zu schanden.

Rubinus dicit.

Herre, ich lege ein alzuhant
Und lause mit euch in fremde lant.

Die dritte persone.

Swestern, wir sullen hie nicht lenger stan;
Wir sullen zu dem Grabe gan:
Wenne ich habe ein alt sprichwort
Gar dicke und ofte gehort,
Daß man die treue lobet allermeist,
Die man nach dem tode leist.
Darumme, lieben swestern mein,
Was uns liep das leben sein,
Das tu wir nach dem tode schein.
Zu dem grabe wolle wir eilen,
Ob wir finden Jesum Christ,
Der uns je der liebeste ist,
Und alle seine wunden groß,
Die er empfangen hatte bloß,
Bestreichen allenthalben
Mit dieser teuern salben.

Personae sil. euntes ad sepulcrum canunt.

Wer hilft uns welzen abe
Den stein von dem grabe,
Der dar uf gelegit ist,
Daß wir unserm Herren Jesu Christ
Salben seine wunden?
Die sten noch im unverbunden.

Die engel antworten.

Wen sucht ir, frauen gut,
Mit so traurigem mut,
Also frü vor tage
Mit so jemmerlicher klage?

Die ander persone.

Gutes kint, das sage wir dir:
Jesum von Nazareth suche wir,
Den wir hatten vor einen waren got
Und taten gerne seine gebot.

Die engel singen.

Er ist nicht hie, den ir sucht:
Sunder get, ob irs gerucht,
Und saget seinen jungern
Und Petro besunder,
Daß er ist erstanden
Und gein Galilea gegangen.

Die dritte persone.

Weist uns, vil stolzen jungelinge,
Die stat, da er hat gelegen inne.
Get her und schauet die stat,
Da Jesus inne gelegen hat.
Hie ist nicht me denne ein tuchelein,
Da Jesus was gewunden ein.

Die personen alle singen.

Owe, wir armen swestern waren kommen
Mit leide zu unsers hern grabe:
Der stein was abe,
Die engel sageten uns mere,
Wie Christus erstanden were.

Die ander persone.

So wir zu dem grabe quamen,
Der engel stimme wir vernamen:
Sie sageten uns liebe mere,
Daß Jesus erstanden were
Von dem tode wol gesunt
Und het zubrochen der hellen grunt.

Digitized by Google

Der erſte engel.

Vil liben frauen, wir ſagen euch vor war,
Daß Jeſus alhie hat gelegen zwar:
Sunder er iſt nu erſtanden
Und vorbas gegangen.
Darumb (wollet) ir jn han,
So ſuchet jn zu Galilean.

Die dritte perſone geſeinende.

Got geſeine euch, liben ſweſtern mein:
Seht, noch heute komt mir ſwere pein:
Seht, noch heute komt mir ſwere pein:
Ich mag weder geraſten noch gerun,
Bis ich meinen herren finde nu;
Ich wil auch meine hende winden,
Bis ich meinen herren vinde.

Die erſte perſone.

Jeſu, du biſt der milde troſt,
Der uns von ſünden hat erlost,
Von ſünden und von ſorgen
Den abent und den morgen.

Die ander perſone.

Er hat dem teufel angeſiget,
Der noch vil feſte gebunden liget;
Er hat vil manche ſele erlost:
O Jeſu, du biſt der werlte troſt.

Die dritte perſone.

Nu ſchauet alle diſe ſtat,
Da Jeſus inne gelegen hat.
Ich habe das tuch in meiner hant,
Das jm ſeine mutter umbbant.
Ich bin genant Maria von Magdala:
Ich werde nimmer fro;
Trauren mag mich nicht vorgan,
Ich ſehe ja denne mit den augen an,
Der mir meine ſunde vergap,
Der wart geleget in ein grap:
Des muß ich aber klagen mer
Und großen meines herzen ſwer.

Owe der mere!
Owe der jemmerlichen klage!
Das grap iſt lere:
Owe meiner tage!
Wo iſt nu hin mein troſt?
Der mich von ſünden hat erlost,
Der mir die ſünde vergap,
Den ſach ich legen in ein grap.

Tercia persona.

Ich quam gegangen ſalben
Den herren in em grap allenthalben:
Da vant ich das grap wan,
Und da erkante ich an,
Daß er was erſtanden
Von des todes banden.

Silete. canitur.

Der ſtein iſt abe,
Des meret ſich mein ungemach,
Von unſeres herren grabe,
Alſo mir der engel ſprach.
Ich ſuchte den engel nicht:
Da ſuchte ich Jeſum, der engel licht.
Ich ſterbe durch das licht:
Vil ſüßer got, nu tröſte mich!

Tercia persona dicit.

Der ſtein iſt werlich geleget von der ſtat,
Darinne unſer herre gelegen hat;
Mit rittern was das grap beſatzet wol:
Nu weiß ich nicht, wo ich jn ſuchen ſol.

Digitized by Google

Fünfte Periode.

Verwilderung der deutschen Poesie: Von 1500 bis 1618.

(Übergangsperiode.)

§ 39. Gute und schädliche Einflüsse.

In der deutschen Literatur war keine Periode so sehr eine Zeit des Kampfes und der Gärung, namentlich des Kampfes auf geistigem Gebiete und der Gärung im deutschen Geistesleben, wie die nun zu besprechende. Diese Vorgänge geistiger Art waren natürlich von großem Einflusse auf die gesamte Literatur, welche ja die Erzeugnisse des Geistes umfaßt und somit das geistige Leben einer Nation abspiegelt, insbesondere auch auf die Poesie, sei es zum Heile oder zum Schaden derselben. Wir wollen sie deshalb etwas eingehender betrachten, zugleich aber auch sonstige Umstände, die mit der ferneren Entwicklung der deutschen Poesie in Beziehung standen, in den Kreis dieser allgemeinen Erwägung ziehen.

2. Vor allem kommt die sog. Reformation in Betracht, welche eine gewaltige religiöse Scheidung der Geister hervorrief. Sie war von mannigfacher Einwirkung auf die deutsche Poesie: wie zwei große Kriegsheere standen infolge derselben die Anhänger der alten Kirche und die der Reformation einander gegenüber. Bis in das Tiefste waren die Gemüter aufgeregt, und höchst erbittert stritt man mit Wort und Schrift. Deutschland glich einem vom Sturm gepeitschten, mit schäumenden Wellen bedeckten Meere. So machte sich denn bald der Religionshaß, die Leidenschaft jener Zeit, in Wort und Schrift Luft, so daß die Schreibart der Grobheit und Schmähung allenthalben Brauch wurde. Während doch die Poesie dem Zank und Streit fern bleiben und der Prosa das Gezänk überlassen sollte, wurde auch sie in den Kampf hereingezogen, so daß eine Menge der bittersten satirischen Dichtungen wie Pilze emporschossen. Ferner zeigte sich infolge der Kirchenspaltung auch in der religiösen Dichtung eine beklagenswerte Scheidung. Bis dahin besangen die deutschen Dichter dieselben religiösen Stoffe, von nun an aber stellte jedes Bekenntnis seine besondern Dichter, katholische

Digitized by Google

oder protestantische[1], wiewohl der Trost noch blieb, daß die Dichter beider Konfessionen in ihren Liedern um das eine Panier des dreieinigen Gottes, des Erlösers und überhaupt des Christentums sich scharten und die Harfen der deutschen Sänger noch zusammenstimmten in der Hymne auf den Dreieinen, auf den Gekreuzigten, im Preis- und Dankliede auf die Erlösungstat und auf die Kraft des Christentums[2]. Endlich ist bezüglich der religiösen Gärung noch zu erwähnen, daß man in dem Getöse und Lärm des Streites der großen Vorbilder im Dichten, der ewig schönen Epen und Lieder des Mittelalters, allmählich ganz vergaß, seitens der Protestanten schon deshalb, weil jene an das als „Zeit der Finsternis" gescheute Mittelalter mahnten. So verstaubten denn die Originale aus der Blütezeit, an denen die Dichter hätten ihre Verirrung erkennen, Sitte und feines Wesen lernen können.

3. Ein anderes geistiges Ferment, das in dieser Periode erst recht zu wirken begann, war der immer mehr zur Herrschaft kommende Humanismus[3]. Sein Hauptgrundsatz lautete, man solle sich durch eifriges, fast ausschließlich betriebenes Studium der alten, besonders der römischen Klassiker die Humanität, d. h. rein menschliche Bildung (Leutseligkeit, Feinheit im Benehmen, Wohlwollen u. a.) aneignen. Zunächst sahen die Humanisten (so hießen die Anhänger dieser Geistesrichtung) von speziell kirchlicher oder christlicher Geistes- und Herzensbildung ab, ohne sie grundsätzlich auszuschließen. Dieses Wiederaufleben der altklassischen Studien[4] hätte nun an und für sich

---

[1] Um die Konfession der einzelnen Dichter der Neuzeit in kürzester Weise bemerklich zu machen, wollen wir den kathol. Dichtern, welche die Minderheit bilden, das Zeichen * beisetzen.

[2] Wohl waren gar manche Humanisten (s. S. 145 f) in dieser Periode und schon in der vorigen mit der Offenbarung in Christo zerfallen; allein sie verbargen es entweder oder traten doch nur als „klassische", d. i. als lateinische Religionsspötter auf.

[3] Das Wiederaufleben oder die Wiedergeburt der altklassischen Sprache, Denkweise und Kunst ꝛc. führt den Namen Renaissance. Diese ging von Italien aus, und zwar von den dortigen Höfen. Schon im 15. Jahrhundert blühte sie daselbst. Dann hielt sie, beschirmt von den Großen, ihren Umzug durch ganz Europa.

[4] Allerdings wurden die lateinischen Klassiker auch nach dem Absterben des römischen Reiches im christlichen Abendlande nie ganz vergessen; aber abgesehen davon, daß im Mittelalter mehr nur die Stubengelehrten, die Klosterleute sich damit befaßten, so herrschte bei deren Lektüre wesentlich das sprachliche Interesse vor, d. h. es wollten eben die Leser hauptsächlich Latein lernen. Alles andere kümmerte sie weniger, so daß ihnen selbst die Kunde von der römischen Geschichte schwand, wie die vielen Geschichtsirrtümer in den alten Reimchroniken deutlich beweisen. Nun erst wurden die bisher bloß als Sprachmeister Geschätzten auch als Muster der Wissenschaft und Poesie erkannt. Völlig fremd waren aber die Griechen, die Meister der Römer! Homer und die großen griechischen Geschichtschreiber waren Jahrhunderte hindurch für das Abendland verschüttete Erzadern, an deren Dasein kaum jemand noch dachte; sie wurden erst wieder auf den Leuchter gestellt, als Konstantinopel im Jahre 1453 den Türken erlegen war und die griechischen Gelehrten mit ihren literarischen Schätzen ins Abendland zogen. Ebendieser Umstand trug viel zu dem Aufschwung bei, den der Klassizismus damals nahm, zuerst in Italien und dann weiterhin im übrigen Abendland.

Digitized by Google

von höchst wohltätigem Einflusse, insbesondere auch für unsere Poesie sein können, insofern nämlich die alten Klassiker — die römischen[1] und noch mehr die griechischen[2] — wirklich lebensfrische Vorbilder für Kunst und Wissenschaft, insbesondere für die Poesie aber ewig gültige Muster des Schönen sind. Es hätten sich durch dieses, in rechter Weise und in rechtem Maße betriebene Studium Geschmack und feine Sitte wieder heben können, und so maßlos rohe poetische Produkte, wie sie die vorige Periode bot, hätten fast unmöglich werden müssen; denn wie vielen dichterischen Stoff, wie viele allgemeine dichterische Regeln in Behandlung desselben, in Betreff der Rhythmik und Verskunst konnte man von den Alten holen oder lernen! Und doch brauchte es noch zweihundert Jahre, bis unserer deutschen Poesie solche Frucht aus dem altklassischen Studium erwuchs. Denn die Humanisten verfielen in das Extrem: sie überschätzten die Alten, sie schwärmten für dieselben. Infolgedessen gerieten fast alle Humanisten auf zwei Abwege, auf denen der deutschen Dichtung nie und nimmer aufgeholfen werden konnte: sie wurden ihrer eigenen Muttersprache fremd und fingen an, mit solcher Vorliebe lateinisch zu schreiben und zu dichten, daß sie sich zuletzt des Deutschen schämten. Dies war die eine Verirrung; die andere bestand darin, daß sie als Dichter die alte Mythologie in die Poesie einführten, daß sie kaum ein Bild oder eine Vergleichung wagten, wenn solche nicht aus einem Klassiker entlehnt waren oder doch auf antiker Vorstellungsweise beruhten, indem sie wähnten, nur durch diese doch wahrhaft steife und schülerhafte Nachahmung jenen Dichtergenien ebenbürtig, also „klassisch" zu werden.

Selbst die frommgläubigen geistlichen Sänger wandelten in diesem Geleise. Sie priesen den allgütigen Zeus (Jehova), den Erlöser Apollo und die reinste Nymphe Maria. Um so verderblicher wirkte diese falsche Anschauung, als die vielen mittelmäßigen Köpfe, die Dichterlinge, sich fast ausschließlich an jenes Beiwerk und etwa noch an den Strophen- und Versbau der Alten hielten und darin die vollkommene „Klassizität" sahen, während sie gerade das wesentlich Poetische, den poetischen Geist jener Dichter, nicht einmal herausfühlten, viel weniger in sich aufzunehmen suchten. So sehr gewöhnte man sich in Deutschland an dieses schülerhafte Nachahmen, an diese Unmündigkeit, daß man sich nur sehr allmählich davon losmachen konnte. Selbst als unsere Poeten wieder mit Begeisterung zur Muttersprache zurückgekehrt waren und nur „deutsche Poeten" sein wollten, liefen sie noch lange an diesem Gängelbande.

---

[1] Die Epiker Vergil und Ovid; die Lyriker Horaz, Tibull, Catull; der Fabeldichter Phädrus; die Satiriker Persius, Juvenal und Martial; die Lustspieldichter Plautus und Terenz; der Philosoph und Redner Cicero; die Geschichtschreiber Cäsar, Cornelius Nepos, Sallust, Livius und Tacitus.

[2] Die Epiker Homer und Theokrit (Idyllendichter); die Lyriker Anakreon, Pindar und Sappho; der Fabeldichter Äsop; die Dramatiker Äschylos („der Vater der Tragödie"), Sophokles (der Größte in der Tragödie), Euripides und Aristophanes (der Größte in der Komödie); die Geschichtschreiber Herodot, Thucydides, Xenophon und Plutarch; die Philosophen Plato und Aristoteles; die Redner Demosthenes und Äschines.

Digitized by Google

4. Der Humanismus schadete aber noch in anderer Weise. Für eine große Anzahl der Humanisten waren nämlich die alten Klassiker lauter honiggefüllte Blumen, auf die sie dann als literarische Bienen zuflogen, und aus denen sie nicht bloß den wirklichen Honig, sondern alle möglichen andern Säfte, selbst die gallenbittern und giftigen, so in sich hineinsogen, als ob auch diese reiner Honig wären. Sie huldigten nicht bloß dem dichterisch Schönen, sei es dem Stoff oder der Form nach, sondern dem Geiste überhaupt, der in den Klassikern wehte, ihrer heidnisch-römischen oder griechischen Lebensanschauung, kurz, dem heidnisch-klassischen Leben. Sie gaben sich, vielleicht ohne es zu merken, als Deutsche und selbst als Christen auf, „sie betrachteten sich als Freigelassene des Christentums, als Bürger eines altklassischen Staates, als Genossen einer vom Christentum losgeschälten Gesellschaft" (Lindemann). Gerade deshalb wurden sie Sklaven eines fremden Geistes und unwahr in ihrem ganzen Wesen. Je mehr es bei ihnen Brauch wurde, deutsche Art und deutsches Wesen, deutsches Fühlen und Sprechen, ja selbst deutsche Gläubigkeit hintanzusetzen, desto selbstgefälliger erhoben sie sich über das ungelehrte, gemeine Volk, desto mehr erweiterten sie die schon in voriger Periode entstandene Kluft zwischen Gelehrten und Ungelehrten. Infolgedessen verachteten sie auch des Volkes Sagen und Gesänge, seine politischen und patriotischen Traditionen. Was Wunder also, wenn ihre Dichtung nicht bloß der Sprache, sondern auch dem Geiste nach undeutsch wurde, wenn sie, weit entfernt, deutsch-national zu sein, bestenfalls eben nur „klassisch" wurde?[1] Von Volkspoesie konnte bei ihnen ohnehin keine Rede sein, da hierzu ja unbedingt die Volkssprache hätte angewandt werden müssen.

Diese beiden Vorwürfe sind historisch nur allzu fest begründet. „Die Humanisten", schreibt Menzel, „haben das mögliche geleistet, um die Blüte der auf Universitäten gebildeten deutschen Jugend ihrer eigenen Nationalität zu entfremden. Was sie durch Verbreitung der klassischen Werke genützt haben, leidet keinen Vergleich mit dem unermeßlichen Schaden, den durch sie der deutsche Geist gelitten hat, indem sie an die Stelle des Glaubens eine fade Witzelei, an die Stelle des Patriotismus die unnatürlichste Entfremdung in ausländischer Denkart und Sprache, an die Stelle der altdeutschen Tugend die ganze Frivolität und den Leichtsinn der Renaissance setzten." Schon im 15. Jahrhundert tauchten unter den Humanisten Vorläufer der freisinnigen Richtung auf. Im 16. Jahrhundert wird deren Zahl schon merklich größer. Gar manche Humanisten jubelten den Reformatoren nur insoweit zu, als sie deren Wirken für eine Vorarbeit ansahen, welcher die Vollendung der Aufklärung erst folgen müsse. Sie schauten vergnügt in das von dem kühnen Augustinermönch angefachte Feuer, nicht sowohl weil sie die Reinigung der Kirche Christi davon erwarteten, sondern vielmehr gänzliche Einäscherung derselben.

[1] Deutsch-national nennen wir jene Dichtung, welche zum wenigsten in deutscher Sprache gefaßt und von deutschem Geiste beseelt ist, somit die Eigenart deutschen Wesens, deutschen Denkens und Fühlens abspiegelt, mag auch der Stoff aus der Fremde genommen sein. — „Klassisch" nennen wir die Dichtung der Humanisten nur insofern, als sie dem Geist und der Form nach an die Dichtungen der alten Römer und Griechen, die man Klassiker nennt, erinnert. (Vgl. hierüber auch § 58.)

Digitized by Google

5. Ein gewaltiger Gärungsprozeß entstand nun auch im Bereich der Sprache und währte bis in die nächste Periode hinein. Es entwickelte sich nämlich unsere hochdeutsche Schriftsprache. Freilich brauchte es eine geraume Zeit, bis sie sich in allen Gauen des Vaterlandes, besonders im Süden, Bahn gebrochen und den Mundarten das Zepter entwunden hatte. Namentlich gelang es ihr in dieser Periode noch nicht, Sprache der Poesie zu werden, am allerwenigsten der metrischen Poesie; nur in der prosaischen und politischen Literatur setzte sie sich fest und höchstens noch in Kirchenliedern und in den Nürnberger Meistergesängen.

Das Neuhochdeutsch in seiner ersten Gestalt ist nichts anderes als jenes Mischdeutsch, von dem S. 33 die Rede war, das zwar viele niederdeutsche und mitteldeutsche Elemente enthielt, seinem Kern nach jedoch (wie schon sein Name besagt) hochdeutsch war. Schon am Schluß des 15. Jahrhunderts war es Kanzlei- und Hofsprache in dem größten Teile Deutschlands. Dieser hat sich Luther nach seiner eigenen Aussage bedient. Zu ihrer Verbreitung hat er durch seine Schriften erheblich beigetragen, daß er aber das Hauptverdienst an dem Aufkommen unserer Schriftsprache habe, oder daß er gar der Schöpfer derselben sei, können wir nicht mehr gelten lassen, nachdem in der Neuzeit hervorragend sprachkundige Männer jene Behauptung als unbegründet verworfen haben; wir nennen nur die Gebrüder Grimm, Burdach, Schröder usw.

6. Wie stand es nun damals um die Beschaffenheit der in der Poesie noch wirklich angewandten deutschen Volksdialekte, wie um das bei den Poeten so beliebte sog. Mitteldeutsche? Wie hörten sie sich an, inwieweit unterstützten sie den das Schönste erstrebenden Dichter? Darauf können wir keine günstige Antwort geben. Allbekannt ist das Wort Karls V., der die Sprache von damals eine „Pferdesprache" nannte. Wohl war sein Ohr von Jugend auf an die klangvolle spanische Sprache gewöhnt und insofern etwas verwöhnt; allein das damalige Deutsch lag doch sehr im argen. „Die Sprache war jämmerlich verwildert und gebrochen; jeden Aufschwunges unfähig, stolperte sie in kurzen Verszeilen und verbindungslosen Sätzen, die Wörter fast bis zu beständiger Einsilbigkeit verschluckend, ohne klare Satzbildung, ohne Wendung, ohne Periodierung, ohne Rhythmus, in engsten Grenzen armselig und mühsam nach dem Reim suchend, herabgesunken zu einem Kindeslallen und behaftet mit allen Merkmalen der Unbildung" (Gruppe).

Luthers Bibeldeutsch war gerade jenes Mitteldeutsch[1] (Kanzlei- und Hofsprache), das wir soeben als überaus rauh und hart charakterisierten und das wohl Karl V. bei seiner eben genannten Äußerung im Auge gehabt haben mag. Mochte Luther es auch durch mancherlei volkstümliche Elemente bereichert haben, der Grundton behielt doch seine Rauheit und Härte. Erst im 18. Jahrhundert, besonders gegen dessen Ende, gaben sich Gelehrte und Dichter viele Mühe, die Schriftsprache zu verbessern, und nicht ohne Erfolg.

[1] Von den vor Luther erschienenen deutschen Bibelausgaben waren die meisten, nämlich 16, in hochdeutscher und nur 5 in plattdeutscher Mundart geschrieben.

Digitized by Google

Die Sprachgesellschaften, die schlesischen Dichterschulen, Männer wie Opitz und Gottsched und viele andere erwarben sich dabei mehr oder weniger Verdienste. Auch nachrückende Dichter, besonders die besseren, wie Hagedorn, Klopstock, Wieland, Lessing ꝛc., waren alle Mitverbesserer des Neuhochdeutschen.

7. Wie die Sprache damals verwildert war, so auch die öffentliche Sitte und die ganze Denkart jener Zeit. Eine maßlose Roheit beherrschte das Fühlen und Denken der Menge, selbst der besseren Stände. Die Zügellosigkeit, mit der man sich über allen Anstand und jede bürgerliche Sitte hinwegsetzte, war ein Hauptgebrechen der Zeit, so daß Brants Worte für diese Periode noch viel mehr als für die vorige passen: „All Grobheit ist jetzt kommen aus und wohnt gar nah in jedem Haus"; „Wer der Allerschandbarste ist, dem beut man ein Glas Wein und lacht, daß das Haus bebt, bittet ihn, daß er noch eins sage; man spricht: das ist ein guter Schwank, damit wird uns die Weile nicht lang." Natürlich floß dann das, wovon das Herz so voll war, auch in die Poesie über.

8. Ein anderer Umstand hätte, so scheint es, unserer Poesie förderlich sein sollen: die damals übliche Dichterkrönung seitens der Kaiser und der Reichsfürsten oder ihrer Delegierten; allein dem war nicht so. Dieser fürstliche Schutz nützte der deutschen Dichtung rein nichts. Die Sonne fürstlicher Gunst beschien nur mehr die lateinischen Poeten, und zudem war jene kindische Zeremonie für ein ganzes Heer von Dichterlingen nur Nahrung ihrer Eitelkeit und Einbildung sowie Anlaß zur wegwerfendsten Schmeichelei und Kriecherei.

9. Die Gesamtwirkung der hier zusammengestellten Einflüsse ist augenscheinlich keine der deutschen Poesie günstige. So konnte sie sich von ihrem Verfalle in der vorliegenden Periode noch nicht erholen, noch weniger aufs neue blühen. Aus dieser Vorbetrachtung erhellt aber auch, wie sehr sich der Kampf der Geister in das Gebiet der Poesie hinüberspielte und auch in deren Bereich eine mächtige Gärung hervorrief. Wir sehen ein Ringen der lateinischen Poesie mit der deutschen, der Gelehrtenpoesie mit der Volkspoesie, der klassischen (politisch und national gleichgültigen) mit der deutsch-nationalen, der protestantischen mit der katholischen, der neuhochdeutschen mit der mundartlichen Poesie. Erst gegen Ende dieser und in der nächsten Periode werden die Wogen ruhiger und zeigt sich das Ergebnis des Kampfes und der Gärung: die nationale Poesie ist fast ganz zu Grabe getragen, die sog. „klassische" ist obenauf, das Zepter führend; die Gelehrten sind fast die einzigen Dichter, die Volkspoesie verwelkt allmählich; die neuhochdeutsche Schriftsprache dringt in alle Gaue vor und in die gesamte Dichtung ein, und die Dichter der beiden Kirchen verlassen die religiöse Polemik und richten sich ein, in Eintracht nebeneinander zu wohnen. Mit Recht kann man also diese Periode eine Übergangsperiode nennen.

Digitized by Google

§ 40. Übersicht.

1. Das Eigentümliche dieser Periode ist, daß während derselben in Deutschland ebenso eifrig (oder noch eifriger) die lateinische wie die deutsche Dichtung gepflegt wurde. Ist es schon ohnehin zu beklagen, daß sich die poetische Kraft der Deutschen in der Weise zersplitterte, so müssen wir um so mehr bedauern, daß gerade die Bestgebildeten der Nation, die Humanisten, sich fast gar nicht um die deutsche Dichtung kümmerten. Diese wurde vielmehr von ihnen verachtet und gleichsam als Aschenbrödel im eigenen Hause behandelt. Ja sie fürchteten für ungebildet zu gelten, wenn sie deutsche Bücher und Dichtungen verfaßten; ihre Schwärmerei für die alten Sprachen ging so weit, daß sie ihre deutschen Namen ins Lateinische oder Griechische übersetzten und es für einen Schimpf hielten, „deutscher Poet" betitelt zu werden. Da wir in diesem Buche aber nur die Geschichte der deutschen Dichtung behandeln, so schließt sich die Besprechung jener lateinischen Poesie von selbst aus.

2. Und dennoch war die Periode keineswegs arm an deutschen Poesien, am allerwenigsten an kunstmäßig gedichteten (Kunstpoesie). Diese schossen vielmehr wie Pilze auf, weil gerade in dieser Zeit der Meistergesang erst rechte Verbreitung fand. Leider gilt auch von diesen Poesien nahezu dasselbe, was von den Pilzen gilt: die besten taugen nicht viel. — Auch die Volkspoesie, besonders das Volkslied hatte, wie in der vorigen Periode, so auch jetzt ein kräftiges, frisches Leben. Die Volkslieder, epische wie lyrische, vermehrten sich in staunenswerter Weise: ein Beweis, daß sie zum Gedeihen nicht die Pflege der Gelehrten brauchen, sondern lediglich ein sangeslustiges, freies Volk. Eine Menge von Sammlungen solcher „kurzweiliger, guter, frischer teutscher Liedlein", wie sie ein verdienstvoller Sammler, der oberpfälzische Arzt Georg Forster, nennt, sind in dieser Periode entstanden. Somit ist es wieder die Volkspoesie, welche, wenigstens im Anfang, die Ehre der Zeit noch rettet. Wir finden nur noch einige geniale Satiriker (Fischart, Murner, Hutten) und den Primus aller Meistersänger, den Nürnberger Schuster Hans Sachs (1494—1576), welcher nicht bloß ein wahrer Poet und überaus fruchtbar war, sondern auch vielfach den Volkston in seiner Dichtung richtig anschlug.

3. Indem wir die Periode vorerst ganz allgemein charakterisieren, müssen wir noch einen doppelten Tadel über sie aussprechen, der auch ihre Überschrift rechtfertigen wird. Zu keiner Zeit dichtete und schrieb man in Deutschland so roh und unflätig wie im 16. Jahrhundert. Die Dichter aber, welche sich über dem Sumpf zu halten suchten und solchem Verderbnis entgegenstemmten, sind leicht zu zählen. Wie sehr auch bei den Dichtern das sittliche Gefühl abgestumpft war, kann man daraus entnehmen, daß einige Fabeldichter dieser Periode, z. B. Burkard Waldis, ihren Fabelsammlungen, die wir nie und nimmer in den Händen von unverdorbenen Lesern wissen

Digitized by Google

möchten, allen Ernstes die Versicherung vorausschicken, sie hätten alles Ärgernisgebende und Unschickliche mit Vorsicht vermieden.

Übrigens darf man nicht glauben, daß die lateinischen Poeten hoch oben im reinen Äther der Sittlichkeit schwebten; denn längere Zeit hindurch waren nicht sowohl die tiefernsten, sittlich strengen Klassiker, nicht sowohl die griechischen Tragöden, sondern die sinnlich behaglichen, die lockeren und lockersten Dichter, wie z. B. Ovid, die Lieblinge der Humanisten. Und so kam es, daß eine Menge lateinischer Poeten unter der fremdländischen Maske so unflätig taten wie die deutschen. Sie wagten es, der Mitwelt den gröbsten Zynismus in lateinischen Versen zu bieten, und durften solche Dichtungen hohen und höchsten Personen widmen, ohne Anstoß zu erregen. Also auch noch Sanktion des Gemeinen durch die feinen, gelehrten und hohen Herren!

4. Der andere Tadel trifft die Grobheit, Schmähsucht und Gehässigkeit, die sich in der damaligen Literatur, besonders in der Dichtung breit machten. „Fast die ganze Literatur erhält einen verbitterten polemischen Anstrich; die Satire und das Pasquill feiern ihre Wonnetage; über die Blüte der Poesie legt sich der kalte Reif des Hasses" (Lindemann). Vielfach liefern schon die Titel und Titelbilder der Schriften jener Zeit den traurigen Beweis, wie wahr dieses Urteil ist. Aber erst, wenn man in deren Inneres blickt! Wahrlich, die literarischen Köche von damals würzten ihre poetischen Gerichte so stark und pfefferten sie so sehr mit Spott und Haß, daß sie für uns größtenteils ungenießbar sind. So lag denn das Feld deutscher Poesie zwar nicht kahl und wüst da, aber es war überwuchert von Unkraut, von verwilderten Blumen und giftigen Gewächsen. Und dennoch wird unser Auge, indem es über dasselbe hinschweift, einigermaßen wieder versöhnt durch zahlreiche allerliebste Volksliedblümlein und durch das gar reich bepflanzte, in schönem Flor stehende Beet der Gottesblumen (Kirchenlieder).

5. Fassen wir nun in unserer Überschau die einzelnen Dichtungsarten ins Auge, so müssen wir leider, um bei der epischen Poesie zu beginnen, feststellen, daß jetzt gerade das Volksepos wie das Kunstepos gänzlich ausstarben. Neue Epen wurden nicht gedichtet, die alten aber, selbst die besten, wurden vergessen. Je mehr sich die Reformation befestigte, desto mehr schwanden die alten vaterländischen Erinnerungen. Nur poetische Erzählungen, Märchen, epische (am meisten historische) Volkslieder, besonders aber heitere Geschichten, Witze, Schwänke und Volksbücher wurden noch gedichtet. Der fruchtbarste unter den besseren Epikern war unstreitig Hans Sachs (vgl. § 41). Hat er doch allein weit über 1700 Schwänke gedichtet. Und gerade die Epik war seine starke Seite. Weniger fruchtbar in der Epik war Johann Fischart (der „Menzer", um 1550), aber noch besser befähigt als Hans Sachs. Sein „Glückhafft Schiff" hat er gar gut gesteuert und in den sichern Hafen einstimmig lobender Kritik eingelenkt. Recht ausgiebig war diese Periode an sog. Volksbüchern, ernsten wie scherzhaften. Besonders heben wir „Faust" und das „Lalenbuch" heraus.

Digitized by Google

6. Die weltliche Lyrik bestand in dieser Periode, wenn man das Volkslied abrechnet, hauptsächlich aus Meistergesängen. Daraus kann man schon auf ihren Wert schließen. Auch Fischart hat manches Lyrische seinen Prosadichtungen eingelegt, und darunter sehr Ansprechendes, z. B. die Schilderung von Mann und Weib in seinem „Ehezuchtbüchlein". Die Dichter des lyrischen Volksliedes hingegen und die des protestantischen Kirchenliedes stritten miteinander um die Palme. Sie gebührte jenen wie diesen; doch sind uns nur diese dem Namen nach bekannt, Luther voran, dann Nikolaus Hermann, Bartholomäus Ringwaldt, Philipp Nicolai usw. Das katholische geistliche Lied wurde zwar auch schon in der ersten Hälfte dieser Periode gepflegt (durch Vehe, Wicel usw.), doch nicht in dem Maße wie das protestantische. In der zweiten Hälfte regten sich viel mehr Hände.

7. Wenden wir uns zur Lehrdichtung, so fallen uns in dieser Periode sogleich zwei neue Gattungen in die Augen, nämlich das allegorisch-satirische Tierepos und die Lehrfabel. Georg Rollenhagen hat durch Nach- oder Umbildung das Beste der erstern Gattung gedichtet, nämlich seinen „Froschmäuselerkrieg". Als Dichter der Lehrfabel verdient ein Andenken der Hesse Burkard Waldis. Das Feld der Satire war, wie begreiflich, so recht der Tummelplatz der höchst aufgeregten literarischen Streithähne. Der satirischen Dichtungen gab es deshalb in dieser Periode eine ganze Legion; sie gleichen jedoch mehr Brennesseln als farbenreichen, lieblich duftenden Blumen. Die genialsten Satiriker wurden oben schon genannt, nämlich Murner* („Narrenbeschwörung", „Schelmenzunft"), Fischart („Geschichtsklitterung"), Hutten (ein Ritter und Humanist); wir nennen noch Johannes Nas* (Mönch, später Bischof zu Brixen), Gengenbach (aus Basel). Die meisten andern Satiriker, die gleichzeitig mit den Genannten lebten, sowie ihre Nachfolger überschwemmten das deutsche Land mit zahllosen Pasquillen, Spottliedern, Pamphleten, die nur Roheit und Grobheit ohne Geist und Witz enthalten. Schon ihre Titel kennzeichnen sie.

8. Unsere dramatische Poesie nahm in der vorigen Periode einen vielversprechenden Anlauf, machte aber in der vorliegenden Periode wenig Fortschritte; sie wuchs kaum aus der Kindheit heraus, geschweige denn daß wir es zu einer nationalen Bühne gebracht hätten. Es fehlte nicht an schaulustigem Publikum, dies wuchs vielmehr von Jahr zu Jahr; es fehlte auch nicht an dramatischen Dichtern, selbst nicht an begabten; und ebenso versäumten diese nicht, bei den alten Meistern im Drama in die Schule zu gehen, einige übersetzten sogar lateinische Dramen ins Deutsche; dennoch kam es bei uns nicht zum Aufbau einer nationalen[1] Bühne, weder in dieser

[1] Darunter versteht man eine wenigstens in den größeren Städten fest bestehende Bühne, die ihr Publikum aus allen Ständen der Nation heranzieht, insbesondere den gesunden Kern, den besseren Teil aus denselben, und die außerdem entsprechende nationale Interessen ins Auge faßt.

Digitized by Google

noch in der nächsten Periode, während sie in Spanien, noch mehr in England — durch Shakespeare und seine Vorläufer — schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts in schönstem Schmuck dastand.

Die Sache erklärt sich so: Das geistliche Drama bestand zwar noch einige Zeit, hatte aber keine Zukunft mehr. Nachdem es (vgl. § 38) vielfach ausgeartet war, entzog ihm die Kirche ihren Schutz: sie verschloß ihm ihre Tempel und verbot dem Klerus, dabei mitzuspielen. So war ihm denn der Lebensnerv abgeschnitten. Naturgemäß kam das weltliche Drama immer mehr zu Ansehen; es verdrängte die Mysterien von Stadt zu Stadt. Auf ihm ruhte die Hoffnung; seine Zukunft war die Zukunft des deutschen Dramas überhaupt. Wären nur jetzt die rechten Stoffe, nämlich allgemein bekannte, im ganzen Volk noch lebendige großartige Stoffe, von den begabtesten Dichtern jener Zeit, z. B. von Hessus, Cordus, Frischlin ꝛc., ergriffen und dramatisch behandelt worden! Und diese Stoffe lagen so nahe; man denke nur an die deutsche Heldensage, an Siegfrieds Tod, an die herrlichen Gestalten Rüdigers und Hildebrands, an Herzog Ernst oder auch an Barbarossa usw. Allein die dazu am meisten befähigten Köpfe dienten eben nur der lateinischen Muse; sie buhlten mit dem Auslande; sie und der ganze gelehrte Chorus verachteten jene Stoffe als roh und barbarisch, wenigstens als „Weibermärchen". Nur wenige Dichter wählten Stoffe aus der vaterländischen Sage, z. B. Siegfrieds Tod (Hans Sachs), Wilhelm Tell (Jakob Ruef), und dramatisierten sie, fanden aber bei den Humanisten nur Spott dafür, und auch für das Volk hatte die Heldensage lange nicht mehr den früheren Reiz. Um das Volk wieder für diese Stoffe zu begeistern, um sein ganzes Herz zu packen und mit sich fort auf die richtige Bahn zu reißen, bedurfte es genialer Dramatiker, wie sie England hatte, zum wenigsten aber jener besten deutschen Talente dieser Periode, die wir oben nannten; Hans Sachs und Ayrer reichten mit ihrer Kraft nicht aus.

9. Nun ein Wort von Fortschritten, die das eigentliche Drama in dieser Zeit machte. Es sind folgende: größere Abwechslung im Stoffe und in den Versarten; Einteilung in Akte und Szenen; ein langsamer Fortschritt von dem bloßen Dialog zur dramatischen Handlung; ein Anflug von Charakterzeichnung; Verbesserung und Verschönerung der Bühne, des Kostüms und der Dekoration. — Aber wie sehr wurden diese Fortschritte aufgewogen durch die unvermeidlichen Mord- und Brandszenen, durch die schamlosen Zoten, durch die zügellosesten Frechheit des Hanswurstes! — Der Ort der Aufführung war immer noch meist das Freie; nur Schulkomödien wurden in Sälen und Fastnachtsspiele in Schenken aufgeführt. Das erste Schauspielhaus, 1550 in Nürnberg erbaut, ward nur für die Bühne und die Darsteller bestimmt, die Zuschauer saßen im Freien.

Deutsche Schauspieler von Fach gab es auch in dieser Periode noch wenige. Gewöhnlich spielten junge Bürger oder Schüler, letztere auch die weiblichen Rollen; denn Frauenzimmer wurden erst in der Folgezeit zum Mitspielen zugelassen. Interessant ist, daß in dieser Zeit öfters ausländische Schauspielertruppen zu uns kamen, Deutschland kreuz und quer durchzogen und sich besonders in den Reichsstädten und Residenzen kürzer oder länger aufhielten, zuerst (1568) Italiener an den Höfen von Wien und München, dann (1583 und 1586) Franzosen in Frankfurt a. M., 1587 die sog. englischen Komödianten, die am meisten Aufsehen machten und sogar die Hoftheater von zwei deutschen Fürsten bildeten, nämlich von Julius von Braunschweig und Landgraf Moriz von Hessen.

Digitized by Google

Sie brachten ein fertiges Repertoire englischer Stücke mit, spielten sie in einer bei uns nie gesehenen Weise und ergötzten auch „durch schöne Tänze, liebliche Musika und andere Lustbarkeiten". Möglich, daß sie anfangs in den Seestädten sogar englisch spielten; wie sie aber landeinwärts zogen, mußten sie denn doch ihre Stücke übersetzen und deutsch spielen. Dies war um so leichter, als sich die Truppe, je länger sie in Deutschland weilte, desto mehr aus Deutschen rekrutierte. Daß sich ihr anfängliches Repertoire mehr und mehr änderte, läßt sich denken. Das aus England gebrachte war jedenfalls das beste; denn dort war die volkstümliche Komödie schon weit vorgeschritten. Sie brachten gewiß auch einzelnes von Shakespeare mit, freilich volkstümlich zugeschnitten, abgekürzt, mit besonderer Vorliebe für das Komische ausgewählt. So konnten die englischen Wandertruppen möglicherweise unserem Drama ein edles Reis aufpfropfen und den Geschmack des Volkes erziehen. Allein sie ließen sich durch denselben hinabziehen in das Rohe und Gemeine. Sie verdarben ihre Stücke, damit sie recht gute Kassenstücke würden, und dichteten neue dieser Art. Blutige Greuel und unzüchtige Szenen wurden auf ihrer Bühne stehend. Auch stellten sie statt des noch etwas besseren geistreichen Narren, wie ihn die englischen Stücke hatten, einen rohen Possenreißer auf die Bretter. So wurde ihr Spiel eine gefährliche Schule für unsere Dramatiker. Wenn auch Dichter und Darsteller bei uns manches von ihnen lernten, den guten Kern von der schlechten Zutat, den rechten dramatischen Stoff vom schlechten auszuscheiden, dazu fehlte unsern damaligen Dichtern die Schärfe des geistigen Auges. Auch sie brachten die Mord- und Brandszenen, schamlose Possen, den pöbelhaften Narren, wegen seiner Eßlust später „Hanswurst" oder „Pickelhering" genannt, auf die Bühne. Es fehlte uns eben ein Shakespeare.

10. Am wenigsten veredelte oder verbesserte sich das Fastnachtsspiel, der Liebling der Zeit; es wucherte in der üppigsten Weise fort; besonders ward es in Nürnberg gepflegt und gedichtet. Und so blieb es der Kanal, in welchem der Unflat und alle schmutzigen Bächlein und die bittersten Gallenergüsse zusammenflossen. Der beste und genießbarste Fastnachtsdichter war Hans Sachs.

11. Schließlich wollen wir noch von zwei absonderlichen Auswüchsen der Poesie jener Zeit reden, nämlich von der maccaronischen und der rotwelschen Poesie. Diese beiden erzeugten echte „Wildlinge". Das Eigentümliche der maccaronischen Poesie besteht nicht bloß in der Mischung von Latein und Deutsch[1] (oder einer andern Landessprache), sondern wesentlich darin, daß hierbei die nicht lateinischen Wörter wie lateinische flektiert werden. Natürlich dient sie nur dem Scherz und Spott, wie sie ja auch den witzigen Italienern ihr Dasein verdankt. Maccaronisch ist z. B. die Zauberformel, welche Hans Sachs in einem Fastnachtsspiele einer

[1] Solche Mischung mit Belassung der rechten Flexion wurde schon früher angewendet, so z. B. in dem alten Kirchenliede: In dulci jubilo, oder in der alten Hausregel:

Sê korn Egidii, habern, gersten Benedicti,
Iss gens Martini, wurst in festo Nicolai,
Iss Blasii lemper, haering Oculi mei semper,
Kauf holz si velis, wilt nit erfrieren Michaelis etc.

Digitized by Google

zänkischen Frau verabreichen läßt: „Trutz, eigensinn und klaffibus — Widerpellen und muffibus — venit prügel in faustibus — sub capite et lendibus.“ In Rotwelsch dichteten die Landstreicher, Gauner und Räuber; denn auch diese hatten ihre Poesie. Das Rotwelsch ist ein Gemisch aus hebräischen, romanischen und selbstgebildeten deutschen Wörtern. Als Probe dieser Sprache diene hier ein neueres Gedichtchen:

Funkert her! hier laßt uns hocken,
Hol der Ganhart das Geschwenz!
Auf dem Terich ist's ja trocken,
Wie am Glatthart in der Schrenz.

Nerrgescherr, ihr Gleicher alle!
Dippet, was ihr habt ersetzt
Im Polender, in der Galle,
Alles brißt dem Erlat jetzt.

Jeder dippe jetzt das Seine!
Betzam, Lechem brißt herbei,
Regenwürmer, groß und kleine,
Jo die ganze Fünkelei.

Keris her! Und laßt sie schlafen,
Schreiling, Mussen, Sonz und Hauz!
Keris her! wir wollen basen,
Weckt uns doch kein Holderkauz.

Funkert, Feuer; Ganhart, Teufel; Geschwenz, Umherlaufen; Terich, Land; Glatthart, Tisch; Schrenz, Stube; Nerrgescherr, guten Abend; Gleicher, Kameraden; dippen, geben; ersetzen, erwerben; Polender, Schloß; Galle, Stadt; brissen, zutragen; Erlat, Meister; Betzam, Ei; Lechem, Brot; Regenwurm, Wurst; Fünkelei, Küche; Keris, Wein (Xeres); Schreiling, Kind; Musse, Weib; Sonz, Edelmann; Hauz, Bauer; basen, zechen; Holderkauz, Hahn.

Volkslieder.

1.

Nun hab ich doch einmal erlebt die stund,
in derer ich mich rümen mag gar rund,
daß ich sei ganz von liebessucht gesund.

Darumb ich jetzt on alles trauren bin,
wil auch fleiß han, zu bhalten solchen sin;
mein lieb und leid sind allzugleich dahin.

Hievor hab ich getrauret spat und fru,
auch nit ein stund können gehaben ru;
ich weiß, daß sie nur hat gelacht darzu.

Drumb sol in leid kein mensch verzagen nicht,
sondern zu Got setzen sein zuversicht,
ihm sei gedankt, er hats also gericht.

2.

Nun bin ich einmal frei von liebesbanden
und tu jetzund allein nach kurzweil ringen,
des mag ich wol mit lust ein liedlein singen.

Kein trauren ist bei mir nicht mehr vorhanden,
für freuden tut mir oft mein herz aufspringen,
des mag ich wol mit lust ein liedlein singen.

In lieb hab ich der gfar so vil erstanden,
drein ich hinfür nicht mer werd sein zu bringen,
des mag ich wol mit lust ein liedlein singen.

Digitized by Google

Drumb alle, die ir seid mit lieb umbgeben,
zu wenden wider umb besleißt euch eben,
so lieb euch immer ist eur leib und leben!

3.

Annelein,
du singst fein,
from, frölich kanst auch sein;
holdselig engelein
geben lieblichen schein;
wünsch dir mein gruß ins herz hinein.

4.

Wolauf, wolauf, resch und bald!
daß sein Got selber walt!
der tag her bringt,
der vogel singt,
daß allenthalben schalt.
ir ritter und knecht,
merkt eben recht,
ob ich ein hirsch zu wegen brecht!

Wolauf, gut gesell, was hör ich do?
mich dünkt, es sei ein hirsch gar noh,
wuff, wuff, hernach, ihr lieben hund!

Do lauft der edel hirsch doher,
wuff, wuff,
du hast noch recht, guter gesell,
wuff, wuff,
kumt herfür mit großem schall,
kumt herfür, lieben hund all!

Do lauft der edel hirsch doher,
trauter hund!
Nun kumt herzu, ihr gsellen all,
und greifet zu mit reichem schall!

5.

Den liebsten bulen, den ich han,
der leit beim wirt im keller;
er hat ein hölzens röcklein an,
er heißt der muscateller.
er hat mich nechten trunken gmacht
und frölich heut den ganzen tag,
Got geb im heint ein gute nacht!

Von diesem bulen, den ich mein,
wil ich dir bald eins bringen;
es ist der allerbeste wein,
macht mich lustig zu singen,
frischt mir das blut, gibt freien mut,
alls durch sein kraft und eigenschaft;
nu grüß dich Got, mein rebensaft!

6.

Herzliebster wein, von mir nit weich!
ich lieb dich ganz on arge list.
du bist allein in allem reich,
für dich kein freud zu gleichen ist,
und schmeckst mir wol;
drumb ich für vol
ganz lob dein farb für allem schein
und wünsch mir heil,
bist mir nit feil.
o wein, o wein,
ich kan dir nit feind sein.

Ach klarer wein, herzliebster gsell,
kein freud auf erd mir lieber wart!
du bist ganz rein, ich nach dir stell,
kom her und netz mir meinen bart.
mit deinem fleiß
dein art beweis
und kül du mir mein herz gar fein;
durch dein gestalt
mich aufenthalt!
o wein, o wein,
du freust mir das herze mein.

O süßer wein, ich klag mich ser,
wo ich auch von dir scheiden muß;
du bringst mir pein mit großer schwer,
ich fürcht, mir wird dein nimmer buß.
ich zu dir trab,
kom nur her und lab!
saur oder süß, so bistu rein
und gibst mir freud
für alles leid.
o wein, o wein,
allzeit bleib ich der dein!

Digitized by Google

7.

Ich setz das gläslein an den mund,
trinks heraus bis an den grund.
lieber bruder, was fragst du mich?
was ich kan, das kan ich,
was mir liebt, das treib ich,
der ich bin, der bleib ich,
alde, ich far dahin.

8.

Vil schöner künst und gaben
schenkt Got uns menschenkind,
darvon wir freude haben;
die ere Got geziemt.
die singekunst
hat preis und gunst,
denn sie gibt freud und wonne.
lieblicher gsang,
schön seitenklang
ist aller künst ein krone.

Ich glaub nicht, daß man finde
so köstlich erzenei,
darvon so bald verschwinde
die schwer melancholei,
als wo man singt,
daß lieblich klingt.
all traurigkeit muß weichen;
drum lobt und ert
die music wert!
die kunst hat nicht irs gleichen.

Weil tausent englein singen
lieblich in süßem ton,
die harfen schön erklingen
für ires schöpfers tron.
o englisch freud,
o frölich zeit!
wenn ichs bei mir betrachte,
mein herz sich schwingt,
für freuden springt,
keinr wollust ich sonst achte.

Ich wil ein freund ersterben
der edlen musickunst.
er, gut kan sie erwerben,
sie hat der fürsten gunst.
zu Gotes er
wil ich noch mer
die edle kunst anwenden,
frölich allzeit
in lieb und leid.
zur freud helf mirs Got enden!

9.

Den besten vogel, den ich weiß,
das ist ein gans;
sie hat zwen breite füß,
darzu ein langen hals.
ir füß sein gel,
ir stimm ist hel,
sie ist nit schnel.
das best gsang, das sie kan,
da da da, das sie kan,
das ist: gickgack, gickgack.
gickgack, gickgack
singen wir zu sant Mertens tag!

10.

Wiewol sich vil zum widerspiel
meins glückes wil anrichten,
so schreckts mich doch mit nichten;
wil allzeit frölich singen,
und solt der neider herz darumb zerspringen!

Kein glück on neid, on leid kein freud,
ist lang der brauch gewesen,
wie ich oft hab gelesen;
noch wil ich frölich singen,
und solt der neider herz darumb zerspringen!

Manch menschenkind mir das nit günt,
was mir Got tut bescheren,
und kan mirs doch nit weren;
drumb wil ich frölich singen,
und solt der neider herz darumb zerspringen!

Trau Got allein und achte klein,
was alle welt mög sagen,
so hört bald auf dein klagen,
kan dir auch nit misslingen,
und solt der neider herz darumb zerspringen!

Digitized by Google

§ 41. Epische Poesie.

1. Zuerst sei Hans Sachs (geb. 5. November 1494) genannt, dieser so populär gewordene Schuster. Nachdem er bis zum fünfzehnten Jahre die lateinische Schule besucht hatte, ergriff er das Handwerk und durchwanderte später einen großen Teil Deutschlands. In Wels und in Innsbruck, wo er eine Zeitlang Weidmann am Hofe Kaiser Maximilians war, entschloß er sich zum Meistergesang; Lienhard Nunnenbeck in Innsbruck war sein Lehrer. 1516 kehrte er in die Heimat zurück, wo er im selben Jahre das erste Spruchgedicht machte. Er war zweimal glücklich verheiratet. Seine zwei Söhne und fünf Töchter starben vor ihm. — Hans Sachs war ein fleißiger, biederer, treuherziger Mann, der sich auch als Meister noch fortzubilden suchte. Als Luther auftrat, nahm er für ihn in Gedichten und sonstigen Schriften Partei, besang ihn als „die Wittenbergisch Nachtigall" und ließ nach Luthers Tod die hehre Frau Theologie und Gott und Engel bitterlich klagen und den Reformator sitzen „zur linken Hand Gottes". Daß er es an Spott und Ausfällen gegen die alte Kirche nicht fehlen ließ, wer mag sich, wenn er jene Zeit kennt, darüber wundern! Freilich ist er nicht so boshaft, wie z. B. Nikolaus Manuel u. a.; aber seine Kampfesweise ist weniger geistreich und beweist, daß er vom Katholizismus nur das Äußere kannte. Darum spottet er so viel über das „Singen, Glockenklingen, über Fasten, Weihrauchduft, Weihwasser, Möncherei, Ablaßkram" usw. Die wahren oder erdichteten Ärgernisse am päpstlichen Hofe, Fehltritte der Geistlichen sind ihm Lieblingsstoffe, so daß in seinen meisten Schwänken und Komödien ein „Pfaffe" der Verachtung des Lesers oder Zuhörers preisgegeben wird. Hochbetagt, von seinen Mitbürgern und selbst von hohen und höchsten Personen — auch der Kaiser besuchte ihn einmal — geehrt, starb der Schusterpoet im Jahre 1576. — Hans Sachs war gewiß dichterisch begabt, aber ebenso gewiß kein Genie. Unter den Meistersängern war er der talentvollste; alle dichtenden Zeitgenossen aber übertraf er durch Fruchtbarkeit und Allseitigkeit im poetischen Schaffen. Bis ins hohe Alter füllte er seine Mußestunden mit Dichten aus, und so rasch flossen ihm die Gedanken in die Feder, daß er uns über 6000 Dichtungen hinterlassen konnte. Bereits 1567 zählte er in einem Rückblick auf seine Werke, unter denen alle Dichtungsarten vertreten sind: 4000 Meistergesänge, 1700 Schwänke (heitere und ernste), ferner Fabeln, Legenden, Sprüche usw. Gerade die letzteren haben den meisten poetischen Wert.

2. Die große Menge seiner Dichtungen ist mittelmäßig; doch muß man anerkennen, daß er als Dichter nicht so oft und nicht so grob gegen die Sitte und Zucht verstößt, wie es leider damals den Dichtern geläufig war. Er wollte ja auch wieder gute Sitte ins Land schaffen; darum predigt er in seinen vielen Liedern so gern Moral, wobei er uns ein schauerliches Bild der Sitten jener Zeit malt. Launig läßt Hans Sachs dem Teufel die Hölle

Digitized by Google

zu eng werden, er muß sie um etwelche Stunden weiter bauen. Da sagt ihm Hans Sachs, es sei ja bei geistlich und weltlich Regiment jetzt alles gut, kein Raub und Unzucht, keine Steuerüberbürdung und ungerecht Wesen, bei den Bürgern nicht mehr falsch Maß und Gewicht, bei den Bauern Ruhe und Friedfertigkeit — aber „kein Mensch mag Sachsen dies bestätigen"; denn das alles ist nur Ironie! Hingegen fällt in die Wagschale des Tadels „die ohrenzerreißende, unerträglich harte Sprache aller seiner Gedichte" (Menzel). Hans Sachs war in dieser Beziehung ebenso wie seine Zeitgenossen abgestumpft und nahm deshalb nicht den geringsten Anlauf zur Sprachverbesserung. — Am glücklichsten war er als Epiker, wie seine recht ansprechenden Schwänke und Erzählungen beweisen. Wie oft ist sein „Schlaraffenland" und „Sankt Peter mit der Geiß" abgedruckt worden! „Wohl kaum ist seit dem 16. Jahrhundert wieder ein so glückliches Talent für naivkomische Erzählung unter uns aufgestanden" (Lindemann). Die Stoffe dazu holte er aus dem täglichen Leben und häuslichen Treiben seiner vielgeliebten Vaterstadt, aus den heidnischen Klassikern, deutschen Volksbüchern, welschen Novellensammlungen. Daß er mit einer wahren Reimwut fast die ganze Heilige Schrift in langweiliger, trockener Weise versifizierte, den Psalmen zumal lange Haarzöpfe verwässerter Auslegung anhing, sei nebenbei bemerkt. Dichterische Erfindungsgabe besaß Hans Sachs nicht viel; für die meisten seiner guten Schwänke, z. B. „Vom Schlaraffenland", „Die Landsknechtgeschichte", „Wie Petrus die Gäste aus dem Himmel bringt", hat er die Stoffe entlehnt. Unter den von ihm erfundenen Schwänken sind recht gute, z. B. „Wanderungen eines Goldgulden", aber auch rohe und unflätige, was jedoch die Zeitgenossen von Hans Sachs weniger empfanden. — So kommt uns der Mann vor wie ein halbgenialer Maler, der unermüdlich mit den gröbsten Farben malt, aber mit gewandter Hand die Züge ausführt und zum Bewundern schnell Bild um Bild fertigt. Als Dramatiker besprechen wir ihn später.

Sankt Peter mit der Geiß.

Weil noch auff erden gieng Christus
Und auch mit jhm wandert Petrus,
Eins tags aus eim dorff mit jhm gieng.
Bei einer wegscheyd Petrus anfieng:
„O Herre Gott und meyster mein,
Mich wundert sehr der güte dein.
Weil du doch Gott allmechtig bist,
Läßt es doch gehn zu aller frist
In aller welt gleich wie es geht.
Wie Habacuck sagt der Prophet:
Frefel und gewalt geht für recht;
Der gottloß vbervortheilt schlecht
Mit schalckheit den grechten und fromen,
Auch kön kein recht zu end mer komen;
Die lehr gehn durch einander sehr
Eben gleich, wie die fisch im meer,
Da immer einr den andern verschlind.
Der böß den guten vberwind.
Deß steht es vbel an allen enden
In obern und in niedern stenden.
Deß sichst du zu und schweigest still,
Sam kümmer dich die sach nit vil
Und geh dich eben glat nichts an:
Könst doch alles vbel vnderstahn,
Nehmst recht in d'händ die herrschaft dein.
O solt ich ein jar Herr Gott sein
Und solt den gwalt haben wie du,
Ich wolt anderst schawen darzu,

Digitized by Google

Führn ein viel besser regiment
Auff erderich durch alle ständt:
Ich wolt steyern mit meiner hand
Wucher, betrug, krieg, raub und brand,
Ich wolt unrichten ein rüwigs Leben!"
Der Herr sprach: „Petre, sag mir eben,
Meinst, du wolst je besser regieren,
All ding auf erd baß ordinieren,
Die fromen schützen, die bösen plagen?"
Sankt Peter thet hinwider sagen:
„Ja, es müst in der Welt baß stehn,
Nit also durch einander gehn,
Ich wolt viel besser ordnung halten."
Der Herr sprach: „Nun, so must verwalten,
Petre, die hohen herrschaft mein:
Heut den tag solt du Herr Gott sein.
Schaff und gebeut alls, was du wilt,
Sey hart, streng, gütig oder milt,
Gib aus den fluch oder den segen,
Gib schön wetter, wind oder regen,
Du magst straffen oder belohnen,
Plagen, schützen oder verschonen:
In summa, mein gantz regiment
Sey heut den tag in deiner händt"
Darmit reichet der Herr sein stab,
Petro den in seine hände gab;
Petrus war deß gar wohl gemut,
Däucht sich der herrlichkeit sehr gut.
In dem kam her ein armes weib,
Ganz dürr, mager und bleich von leib,
Barfuß in eim zerrissnen Kleyd,
Die trieb ihr geiß hin auf die weyd,
Da sie mit auf die wegscheyd kam,
Sprach sie: „Geh hin in Gottes nam!
Got b'hüt und b'schütz dich immerdar,
Das dir kein übel widerfahr,
Von wolffen oder ungewitter,
Dann ich kann warlich je nit mit der.
Ich muß gehn arbeiten das taglohn,
Heint ich sonst nichts zu essen hon
Daheim mit meinen kleinen kinden.
Nun geh hin, wo du weyd thust finden,
Gott, der b'hüt dich mit seiner händ!"
Mit dem die fraw widerumb wend
Ins dorff; so gieng die geiß ihr straß.
Der Herr zu Petro sagen was:
„Petre, hast das gebet der armen
Gehört? Du müst dich ihr erbarmen,
Weil ja den tag bist Herr Gott du.
So stehet dir auch billig zu,
Daß du die geiß nembst in dein hut,
Wie sie von hertzen bitten thut,
Und b'hüt sie den gantzen tag,
Daß sie sich nit verirr im hag,
Nit fal, noch mög gestollen wern,
Noch sie zerreissen wölff noch bern,
Das auff den abend widerumb
Die geiß unbeschedigt heim kumb
Der armen frawn in ihr hauß;
Geh hin und richt die sach wol aus!"
Petrus nahm nach des herren wort
Die geiß in sein hut an dem ort
Und trieb sie an die weyt hind an:
Sich fieng Sankt Peters unruh an.
Die geiß war mutig, jung und frech
Und blibe gar nit in der nech,
Loff auf der weyde hin und wider,
Stig ein berg auf, den andern nider
Und schloff hin und her durch die stauden.
Petrus mit echtzn, blasn und schnauben
Must immer nach trollen der geiß,
Und schien die sunn gar überhaiß,
Der schweiß über sein leib abrann,
Mit unruh verzehrt der alt man
Den tag bis auf den abend spat,
Machtloß, hellig, gantz müd und mat
Die geiß widerumb heim hin bracht.
Der Herr sach Petrum an und lacht,
Sprach: „Petre, wilt mein regiment
Noch länger bhaltn in deiner händt?"
Petrus sprach: „Lieber herre mein,
Nimb wider hin den stabe dein
Und dein gewalt: ich beger mit nichten
Forthin dein ampt mehr auszurichten;
Ich merck, daß mein weisheit kaum töcht (tauge),
Das ich ein geiß regieren möcht
Mit großer angst, müh und arbeit.
O Herr, vergib mir mein torheit;
Ich will fort der regierung dein,
Weil ich leb, nit mehr reden ein."
Der Herr sprach: „Petre, dasselb thu,
So lebst du fort mit stiller ruh,
Und vertraw mir in meine händt
Das allmechtige regiment."

3. Der andere hier zu nennende Epiker, Johann Fischart, der „Menzer" genannt, wurde um die Mitte des 16. Jahrhunderts vermutlich zu

Digitized by Google

Mainz geboren, studierte die Rechte und machte in Basel das Doktorexamen. Lange Zeit hielt er sich im Elsaß, besonders in Straßburg auf, wo er Stadtschreiber war; später wurde er Anwalt beim Reichskammergericht in Speier, um 1585 Amtmann in Forbach bei Saarbrücken und starb gegen 1590. Er muß viel und weit in Deutschland, England, Frankreich, den Niederlanden und Italien gereist sein, denn er kannte Land und Leute durch und durch. — Dem Bekenntnis nach war er Calvinist, und zwar ein sehr freisinniger; aber trotzdem schürte er noch die Hexenverfolgung. Er besaß großes satirisches Talent (vgl. unten § 43) und war dazu ein grundgelehrter Mann. So war es ihm leicht, andere maßlos zu verspotten; aber es war ihm dies auch die größte Wonne.

Fischart brachte seine Knabenjahre in Worms zu bei seinem „lieben Herrn Vätter und Präceptor, dem besten Reimisten" Kaspar Scheidt, der großen Einfluß auf die Entwicklung seines Geistes hatte. Von ihm nahm er die derbe Komik, die Vorliebe für französische Literatur, für Gemälde, Poesie, Musik und Schriftstellerei an. Dieser Vetter hat 1551 den von Friedrich Dedekind lateinisch gedichteten Grobianus in deutsche Reimpaare gebracht und dabei die Unflätereien dieses Werkes noch vermehrt. Als Hexenfeind veröffentlichte er 1581 eine deutsche Übersetzung des Bodinschen Werkes unter dem Titel: „Vom ausgelassenen wütigen Teufelsheer der besessenen unsinnigen Hexen und Hexenmeister, Unholden und Teufelsbeschwörer, Wahrsager" ꝛc. „In deutscher Sprache war bis dahin noch kein Werk erschienen, welches so leichtsinnig jeden Hexenspuk für erwiesene Wahrheit ausgab und so unbarmherzig zur Verfolgung der Unglücklichen rief" (Janssen).

4. Fischart schrieb meistens Satiren, worüber wir später (vgl. § 43, S. 171) berichten werden. Unter seinen epischen Dichtungen ist das „Glückhafft Schiff" als die beste zu nennen, weil sie sich durch lebendige Schilderungen und eine edle Sprache auszeichnet. Diese Dichtung wurde also veranlaßt: Die Züricher boten den Straßburgern ein Bündnis an. Die letzteren lehnten es jedoch ab mit dem Vorgeben, es liege Zürich zu weit von Straßburg entfernt. Da wollte Fischart das Grundlose dieses Vorwandes dichterisch darstellen und die Straßburger für das Bündnis gewinnen, und so dichtete er denn das „Glückhafft Schiff" mit folgendem Inhalte:

Eine Büchsenschützen-Gesellschaft in Zürich unternahm im Juni 1576 zu Schiff eine Reise nach Straßburg, die sie in einem Tag vollendete und wobei sie zum Zeugnis solch schneller Fahrt einen Kessel voll Hirsebrei, der in Zürich gekocht war, noch warm nach Straßburg brachte.

5. Von den zahlreichen Volksbüchern dieser Periode müssen doch einige hervorgehoben werden. Von den ernsten, die ihren Inhalt aus alten Rittergedichten und Sagen entlehnten, seien die vom ewigen Juden und von Faust genannt. Letzteres wirkte sehr ungünstig auf die Massen, weil es Teufelei und Aberglauben beförderte.

Der ewige Jude (1617 von Chrysostomus Dudulaeus zusammengestellt), Ahasverus genannt, gibt vor, bei der Kreuzigung Christi beteiligt gewesen und von Gott dem Allmächtigen zur Strafe bisher am Leben erhalten worden zu sein. Er muß

Digitized by Google

immerzu wandern, ist aber unter der Zuchtrute seines Schicksals ein gläubiger, gottvertrauender Christ geworden.

Faust ist ein Schwarzkünstler, der, mit dem Teufel im Bunde, allerlei zauberähnliche Werke vollführt, aber nicht bloß unheimliche und wüste, sondern auch heitere, sogenannte Zauberpossen. Zum Schluß wird er vom Teufel, dem er sich verschrieben hatte, in grauenhafter Weise entführt. — Der historische Faust war nach der Angabe der Zeitgenossen etwa von 1506 bis nach 1536 ein zügelloser Mensch, bekannt als Zauberer, Astrolog und Wahrsager. Das Buch über ihn verbreitete sich rasch nach 1587.

6. Unter den komischen Volksbüchern steht obenan das „Lalenbuch" aus dem Ende des 16. Jahrhunderts; es enthält „der Schildbürger wunderseltsame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeschriebene Geschichten und Taten".

Wie in der vorigen Periode dem einen „Eulenspiegel" alle Streiche aufgebürdet wurden, die man sich von vielen Einzelpersonen erzählte, so werden hier einer einzelnen Stadt, nämlich dem sächsischen Schilda und seinen Bewohnern, den Lalenbürgern, alle Torheiten zugeschrieben, die man am Niederrhein von Dülken, in Westfalen von Beckum, in Niedersachsen von Buxtehude, in Schwaben von Tripstrill erzählte. Offenbar sollte hierdurch das dummkluge, pedantische Wesen verspottet werden, wodurch sich damals die Reichsstädter in ihren städtischen Angelegenheiten so oft lächerlich machten.

7. Das epische Volkslied ist auch in dieser Periode zahlreich vertreten und diente, wie begreiflich, oft dem Parteihaß, von dem geleitet die Dichter bewußt oder unbewußt die Geschichte fälschten. Diese historischen Lieder sind größtenteils Landsknechtslieder.

8. Zum Schluß wollen wir noch hinweisen auf die übrigen Gattungen der erzählenden Prosa der Zeit, auf den Roman und den Schwank. Den Roman machte gegen Ende des 15. Jahrhunderts der südwestliche Adel durch Übersetzungen roman- und novellenartiger Schriften („Melusine", „Ritter vom Thurn", „Pontus und Sidonia", „Tristant und Ysalde", „Kaiser Oktavian", „die schöne Magelone") im Süden heimisch, so daß er reißenden Absatz fand. Als Schöpfer des deutschen Kunstromans kann Jörg Wickram (gest. um 1561) mit vier ehrbaren kleinbürgerlichen Erzählungen (aus den Jahren 1551 bis 1556) gelten, die er der deutschen Jugend gewidmet hat. Höchst verderblich wirkten hingegen die aus Frankreich durch Herzog Christoph von Württemberg nach Deutschland überführten „Historien des Amadis" (in 24 Bänden!), deren deutsche Übersetzung eine greuliche Sprachmengerei aufweist und doch — man staune! — von Opitz als Beweis für die Pracht und Herrlichkeit der Muttersprache angeführt wird. — Die bekanntesten Schwanksammlungen sind „Schimpf und Ernst" von dem Franziskaner Johannes Pauli, aus Elsaß, dem Freunde Sebastian Brants, der schlicht und anmutig Fabeln, Anekdoten, Eulenspiegeleien und Parabeln erzählte, und Jörg Wickrams „Rollwagenbüchlein", in der Art Paulis geschrieben.

Digitized by Google

Vom Bauernkrieg.

Und wölt ir hören ein neu gedicht,
wie sich der bauer auf schalkheit verpflicht?
gelübd und eid vergeßen,
die herren vertreiben überal,
das haben sie sich vermeßen, ja vermeßen.

Am sunntag jubilate gieng es an,
do sah man manchen stolzen bauernman
wol über das felt her ziehen.
und do es an ein treffen gieng,
wie not war in das fliehen, ja fliehen!

Zum dorf ein was in also gach,
mancher stolze man der eilt in nach,
begert sich an inen zu rächen.
flieht! flieht! das war ir geschrei,
ir ordnung taten sie zerbrechen, ja zerbrechen.

Da nun dasselb also zugieng,
mancher baur großen schaden empfieng
an leib und auch an gute.
flieht! das war ir best geschrei,
wie angst war inen zu mute, ja mute!

Da nun der abent schier hergieng,
das dorf auch großen schaden empfieng
von wegen großem feure.
o herr Got, der großen not!
das lachen war inen teure, ja teure.

Die nacht die drang nun auch heran,
ein weiß kreuz in einem roten fan
und sunst zwei fänle darneben,
das trugen die bauren zum dorf heraus.
gefangen täten sie sich geben, ja geben.

Herr Sigmund von Heßberg und die zwen hauptleut,
die drei die ritten zu dem dorf hinein:
die weren sollten sie von sich legen.
des waren die bauren also fro,
ir keiner tät sich regen, ja regen.

Die bauren machten einen ring,
darzu die frummen von Kriechending,
und wolten merken gar eben,
und was ihnen käm für neue mär,
den eid tat man inen geben, ja geben.

Da nun das alles geschach,
der bauren hauf gar zerbrach
und tat sich gar zertrennen,
ein jeder wider heim zu haus,
mit laufen und mit rennen, ja rennen.

Ja, wer hat mer gehört solche geschicht?
Zwölf tausend bauren hatten sich zu einander verpflicht,
hab und gut zu gewinnen.
siben hundert man schlugen sie aus dem feld.
die kunst tat ihnen zerrinnen, ja zerrinnen.

Wölt ir wißen, warum es ist also gangen?
sie täten, als hetten sie Got gefangen,
das sakerment zertreten, die bildnuss zerbrochen.
das hat Got nicht mügen erleiden
und sich an inen gerochen, ja gerochen.

Nun darf es dem frommen fürsten niemand verkeren,
darumb hab ich im es gesungen zu eren.
sein leut und land hat er ton retten.
wären die bauren daheime geblieben,
die münch singen lassen ir metten, ja metten!

Das haben die bauren nit wellen ton,
darumb hat man inen geben den lon
mit reiter und mit knechten.
wär ein jeder blieben zu haus,
er hät nit dürfen fechten, ja fechten.

Und wer ist, der das liedlein hat gesungen?
mit dem brandenbergischen haufen ist er hin gedrungen.
er hat sich müßen weren,
dazu in gelübd und eid,
darumb darfs im niemand verkeren, ja verkeren.

Er singt uns das und singt uns mer,
Got behüt allen jungfrauen ir er
vor allen bösen zungen.
er dankt Gott in seinem reich,
daß im nit ist misselungen, ja misselungen.

Digitized by Google

Gegen die Türken.

Hort zu, ir christen, nicht erschreckt,
was ich euch neus wil singen.
Got hat sein arm ausgestreckt
mit einer scharfen klingen.
sein zorn erscheint an manchem ort,
mit angst sein wir umbgeben,
ach, laßt uns hören Gotes wort,
allzeit auch darnach leben.

Mit namen seind wir christen allein,
des tuen wir uns nicht achten.
was möcht Got mer wider sein,
seim willen nicht nach trachten?
kein beßerung ist, das sicht man frei,
wer helt sein stand und orden?
Gotslesterung, saufen und büberei
ist jetz kein sünd mer worden.

Man hat lang gepredigt, gsungen, gsagt,
vergeblich uns vermanet,
Got auch uns vil und oft geplagt,
doch unser fer verschonet.
nichts weniger für wir unsern bracht,
drumb ist die rut schon punden.
der türk kumt jetzt mit großer macht
samt seinen wütenden hunden.

Wolauf, ir burger, arm und reich!
die zeit ist nun vorhanden.
vom ersten suchet Gottes reich,
laßt ab von sünd und schanden!
wie der künig zu Ninive tet,
ist selbs in aschen gesetzen.
Got wirt erhörn unser gepet,
seins zorns gar vergetzen.

Her, her, ir burger, drauf und dran
mit püchsen und helleparten!
wir haben noch manchen künen man,
des türken wöll wir warten.
der grabn ist weit und hoch der wal,
polwerk und gute mauren,
groß gschütz haben wir on zal,
o Wien, du sollst nit trauren.

Nun, türk, nun kum zum drittenmal her,
wir wöllen dich empfahen!
und wenn der teufel in dir wer,
noch soltu uns verschmahen.
der stat soltu nicht gweltig sein,
im land auch nicht bleiben.
schießt, stecht und schlagt mit freuden drein,
die schelmen zu vertreiben.

Gedenk, daß christlich billich sei,
umb christlichen glauben zu fechten!
von Christo müßt wir fallen frei,
wo sie uns übermöchten.
unser weib und kinder kemen in not
wie vormals ist beschehen.
vil lieber sei uns der grimmig tot,
daß wir solchs nit ansehen.

Got in deinem höchsten tron,
verleih dein gnad darneben,
daß wir frum zu werden heben an,
dem türken widerstreben!
er haßt dein nam, all christen gleich;
drumb tu uns gnad beweisen,
behüt das haus von Österreich;
so müg wir dich loben und preisen.

Ir burger, nun seit wolgemut,
laßt euch gar nichts anfechten!
und wenn die türken all wern do,
all teufl mit in brächten,
so wirt Got unser hauptmann sein,
uns auch einmal erfreuen.
des walt Got vater, herre mein,
der tu sein gnad verleihen!

§ 42. Die lyrische Poesie.

1. Die lyrischen Meistergesänge dieser Periode, so viele auch ihrer sind, und obgleich sie meist religiösen Stoff behandeln, haben keinen besondern dichterischen Wert. „Man findet in ihnen nichts als verschlungene, überkünstliche Formen, blumenreiche Phrasen und dürftigen Inhalt" (Lindemann). Selbst von den zahllosen des Hans Sachs verdienen die meisten diesen Tadel.

Digitized by Google

Der Lobgesang Zachariä.

(Johann Englisch.)

Gebenedeit sei Got der Herr,
des Israels der höchste!
der hat besucht und geschickt her,
daß er sein volk erlöste;
hat aufgericht,
wie man jetzt sicht,
von Davids haus das horen
der seligkeit,
den sündern breit,
die darzu seind erkoren.

Vor langer zeit hats zugeseit
durch den mund der propheten,
zu retten sie ist er bereit
von den feinden aus nöten,
vons hassers hand
sie allesant,
wie er denn hat verheißen,
barmherzigkeit
weit ausgespreit,
den vätern ists geleistet.

Er hat gedacht an seinen bunt,
dem Abraham geschworen,
dadurch denn auch ein jeder kunt,
von Got aus furcht erkoren,
von feindes kraft
an Got behaft,
mit heilger forchte streben
in grechtem sin
ganz frei dahin,
dieweil er hat das leben.

Und du, vil seligs kindelein,
wirst Gots prophet genennet;
dann sein vorgänger solt du sein,
auf daß er werd erkennet,
zur seligkeit,
auch werd bereit
seim Volk dahin die Straße;
wann er hinlat
ir missetat,
macht sie so quit und lose.

Durch sein barmherzigkeit das geschicht,
die obenrab sich leitet,
darin gar bald den trost ersicht,
der jämmerlich lag gspreitet
in finsternis
und todes biß,
darin so gar on mute;
drumb unser fuß
nimm schlüpfen muß
aus friedens straßen gute.

2. Wie das epische, wurde auch das lyrische Volkslied eifrigst gepflegt. Alles Volk sang: der Jäger im Wald, der Landmann auf dem Feld, der Bergknappe im Schacht, der Reiter und Landsknecht im Krieg, die Burschen und Mädchen am Abend nach getaner Arbeit.

3. Keine Dichtungsart entfaltete sich zu so reicher und schöner Blüte wie das Kirchenlied, welches besonders eifrig von den Protestanten gepflegt wurde. Luther verachtete zwar den lateinischen Choralgesang keineswegs, er wollte ihn schon wegen der „Jugend" (er meinte die Lateinschüler) nicht ganz aus der Kirche verbannen; allein der katholische Text paßte vielfach nicht zu seiner Lehre, und er erkannte zu gut, daß dieselbe durch deutsche Kirchenlieder am raschesten in die Köpfe und Herzen eindringe, zumal das Volk damals so leidenschaftlich gern sang. Darum gab er sich alle Mühe zur Beförderung eines guten deutschen Kirchengesanges. Er übersetzte oder überarbeitete unermüdlich althergebrachte Kirchenlieder, deren er in großer Zahl vorfand, dichtete neue[1]

[1] Es sind deren aber nur sehr wenige. Winterfeld, ein Protestant, sagt, daß es nur von drei Liedern erwiesen ist, daß sie von Luther selbst verfaßt seien. Luther selbst

Digitized by Google

oder brachte Psalmen in Liederform (z. B.: „Ein feste burg ist unser Got"). Und wo er einen befähigten Genossen wußte, munterte er ihn zu gleichem auf; ebenso veranlaßte er Befähigte zum Beschaffen guter Melodien, wenn nicht schon alte da waren. Daß er selbst solche komponiert habe, ist nicht erwiesen, wiewohl er für Musik viel Verständnis hatte und selbst „die Querflöte blies und die Laute spielte". Begreiflicherweise folgten nun viele andere lutherische Geistliche seinem Beispiel, so daß G. Wicel uns berichtet: „Es ist in Germanien schier kein Pfarrer oder Schuster in Dörfern also untüchtig, der ihm nicht selbst ein Liedlein oder zwei bei der Zeche macht, das er mit seinen Bauern zur Kirche singt." Auch Hans Sachs verfaßte viele Kirchenlieder, die zu den besten jener Zeit gehören. Und so kam es, daß man bereits am Ende des 16. Jahrhunderts bis 20000 geistliche Lieder zählte. — Von den vielen Dichtern protestantischer Kirchenlieder nennen wir nur den „alten Kantor" Nikolaus Hermann († 1561; „Lobt Gott, ihr Christen alle") mit seinem kindlichen Sinne, seinen Freund, den Pfarrer Matthesius († 1565), Paul Speratus († 1551; „Es ist das Heil uns kommen her"), Philipp Nicolai († 1592), der zur Pestzeit zwei schöne Lieder sang (wovon das bekanntere: „Wie schön leucht uns der Morgenstern") und Bartholomäus Ringwaldt, Pfarrer zu Langfeld in der Neumark (geb. 1532, gest. um 1600), der auch mehrere gute Bücher über und gegen die Entsittlichung seiner Zeit geschrieben hat.

Ein Kinderlied auf die Weihenachten.

(Von Luther.)

Vom himel hoch da kom ich her,
ich bring euch gute neue mer;
der guten mer bring ich so vil,
davon ich singen und sagen wil.

Euch ist ein kindlein heut geborn
von einer jungfrau auserkorn,
ein kindelein so zart und fein,
das sol eur freud und wonne sein.

Es ist der HERR Christ, unser Got,
der wil euch fürn aus aller not,
er wil eur heiland selber sein,
von allen sünden machen rein.

Er bringt euch alle seligkeit,
die Got, der Vater, hat bereit,
daß ihr mit uns im himelreich
solt leben nu und ewigleich.

So merket nu das zeichen recht,
die krippen, windelein so schlecht,
da findet ir das kind gelegt,
das alle welt erhelt und tregt.

Des laßt uns alle frölich sein
und mit den hirten gehn hinein,
zu sehn, was Got uns hat beschert,
mit seinem lieben son verert.

---

wandte sich an seine Freunde und suchte sie zur Liederdichtung anzuspornen. Er schreibt darüber 1524 an Spalatin: „Ich aber habe keine so hohe Gabe, daß ich das, was ich wünsche, selbst vermöchte." Und was die Melodien betrifft, so findet sich in Luthers sämtlichen Schriften „keine Stelle, welche besagt, daß Luther sich selbst die Erfindung irgend einer Melodie zu einem Kirchenliede zugeschrieben habe" (Bäumker).

Digitized by Google

Merk auf, mein herz, und sich dorthin,
was ligt dort in dem krippelin?
wes ist das schöne kindelin?
es ist das liebe Jesulin.

Bis willekom, du edler gast,
den sünder nicht verschmehet hast
und kömst ins elend her zu mir,
wie sol ich imer danken dir?

Ach HERR, du schöpfer aller ding,
wie bistu worden so gering,
daß du da ligst auf dürrem gras,
davon ein rind und esel aß!

Und wer die welt vil mal so weit
von edelstein und gold bereit,
so wer sie doch dir vil zu klein,
zu sein ein enges wigelein.

Der sammet und die seiden dein,
das ist grob heu und windelein,
darauf du kön'g so groß und reich
her prangst, als wers dein himelreich.

Das hat also gefallen dir,
die wahrheit anzuzeigen mir,
wie aller welt macht, er und gut
für dich nichts gilt, nichts hilft noch tut.

Ach, mein herzliebes Jesulin,
mach dir ein rein, sanft bettelin,
zu rugen in meines herzens schrein,
daß ich nimer vergeße dein.

Davon ich allzeit fröhlich sei,
zu springen, singen imer frei
das rechte sussaninne schon,
mit herzenlust den süßen ton.

Lob, er sei Got im höchsten tron,
der uns schenkt seinen einigen son;
des freuen sich der engel schar
und singen uns solchs neues jar.

Danket dem Herrn.

(Von Nikolaus Hermann.)

Danket dem herren heut und allezeit,
denn groß ist seine güt und miltigkeit.
alles fleisch er speiset und erhelt,
denn sein geschöpf im wol gefelt.

Wenn über uns sein angesicht uns leucht,
der regen und tau die erd befeucht,
alsdenn wechst alles laub und gras,
sein werk treibt er on unterlaß.

Sobald der herr auftut sein milde hand,
so wechst die fülle in allem land,
daß sich des freuet jederman,
kein mensch noch vieh darf mangel han.

Er hat kein lust zu eim starken helt,
kein pracht noch macht im wolgefelt;
im liebt, daß man in fürcht und traut,
wer auf in hofft, hat wol gebaut.

Billich wirt er uns gepreist.
daß er uns so reichlichen speist.
o vater, für dein Gütigkeit
sagen wir dir dank in ewigkeit.

Ach herr, gib uns ein fruchtbar jar,
den lieben kornbau uns bewar;
für teurung, hunger, seuch und streit
bewar uns, herr, zu diser zeit.

Unser lieber vater du bist,
weil Christus unser bruder ist;
drum trauen wir allein auf dich
und wollen dich preisen ewiglich.

Ach bleib bei uns, herr Jesu Christ,
weil es nu abent worden ist;
dein wort, o herr, das ewig liecht,
laß ja bei uns erleschen nicht.

Er, lob und dank mit hohem preis
für disen trank und dise speis,
die uns der lieb und freundliche Got
aus gnaden jezund mitgeteilet hat!

Denn er ist freundlich, und sein genad,
sein güt und treu kein ende hat,
der da erneret alles fleisch,
der seim gschöpf sein hülf beweist,

Digitized by Google

Der alle tier, fleisch und vöglein
mit seiner güt erhelt allein.
wenn der alt rab sein jung verleßt,
so speist sie Got in irem nest.

Er hat kein lust an rosses sterk,
gibt auch gar nicht auf stolze werk;
allein dem ist er lieb und wert,
der auf sein güte wart und ert.

Wir danken dir vater, herr und Got,
daß du uns speisest in hungers not,
durch unsern herren Jesum Christ,
der unser heiland und erlöser ist. Amen.

Es ist gewisslich an der Zeit.

(Von Bartholomäus Ringwaldt.)

Es ist gewisslich an der zeit,
daß Gottes son wird kommen
in seiner großen herrlichkeit,
zu richten bös und frommen.
da wirt das lachen werden teur,
wann alles wirt vergen durchs feur,
wie Petrus davon zeuget.

Posaunen wird man hören gen
in aller werlet ende:
wann für Gottes gricht werden sten
all menschen gar behende.
da wirt der tot erschrecken ser,
wann er wirt hören neue mer,
daß alles fleisch sol leben.

Ein buch wirt abgelesen bald,
darin da stet geschrieben,
wie Got wird richten jung und alt;
nichts bleibt alda verschwiegen.
da wirt eim jeden kommen zu haus,
wie er es hat gerichtet aus
in seinem ganzen leben.

Was werd ich armer sünder tan
für meim gerichtstuhl sagen?
was werd ich für ein fürsprecher han,
der mein sach wirt antragen?
das wirstu tun, herr Jesu Christ,
dieweil du darumb kommen bist,
all sünder zu erlösen.

Wenn ich an meine sünd gedenk,
mein augen die tun weinen;
wenn ich an die ewig freud gedenk,
mein herz tut sich erfreuen.
herr, hilf, daß ich dein angesicht
mög sehen mit meim augenlicht
dort im ewigen leben!

Hilf, du heilige dreifaltigkeit,
daß mein nam werd gefunden
im buch des lebens allezeit
in meiner letzten stunde.
weicht nicht von mir, herr Jesu Christ,
dieweil daß du mein helfer bist,
bitt, wöllst nicht von mir scheiden.

Herr Jesu Christ, kom, machs nicht lang
in disen letzten tagen;
den menschen ist auf erden bang,
laß sie doch nicht verzagen,
schick in den tröster, den heiligen geist,
der sie den weg zum himmel weist
durch Jesum Christum. Amen.

4. Das Beispiel der Protestanten trug viel dazu bei, daß bei den Katholiken der deutsche Kirchengesang mehr und mehr beliebt und geübt wurde. Immer mehr deutsche Lieder drangen in den Gottesdienst ein, trotzdem die Bischöfe bei jeder Gelegenheit betonten, daß der lateinische Choral der eigentliche liturgische Gesang sei und bleiben müsse. Denn der Choral, dieser herrliche Kunstgesang, wurde nachgerade so erbärmlich schlecht vorgetragen, daß es mehr „einem Schreien, Brüllen, Heulen und Plärren“ glich, wie selbst Provinzialkonzilien klagten, und daß darob, wie Wicel (1545) meldet, „un-

Digitized by Google

menschliche Verachtung des Gregorianischen Gesanges unterm Volk" herrschte. Dies, sowie die Erfahrung, daß das Volk mit beiden Händen auch nach lutherischen Gesangbüchern griff und sich in die neue Lehre oft blindlings hineinsang, so daß der spanische Jesuit Conzenius meinte, Luthers Gesänge hätten ihm mehr Anhänger verschafft als seine Schriften und Reden, — das alles zusammen bewog wohl die geistlichen Obern, stillschweigend den deutschen Kirchengesang mehr aufkommen zu lassen, sogar auch beim Singamt (Hochamt). Waren nun schon bis zum Jahre 1524 eine große Zahl katholischer geistlicher Lieder als fliegende Blätter verteilt worden, so hat doch der Stiftspropst Michael Vehe in Halle das Verdienst, als erstes katholisches Gesangbuch sein „New Gesangbüchlin Geystlicher Lieder", gedruckt zu Leipzig 1537, herausgegeben zu haben. Ein unermüdlich tätiger Beförderer des katholischen Kirchenliedes war Vehes Zeitgenosse, Georg Wicel, welcher auch selbst Lieder dichtete. Nach einigen Jahrzehnten stoßen wir auf Johann Leisetritt, Domdechant in Bautzen und Bistumsverweser von Meißen, der 1567 ein mit Holzschnitten und Zierleisten ausgestattetes, sehr umfangreiches katholisches Gesangbuch herausgab und den deutschen Kirchengesang beim Hochamt ausschließlich einzuführen suchte. Unter den folgenden ragt Kaspar Ulenbergs Psalter (1582) hervor. Bereits 1576 erschien das erste katholische Diözesangesangbuch in Dillingen auf Befehl des Bischofs Veit von Bamberg. Es war ein Auszug aus Leisetritts Sammlung. Dann folgten das Speierische Gesangbuch (1599), das Konstanzer (1600) usw. Im 17. Jahrhundert nahm die Zahl der Gesangbücher und Einzeldrucke noch mehr zu. Außer den Bischöfen waren es namentlich die Jesuiten (Vetter, Curtz, Balde, Spee ꝛc.), Benediktiner (Abt Corner), Dominikaner usw., welche solche Liedersammlungen herausgaben. Im Jahre 1629 erschien zu Münster auch ein plattdeutsches katholisches Gesangbuch mit dem Titel: „Catholische Geistlike Kerkengesang up de vornembste Feste und sonsten dorch dat gantze jahr nüttelick tho gebruken. Sampt den seuen Bothpsalmen und andere utherlesene Catholische Leder und Psalmen. Dem gemeinen Vaterland tho nütte in düsse korte Form und Sprake auergesatt. Gedruckt tho Münster in Westph. bey Bernard Raßfeldt im jahr 1629."

1. O Christe, Morgensterne.

O Christe, morgensterne,
leucht uns mit hellem schein,
schein uns vons himmels trone
an disem dunkeln ort
mit deinem reinen wort.

O Jesu, trost der armen,
mein herz heb ich zu dir.
du wollst dich mein erbarmen,
dein gnade schenken mir,
das trau ich genzlich dir.

Ich kan und mag nicht schlafen,
ich kan nicht frölich sein,
mir ist verwundt mein sele
und förcht der höllen pein.
o Christ, erbarm dich mein.

Ist dir verwundt so sere
die arme sele dein,
so tu dich zu mir keren,
ich will dein helfer sein,
vergelten schuld und pein.

Digitized by Google

Laß du von sünden abe
und sei ein frommer christ,
ich wil dich selber laben
und schenken meinen Geist,
der dich zum himmel weist.

Ich wil dich selber speisen
mit meinem fleisch und blut,
mein lieb an dir beweisen
und wil dir teilen mit
mein schatz und höchstes gut.

O Jesu, lob und ere
singen wir dir allzeit;
den glauben in uns mere,
daß wir nach diser zeit
mit dir eingen zur freud!

Wer ist, der uns das liedlein sang,
frei wol gesungen hat?
Got helf, daß uns gelinge
im leben und im tot
durch Christi wunden rot.

2. Ein Lied von der Geburt Jesu Christi.

Uns ist geboren ein kindelein,
ein kindelein,
von Maria, der jungfrau rein.
Alle, Alleluja.

Des namen heißt Emanuel,
wie uns verkündiget Gabriel.

Das ist so vil als mit uns Got,
der uns erlöset aus aller not.

Wer uns das kindlein nicht geborn,
so wern wir allzumal verlorn.

Die engel sich des freuten all
und lobten Got im höchsten sal.

Den hirten sagten sie die mer,
wie daß Jesus geboren wer

Zu hülf und trost den sündern hie,
die ir vertrauen stellen auf in.

Die weisen von der werlet end
erkanten an einem stern behend,

Wie daß ein kind geboren wer,
ein könig himels und der erd.

Sie kamen dar gen Bethlehem,
dem kindlein sie opferten rein

Von weihrauch, gold und myrrhen fein,
zum zeuge, daß das unser heiland sei.

Dem sollen wir auch opfern weis
dankopfer, dank und ewigen preis.

Er sei dem vater und dem son
samt heiligem Geist in einem tun!

Welchs im auch also sei bereit,
sei bereit,
von nu an bis in ewigkeit!
Alle, Alleluja.

3. Ewigkeit.

O Ewigkeit, o Ewigkeit!
Wie lang bist du, o Ewigkeit!
Doch eilt zu dir schnell unsre Zeit,
Gleichwie das Heerpferd zu dem Streit,
Nach Haus der Bot', das Schiff zum Gestad',
Der schnelle Pfeil vom Bogen ab.

O Ewigkeit, o Ewigkeit!
Wie lang bist du, o Ewigkeit!
Gleichwie an einer Kugel rund
Kein Anfang und kein End' ist kund,
Also, o Ewigkeit, an dir
Nicht Ein- noch Ausgang finden wir.

O Ewigkeit, o Ewigkeit!
Wie lang bist du, o Ewigkeit!
Du bist ein Ring unendlich weit,
Dein Mittelpunkt heißt Allezeit,
Niemal der weite Umkreis dein,
Weil deiner nie ein End' wird sein!

O Ewigkeit, o Ewigkeit!
Wie lang bist du, o Ewigkeit!
Hinnehmen könnt' ein Vöglein klein
Von ganzer Welt Sandkörnlein ein:
Wenn's eins nur nähm' all tausend Jahr,
Darnach wär' nichts von ihr fürwahr.

Digitized by Google

O Ewigkeit, o Ewigkeit!
Wie lang bist du, o Ewigkeit!
In dir, wenn nur all tausend Jahr
Ein Aug' vergöß ein' kleine Zähr',
Würd' wachsen Wasser solche Meng',
Daß Erd' und Himmel wär' zu eng.

O Ewigkeit, o Ewigkeit!
Wie lang bist du, o Ewigkeit!
Der Sand im Meer und Tropfen all
Sind nur ein Bruch der einen Zahl;
Allein schwitzt über dir umsonst
Die tiefste Meß- und Rechenkunst

O Ewigkeit, o Ewigkeit!
Wie lang bist du, o Ewigkeit!
Hör', Mensch: solange Gott wird sein,
So lange währt der Hölle Pein,
So lange währt des Himmels Freud' —
O lange Freud', o langes Leid!

5. Wie schon früher gesagt worden ist, dichtete man gerne weltliche Volkslieder in geistliche Lieder um, damit man diese lieber sänge und die oft sehr leichtsinnigen weltlichen Lieder dann vergäße. So entstand z. B. das Lied: „Es wollt ein Jäger jagen, er jagt vom Himmelsthron. Was begegnet ihm auf dem Wege? Maria, die Jungfrau schon (schön)." Unter den Protestanten tat sich hierin ein gewisser Heinrich Knaust hervor. Von ihm sind die „Gassenhauer, Reiter- und Bergliedlein, christlich, moraliter und sittlich verändert, damit die böse, ärgerliche Weise, unnütze und schandbare Liedlein zu singen, mit der Zeit abgehen möchte". Bei diesem Umdichten liegt aber die Gefahr nahe, läppisch zu werden und das Heilige zu profanieren.

Jäger.

Es wollt' ein Jäger jagen,
Er jagt vom Himmelsthron.
Was begegnet ihm auf dem Wege?
Maria, die Jungfrau schon.

Der Jäger, den ich meine,
Der ist uns wohl bekannt,
Er jagt mit einem Engel,
Gabriel ist er genannt.

Der Engel blies sein Hörnlein,
Das lautet also wohl:
„Gegrüßt seist du, Maria!
Denn du bist Gnaden voll.

„Gegrüßt seist du, Maria,
Du edle Jungfrau fein!
Dein Leib, der soll gebären
Gar ein kleines Kindelein.

„Dein Leib, der soll gebären
Ein Kindlein ohne Mann,
Das Himmel und auch Erden
Zumal bezwingen kann."

Maria, die zarte, reine,
Auf ihre Kniee fiel,
Sie sprach: „Herr Gott vom Himmel
An mir geschehe dein Will'."

„Dein Wille soll geschehen
Ohn' alle Pein und Schmerz."
Da empfing sie Jesum Christum
In ihr jungfräulich Herz.

Insbruck, ich muß dich laßen,

christlich geändert.

(Von Heinrich Knaust.)

O welt, ich muß dich laßen
und far dahin mein straßen
ins vaterland hinein.

irdisch freud ist mir gnommen,
die ich nicht mehr bger zu bekommen,
weil ich in elend bin.

Digitized by Google

Groß leid muß ich jetzt tragen,
das ich allein tu klagen
dem liebsten herren mein.
ach Got, nu laß mich armen
im herzen dein erbarmen,
weil ich so arm muß sein!

Mein trost in allen leiden,
von dir sol mich nicht scheiden
kein not in diser welt,
kein armut sein zu schwere,
mein sin und all mein bgere
zu dir allein gestellt.

Reienlied.

(Von Jakob Klieber.)

Der meie, der meie bringt uns der blümlein vil;
ich trag ein frei gemüte, Got weiß wol, wem ichs wil,
Got weiß wol, wem ichs wil.

Ich wils Christo dem herren, der unser heiland ist;
er tregt das kreuz für unser sünd, ja, wie man von ihm list,
ja, wie man von ihm list.

Wir waren all gefangen, im tod warn wir verlorn;
die sünd die quelt uns tag und nacht, darin wir warn geborn,
darin wir warn geborn.

Und niemant kan uns helfen, dann diser herr allein,
ist uns zu gut geboren von einer jungfrau rein,
von einer jungfrau rein.

Und ist für uns gestorben, auferstanden vom tod,
hat uns das heil erworben, geholfen aus der not,
geholfen aus der not.

Er hat das gesetz erfüllet, das uns so hart verklagt,
und hat das sünklein gestillet, das unser gwißen nagt,
das unser gwißen nagt.

Er ist der weg, das liecht, die pfort, die warheit und das lebn
er ist des vaters ewigs wort, das er uns hat gegebn,
das er uns hat gegebn.

Er hat den tot überwunden, die hell gerißen ein,
die sünd hat er verschlungen, geholfen aus der pein,
geholfen aus der pein.

Er wil die nit verlaßen, die an ihn glauben seind,
das hat er uns versprochen, dann wir sein kinder seind,
dann wir sein kinder seind.

Drumb wer im kan vertrauen, verleßt er nimmer mer.
demselben unserm herren, dem sei preis, lob und er,
in ewigkeit bißher.

§ 43. Die didaktische Poesie.

1. Die meisten Lehrdichtungen dieser Periode gehören der „Satire“ an. Denn im damaligen religiösen Kampfe brauchten gar viele Schriftsteller diese scharfe Waffe. Die vier geistreichsten Kämpfer waren der schon genannte Fischart, Thomas Murner, Ulrich von Hutten und Johannes Nas. Talentvoll und gelehrt, wie diese Männer waren, schlugen sie dem

Digitized by Google

jeweiligen Gegner manche schmerzliche Wunde. Leider spielte auch großer Haß hierbei seine Rolle (vgl. Fischarts Auslegung alter Steinbilder am Münster).

2. Der beste und zugleich originellste Dichter auf protestantischer Seite war Fischart. Seine Personalien lernten wir kennen, als wir von seinen epischen Dichtungen sprachen (vgl. S. 159); die Satire war jedoch sein Hauptfeld. Er schrieb kirchliche und weltliche Satiren. Zielscheibe seines bittersten Spottes waren die alte Kirche („Der Bienenkorb des heiligen römischen Immenschwarmes"), das Mönchtum („Der Barfüßer Sekten- und Kuttenstreit") und der damals aufblühende Jesuitenorden („Die Legend von dem vierhörnigen Jesuiterhütlein" mit 1140 Schmähversen). Übrigens verschonte der „fortgeschrittene" Calvinist auch nicht die frommen Lutheraner und noch weniger die Juden, gegen die er ein ekelerregendes Spottgedicht machte. Schadenfroh ergriff er jede Gelegenheit, seine scharfen Pfeile gegen sie abzuschnellen. Fischarts weltliche Satiren zeugen nicht minder von seiner Derbheit und seiner Liebhaberei für das Gemeine. Frei von Ungezogenheit, vielmehr von anziehendem Humor durchweht ist nur das „Podagrammisch (pfotengrammisch) Trostbüchlein", worin er den „pfotengrammischen Hand- und Fußverstrickten" das boshafte Kompliment macht, Fräulein Pfotenkrampf, das „federlinde" Töchterlein, sei von je an feine Hofhaltung gewohnt gewesen; zu ihrem Hofstaat gehören unter andern „die Jungfrau Polyphagia von Frashausen und Schleckspitzen, die verdrüssig leidselige Frau Misoponia oder Arbeitscheu von Faulgänglien, die plinzelnd Jungfrau Philippina oder Schlafhulda von Federhausen". — Sein Hauptwerk ist die „Geschichtsklitterung" (1575), wozu ihm eine französische Dichtung von Rabelais die Unterlage bot. Es ist ein Buch voll Laune und Witz und zugleich ein erschöpfendes Kulturbild von Fischarts Zeit und dem damals herrschenden abenteuerlichen, ungeheuerlichen Sprachverderbnis. An der Hand des Lebens von Gargantua (so heißt der Held des Buches) schildert und geißelt er die Schattenseiten seiner Zeit, besonders die Überschätzung der vornehmen Abstammung, die Ausschweifungen jeder Art, die Putz- und Prozeßsucht, die falsche Kindererziehung, die superkluge Gelehrsamkeit usw.

Eine schöpferische Kraft war eigentlich Fischart nicht. Seine meisten Stoffe sind entlehnt, insbesondere der „Bienenkorb" und die „Geschichtsklitterung" aus dem Französischen. Auch ist keines seiner Werke ein abgerundetes Meisterwerk geworden. Er schmückte sich mit fremden Federn, wie er ja einmal ein ohne Namen erschienenes Werk des von ihm verhöhnten Johannes Nas sehr stark benutzte, weil er nicht wußte, daß es von diesem verfaßt sei. Die religiöse Polemik war seine Wonne, giftiger Haß führte ihm die Feder. Was er an Lästerungen gegen den katholischen Kult im „Bienenkorb" dem deutschen Volk geboten, hat diesem sonst niemand mehr zu bieten gewagt. — Übrigens beherrschte Fischart die deutsche Sprache und den deutschen Ausdruck wie außer Luther kein anderer Schriftsteller des Jahrhunderts, Luther freilich in urwüchsiger Kraft, Fischart in wilder Art, die Sprache verzerrend.

Digitized by Google

3. So geistreich und witzig Fischarts Schriften sind, so reich sind sie an Derbheiten der gröbsten Art. Die eine oder andere, z. B. seine „Flöhhatz", hat so viel Ungezogenes, daß sie fast unleserlich wird. Dieser „Grobianismus" lag freilich in der Zeit. — Durchaus originell ist Fischarts Darstellungsweise. In der Bildung von Wörtern, Sätzen und Perioden leistet er so Komisch-Seltsames, wie nicht Ähnliches mehr in unserer Literatur existiert. Besonders wimmelt es in seinen Schriften von absonderlich neuen oder bizarr veränderten Wörtern. Er häuft derlei Wörter oft so an, daß er dem Leser förmlich den Weg versperrt. So hart sie übrigens unser Ohr treffen, so erschüttern sie doch unser Zwerchfell; man muß eben lachen, zugleich aber auch staunen über die große Gewalt, die dieser Wortkobold über die Sprache ausübt. Schon der Titel von späteren Ausgaben der „Geschichtsklitterung" ist ein Beispiel hierfür. Er lautet: „Die affentheuerlich naupengeheuerliche Geschichtsklitterung von Thaten und Rathen der vollenwolbeschreiten Helden und Herren Grandgoschier, Gorgelantua und des eiteldurstlichen, durchdurstlechtigen Pantagruel usw." Diese seine burleske Darstellungsweise zog ihm schon öfter geringschätzende Kritik zu, als ob er nur ein „Hanswurst", ein „närrischer Kopf" wäre, dessen ganze Kunst in schlechten Wortwitzen bestehe, oder darin, „närrische, stachlichte, kurzweilige Wörter und Unwörter" zu erfinden. Doch gründlichere Bekanntschaft mit ihm, wie sie z. B. Vilmar eigen ist, findet:

„Er hat die Narren seiner Zeit, er hat die Narren aller Welt in diese Wörter gebannt, und diese führen nun in diesen Wörtern den grandiosesten Fasching auf, den man sich denken kann, so daß man mittanzen muß den tollen Wörtertanz, man mag wollen oder nicht. Denn man fühlt es wohl, daß hier nicht ein Narr, sondern ein Meister der Narren zu uns, ja zu dem eigenen Narren in uns spricht, wenn er nach einer langen Vorrede voll der seltsamsten Wörter und sinnverwirrendsten Bilder uns anredet: ‚Wohin meinst aber, du mein kurzweiliges Geschöpf, daß dies Vorgespiegelte, Vorgetrabte, Vorgelaufene an- und vorgebaut werde? Gewiß zu nichts anderem, als daß du, mein Jünger, und etliche andere deiner Mitnarren nicht gleich nach dem äußeren betrüglichen Schein urteilen lernet; also daß, wenn ihr einmal von der Bibel über etliche Titel von Büchern unseres Gespunstes kommt, die euch wunderlich krabatisch in die Ohren lauten, als aller Praktik Großmutter, der Praktikmutter erstgeborener Sohn, Flöhhatz, die Kunkel- oder Rockenstub, Fatzratzbrief, Bacbuc, Flaschtasch, Taschflasch, Schwalm- und Spatzenpatz, die Göffellöfflichkeit, Froschgosch, Anatomie der Knackwürste, Trollatische Träume und andere dergleichen Winholdisch und ellopostleronisch Sauerwerk — daß ihr, sag ich, nicht gleich darauf fallet und meint, es werde nichts anderes als Spottwerk, Narrerei und anmutige Lügen darin gehandelt, sintemal die Rubrik und Titel einen so anlachen. O nein, meine lieben Kinder, es hat weit die Meinung nicht — es kann sich im Marcolfischen Esopo auch ein Salomo verbergen; ihr pflegt doch selber zu sagen, das Kleid macht keinen Mönch, und mancher ist verkappt in eine Mönchskutt, trägt doch einen Mönch-Ilsanischen Landsknechtsmut, mancher trägt ein Pfaffenschlappen, trüg billiger ein Reiterskappen, mancher, der nie kein Pferd beschritt, singt doch ein Reiterlied, non est venator jeder durch cornua flator, es jagen nicht all Hasen, die Hörner blasen. So nun dies nicht nach dem äußerlichen Schein anzusehen, so will sich

Digitized by Google

auch gebühren, daß man hie dies Büchlein recht eröffne und dem Inhalt gründlich nachsinne, so wird sich befinden, daß die Spezerei darin von mehrerem und höherem Wert ist, als die Büchse von außen anzeigt und verheißet, das ist, daß die fürgetragene Materie nicht so närrisch und aus der Abweise geschaffen, wie die Überschrift vielleicht möcht fürwenden'" (Vilmar).

4. In Spottschreiben und Spottgedichten auf den Klerus war fast ebenso eifrig und gewandt — Ulrich von Hutten (1488—1523). Hutten, ein fränkischer Ritter und einer der genialsten Humanisten, den Kaiser Maximilian zum Ritter schlug und zum Dichter krönte, führte ein höchst unruhiges Wanderleben, wobei es ihm oft recht schlecht ging. Freilich trug er selbst die meiste Schuld hieran. Mit seiner Familie zerfallen, mit Not und Verfolgung kämpfend, bald das Schwert bald die Feder führend, so trieb er sich im deutschen Reiche und in Italien herum, bis er, zuletzt noch von der Reichsacht getroffen, als Flüchtling von Stadt zu Stadt eilte und endlich auf der Insel Ufnau (im Züricher See) eine Zufluchtsstätte und ein frühes Grab fand. Den Tod hat er sich hauptsächlich durch sein lockeres Leben zugezogen. Seine äußerst scharfen Streitschriften waren fast alle lateinisch; in deutscher Sprache schrieb Hutten das wenigste und mit einer gewissen Unbeholfenheit. Das bekannteste seiner deutschen Gedichte ist das leidenschaftliche „New Lied", welches beginnt: „Ich hab's gewagt mit sinnen, und trag des noch kein rew."

Hutten war geistig reich begabt, insbesondere ausgerüstet zu einem literarischen Kämpfer und zu einem politischen und religiösen Aufwiegler. Nie hat ein Deutscher so feurig und beredsam Latein gesprochen. Den Funken der Unzufriedenheit verstand er trefflich zu einer Flamme anzublasen; und er tat es auch eifrigst, wiewohl meist lateinisch schreibend. Er war sich seines Zieles klar bewußt und stürmte mit zäher Ausdauer, furchtlos und trotzig darauf los. Seine Losung aber war: „Machet euch frei von Rom!" und: „Brechet die Macht der Reichsfürsten!" In ersterer Hinsicht beteiligte er sich denn nicht bloß bei der gegen die Mönche gerichteten Satire „Epistolae obscurorum virorum" (d. h. Briefe unberühmter Männer)[1], sondern veröffentlichte auch unter seinem eigenen Namen eine Reihe äußerst scharfer, viel bewunderter Satiren gegen Kirche und Klerus. „Er verirrte sich hierbei freilich nicht in die beschränkten theologischen Zänkereien" (Kurz); denn er hatte so ziemlich mit allem positiven Christentum gebrochen und hielt nur insofern zu Luther, als dieser ihm ein kräftiger Mauerbrecher zum Sturze der römischen Kirche zu sein schien. In anderer Hinsicht hetzte er den Adel und die Städter zu einem kriegerischen Vorgehen gegen die Fürsten auf, so zwar, daß es zu einem Putsche kam, der elend ausging und dem Anführer desselben — Franz von Sickingen — das Leben kostete.

5. Thomas Murner*, 1475 zu Straßburg geboren, Schüler der Franziskaner, durchzog als fahrender Schüler Frankreich, Deutschland und Polen, studierte in Paris Theologie, in Freiburg die Rechte und wurde 1506 von Kaiser Max in Worms zum Dichter gekrönt. Darauf trifft man ihn

[1] Diese Briefe sind die boshafteste Satire, die je verfaßt wurde. Sein größtes deutsches Gedicht ist „Klage und Vermahnung" (gegen Papst und Klerus).

Digitized by Google

als Lehrer der Logik in Krakau, als Erzieher in Italien, als Universitätslehrer in Basel, 1509, nach der er Doktor der Theologie geworden war, als Lesemeister bei den Barfüßern in Bern, dann in Trier, Frankfurt, Straßburg, in England, 1523 wieder in Straßburg. Im Jahre 1526 rettete er sich vor Verfolgung nach Luzern, 1529 nach Heidelberg; zuletzt wirkte er als Pfarrer in Oberehnheim bei Straßburg. Murner war in seinem Wissen und Können erstaunlich vielseitig. Er zeigte dies als Prediger, Lehrer, Dichter und Sprachforscher. Am meisten Gabe hatte er für die Dichtkunst, zumal für die Spottdichtung, in welcher er erbarmungslos über seine Gegner herfiel, dafür aber leidenschaftlich gehaßt und durch maßlose anonyme Schmähschriften und unbegründete Verleumdungen verfolgt wurde. In seiner „Narrenbeschwörung" und seiner „Schelmenzunft" eiferte er im Sinne Luthers rücksichtslos gegen mancherlei Übelstände sowohl in dem Wandel wie in der Amtsführung der Geistlichkeit, ja er übersetzte sogar eine Schrift Luthers. Daher wurde er längere Zeit für einen Anhänger desselben gehalten. Bald erkannte er aber das Gefährliche in Luthers Lehre, machte entschieden Front gegen ihn und wählte ihn zur Zielscheibe seines Spottes in einem besondern Werke: „Von dem großen lutherischen Narren" (1522), welches allseitig als sein bestes anerkannt wird. Schlagender Witz, lebendige Darstellung, naive Sprache machen dieses, wie seine Schriften überhaupt, sehr ergötzlich. Schlägt er auch scharf, rücksichtslos, ja grob drein, er tut es doch mit Geist und erzwingt Bewunderung für sein eminentes Talent. — Wie Fischart von Hutten, so wurde der katholische Kämpe Murner von dem Barfüßermönche Johannes Nas* (Nasus) sekundiert. Nas starb 1590 als Weihbischof zu Brixen und hinterließ viele ausgezeichnete Predigten. Er schrieb in kräftigem volkstümlichen Ton. Er liebt das Sprichwort und populäre Gleichnis; sein Witz ist überraschend. Übrigens schwang er in seiner „Practica practicarum" die Geißel der Satire auch gegen verschiedene Sorten damals grassierenden Aberglaubens, gegen das Wahrsagen aus Planeten, das Nativitätsstellen usw.

6. Das Tierepos fing schon in der vorigen Periode an, lehrhaft zu werden, wie an „Reineke de vos" (S. 123) gezeigt wurde. Jetzt hüllt es sich so sehr in das satirisch-didaktische Gewand, daß man es als reines Epos kaum mehr gelten lassen kann, daß es vielmehr als Überläufer zur Lehrdichtung anzusehen und somit als eine neue Art von Lehrdichtung, nämlich als allegorisch-satirisches Lehrgedicht, worin die Tiere nur maskierte Menschen, besonders Zeitgenossen sind, hier zu besprechen ist. Das bedeutendste der Art ist: „Die Froschmeuseler oder der Frösch und Meuse wunderbare Hofhaltung von Marcus Hüpfinsholz von Meusebach, der jungen Frösch Vorsinger und Calmeuser", von Georg Rollenhagen (Rektor zu Magdeburg) im Jahre 1595 ediert. Jedoch ist es kein deutsches Originalgedicht, sondern eine Nachbildung des altgriechischen Froschmäusekriegs mit vielen komischen Einschiebseln. Daß manche der letzteren auf den

Digitized by Google

Klerus gemünzt sind, läßt sich denken. — Auch der einem italienischen Gedichte nachgebildete „Mückenkrieg" fand viele Leser, wiewohl er lange nicht das Original erreicht. Sehr schwach sind Produkte wie „Der Gänskönig", „Der Stockfischkönig", „Der Eselkönig" usw.

7. Die Lehrfabel begnügte sich in dieser Periode nicht mehr mit der allgemeinen Moral; denn sie begibt sich nun in den Dienst von Klagen und Beschwerden der Zeit sowohl politischer als religiöser Art. So zieht Erasmus Alberus in seinem „Buch der Weisheit" mit 49 Fabeln gegen die „Papisten und Schwärmer" (Zwinglianer) zu Feld „als ein grober Wetterauer, dem die Zunge nicht wohl geschliffen ist". — Viel begabter war der Fabeldichter Burkard Waldis, ein Hesse, der nicht bloß das Leben seiner Zeit, sondern auch die mittelalterliche Dichtung kannte. Sein „Esopus" bringt 400 Fabeln und Schwänke. Bei vielen ist es auf bestimmte Personen und Orte abgesehen. Mönche, Beichte und Ablaß finden auch bei ihm keine Schonung. Hagedorn und Gellert kannten und benutzten diesen alten Fabulisten.

Vom Bauren und dem Gott Herkules.

Es hett ein Bauwr ein Karren geladen;
Da fuhr er mit zu großem Schaden
Mit seinem Pferd in eine Pfützen:
Da blieb er in dem Kate (Kote) sitzen.
Er rief bald an den Herkulem,
Daß er sich seines Jammers annehm
Und hülf ihm jetzt aus diesem Kat,
Kein menschlich Hülf er sonst nicht hat.
Da rief ein Stimm vom Himmel 'rab:
„Kein größern Narrn gesehen hab!
Dein unnütz Rufen ist nit wehrt:
Nim dein Geißel und schlag das Pferd,
Tritt in die Pfützen unters Rad,
Brauch, was dir Gott gegeben hat,
Und ruf dann Herkulem wieder an,
Dann wird er treulich bei dir stahn."
(Waldis.)

§ 44. Die dramatische Poesie.

1. Schon oben bei der Überschau (§ 40) wurde gesagt, daß nun die eigentlichen Mysterien mehr und mehr verschwanden, daß sich aber dafür eine geringere Abart derselben — die biblischen Schauspiele („Moralia") — sowohl bei Katholiken wie bei Protestanten besonderer Pflege erfreuten. Fürs Volk wurden sie deutsch gedichtet, für die höheren Schulen und Stände meist lateinisch.

Da erschien denn auf der Bühne: „Ein schön spil vom gläubigen vatter Abraham", „Von Josephen, dem frommen Jüngling", „Die Historie Gideons", „Ein spil von König Saul und dem Hirten David, durch eine ehrsame Bürgerschaft der löblichen stat Basel gespilt" (1571), „Durchzug der Kinder Israels durch den Fuhrt Jordans, durch Bürger der Stadt Lenzburg gespilt" (1579), ein Spiel „von der gottfürchtigen und keuschen Jungfrawen Susanna", „Das gulden Kalb", „Von den sieben Märterern und ihrer Mutter" (Eisleben 1589), eine „geistliche Komödie von Holoferne und Judith", eine „Traurige biblische Tragödie von Jephtas Gelübd". Aus dem Neuen Testament erschien die Komödie vom verlorenen Sohn, vom reichen Mann und armen Lazaro, die Tragödie von Johannes dem Täufer, das Spiel von dem Könige, der seinem Sohne

Digitized by Google

Hochzeit machte, „in der österreichischen Stadt Ensisheim 1574 durch junge Knaben sehr lustig gehalten". (Nach Lindemann.)

Katholischerseits kamen auch dramatisierte Heiligenlegenden und allegorische Schauspiele in Schwung. Mit besonderer Vorliebe wurden die eben genannten Spiele von den Jesuiten (in ihren Kollegien) gepflegt und in pompöser Weise aufgeführt. Doch waren dieselben größtenteils lateinisch abgefaßt, um die Schüler zugleich sprachlich zu üben.

2. Was die kirchlich-polemischen Dramen betrifft, so trieben es hier die Schweizer Dichter am ärgsten, an ihrer Spitze der Baseler Buchdrucker Pamphilus Gengenbach mit dem gegen die Seelenmessen gerichteten „Totenfresser" und der in Religionshaß verbissene, unflätige Berner Maler Nikolaus Manuel, ein Schüler Holbeins und Tizians, Verfasser des von Gemeinheiten strotzenden Gespräches „Krankheit und Testament der Messe". Vorteilhaft stechen davon die in den Jesuitenschulen aufgeführten Stücke ab, „in denen uns keine direkten Satiren auf die reformierten Gegner begegnen, und die in der Regel ernst und würdig gehalten sind" (Menzel).

3. Unter den Dichtern, welche das weltliche Drama (das ernste oder komische) eifrigst pflegten, heben wir die drei besseren heraus, wiewohl auch ihre Kraft nicht ausreichte, uns eine nationale Bühne zu verschaffen (vgl. S. 151). Es sind die zwei bürgerlichen Dichter Jakob Ayrer und Hans Sachs (beide aus Nürnberg) und der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig. — Jakob Ayrer der Ältere (Notar zu Nürnberg, † 1605) hinterließ an „dreißig ausbündtig schöne Komödien und Dragödien", meistens in Versen. Die römische („Servius Tullius") und griechische („Einnahme von Konstantinopel") Geschichte, aber auch die alte Sage („Kaiser Otnit", „Hugdietrich") lieferten ihm die Stoffe. Schauder, Blut und Schrecken bilden den Grundzug dieser Dramen, wiewohl es auch an komischen Szenen und an Liedern nach bekannten Volksweisen nicht fehlt. Im „Kaiser Otnit" z. B. werden dem Crescentius Nase und Ohren abgeschnitten, dem Papst Johannes die Augen ausgestochen; einer, der um die Kaiserin buhlt, wird verbrannt, einer, der sie verschmäht, hingerichtet, und der Kaiser mit einem Paar Handschuhe vergiftet. Nebenbei war Ayrer auch ein fleißiger Fastnachtsdichter; 36 Fastnachtsspiele sind von ihm erhalten. — Auch Hans Sachs griff mitunter nach echt volksmäßigen Stoffen; er dramatisierte z. B. den „Tod Siegfrieds". Doch war das Fastnachtsspiel noch mehr sein Feld, und er bewegte sich darauf mit mehr Anstand als alle andern. Er zieht auch die „Narren" in diese Spiele hinein und geißelt die Torheiten seiner Zeit mit einer treuherzigen Treffsicherheit, die auch heute vielfach noch ihren Eindruck nicht verfehlt. Am berühmtesten und von sittlicher Tendenz ist sein „Narrenschneiden", ein Fastnachtsspiel mit drei Personen (der Arzt, dessen Knecht und „der Kranck").

Digitized by Google

Der Kranck, „dem groß geschwollen ist sein Leib, als ob er wasserſüchtig sei", stellt sich dem berühmten Doktor. Dieser denkt zuerst an ein Trünklein, das ihm den Magen fegen soll, „nemblich ein vierteil Buttermillich temperiert mit eim viertl sommer Bier". Doch kömmt er bei fortgesetzter Diagnose dem Übel auf den wahren Grund. „Der Mensch steckt aller voller Narren", so ruft er, und der Knecht fällt ein: „Mein Freundt so ist gar nit zu harrn So muß man dir die Narren schneiden." Und nun muß sich der Arme notgedrungen ergeben für einen toten Mann und sich die Narren schneiden lassen, was denn der Doktor unter Assistenz des Knechtes meisterhaft und obendrein gratis vollführt. Köstlich ist geschildert, wie die sieben großen Narren (Stolz, Geiz, Neid ꝛc.) einer nach dem andern entdeckt, gepackt und ausgezogen werden. Desgleichen, wie schließlich der immer noch geschwollene Leib verrät, daß noch das Narrennest mit zahllosem Narrengeschwürm (jungen Narren) in ihm sitzt, und wie das auch noch operiert wird. „Was weren das für Narren worn?" frägt nach geschehener Kur der Kranck, und es belehrt ihn

Der Knecht.

Allerley Gattung, als falsch Juristen,
Schwarzkünstner und die Alchamisten,
Finantzer, Alisantzer und Trügner,
Schmeichler, spotfehler und lügner,
Wunder, Egelmayr und lewnisch,
Grop, älprer, unzüchtig und hewnisch,
Undankbar, stocknarren und gech,
Fürwitzig, leichtfertig und frech,
Gronet und gremisch, die allzeit sorgen,
Böß zaler, die doch gern borgen,
Spieler, Bögschützen und Waidleut,
Die viel verthun nach kleiner Beut,
Summa summarum, wie sie nannt
Doktor Sebastianus Brant
Inn seinem Narrenschiff zu farn.

— — — — — — — —

Der Kranck (steht auf und spricht):

Mein Herr, ich bin gar gsund und ring,
Vor freuden ich gleich hupf und spring,
Wie hetten mich die Narren besessen!
Sagt, hett ichs trunken oder gessen,
Fort wollt ich meiden solche speiß.

Der Artzt.

Weist nicht, man spricht nach alter weiß,
Daß jedem gfelt sein weiß so wol,
Des ist das Landt der Narren vol.
Von dem kamen die Narren dein:
Das dir gefiel dein sinn allein
Und ließt dein eigen willen raum,
Hielst dich selber gar nit im zaum;
Was dir gefiel, das thetst du gleich.

Der Kranck.

O Herr Doktor, gar künsteureich!
Ich merk, ewer Kunst die ist subtil.
Ich thet je als was mir gefiel,
Es brecht mir gleich nutz oder schaden.
Nun ich der Narren bin entladen,
So will ich fürbaß weißlich handeln,
Fürsichtiglich heben und wandeln.
Und volgen guter lehr und rath.

4. Viel begabter als die beiden Nürnberger war Herzog Heinrich Julius von Braunschweig (1564—1613). Er war einer der ersten deutschen Fürsten, der eine Schauspielertruppe an seinen Hof rief, und schrieb selbst elf Dramen, die wenigstens wegen ihres lebhaften Dialogs vielen andern der Periode vorzuziehen sind. Diese seine dichterische Laufbahn eröffnete er zwar mit einem zweimal bearbeiteten biblischen Stück „Susanna", später aber behandelte er weltliche Stoffe, die er zunächst den alten Schwänken und Romanen entnahm. Am gelungensten ist sein „Vincentius Ladislaus Sacrapa von Mantua", worin sich der Hauptheld wie ein Ahne des Barons von Münchhausen geriert, d. h. großspricht und aufschneidet. Bei aller künstlerischen Wertlosigkeit und Geschmacksverwilderung seiner Stücke

Digitized by Google

verdient immerhin das Streben Anerkennung, daß der fürstliche Dichter die Volkskomödie mit der höheren Bildung versöhnen und zum wahrhaft nationalen Drama erheben wollte. Er bewegte sich zu dem Zwecke in seinen für höhere Kreise bestimmten Komödien stets auf bürgerlichem Gebiete und suchte hingegen durch Errichtung eines Hoftheaters das Volk heranzuziehen und emporzuheben. Insofern war er ein Frühlingsbote für die deutsche Dramatik; aber statt des Frühlings kam ein lang andauernder, harter Nachwinter — der Dreißigjährige Krieg. — Auch Moriz, Landgraf von Hessen († 1592) schrieb zahlreiche, aber nun verschollene Dramen, meist wohl lateinisch. Auch das größte dramatische Talent jener Zeit, Nikodemus Frischlin († 1590), hat fast nur lateinisch geschrieben. In dieser Sprache ist auch seine Verherrlichung deutschen Geisteslebens, sein „Iulius redivivus“ gehalten; deutsch schrieb er nur „Frau Wendelgard“, zwei biblische Dramen und Teile des fanatisch-kirchenfeindlichen „Phasma“.

Sechste Periode.

Die deutsche Poesie unter geistiger Fremdherrschaft: Von 1618 bis 1748.

(Nachahmende Dichter aus dem Gelehrtenstande.)

§ 45. Schlimme Aussichten.

Gleich am Eingang dieser Periode steht der Dreißigjährige Krieg, gewiß kein gutes Omen für das fernere Schicksal der deutschen Poesie. Schon der Krieg an und für sich ist nach alter Erfahrung den Künsten feind, daher das Sprichwort: „Inter arma silent musae.“ In der Tat ist „das ganze 17. Jahrhundert eine Geisteswüste, aus der nur wenige Dichternamen als erquickende Oasen hervorgrünen“ (Hirsch). Der Dreißigjährige Krieg zog indes noch besondere der deutschen Poesie schädliche Folgen nach sich. Fürs erste erschütterte er Sitte und Bildung im deutschen Volke in wahrhaft erschreckender Weise. Raub, Mord und Brand bezeichneten den Weg, auf dem er seinen Umzug in

Digitized by Google

Deutschland hielt; Gottvergessenheit und fast tierische Roheit zogen als erstickender Qualm hinter der Kriegsfackel her und blieben für lange Zeit wie ein geistiger Nebel über den heimgesuchten Gauen liegen. Kam es doch, wo er am längsten wütete, so weit, daß die Frauen mit verzweifeltem Lachen alles weibliche Zartgefühl dahingaben, und daß die rüstigsten der beraubten Bürger und Bauern aus Rachsucht, Not und Verzweiflung allenthalben den Werbetrommeln nachliefen, um selbst zu plündern und zu morden. Fürwahr, da mußte naturgemäß ein großer Teil unseres Volkes an Geist und Herz gänzlich herunterkommen! Und nicht bloß die ältere Generation, sondern auch die jüngere mußte verwildern, sie, die den Krieg überlebte und nach demselben den Kern des Volkes bilden sollte. Denn in welcher Schule wuchs sie auf! Was sah, was hörte sie! Was wußte sie von den Segnungen des Friedens! Wenn nun aber der Krieg den Sinn und das Herz des Volkes derart verwüstete, konnte da wohl die Volkspoesie so fortleben und fortblühen, wie es noch in der vorhergehenden Periode der Fall war?

2. Der Krieg brachte ferner eine unsägliche *Verarmung* und *Verödung* über große Striche Deutschlands. Was sollte da aus dem kaum der Knospe entschlüpften deutschen Drama werden? „Das Theater braucht ja jederzeit einen gewissen Wohlstand, behäbige Geselligkeit und äußeren Apparat; das Drama ist der Luxus der Poesie, und an Luxus konnte das bankrotte Deutschland wohl jetzt am wenigsten denken“ (Eichendorff).

3. Eine andere für die Poesie schlimme Folge dieses Krieges war, daß das ohnehin schon erschütterte *Nationalgefühl* des deutschen Volkes noch mehr geschwächt wurde, ja für eine geraume Zeit fast ganz erlosch. Denn Fremde führten diesen Krieg auf deutschem Boden; Fremde saßen zu Gericht über des deutschen Volkes innere Händel; Fremde teilten sich in dessen Besitz; Fremde diktierten den Frieden; Fremde behielten sich auch für die Zukunft vor, in rein deutschen Sachen mitzureden. So war Deutschland innerlich zerrissen und aufgelöst; es gewöhnte sich, in traurigem Selbstvergessen lediglich nach der Fremde hinzusehen und auch in Sitten und Gebräuchen, im Denken und Dichten, im Sprechen und Schreiben der Vasall des Auslandes, besonders Frankreichs, zu sein (à-la-mode-Zeitalter unter Ludwig XIV. und Ludwig XV.)! — Wie konnte man unter solchen Umständen hoffen, daß wenigstens die *deutsche Kunstpoesie* gedeihe oder vielmehr wieder Wurzel fasse im deutschen Boden? Mußte es ihr nicht um so schwerer werden, als die Gelehrten und Vornehmen sich schon in der vorigen Periode von ihr abgewendet hatten? Und wenn trotzdem *deutsche* Dichter aus deren Mitte auftreten, werden sie sich bei dem Mangel an gesundem, kräftigem Nationalgeist von jener Fessel losmachen können, die den gelehrten Dichtern der vorigen Periode schon so fest anlag, nämlich von der *Nachahmungssucht* gegenüber den fremdländischen Dichtern? Und wird man nicht selbst den gelehrten und

Digitized by Google

gebildeten Kunstpoeten den moralischen Barbarismus teilweise anmerken, wird er sich nicht in ihren Ausdrücken da und dort vordrängen?

4. Eine weitere Folge des Krieges war, daß er mittelbar die Lohndienerei, wie sie von 1648 bis 1789 in Deutschland, und zwar in den gelehrten und höheren Ständen herrschend war, erzeugte oder beförderte. Durch ihn ward nämlich die deutsche Reichseinheit überaus gelockert und die kaiserliche Macht nahezu vernichtet; durch ihn, d. i. durch den von ihm verursachten Frieden, gelangten die deutschen Reichsfürsten zur Souveränität und strebten fortan energisch danach, vollkommene Alleinherrscher zu werden nach dem französischen Motto: „L'état c'est moi!" Natürlich mußte da allmählich der Geist der Servilität jene erfassen, die ein besonderes Interesse an der Gunst der Fürsten und der bei Hof Einflußreichen hatten. Welch eine gefährliche Klippe war dies für die Dichter! Wie leicht konnten sie dahin kommen, die Sangeskunst zur niedrigsten Kriecherei und Schmeichelei zu mißbrauchen! Und wie natürlich war es, daß sie dann vorzugsweise nur die Gelegenheitsdichtung pflegten, gerade die Hauptdichtungsarten aber, das Epos und das Drama, vernachlässigten!

5. Eine üble Folge des Krieges war es auch, daß die deutsche Sprache, ohnedies schon mit einer Menge fremder Wörter untermischt, nun ein wahres Kauderwelsch wurde. Die Kriegsfurie brachte ja alle möglichen Völker nach Deutschland: Schweden, Franzosen, Italiener, Spanier, Kroaten, Schotten und noch viele andere. Was Wunder, daß alle diese Nationalitäten mehr oder weniger Spuren von ihrer Sprache unter dem deutschen Volke zurückließen und dieses zuletzt ein ganz entstelltes Deutsch, ein Mischmasch sprach! Wenn nun die Poesie im Gewande einer solchen Sprache auftrat, mußte sie nicht den Eindruck eines Harlekins machen?

6. Dem Gesagten zufolge dürfen wir nicht hoffen, in der vorliegenden Periode die so sehr verwilderte und verfallene Poesie sich wieder erheben, sich bessern zu sehen. Aber wir dürfen sie uns auch nicht zu armselig denken; denn sie weist neben vielem Unerquicklichen doch manches Erfreuliche auf, weshalb das Bild, das wir nun im allgemeinen entwerfen wollen, keineswegs ein durchaus düsteres sein, sondern auch seine Lichtpartien haben wird.

§ 46. Allgemeiner Charakter der Periode.

1. Fast alles, was wir im vorigen Paragraphen für die Poesie dieser Epoche voraussagten, traf ein, wie uns sogleich ein allgemeiner Einblick in dieselbe belehren wird. Denn zum ersten wirkte der wüste und lange Krieg wie ein wahrer Giftnebel auf die bis dahin so herrlich blühende Volkspoesie ein, so daß sie rasch dahinwelkte und abstarb. Höchstens entstanden noch Soldaten- und Kriegslieder, auch historische, auf die Vorfälle des Dreißig-

Digitized by Google

jährigen oder des Türkenkrieges bezügliche Volkslieder; doch sind sie der Form nach, selbst was den Volkston betrifft, weit geringer als die der vorigen Periode. Die wirklich schönen sind bald gezählt. Nur ein einziges aus jener Zeit lebt noch im Munde des Volkes: „Prinz Eugenius".

2. Trotz des Krieges aber und trotz des à-la-mode-Zeitalters verstummte der deutsche Sang nicht gänzlich, besonders nicht die Kunstpoesie. Gerade die Gelehrten und auch ein Teil des Adels waren es, die sich nun der deutschen Sprache und Muse wieder mit Liebe zuwandten, die sich in Vereinen und Gesellschaften zusammentaten, um deutsches Schriftwesen, besonders deutsche Dichtung recht zu ehren und zu heben. Ein sehr wesentliches Verdienst in dieser Beziehung haben Opitz und Gottsched, besonders jener, der Vormann der ganzen Periode. Welch ein Zusammentreffen, daß er gerade noch im Jahre 1617 seine erste Schrift (De contemptu linguae Germanicae) herausgab, worin er für unsere Muttersprache eine Lanze bricht! Sein Wort und dann sein Beispiel wirkten um so mächtiger, als er weithin und bis in die höchsten Regionen ein großes Ansehen genoß; krönte ihn doch Kaiser Ferdinand II. wegen eines deutschen Carmens, einer Trauerode auf den Tod des Erzherzogs Karl, zum Dichter (1625), welche Ehre bis dahin nur durch lateinische Carmina zu erlangen war.

Allerdings, im südlichen Deutschland (ausgenommen das Elsaß, die Schweiz und Oberfranken) trat eine geistige Erschlaffung ein, die beinahe die ganze Periode hindurch andauerte; aber um so reger war das poetische Schaffen im nördlichen und mittleren Deutschland. Der Schwerpunkt der deutschen Literatur, welcher im Mittelalter im Süden lag, war nun nach dem Norden, nach Schlesien, Sachsen und Preußen verrückt. Auch Dichterinnen tauchen während dieser Periode ziemlich viele[1] in den genannten Gauen auf; selbst bei den dortigen Kanzleimännern stand die Poesie in Ehren. Freilich haben fast alle Dichter aus der ersten Hälfte der Periode noch in Latein gedichtet, gewöhnlich sogar mit lateinischen Versen sich als Dichter bei dem Publikum eingeführt; allein ihre Hauptkraft verwendeten sie doch auf deutsche Dichtung. Ebenso muß man zugestehen, daß in dieser Periode noch gar viele aus den höfischen Kreisen und den höheren Ständen die deutsche Poesie mißachteten, zumal damals bei uns die französische Sprache nicht bloß Hof- und Staatssprache, sondern auch schriftliche und mündliche Umgangssprache der vornehmen Welt geworden war. Jedoch erlosch die deutsche Dichtung nicht, wenn sie auch für einige Jahrzehnte nur ein ärmliches Dasein fristete. Im letzten Drittel der Periode sehen wir sie sogar in einer Weise frisch aufleben, daß es wie ein Vorzeichen einer neuen Blütezeit erscheint.

[1] Nur zu viele, meint der Satiriker Joachim Rachel, indem er spottet:

Ja, endlich haben wir erlebt die güldnen Jahren,
Daß auch das Weibervolk läßt Spul und Haspel fahren
Und macht ein Kunstgedicht. Sie wenden klüglich für:
Sind nicht die Musen all auch Jungfern gleich wie wir?
Ist nicht Minerva selbst, die Fürstin kluger Sinnen,
In beiden gleich geübt, im Schreiben wie im Spinnen?
War Sappho nicht ein Weib? Ist irgendwo ein Mann,
Der einer Schurmannin sich gleich erweisen kann?

Digitized by Google

3. Wir finden also in dieser Periode (die Volksromane ausgenommen) fast nur Kunstpoesie, wenn auch, was den Inhalt und den poetischen Gehalt betrifft, nur eine mittelmäßige. Der erste Grundfehler dieser Kunstpoeten war, daß sie überall ihre Gelehrsamkeit anzubringen suchten. Noch mehr zu beklagen ist die große Unmündigkeit fast aller Dichter der Periode. Sie gingen, um „klassisch" zu dichten, beständig bei dem Auslande betteln, so daß fast all ihr Dichten entweder ein Übersetzen oder ein schülerhaftes Nachahmen des Fremdländischen war. Ganz bezeichnend ist es, daß der die Periode eröffnende Opitz, zudem der gefeiertste Dichter derselben, sagt: „Wer nicht auf die Alten zielt, nicht ihre Schriften kennt, als seine Finger selbst, ist zwar ein guter Mann, doch nicht auch ein Poet."

Darum spielte die alte Mythologie, wie vordem in der lateinischen Dichtung, so nun auch in der deutschen eine oft bis ins Lächerliche übertriebene Rolle. Zahllos sind die Allegorien, die ihr entlehnt wurden. So müssen z. B. in den Lobgedichten auf die deutschen Fürsten jene antiken Götter alle Hofämter übernehmen, Mars jedem Kurfürsten die Waffen besorgen, Venus jeder fürstlichen Dame den Gürtel der Anmut leihen. Die deutschen Berge, Wälder und Wiesen aber sind von Nymphen, Faunen und Satyrn bevölkert.

4. Doch blieb es keineswegs bei der Nachahmung der Römer und Griechen, man griff auch eifrigst nach den Italienern, Holländern, Franzosen und Engländern, um von ihnen abzulernen. Muster, Stoffe und Formen wurden in überwiegender Anzahl aus der Fremde geholt. Wie Goldkörner sammelte man die Redensarten, Bilder und schmückenden Beiwörter der gerade als klassisch geltenden außerdeutschen Dichter und verwertete sie gewissenhaft.

5. Schon daraus, daß sich fast alle Dichter wenigstens teilweise an das klassische Altertum anschlossen, geht hervor, daß dasselbe die ganze Periode über als Hintergrund stehen blieb. Doch waren im Verlauf der Periode bald mehr die Alten selbst bald mehr die Italiener bald mehr die Franzosen oder Engländer von unsern Dichtern gesucht und vorgezogen. Am sklavischsten zog man den Triumphwagen der französischen Poesie durch die deutschen Lande. Es fiel dies in die Zeit, wo Paris gleichsam die Sonne war, von der ganz Europa die Strahlen der „feineren" Bildung Tag um Tag sehnsüchtig erwartete und empfing. War nun auch die deutsche Zunge, soweit es von Dichtern abhing, wieder befreit: der deutsche Geist lag um so tiefer in den Fesseln des Auslandes, weshalb es gewiß gerechtfertigt ist, die Dichter und Dichtung dieser Zeit als unter geistiger Fremdherrschaft stehend zu bezeichnen. Es fehlte eben das Nationalgefühl. Nur so erklärt es sich auch, daß diese Dichter, überaus befangen, das Unwürdige ihrer Rolle nicht einmal ahnten, daß sie schon deutsch zu sein meinten, weil sie deutsch dichteten und gar viel Redens von deutscher Sprache, deutscher Dichtkunst, deutschen Heldentaten machten.

Digitized by Google

6. Ferner müssen wir beklagen, daß die Poesie dieser Periode im großen Ganzen durchweht ist vom Geiste der Servilität, der Lohndienerei, wie wir es oben nannten. Fast alle Dichter unterlagen der Versuchung jener Zeit (siehe S. 179) und schmeichelten und lobhudelten mit ihren Versen in wirklich greller Weise; in der zweiten Hälfte der Periode begegnen uns förmliche Hofpoeten an Stelle der Hofnarren. Die Poesie diente unzähligemal nur als Maske, hinter der man ohne Erröten solch grobe Schmeicheleien vorbringen konnte. — Diese Servilität nährte zudem noch als weiteres Übel die Gelegenheitsdichtung, die weitaus den größten Teil des deutschen Dichtergartens überwuchert hatte. Gewiß war dies vom Übel; denn abgesehen davon, daß infolgedessen die andern Dichtungsarten vernachlässigt wurden, so konnten mittelmäßige Köpfe gar wohlfeil den Namen und den Kranz eines Dichters erlangen[1]. — Endlich ist noch ein Übelstand zu rügen, der nicht die ganze Periode hindurch herrschte, aber doch ungefähr bis zur Scheide des Jahrhunderts. Es ist dies eine gewisse Geschmacklosigkeit, eine rauhe, ja „rohe und wilde Art" (Goethe), die uns bald mehr bald weniger bei allen Dichtern des 17. Jahrhunderts begegnet. Es lag dies so sehr in der Zeit, großenteils wohl infolge des Krieges, saß so tief in allen Ständen und Geschlechtern, daß selbst feingebildete Dichterinnen an diesem Stein stolperten. So singt z. B. die klassisch gebildete, kaum sechzehnjährige Sibylla Schwartzin ihr Sterbelied mit den Worten zu Ende: „Hier, mein Gott, hier schlag und plage! Hier, Herr Jesu, reck und streck! Hier, hier trenne, brenn und jage! Hier reiß, schmeiß, krenck, senck und schreck! Laß mich hier die

---

[1] Der Satiriker Rachel geißelt diese Sorte von Dichtern also:

Nun eben diese sind's, die guten Ruhm beschmeißen;
Dies Lumpenvölklein will (mit Gunst) Poeten heißen,
Das nie was Gutes gelernt, das niemals den Verstand
Hat auf was Wichtiges und Redliches gewandt,
Die nichts denn Worte nur zu Markte können tragen,
Zur Hochzeit faulen Scherz, bei Leichen lauter Klagen,
Bei Herren eiteln Ruhm, dran keiner Weisheit Spur,
Kein Salz noch Essig ist, als bloß der Fuchsschwanz nur.
Drum dürfen sich auch wohl in diesen Orden stecken,
Die niemals was getan, als nur die Feder lecken.
Ein Schriftling, der kein Buch als Deutsch hat durchgesehn,
Will doch als ein Poet und für gelehrt bestehn.
Es tut ihm aber sanft, wenn solche Titel fallen.
Warum nicht? Der im Huy, ja zwischen Feur und Knallen,
Hat einen Vers gemacht! In zweier Tage Zeit
Hat er ein ganzes Buch, fünf Finger dick, bereit!
O Meister Hämmerling! Leg ab die Leimenstangen,
Geschwindigkeit taugt nichts, als Flöhe nur zu fangen;
Was mit der langen Zeit soll wachsen und bestehn,
Das muß nicht hokes pocks wie aus den Taschen gehn.

Digitized by Google

Strafe spüren, Die mir sollte dort gebühren." Doch trat mit Beginn des 18. Jahrhunderts eine Wendung ein, und die Herrschaft des sog. guten Geschmackes (vgl. § 53) löste die des Ungeschmackes ab, und insofern teilt sich unsere Periode eigentlich in zwei Abschnitte, wovon man den einen als Opitzschen, den andern als Canitz-Gottschedschen bezeichnen könnte. Im Hinblick auf die gerügten Mängel muß unser im Anfang dieses Paragraphen gegebenes Urteil, daß die Poesie dieses Zeitabschnittes im ganzen und großen nur das Prädikat der Mittelmäßigkeit, wenigstens bezüglich des Inhalts der Dichtungen, verdiene, aufrecht erhalten werden. Nur einzelne wenige Sternlein zeigen sich am umnachteten Himmel dieser Dichtungsperiode, Dichter wie Friedrich von Spee, Günther, Albrecht von Haller ꝛc., welche mit echter Dichtergabe und wahrhaft deutsch sangen. Als Vorkämpfer einer besseren Zeit wollen wir noch Männer nennen wie Rachel, Lauremberg, Drollinger, welche den Jammer wenigstens teilweise erkannten und mit Schärfe (Satire) und Kraft gegen die Erniedrigung[1] der Poesie ankämpften.

7. Wider Erwarten stand es in dieser Periode viel besser um die Form der Poesie, sowohl was die Sprache als was den Versbau betrifft. In beiden Beziehungen begegnen wir nämlich innerhalb der Periode einem großen Fortschritt. Es erhebt sich die Menge der Gelehrten und Gebildeten, um die deutsche Sprache aus ihrem Verderbnis herauszureißen, zu reinigen und zu veredeln. Zu diesem Zwecke entstanden zuerst eine Reihe von sog. „Sprachgesellschaften" und späterhin die sog. „deutschen Gesellschaften"[2].

---

[1] So verspottete z. B. Drollinger die Deutschen wegen ihrer kleinlichen Gelegenheitsdichterei und fordert große Stoffe:

Wohlan! Wird denn nichts anders draus,
So reimt getrost, ihr werten Brüder!
Begebt euch mutig in den Strauß,
Nur sucht euch doch was Würdigs aus
Zum Vorwurf eurer schweren Lieder.
Ist's möglich, daß ihr eure Leier
Bei einer jeden Kirchweih trillt?
Ist's möglich, daß von solchem Feuer
Euch nur die kleinste Ader schwillt?
Crispinus freit: Glück zu dem Orden!
Susanna starb: Genad' ihr Gott!
Johannes ist Magister worden:
Ich wünsch' ihm bald Verdienst und Brot!
Da habt ihr's. Bei so schlechten Wundern
Fällt wahrlich mir nichts Bessers ein.
Soll etwas meinen Geist ermuntern,
So muß es etwas Größers sein.

[2] Solche waren die (1617 zu Weimar gegründete) „fruchtbringende Gesellschaft" oder „der Palmenorden", die „aufrichtige Tannengesellschaft" (1633 zu Straßburg gegründet, von kurzer Dauer und wenig Erfolg), die „teutschgesinnte Gesellschaft" (1643 in Hamburg durch Philipp von Zesen gegründet, nahm anfangs auch Frauen auf), die „Gesellschaft der Schäfer an der Pegnitz" oder der „gekrönte Hirten- und Blumenorden" (1642 in Nürnberg von Harsdörffer und Klaj gestiftet, wo kindische Spielerei und geistlose Nachäffung des Auslandes, namentlich Spaniens, gepflegt wurde), der „Elbschwanenorden" (1656 von Johann Rist gestiftet). — Die berühmteste „deutsche Gesellschaft" bestand zu Leipzig.

Digitized by Google

Da nun fast alle Dichter Mitglieder solcher Gesellschaften waren, so mußten sie sich bestreben, in immer reinerem Deutsch zu dichten. Zudem setzte Opitz diesem Fortschritte dadurch die Krone auf, daß er die neuhochdeutsche Schriftsprache, welche in der verflossenen Periode erst nur in der Prosa und höchstens in den Kirchenliedern und Nürnberger Meistergesängen (vgl. S. 146) heimisch geworden war, in die metrische Poesie einführte und einbürgerte[1], was freilich nur nach einer von Opitz durchgeführten Reform derselben möglich war. Und nun erst sanken die Grenzpfähle nieder, die sich dem deutschen Sänger bis dahin innerhalb des Vaterlandes entgegengestellt hatten; nun erst gehörte das ganze Deutschland ihm und er wiederum dem ganzen Vaterlande; nun erst konnte sich der Süddeutsche auch im Norden Kranz und Lorbeer ersingen und umgekehrt der Norddeutsche im Süden. Gewiß war dies für die deutsche Poesie eine wertvolle Errungenschaft, und sie bleibt uns wohl für alle Zeit. Ob der Freude an dieser Errungenschaft soll jedoch der mundartlichen Dichtung keineswegs der Krieg erklärt sein. Denn auch sie hat eine gewisse Berechtigung, und nachdem nun die Herrschaft der hochdeutschen Schriftsprache in der Poesie gesichert ist, werden wir es stets begrüßen, wenn dazu begabte Dichter dann und wann in der Mundart ihres Stammes singen. Auch bezüglich der Versbildung machte man in dieser Periode einen großen Fortschritt, und hier muß wieder Opitz ein großes Verdienst zuerkannt werden (§ 48). Denn er hat die deutschen Dichter wieder rhythmisch dichten gelehrt, und zwar besser, als es selbst die Minnesänger konnten. Wie schon gesagt, hat er zu diesem Zwecke die Prosaschriftsprache geschult und gefügig gemacht[2]. Er war somit Reformator der Metrik und der Sprache[3]. Ohne diesen Fortschritt, den Opitzens Zeitgenossen die „neue

---

[1] Natürlich bedurfte es hierzu einiger Jahrzehnte, und manche Dichter, z. B. Simon Dach, lieferten neben den neuhochdeutschen auch noch mundartliche Gedichte, sowie sie neben den deutschen auch lateinische geliefert hatten.

[2] „Opitz machte im Sinne ihrer Neugestaltung die Forderungen der Klassizität geltend, mit feinem Gefühl für den Bau der Sprache und ihre Forderungen, für Stil und Wohllaut, für leichte Verständlichkeit und freien Gang, ja sogar für schönen Fall der Worte, für anmutige Bewegung der Satzfügung im Verse. Silben werden nicht mehr verschluckt und abgeworfen; nichts mehr von jenen Füll- und Flickwörtern in Vers und Reim; jede Beugungssilbe erhält ihr Recht, der Ausdruck ist gewählt, die Wortfolge natürlich und gemessen, alle Feinheiten, die man der Rhetorik der Alten abgelernt, kommen zur Anwendung. Das Ohr empfindet zum erstenmal den deutschen Klang der Rede im Metrum, wohllautend und edel. Bisher hatte man in Deutsch zwar gesungen, jetzt lehrte man kunstreich sprechen, sprechen in Versen“ (Gruppe).

[3] „Die deutsche Sprache lernte sich im Taktschritt bewegen, mit Anstand und Würde, mit Ernst und Adel, jetzt erst konnte sie ihre Glieder frei und stolz zeigen, jetzt erst gab es in der deutschen Poesie Deklamation, Pathos. Die bisher ungekannte Gewalt des Rhythmus lieh der Poesie Flügel; mit ihm hatte auch der Reim nun einen erhöhten Klang gewonnen, der ganze Stil erhielt neue Belebung“ (Gruppe).

Digitized by Google

Kunst" nannten, wären die Poeten der nächsten Periode wohl nimmer zu jener klassischen Höhe hinaufgestiegen, worauf wir sie stehen sehen.

8. Zu den Fortschritten dieser Periode gehört auch das Aufleben der Kunstkritik und das Entstehen der **Ästhetik** als einer neuen Wissenschaft. Hauptsächlich trug hierzu ein in diese Periode fallender Federkrieg bei, welchen die Schweizer und Leipziger Dichter (vgl. § 55) über ein Jahrzehnt lang in der feurigsten Weise miteinander führten; darin wurde über das Wesen des dichterisch Schönen und der Dichtkunst, über Freiheit und Regel des Dichters gestritten. Viele andere Gelehrte und Kunstrichter beteiligten sich durch Schriften an dem Streite, zuletzt auch der gewichtige Lessing, und so bürgerte sich denn die ästhetische Kritik und die Ästhetik — Alexander Baumgarten schrieb die erste „Aesthetica" im Jahre 1750 — bei uns ein. Der Vorteil für die Poesie liegt auf der Hand; es wird den Dichterlingen das Handwerk gelegt, das wahre Talent hingegen von den Verirrungen zurückgerufen, geschult und auf das würdige Ziel hingelenkt. Die Ästhetik aber ist die Schule der Kritiker; sie läutert den verirrten Geschmack und verbreitet den besseren. Wenn wir aber von Ästhetik sprechen, müssen wir des großen Philosophen Leibniz (1646—1716) gedenken, der überaus viel zur ästhetischen Bildung des Jahrhunderts beigetragen hat.

§ 47. Übersicht mit Bezug auf die einzelnen Dichtungsarten.

1. Nun auch einige Worte über die Pflege der einzelnen Dichtungsarten in dieser Periode. Die epische Poesie tritt sehr in den Hintergrund, besonders das Heldenepos. Das beste Epos der Periode ist ein lateinisches, und zwar ein geistliches Epos, Olivetum (Ölberg) von Gryphius. Nur in der beschreibenden Epik (z. B. Flemings „Reise nach Persien", Hallers „Alpen", Kleists „Frühling") sowie im Romane und gegen ihr Ende hin auch in der poetischen Erzählung (Hagedorn, Gellert) erweist sich die Periode fruchtbarer und ausgiebiger. Mit besonderer Vorliebe griffen die gelehrten Dichter dieser Zeit nach dem Romane, indem sie darin so recht ihr gelehrtes Wissen (Geographie, Astrologie, Geschichte ꝛc.) ausbreiten konnten. So kamen zahlreiche ungeheuerliche Romane auf den literarischen Markt. Da gab es Staats-, Wunder-, Liebes- und Heldengeschichten, Rätselromane, Robinsonaden, Schäfer- und Schelmenromane; und fast ein jeder umfaßte mehrere Foliobände, weil eine Masse Stoff (mitunter ganze Schäferspiele, Dramen) eingelegt war, der nicht hineingehörte. Am besten sind noch die volkstümlichen Romane; einer ragt sogar als ausgezeichnet hervor, der „Abenteuerliche Simplicissimus" von Christoffel von Grimmelshausen (vgl. § 52).

2. Die Lyrik kann überall Wurzel fassen, und so erklärt sich, daß wir selbst in dieser Periode einen ziemlich reichen und zugleich schönen Strauß

Digitized by Google

lyrischer Blüten pflücken können. Vorzugsweise sind es aber Gottesblumen, welche den Schmuck des Straußes ausmachen, nämlich geistliche Lieder, geistliche Sonette und vor allem Kirchenlieder. — Im geistlichen Liede und Sonette zeichneten sich Fleming, Angelus Silesius*, Friedrich von Spee* und der Kölner Lindenborn* aus. Hauptsächlich wurde das protestantische Kirchenlied gepflegt, da der Stand der Prediger darin zuletzt einen allgemeinen Beruf erkannte. Zu Hunderten lassen sich hier die Namen und Sammlungen anführen. Doch vor allem und für immer nennenswert bleiben Paul Gerhardt und Johann Heermann. — Was die weltlichen Lieder der Periode betrifft, so fehlten ihnen, soviele es auch deren hat, doch meistens die Wahrheit und die unmittelbare Empfindung. Aus der Opitzschen Zeit nennen wir nur Fleming und Greflinger als gute weltliche Lyriker. In der Mitte der Periode sah es am schlimmsten aus: nur Günther sang mehr aus dem Herzen, weil er Erlebtes sang. Im letzten Drittel der Periode wird es etwas besser. Die Anakreontiker (Gleim ꝛc.) tändelten und spielten zu viel in ihren lebensfrohen Liedern, denen die Wahrheit der Empfindung fehlte. Nur Hagedorn, der das Lied der Lebensfreude zuerst auf deutschen Boden verpflanzte, ferner Uz und Haller, beide als Odendichter, sangen mehr aus der Brust. Auch die später entstandenen patriotischen Lieder, besonders Gleims „Grenadierlieder", sind wenig besser.

3. Das größere Lehrgedicht wurde zwar auch versucht; doch kam es lange nicht zu eigentlichen Leistungen. Erst Haller („Vom Ursprung des Übels") und Uz („Theodicee") brachten wahrhaft Gediegenes. Ebenso kommt erst spät die Fabel empor, wird aber dann um so eifriger und mit um so mehr Geschick, freilich nach französischen Vorbildern (besonders Lafontaines), gedichtet, am besten durch Gellert und Gleim, Hagedorn und Lichtwer. — Noch besser stand es um die Satire. Im Norden und im Süden ließen sich einzelne Spottvögel mit vieler Virtuosität hören; so im Norden: Lauremberg, Rachel, später Liskow; im Süden: Moscherosch (Elsäßer) und P. Abraham a Sancta Clara* (in Wien). In größter Anzahl wurden die kleinen didaktischen Arten gedichtet: das Epigramm, der Sinn- und Sittenspruch.

4. Das Drama mußte am meisten unter den Folgen des Krieges leiden. Die Hoffnung auf eine ständige nationale Bühne war für lange Zeit dahin (vgl. S. 175 f). Was der Krieg noch vom Drama übriggelassen, war so wüst und verwildert, daß es mehr einer Ruine, der Hütte von Barbaren, als einem wohnlichen oder gar schönen Bau glich. Feiner fühlende Dichter lehnten sich deshalb mit ihren dramatischen Dichtungen wieder an die Kirche an. Das tat insbesondere der Nürnberger Johann Klaj (vgl. § 51) mit seinen Darstellungen aus dem Leiden Christi ꝛc. Aber solche Aufführungen sagten

Digitized by Google

dem verdorbenen Geschmacke des Volkes nicht zu. Es war zu lange gewöhnt, auf dem Theater schamlose Zoten, handgreifliche Späße zu hören, Prügeleien und Purzelbäume mit gelegentlichem Feuerwerk und anderem Schaugepränge zu sehen. „Der grobianische Gesell und Gumpelmann betrat die Bühne, daß die Bretter krachten; der Hanswurst hatte alle Helden überlebt" (Eichendorff). — An dieser Pöbelwirtschaft nahmen die Gelehrten mit Recht großes Ärgernis. Um das Drama zu retten, die Bühne für sich zu erobern, führten sie eine Armee von *Schulkomödien*, *Schäfereien* (durch Opitz aus dem Italienischen übernommen), *allegorischen Festspielen* und *Wirtschaften* (vgl. *Lindemanns* Literaturgeschichte) und endlich große *Tragödien* (damals nur blutige Staatsaktionen darstellend), auch *Komödien* in das Treffen. Außerdem boten die Dichter dem nun aufkommenden *Singspiel* und der *Oper* mit vielem Eifer ihre Dienste an. Die erste *Oper*, Dafne, nahm Opitz aus dem Italienischen herüber; der größte Komponist Deutschlands im 17. Jahrhundert, Heinrich Schütz, lieferte eine neue deutsche Musik dazu; am 13. April 1627 wurde diese „Errungenschaft" zu Torgau am kurfürstlichen Hofe zu festlichem Zwecke aufgeführt. Nach dem Friedensschluß von 1648 blühte die Oper immer mehr auf: von 1678 bis 1738 wurden mehr als 250 Opern (von deutschen Textdichtern) gegeben, zuerst noch *geistliche* (die Mysterien fortsetzende), darauf hauptsächlich *Schäferspiele* mit mythologischem oder geschichtlichem Hintergrund, schließlich fast nur Spektakelstücke und Possen.

Die Textbuch-Dichter entlehnten Taktik, Ausrüstung, Bewaffnung von dem Auslande, von den Alten und von den Italienern, Franzosen ꝛc. (von jenen, den Originalen und den Meistern, meistens nur *vermittelst* ihrer italienisch-französischen Nachfolger und Schüler). Besonders halten sich die Tragödiendichter gern ihr Rüstzeug aus „der damals in Frankreich im schönsten Flor blühenden aristotelischen Tragödienfabrik", übernahmen aber dabei auch den abgeschmackten Waffenrock, der sie wie eine *Zwangsjacke* einschnürte. Wir meinen das lange Zeit als heilig gehaltene *Gesetz* von den *drei Einheiten*: In jedem Drama muß, so lautete es, die *Einheit der Handlung*, *der Zeit* (d. h. die gespielte Handlung durfte nur die Zeit *eines* Tages umfassen) und des *Ortes* herrschen. Der so eingeschnürte Dichter konnte sich oft nicht anders helfen, als daß er die ersten Akte lediglich mit rein *erzählenden* Partien ausfüllte, damit das Publikum einigermaßen das Verständnis der eigentlichen, bisweilen erst im letzten Akt spielenden Handlung gewann. Gewiß war dieser Regelzwang viel schuld, daß der bestbefähigte Dramatiker der Zeit, *Gryphius* (vgl. § 49), das deutsche Drama nicht viel mehr vervollkommnen konnte.

5. Aber was kam bei all dem für die dramatische Kunst heraus? Wenig oder gar nichts. Die Schulkomödien, Schäferspiele usw. können wir als bedeutungslos ganz übergehen. Für die *Tragödie* und *Komödie* schien zwar den Zeitgenossen der rechte Mann, Gryphius, geboren zu sein (vgl. § 49): sah man in ihm doch den deutschen Shakespeare; allein auch seine Dramen waren nur Anläufe. Er hatte wohl das Fundament gegraben, um den

Digitized by Google

Bau einer nationalen Bühne herzustellen; den Aufbau selbst überließ er jedoch den Nachfolgern. Leider hatten diese, die Erben seiner Aufgabe, weniger Talent wie er; sie schlugen einen ganz falschen Weg ein und pfuschten, statt zu arbeiten.

Lohenstein (ein guter Jurist, aber schlechter Dichter) war ihr Führer. Überall bilden Mord, Unzucht, Ausschweifung das Hauptthema seiner Dramen, so daß es z. B. in der „Epicharis", nachdem in den ersten Akten die Verschworenen einander unter greulichen Flüchen Blut zugetrunken haben und mehrere Personen gefoltert worden sind, im vierten Akte zum Geißeln, Köpfen, Zungenausreißen und Aderzerschneiden auf der Bühne kommt. So war denn das Drama selbst unter gelehrter Hand dem Inhalte nach so geschmacklos, so brutal roh und sittenlos wie die Pöbelkomödie geworden. Freilich erhob sich dagegen Christian Weise (vgl. § 53), der allen Regelzwang über Bord warf und die liebe Einfalt, das rein Natürliche auf seine Fahne schrieb. Aber das Drama wurde zu einfach, wenn nicht einfältig, zu natürlich, und präsentierte statt des Helden gemeine Wäscherinnen, Bauern, Handwerksburschen, die beileibe nicht in Versen reden durften. — Ebenso scheiterte der Versuch des Magisters Veltheim (aus Halle), welcher (1670) ein studentisches Freikorps anwarb und mit dieser „berühmten Bande und kursächsischen Hofkomödianten" Deutschland durchzog, unter anderem auch übersetzte Stücke von Molière, Corneille, Calderon ꝛc. aufführen ließ. Der Versuch scheiterte am Publikum und an den Spielern. Unversehens wuchs ihm der „Mordspektakel" über den Kopf. Er mußte wieder zu den Staatsaktionen greifen und erlaubte, weil er sie etwas pikanter machen wollte, seinen Studenten das Improvisieren (Stegreifspiel). Da waren aber auch die Schleusen der Gemeinheit, des Unflats wieder geöffnet, und der in spanische Stiefel eingeschnürte Hanswurst (Veltheim hatte ihn nämlich als „Curtisan" zum spanischen Grazioso zu veredeln gesucht) erschien plötzlich wieder barfuß, d. h. in alter Roheit, auf der Bühne. Gottsched (vgl. § 54), der gestrenge Diktator in der Kritik, trat auf und vertrieb das Lohensteinsche Drama; er ließ den Hanswurst feierlich von der Bühne jagen; er sprach den schönen Satz aus: das Schauspiel sollte eine deutsche Volksschule sein; aber was bot er hierfür? Ein selbstgedichtetes fades Stück, Cato, und eine Überfülle aus dem Französischen übersetzter leichter Ware. Er hatte allerdings das deutsche Theater gesäubert, aber es dann gar arm und leer gelassen. — Von der Oper jener Zeit nur wenige Worte. Eichendorff nennt sie „den in Noten gesetzten Gesamtunsinn des Zeitalters, der Christliches und Heidnisches, Pathos und Pickelhering, Oratorium und Zoten, Prozession und Ballet in sich vereinigte". Nur das Gute brachte die Oper, daß ihretwegen nun stehende Bühnen zu Dresden, Leipzig, Wien, Nürnberg, Hamburg ꝛc. entstanden. Sie führten auch erstmals weibliche darstellende Personen auf die Bühne, was aber nicht in jeder Beziehung zu begrüßen ist.

6. Noch zwei in dieser Periode sehr beliebte poetische Spielereien sind zu erwähnen: Verse mit Tonnachahmung und die sog. Leberreime. Die ersteren lieferten besonders die Nürnberger Pegnitzschäfer (vgl. § 51, 4); doch auch schon Opitz dichtete solche, wie folgende Nachahmung des Lerchengesanges beweist:

„Die Lerche schreit dir auch: dir lieber Gott, allein
Singt alle Welt, dir, dir, dir will ich dankbar sein."

Die Leberreime waren im Anfang der Periode sehr im Schwunge; sie bilden einen wesentlichen Teil von Greflingers „Complimentir- und

Digitized by Google

Tranchirbüchlein". Offenbar ging das Reimen bei Tisch in die Runde, und wahrscheinlich mußte der anheben, der die Leber von der Hauswirtin empfing. Greflinger ist zwar nicht der Erfinder, aber er riß sie aus dem Groben allzu Derben heraus, machte sie feiner und geistreicher, z. B.:

Die Leber ist vom Hecht und nicht von einer Hinden;
Wo ist ein solcher Freund, soweit die Welt, zu finden,
Der, wann es übel geht und wann es übel bleibt,
Mit unverrückter Treu' uns bleibet einverleibt?

Die Leber ist vom Hecht und nicht von einer Maus;
Wer aller Freund will sein und liest sich keinen aus,
Der lebet wie ein Gast, der in die Frembde reiset,
Der keine Wohnung hat und sich nur vielen weiset.

7. Schließlich müssen wir die Periode in religiös-sittlicher Beziehung charakterisieren. Und da ist vor allem zu erinnern, daß damals die Poesie fast ausschließlich im protestantischen Deutschland gepflegt wurde, also dem Geiste nach wesentlich protestantisch werden mußte. In der ersten Hälfte der Periode waren glücklicherweise die Dichter noch mehr strenggläubig, symbol- und offenbarungsgläubig; später kam auch über sie, wenigstens über viele derselben, der Geist der sog. Aufklärung von Frankreich und England her; ihr Christentum streifte immer mehr das Wunderbare ab und sank zu einem sog. Vernunft-Christentum (Rationalismus) herab[1]. Wenn sie auch noch, wie oben bemerkt, religiöse Lieder dichteten, so waren es Lieder des Deismus, die der Türke und der Israelit ebensogut singen konnte wie der Christ. Besonders zog der Geist seichter Aufklärung zur Zeit der Gottschedschen Herrschaft in unsere Literatur und Poesie ein, da Gottsched und sein Anhang fabrikmäßig die französischen und englischen Dichtungen übersetzten. Von Leipzig aus, damals das kleine Paris genannt, überschwemmten sie Deutschland mit übersetzten oder nachgeahmten französischen und englischen Romanen, die den christlichen Glauben zerstörten, und nicht bloß den Glauben, sondern auch die christliche Sitte. Letztere wurde vielleicht noch mehr durch die gleichfalls eingeführten sittenlosen französischen Lustspiele voll Marquisen und Duchessen mit Reifröcken und Perücken untergraben; denn solche beherrschten eine Zeitlang die deutsche Bühne[2]. Doch wollen wir nicht über-

[1] Auch hier muß ein Verdienst des oben genannten Philosophen Leibniz hervorgehoben werden. Er verteidigte nach Kräften und geistvoll das Christentum gegen die falsche Philosophie und bemühte sich ernstlich um die Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten.

[2] Ein wahres und kräftiges Wort über jene Zeit entnehmen wir einer historischen Skizze (Mainz, Kirchheim) über „die deutsche Aufklärung" von Dr Haffner: „Von Berlin und Leipzig breitete sich das Gift des französischen Unglaubens und der französischen Sittenlosigkeit über die ganze Milchstraße von großen und kleinen weltlichen und geistlichen Höfen aus. Eine geistige Eroberung und Knechtung Deutschlands bereitete

Digitized by Google

sehen, daß schon einige Jahrzehnte vor Gottsched die Dichter der sog. zweiten schlesischen Schule den frivolen Ton in grellster Weise angeschlagen hatten, so zwar, daß ein neuerer Forscher (Gruppe) von einer „schamlosen Schule" spricht.

Es waren einmal zwei Bauernsöhn.

1. Es waren einmal zwei Bauernsöhn,
Die hatten Lust, in Krieg zu gehn,
:,: Wohl ins Soldatenleben. :,:

2. Sie blieben aus ein lange Zeit,
Erbeuten Geld und Gut dabei
:,: Und ungrische Dukaten. :,:

3. Und als sie wieder vom Kriege kamn,
Frau Wirtin vor dem Fenster stand
:,: Mit ihren kohlschwarzen Haaren. :,:

4. „Frau Wirtin, hat sie die Gewalt,
Zwei Gäste über Nacht zu behalt,
:,: Zwei Reuter zu gastieren?" :,:

5. „Ja, die Gewalt, die hab ich schon,
Die eine Frau Wirtin haben soll:
:,: Zwei Reuter kan ich logieren!" :,:

6. Und als der ein in die Stub nein trat,
Den Geldgurt auf den Tisch er warf:
:,: Frau Wirtin soll ihn aufheben! :,:

7. Sie trug ihn auf ein weissen Tisch
Und stellte darauf gebackne Fisch
:,: Und einen Krug mit Weine. :,:

8. Und als es war um Mitternacht,
Frau Wirtin zu ihrem Manne sprach:
:,: „Wir wolln den Reuter morden!" :,:

9. „Laß du den Reuter Reuter sein,
Er hat dir nichts zu Leid gethan,
:,: Laß du dem Reuter sein Leben!" :,:

10. Sie machte heiß ein Pfann voll Schmalz
Und goß dem Reuter in sein Hals:
:,: Der Reuter must verbrennen! :,:

11. Sie nahm ihn bei der weißen Hand
Und grub ihn untern Kellersand:
:,: Hier ruh und bleib verschwiegen! :,:

12. Des Morgens früh der Tag anbrach,
So kam des Reuters Kamerad
:,: Und sagt: „Wo ist der Reuter?" :,:

13. „Der Reuter, der ist nicht mehr hier,
Ist gestern nicht hier gebliebn,
:,: Er ist noch weiter geritten!" :,:

14. „Wie kan der Reuter weiter seyn?
Sein Pferd steht noch im Stalle drein
:,: Mit Sattel und mit Zügel!" :,:

15. Sie suchten aus das ganze Haus.
Sie suchten aus das Kellerhaus,
:,: Drin fanden sie ihn liegen. :,:

16. „Habt ihr dem Reuter was Leids gethan,
So habt ihrs eurem Sohn gethan,
:,: Der aus dem Krieg ist kommen!" :,:

17. Der Mann erhenkt sich in dem Stall,
Die Frau in den Brunnen sprang:
:,: Drei Mordthat an einem Morgen. :,:

18. O du verfluchtes Geld und Gut,
Bringst manchen um sein Hab und Gut,
:,: Bringst manchen um sein Leben! :,:

---

sich vor, die tausendmal schlimmer war als diejenige, welche die Heere Napoleons mit ihrer blutigen Gewalt im folgenden Jahrhundert vollbrachten. Ja, diese *materielle* Eroberung war uns zur Arznei. Gott mußte uns *französisch* werden lassen, um uns aus der *französischen Herrschaft* zu befreien. Es bedurfte des Blutes der Kaiserkriege, um die französische Schminke aus der deutschen Denkart zu waschen und die alte Farbe deutscher Geister wiederherzustellen. Im Blute der Völker mußten die Sünden der Fürsten gesühnt werden."

Digitized by Google

Abendlied.

1. Komm, Troſt der Nacht, o Nachtigall!
Laß deine Stimm mit Freudenſchall
Aufs lieblichſte erklingen!
Komm, komm und lob den Schöpffer dein,
Weil andre Vöglein ſchlaffen ſeyn
Und nicht mehr mögen ſingen:
Laß dein Stimmlein
Laut erſchallen, dann vor allen
Kanſtu loben
Gott im Himmel hoch dort oben!

2. Obſchon iſt hin der Sonnenſchein
Und wir im Finſtern müſſen ſeyn,
So können wir doch ſingen
Von Gottes Güt und ſeiner Macht,
Weil uns kan hindern keine Nacht,
Sein Lobe zu vollbringen.
Drum dein Stimmlein
Laß erſchallen, dann vor allen
Kanſtu loben
Gott im Himmel hoch dort oben!

3. Echo, der wilde Widerhall,
Will ſeyn bei dieſem Freudenſchall
Und läſſet ſich auch hören,
Verweiſt uns alle Müdigkeit,
Der wir ergeben allezeit,
Lehrt uns den Schlaf bethören.
Drum dein Stimmlein
Laß erſchallen, dann vor allen
Kanſtu loben
Gott im Himmel hoch dort oben!

4. Die Sterne, ſo am Himmel ſtehn,
Sich laſſen zum Lob Gottes ſehn
Und Ehre ihm beweiſen:
Die Eul auch, die nicht ſingen kan,
Zeigt doch mit ihrem Heulen an,
Daß ſie auch Gott thu preiſen.
Drum dein Stimmlein
Laß erſchallen, dann vor allen
Kanſtu loben
Gott im Himmel hoch dort oben!

5. Nur her, mein liebſtes Vögelein!
Wir wollen nicht die fäulſte ſeyn
Und ſchlaffen liegen bleiben,
Vielmehr bis daß der Morgenröth
Erfreuet dieſe Wälder öd,
In Gottes Lob vertreiben.
Laß dein Stimmlein
Laut erſchallen, dann vor allen
Kanſtu loben
Gott im Himmel hoch dort oben!

Erſte Gruppe.

§ 48. Die Opitzſche Schule.

1. Führer dieſer Schule war der ſpäter geadelte Martin Opitz von Boberfeld, geb. 1597 zu Bunzlau in Schleſien, an der Peſt geſtorben als königlich polniſcher Hiſtoriograph zu Danzig im Jahre 1639. Seine Gedichte ſind der Form nach ſchön, wohltönend, regelrecht gereimt, laſſen aber den Leſer kalt und verraten, daß es Opitz nur zu ſehr an tieferem Gefühl und Empfindungsgabe gebrach. Sie ſind darum auch längſt vergeſſen. Seine Zeitgenoſſen ehrten ihn gleich Virgil und Petrarca, ja das ganze Jahrhundert feierte ihn, wenn auch unverdient, als „Vater der Dichtkunſt“. Immerhin gebührt ihm ein Platz in der Literaturgeſchichte. Er hat nämlich zuerſt die richtige Versbildung in Deutſchland gelehrt, hat die hochdeutſche Schriftſprache in der Poeſie eingebürgert und zudem dieſelbe gründlich gereinigt und veredelt.

Sein Hauptverdienſt um die Poeſie beſteht darin, daß er die deutſchen Dichter mit der Proſodie bekannt machte, wie ſie die Niederländer bereits

Digitized by Google

hatten[1], wonach weder die von den Meistersängern in Brauch gesetzte armselige Silbenzählung, noch auch die griechische und lateinische Silbenmessung (Quantität), sondern der Wechsel von hohen und niedrigen (betonten und unbetonten) Silben im deutschen Verse anzuwenden ist[2]. Opitz verkündet diese „neue Verskunst" in seinem Büchlein „von der deutschen Poeterey" (1624), dichtete dann fleißig in dieser Art und riß sohin die Dichter mit sich fort auf die rechte Bahn. Das war ein großer Fortschritt. — Hand in Hand damit ging der Umschwung, den Opitz in Betreff der Dichtersprache hervorrief. Er war es, welcher die hochdeutsche Schriftsprache nun auch zur deutsch-nationalen Dichtersprache erhob, zur Sprache der Dichter aller Gaue. Er hat wenigstens die Sache zum Durchbruch gebracht. — Einen schlechten Dienst hat er aber unserer Sprache und Dichtung dadurch erwiesen, daß er den eintönigen, unserem Sprachgeist durchaus nicht angemessenen Alexandriner in unsere Poesie einführte, so daß dieser für lange Zeit herrschend blieb. — Wenn wir aber von einer Opitzschen Schule sprechen, so wollen wir darunter nicht die ganze große Schar all der Dichter verstanden wissen, die sich der von Opitz eingeführten Dichtersprache und Prosodie bedienten; denn in solchem Falle gehörten ja fast alle deutschen Dichter von Opitz bis heute zu der Schule: wir heben vielmehr als Opitzsche Schüler nur jene heraus, die sein unmittelbares Gefolge bildeten und die insbesondere die Opitz eigentümliche Ansicht teilten, die Poesie solle in erster Linie eine „nützende" Kunst sein und müsse deshalb vor allem „gedankenreiche" Werke hervorbringen.

2. Der begabteste Lyriker der Schule ist der früh verblichene Arzt Paul Fleming, geb. 1609 in Hartenstein im Erzgebirge, gest. als Arzt in Hamburg 1640, ein Mann voll glühender Vaterlandsliebe und großer Elastizität des Geistes. Kaum ist eines andern Dichters Leben so anziehend, so romanhaft wie das seine, obgleich es so früh erlosch. Denn Fleming war im Gefolge der pompös auftretenden holsteinischen Gesandtschaft, welche für den phantastischen Herzog eine persische Prinzessin als Braut gewinnen sollte. So machte er die Reise über Moskau nach Persien zum Schah Sefi mit. Da fehlte es natürlich nicht an Abenteuern, Strapazen und Gefahren. Fleming konnte von Glück sagen, daß er Leben und Freiheit rettete und die Heimat wiedersah. Doch besaß er gerade für solche Lagen den rechten männlichen Mut und — das rechte Gottvertrauen. Hören wir, wie er dieses als Leitstern ins Auge faßt, bevor er zur See geht:

Ergebung an Gott.

1.

In allen meinen Taten
Laß' ich den Höchsten raten,
Der alles kann und hat;
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbst geben Rat und Tat.

2.

Nichts ist es spat und frühe
Um alle meine Mühe,
Mein Sorgen ist umsunst.
Er mag's mit meinen Sachen
Nach seinem Willen machen;
Ich stell's in seine Gunst.

[1] Seine erste Studie war die Übersetzung des Holländers Daniel Heinsius' „Lobgesang von Jesus Christus".

[2] Nur darin fehlte Opitz, daß er bloß Jamben und Trochäen zuließ.

Digitized by Google

3.

Es kann mir nichts geschehen,
Als was er hat versehen,
Und was mir selig ist:
Ich nehm' es, wie er's gibet;
Was ihm von mir geliebet,
Das hab' ich auch erkiest.

4.

Ihm hab' ich mich ergeben,
Zu sterben und zu leben,
Sobald er mir gebeut;
Es sei heut oder morgen,
Dafür lass' ich ihn sorgen,
Es weiß die rechte Zeit.

5.

So sei nun, Seele, deine
Und traue dem alleine,
Der dich geschaffen hat:
Es gehe, wie es gehe,
Dein Vater in der Höhe
Weiß allen Sachen Rat.

Darum lähmte auch die gefahr- und mühevolle Reise seinen dichterischen Geist nicht im geringsten; sie regte ihn vielmehr erst recht zum poetischen Fluge an, und eine ganze Reihe von herrlichen lyrischen Ergüssen verdanken wir ihr. In Persien dichtete er auch das berühmte Sonett:

An sich.

Sei dennoch unverzagt, gib dennoch unverloren,
Weich keinem Glücke nicht, steh höher als der Neid,
Vergnüge dich an dir und acht es für kein Leid,
Hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verschworen.

Was dich betrübt und labt, halt alles für erkoren,
Nimm dein Verhängnis an, laß alles unbereut,
Tu, was getan sein muß, und eh' man's dir gebeut;
Was du noch hoffen kannst, das wird noch stets geboren.

Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und sein Glück
Ist sich ein jeder selbst. Schau alle Sachen an,
Dies alles ist in dir. Laß deinen eitlen Wahn.

Und eh' du selber gehst, so geh in dich zurück;
Wer selbst sein Meister ist und sich beherrschen kann,
Dem ist die weite Welt und alles untertan.

Desgleichen dichtete er noch in Astrachan die Beschreibung der Reise, welche durchaus gelungen ist. Ordnen wir seine poetische Hinterlassenschaft, wovon noch 458 Nummern erhalten sind, so erhalten wir außer dem eben genannten beschreibenden Gedicht noch 41 geistliche und 157 weltliche Lieder, Oden und Sonette. In denselben hat er den Alexandriner dadurch genießbar gemacht, daß er den Satzbau aus dem einen Verse in den andern hinübergreifen ließ. Die geistlichen Sonette sind wohl seine besten Erzeugnisse. Überhaupt ist er wohl der beste Lyriker des 17. Jahrhunderts.

Ja, „Fleming hat das von Opitz künstlich und mühsam gestimmte Instrument wirklich tönend gemacht" (Menzel). Fleming sang das Erlebte, Opitz suchte sich müh-

Digitized by Google

sam den Sangesstoff zusammen; Fleming sang feurig und schwunghaft, Opitz aber gelehrt und kühl.

3. Nach Fleming soll gleich der Holsteiner Adam Olearius (Ölenschläger; 1603—1671) genannt werden, Flemings Reisegenosse und Freund, herzoglicher Hofmathematikus und Bibliothekar zu Holstein-Gottorp. Er war es, den Fleming meinte, als er in Asien bei der Nachricht vom Tode Opitzens (1639) dichtete: „Kömmt ein Olivenzweig aus Persien nicht wieder, so steht der Lorbeerwald in seiner letzten Not." Olearius hinterließ jedoch nur Epigramme. Als Prosaiker erwarb er sich Verdienste vor allem durch die sehr wertvolle „Reisebeschreibung" und durch die Übersetzung persischer Dichtungen (Sprüche des Scheich Saadi und der Fabeln des Lokman), wodurch er erstmals auf die morgenländische Poesie aufmerksam machte.

4. Beachtenswert ist ferner Johann v. Rist, geb. 1607 zu Ottensen in Holstein, nach bewegtem Studienleben Erzieher in Heide zur Zeit der furchtbaren Sturmflut vom 8. Oktober 1634, wobei 18000 Menschen in einer Nacht umkamen; dann Prediger, erlitt zur Kriegszeit Raub und Plünderung; von Kaiser Ferdinand III. als Dichter gekrönt und geadelt, gest. 1667. Wohl schrieb er viel, nur zu viel, so daß seine Schriften 40 Bände umfassen; aber deren Inhalt ist wenig gediegen, weshalb ein Kritiker über ihn das Urteil fällte: „Oft wurde seine Leichtigkeit Seichtigkeit und seine Erhabenheit pomphafte Phrase." Nur seine zarten Naturlieder und die in jüngeren Jahren gedichteten sehr zahlreichen religiösen Lieder, darunter das bekannte „O Ewigkeit, du Donnerwort", seien hier genannt, seine Gelegenheitsgedichte bloß insofern, als man daraus vielfach Familien- und Lokalgeschichte lernen kann. Die sehr patriotischen Dramen enthalten manche lebendige Schildereien aus der Sittengeschichte.

5. Wie bald das Kirchenlied die „neue Kunst" umrankte, zeigen die Lieder des schlesischen Predigers Johannes Heermann (1585—1647). In seiner „Haus- und Herzmusika" singt er uns Lieder voll Herzenseinfalt und starker Zuversicht auf Gott. Er wurde aber auch durch des Krieges Drangsal tüchtig in Geduld und Ergebung geschult, da er dreimal Hab und Gut verlor. Sein schönstes Lied beginnt: „Jesu, Deine tiefen Wunden" ꝛc. — Gleichfalls unter Opitzschem Einfluß dichtete Georg Neumark (1621—1681), ein geborner Thüringer, der nach einem vielbewegten Jugendleben längere Zeit in Preußen (Königsberg) lebte, doch aus Liebe zur Heimat zurückgekehrt, Bibliothekar und später Archivsekretär zu Weimar wurde. Nur seine geistlichen Lieder heben wir hervor, unter ihnen obenan das allbekannte: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" ꝛc., das er nach Errettung aus Not und Gefahr verfaßte. Seine weltlichen Dichtungen sind sämtlich dem Hofdienst gewidmet und von geringem Wert. — Der Merkwürdigkeit halber sei der auf protestantischer Seite lange Zeit hochgefeierte Benjamin Schmolck (1672—1737) erwähnt, dessen nach Tau-

Digitized by Google

senden zählende geistliche Lieder vorwiegend Lohensteinischen Schwulst aufweisen. Eines der genießbarsten ist das vielgesungene „Seele, geh auf Golgatha", am bekanntesten das in seiner Jenseitsfreudigkeit wirklich ergreifende „Himmelan geht unsre Bahn, Wir sind Gäste nur auf Erden". Nennenswert sind ferner: Martin Rinkart (1586—1649) wegen seines berühmten „Nun danket alle Gott" und Joachim Neander (1650—1680), der Sänger der feierlichen Hymne: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!"

Trostlied.

1. Wer nur den lieben Gott läst walten
Und hoffet auf Ihn allezeit,
Der wird ihn wunderlich erhalten
In aller Not und Traurigkeit.
Wer Gott dem Allerhöchsten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

2. Was helfen uns die schwere Sorgen?
Was hilft uns unser Weh und Ach?
Was hilft es, daß wir alle Morgen
Beseufzen unser Ungemach?
Wir machen unser Kreutz und Leid
Nur gröſſer durch die Traurigkeit.

3. Man halte nur ein wenig stille
Und sey doch in sich selbst vergnügt,
Wie unsers Gottes Gnadenwille,
Wie sein Allwissenheit es fügt;
Gott, der uns Ihm hat auserwehlt,
Der weiß auch sehr wol, was uns fehlt.

4. Er kennt die rechte Freudenstunden
Er weiß wol, wenn es nützlich sey;
Wenn Er uns nur hat treu erfunden
Und merket keine Heucheley,
So kömmt Gott, eh' wir uns versehn,
Und lesset uns viel Guts geschehn.

5. Denck nicht in deiner Drangsalshitze,
Daß du von Gott verlassen seyst.
Und daß Gott dem im Schoße sitze,
Der sich mit stetem Glücke speist.
Die Folgezeit verändert viel
Und setzet Jeglichem ein Ziel.

6. Es sind ja Gott sehr schlechte Sachen,
Und ist dem Höchsten alles gleich,
Den Reichen klein und arm zu machen,
Den Armen aber groß und reich;
Gott ist der rechte Wundermann,
Der bald erhöhn, bald stürzen kann.

7. Sing, bet und geh auf Gottes Wegen,
Verricht das Deine nur getreu
Und trau des Himmels reichem Segen,
So wird er bei dir werden neu.
Den, welcher seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläst er nicht.

Auch mehrere fürstliche Dichterinnen versuchten sich in der „neuen Kunst", aber meist nur Kirchenlieder dichtend, so z. B. Louise Henriette (geb. im Haag 1627, gest. 1667), die erste Gemahlin des Großen Kurfürsten. Sie sang das schöne Oster- und Sterbelied: „Jesus, meine Zuversicht". Ebenso sang Ludämilia Elisabeth von Schwarzburg-Rudolstadt (1640 bis 1672) 86 noch heute verbreitete geistliche Lieder.

6. Die Opitzsche Schule ziert auch der berühmteste Dichter des deutschen Kirchenliedes, Paulus Gerhardt. Er war in Sachsen 1607 geboren, wurde durch den Krieg nach Berlin verschlagen, wo er erst 1657 ein geistliches Amt erhielt, Diakon an der Nikolaikirche wurde. In dieser Stellung hätte er um so lieber den Rest seines Lebens zugebracht, als er sich in Berlin bald das Vertrauen und die Liebe fast all seiner Zuhörer erworben hatte. Aber als

Digitized by Google

ein Mann zartesten Gewissens blieb er nur kurze Zeit im Amte. Seit dem Übertritt des Kurfürsten Johann Sigismund zur reformierten Kirche herrschte nämlich in der Mark Brandenburg großer Unfriede zwischen den Lutherischen und den Reformierten. Natürlich zeigte sich dies auch in den Predigten der Geistlichen beider Konfessionen, und zwar vielfach sehr grell. Der Große Kurfürst wollte Frieden stiften und gab mehrere Edikte heraus, worin er das „Verketzern, Verlästern und Verdammen" der Andersgläubigen streng verbot. Alle Geistlichen sollten sich schriftlich verpflichten, nach diesen Verordnungen sich richten zu wollen. Gerhardt verweigerte dies, weil in denselben neben andern „Glaubensschriften" (symbolischen Schriften) die Konkordienformel", auf die er als lutherischer Geistlicher verpflichtet war, nicht genannt wäre. Zwar brachten es die Berliner Bürger dahin, daß der Kurfürst ihm das Unterschreiben erließ; aber weil der Landesherr ihm sagen ließ, er setze voraus, daß er nach den Edikten sich benehme, gab Gerhardt sein Amt auf. Seine Anhänger ließen ihn freilich nicht darben; doch brauchte er deren Unterstützung nicht lange, weil ihn bald der Herzog von Merseburg zu Lübben anstellte, wo er nach sieben Jahren (1676) starb. Seine 120 Lieder gab er nach und nach, je ein Dutzend, als „Geistliche Andachten" heraus. Wohl sind sie an poetischem Wert sehr verschieden; aber alle sind vom Geiste innigen Glaubens, frommer Begeisterung und besonders des freudigen Gottvertrauens durchweht. „Sie mögen wohl", wie ein Zeitgenosse versichert, „selten ohne Tränen gesungen worden sein."

Wie innig und naiv er singen kann, beweist schon die einzige Strophe: „Breit aus die Flügel beide, O Jesu, meine Freude, Und nimm dein Küchlein. Will Satan mich verschlingen, So laß die Englein singen: Dies Kind soll unverletzet sein." Am bekanntesten sind sein akrostichisch gedichtetes „Befiehl du deine Wege", O Haupt voll Blut und Wunden", „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt". Der Wert seiner Poesie liegt ebensowohl in der Form als in dem Inhalte: „man kann sagen, daß niemand vor ihm und selbst lange Zeit nach ihm das Deutsche so klangvoll, so klar aus warmem Herzen gesungen habe wie Gerhardt" (Gruppe). Schließen wir mit einer Strophe aus seinem Danklied für den Frieden:

Gottlob, nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß' und Schwerter und ihr Mord.
Wol auf, und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor,
O Deutschland! und sing Lieder
Im hohen vollen Chor.
Erhebe dein Gemüte
Und danke Gott und sprich:
Herr, deine Gnad' und Güte
Bleibt dennoch ewiglich.

Passionslied.

(Nach dem hl. Bernard von Clairvaux.)

(Abgekürzt.)

O Haupt voll Blut und Wunden,
Voll Schmerz und voller Hohn!
O Haupt, zu Spott gebunden
Mit einer Dornenkron'!
O Haupt, sonst schön gekrönet
Mit höchster Ehr' und Zier,
Jetzt aber frech verhöhnet,
Gegrüßet seist du mir.

Digitized by Google

Die Farbe deiner Wangen,
Der roten Lippen Pracht
Ist hin und ganz vergangen;
Des blassen Todes Macht
Hat alles hingenommen,
Hat alles hingerafft,
Und daher bist du kommen
Von deines Leibes Kraft.

Nun, was du, Herr, erduldet,
Ist alles meine Last;
Ich, ich hab' es verschuldet,
Was du getragen hast.
Schau her, hier steh' ich Armer,
Der Zorn verdienet hat;
Gib mir, o mein Erbarmer,
Den Anblick deiner Gnad'.

Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir;
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür;
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
So reiß mich aus den Ängsten
Kraft deiner Angst und Pein.

Erscheine mir zum Schilde,
Zum Trost in meinem Tod,
Und laß mich sehn dein Bilde
In deiner Kreuzesnot;
Da will ich nach dir blicken,
Da will ich glaubensvoll
Dich fest ans Herze drücken:
Wer so stirbt, der stirbt wohl!

7. Als der tiefsinnigste Lyriker der Schule tritt uns Johann Scheffler* (Angelus Silesius) entgegen. Derselbe wurde (1624) zu Breslau geboren und machte schon als Gymnasiast Gedichte, die Beifall fanden. Er studierte Medizin zu Straßburg, Leyden und Padua, ging dann auf Reisen und wurde nachher Leibarzt bei dem streng lutherischen Herzog von Öls. Da ihn aber seine eingehenden theologischen Studien mehr und mehr zu dem beschaulichen, gottgeweihten Leben hinzogen, wie er es im Katholizismus gepflegt fand, gab er seine Stelle auf, konvertierte öffentlich zu Breslau 1653, wurde 1654 Leibarzt bei Kaiser Ferdinand III., verteilte da einen großen Teil seines hohen Gehaltes an die Armen, ließ sich unter dem Namen Angelus firmen und wurde 1661 Priester. Späterhin berief ihn der Bischof von Breslau an seinen Hof und ernannte ihn zum bischöflichen Rat; doch zog er sich, so oft er konnte, und späterhin für ständig, in das Kreuzherrenstift von St Matthias in Breslau zurück, wo er auch 1677 entschlief. — Wir haben es hier nicht mit Schefflers apologetischen und Streitschriften zu tun, zu denen ihn sein Übertritt veranlaßte, sondern nur mit seinen Dichtungen. Und das sind einmal fünf Bücher geistlicher, bei beiden Konfessionen beliebter Lieder (205 an der Zahl), die er 1657 als „Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche" herausgab, und dann sechs Bücher voll tiefsinniger Sprüche (1600 an der Zahl, meist zwei Alexandriner), die er durch den „Cherubinischen Wandersmann" ebenfalls 1657 (in 6 Büchern) zu verbreiten suchte. Diese Sprüche sind nicht regelrecht geordnet und ihren Gedanken nach nicht alle aus dem Geiste Schefflers geflossen, sondern zum guten Teil Männern wie Jakob Böhme, Dionys dem Areopagiten (dem ersten Mystiker), dem jüdischen Theosophen Philo, den heidnischen Neuplatonikern, dann besonders dem hl. Bernhard und dem hl. Bonaventura, Joh. Tauler und Meister Eckhard ꝛc. entlehnt. Stellen aus des

Digitized by Google

letzteren Schriften haben Scheffler auf den Titel der Spruchsammlung gebracht. Die Seraphim versinnbilden die Entzündung des Herzens in göttlicher Liebe, die Cherubim den Aufschwung der Seele zur göttlichen Beschaulichkeit.

In jenen Liedern nun singt er so kindlich gläubig, so heiß, ja schwärmerisch liebend, mit so morgenländischer Phantasie, daß er in seiner Zeit dasteht (und auch in der unsern dastehen würde) wie eine Palme im Norden. Ebendeshalb mahnt sein Sang auch an das Hohe Lied und kommen uns manche seiner Lieder zu tändelnd vor. Einzig in seiner Art, vielleicht das schönste geistliche Lied in unserer ganzen Poesie, ist das unten abgedruckte. — „Das Vorzüglichste von Scheffler bleiben seine Sprüche und geistlichen Sinngedichte, die den höchsten Tiefsinn mit kindlicher Klarheit und herzlicher Einfalt auf das schönste verbinden und meistens auch im Ausdruck sehr glücklich und oft meisterhaft sind" (Fr. v. Schlegel). Diese kostbaren, so einfach gefaßten Gedankenperlen sind aber eigentlich lauter Variationen über einen einzigen Gedanken, nämlich den des Aufgehens in Gott, oder über den Satz: Nicht mehr ich lebe, sondern Gott lebt in mir. — Leider drückt Scheffler diesen Gedanken in manchen Sprüchen etwas unklar aus, so daß er den Unterschied zwischen Gott und Geschöpf aufzuheben scheint. Er ist deshalb auch des Pantheismus verdächtigt worden, d. h. einer philosophischen Ansicht, welche in dem Satze gipfelt: „Gott ist alles, und alles ist Gott", aber mit Unrecht, wie seine vielen, ganz klar geschriebenen Konversionsschriften und sein ganzes christlich religiös verklärtes Leben beweisen.

Geistliches Hirtenlied von Scheffler.

Liebe, die du mich zum Bilde
Deiner Gottheit hast gemacht;
Liebe, die du mich so milde
Nach dem Fall hast wiederbracht:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die du mich erkoren,
Eh' als ich erschaffen war;
Liebe, die du Mensch geboren
Und mir gleich wardst ganz und gar:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die für mich gelitten
Und gestorben in der Zeit;
Liebe, die mir hat erstritten
Ew'ge Lust und Seligkeit:
Liebe, dir usw.

Liebe, die du Kraft und Leben,
Licht und Wahrheit, Geist und Wort;
Liebe, die sich bloß ergeben
Mir zum Heil und Seelenhort:
Liebe, dir usw.

Liebe, die mich hat gebunden
An ihr Joch mit Leib und Sinn;
Liebe, die mich überwunden
Und mein Herze hat dahin:
Liebe, dir usw.

Liebe, die mich ewig liebet,
Die für meine Seele litt;
Liebe, die das Lösgeld gibet
Und mich kräftiglich vertritt:
Liebe, dir usw.

Liebe, die mich wird erwecken
Aus dem Grab der Sterblichkeit;
Liebe, die mich wird umstecken
Mit dem Laub der Herrlichkeit:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Aus dem „Cherubinischen Wandersmann".

1. Die neue und alte Liebe.

Die Liebe, wenn sie neu, braust wie ein junger Wein;
Je mehr sie alt und klar, je stiller wird sie seyn.

Digitized by Google

2. Der Geist bleibt allzeit frey.

Schleuß mich, so streng du wilt, in tausend Eisen ein,
Ich werde doch ganz frei und ungefesselt seyn.

3. Ohne Warum.

Die Ros' ist ohn' Warum; sie blühet, weil sie blühet,
Sie acht' nicht ihrer selbst, fragt nicht, ob man sie siehet.

4. Wer Gott dient, ist hoch adelig.

Mir dient die ganze Welt. Ich aber dien' allein
Der Ew'gen Majestät: wie edel muß ich seyn!

5. Dein Kerker bist du selbst.

Die Welt, die hält dich nicht, du selber bist die Welt,
Die dich in dir mit dir so stark gefangen hält.

6. In dir muß Gott geboren werden.

Wird Christus tausendmal zu Bethlehem geboren,
Und nicht in dir, du bleibst doch ewiglich verloren.

8. So wenig war die Opitzsche Schule auf Schlesien beschränkt, daß sich sogar ganze Gruppen von Opitzens *außerschlesischen* Schülern bildeten; so besonders in *Königsberg*, wo sie Opitz bei dessen Besuch ein Ständchen brachten, und wohl auch in *Hamburg*. Dort war es insbesondere *Simon Dach* (1605—1659), der an der Hohen Schule als Lehrer und „glänzender Dichterstern" unbeneidet aller Verehrung genoß. Ein Jahr vor seinem Tode erhielt der vielfach bedrängte Mann auf seine Bitte vom Großen Kurfürsten ein Gütchen. Er war ein überaus fruchtbarer Dichter; doch zieht nur seine *Lyrik* an. Natürlich hat er auch die geistliche wie die weltliche Lyrik gepflegt. Er erreicht Opitz in der Form und Fleming im Inhalte, ist herzlich und launig wie dieser. Aber der Tod seines Freundes Roberthin stimmte ihn zur Schwermut. Unvergänglich ist sein Preislied der ehelichen Liebe: „Anke von Tharow öß, de my geföllt, Se öß mihn Leven, mihn Goet on mihn Göld". Viele seiner Lieder komponierte sein Freund *Heinrich Albert* in Königsberg, der selbst Lieder dichtete. Den Preis von allen Liedern Dachs erhält:

Freundschaft.

1. Der Mensch hat nichts so eigen,
So wol steht jhm nichts an,
Als daß er Trew erzeigen
Vnd Freundschafft halten kan,
Wenn er mit seines gleichen
Sol treten in ein Band,
Verspricht sich, nicht zu weichen,
Mit Hertzen, Mund vnd Hand.

Digitized by Google

2. Die Red ist vns gegeben,
Damit wir nicht allein
Vor vns nur sollen leben
Vnd fern von Leuten sein;
Wir sollen vns befragen
Vnd sehn auf guten Rat,
Das Leid einander klagen,
Das vns betreten hat.

3. Was kan die Frewde machen,
Die Einsamkeit verhelt?
Das gibt ein doppelt Lachen,
Was Freunden wird erzehlt.
Der kan sein Leid vergessen,
Der es von Hertzen sagt;
Der muß sich selbst auffressen,
Der in geheim sich nagt.

4. Gott stehet mir vor allen,
Die meine Seele liebt.
Dann sol mir auch gefallen,
Der mir sich hertzlich gibt.
Mit diesen Bundsgesellen
Verlach' ich Pein und Not,
Geh' auf den Grund der Hellen
Vnd breche durch den Tod.

9. Der Süden und Norden zugleich sind in der Schule vertreten durch Johann Georg Greflinger (geb. 1620), der nach vielbewegtem Wanderleben von 1647 an notarius publicus zu Hamburg war und im Jahre 1677 starb. Seine Heimat ist wahrscheinlich die Donaugegend (Regensburg). Des Krieges Elend riß ihn aus dem juristischen Studium und verschlug ihn nach dem Norden (zuerst nach Danzig). Er gab seine Gedichte (seit 1655) in verschiedenen Abteilungen heraus, zuletzt die „Poetischen Rosen und Dörner, Hülsen und Körner". Der Grundzug seiner herzlich empfundenen Lieder ist neben frischer Munterkeit die Sangbarkeit (wie denn auch viele mit Noten begleitet oder auf bekannte Melodien angewiesen sind) und eine gewisse (freilich hie und da zu gröbliche und laszive) Volksmäßigkeit. Sehr spaßhaft sind seine Lieder gegen das Heiraten. „Ha, ha! soll ich denn nicht lachen, Daß das Volk so Hochzeit macht? Ja, ich werde sie nicht machen, Denn ich hab' es wohl bedacht." So beginnt er ein langes Gedicht. Hören wir von ihm ein fröhliches Lied:

Aus einem Liede wider das Heiraten.

Bald ist man zu melancholisch,
Bald zu bäurisch, bald zu stolz,
Bald zu wild, bald zu katholisch,
Bald ist man ein grobes Holz,
Bald zu dick und bald zu mager,
Bald zu lang und bald zu hager,
Bald zu groß und bald zu klein,
Und was sonst für Mängel sein.

Wann man eine hat besieget,
Daß sie unser Herze wird,
Und das Ja am Vater lieget,
Gott, wie wird man da vexiert!
Da muß man zum Vater schicken
Und sich vor der Mutter bücken.
O ich weiß, wie mir's erging:
Freien ist ein mühsam Ding.

Ach, was muß man ihr nicht geben,
Wen man hat das Ja gekriegt!
Gnade Gott, wo nichts zu heben,
Da wird keine Magd vergnügt;
Da begehrt sie Hut und Hauben,
Mützen, Strümpfe, Schuh und Schauben.
Tust du ihr gleich, was sie will,
Tust du ihr doch nie zu viel.

Wenn es an die Hochzeit gehet,
Gott, was Müh kommt da zur Hand,
Daß man ganz zerschlagen stehet,
Da, da läuft man in den Sand.
O des Laufens umb die Kleider,
Krämer, Bäcker, Schuster, Schneider,
Fleischer, Fischer, Silber, Zinn,
Umb die Wäsch- und Nätherin.

Digitized by Google

Soll ich euch vom Hausrat sagen,
Was die Tische, Bänk' und Stühl'
Und der schöne Himmelswagen,
Wann das Herzchen fahren will,
Was die Wiege, was die Ammen,
O hier kommt die Not zusammen:
Freie, wer da freien will,
Freien ist für mich zu viel.

Ein Billen zum Trunk.

(In der Melodey: Einstmals als ich Lust bekam.)

Sag, du edler Rebensaft,
Schaffest Leben, Lust und Kraft,
Machst die Beutel ledig!
Fülltest du dieselben ein,
Ach, wie mächtig wollt' ich sein,
Reicher als Venedig.

Dann ich trinke trefflich gern,
Hab' auch allzeit Glück und Stern,
Guten Wein zu kriegen.
Guter Wein wird gern gesucht,
Bringt dem Wirt auch gute Frucht,
Bleibt ihm nicht beliegen.

Wo der Wein im Glase springt,
Wo der Wirt zu essen bringt
Und die Wirtin danzet,
O da bin ich trefflich gern,
Ja bis daß der Morgenstern
Vor der Sonne glanzet.

Wirt und Wirtin, Glas und Wein,
Die nicht frisch noch fröhlich sein,
Sondern sauer schmecken,
Dienen nicht in meinen Sack,
Ja, ich mag mit Hack und Back
Mich nicht gern beflecken.

Hab' ich Geld, so zahl' ich auch,
Hab' ich nicht, so ist's mein Brauch,
Daß der Wirt muß borgen;
Will er nicht, so lass' ich Pfand
Oder geb' ihm meine Hand,
Daß er nicht soll sorgen.

Es ist auch ein schlechter Mann,
Der kein Stübgen borgen kann
Bis zum andern Morgen;
Laß es eine Woche sein,
Länger lass' ich insgemein
Mir von keinem borgen.

Borgen, sorgen; bald entricht,
Das erzörnt die Wirtin nicht,
Macht den Wirt zum Freunde,
Spart die Kreide, schont die Wand,
Macht viel Ehr' und wenig Schand',
Borgen machet Feinde.

Jeder tut, soviel er kann,
Zahl' ich nicht, so schreibt es an
Oder laßt es malen.
Fällt kein Geld noch Haberstroh,
Ei so will ich euch doch so
Wie die Mönchen zahlen.

10. Unverkennbar zeigt den Einfluß der Opitzschen Kunst auch Sibylla Schwartzin, geboren 1621 zu Greifswald in Pommern als Tochter eines Geheimen Landrates. Sie versprach viel, besaß klassische Bildung und dichterische Anlage, starb aber schon in der ersten Blüte des Lebens (1638). Besonders zu bewundern ist an der jugendlichen Dichterin die Energie ihres Geistes und ihre frühreife Lebensanschauung. Beides läßt folgende Probe erkennen, welche zugleich, mag auch der Anfang den Leser etwas abstoßen, von der tiefen Empfindung und der Phantasie der Dichterin Zeugnis ablegt.

Pfui, Pfui dich an, du schnöde Welt,
Du trübe Jammerschule,
Du Störenfried, du Kummerfeld,
Du rechter Satansbuhle!
Fahr hin, fahr hin, ich lasse dich,
Gott, mein Erlöser, fordert mich!
Fahr hin mit deiner stolzen Pracht,
Mit deinem geilen Haufen!
Wie schwerlich wirstu Gottes Macht
Und reuffem Zorn entlaufen!
Fahr immer hin, Gott ist bei mir,
Mein Bleiben ist nicht mehr bei dir!

Digitized by Google

Wer ist, der in dir Ruhe find',
Der Bösserung verspüret?
Gott Lob mich als ein seliges Kind
Die Allmacht Gottes führet,
Da ich, entbürdet aller Last,
Sollt sein ein werter Himmelsgast.

Drumb schwinge, dringe dich empor,
Du mein geplagtes Herze!
Auf, auf, gib keinem nicht das Ohr,
Das Zagen macht und Schmerze!
Wirff alles frei auß deinem Sinn,
Was Welt und eitel ist, dahin.

Sieh da, des Jakobs Leiter steht
Schon himmelwerts erhoben,
Das englische Geleide geht
Und trägt die Post vohn droben:
Auf, auf, mit uns! in schneller Frist
Der Zeiger ausgelauffen ist.

Kein Noht noch Tod erschrecke dich,
Kein Böses lass dir träumen!
Da Lottes Weib sah hinter sich,
Mußt sie die Stette räumen:
Drum gehe frisch und freudig fort
Denn engen Weg zuhr Himmelspfort.

Den harten Todeskampf tritt an,
Du meine liebe Seele,
Geh an die werthe Himmelsbahn,
Laß deines Körpers Höhle;
Der wird gar bald zu seiner Zeit
Dir nachzufolgen sein bereit.

§ 49. Die Opitzsche Schule (Fortsetzung).

(Drama. Satire. Epigramm.)

1. Auch Dramatiker stellte die Opitzsche Schule, darunter den besten des Jahrhunderts: Andreas Gryphius aus Großglogau (1616—1664). Er war ein gelehrter, vielseitig gebildeter Mann (verstand elf Sprachen), zugleich ein sehr tüchtiger Rechtsgelehrter, was er von 1650 an als Syndikus des Fürstentums Glogau bewies. Stets ging aber neben seinem Studieren oder amtlichen Wirken dichterisches Schaffen einher. Des Lebens Schule war für ihn von früh an sehr bitter. Eine Prüfung löste die andere ab, sein Gemüt zu belasten und seinen Charakter zu einem männlich-ernsten, ja finstern und tiefsinnigen auszuprägen. Diese düstere Stimmung liegt wie ein Flor über fast allen seinen Poesien ausgebreitet (vgl. besonders „Die Tränen des Vaterlandes" aus dem Jahre 1636, worin die Greuel des Krieges sehr lebhaft geschildert sind). Und doch war ihm eine reiche Ader echten Humors eingeschaffen, die dann und wann zum Flusse kam. — Wiewohl er als Lyriker ganz Gediegenes leistete, besonders im heiligen Minnesange — „Jesus meine Stärke", „Die Herrlichkeit der Erden muß Rauch und Asche werden" —, und gleich Fleming das Haupt der Schule überflügelte, so hat er sich doch mehr durch seine Dramen den Dichterruf erworben. Mit Vorliebe dichtete er tragische Stoffe und schuf demgemäß fünf größere Trauerspiele, in welchen er aber „mehr donnert und raset, anstatt zu erschüttern und zu läutern". Wir finden in allen die „Reyen" (Chöre) eingeführt, ebenso die Geister oder Gespenster, an deren Existenz Gryphius fest glaubte. Ferner zeigte er sich sehr gewandt im Pathos und in der schlagfertigen Wechselrede (Stichometrie), worin er es Euripides gleichtut. Mehreremal bringt er es damit bis auf hundert und mehr Verse. Aber daß Gryphius, wie seine Zeitgenossen meinten, der deutsche

Digitized by Google

Shakespeare sei, sagt nun niemand mehr. Auch ist Gryphius stark von dem bedeutenden holländischen Dramatiker Vondel abhängig. Der Mängel sind gar viele an seinen Tragödien, so daß sie selbst zu seinen Lebzeiten nicht lange fesselten und jetzt nur noch für die Literaturgeschichte Bedeutung haben. Doch wirkte das heilsam nach, daß er die Geschichte auf das Theater brachte, indem er die Hinrichtung Karls I. von England (1649), die freilich ein frischblutiger Stoff war, dramatisierte. — Unter seinen Tragödien ragen „Cardenio und Celinde" und „Papinian" hervor. Wir geben von dem letzteren kurz den Inhalt und eine Probe.

Der Held Papinian opfert lieber das Leben seines Sohnes und sein eigenes dazu, als daß er seinem kaiserlichen Herrn Bassian zu Gefallen dessen am Stiefbruder begangenen Mord beschönigen hilft. Um so tragischer ist der Verlauf, als Papinian kurz zuvor ebenso gewissenhaft eine Zumutung der rachedürstenden Kaiserin Mutter zurückgewiesen hatte, wonach er gegen den Lohn ihrer Hand und der Krone sie und das ermordete Söhnlein am kaiserlichen Mörder rächen sollte.

Gespräch aus der Tragödie „Papinian".

(Wechselrede zwischen dem Kaiser und Papinian aus dem V. Akt.)

Papinian.

Mein Sohn, stirb unverzagt! dies Leben ist ein Kriegen
Voll Angst, ein solcher Tod das allerhöchste Siegen.

Bassian.

Der Sieg wird wahrlich dir nicht gar ersprießlich sein.

Papinian.

Dies ist der höchste Sieg, daß mein Gewissen rein!

Bassian.

Schaut, Völker, dieses heißt von großer Weisheit rasen.

Papinian.

Solch Rasen hat mir nie die Geister angeblasen.

Bassian.

Es bläset in den Wind, was dich so groß gemacht.

Papinian.

Wind, Schatten, Spreu und Rauch ist aller Menschen Pracht.

Bassian.

Das zeugt Papinian, der nichts aus allem worden.

Papinian.

Es stürmet heut aus Ost und morgen leicht aus Norden.

Bassian.

Der Sturm riß deinen Stamm mit Ast und Wurzel aus.

Digitized by Google

Papinian.

Vor zweifelt' ich, nun hab' ich ein beständig Haus.

Bassian.

Beständig, wenn dein Sohn in eignem Blute badet.

Papinian.

Dem weder Beil noch Grimm des Fürsten hat geschadet.

Bassian.

Geschadet? Bringt hervor sein abgeschmissen Haupt.

Papinian.

Nun seh' ich, o mein Kind, was ich von dir geglaubt,
Ich schau' den hohen Mut.

2. Gryphius hat auch Lustspiele gedichtet, darunter zwei, die unstreitig seine Tragödien weit übertreffen. Seine Lustspiele sind wohl die besten Dramen seines Jahrhunderts. Was hätte also der Dichter in dieser Gattung erst leisten können, wenn nicht sein Lebensgeschick wie ein Alp auf seiner Brust gelegen wäre! Das eine heißt: „Absurda comica oder Peter Squentz, Schimpfspiel". Dies weist zwar seinem Kerne nach auf Shakespeare zurück, d. h. auf ein Zwischenspiel seines „Sommernachtstraumes"; aber Gryphius hat es doch so munter und launig durchgeführt, hat ihm solche Frische und Derbheit (fast nur zu viel) gegeben, daß es noch immer mit Vergnügen gelesen werden kann. — Das andere: „Horribilicribrifax und Daradiridatumdarides, ein Scherzspiel", ist um so verdienstlicher, als es gegen die entsetzliche Sprachmengerei, wie sie der Dreißigjährige Krieg vollends großnährte, gegen die Schulfuchserei der Zeit und gegen die Nachäfferei des Auslandes in Sitten, Kleidung und Denkungsart gerichtet ist. Hier der Inhalt von beiden:

„Peter Squentz": Die Bürger von Rumpelkirchen wollen die Durchreise ihres Landesherrn durch ein Schauspiel verherrlichen, Peter Squentz, der sich vom Glöckner zum Schreiber und Schulmeister emporgeschwungen hat, dichtet zu dem Zwecke ein Trauerspiel und studiert es mit den Bürgern ein. Er stellt sich bei der Ankunft des Fürsten diesem als den vornehmsten Mann der Welt vor. Sodann leitet er die Aufführung des Stücks. Nicht bloß die vorkommenden Personen, sondern auch der Mond, ein Löwe ꝛc. werden durch die Bürger des Dorfes dargestellt; während der Aktion geraten die Künstler in Streit über ihre Fehler. So wird das Trauerspiel eine wahre Komödie; der König wird vom Lachen müder als vom Zuhören und belohnt solche Kurzweil königlich.

„Horribilicribrifax": Die Titelhelden, zwei militärische Großsprecher, suchen nach beendigtem Kriege glückliche (nämlich reiche) Heiraten zu machen. Dem einen gelingt es leichter; dem andern (Horribilicribrifax) ist aber ein Schulmeister Sempronius im Wege. Das komische Mittel des Stückes nun liegt vornehmlich in der Sprachverwirrung, indem jene beiden Offiziere ihre Rede mit französischen und italienischen, Sempronius die seinige mit lateinischen Wörtern spicken und ein dazukommender Jude sogar mit holländischen und hebräischen Ausdrücken aufwartet, so daß sie von den übrigen, bloß deutsch redenden Personen in komischer Weise gedeutet werden.

Digitized by Google

Szene aus dem Scherzspiel des „Horribilicribrifax".

Horribilicribrifax. Und wenn du mir bis in den Himmel entwichest und schon auf dem linken Fuß des großen Beeren sessest, so wollte ich dich doch mit dem rechten Sporuleder erwischen und mit zweyen Fingern in den Berg Ätna werfen.

Daradiridatumdarides. Garde vous Follastreau! meinest du, daß ich vor dir gewichen! Und wenn du des großen Carolo Bruder, der große Roland selbst, und mehr Thaten verrichtet hättest als Scanderbeck, ja in die Haut von Tamerlanes gekrochen wärest, soltest du mir doch keine Furcht einjagen.

Horrib. Ich, ich wil dir keine Furcht einjagen, sondern dich in zwey und siebenzigmal hundert tausend Stücke zersplittern, daß du in einer See von deinem eigenen Blute ersticken solltest. Io ho vinto l' inferno e tutti i Diavoli.

Darad. Ich wil mehr Stücker von dir hauen, als Stern itzund am Himmel stehen, und wil dich also tractiren, daß das Blut von dir fliessen sol, bis die oberste Spitze des Kirchthurms darin versunken.

Horrib. Per non lascius piu oltre passar questa superba arroganza, wil ich die ganze Belagerung von Troja mit dir spielen.

Darad. Und ich die Zerstörung von Konstantinopel.

Horrib. Io spiro morte e furore, doch laß ich dir so viel Zeit, befiehl deine Seele Gott und bete ein Vaterunser.

Darad. Sprich einen englischen Gruß und damit stirb.

Horrib. Du wirst zum wenigsten die Reputation in deinem Tode haben, daß du von dessen unüberwindlicher Faust gestorben, der den König in Schweden niedergeschossen.

Darad. Tröste dich mit dem, daß du durch dessen Hand hingerichtet wirst, der dem Tilly und Pappenheim den Rest gegeben.

Horrib. So hab' ich mein Schwerdt ausgezogen in der Schlacht bei Lützen.

Darad. Morbleu, me voilà en colère! mort de ma vie! je suis faché par ma foy. So hab ich zur Wehre gegriffen in dem Treffen vor Nerdlingen.

Horrib. Eine solche Positur machte ich in der letzten Niederlage vor Leipzig.

Darad. So lief ich in dem Waal-Graben, als man Glogau hat einbekommen.

Horrib. Ha! Ha! Ist Er nicht quaesto Capitaino, mit dem ich Kugeln wechselte bei der Gula?

Darad. O! Ist er nicht derjenige Signeur, mit dem ich Brüderschafft machte zu Schlichtigheim?

Horrib. Ha mon Signeur, mon Frère!

Darad. Ha fradello mio illustrissimo!

Horrib. Behüte Gott, welch ein Unglück hätte bald geschehen sollen!

Darad. Welch ein Blutvergiessen! masacre et strage, wenn wir einander nicht erkennet hätten!

Horrib. Magnifici et Cortesi Heroi können leicht unwissend zusammenkommen.

Darad. Les beaux esprits lernen einander durch dergleichen rencontre erkennen.

Schließlich sei noch sein Bauernspiel „Die geliebte Dornrose" genannt, das in schlesischer Mundart gedichtet ist und klare, anregende Handlung sowie lebendige Charakteristik besitzt.

3. In der Satire tat sich der Opitzianer Joachim Rachel (geb. 1618 zu Lunden im Dithmarsischen, Schulrektor in Schleswig, gest. 1669) hervor. In seinem Wesen lag etwas Naturwüchsiges, Derbes; deshalb zog es ihn zu

Digitized by Google

Juvenal als einem Vorbilde hin. Wie dieser, trug Rachel etwas stark auf und fuhr scharf darein, was aber seine Zeit und seine Landsleute ertragen konnten. Bei aller Laune aber und bei allem Spott machte sich ein biederer Grundton geltend, und was gewiß hoch zu schätzen ist, eine sittliche Entrüstung gegen die unlautere Dichtungsweise mancher Zeitgenossen. Seine Themata sind: das poetische Frauenzimmer, die Kinderzucht, der Freund, der Poet, das Gebet, Jungfernlob ꝛc. Wiewohl Rachel selbst „Hochzeitscarmina" nach dem Geschmacke seiner Zeit verfaßte, die freilich mehr Satiren, sind, so geißelte er doch die Gelegenheitsdichterei (vgl. S. 182), die alles verdorben habe, sowie die Eilfertigkeit und Sorglosigkeit der Dichter, und fordert:

Wer ein Poet will sein, der sei ein solcher Mann,
Der mehr als reimen nur und Worte machen kann;
Der aus den Römern weiß, den Griechen hat gesehen,
Was für gelehrt, beredt und sinnreich kann bestehen;
Der nicht die Zunge nur nach seinem Willen rührt,
Der Vorrat im Gehirn und Salz im Munde führt;
Der durch den bleichen Fleiß aus Schriften hat erfahren,
Was Merklichs ist geschehn vor vielmal hundert Jahren,
Der guten Wissenschaft mit Fleiß hat nachgedacht.
Mehr Öl als Wein verzehrt, bemüht zu Mitternacht;
Der endlich aus sich selbst was vorzubringen waget,
Das kein Mensch hat gedacht, kein Mensch zuvor gesaget.

4. Treu zu Opitz stand auch der schlesische Edelmann Friedrich von Logau (geb. 1604 zu Brockut bei Nimptsch, gest. als herzoglicher Rat zu Liegnitz 1655). Nur als überaus fruchtbarer und gewandter Epigrammendichter verdiente er sich das Andenken, das Lessing wiedererweckt hat. Über 3500 Epigramme gab er unter dem Namen „Salomon von Golaw" heraus, von denen manche klassisch, viele gut, viele auch unbedeutend sind. Im Palmenorden hieß er darum „der Verkleinernde". Sehr oft und mit Schärfe stichelt er auf das Hofleben, den Wandel der Hofgunst usw.

Epigramme.

Guter Anfang.

Selten ist wohl abgegangen,
Was nicht wohl ist angefangen.

Bosheit.

Der schwärzeste Mohr der schönste Mohr:
Der Schlimmste kommt am ehsten vor.

Lohn für Dienst.

Treuer Dienst heischt seinen Lohn,
Ob er gleich nicht sagt davon.

Schwindel.

Die Welt ist rund und läuft herum,
Drum sind viel Leute schwindeldumm.

Das Hofjahr.

Einen Monat nur hat das Hofe-Jahr,
Weil nur der April da im Brauche war.

Digitized by Google

Hofe-Gunst.

Herren-Gunst und Vogel sind noch wohl zu fangen,
Herren-Gunst und Vogel sind geschwind entgangen.

Geduld.

Leichter träget, was er träget,
Wer Geduld zur Bürde leget.

Freundschaft.

Alten Freund für neuen wandeln
Heißt für Früchte Blumen handeln.

Geizhals.

Den Geizhals und ein fettes Schwein
Sieht man im Tod erst nützlich sein.

Trau, schau, wem.

Trau, schau, wem: Gott trau,
In der Welt hingegen schau.

Ein Frosch.

Die Stimm' ist groß, der Mann ist klein:
Was nahe nichts, hat ferne Schein.

Wahrheit und Lügen.

Die Wahrheit ist ein Öl, die Lügen Wasser; schwimmt
Doch endlich oben auf, wie viel man Wasser nimmt.

Blendung kommt vor Schändung.

Wer kürzlich werden soll gestürzet und geschändet,
Wird meistenteils vorher betöret und geblendet.

Friede und Krieg.

Der Krieg ist köstlich gut, der auf den Frieden dringt;
Ein Fried' ist schändlich arg, der neues Kriegen bringt.

Gold.

Der gelbe Kern der Erde, das Gold hat alle Kraft,
Vor ihm ist alles Schall: Witz, Tugend, Wissenschaft.

Die jetzige Weltkunst.

Die Weltkunst ist ein Herr, das Christentum ihr Knecht;
Der Nutz sitzt auf dem Thron, im Kerker steckt das Recht.

An den Naso.

Naso, dir ist deine Nase statt der Sonnenuhr bereit,
Wann der Schatten weist gerade auf das Maul, ist's Essenszeit.

Auf den Fungus.

Fungus' Maul ist eine Mühle, die gar gäng in ihrem Lauf;
Mahlet Witz kaum eine Handvoll, schüttet Wort' ein Malter auf.

Wein.

Der Wein ist unser noch, wenn ihn das Faß beschleußt;
Sein aber sind wir dann, wann ihn der Mund geneußt.

Digitized by Google

Engeländer, Königsmörder.

König Karl in Engeland
Ward der Krone quitt erkannt:
Daß er dürfe keiner Krone,
Machten sie ihn Kopfes ohne.

Von Opitio.

Im Latein sind viel Poeten, immer aber ein Virgil:
Deutsche haben einen Opitz, Dichter sonsten eben viel.

5. Im Gefolge von Opitz erblicken wir auch einen Satiriker aus dem Süden: Johann Michael Moscherosch, geb. 1601, Amtmann zu Finstingen und Benfelden (Elsaß), zuletzt geheimer Rat in Kassel, starb 1669 auf einer Reise in Worms. Er gab seit 1640 eine Reihe Satiren in der Form von Visionen heraus, betitelt: „Wunderliche und wahrhafte Gesichte Philanders von Sittewald". Darin behandelt er: Schergenteufel, Weltwesen, Venusnarren, Totenheer, Letztes Gericht, Höllenkinder, Hofschule, à la mode Kehraus, Hans hinüber — Gans herüber, Weiberlob, Turnier, Pflaster wider das Podagram, Soldatenleben, Reformation usw. Das Ganze ist aber nur eine ermüdend breite Umschreibung der „Visiones" seines spanischen Zeitgenossen Don Quevedo (gest. 1645). Am achtbarsten erscheint der Dichter, wo er zwei Unsitten der Deutschen geißelt, nämlich deren Vorliebe für fremde Tracht und Sprache. Eine Probe aus „à la mode Kehraus" möge dies zeigen:

Philander gelangt in das Schloß Geroldseck, in welchem der Sage nach uralte deutsche Helden: Ariovist, Armin, Siegfried, Wittekind u. a., zu gewissen Zeiten des Jahres sich sehen lassen, um den Deutschen, wenn sie in höchster Not und dem Untergange nahe sind, zu Hilfe zu eilen. Philander, wegen seines Namens, seiner Tracht und seines Aussehens für einen Welschen gehalten, wird vor ein Gericht der Könige gestellt, da des Arioviſtus alter Zorn gegen die Römer durch die Schändlichkeiten der welschen Soldaten in den letzten Kriegen noch gesteigert worden ist. Sittewald soll nun beweisen, daß er ein Deutscher sei.

„König Ariovist hieß mich besser hinzutreten. ‚Und höreſt du,' sprach er, ‚ich bin auf meiner gestrigen Meinung, je länger ich dich ansehe und höre, gestärket, daß du nicht ein geborner Deutscher, sondern ein Welscher seist und als ein Kundschafter hierhero kommen. Dann es darum nicht folget, weil dir die deutsche Sprache bekannt, daß du deswegen ein geborner Deutscher seieſt und ein deutsch Gemüt und Herz habeſt.'

‚Gnädigster Herr König,' sprach ich, ‚wie könnte ich doch einem Welschen im Herzen je und immer hold sein, da ich doch alles Kreuz und Elend, alle Not und Zwang von ihnen bishero habe dulden und erleiden müſſen?'

‚Warum denn, so du ein geborner Deutscher biſt, haſt du nicht auch einen deutschen Namen? Was soll dir ein griechischer oder hebräischer Name in Deutschland? Was ist Philander für ein Gefräß? Biſt du von Sittewald, warum haſt du einen welschen Namen? was? hm? was meinſt du? hä?'

‚Gnädigster Herr König,' sprach ich, ‚es sind solche Namen gemein bei uns!'

‚Gemein? ja, wie die welschen Laſter auch. Was habt ihr vermeinte Deutsche denn für Treu in eurem Herzen gegen euer Vaterland, wenn ihr bedächtet, wie

Digitized by Google

durch die römischen Tyrannen, insonderheit den Cäsar, und durch die welsche Untreu alles in Zerrüttung kommen, daß ihr gleichwohl ihre Namen zu gebrauchen euch noch gelüsten lasset? Haben denn die deutschen Namen nicht Lusts und Zierde genug, euch zu nennen? eure Tugenden und Thaten antag zu geben? Ist euch denn das liebe Deutsch so gar erleidet, daß ihr Erman, Erhardt, Manholdt, Adelhardt, Balfried, Karl, Kunrad, Degenbrecht, Eitellieb, Friedrich, Gotfried, Adelhoff, Hartwert, Theurdank, Volkhardt ꝛc. und andere liebe, schön klingende deutsche Namen nur über Achsel ansehet und verlachet? Muß euch denn in euren Bocks-Ohren das griechische Philander, Philippus, Adolphus, Nicolaus, Theophilus, Theodorus ꝛc. und andere besser lauten? Schämet ihr euch denn eurer selbst und eurer redlichen Vorfahren? — Schäme dich für dem Teufel, wann du eine ehrliche Ader in deinem Leibe hast, daß du einen andern Namen, einen ausländischen Namen, und den du vielleicht selbst weder verstehest noch weißest, sollst einem verständlichen, bekannten deutschen Namen vorziehen oder mit welschen Farben anstreichen, mit De und Di füttern wollen.'" Usw.

Und an einer andern Stelle:

„Welches unvernünftige Thier ist doch, das dem andern zu gefallen seine Sprach oder Stimm nur ändere? Hastu je eine Katz, dem Hund zu gefallen, bellen, ein Hund der Katze zu lieb mauchzen hören? Nun sind wahrhaftig in seiner Natur ein teutsches festes Gemüt vnd ein schlipfferiger Welscher Sinn anderst nicht als Hund vnd Katzen gegen einander geartet, vnd gleichwohl wolltet ihr unverständiger als die Thiere ihnen wider allen Dank nacharten? Hastu je einen Vogel blärren, eine Kuh pfeiffen hören? Vnd ihr wollet die edle Sprache, die euch angeboren, so gar nicht zu obacht nemmen in ewerem Vaterland, Pfui dich der schand:

1. Fast jeder Schneider
Will jetzund leider
Der Sprach erfahren seyn
Vnd redt Latein:
Welsch vnd Französisch,
Halb Japanesisch,
Wann er ist doll und voll,
Der grobe Knoll.

2. Der Knecht Matthies
Spricht: bona dies,
Wann er guten Morgen sagt
Vnd grüßt die Magd:
Die wend den Kragen,
Thut ihm Dank sagen,
Spricht: Deo gratias,
Herr Hippocras.

3. Ihr bösen Teutschen,
Man sollt euch peitschen,
Daß ihr die Mutter-sprach
So wenig acht'.
Ihr liebe Herren,
Das heißt nit mehren:
Die Sprach verkehren
Vnd zerstören.

4. Ihr thut alles mischen
Mit faulen Fischen
Vnd macht ein misch gemäsch,
Ein wüste wäsch.
Ich muß es sagen,
Mit wemuth klagen:
Ein fauler Haaffen Käß,
Ein seltsam gfräß.

5. Wir hans verstanden,
Mit spott vnd schanden,
Wie man die Sprach verzehrt
Vnd ganz zerstört.
Ihr bösen Teutschen,
Man sollt euch peitschen
In unserm Vaterland,
Pfui dich der schand!"

Digitized by Google

Zweite Gruppe.

§ 50. Vereinzelt stehende Zeitgenossen von Opitz.

1. Wir stellen nun jene Dichter in eine Gruppe zusammen, die wohl zur Zeit Opitzens lebten, aber weder zu seiner Schule noch zu einer andern (wie z. B. der Nürnberger) gezählt werden können. Es sind also vereinzelte Erscheinungen, von denen mehrere sogar offene Gegner der „neuen Kunst" waren, einer aber (Spee) den Regeln der Opitzschen Prosodie gemäß dichtete, ohne die Opitzschen Schriften zu kennen (vgl. unten). Begreiflicherweise finden sich in dieser Gruppe meist Leute aus den südlichen Gauen und katholische Dichter zusammen.

2. Dem Alter und dem deutsch-originalen Wesen nach gebührt die erste Stelle Friedrich von Spee*. Dieser edle Mann ist im Jahre 1591 zu Kaiserswerth dem adligen Geschlechte der Spee von Langenfeld entsprossen und hat am Jesuitengymnasium zu Köln studiert. Mit 19 Jahren trat er in den Jesuitenorden und wirkte darin später als Lehrer, dann als Missionsprediger zu Paderborn, Würzburg und Bamberg. Damals grassierte das furchtbare Unwesen der Hexenverbrennung, und zwar gleich stark in protestantischen wie in katholischen Gegenden, und fast mehr noch von Juristen als von Theologen geschürt. Unser Dichter mußte an 200 „Hexen" zum Tode vorbereiten, und ach! dabei die volle Gewißheit ihrer Unschuld erlangen. Der Kummer darob, der ihm früh die Haare bleichte, trieb ihn an, diesen großartigen Justizmord durch die berühmte Schrift Cautio criminalis (1631) zu enthüllen und so die erste Bresche in jene furchtbare Hexengerichtsordnung zu legen. 1629 wäre er beinahe einem Mordanfall zum Opfer geworden, starb aber eines natürlichen Todes 1635 zu Trier an einem Fieber infolge der Anstrengungen auf dem Schlachtfelde und in den Spitälern. „Wohltuend ging er vorüber", kann man also von ihm wie von Christus sagen. — Wie sehr muß es uns nun freuen, wenn wir in ihm einen ganz vortrefflichen, echt deutschen Sänger finden, der zudem aus sich selbst die rechte Fährte in Betreff der Prosodie fand! Erst 14 Jahre nach seinem Tode erschienen seine (jedoch nur geistlichen) Lieder als „Trutznachtigall oder geistliches poetisches Lustwäldlein, desgleichen nie zuvor in deutscher Sprache gesehen, Köln 1649". Es sollte nämlich, wie er in der Vorrede sagt, „trutz allen Nachtigallen süß und lieblich singen". Sein „Güldenes Tugendbuch" ist zunächst Erbauungsprosa, doch auch mit Liedern durchschossen. Dies Buch ist wahrhaft „gülden"; denn es birgt in sich das Gold der Weisheit, von Christo zu Tage gefördert, von seinem Diener herrlich geformt.

Das Urteil über Spee als Dichter möge ein gewiß unparteiischer Kritiker der Neuzeit fällen: „Friedrich von Spee ist eine Feldblume unter den im Gartenbeet gezogenen, gleichsam die wilde Rose unter all dem Flor der holländischen Zwiebeln, eine

Digitized by Google

Art Eichendorff unter den Dichtern des 17. Jahrhunderts; sein Gesang ist der eines freien Waldvögeleins unter den eingefangenen und abgerichteten, er wurzelt mit seiner ganzen Anschauung in einer längst vergangenen Zeit, er ist eine Stimme wie aus einem ganz andern Jahrhundert, und er hat noch Zusammenhänge mit Klängen alter Volkspoesie, welche für die Kunstpoeten längst bis auf die letzte Spur verloren waren. Wir finden bei ihm Töne des Minnegesanges wieder und die volle Kindlichkeit alter Volksdichtung; er weiß nichts von den Griechen und Ausländern, die ganze neue Bildung des Jahrhunderts ist für ihn nicht vorhanden, und so spricht er auch eine ganz andere Sprache, ein ganz anderes Deutsch" (Gruppe).

Eingang zur Trutznachtigall.

1. Wann Morgenrot sich zieret
Mit zartem Rosenglanz,
Und sittsam sich verlieret
Der nächtlich Sternentanz,
Gleich lüstet mich spazieren
Im grünen Lorbeerwald,
Allda dann musizieren
Die Pfeiflein mannigfalt.

2. Die flügelreiche Scharen,
Das Federbüschlein zart,
In süßem Schlag erfahren,
Noch Kunst noch Atem spart;
Mit Schnäblein wohlgeschliffen
Erklingens wunderfein
Und frisch in Lüften schiffen
Mit leichten Rüderlein.

3. Der hohle Wald ertönet
Ab ihrem krausen Sang;
Mit Stauden stolz gekrönet
Die Kruften geben Klang;
Die Bächlein krumm geflochten
Auch lieblich stimmen ein,
Von Steinlein angeflochten
Gar süßlich sausen drein.

4. Die sanfte Wind' in Lüften
Auch ihre Flügel schwach
An Händen, Füß und Hüften
Erschüttlen mit Gemach;
Da sausen gleich an Bäumen
Die lind gerührte Zweig',
Zur Musik sich nit säumen;
O wohl der süßen Streich'!

5. Doch süßer noch erklinget
Ein sonders Vögelein,
So seinen Sang vollbringet
Bei Mond- und Sonnenschein;
Trutznachtigall mit Namen
Es nunmehr wird genannt,
Und viele wild und zahmen
Obsieget unbekannt.

6. Trutznachtigall man's nennet,
Ist wund von süßem Pfeil;
Die Lieb' es lieblich brennet,
Wird nie der Wunden heil;
Geld, Pomp und Pracht auf Erden
Lust, Freuden es verspott,
Und achtet's für Beschwerden,
Sucht nur den schönen Gott.

7. Nur klingelt's aller Orten
Von Gott und Gottes Sohn,
Und nur zun Himmelspforten
Verweiset's allen Ton;
Von Bäum' zun Bäumen springet,
Durchstreichet Berg und Thal,
In Feld und Wäldern singet,
Weiß keiner Noten Zahl.

8. Es thut gar manche Fahrten,
Verwechselt Ort und Luft,
Jetzt findet man's im Garten
Betrübt an hohler Kluft;
Bald frisch und munter singlet
Zusamt der süßen Lerch'
Und lobend Gott umzinglet
Den Öl- und andern Berg.

9. Auch schwebet's auf den Weiden
Und will beim Hirten sein,
Da Cedron kommt entscheiden
Die grüne Wiesen rein,
Thut zierlich sammen raffen
Die Verslein in Bezwang
Und setzet sich zun Schafen
Pfeift manchen Hirtensang.

Digitized by Google

10. Auch wieder da nit bleibet,
Sich's hebt in Wind hinein,
Den leeren Luft zertreibet
Mit schwanken Federlein.
Sich setzt an grober Eichen
Zur schnöden Schedelstatt,
Will kaum von dannen weichen,
Wird Kreuz noch Peinen satt.

11. Mit ihm will mich erschwingen
Und, manchem schwebend ob,
Den Lorbeerkranz ersingen
Mit deutschem Gotteslob.
Den Leser nicht verdrieße
Der Zeit und Stunden lang,
Hoff', ihm es noch ersprieße
Zu gleichem Citherfang.

3. Neben Spee stellen wir noch einen andern deutschen Lyriker aus dem Ordensstande, den Kapuzinerpater Friedrich Prokopius*, aus der Kapuzinerprovinz Salzburg, geb. 1608 zu Templin in der Mark Brandenburg, gest. im Rufe eines heiligen Mannes 1680 zu Linz. Prokopius liebte es, das Geheimnis des jeweiligen Festes nicht bloß von der Kanzel, sondern auch vom Parnaß aus zu verherrlichen. Wie er unermüdlich war als Wanderprediger, so auch ungemein fruchtbar als Dichter. Als Prediger erscheint er wie ein Vorläufer des Abraham a Sancta Clara, als Dichter ist er bilderarm, etwas trocken und erinnert eher an die Meistersänger. Doch zieht uns sein reiner, gerader Sinn, sein munteres, kindlich einfältiges Gemüt und der volksmäßige Ton an. Nur seine Marienlieder empfehlen sich als etwas besonders Schönes. — Hier soll auch ein Ordensbruder von ihm gewürdigt werden, der wie wenig geistliche Schriftsteller ein Liebling des katholischen Volkes geworden ist. Martin von Kochem*, geb. 1630 zu Kochem an der Mosel, gest. 1712, ein sehr gelehrter Mann, machte sich, wiewohl er echte Dichtergabe besaß, vorzüglich durch seine vielen Erbauungsbücher berühmt (Allgemeines Gesangbuch, Myrrhengarten, Heiligenlegende, Leben Jesu und Mariä, Erklärung des Meßopfers), Bücher, die viele Auflagen erlebt haben, und in neueres Deutsch gefaßt, noch immer gern gelesen werden. Selbst der Literaturhistoriker Scherer spendet seinem „Leben Jesu" ehrenvolles Lob.

4. Ein Zeitgenosse der eben Genannten, der Hesse Johann Balthasar Schuppius, zu Gießen 1610 geboren, ein Mann mit einer scharfen Zunge, aber grundehrlichem Herzen, predigte auf der protestantischen Kanzel in ähnlichem Tone und erlangte deshalb ähnlichen Ruf wie Prokopius auf der katholischen, so zwar, daß Schuppius, der auch sonst ein merkwürdiger, origineller Mann war, von manchen der protestantische Abraham a Sancta Clara genannt worden ist. Er starb 1661 in Hamburg, wo er, einem Rufe folgend, Prediger bei St Jakob geworden war; Reiche und Arme trauerten um ihn. — Schuppius schrieb viel, lateinisch und deutsch, hauptsächlich zahlreiche treffliche satirische Schriften, die an Fischart und Moscherosch erinnern. Ihre Titel sind: „Salomo oder der Regentenspiegel", „Der Freund in der Not", „Der Teutsche Lucianus" ꝛc. Besonders heftig opponiert er der „neuen (Opitzschen) Kunst" und ist der Führer einer damals sich regenden Reaktion gegen dieselbe. Ihn ärgerte die Anmaßung mancher Opitzianer, welche über der Form den Inhalt versäumten und jene übermäßig hochstellten, als ob durch sie

Digitized by Google

allein der Dichter ein Dichter sei. Und so schüttete er denn in seinem Eifer das Kind mit dem Bade aus. Viel Witz und Scharfsinn (an Lessing mahnend) wandte er auch in jenen Prosaschriften auf, die er über das Schulwesen schrieb. Darin zeigt er sich als ein überaus praktischer Mann, als ein entschiedener Gegner der ganzen beschwerlichen und unnützen Schulweisheit seiner Zeit, der allgemein angewandten lateinischen Unterrichtssprache, aber auch der übertriebenen Deutschtümelei, wie sie damals durch Zesen gepflegt ward, und endlich der vielfach üblichen Methode, die Wissenschaft den Jungen einzubleuen. Er zeigt sich darin aber auch als ein wahrer Vater seiner Untergebenen (der Lehrer), indem er klagt, „daß man den Schul-Bedienten Zeißgen-Futter giebt und Esels-Arbeit aufleget". Als Lyriker ist er weniger nennenswert, wiewohl seine Morgen- und Abendlieder wie seine Passionslieder neuestens mehr geschätzt werden. Hier vier Strophen eines Passionsliedes:

Weg, weg mit dir, du schnöde Welt,
Weg, weg, Ansehen, Lust und Gelt,
Ich will mich höher schwingen!
Mein Jesus hängt hier ausgespannt,
Der hat sein Herz zu mir gewandt,
Und der will für mich ringen.

Was frag' ich viel nach Menschengunst?
Es ist doch alles gar umsonst,
Was Sterbliche zusagen.
Es ist um einen Tritt gethan,
So weichet von dir jedermann,
Der zu dir Huld thät tragen.

Hier dieser Freund ist standhaft treu:
Auf daß er dir ein Leben sei,
Ist er für dich gestorben.
Du Gott hast meiner Sündenschuld
In höchster Liebe und Geduld
Das Himmelreich erworben!

Du solt ja meine Liebe sein,
Auf dich setz' ich den Trost allein,
Dir will ich mich ergeben.
Hilf, daß ich lasse nicht von dir,
Gieb ein beständiges Herze mir
Im Sterben und im Leben.

5. Ein Bekannter von Schuppius war der Satiriker Johann Lauremberg, welcher sich selbst Hans Wilmsen L. Rost nennt. In Rostock 1591 geboren, bildete er sich zum Professor der Poesie und Mathematik aus, lehrte diese Fächer eine Zeitlang in Rostock, dann in Soroe auf Seeland, und starb daselbst im Jahre 1659. In seinen trefflichen plattdeutschen Satiren geißelt er besonders die fremde („alamodische") Kleidertracht der Deutschen, die Sprachmengerei und die handwerksmäßige Gelegenheitsdichtung. Aber er macht auch Front gegen Opitz und die „alamodische" Kunst. Er will nichts wissen von der Zählung und Messung der Silben, für den Dichter gebe es kein Dekret oder königliches Mandat. Auch gegen das Neuhochdeutsch wehrt er sich; sein Platt ist ihm lieber, es verändere sich nicht alle fünfzig Jahre wie das Hochdeutsch, und „de Reineke Vos" sei auch platt. „De veer olde berömede Scherzgedichte", die uns Lauremberg hinterließ, handeln 1) van der Minschen itzigen Wandel unde Maneeren; 2) van alamodischer Kleder-Dracht; 3) van vermengeder Sprake unde Tituln; 4) van Poesie unde Rymgedichten.

6. Nicht sowohl wegen seiner deutschen als vielmehr wegen seiner lateinischen Dichtungen sei auch der Jesuit Jakob Balde* genannt, geb. 1604

Digitized by Google

zu Enſisheim im Elſaß, ſpäter nach Bayern verpflanzt, wo er ſich als kurfürſtlicher Hofprediger großen Ruhm erwarb und im Jahre 1668 zu Neuburg an der Donau ſtarb. Deutſch dichtete er nur unbeholfen, faſt holperig; aber ſeine lateiniſchen Oden ſtellen ihn ſo hoch, und Herder hat ihm, nachdem er lange vergeſſen war, einen ſo herrlichen Kranz aufs Haupt gelegt, daß wir ihn hier nicht übergehen dürfen. In der Tat ſcheint in ihm der alte Horaz auf deutſcher Erde und mit chriſtlichem Geiſte wiedererſtanden zu ſein. Wir ſagen: auf deutſcher Erde; denn Balde ſchrieb zwar ſeine Oden in klaſſiſchem Latein, aber er hauchte ihnen echt deutſchen Geiſt ein, und man kann ihn inſofern den katholiſchen Klopſtock nennen. Ein tief patriotiſches Gefühl beſeelte ihn; ein unendlicher Schmerz über das im Dreißigjährigen Krieg niedergetretene, aus allen Adern blutende Vaterland erfüllte ihn. Oft ſcheint ſein Mut ob des Jammers zuſammenbrechen zu wollen; doch ermannt er ſich, richtet ſich am Stab des Kreuzes auf und ruft ſich zu: Geduld beſiegt ein jedes Übel! In ſeinen ſchönſten Liedern dient er der heiligen Jungfrau wie ein verklärter Minneſinger.

„Mit dem feinſten Takt hält er ſeine Subjektivität zurück, ohne ſich der heiligſten Geſtalt vertraulich zu nähern. Sie ſchwebt immer in höheren Regionen über ihm. Mit poetiſcher Meiſterſchaft faßt er die Oberbayeriſchen und Tiroler Alpen gleichſam als ihr Piedeſtal auf. Faſt immer erblickt er ſie über Wäldern und Bergen, wozu ihm die vielen Gnadenorte im Gebirge nächſten Anlaß geben“ (Menzel). So beginnt die „Waldraſt“ (Marienkloſter auf dem Tirolergebirge) folgendermaßen:

Die ein heiliger, dunkler Hain in Wolken
Rings umſchattet und deckt mit ſeinen Zweigen,
Indes über den Wolken ſie umwallen
Liebende Sterne!

O wie lüſtete mich's, dort ihren heil'gen
Sitz zu ſchauen, umringt von hohen Felſen,
Tief zu ſchauen hinab ins Tal der Erde,
Nahe den Sternen!

Liebe rief mich hinauf. Ihr Freunde, kehret,
Kehret und nehmet hinab mein Wunſchgelübde,
Hier zu ſterben. In welchem Schatten fänd' ich
Süßere Ruhe?

1. Das alte Germanien.

Lateiniſch.

Mens in antiquos agitat revolvi
Teutonum mores, et euntis aevi
Dispares Fastos aperire. Mentem
Pandite, Musae!

Nempe florebas Alemanna quondam
Patrio pubes bene lota Rheno,
Cum tuos sacra trutinavit urna
Corniger artus.

Pura naturae facies amabat
Picta camporum nemorumque densa;
Inter et grato strepitu loquaces
Ludere Nymphas.

Caedius stabat casa tecta ramis.
Una pastori pecorique eandem
Vix suo major domus inquilino
Praebuit umbram.

Digitized by Google

Adspici dignam sine fraude prolem
Uxor ingenti peperit marito,
Larga distenti dare militares
Uberis offas.

Nullus exempti lapis arva fundi
Clausa signabat, prohibens colonum;
Omnium fundus fuit unus et commune beatum.

Meta compressi nebulosa lactis
Glande dimota subigebat iram
Ventris, et fumans calidis ad ignem
Pultibus olla.

Hinc valens corpus, generisque magni
Stirps, et erectum super astra pectus,
Suda mens, grati facilesque laeto in
Gramine somni.

Dis bonis non ex Nomadum metallo
Ara surgebat, Phrygiave rupe;
Sat fuit caespes, genuumque supplex
Luna cadentum.

Cum vaporatae tonuere nubes,
Et donum quernam tremefecit aether:
Nemo pallebat, steterunt ad haec spectacula recti.

Crevit in dies animosa virtus;
Chaonum silvis penitus relictis
Sceptra divisit, populus coëgit,
Condidit urbes.

Marmor advectum ratibus, carinis,
Quale producit Thasus et Carystus,
Quale lucentes maculae cruentant
Synnade caesum.

Pro specu grandes habitantur aulae
Hispidos mutat tegetes luporum
Purpurae fulgor Tyrioque lana
Murice tincta.

Plura Fortunae cumulo parantis
Mundus accessit, Latiique summus
Caesaris vertex, aquilaeque formidabile culmen.

Sors adhuc tanti toleranda Fati,
Donec hoc digni viguere mores,
Integer Mavors, Venus aequa, justi
Copia veri.

Fluxa Germani semel elocuti
Verba mox instar lapidis regebant.
Vocis et facti tenor ex utroque
Unus et idem.

Quisque contentus, quod habebat, illo
Duxit optatos sine fraude soleis.
Rara vel Croesi soboles, vel Iri,
Prava sequentum.

Concha sinceri salis, et Lyaeus
Cum bono vultu satiabat omneis.
Divitem pauper tenuemque amicus
Juvit opimus.

At simul dulci medicata morte
Saxo commovit furialis arma,
Et fides, et pax rabiem virorum
Territa fugit.

Deutsch

(nach Viehoffs metrischer Übersetzung).

Fern zurück, uralte Teutonen-Sitte
Anzuschaun, Jahrhunderte, diesen Tagen,
Ach! so ungleich, treibt mich der Geist; ihr Musen,
Hellet den Blick mir!

Blühend stieg empor Alamannen-Jugend
Aus des Rheines heimatlichen Fluten, wann der
Hehre Stromgott sie aus geweihter Urne
Badend umspielte.

Digitized by Google

Rein und keusch noch schmückte Natur sich damals
Rings mit Waldung nur und Gefild; dazwischen
Scherzten anmutreich mit geschwätz'ger Welle
Spielende Nymphen.

Baumgezweig bog über die Hütte sich als
Schirmend Dach; kaum höher als ihre Bewohner,
Nahm sie Hirt und Herde zugleich in einen
Gastlichen Schatten.

Da gebar Sprößlinge, des starken Vaters
Würdig, ihm truglos die geliebte Gattin;
Ihre Brust bot Fülle der Kraft dem jungen
Kriegergeschlecht dar.

Noch erhob auf Grenzen getrennter Feldmark
Sich kein Stein, nachbarlichem Pflanzer wehrend;
Denn gemeinsam war das Gefild, und alles
Gut gemeinsam.

Finstern Unmut brütete nicht das Blut aus,
Wo den Tisch Spitzsäulen gepreßter Milch nur
Deckten, wo auf lodernden Herdesflammen
Dampfte der Breitopf.

Solcher Kost entkeimte der Leiber Vollkraft,
Ganzer Stämm' hochragender Wuchs und Schönheit,
Heitrer Sinn, sanftatmender Schlaf in fröhlich
Wucherndem Grase.

Für die Gottheit huben sich nicht Altäre
Aus Metall, aus Phrygiens Stein; ein bloßer
Rasenaltar däuchte genug, wann fromm die
Kniee sich beugten.

Wann die Luft schwer donnernde Wolken deckten,
Wann von Grund aus bebte die Eichenwohnung,
Ward kein Antlitz bleich; mit erhobenem Haupte
Sahn sie das Schauspiel.

Mälig wuchs hochstrebender Mut zur Herrschlust,
Brach hervor aus düstrer Chaonen-Waldung,
Teilte Königsszepter, vereinte Völker,
Gründete Staaten.

Prächtiger Marmor nahte zu Schiff und Wagen,
Wie Carystus ihn, wie ihn Thasus zeuget,
Wie er glanzvoll, rötlich gesprenkt aus Symas'
Brüchen emporsteigt.

Mit dem Prunksaal tauschten sie jetzt die niedere
Hüttenwohnung, leuchtende Purpurmäntel
Statt der Wolfshaut struppiger Deck' umhüllten
Jetzo die Glieder.

Digitized by Google

Höher stets aufwachsendes Glück gewann selbst
Ihnen Weltherrschaft, und die Kaiserkrone
Latiums gab ihnen des stolzen Adlers
Schrecklichen Blitzstrahl.

Solch Geschick war immer erträglich, weil noch
Zucht und Tugend blühten, die seiner würdig,
Weil noch Mavors rüstig und Venus keusch und
Wahrheit geehrt blieb.

War ein Wort germanischer Lipp' entfahren,
Ward es fest, gleich Felsen, erprobt in Brandung.
So voll Eintracht blieben das Wort, die Tat, als
Wären sie e i n s nur.

Was das Schicksal jedem verlieh, genügt' ihm;
So entschwand truglos und beglückt das Dasein;
Keinen Krösus sah man und keinen Irus,
Freunde der Untat.

Auch ein einfach Mahl mit Lyäus' Gabe
Und des Blicks Wohlwollen genügte jedem;
Wechselfreundschaft schlang sich, ein festes Band, um
Reichtum und Armut.

Aber seit todsuchender Glaubenseifer
In den Kampf Germaniens Männer fortriß,
Floh entsetzt treuherziger Sinn und Ruh' die
Gauen der Heimat.

2. Weihung eines Kindes.

Warum denn soll ich, heilige Jungfrau, dir
Das Kind nicht weihen? Nehm' ich es doch damit
Der Mutter nicht; der bessern Mutter
Bring' ich ihn dar, den unschuld'gen Knaben.

Nimm an das Pfand der Liebe, du Liebliche;
Des Lebens erste Dämmerung werd' ihm bald
Zur holdesten Aurora. Frühe
Trinke die Blume das reinste Licht ein.

Von dir, der Mutter, spiele der Knabe, wie
Dein Knabe spielte. Wenn er dem Mittag naht,
Durchhauch ihn ganz mit deiner Anmut
Süßestem Atem; und kommt der Abend,

So schenk ihm Ruhe, reine Gemütes-Ruh'.
Der Frühling mag die Seele, der Sommer ihm
Das Herz, der Herbst die Wange brennen;
Schmücke den Winter mit Schnee der Unschuld.

3. Das Vögelchen.

Was der bunteste Papagei,
Was kein strahlender Pfau, ob er den Wagen der
Juno zöge, ja Phönix nicht

Digitized by Google

(Der sich selber beerbt) kühn sich erlauben darf,
Wagst du, Vögelchen, meine Lust.
Waldsirene, du wagst mich im Gesange mit
Süßem Necken zu stören oft,
Wenn die Mandel du mir stiehlest, und wehr' ich es,
Flatternd auf mit den Flügeln schlägst;
Oder mitten im Lied, unter den Saiten, mir
Pickst den Finger und hinderst mich,
Zu vollenden den Ton; oder gefällt es dir,
Selbst zu singen ein ländlich Lied,
Wenn das Köpfchen du dann spülest und wäschest und
Mit den Nägelchen kratzest, daß ja
Dem zierlichen Hals einer Gebadeten
Wiederkomme der Frühlings-Ton;
Da dann, eh' du dich kämmst, eh' du dich schmückest, wohl
Eine Stund' und ein Jahr vergeht.
So viel Plätschern erregst, eitler Vogel, du —
Aber komme nur her, du bist
Doch mein Lieber. Hierher! Fürchte das Bauer nicht!
Kein Gefangener bist du mir.
Darfst die Stäbchen hinwegschieben und hüpfen und
Lustig spielen im freien Rohr.
Sieh, hier streu' ich dir auch Hirsen, unschuldige
Landkost; picke die Körnchen weg
Und sei ohne Gefahr, daß dich ein Geier holt.
Lebe dann, o du glücklicher
Sänger, lange! Dereinst — denn auch Unschuld'gen euch
Droht die Parze — wenn Atropos
Dir mit leiser Hand sanft am Gefieder zupft,
Wartet dein ein pierisches
Rosenlager. Ich streu' Veilchen und hänge dir
Immergrünende Kränz' umher;
Indes, Vögelchen, dich, wenn du von hinnen bist,
Deine Schwester Melpomene
Hin zum lieblichsten Hain auf dem Parnassus trägt.

7. Hier reihen wir auch am passendsten die berühmte literarische Frau jener Zeit ein, welche übrigens nur in Latein gedichtet hat, überhaupt mehr wegen ihrer großen Gelehrsamkeit als wegen ihrer Poesie das Andenken verdient: **Anna Maria Schurmännin**, geb. zu Köln 1607, Anhängerin der von Jean de Labadie gestifteten Schwärmersekte mit chiliastischen Träumereien und verwirrten Begriffen über Besitz und Ehe; sie starb 1678 in Westfriesland. Vielen ihrer Zeitgenossen galt sie als ein Wunder, als die „holländische Minerva und Prinzessin der Gelahrtheit"; denn sie verstand vierzehn Sprachen (sogar Hebräisch, Chaldäisch, Syrisch, Arabisch, Türkisch ꝛc.), trieb außerdem Mathematik, Philosophie ꝛc. und disputierte öffentlich zu Utrecht.

Digitized by Google

Dritte Gruppe.

§ 51. Die Dichter des italienischen Geschmackes.

(Die „prunkvolle" und die Nürnberger Schule.)

1. Auch die nun zu nennenden Dichter lernten von Opitz Regel und neuhochdeutsches Dichten; aber sie gingen nebenbei in Stoff und Form so sehr ihre eigenen Wege, daß sie durchaus besonders zu gruppieren sind. Ja auch die hier zusammengestellten Dichter scheiden sich wieder in zwei Lager, wie in der Aufschrift schon angedeutet ist, und nur das haben sie miteinander gemein, daß ihnen das Lehrhafte, die kühle Sprachreinigkeit der Opitzianer, nicht genügte, daß sie die Poesie nicht sowohl als eine nützende, sondern als eine ergötzende Kunst aufgefaßt wissen wollten. „Mich dünkt aber," schrieb einer von ihnen (Harsdörffer), „daß die vielen schweren Lehrpunkte in Opitzens Episteln kein schicklicher Inhalt zu Gedichten sind." Auch darin sind sich die Dichter der Gruppe ähnlich, daß sie sich vorzüglich an die Italiener hielten.

2. Zuerst von der sog. „prunkvollen oder schwülstigen Schule". Wie schon im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in der Baukunst das Klassische durch das Barocke[1] verdrängt wurde, so gegen Ende des Jahrhunderts im Bereiche der Poesie; und wie das Klassische von Italien aus seinen Umzug durch Europa hielt, so nun auch das Barocke. Hauptsächlich waren es der Neapolitaner Giambattista Marino und der Venetianer Loredano, welche die Herrschaft des Barocken in die Poesie einführten. Anstatt die Poesie in ihrer stillen, schmucklos einfachen Würde zu belassen, wie sie Petrarca und Dante[2] ꝛc. der Welt vorgeführt hatten, wollten sie auch ihr

---

[1] Das Barocke (eigentlich verschobener Kreis oder solche Kugel) bezeichnet in Kunst und Leben das Sonderbare und Wunderliche, dem Natürlichen Zuwiderlaufende, dem Komischen sich Annähernde, an der Grenze des Närrischen Befindliche, dem Sonderling am meisten Zusagende. In der Kunst ist es also das gerade Gegenteil des Klassischen. Allbekannt ist es, wie Bernini die krausen und schwülstigen Formen in die Baukunst einführte und diese dadurch verderbte, und wie es dann die Franzosen als seine gelehrigsten Schüler ihm weit zuvortaten. Der gröbere Geschmack der großen Mehrheit fühlte sich nämlich gelangweilt durch die klassische Einfachheit; dazu kam noch die Prachtliebe des ausschweifenden Jahrhunderts, welche in allen Dingen Luxus treiben wollte und darum das Schwülstige und Sinnlose der strengen, keuschen Schönheit, der strengen Regelmäßigkeit vorzog. „Nur keine gerade Linie," hieß es, „die ist der Tod der Kunst," und das Geschweifte, Gebauschte, Gebrochene, kurz, der Schnörkel ward überall Mode. So erschienen in der Baukunst, in der Ornamentik, an den Möbeln die Kurven, Schnörkel, Blumengewinde, jedenfalls Überladung von Zierrat (Rokokostil). Schließlich wurden auch die Poeten angesteckt.

[2] Dante Alighieri (geboren 1265 zu Florenz, gestorben als Verbannter zu Ravenna im Jahre 1321) ist der größte italienische Epiker. Sein Hauptwerk ist die

Digitized by Google

den prunkenden und prächtigen Modemantel umhängen, wie ihn die übrigen Künste bereits trugen. Sie schnitten ihn aus einem in grellsten Farben spielenden Stoffe — Wortspiele, gesuchte Gegensätze, Pointen — zu, verschwendeten daran Gold und Edelsteine — überschwängliche Vergleiche — und überluden ihn mit Bildstickerei — Blumen und Bilder, besonders „durchdringende" Beiwörter. — Während sich aber in Italien schon eine Reaktion gegen sie erhob, dichteten Franzosen und dann Deutsche noch eifrig in dieser Manier.

Marino schrieb viel und vielerlei; seine zwei bekanntesten, dem Inhalte nach sehr verschiedenartigen Dichtungen sind: „Adone" (Adonis) und „La strage degli innocenti" (der bethlehemitische Kindermord). Gottsched schon kritisiert dieselben und hebt folgende Stelle als Probe hervor, die aber noch lange nicht zu den stärksten gehört: „Satan wird geschildert, wie folgt: Er liegt im Abgrunde ohne Grund, an einer scheußlichen Kette von hundert ineinandergeschlungenen Schlangen. Sein Kleid und Thron ist ein unauslöschliches Feuer. Sein vormals leuchtender Mantel ist nunmehr aus Flammen und Finsternis gewebt. Sieben Hörner hat er auf dem Haupt, sämtlich umwunden von Hydern, welche die Edelsteine seiner Krone ausmachen. In seinen Augen flammt ein rotes und trübes Licht, seine Blicke gleichen den Kometen und Blitzen. Gestank und Finsternis dampft aus seiner Nase, sein Hauch ist dem Wetterstrahl, sein Seufzer dem Donner gleich. Damit und durch seine Blicke zündet er den Holzstoß an, welcher unverbrennlich ist und doch alles verzehrt. Seine von Geifer und Rost angefressenen Zähne klappern und machen Geräusch mit ihrem Knirschen, sein Schwanz schlägt in der Glut auf die Schuppen seiner stählernen Gliedmaßen. Drei Furien umstehen ihn, um ihn ewig auf die Folterbank zu spannen, mit ihren Natterstreichen ihn unaufhörlich zu geißeln. Ihre Haare sind hagere Schlangen — sein Szepter ist von Stahl und kurz; er ist so entsetzlich, daß er vor sich selbst wie vor seinem Reiche einen Abscheu hat."

3. Diesem sog. marinischen Geschmack huldigten in Deutschland vorzüglich zwei Schlesier: Christian Hofmann von Hofmannswaldau, geb. 1617 in Breslau, später Ratsherr und Ratspräsident daselbst, auch dort 1679 gestorben, und Daniel Kaspar von Lohenstein, geb. 1635 zu Nimptsch, Jurist, später Syndikus der Stadt Breslau, wo er 1683 starb. Beide standen sich im Leben sehr nahe, der letztere nennt den ersteren seinen „Wegweiser" in der Poesie. Beide waren zu ihrer Zeit hochgefeiert, wurden in den höheren Ständen fast abgöttisch verehrt, erhielten beide den Titel „Kaiserlicher Rat"; beide verdienen eher gänzlich vergessen als gelesen zu werden. Es genügte ihnen nicht die Phrasenposaune; sie führten vielmehr, besonders als Schüler des gleichfalls von beiden zum Patron erkorenen Ovid, das Schlüpfrige und Obscöne in ihre Dichtungen ein, allerdings mehr ihrem Leserkreis zulieb als aus persönlicher Frivolität.

„Divina commedia" (Göttliche Komödie), ein Epos von 100 Gesängen, worin er uns durch Hölle, Fegfeuer und Himmel führt. — Petrarca (geboren 1304 zu Arezzo, gestorben 1374 bei Padua) ist Italiens größter Lyriker. Seine „Rime" (Reime), wie er die weltberühmten Lieder und Sonette nennt, gelten einer von ihm verehrten Frau, namens Laura.

Digitized by Google

Natürlich decken sie sich dann und wann durch den Aushängschild einer moralischen Idee; sie wollen z. B. das Laster in seiner wahren Gestalt nur zeichnen, um davon abzuschrecken; allein sie wußten ja recht gut, sie mußten es als lebenserfahrene Männer wissen, daß sie mit solchen Dichtungen keine Führer zum Guten, sondern Verführer waren. Insbesondere ist es zu beklagen, daß sie durch ihr Beispiel eine ganze Menge leichtfertiger Dichtungen hervorriefen und so eine Dichterschule gründeten, die wir oben S. 191 schon als „schamlose" angekündigt haben (vgl. Wieland).

Lohenstein war allseitiger, dichtete Tragödien mit Reyen („Ibrahim Bassa", „Agrippina") und Romane (am bekanntesten der ungeheuerliche „Arminius und Thusnelda" mit einer meisterhaften Schilderung der Schlacht im Teutoburger Walde); Hofmann hinterließ meist nur Gelegenheitsgedichte, ferner Lieder und „Heldenbriefe". Natürlich stehen ihren Sammlungen, wie es Mode war, auch geistliche Lieder voran (Lohenstein nennt sie „Himmelschlüssel"); und darum urteilen Vilmar und Eichendorff über sie mit denselben Worten: „Die Poesie war eben nur eine gelegentliche Spieluhr, die nach Belieben weggesetzt oder wieder aufgezogen wurde, um bald ein Zotenlied, bald ein Kirchenlied künstlich abzuflöten." — Mit Unrecht stellt man Hans Aßmann Freiherrn von Abschatz (1646—1699) auf eine Linie mit Lohenstein; wohl hat er überreichen Bilderschmuck in seinen Dichtungen angewendet, verführerische Schreibart aber hat er verschmäht. Ein starkes Gefühl für die Schmach des Vaterlandes spricht sich in seinem „Eisenhüttel" aus („Nun ist es Zeit, zu wachen, eh' Deutschlands Freiheit stirbt").

Rede des Antonius in Lohensteins „Kleopatra".

Was Lepidus und ich
Besaßen, hat er schon; und gleichwohl müht er sich,
Zu spannen in sein Joch das Land, das ihr betretet.
Der Nilus hat noch nie die Tiber angebetet,
Ägypten auch nicht Rom. Er nehme 's Drittel hin,
Wenn nur mein Heyrat-Gutt mir bleibet zum Gewinn.
Allein wer will den Wurm aus dem Gespinnste bringen,
Der in der Wolle steckt? Wer will den Tiger zwingen
Durch Güte, der bereits in den zerfleischten Darm
Die Klauen eingesenkt? Ha, heißerhitzter Arm,
Der dem gefällten Wild auch Höl' und Nest zerstöret!
Der, wenn der Stamm zermalmt, die Wurzeln auch verzehret,
Der, wenn der Löwe Raub und Nägel eingebüßt,
Der Löwin auch die Brust und ihre Jungen frißt!
Jedoch, wie wenn der Mast schon auf den Klippen springet,
Wenn schon das blaue Salz sich in die Ritze dringet,
Wenn der erzürnte Nord den morschen Kahn zerschleift,
Der Botsmann für das Schiff ein schmales Brett ergreift,
Fürs Rudern braucht den Arm, zum Anker Bein und Füße,
Die Hoffnung zum Kompaß: so muß die sauren Bitze
Des scheiternden Glücks, den Schiffbruch seiner Macht
Auf diese Zeit Anton sein auszustehn bedacht.

Digitized by Google

Das Glücke kitzelt' uns zwar etwas für drey Tagen,
Als Cäsars Reuterey beim Rennplatz ward geschlagen
Und über Hals und Kopf ins Lager mußte fliehen — usw.

Aus den „Thränen der Mutter Gottes am Kreuze des Herrn".

(Von Lohenstein.)

Ihr milden Thränen fließt, du Angstschweis meiner Seele
Du bittrer Herzensschaum, du trüber Wehmuts-Jäscht,
Ergeuß dich fort für fort aus meiner Augen-Höle,
Bis mir mein Lebens-Licht dein kalter Strom auslöscht!
Ihr milden Thränen rinnt, bis daß mir Seel und Sinnen
In einen Trauer-Bach, in einen Strom zerrinnen!
Benetze diesen Stock des dürr und todten Baumes,
An dem der Lebensbaum hängt schmertzlich angepflöckt!
Vermenge seinen Fluß des blutt'gen Purpurschaumes
Mit Perlen, die in sich der Augen Muschel heckt!
Wo Himmelsrosen soll'n aus seinem Blutt aufschißen.
So muß der Glaubens-Geist mit Thränen es begißen,
Gott, Heiland, Herr und Sohn und Opfer für die Sünde,
Laß dieses Kreutzes Holtz mir mein Altar auch sein!
Den matten Geist, den ich in Andacht dir entzünde,
Schleuß zwischen deiner Brust erblasten Himmel ein!
Des Kreutzes Wurtzeln soll'n in meinen Zehren schwimmen,
Die Seufzer aber sich zu seinen Ästen klimmen.
Der Weihrauch, den ich dir zum Rauchwerk angezündet,
Ist mein von Jammer kalt, von Liebe warmes Herz.
Mein Glaube, der sich hier auf diesen Anker gründet,
Vergißt der Frauen-Angst, verlernt den Mutter-Schmertz.
Denn stünde nicht mein Trost auf deiner Allmacht Füßen,
So hette Seel und Leib bey mir längst scheutern müßen.
Mein Haupt ist ohne Witz, die Glieder ohne Leben,
Die Sinnen ohne Krafft, die Adern ohne Blutt,
Ich fühle Furcht und Angst umb mein Gemütte schweben,
Aus Furcht bin ich voll Eis, aus Angst bin ich voll Glutt.
Der Jammer hette längst den Lebens-Brunn verzehret,
Wenn nicht die Hoffnungs-Milch mich hette noch ernähret.

Dazu ist an Kostbarkeiten, die in der Poesie am wenigsten teuer sind, nicht im geringsten gespart: Gold und Seide, Amethyst und Diamant blitzen überall, jede Seite strotzt von Helfenbein und Marmelstein, Jaspis und Porphyr, Ebenholz und Zeder, alles duftet von Bisam, Ambra und Moschus; aber er würzt seine Reime auch ebenso mit — Geifer, Gestank und noch Schlimmerem.

Abriß eines falschen Freundes.

(Von Hofmann.)

Was ist doch insgemein ein Freund in dieser Welt?
Ein Spiegel der vergrößt und fälschlich schöner macht;
Ein Pfennig, der nicht Strich und nicht Gewichte hält;
Ein Strauchstein, dessen Glanz uns Schand und Schaden bringet

Digitized by Google

Ein Glas, an Tituln gut, und doch mit Gift erfüllet!
Ein Dolch, der schreckend ist und uns zu Herzen dringet;
Ein Honigwurm, der stets mit süßem Stachel sticht;
Ein weißes Hennenei, das Drachen hat geboren;
Ein falscher Krokodil, der weinend uns zernicht ꝛc.

4. Wir kommen nun zu den Pegnitzschäfern in Nürnberg. Oberschäfer waren der Ratsherr Harsdörffer[1] (1607—1658), der zu Meißen geborne Lehrer und Prediger Klaj (1616—1656) und der öde, geschraubte Sigmund von Birken (1626—1681) aus Wildenstein bei Eger, wo sein Vater Betulius Prediger war, aber nach Nürnberg auswanderte; geadelt, verdeutschte der Dichter seinen Namen wieder. Von Opitz wandten sie sich mehr und mehr ab und den Ausländern zu, besonders den Italienern. Schäferromane und Schäfergedichte waren ihr Hauptfeld. Klaj, der tiefste und selbständigste unter den Nürnberger Dichtern, hat auch Dramen gedichtet. — Der Hauptfehler, in den sie verfielen, sind die geschmacklosesten Reimspielereien (mit Binnenreimen und Echoreimen), kindische Nachahmung von Naturklängen („Vogelsang") und die Abbildung der besungenen Gegenstände (z. B. des Reichsapfels, des Parnasses) mittels des Strophenbaues, also der nach Bedarf länger oder kürzer gewählten Zeilen.

In dem Gedicht „Der Vogelgesang" von Harsdörffer heißt es z. B.: „Schwalben die swirren, Finken die binken, Zeislein und Hänfling pfeifen den Zinken" ꝛc., und von der Nachtigall singt er: „Der Nachtigall krauslichter Klang Tirlieret den reinsten Gesang: Sie fällt auf liebliche Terzen, Sie lispelt und wispelt zu Scherzen." Sehr bekannt ist der von Nürnberg aus gesungene

Frühlings-Willkomm.

Floridan. Es fünken und flinken und blinken
Klajus. Buntblümichte Auen.
Floridan. Es schimmert und wimmert und glimmert
Klajus. Frühperlenes Tauen.
Floridan. Es zittern und flittern und splittern
Klajus. Frischläubtige Äste.
Floridan. Es säuseln und bräuseln und kräuseln
Klajus. Windfriedige Bläste.
Floridan. Es witzschern und zitzschern und zwitzschern
Klajus. Die hüpfenden Büsche.
Floridan. Es rauschet und lauschet und zauschet
Klajus. Ihr holdes Gezische.
Floridan. Es dirdirlier, dirdirlier, dirdir-
Klajus. lieret die Lerche.

[1] Dieser Harsdörffer war es, der den weltbekannten Nürnberger Trichter fabrizierte, d. i. eine Anweisung, in sechs Stunden die deutsche Reim- und Dichtkunst einzugießen. Er war ein Patron aller Dichter und Dichterlinge, wie später der Halberstadter Papa Gleim.

Digitized by Google

Floridan. Es klappern und bappern und plappern
Klajus. Schlankbeinichte Störche.
Floridan. Es krekken, krerekken und quekken
Klajus. Grüngelbliche Frösche.
Floridan. Sie lechzen und ächzen und krächzen
Klajus. Mit hellem Gedrösche ꝛc.

„Was die Dramen Klajs betrifft, so kann man sich nichts Naiveres und Geschmackloseres denken als selbst sein bestgelungenes ‚Herodes der Kindermörder'" (Gruppe). Dort treten die Weisen auf mit den Worten:

Wir haben den Knaben mit Freuden erblicket,
Zu lösen die Bösen vom Höchsten geschicket.
Es flimmert und schimmert das flammende Heer,
Es tanzen die Schanzen, die Berge, das Meer.

Und die bethlehemitischen Weiber fahren gleich im Anfange den Herodes also an:

Du stets verfluchtes Ungeheur,
Du Basilisk und Abenteur!
Kein Menschenkind hat dich erzeugt,
Ein Tigertier hat dich gesäugt.
Ein Pardel, der die Lämmer quält,
Hat mit dem Tiger sich vermählt.
Von ihm hast du den wilden Mut,
Von ihr das nimmersatte Blut.
Dein Herz ist hart wie Stein und Bein,
Durchädert mit dem Marmorstein,
Von Demant, den kein Hammer zwängt,
Von Felsen, den kein Essig sprengt.
Dir wohnet im Gerichte bei
Vermaledeite Tyranney.

Vierte Gruppe.

§ 52. Einzelerscheinungen aus der Zeit zwischen Opitz und Gottsched.

1. Vielversprechend ging zu Anfang des 18. Jahrhunderts ein Dichterstern im Nordosten (Schlesien) auf, ging aber auch rasch wieder unter; denn er hatte allzusehr die unstete Natur eines Wandelsterns und verirrte sich immer mehr auf seiner Bahn: Johann Christian Günther, geb. 1695 zu Striegau in Schlesien, erzogen in Schweidnitz, 1717 zum Dichter gekrönt, gest. 1723 zu Jena. Günther studierte Medizin, blieb aber sozusagen Student bis an seinen Tod, nicht sowohl studierend, als vielmehr schwärmend und genießend. Er hatte ein gutes Herz, war aber sittlich sehr schwach, besonders bezüglich der Mäßigkeit, was ihn auch einmal in den Schuldturm brachte. „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten" (Goethe). Der Vater gab ihn zuletzt auf, verschloß ihm Herz und Haus. Zu einer sichern Lebensstellung kam er nie. Die ihm schon zugesagte Anstellung als Pritschmeister[1] am Dresdener Hofe nahm ihm der

[1] Das war eine Art Lustigmacher, der aus dem Stegreif bei Schützenfesten und andern öffentlichen Lustbarkeiten Verse sagen mußte.

Digitized by Google

„Wasserpoet" König (S. 239) vermutlich auf ganz gemeine Weise weg. So überließ sich denn Günther dem Leichtsinne, und wenn verzweiflungsvolle Gedanken in ihm aufstiegen, suchte er sich in Exzessen zu betäuben.

2. Es ist recht schade um dieses auch von Goethe hochgeschätzte Dichtertalent, daß es so verkümmerte und so früh erlosch. Denn Günther war nicht bloß formell einer der vollkommensten Opitzianer, besonders ein Muster der Sprachreinigkeit, sondern überhaupt ein echter Lyriker. Jede Zeile seiner Lieder ist erlebt, ist Herzenserguß; seien es die leidenschaftlichen Bekenntnisse seiner Leonorenlieder, sei es daß er mit den Zechbrüdern singt:

(Erste Strophe.)

Brüder, laßt uns lustig sein,
Weil der Frühling währet
Und der Jugend Sonnenschein
Unser Laub verkläret.
Grab und Bahre warten nicht;
Wer die Rosen jetzo bricht,
Dem ist der Kranz beschert.

(Letzte Strophe.)

Unterdessen seid vergnügt,
Laßt den Himmel walten,
Trinkt, bis euch der Wein besiegt,
Nach der Art der Alten!
Setzt nun alle gleichfalls an,
Und wenn dieses ist getan,
So leb' die edle Rebe!

oder daß er schuldbewußt zum Erbarmer fleht:

Ich höre, großer Gott, den Donner deiner Stimme.
Du hörest mich nicht mehr: ich soll vor deinem Grimme
Aus Größe meiner Schuld ein ewig Opfer sein!
Ich soll, ich muß, ich will, ich gebe mich darein.

oder daß er, einen guten Anlauf zur Besserung nehmend, „Gott um Beständigkeit im Guten anfleht":

Welch süß und holder Gnadenstrahl
Verwandelt mich von innen?
Was raubt mir so bald auf einmal
Die alten Wünsch' und Sinnen?
Mein Herz ist froh, mein Geist wird frei
Und reißt der Lüste Band entzwei,
An dem er stark gehangen.

Ach Gott! erhalt den guten Trieb
Und treib aus Funken Flammen;
Jetzt hab' ich deine Rechte lieb,
Jetzt lern' ich mich verdammen,
Jetzt find' ich Lust in Kreuz und Pein,
Die Seele muß geläutert sein
Und über Felsen steigen usw.

oder endlich daß er im tiefsten Leid „sich aus der Welt wünscht":

Von der Welt! —
Ist ein Wort, das mir gefällt.
Denn wer wollte bei den Drachen
Länger hier Gemeinschaft machen?
Drum der Schluß ist festgestellt.

Herz und Sinn
Denkt nach Salems Freistatt hin,
Und die eingesperrte Seele
Lechzt in dieser Marterhöhle,
Wo ich ein Gefang'ner bin.

Drum wohlan!
Fort mein Fuß in Kanaan!
Fleuch Ägyptens Brot und Schimmel,
Denn die Sehnsucht nach dem Himmel
Setzt dir schon die Flügel an.

Gute Nacht!
Grab und Grub ist schon gemacht.
Müden Schenkel, legt euch nieder!
Müden Augen, schließt die Lider,
Bis der große Tag erwacht!

Digitized by Google

Komm, o Tod!
Komm, du Heiland aller Not!
Komm! ich rufe nicht vergebens,
Denn die Sonne meines Lebens
Zeiget schon ihr Abendrot.

Schließlich gedenken wir seiner patriotischen Hauptdichtung: „Feier des Passarowitzer Friedens“ (1718). Er schickte sie, um sich für ein Amt zu empfehlen, an den Kaiser nach Wien, aber ohne Erfolg. Doch lenkte er durch sie erstmals die Augen des größeren Publikums auf sich. Und das ist sehr erklärlich; denn gleich im Eingang schlägt er einen bis dahin kaum gehörten kühnen und feurigen Ton an. Überall bricht der damals so seltene frische Naturlaut und das deutsche Herz durch: „Blut und Leben, Feuer und Jubel“ (Gruppe) ist der Geist dieses patriotischen Gedichtes. Allerdings ist es nicht durchweg so wertvoll und hat auch noch manche „zeitgemäße“ Schnörkel; aber man muß diese um so mehr nachsehen, als Günther erst 23 Jahre zählte, da er es dichtete.

3. Auch der originellste und beste Romandichter der Periode findet hier seine Stelle: Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen*, ein hessischer Edelmann, der sich vielerlei Pseudonyme beilegte, unter denen der bekannteste ist[1]: German Schleifheim von Sulsfort. Geboren 1625 in Gelnhausen, geriet er als Knabe unter hessische Heerhaufen, machte notgedrungen trotz seiner Jugend das Kriegsleben mit und lernte es gründlich kennen. Später muß er wohl noch Schul- und selbst gelehrte Bildung erlangt haben; denn er starb hochgeachtet als bischöflich-straßburgischer Schultheiß zu Renchen in Baden 1676. — Sein äußerst interessanter, von Humor und Vaterlandsliebe getragener Volksroman „Der abenteuerliche Simplicissimus“ erschien 1668 und ist heute noch lesenswert. Es ist ein Kulturroman im vollsten Sinne des Wortes; denn es läßt sich kein farbenprächtigeres und wahreres Gemälde des Dreißigjährigen Krieges denken, als der Simplicissimus ist. An die Greuel und Laster, all das namenlose Elend neben dem tollsten Leichtsinn und der größten Herzlosigkeit sind Zug für Zug aus dem Leben geschildert. Aber freilich ist vieles mit unverhüllter Lust an der Sinnlichkeit erzählt, wie es jener Zeit so sehr eigen war, so daß das Buch nur für ernst-sittliche Leser gereiften Alters paßt.

Es hat wunderschöne Partien; mit die schönsten, eine Idylle voll Naivität und holder Unschuld, sind die Kapitel, die beim Knan (Vater) und beim Einsiedler sich abspinnen; meisterhaft ist die Schilderung der plündernden Soldateska, die wie Wölfe aus dem friedsamen Walde hervorbrechen. Eine Fülle von Volkssagen über verzauberte Jungfrauen, verborgene Schätze weiß der Held unseres Romans; der geheimnisvolle Mummelsee erzählt ihm seine Mären; Schwänke, Sprüche, Redensarten hat er eine Menge im Gedächtnis; die Dialekte, ob hoch- oder niederdeutsch, spricht er mit größter Leichtigkeit. Zu seinem frischen Humor, der bald lustig im Kloster Paradies sich füttern

[1] Erst Heinrich Kurz entdeckte 1837 seinen wahren Namen.

Digitized by Google

läßt, bald als des Pfarrers Schinken holender und den Teufel spielender Vagabund auftritt, paßt jedoch nicht gut die fast überall angefügte Moral in ebenso langweiliger Alexandrinerform. Auch den Fehler teilt er mit andern seiner Zeit, daß er etwas mit Gelehrsamkeit Parade macht, wie er ja gleich als Hirtenbube über den großen Hirten David, über Tamerlanes, und wer sich nur einen Namen als Hirte gemacht, ausführlich berichtet. Echt dichterisch aber, wie der Roman beginnt, schließt er auch, nämlich mit dem Gottesfrieden in der Waldeinsamkeit.

Die höheren, sittlichen Gedanken, die aus dem Roman hervorleuchten, sind folgende: Sündigen ist menschlich; aber der höhere Mensch bleibt in der Leidenschaft nicht hängen; die Welt mit ihrer Ehre und ihrer Lust wird er als Schein und Trug erkennen, und er wird ausrufen: Alles ist Eitelkeit, außer Gott dienen und darin den Frieden der Seele suchen! „Wie einst des Einsiedlers Lied, klingt auch sein Sang in die Nacht der Welt, zum Lichte des Himmels: ‚Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall', seine Seele selbst ist ja so eine Nachtigall voll Erdenwehmut und Himmelssehnsucht" (Fr. A. Muth). — Wir geben seinen Inhalt nebst einer eingelegten Probe nach Lüben (Einführung in die deutsche Literatur, I. Bd). Wohlweislich und künstlerisch pfropfte er aber nicht allen Stoff hinein, der ihm bei der Abfassung vorschwebte (diesem Fehler verfielen sonst fast alle Romanschreiber seiner Zeit); er hielt vielmehr mit dem Überfluß so haus, daß er daraus noch mehrere treffliche Novellen schuf, die den Roman ergänzen, ohne ihn fortzusetzen, nämlich den „Seltzamen Springinsfeld", den „Trutzsimplex", das „Wunderliche Simplicianische Vogelnest" und „Vom ersten Bärenhäuter".

Hauptinhalt des Romans „Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus".

Der Verfasser rollt in diesem Buche ein lebendiges Gemälde des Dreißigjährigen Krieges vor uns auf, den er den deutschen Krieg nennt, weil er mit deutschem Blut und deutschem Geld bezahlt worden ist. Mit einer Wahrheit und Treue, die auf eigene Teilnahme an jenem Kriege schließen lassen, schildert er das verwilderte Volksleben fast in allen Abstufungen: das wüste und tolle Lagerleben der Soldaten, das angst- und mühevolle der Handwerker, das Versinken des Bauern in tierische Roheit und Stumpfsinn und daneben wieder die Schwelgerei und Lasterhaftigkeit der Großen. Nur da, wo er Erlesenes oder Erlerntes wiedergibt, wird er prosaisch und langweilig.

Der Held der Geschichte wird in der tiefsten Abgeschiedenheit auf einem Bauernhofe im Spessart aufgezogen als ein Bauern- und Hirtenjunge, und die Schilderung dieses einsamen Bauernlebens gehört mit zu dem Vortrefflichsten, was jemals geschrieben worden ist. Dieses friedliche Leben wird plötzlich durch den Einfall feindlicher Schweden unterbrochen, deren Plünderungen er also beschreibt:

„Das erste, was diese Reiter taten und in den schwarz gemalten Zimmern meines Knans (s. oben) anfingen, war, daß sie ihre Pferde einstellten. Hernach hatte ein jeglicher seine besondere Arbeit zu verrichten, deren jede lauter Untergang und Verderben anzeigte. Denn obzwar etliche anfingen zu metzgern, zu sieden und zu braten, so daß es sah, als sollte eine lustige Schmauserei gehalten werden, so waren hingegen andere, die durchstürmten das Haus unten und oben. Andere machten von Tuch, Kleidungen und allerlei Hausrat große Pakete zusammen, als ob sie irgend einen Krempelmarkt

Digitized by Google

anstellen wollten; was sie aber nicht mitzunehmen gedachten, wurde zerschlagen und zu Grunde gerichtet. Etliche durchstachen Heu und Stroh mit ihren Degen, als ob sie nicht Schweine genug zu stechen gehabt hätten. Etliche schüttelten die Federn aus den Betten und füllten hingegen Speck, anderes dürres Fleisch und sonstiges Gerät hinein, als ob alsdann besser darauf zu schlafen wäre; andere schlugen Ofen und Fenster ein, gleichsam als hätten sie einen ewigen Sommer zu verkündigen. Kupfer- und Zinngeschirr schlugen sie zusammen und packten die gebogenen und verderbten Stücke ein; Bettladen, Tische, Stühle und Bänke verbrannten sie, da doch viele Klaftern dürres Holz im Hofe lagen; Häfen und Schüsseln mußten endlich alle entzwei, entweder weil sie lieber Gebratenes aßen, oder weil sie bedacht waren, nur eine einzige Mahlzeit allda zu halten. Den Knecht legten sie gebunden auf die Erde, stellten ihm ein Sperrholz in den Mund und schütteten ihm einen Melkkübel voll garstigen Mistlachenwassers in den Leib — das nannten sie einen schwedischen Trunk, der ihm aber gar nicht schmeckte, sondern in seinem Gesichte sehr wunderliche Mienen verursachte. Dadurch zwangen sie ihn, eine Partei anderwärts zu führen, allda sie Menschen und Vieh wegnahmen und in unsern Hof brachten, unter welchen mein Knan, meine Meuder und unsere Ursele auch waren.

„Da fing man nun erst an, die Steine von den Pistolen und hingegen anstatt deren die Daumen der Bauern aufzuschrauben und die armen Schelme so zu foltern, als wenn man Hexen brennen wolle; maßen sie auch einen von den gefangenen Bauern bereits in den Backofen steckten und mit Feuer hinter ihm her waren, ungeachtet er noch nichts bekannt hatte; einem andern machten sie ein Seil um den Kopf und reitelten es mit einem Bengel (Knüppel) zusammen, so daß ihm das Blut zu Mund, Nase und Ohren herausprang. Kurz, es hatte jeder seine eigene Erfindung, die Bauern zu peinigen, und also auch jeder Bauer seine besondere Marter. Allein mein Knan war meinem damaligen Bedünken nach der glücklichste, weil er mit lachendem Munde bekannte, was andere mit Schmerzen und jammerlicher Wehklage sagen mußten; und solche Ehre widerfuhr ihm ohne Zweifel darum, weil er der Hausvater war. Sie setzten ihn nämlich zu einem Feuer, banden ihn, so daß er weder Hände noch Füße regen konnte, und rieben seine Fußsohlen mit angefeuchtetem Salze, welches ihm unsere alte Geiße wieder ablecken und dadurch also kitzeln mußte, daß er vor Lachen hätte zerbersten mögen. Mir kam das so artlich und anmutig vor — weil ich meinen Knan niemals ein solches langwieriges Gelächter verführen gehört und gesehen —, daß ich der Gesellschaft halber, oder weil ich's nicht besser verstand, von Herzen mitlachen mußte. In solchem Gelächter bekannte er seine Schuldigkeit und öffnete den verborgenen Schatz, welcher an Gold, Perlen und Kleinodien viel reicher war, als man hinter dem Bauer hätte suchen mögen. — Mitten in diesem Elende wandte ich Braten und war um nichts bekümmert, weil ich noch nicht recht verstand, wie dieses alles gemeint wäre; ich half auch nachmittags die Pferde tränken, durch welches Mittel ich zu unserem Knecht im Stalle kam, welcher zu mir mit kränklicher Stimme sprach: ‚O Bub! lauf weg, sonst werden dich die Reiter mitnehmen. Guck, daß du davon kommst; du siehst wohl, wie es so übel ist. . . .‘ Mehr konnte er nicht sagen.“

Den wohlgemeinten Rat befolgend, läuft nun Simplex davon, gerät immer tiefer in den Wald hinein und kommt endlich zu einem Einsiedler, bei dem er das oben besprochene Lied hört. Dieser nimmt sich des Verlassenen liebreich an und sucht ihn zu einem „Christenmenschen“ zu machen. Seine Unterweisungen werden durch folgendes Gespräch eingeleitet:

„Einsiedel: Wie heißest du? — Simplex: Ich heiße Bub. — Einsiedel: Ich sehe wohl, daß du kein Mägdlein bist. Wie hat dich aber dein Vater und Mutter gerufen? — Simplex: Ich habe keinen Vater oder Mutter gehabt. — Einsiedel: Wer hat dir denn das Hemd gegeben? — Simplex: Ei, mein Meuder. — Einsiedel: Wie hieß dich

Digitized by Google

denn dein Meuder? — Simplex: Sie hat mich Bub geheißen, auch Schelm, langöhriger Esel, ungehobelter Rölz, ungeschickter Tölpel und Galgenvogel. — Einsiedel: Wer ist denn dein Meuder Mann gewesen? — Simplex: Niemand. — Einsiedel: Bei wem hat denn dein Meuder gewohnt? — Simplex: Bei meinem Knan. — Einsiedel: Wie hat dich denn dein Knan geheißen? — Simplex: Er hat mich auch Bub genannt. — Einsiedel: Wie hieß aber dein Knan? — Simplex: Er heißt Knan. — Einsiedel: Wie hat ihn aber dein Meuder gerufen? — Simplex: Knan und auch Meister. — Einsiedel: Hat sie ihn niemals anders genannt? — Simplex: Ja, sie hat . . . — Einsiedel: Wie denn? — Simplex: Rülp, grober Bengel, volle Sau, altes Schwein, und noch wohl anders, wenn sie haderte. — Einsiedel: Du bist wohl ein unwissender Tropf, daß du weder deiner Eltern noch deinen eigenen Namen weißt! — Simplex: Eia! weißt du's auch nicht? — Usw."

Wie weit sich des Simplex Unwissenheit erstreckt, davon gibt auch folgendes Kapitel Zeugnis:

„Als ich das erste Mal den Einsiedel in der Bibel lesen sah, konnte ich mir nicht einbilden, mit wem er doch solch ein heimliches und meinem Bedünken nach sehr ernstliches Gespräch haben müßte. Ich sah wohl die Bewegung seiner Lippen, hörte auch das Gebrummel, hingegen aber sah und hörte ich niemanden, der mit ihm redete, und ob ich zwar nichts vom Lesen und Schreiben gewußt, so merkte ich doch an seinen Augen, daß er es mit etwas in selbigem Buche zu tun hatte. Ich gab Achtung auf das Buch, und nachdem er dasselbe beigelegt, machte ich mich dahinter, schlug es auf und bekam im ersten Griff das erste Kapitel des Hiob und die davorstehende Figur, welche ein feiner Holzschnitt und schön illuminiert war, in die Augen. Ich fragte diese Bilder nach seltsamen und meinem simplen Verstande nach ganz ungereimten Sachen; weil mir aber keine Antwort widerfahren wollte, wurde ich ungeduldig und sagte eben, als der Einsiedel sich hinter mich schlich: ‚Ihr kleinen Hudler, habt ihr denn keine Mäuler mehr? habt ihr nicht allererst mit meinem Vater' — denn also mußte ich den Einsiedler nennen — ‚lange genug schwatzen können? Ich sehe wohl, daß ihr auch dem armen Knan seine Schafe heimtreibt und das Haus angezündet habt. Halt, halt! ich will dies Feuer noch wohl löschen und euch Einhalt tun, daß es nicht weiter Schaden tue.' Damit stand ich auf, um Wasser zu holen, weil mich die Not vorhanden zu sein dünkte. ‚Wohin, Simplicius?' fragte der Einsiedel, den ich hinter mir nicht wußte. — ‚Ei, Vater!' sagte ich, ‚da sind auch Krieger, die haben Schafe und wollen sie wegtreiben; sie haben's dem armen Manne genommen, mit dem du erst geredet hast. So brennt sein Haus auch schon lichterlohe, und wenn ich nicht bald lösche, so wird's verbrennen.' Bei diesen Worten zeigte ich ihm mit dem Finger, was ich sah. ‚Bleib nur,' sprach der Einsiedel, ‚es ist noch keine Gefahr vorhanden.' Ich antwortete, meiner Höflichkeit nach: ‚Bist du denn blind? Wehre du, daß sie die Schafe nicht forttreiben, so will ich Wasser holen!' — ‚Ei', sagte der Einsiedel, ‚diese Bilder leben nicht, sie sind nur gemacht, um uns vorlängst geschehene Dinge vor Augen zu stellen.' Ich antwortete: ‚Du hast ja erst mit ihnen geredet, warum sollten sie denn nicht leben?'

„Der Einsiedel mußte wider seinen Willen und seine Gewohnheit über diese meine kindische Einfalt und einfältige Kindheit lachen und sagte: ‚Liebes Kind, diese Bilder können nicht reden; was aber ihr Tun und Wesen sei, kann ich aus diesen schwarzen Linien sehen, welches man Lesen nennt, und wenn ich dergestalt lese, so hältst du dafür, ich rede mit den Bildern, was aber nicht der Fall ist.' Ich antwortete: ‚Wenn ich ein Mensch bin wie du, so müßte ich auch an den schwarzen Zeilen sehen können, was du kannst; wie soll ich mich in dein Gespräch richten? Lieber Vater! berichte mich doch eigentlich, wie ich die Sache verstehen solle.' Darauf sagte er: ‚Nun, wohlan, mein Sohn! ich will dich lehren, daß du sowohl als ich mit diesen Bildern wirst reden, und

Digitized by Google

was sie bedeuten, wirst verstehen können; allein es wird Zeit brauchen, in welcher ich gewiß Geduld und du Fleiß anzulegen hast.' Demnach schrieb er mir ein Alphabet auf birkene Rinden, nach dem Druck gebildet, und als ich die Buchstaben kannte, lernte ich buchstabieren, folgendes lesen und endlich besser schreiben, als es der Einsiedel selbst konnte, weil ich alles dem Druck nachmalte."

Allein der gute Einsiedel stirbt nach zwei Jahren, und Simplex wandert nun auf gut Glück in die Welt hinein, wird in Gelnhausen gefangen genommen, zum Gouverneur nach Hanau gebracht, von diesem in eine Kalbshaut gesteckt und zu seinem Leibnarren erhoben, in welcher Würde er allmählich mit den Lebensverhältnissen vertraut und ein ebenso großer Schalk wird, als er früher ein unwissender Tropf war. Mitten in seinem Glück gerät er bei einer Eisfahrt in die Hände der Kroaten, und von nun an beginnt sein wechselvolles Kriegerleben, das ihn von einem Ende Deutschlands und von einem Regimente zum andern wirft. Er ergibt sich dem Raube und der Freibeuterei, hält sich prächtige Pferde und viele Diener und verschafft sich als Jäger von Soest durch seine listigen und verwegenen Streiche einen weit und breit gefürchteten Namen. Aber rast- und ruhelos treibt es ihn weiter und weiter. Er kommt nach Frankreich, lebt bald in den glänzendsten Verhältnissen, bald in tiefster, drückendster Armut und versucht endlich, im Schwarzwald einen häuslichen Herd zu gründen. Aber eine unglückliche Ehe verleidet ihm vollends das ungewohnte tatenlose Leben, und erst nachdem er aufs neue weite Reisen nach Rußland hinein gemacht und den Unbestand irdischen Glückes erkannt hat, wirft er alles Weltliche von sich ab und begibt sich als Einsiedler in die Einsamkeit eines Waldes, um durch ein frommes Büßerleben das wieder gut zu machen, was er durch ein hoffärtiges Weltleben verdorben.

4. Später gab der Dichter seinem Werk eine Fortsetzung und läßt seinen Helden während einer Pilgerreise ins Heilige Land auf einer einsamen Insel enden. Hierin lag schon der Keim zu den Robinsonaden, lange ehe Daniel Defoe (1661—1731) an seinen „Robinson" dachte. Nun schossen die Robinsonaden, überhaupt die Abenteuerromane wie Pilze empor: „Die asiatische Banise" von Heinrich Anselm von Ziegler und Kliphausen (1663—1696), „Die adriatische Rosemund" und „Die afrikanische Sophonisbe" von dem Hamburger Phil. von Zesen (1619—1689), welcher den Krieg gegen die Fremdwörter bis zum Lächerlichen führte (Juppiter: Erzgott; Vulkan: Glutfang; Natur: Zeugemutter; Fenster: Tageleuchter; Nase: Löschhorn ꝛc.), „Die römische Oktavia" des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig* (1633—1714). — Gottfried Schnabel (um 1735 gräflicher Hofagent zu Stolberg am Harze) verfaßte „Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii, eines geborenen Sachsens, und seiner auf der Insel Felsenburg zu Stande gebrachten Kolonien", worin der eigentliche Geist der „Robinsonaden" und verwandten Erscheinungen am deutlichsten sich ausprägt: es ist das Streben nach einem auf leicht gezimmertem „Naturrecht" gegründeten „Naturleben" mit „Urreligion", im Gegensatz zu Künstelei und Heuchelei der gepuderten und frisierten damaligen Gesellschaft.

5. Zu dieser Gruppe gesellt sich auch die Freiherrin Katharina Regina von Greiffenberg (?*), fast die einzige süddeutsche Dichterin der Periode. Sie war zwar (1633) zu Seyßenegg in Österreich geboren, lebte aber meist

Digitized by Google

in Nürnberg, wo ihr Oheim sie als Dichterin erzog und schulte, und wo sie 1694 starb. Ihre Gedichte, die der Oheim ohne ihr Wissen veröffentlichte, erschienen zum Teil als „Geistliche Sonette und Lieder zu gottseligem Zeitvertreib", die übrigen als „Der teutschen Urania Himmelabstammend und Himmelaufflammender Kunst-Klang und -Gesang". In der Form weicht sie manchmal von Opitz ab und hält es mit den Nürnbergern; allein sie erhebt sich durch poetische Begabung über fast alle norddeutschen Dichterinnen; sie ist gedanken- und bilderreich, voll Unschuld und inniger Frömmigkeit. Für letztere sprechen ihre „Zwölf Betrachtungen des Leidens und Sterbens Jesu Christi" sowie ihre „Sieges-Säule der Buße und des Glaubens wider den Erbfeind des christlichen Namens".

Die Gott lobende Frühlingslust.

Das schöne Blumenheer geht wiederum zu Feld,
Um Ruh und Farbenpracht recht in der Welt zu streiten.
Des Laubes Lorbeersträuch' bekränzen's aller Seiten;
Dryaden schlagen auf die kühlen Schattenzelt'.

Es ist mit Lieblichkeit vergüldet alle Welt;
Die Freudengeister sich ganz in die Luft ausbreiten,
Die Welt-regierend Kraft will all's ins Feld verleiten,
Die süße Himmelsfüll' sich etwas erdwärts hält.

Es weist die Ewigkeit ein Fünklein ihrer Schöne,
Ein Tröpflein ihres Safts, ein Stäublein ihrer Zier.
Dies lieblich Kosten macht, daß ich mich erst recht sehne

Und lechz' mit dürrer Zung' und heißer Gier nach ihr.
O Frühling, Spiegelquell, du netzest und ergötzest,
Aus Erd' in Himmelsluft die Seele schnell versetzest.

6. Wir schließen den Paragraphen mit dem uroriginellen Augustinerpater Abraham a Sancta Clara*. Von Haus aus heißt er Ulrich Megerle und ist am 2. Juli 1644 zu Kreenheinstetten in der jetzt badischen ehemaligen Grafschaft Meßkirch von bescheidenen Wirtsleuten geboren; sein Geburtshaus ist heute noch ein Wirtshaus, „Zur Traube" genannt. Von seinem Oheim, dem sehr musikalischen Konstanzer Domherrn Abraham Megerle, dem zulieb er den Ordensnamen Abraham annahm, unterstützt und geleitet, trat er bei den Augustinern in Wien ein, wurde 1666 Priester, bald danach Prediger in Mariastern bei Augsburg (wo ihm schon das Predigen gleichsam wie ein göttlich Werk galt), 1677 kaiserlicher Hofprediger in Wien, als welcher er in hoher Gunst beim Kaiserpaar stand, 1680 Prior, 1682 Domprediger in Graz. 1688 (und 1692) besuchte er Rom, kehrte 1689 nach Wien zurück, wurde 1690 Provinzial und starb am 1. Dezember 1709 in höchst erbaulicher Weise. — Über 20 Jahre versammelte er die Wiener, den Hof und das Volk, um seine Kanzel, um ihnen unter der Form des köstlichsten Humors freimütigst die Wahrheit zu verkünden. Schon Schiller nannte ihn „ein prächtiges

Digitized by Google

Original" und suchte ihn zu kopieren, indem er den Kapuziner im „Wallenstein" meißelte. Pater Abraham predigte derart, daß er selbst als Prediger in der Mitte zwischen Dichter und Redner steht. Sein immer sprudelnder Humor und Witz, seine fast einzige Virtuosität im Wortspiel und in der Silbenstecherei, sein Reichtum an entlehnten und erdichteten Erzählungen, Legenden, Sagen, Schwänken, Anekdoten, seine stets für treffende Bilder sorgende Phantasie, seine Vorliebe für metrische Einlagen: das alles bestätigt das Gesagte. Rechnen wir noch dazu, welch einen Freimut dieser Hofprediger entwickelte; welchen volksmäßigen Ton er anschlug, trotzdem er eine eminente Belesenheit besaß und ein polierter Weltmann, wie überaus fruchtbarer Schriftsteller war — 52 Werke in 21 Bänden schrieb er: Grammatica religiosa; Geistlicher Kramladen; Wohl angefüllter Weinkeller —: so sind es der Gründe genug, ihn zu bewundern und ihm ein warmes Andenken zu bewahren. Sein im Druck erschienenes Hauptwerk ist „Judas der Erzschelm für ehrliche Leuth" in 7 Bänden, woraus wir unten eine Probe folgen lassen, die von allen seinen Eigenschaften etwas zeigt.

Verdient P. Abraham wegen seiner großen Kenntnisse in der Theologie, Geschichte, Geographie, in den klassischen und modernen Sprachen (Italienisch, Französisch) bewundert zu werden, so verdient er unsere hohe Verehrung durch seine wahre Frömmigkeit, Demut und Sanftmut, seinen Mannesmut und Haß gegen allen Schein, wie seine Aufrichtigkeit, mit welchen Tugenden ausgerüstet er gegen die durch den Dreißigjährigen Krieg verursachte Sittenlosigkeit mit großem Erfolg ankämpfte.

Judä Iskariotis eilfertige Flucht nacher Jerusalem, allwo er bei Pilato die Stell einer Hof-Katzen vertreten.

Nachdeme der gottlose Böswicht durch Antrieb des Neids den königlichen Prinzen ermordet, hat er für gut und rathsam gehalten, sich mit der unverzüglichen Flucht zu retten, aus Furcht, es möchte der höchst-beleidigte König dessenthalben mit ihme scharf verfahren, ja wohl gar das Haupt nehmen, weilen er ein solches Haupt-Laster freventlich begangen. Es gabe ihm demnach das verletzte Gewissen selbst die Sporen, welche ihn zu schneller Flucht angetrieben, und ist wohl zu vermuthen, daß er in währendem Laufen oft über dem geringsten Geräusch der Blätter auf den Bäumen erbleichet sei, in forchtsamer Meinung, er werde von den Nachstellenden ertappet. Die finstere Wälder und hohle Steinklippen gedunkten ihm noch nit sattsame Deckmäntel zu sein, sondern er eilte zu Land und zu Wasser ohne einigen Rast, bis er endlich die Gränzen von Judäa erreichet, allwo er sich in etwas erholte, die abgematte Glieder erquicket, und nachmals mit seinem eigenen Busen zu Rat gangen, sich etwan selbst bei stiller Nacht in allgemeiner Ruhezeit mit folgendem Ratschlag beunruhiget: Nun, mein Judas, wer bist du gewest? ein Sohn eines Königs; was anjetzo? ein Sohn eines Unglücks. Was hast du gehabt? alles; was hast du der Zeit? nichts. Was willst du anfangen? der Bettelstab ist kein Holz für dich, in der Arbeit hast du ein Haar gefunden, es grauset dir davor; ins Feld taugst du nit, dann du zitterst, so man nur von der Scheid redet, will geschweigen von dem Säbel; keine Kunst hast du gelernet, ausgenommen die freie Kunst essen und trinken, so ganz allgemein. So seie es, eines fället mir ein: ich bin zu Hof auferzogen, ich kenn die Hofweis und die Hofspeis, ich kann mich richten nach dem Hofluft und Hofgust, ich kann umspringen mit den Hofleuten und Höflichkeiten. Ich will es dann herzhaft probiren, ob ich nit bei dem Hof

Digitized by Google

Pilati möchte unterkommen, allda die Stell eines Hof-Dieners zu vertreten. — Solcher Anschlag hat bald einen gewünschten Ausgang gewonnen, und ist Judas Iscariot von Pilato ganz willfährig in seine Hofdienst aufgenommen worden, in welchen er also auf Katzen-Art dem Pilato sich beliebt gemacht, daß er ihn durch sein gewissenloses Heucheln und Schmeicheln das Herz völlig eingenommen, nach dessen Pfeiffen getanzet, und nach dessen Tanzen gepfiffen, alles, was beliebig ware, geredet, ausgenommen die Wahrheit, als die bei den Schmeichlern ganz frisch und nagelneu, um weilen sie bei ihnen gar selten gebraucht wird, sondern die Suppen mit Lugen pfeffern nach dem Appetit ihres Herrn, welches allerseits höchst schädlich fallet.

Es ist einmal der gebenedeite Herr und Heiland also matt und müd gewesen, daß er, in etwas zu ruhen, sich bei einem Brunnen niedergesetzet und sehr heilsame Reden geführet mit der Samaritanin. Ich armer Tropf bin auch auf ein Zeit so müd worden, daß mir sogar die Füß das weitere Gehen und Stehen rund haben abgeschlagen. Die Ursach meiner Mattigkeit waren, weilen ich etwas gesucht und nit gefunden. Sonst lautet wohl das Sprichwort: Wer sucht, der findt. Joseph hat seine Brüder gesucht, und hats gefunden; Joseph und Maria haben den zwölfjährigen Jesum gesucht, und haben ihn gefunden; der gute Hirt hat das verlorene Lämbel gesucht, und hats gefunden, wie auch auf seine Achsel genommen; das Weib im Evangelio hat den verlorenen Groschen gesucht, und hat ihn gefunden. Ich aber hab lang etwas gesucht, und nit gefunden: ich habe die Wahrheit gesucht, allermassen dieselbe der große Kirchen-Lehrer und Vater Augustinus weit schöner hervorstreichet als Helenam aus Griechenland, und war doch diese eine edelschöne Dama, an dero die Natur ein Meisterstuck erwiesen. Die Rosen auf ihren rothen Wangen, die Narcissen auf ihrer schneeweißen Stirn, die Lilien auf ihren Händen, die Hyacinthen in ihren Augen stellten vor, als biete die schöne Helena dem reichblühenden Frühling einen Trutz. Wer gesehen hat das Gold in ihren gelben Haaren, die Perl in ihren weißen Zähnen, die Corallen in ihren rothen Lefzen, den Alabaster in ihrem schneeweißen Hals, den Rubin in ihren rösleten Wangen, den Carfunkel in ihren Augen, der hat geschworen, Helena seie ein Raub vom gesammelten kostbaren Schatz des ganzen Erdbodens. Ihr Angesicht hat gezeigt in den Augen die Sterne, ihre Stirn hat vorgestellt die Sonne, ihre Haare gleicheten denen Strahlen, ihre Wangen bildeten ab die Morgenröthe; konnte demnach wohl genennet werden die Himmel-schöne Helena, und dannoch unvergleichlich schöner ist die Wahrheit. Ja, die Helena aus Griechenland muß sich verkriechen vor ihr; ein Trampel, ein grober Rülpes, ein Flank ist Helena gegen der schönen Wahrheit. Und diese hab ich lang hin und her gesucht, endlich hab ich sie getroffen, aber in einem wunderseltsamen Aufzug. Sie hatte erstlich einen großen und langen Mantel mit allerlei Blumen gespickt und gestickt und gestrickt; wann der Mantel wäre schwarz gewesen, so hätte ich unfehlbar gemutmasset, sie ginge in der Klag. Sie hatte sich ganz und gar in den Mantel eingebauscht, fast wie der Seidenwurm in seine Hülsen. Mehr tragt sie anstatt des modiprächtigen Überschlags einen langen und dicken Fuchsschweif um den Hals, und was mich am meisten in Verwunderung gezogen, ware dies, daß sie so übel in ihrem schönen, englischen Gesicht ware zugericht: der Corallen-Mund und vorderst der obere Purpur-Lefzen waren stark geschwollen, die Wangen also verwundet und zerkratzet, zerrissen, zerbissen, daß mir schier eingefallen, sie habe mit den Katzen duellirt, oder sie hätte eine Weil mit der Dornstauden gescherzet. Madame, sprach ich, Frau Wahrheit, wie trifft ich Euch allhier an? kommt Ihr dann von Hof, weilen Ihr mir nächst der Burg begegnet? (es war in einem Land, wo man nit Teutsch redet). Hierauf hat sie mir mit untermengten Seufzern geantwortet, daß sie zwar nacher Hof habe wollen gehen, seie aber von der trutzigen Hofwacht ganz ungestüm abgewiesen worden. Ist wahr und klar, sagte ich, jetzt entsinne ich mich erst, was dem gebenedeiten Jesu begegnet.

Digitized by Google

Es hatte Pilatus Christo einest gar ein freundliches Gesicht gewiesen, und ihme gar glimpflich vorgetragen, wie daß die Hebräer wider ihn sehr viel und scharfe Klagen eingeben, wie daß er ein Aufrührer des Volkes seie, auch eine neue Lehr und grundlosen Glauben ausstreue, sogar mit Zauber- und Teufels-Künsten gewichst seie, ja des Lands Ruhestand merklich mit seiner Lehr zu stürzen trachte. Und was noch mehr, er gebe sich aus vor einen gesalbten König der Juden. Mein, sagte Pilatus zu Christo, siehe, ich meine es gar gut mit dir, werde auch allweg mich emsig befleissen, deine Person vor fernerer Ungelegenheit zu schützen; bekenne es dann mir mit unverfälschter Vertraulichkeit: Bist du ein König der Juden? Du hast weder Land noch Pfand, du hast weder Güter noch Hüter, du hast weder Gesandten noch Trabanten, du hast weder Kron noch Thron, du bist ein armer Tropf. Man kennet gewiß deinen Vater nit? welcher nichts als Bretter gehoblet, und wann er noch so viel Leitern hätte gemacht, so ist er dannoch nit hoch gestiegen, sondern ein Zimmermann verblieben. Wie kann es dann sein, daß dir solche königliche Concept einfallen? Hast du es dann gesagt, und sagst es noch, bist du der Juden König? Worauf der Heiland geantwortet: Ich bin darzu geboren und bin darzu in die Welt kommen, daß ich der Wahrheit Zeugnuß gebe. Darauf geschwind Pilatus: Was ist die Wahrheit?

Laß mir das eine seltsame Frag sein! Pilatus, ein solcher vornehmer Herr, dem Land und Leut unterworfen, in dessen Gewalt ware allenthalben anzuschaffen, abzuschaffen, auszuschaffen, einzuschaffen, fortzuschaffen, ein Herr mit ziemlicher Zahl der Bedienten, mit großer Menge der Aufwarter, mit häufiger Begleitung des Adels umgeben, ein Herr von absonderlichem Verstand und reifem Witz soll nicht wissen, was die Wahrheit seie? Nein, er wußte es nicht: dessentwegen begunnte er zu fragen: „Quid est veritas?“ was ist die Wahrheit? Das ist kein Wunder aber; dann er war ein vornehmer Herr, hielt ein grossen Hof, wo die Politica den Vor-Tanz, die Wahrheit aber den Fort-Tanz hat. Pilatus war ein Franzos, um dessentwillen kam ihm die Wahrheit Spanisch vor, und zu Hof, wo die Politici nisten, ist die Wahrheit verbandisirt, und so sie auch ein Fede (= Empfehlungsbrief) vom Himmel hätte, so laßt mans dannoch kaum ein.

Fridericus, mit dem Namen der Ältere, Herzog in Österreich, hat gar oft und vielmalen seine stattliche und standmäßige Kleider hintan gelegt und schlechte Bauern-Kleider angezogen, den Sammet mit grobem Zwilch, den Castor-Hut mit einer Schmeerkappen, die seidene Strümpf mit Bauern-Stiefel verwechselt und also unbekannt bei manchen Bauren den ganzen Tag um das Geld gearbeitet, in der Scheuer oder Stadel gedroschen und andere harte Arbeit verricht, mit der groben Speis und der gemeinen Dorf-Tafel vorlieb genommen. Es hat zwar mancher Bauer dessen zarte Händ beschnarcht und oft bäuerisch angefahren: Du Kerl, du hast gar weiche Tatzen, du mußt dein Lebtag nit vil Habern ausgedroschen haben! Wann er demnach in solcher Bauern-Arbeit begriffen, hat er angefangen zu reden und zu fragen, was man von Herzog Friederich halte, deme zuweilen ein Bauer geantwortet: Der Herzog seie ein liebreicher Herr, aber seine Apostel seind nit weit her, er schaue ihnen gar zu viel durch die Finger, braucht dessenthalben wenig Brillen. Er laßt die Edelleut hausen nach dero Wohlgefallen, die gehen mit uns um, wie wir Bauren mit den Federbäumen im Stutzen; unser mehrstes Gebet ist für die Pferd unserer gnädigen Herrn, damit dieselbe lang dauern, dann sofern solche sollten umstehen, würden die Edelleut auf uns Bauren herumreiten; wir arme Narren seind nit mehr so glücklich wie zu Davids Zeiten, allwo man die Schafhirten und gemeine Leut auf die Bank der Edelleut gesetzt hat; es ist zwar der Zeiten ein jeder Bauer ein Herr, aber nur mit einem r, dann es heißt: Bauer gib her, Bauer geh her, Bauer trag her ꝛc. Dem Herzog Friedrich war ein solcher Bauer mit seiner subtilen Grobheit und einfältigem Witz nit ungenehm, und konnte gar leicht abnehmen, daß Bauren und Lauren in eine Haut genähet sein. Ein anderer Bauer, bei deme der

Digitized by Google

Herzog knechtweis gedienet und gearbeitet, thäte andere Glocken läuten, fast dieses Klangs: Mein lieber Knecht, unser Herzog verschenkt gar viel unnützlich, er gibt dem nächsten Seiltänzer gleich 50 Thaler, für den vielmehr ein Strick gehörete, und uns Bauren siehet er nit einen Kreuzer nach; er bringt eine Steuer um die andere auf, wie erst verwichen die Kopfsteuer (es möchte einer schier wünschen, wenn einem der Schädel nit so lieb wäre, daß er keinen Kopf hätte); und wo kommt das Geld hin? Er laßt auch den Pracht gar zu weit einschleichen, und fahrt schon ein jedwedere Nestel-Kramerin in der Carossen. Unser Herr Pfarrer hat einmal geprediget, wie daß einer mit Namen Atlas die ganze Welt getragen; ich kanns dermalen schier glauben, weilen unser Edelmann, der doch ziemlich schwach, fünf und sechs Dörfer auf dem Buckel tragt, dann seine Kleider also kostbar und theuer geschätzet werden. — Dergleichen allerlei Reden hat der Herzog in seinem Bauren-Kittel und Dorf-Joppen vernommen. Wenn er nun wieder nacher Hof kommen und sich mit seinem hochfürstlichen Aufputz bekleidet sehen ließ, wurde er mehrmalen gefragt, um was Ursachen er in solchen groben Lumpen die Bauren-Hütten betrete? Denen gab er jedesmal mit ernsthaftem Angesicht die Antwort: Alio modo verum audire non possum. Ich kann auf keine andere Manier die Wahrheit hören, dann meine Hofleute sagen mir die Wahrheit nit. So haiklich ist zu Hof die Wahrheit.

Ich frage mehrmalen die edle Frau Wahrheit: Madame! um Gottes willen, warum daß Eure corallene Lefzen also geschwollen? Ich, war die Antwort, ich hab das nächste Mal geigt, und da hat man mir den Fiedelbogen um das Maul geschlagen und mich sehr schmählich traktiret. Wohl recht fangt das Wörtl Wahrheit von einem W an, zumalen es lauter W ausbrütet. Der stattliche Hofprediger Johannes Baptista hat es wohl erfahren bei dem König Herodes. Etliche Ausleger göttlicher Schrift, unter welchen nicht der mindeste Della Nuza, sagen, daß der allmächtige Gott habe dergestalt das Paradeis gepflanzet, daß alle stattliche Obstbäumer darinnen so nieder waren, daß dem Adam und der Eva die Äpfel und Birn und andere Früchten in das Maul gehangen, ausser des verbotenen Baums, welcher um ein ziemliches höher, also daß dessen Früchten die Eva nit wohl kunnte erlangen, wessentwegen die Schlang, von dem Teufel schon besessen, sich um der Eva Füß gewickelt und ihr also geholfen, daß sie in die Höhe gehupfet und gesprungen und einen Apfel erlangt. Wann dem also soll sein, so glaube ich, daß von dannen der Weiber ihr beliebiges Tanzen und Springen herrühre, zumalen ihnen der Gehorsam sehr schwer fallt, ausser im Tanzen, worinnen sie gern, nur gar zu gern nach dem Pfeifen und Geigen des Spielmanns springen. Sie glauben aber nicht, daß gute Saiten die gute Sitten verderbt haben, absonderlich beim Tanzen, bei welchem Springen die Ehr nicht selten gestolpert. Ein Tanzerin aller Tanzerinnen war des Herodis Tochter, welche dergestalten künstlich und köstlich getanzet, daß ihr auch um solches der König das halbe Königreich anerboten, sie aber anstatt dessen begehrt hat das Haupt Johannis Baptistä. Solche Reliquien waren auch mehrer werth als das halbe Königreich, und zwar dieß hat sie gethan aus Anleitung ihrer Frau Mutter. Aber woher? warum? wessentwegen ist diese dem heiligen Mann so feind gewest? Frag nit lang: wegen der Wahrheit, die er geredt hat. Non licet etc. Die Wahrheit ware der Zundl, so dieses Feuer erwecket hat; die Wahrheit ware der Letten, so dieses Wasser trüb gemacht hat; die Wahrheit ware der Hammer, so also Larma geschlagen.

Nit anderst ist es ergangen denen zwölf Aposteln, nit anderst 27 Römischen Päpsten, nit anderst ist es ergangen eilf Millionen Martyrer, welche alle der Wahrheit wegen umgebracht worden. Und du, Gottes Sohn, Jesu Christe, bist versucht worden wie Job, bist verfolgt worden wie David, bist verachtet worden wie Gedeon, bist verkauft worden wie Joseph, bist gebunden worden wie Samson, bist angeklagt worden wie Abner, bist verspottet worden wie Elisäus, bist entblößt worden wie Jeremias, bist geschlagen worden

Digitized by Google

wie Michäas, bist gekreuziget worden wie die Machabäer, bist aufgehenkt worden wie die eherne Schlang, bist umgebracht worden wie Abel, bist durchstochen worden wie Absalon, hast mehr gelitten als die eilf Millionen Martyrer um keiner andern Ursach willen als wegen der Wahrheit.

Prediger, was geschicht dir? Was ist dem heiligen Paulo begegnet? Den haben die Herren Galater für einen irdischen Engel gehalten, haben seine Predigten mit solcher Lust angehöret, daß sie ihn eine Posaun des Himmels benamset; die Kinder auf den Gassen haben mit Fingern gedeutet auf Paulum und ihn allerseits gepriesen. Nachdem aber Paulus hat angefangen scharf zu predigen: O insensati Galatae! O ihr sinnlose Galater, sagt er, wer hat euch verzaubert, der Wahrheit zu widerstreben? seied ihr Thoren, daß ihr mit dem Geist habt angefangen und nunmehr mit dem Fleisch endet? Wie Paulus solche scharfe Saiten aufgezogen, da hat ihm kein einziger mehr mit dem Fuß Reverenz gemacht, ja man hätte ihn lieber mit Füssen getreten; keiner hat ihm mehr ein Ehr erzeiget, man hat ihm davor den Rucken gezeigt; keiner hat ihn mehr angelacht, sondern nur ausgelacht; keiner hat ihm mehr die Herberg angeboten, sondern die Herberg aufgesagt; alle waren wider ihn: Inimicus factus sum vobis veritatem dicens.

So lang ein Prediger eine schöne, zierliche, wohlberedte, ein aufgeputzte, mit Fabeln und sinnreichen Sprüchen unterspickte Predigt machet, da ist jedermann gut Freund: Vivat der Vater Prediger! ein wackerer Mann, ich hör ihm mit Lust zu! ꝛc. Wann er aber einen scharfen Ernst anfangt zu zeigen mit Paulo: O insensati Germani, o insensati Christiani! etc.; wann er anfangt großen Herren die Wahrheit zu sagen: sie sollen doch einmal die Brillen brauchen und nit allzeit durch die Finger schauen, sie sollen doch mit der Justiz nit umgehen als mit einem Spinnen-Geweb, allwo die grosse Vögel durchbrechen, die kleine Mucken hangen bleiben, sie sollen doch nit sein wie die Destillir-Kolben, welche aus den Blumen den letzten Tropfen heraus saugen; wann er anfangt die Wahrheit zu predigen denen hohen Ministris und Räten: sie sollen lernen drei zählen, sie sollen jene Lektion recht lernen, welche Christus seinen Geheimnissen gegeben: visionem, quam vidistis, nemini dixeritis; wann er anfangt den Edelleuten die Wahrheit zu predigen, daß sie denen Barbieren in ihre Profession eingreifen, und ihr mehristes Einkommen nit im Wein oder Traid, sondern in Zwieflen stehe, weilen sie die Bauren gar zu stark zwieflen; wann er die Wahrheit sagt denen Geistlichen, daß sie gar oft seind wie die Glocken, welche anderen in die Kirchen läuten, und sie selber bleiben daraus; daß sie gar oft seind wie die Zimmerleut des Noë, welche anderen die Arche gebauet, daß sie sich salviret, und sie selbst seind zu Grund gangen; daß viel Geistliche seind wie die Nacht-Eulen, welche das Oel bei nächtlicher Weil aus denen Lampen aussaugen und sich von denen Kirchen erhalten, und sonst nichts nutzen; wann er die Wahrheit sagt denen Soldaten, daß sie halsstärriger Meinung seind, als seie ihr Gewissen auch privilegiret, aber da heißt es Privilegia Brieflügen; die Wahrheit dem Magistrat und Obrigkeiten, daß sie gar oft seind wie eine Spital-Suppen, worauf wenig Augen; die Wahrheit denen Becken, daß sie gar oft solche Leut sein, welche Mehl genug, aber zu wenig Teig zu den Semmeln nehmen; die Wahrheit denen Gärtnern, daß sie gar oft den Garten säubern, aber das Gewissen lassen verwachsen und nichts mehrers pflanzen als das Weinkräutl; die Wahrheit denen Wirten, daß sie gar oft Kein-Wein für Rhein-Wein, Lugenberger statt Luttenberger ausgeben, und öfters auch dem Tuchscherer in die Arbeit greifen; die Wahrheit denen Bauren, daß sie sich zwar einfältig stellen, aber so einfältig wie die Schweizer-Hosen, so hundert Falten haben; die Wahrheit denen Kindern, daß sie denen Passauer-Klingen nit nacharten, dero beste Probe ist, wann sie sich biegen lassen; die Wahrheit denen Frauenzimmern, daß sie gar zu viel ziehen an dem Schweif des Rocks, zu wenig um den Hals

Digitized by Google

tragen; die Wahrheit denen gemeinen Weibern, daß sie fast die Natur einer Uhr an sich haben, welche nie ohne Unruh ꝛc.: wann dergestalten der Prediger den Scharfhobel brauchen wird, wann er auf solche Weis wird die Wahrheit reden, so bringt ihm solches Reden Rädern, so bringen ihm solche Wörter Schwerdter, so bringt ihm solches Sagen Klagen, inimicus factus sum dicens, er verfeindt sich allenthalben, sein Auditorium wird bald die Schwindsucht leiden, die Kirchen still werden, bald lauter Quartier der alten Weiber werden, die Kirchen wird bald werden wie ein abgebrochener Jahrmarkt, an allen Orten wird man hören: Was ker ich mich um den Prediger! Sic facta est veritas in adversionem.

Madame, fragte ich weiter meine Frau Wahrheit, wie daß Ihr einen solchen langen, mit Blumen gestickten Mantel tragt, und was soll heißen der lange Fuchsschweif um den Hals? habt Ihr dann ein Katarrh, daß Ihr also den Hals warm haltet? Nein, antwortet sie mir, mein Pater, den geblümten Mantel trage ich schon lang, dann man thut mich Wahrheit allenthalben vermanteln und verblümlen; den Fuchsschweif trag aber ich um den Hals, weilen das Schmeichlen gemeiniglich nit weit von hohen Häuptern. Überdies, muß ich bekennen, bin ich zornig worden, reiß ihr die Kleider vom Leib, habs gleich dem nächsten notleidenden Bettler, welcher diesem ganzen Handel zugeschauet, geschenket. Der Fuchsschweif hat ihm gar wohl getaugt, dann ich hörte, daß er gleich die nächste vorbeigehende Frau, welche eines sehr häßlichen Gesichtes war, mit seinen bettlerischen Komplimenten angeredet: Meine schöne, hübsche, wackere, guldene Frau ꝛc. Ich aber erkenne für recht, daß die Wahrheit durch mich ausgezogen und ausgemantelt worden; dann also soll sie sein, muß sein, darf sein bloß.

Fünfte Gruppe.

§ 53. Die Gegner der schwülstigen Poesie.

(Christian Weise und die Dichter des „guten Geschmacks".)

1. Die Phrasenposaune der Lohensteiner tönte denn aber doch so grell und widerwärtig in die Ohren, daß die bessere deutsche Natur endlich erwachte. Mannhaft erhob sie sich alsdann gegen die lächerliche Unnatur der soeben besprochenen Schule. Den eigentlichen Fehdehandschuh warf ihr zuerst Christian Weise hin und dann der ganze Chorus der Dichter des sog. „guten Geschmacks", unter denen wir auch einige von Weises Schülern finden.

2. Christian Weise, geb. 1642 in Zittau, wo er als Gymnasialdirektor zuerst an einem deutschen Gymnasium die deutsche Unterrichtssprache einführte und 1708 auch gestorben ist, war schon als Student dem affektierten, gespreizten Wesen gründlich feind. Denn in seinen Studentenliedern schlug er einen ganz einfachen Ton („Simplicität im Reden") an und sprach natürliche Empfindungen aus. Im Amte stehend aber rief er keck aus, er frage nach keiner Art von Regelzwang, sondern „er wolle bei seiner Freiheit bleiben, an der Einfalt seine Lust behalten, die der Natur am nächsten komme, und jede Person nach ihrem Naturell reden lassen". Leider wurde er zu „naturell", zu nüchtern und in seinen Jugendliedern auch trivial und unsauber. Dabei hatte er eine ganz schiefe und armselige Ansicht

Digitized by Google

von der Poesie; denn ihm galt jeder noch so prosaische Gedanke für ein Gedicht, wenn er nur versgerecht ausgedrückt war. Darum hielt er auch sehr darauf, daß alle seine Schüler sich im Versschreiben übten, und meinte in allem Ernste, ihnen die Poesie ebenso wie das Wissen beibringen zu können. Weise versuchte sich in allen Arten der Poesie. Den Gegensatz zu seinen leichtfertigen Jugendliedern bilden die „Tugendlieder, Trost- und Sterbeandachten“. Auch unbedeutende Romane schrieb er mit der Absicht, die Sitten zu veredeln. Mit Vorliebe verfaßte er Dramen, an Shakespeare und Gryphius, Oper und Volksbühne sich anlehnend, 55 an der Zahl, darunter auch biblische Stücke und Possen. Er ließ sie durch seine Schüler aufführen. Die Chöre verwarf er, noch mehr die Geister und Gespenster. Um so mehr sorgte er in allen Stücken für das Zwerchfell, und wenn es nicht anders ging, führte er den Spaßmacher (Narr, Hanswurst) geradezu zwischen zwei ernsten Szenen auf die Bühne (komische Intermezzi). — Ein ganzer Schweif von Nachahmern zog hinter ihm her, wie Hunold, Postel, v. Besser, König u. a., die als „Wasserpoeten“ mit Weise die sog. „wässerige“ Schule bilden. Postel und Hunold dichteten besonders eifrig Operntexte.

3. Wir kommen nun zu den Dichtern des „guten Geschmacks“, in deren Kreis sich auch mehrere „Wasserpoeten“ einstellten, z. B. v. Besser (1654—1729; geadelt, gest. als geheimer Kriegsrat und Zeremonienmeister in Dresden), v. König (1688—1744; geadelt, v. Bessers Nachfolger im Amte, Mitglied der Berliner Akademie), der sogar eine Abhandlung über den „guten Geschmack“ schrieb.

Dieser war aber leider auch nur wieder ein französischer Importartikel und beugte die deutschen Geister noch viel mehr unter fremdländische Knechtschaft. Boileaus Art poétique hatte den Anstoß gegeben; und alsbald war der bon goût, oder der buon gusto, oder der taste, oder der „gute Geschmack“ das Losungswort im mittleren und südlichen Europa. Unter dieser Parole begann man den Kampf gegen das Barocke und prahlte mit der Rückkehr zum Klassischen. Positiv aber verstand man unter dem „guten Geschmack“ zum ersten das Vermeiden alles irgendwie Anstandswidrigen, namentlich jedes Ausdrucks, der der Sprache des Lebens zu nahe kam. Eine wahre Hoffähigkeit der Wörter ward ausgeschrieben, die Mehrzahl als unedel verworfen, nur der feinste Ausdruck sollte aufkommen. Ferner wurde der Schwung und die Stärke des Ausdrucks verpönt und dafür Verständlichkeit (bon sens) gefordert. Alle sinnlich bezeichnenden Ausdrücke wurden gemieden, dafür der Gedanke oder Begriff vielfach umhüllt, umschrieben. Endlich sollte aller sogenannte Aberglaube weichen und der Vernunft (raison) Platz machen. Unter jenem verstand man aber nicht bloß die Geister und Gespenster, sondern überhaupt das positiv Kirchliche; diese Vernunft war also die nüchternste, seichteste Aufklärerei. Was Wunder, wenn dabei die Poesie der Verarmung und Langeweile entgegenging, wenn jeder gesund religiöse Geist daraus wich, und wenn ihre Sprache sich von der Prosa durch gar nichts unterschied als durch das vornehme Vermeiden!

4. Doch, wie gesagt, das Verdienst hatten diese Männer, daß sie den Lohensteinschen Geschmack außer Mode setzten. Besonders waren es der Freiherr Friedrich Rudolf Ludwig von Canitz (geb. 1654 in Berlin,

Digitized by Google

wo er im Jahre 1699 als geheimer Staatsrat starb), ferner der in Rostock gebildete Christian Wernicke, geboren 1661 zu Elbing, gestorben 1725 als dänischer Staatsrat in Kopenhagen; namentlich aber Barthold Heinrich Brockes, geboren 1680 in Hamburg, der, wiewohl Jurist, nur den Wissenschaften und Künsten, und zwar auch der Malerei und Musik lebte und als Senator 1747 in Hamburg starb. Canitz dichtete eine Art Satiren (gesellige Stücke, den Gelegenheitsgedichten verwandt) unter dem Titel: „Nebenstunden unterschiedener Gedichte." In der dritten Satire von der Poesie klagt er die deutschen Dichter an, daß sie die Natur verachteten, daß alle ihre Worten auf Stelzen gingen, daß sie die ganze Erde bewegen, im Himmel Lärm machen und alle Götter aus dem Versteck rufen, um sie zu Zeugen der gleichgültigsten Dinge zu machen. — Wernicke (Warnecke) trat durch seine „Überschriften oder Epigrammata" gegen den Bombast und Schwulst in der Poesie auf. Bekannt ist sein Epigramm „auf gewisse Gedichte": „Der Abschnitt? Gut. Der Vers? Fließt wohl; der Reim geschickt. Die Wort? In Ordnung. Nichts als der Verstand verrückt." Übrigens griff er weniger die Führer der prunkvollen Schule an; er meinte sogar, „daß sie unsere Dichtkunst und sich durch sie geadelt"; darum machte er auch Front gegen die andere Seite, gegen Weise. Er wollte also mehr die Mitte halten und goß seine Lauge nur über den Schweif Lohensteins und Hofmanns aus. Hier ein Beispiel seiner Satire:

Auf Artemons deutsche Gedichte.

Artemon hat gelernt an mehr als einem Ort,
Ein unverständlich Nichts durch aufgeblasne Wort
In wohlgezählte Reim ohn allen Zwang zu bringen.
In jedem Abschnitt hört man klingen:
Schnee, Marmor, Alabast, Musik, Bisam und Zibeth,
Sammt, Purpur, Seid und Gold, Stern, Sonn und Morgenröth,
Die sich in Unverstand verschanzen
Und in geschlossner Reihe tanzen.
Zwar les ich selten sie von Anfang bis ans End,
Doch klopf ich lachend in die Händ
Und denk: es sind nicht schlechte Sachen,
Aus Schell'n ein Glockenspiel zu machen.

Auf Astolph, den hochtrabenden Poeten.

Astolph beschreibt ein Tier, das in den Wäldern wohnt
Und in der hohlen Eich als seinem Neste lebet,
Das um unwegsame Gebürge brummend schwebet
Und offt auch nichts des Bluts des müden Pilgrims schont.
Merk aber, wie er dich durch falschen Pracht betrüge:
Du denkst, es sey ein Löw, und es ist eine Fliege.

Digitized by Google

5. Brockes, der Sprachkundige, war ein vom Marinismus zum „guten Geschmack" bekehrter Dichter. Die Betrachtung der Natur, die Hingabe an sie trug viel zu seiner Umwandlung bei. Dabei drang er auch immer und immer wieder zum Schöpfer der Natur vor; und so oft er die Natur besang, tat er es nur, um Gott zu besingen. So heißt denn auch sein neunbändiges, durch natürlichen Ausdruck sich auszeichnendes Hauptwerk: „Irdisches Vergnügen in Gott" (1721—1748). Darin bietet er uns sinnige Naturschilderungen, bis ins kleinste ausgemalt („Detailmalerei"), oft nur zu redselig, zu mikroskopisch darstellend. Die Blumen, die Bienen, die Ameisen, die Stille nach dem Gewitter, aber auch das Meer und die Sterne, die Nachtigall, die frühen Knospen ꝛc.: alle sind ihm gleichsam Texte zu einer Predigt von der Größe, Weisheit und Liebe Gottes. So steht er in seiner Zeit da, wie später Gellert. Daß solch ein religiöses Gemüt sich unter den Dichtern des französischen Geschmacks nicht besonders heimisch fühlte, ist begreiflich; in der Tat wies er auch schon auf englische Vorbilder hin und übersetzte aus dem Englischen und Italienischen.

Seinen ersten Erfolg errang Brockes 1712 durch das Passionsoratorium „Der für die Sünden der Welt gemarterte und sterbende Jesus aus den vier Evangelisten in gebundener Rede vorgestellt", ein Werk von großer Gewalt mit den starken und rührenden Mitteln eines Paters Kochem; Sebastian Bach entlehnte daraus Arien für seine Johannispassion. Es wurde viel gelesen, öfters übersetzt, auch mehrfach komponiert (z. B. von Händel). Brockes schrieb noch: Daphnis, ein Hirtengedicht; Harmonische Himmelslust im Irdischen; Schwanengesang in einer Anleitung zum vergnügten und gelassenen Sterben.

6. Zu den Dichtern des „guten Geschmacks" können in gewisser Hinsicht auch Gottsched und alle Gottschedianer gezählt werden, da sie ja Gegner des Schwulstes waren. Besonders war es Gottsched, der den Kultus des „bon goût" pflegte und zur höchsten Blüte brachte, ein geschworener Feind des Barocken in der Poesie; auch die Schweizer, Bodmer und die von Gottsched Abgefallenen, überhaupt alle noch bemerkenswerten (vgl. §§ 54 55 56 57) Dichter der Periode hielten es in dieser Beziehung mit Gottsched. Dennoch schließen wir jetzt die fünfte Gruppe ab; denn der Hauptsieg war schon durch die obengenannten Männer erfochten, die Kometen mit ihren Schweifen waren schon zerflossen, als Gottsched von Leipzig aus und Bodmer von Zürich aus den literarischen Kampfplatz betraten. Nachzügler ließen sich freilich immer noch da und dort blicken; allein sie kamen sofort in das Kreuzfeuer Gottscheds und Bodmers. Als der Platz vom Gegner gänzlich geräumt war, gerieten diese selbst aneinander (vgl. § 55).

Digitized by Google

Sechste Gruppe.

§ 54. Gottsched, seine Getreuen und die von ihm abgefallenen „Bremer Beiträger".

1. Was jenseits der Scheide des Jahrhunderts Schlesien für die deutsche Poesie war, das wurde nun diesseits der Scheide Sachsen, insbesondere Leipzig; dieses und in zweiter Linie Hamburg waren nun im Tempel der deutschen Muse auf den Leuchter gestellt. Und wie dort im 17. Jahrhundert Opitz alle Zeitgenossen an Ansehen überstrahlte, so nun Gottsched von 1725 an bis gegen Ende der Periode. Mit großer persönlicher Energie und ungewöhnlichem Organisationstalent ausgerüstet, schwang er sich zum geistigen Regenten von Leipzig auf und erhob dieses zur Metropole des „guten Geschmacks", zum deutschen Paris („Klein-Paris" nannte man es damals).

2. Johann Christoph Gottsched (1700—1766), Professor der Poesie und Philosophie zu Leipzig, dichtete sehr fleißig und schrieb außerordentlich viel über deutsche Sprache und Poesie: eine „Sprachkunst" (1748), ein Buch, das in vielen Dingen die Sprachregel festsetzte, wie sie heute noch unsere Grammatik bietet; eine „Redekunst"; eine „Kritische Dichtkunst" (1730) in Anlehnung an Horaz und Boileau; ein Handlexikon der schönen Wissenschaften und freien Künste, ein Buch voll mannigfacher Kenntnisse und Belehrungen, und sonst noch viele kleinere Schriften und Aufsätze. Leider hielt er sich für einen großen Dichter, während er nur ein guter Reimer war; selbst seine Mustertragödie „Der sterbende Cato" ist häßlich und langweilig. Ebenso fälschlich hielt er sich für den besten Kunstrichter und kritisierte deshalb in seinen Zeitschriften Neues und Altes voll Anmaßung. Wie ein Scepter schwang er darin seine Feder. Das Publikum, besonders das nordische, ließ sich betören und hörte viele Jahre hindurch auf ihn wie auf ein Orakel. — Doch ist Gottsched nicht ohne Verdienst. Als Haupt der „Deutschen Gesellschaft" gab er sich unsägliche Mühe, deutsche Sprache und Poesie bei Vornehmen und Gelehrten wieder zu Gnaden zu bringen, und es ist ihm vielfach gelungen. Er haßte, wie schon früher gesagt worden ist, allen Schwulst und jegliche Unnatur in der Poesie und hielt die Fahne der natürlichen und einfachen Dichtung hoch empor. Nur deshalb — denn er war entschieden deutsch gesinnt und wollte wenigstens unserer Dichtung deutsches Blut und Leben eingießen — rief er mit seiner mächtigen Literatorstimme unablässig seinen dichtenden Schülern und allen Poeten zu: „Lernet doch von unsern Nachbarn, den Franzosen[1], Natürlichkeit und Einfachheit!" — Es mag ihm auch als Verdienst angerechnet werden, daß hauptsächlich durch seinen Einfluß die pöbelhaften Hanswurstiaden

[1] Besonders empfahl er die Tragödiendichter Corneille, Racine, Voltaire, sowie die Komödiendichter Molière, Regnard und Destouches.

Digitized by Google

von der Bühne verbannt wurden; desgleichen leistete Gottsched der Poesie einen nützlichen Dienst, indem er gegen die damalige Oper nebst Ballett eiferte, wie er sie ja auch wenigstens für die vierziger Jahre außer Mode setzte. — Von seinem heftigen und für die Poesie folgenreichen literarischen Streite mit den Schweizern reden wir im folgenden Paragraphen; hier nur so viel, daß dieser Streit Gottsched um fast all sein Ansehen als Dichter und Kritiker brachte.

3. Wie begreiflich, hatte Gottsched, ein Mann von solchem Ansehen, viele Schüler. Viele junge Leute, schwächer befähigte und talentvollere, begeisterte er von seinem Katheder aus für die deutsche Poesie und war ihnen weiterhin Führer und lebendige Regel. Doch als es zum Bruche mit den Schweizern kam, harrten nur die wenigsten als seine Getreuen bei ihm aus; die meisten, und gerade die Begabteren, fielen nacheinander von ihm ab. Von den ihm treu Verbliebenen nennen wir Joh. Joachim Schwabe (1714—1784), Professor und Bibliothekar in Leipzig, Christoph Otto Freiherrn von Schönaich (1725—1807), sächsischen Hauptmann, kaiserlich gekrönten Poeten, der ein großes, aber geringwertiges Epos „Hermann oder das befreite Deutschland“ dichtete, und endlich die talentvollste Kraft des ganzen Kreises — die Gottschedin Luise Adelgunde Victoria, geb. Kulmus (geb. 1713 zu Danzig, 1735 mit Gottsched verheiratet, gest. 1762). Diese gutgebildete, kenntnisreiche Frau besaß weit mehr Dichtergeist und Geschmack als ihr Mann; und sie hätte sich wohl einen größeren Dichternamen erworben, wenn sie nicht unter der fehlerhaften Führung ihres Gatten gestanden wäre. Sie dichtete kleinere Sachen, auch drei satirische Lustspiele: „Die Hausfranzösin“ (gegen die à-la-mode-Erziehung und -Sitten), „Die Pietisterei im Fischbeinrocke oder die Doktorgemäße Frau“ (wodurch sie sehr anstieß) und „Der Witzling“. Mit letzterem wollte sie die unklare Gefühlspoesie der Bodmer-Klopstockschen Richtung verspotten.

Darum tritt darin eine Person Sinnreich auf und sagt: „Ich lese allemal lieber einen schönen Gedanken als einen richtigen Ausdruck.“ Und Vielwitz antwortet: „Und mir dünkt, ein Gedanke kömmt mich noch einmal so schön vor, wenn der Ausdruck wider die Grammatik läuft.“ Reinhart endlich: „Ich will Ihnen noch mehr sagen: Der Gedanke besteht oftmals nur im Schnitzer. Wenn Sie die Worte recht zusammensetzen, so ist gewiß kein Gedanke mehr da.“

Die meisten ihrer literarischen Arbeiten sind jedoch Übersetzungen aus dem Französischen und auch aus dem Englischen. — Die Dichterin empfiehlt sich uns um so mehr, als sie eine sehr wackere Hausfrau war, auch viel bescheidener als ihr Herr Gemahl, so zwar, daß sie trotz dessen Zureden durchaus nicht in die „Deutsche Gesellschaft“ eintreten wollte. Es kennzeichnet ferner ein echt weibliches Gemüt, daß sie Gottsched, der sie um wenigstens eines ihrer Herzensgedichte behufs Veröffentlichung bat, antwortete:

Ein Lied, das ich nur dir und keinem andern singe,
Das ist kein Ständchen, Freund, das ich der Straße bringe.

Digitized by Google

4. Karoline Neuberin (1697—1760) soll hier erwähnt werden wegen ihrer für das deutsche Theaterwesen wichtigen Beziehungen zu Gottsched. Eines Advokaten Tochter, wurde sie 1717 Schauspielerin (erst der Magister Johannes Velten [1640—1692], Direktor der berühmten „Kursächsischen Komödiantengesellschaft", hatte die Verwendung weiblicher Bühnenkräfte eingeführt), ehelichte ein Jahr darauf den Schauspieler Neuber und übernahm dann selbständig eine Theaterdirektion. Von Gottsched bewogen, führte sie viele Stücke nach französischem Geschmacke auf, in Leipzig und ringsum in Deutschland den Volksgeschmack verderbend. Durch Gottscheds Gunst berühmt, überhob sie sich aus Empfindlichkeit gegen ihn und machte ihn auf dem Theater lächerlich, erntete aber den Lohn solchen Undanks, indem sie später immer schlechtere Geschäfte machte und zuletzt im Elende starb.

5. Die begabtesten Schüler fielen, wie gesagt, mit der Zeit von Gottsched ab und gründeten einen eigenen Dichterverein (häufig „Sächsischer" oder „Leipziger Dichterkreis" genannt) unter Führung des für die Kritik gut befähigten, wenn auch als Dichter hinter seinen Genossen zurückstehenden Karl Christian Gärtner (geb. 1722 zu Freiberg, gest. 1791 zu Braunschweig, wo er lange Zeit hindurch Professor war) und versorgten die von Gärtner, Rabener und Cramer gegründete Wochenschrift mit poetischen Beiträgen. Diese Zeitschrift, welche den Titel führte „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" und erstmals auch für Leserinnen berechnet war, wurde in Leipzig von der Gesamtheit der Mitarbeiter nach Stimmenmehrheit redigiert, aber in Bremen gedruckt, daher auch die Namen „Bremer Beiträge" und „Bremer Beiträger" aufkamen. Auch Nichtschüler Gottscheds schlossen sich dem Vereine an, z. B. Klopstock (vgl. § 59). Von ihm, der einer neuen Glanzperiode Bahn brach, reden wir ebendeshalb erst später; von den übrigen „Beiträgern" erwähnen wir nur den durch seine Oden und Lieder ein weiches Gemüt verratenden und an Klopstock erinnernden J. A. Cramer, geb. 1723 im Erzgebirge, Hofprediger in Kopenhagen, zuletzt Professor in Kiel, gest. 1788, ferner die drei Brüder Schlegel, von denen der älteste, Elias (geb. 1719 zu Meißen, gest. 1749), Professor zu Soroe, der einzige eigentliche Dramatiker der Schule war (sein „Kanut" ist die beste Tragödie seiner Zeit, „Der Triumph der guten Frau" das beste deutsche Lustspiel bis auf Lessing), und dann noch den sehr zahmen Satiriker Gottlieb Wilh. Rabener, geb. 1714 zu Wachau bei Leipzig, als Obersteuerrat 1771 in Dresden gestorben. Etwas mehr Aufmerksamkeit wollen wir Gellert und Zachariä schenken.

6. Christian Fürchtegott Gellert (1715—1769), geb. zu Hainichen in Sachsen als eines Pfarrers Sohn, studierte Theologie, blieb in der ersten Predigt stecken und bestieg nie mehr die Kanzel, erhielt aber später eine Professur der Philosophie und schönen Wissenschaften zu Leipzig. Er war in der Tat ein „Fürchtegott" und suchte auch durch seine Schriften wie durch

Digitized by Google

seine „moralischen Vorlesungen" in andern die Gottesfurcht zu pflanzen. Dadurch, sowie durch sein sanftes, bescheidenes Wesen, insbesondere aber durch seine „Fabeln und Erzählungen" (1746) gewann er aller Herzen. In Leipzig wurde Gellert wie eine Art Heiliger verehrt, und — das ist bezeichnend für den sentimental-lüsternen Geschmack der damaligen feinen Welt — diesem Heiligenschein tat sein süßlich-frivoler Roman „Die schwedische Gräfin" durchaus keinen Abbruch. Alle Welt suchte ihn zu sehen und zu hören, selbst Friedrich der Große ließ ihn zu Leipzig (im Dezember 1760) zu sich kommen, empfing und entließ ihn äußerst gnädig. Dies blähte aber unsern Dichter keineswegs auf; er war dazu zu sanft und zu sehr Kenner seiner Fehler und Gebrechen. Auch nach seinem Tode wagte sich noch wenigstens dreißig Jahre lang kein Tadler an ihn als Dichter; selbst der unerbittliche Kritiker Lessing schwieg aus Ehrfurcht vor seiner Person. — Und dennoch war Gellert nur ein mäßig begabter Poet. Seine Fabeln wurden zwar wie keine andere Dichtung des vorigen Jahrhunderts Eigentum der deutschen Nation, ja sie wurden in fast alle lebenden Sprachen Europas übersetzt; aber dies schreibt sich mehr von ihrer Faßlichkeit, ihrem allgemeinen praktischen Lehrinhalt her als von wirklichem poetischen Werte. Sie waren eben „sanfte Milch und leichte Speisen für die große Menge mittelmäßiger Geister und alle Anfänger in der Poesie" (Eichendorff).

Seine „geistlichen Oden und Lieder" galten zu ihrer Zeit als unerreichbar; viele von ihnen sind Kirchenlieder geworden („Wie groß ist des Allmächt'gen Güte", „Gott, deine Güte reicht so weit", „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank", „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht"); sie können eigentlich als „Gesänge der religiösen Aufklärung" bezeichnet werden, fassen größtenteils nur die Moral ins Auge und sind genießbar oder ungenießbar für Katholiken, Protestanten und — Nichtchristen. Gellerts Lustspiele zeigen mehr flache Rührseligkeit als Humor und dramatisches Geschick. Weit mehr Begabung für die Bühne spricht aus Christian Felix Weißes (1726 bis 1804) leichtgefügten Lust- und Trauerspielen und namentlich seinen Singspielen, wie dem „Dorfbarbier".

Hans Nord.

(Von Gellert.)

Ein Mann, der sich auf vielerlei verstund,
Tat durch den Druck in London kund,
Daß er ein seltnes Kunststück wüßte,
Und lud auf sein erbaut Gerüste
Den künft'gen Tag die Bürger ein;
Ließ einen engen Krug und sich in Kupfer stechen;
In diesen Krug, war sein Versprechen,
Kriech' ich, Hans Nord, mit Kopf und Bein
Um zehn Uhr durch den Hals hinein.
Der Preis für einen Platz soll nur acht Groschen sein.

Nun ging das Blatt durch alle Gassen.
„In einen Krug? Was? rast der Mann?
Das soll er mir wohl bleiben lassen.

Digitized by Google

Mit einem Wort, es geht nicht an;
Der dümmste Kopf muß das verstehen;
Allein acht Groschen wag' ich dran.
Komm, Bruder, komm, den Narren muß ich sehen!"
Kurz, einer riß den andern fort.
Dem Pöbel folgten schon Karossen um die Wette,
Worin der Kaufmann und der Lord
Aus Gründen der Physik bewiesen, daß Hans Nord
Unmöglich Raum in einem Kruge hätte.
Gesetzt auch, wandte Lady ein,
Gesetzt, dies könnte möglich sein,
So wird doch stets der Kluge fragen:
Wie kömmt der Narr denn durch den Hals hinein?
Doch unser Kutscher schläft ganz ein;
Fahrt zu, Johann! jetzt wird es neune schlagen.

Halb London saß nunmehr an dem bestimmten Ort
Und sah den Krug erstaunt auf dem Theater stehen.
„Wird nicht das Werk bald vor sich gehen?"
Man wartet, pocht und lärmt. Indessen schlich Hans Nord
Sich heimlich mit dem Gelde fort.

Wer war nunmehr der größte Tor zu nennen?
Nord, oder eine halbe Stadt,
Die sich, von Neugier blind, auf sein phantastisch Blatt
Vor seine Bühne drängen können?

Du lachst; doch weißt du auch, daß du durch gröbre List
So leicht, wohl leichter noch, zu hintergehen bist?
Was braucht wohl ein Hans Nord, versehn zum Bücherschmieren,
Was braucht er, um dich zu verführen?
Ein wunderbares Titelblatt,
Das den Betrug schon bei sich hat.
Er will die ganze Welt durch Goldtinktur kurieren,
Durch einen Schuß dich klug und klüglich demonstrieren;
Sein gründlich Wörterbuch erspart dir das Studieren;
Er lehrt ohn' Umgang dich die Kunst, zu konversieren;
Er lehrt dich, ohne Müh' sinnreich poetisieren,
Dich, ohne Kosten Wirtschaft führen:
Und glücklich läßt du dich das Wunderbare rühren,
Erstaunst und eilst und kaufst und liest,
Was denn? — Daß du betrogen bist.

Weitere Proben bei Kellner[1]: Der Reisende; Die Nachtigall und die Lerche; — bei Reuter: Der Prozeß; Preis des Schöpfers.

7. Der begabtere, 1726 zu Frankenhausen geborne Friedrich Wilh. Zachariä; neben Gärtner Professor am Carolinum zu Braunschweig, wo er 1777 starb, pflegte nach dem Vorbilde des englischen Dichters Pope (1688—1744; sein Hauptgedicht ist: Rape of the Lock, d. h. Lockenraub) das komische Heldengedicht. So dichtete er vier Epen dieser Art: „Der

[1] Vgl. über diese Zitate die Vorrede.

Digitized by Google

Renommist" (1744); „Das Schnupftuch"; „Phaëton" und „Murner in der Hölle". Das erstgenannte ist am entsprechendsten, es bietet uns eine höchst ergötzliche Schilderung des damaligen Studentenlebens.

Der Renommist ist nämlich ein Jenenser Student namens Raufbold. In Jena, auch in Halle, war zwar das Studentenleben aufs ärgste ausgeartet; die Herren Studiosi durften sich sehr viel erlauben, durften ungestraft in roher, brutaler Weise auftreten; dennoch bringt es Raufbold dort zum Relegiertwerden. Nun kommt er nach Leipzig, wo die Studiosi mehr als galante Herren, als Stutzer auftreten. Raufbold haßt dieses; aber um einer schönen Leipzigerin Herz zu gewinnen, bequemt er sich der Stutzerart an, indem er sich kämmen, scheren, frisieren läßt; leider hilft ihm in Leipzig auch dieses nicht.

Siebte Gruppe.

§ 55. Die Vorboten der Besserung.

(Die Alemannen und die Niedersachsen.)

1. Wie eine frisch gesunde Morgenluft kam es allmählich über die abgestandene, im Gottschedianismus befangene deutsche Poesie, und zwar gleichzeitig von Norden und von Süden, von der See und von den Alpen her. Wir meinen die Dichtung, wie sie in den Seestädten, zumal in Hamburg, durch Hagedorn, und im alemannischen Süden, zumal in der Schweiz, durch Haller gepflegt wurde. Diese Dichter, dem Raume nach einander so fern, reichten sich in ihrer Dichtung die Hände, noch mehr in ihrer gemeinschaftlichen Vorliebe für die englische Poesie. Sie kehrten den Franzosen allgemach den Rücken und lehnten sich an englische Vorbilder[1] an. Schon in den §§ 53 und 54 begegneten uns zwei Dichter, die auf diese Bahn einlenkten, Brockes und Zachariä; die nun zu nennenden wurden noch entschiedenere Verehrer, noch gelehrigere Schüler der Engländer. Freilich blieben auch sie teilweise noch in der Nachahmung befangen; aber die englische Poesie war doch eine viel gesündere Schule der Deutschen. „Es trat auch alsbald in ihre Poesie ein mehr bürgerlicher und freier Geist ein, gegenüber dem Steifen und Höfischen, das von Paris kam; anderseits kam dem Gefälligen und Leichten gegenüber wieder mehr das Streben nach Tiefe und Ernst zur Geltung" (Gruppe). Insbesondere ward nun das Übernatürliche wieder in der Poesie feierlich eingeführt und die zum Erhabenen sich erschwingende, über das Göttliche und Ewige philosophierende Vernunft in den Dienst der Poesie herangezogen. — Später kam noch ein anderes Element aus der englischen in unsere Poesie, das des Gefühlvollen, welches sich bis zum Sentimentalen steigerte. Die Schweizer waren es, welche die in England aufblühende sentimentale Literatur[2] lebhaft

[1] Besonders an Milton (1608—1674; „Das verlorene Paradies", ein religiöses Epos, ist sein Hauptwerk), Thomson (1700—1748; „Die Jahreszeiten" sind seine Hauptdichtung) und Pope (philosophische Gedichte).

[2] Vorbildlich waren hier der Familienroman „Clarissa" von Samuel Richardson (1689—1761), die erhabenen, von Leben, Tod, Unsterblichkeit handelnden, in poetischer

Digitized by Google

empfahlen und so in Deutschland den Geschmack vom Verstandesmäßigen zum Gefühlvollen hinlenkten, leider aber dadurch auch das Sichverlieren in der Empfindung, das Untertauchen in die Flut der Tränen, das Aufsuchen der Melancholie auf den Kontinent verpflanzten[1].

2. Wir besprechen zuerst als den ältesten der Vorboten einen Freund von Brockes, den badisch-durlachischen Archivar und Hofrat Karl Friedrich Drollinger, der zwar kein geborner Schweizer (er wurde 1688 zu Durlach geboren als Sohn eines markgräflichen Rechnungsrates), aber doch in der Schweiz (Basel) seine Bildung holte, in stetem regem literarischen Verkehr mit den Schweizern (besonders den Baslern) blieb, schließlich auch in Basel als Mitglied der Regierung seine letzten Lebensjahre zubrachte und daselbst 1742 starb. Aus Drollingers Gedichten weht uns schon der Geist einer neuen Zeit an: solch ein frischer Ton, solch eine warme Empfindung, solch ein ernster, auf das Erhabene hinzielender Schwung herrscht darin. Unverkennbar, ja historisch gewiß ist sein Einfluß auf die jungen Schweizer-Poeten; besonders munterte er den jungen Haller zur Dichtung lebhaft auf. Keineswegs veraltet ist das Lob, das ihm sein Biograph spendet:

„Mittlerweile hatte sich der Ruf von seiner Poesie, dergleichen man von keinem Oberdeutschen bis dahin gesehen, immer weiter ausgebreitet. Unter anderem wird seine Ode zum ‚Lobe der Gottheit', die er angeblich noch eine Weile zurückgehalten und hernach erst völlig ausarbeiten wollte, ohne sein Vermuten der Deutschen Gesellschaft in Leipzig zugefertigt, welche ihn sofort im 1733. Jahre mit sonderbaren Ehrenbezeigungen der Welt unter ihren Mitgliedern darstellte" (Spreng).

Das „Lob der Gottheit" gereicht sowohl dem Menschen als auch dem Dichter zum Lobe; so gediegen ist dieses Gedicht. Ähnlich schätzbar sind seine größeren Gedichte über die „Unsterblichkeit der Seele" und über die „Vorsehung". Wie ein Vorläufer Klopstocks zeigt er sich dadurch, daß er in seiner „Tyrannei der deutschen Dichtkunst" den Alexandriner aufgab und bekämpfte, leider aber auch den Reim verwarf. Auch mit Brockes war er befreundet und in brieflichem Verkehr.

Aus der Ode „Lob der Gottheit".

Wohlan, ihr Zweifler, kommt und höret,
Vernehmet der Geschöpfe Ruf!
Ein jedes Gräschen spricht und lehret:
Es ist ein Gott, der mich erschuf.
Eröffnet doch einst Aug' und Ohren!
Hat alles dies sich selbst geboren?
Kann es sein eigner Ursprung sein?
Wie? oder schuf ein blindes Spielen,
Ein Zufall ohne Geist und Fühlen
Dies schöne Werk? O nein! o nein!

Prosa abgefaßten „Nachtgedanken" von Eduard Young (1681—1765) und eine Reihe von „Kirchhofsgeschichten".

[1] Diese Empfindungsflut wuchs so rasch an, daß sie selbst den Schweizern bang machte. Sie drang überall so mächtig vor, daß Gottsched und der französische Einfluß sie unmöglich halten konnten. Klopstock wurde der erste deutsche Dichter dieser Zeitströmung und zum Teil deshalb so bald ein gefeierter Mann (vgl. § 60). Wie durch ihn und den Pseudo-Ossian diese Sentimentalität mehr und mehr sich steigerte, werden wir später hören.

Digitized by Google

Wie müssen sich die schnellen Zeiten
In einem steten Zirkel drehn!
Es läßt sich voller Lieblichkeiten
Der holde Frühling lächelnd sehn.
Bald, wenn sein bunter Schmuck vergangen,
Erscheint der Ähren goldnes Prangen;
Bald fleußt des Weinstocks edler Saft.
Dann schöpft nach überstand'nen Lasten
Die müde Welt in sanftem Rasten
Zu neuer Arbeit neue Kraft.

Ihr Berge, die ihr eure Spitzen
Bis an die fernen Wolken türmt,
Ihr seid die Mauern, die uns schützen,
Wenn Macht und Frevel auf uns stürmt.
Durch eure wundersamen Gänge
Eröffnet sich der Erze Menge,
Der lichten Steine teure Pracht.
Und wenn uns Pest und Seuchen schrecken,
So steuren eure grünen Hecken
Mit tausend Kräutern ihrer Macht.

Und du, du Sammlung wilder Fluten,
Die, wenn sich ihre Wut erregt,
Bald an der Sterne lichten Gluten,
Bald in den tiefen Abgrund schlägt;
Worin mit tollem Lustgetümmel
Ein unaussprechliches Gewimmel
Belebter Berge schrecklich spielt;
Wer darf in deine Tiefen blicken,
Der nicht mit Zittern und Entzücken
Des großen Schöpfers Allmacht fühlt?

Es dunkelt sich. Ein kaltes Grausen
Erschüttert uns mit schneller Macht.
Ich hör' ein ängstlich hohles Sausen,
Der Donner brüllt, der Sturm erwacht.
Bald bricht er durch die Wolkenfeste
Und reißet Felsen und Paläste
Der bangen Welt aus ihrem Schoß.
Ihr ohnmachtsvollen Erdengötter,
Verberget euch vor diesem Wetter!
Mein Schöpfer ist alleine groß.

Genug, mein Geist, von fremden Werken!
Auf, schaue, was du selbsten bist!
Du wirst in dir ein Etwas merken,
Das mehr als Stern und Sonnen ist.
Du zählst belebt die toten Sterne,
Du missest ihre Größ' und Ferne:
Sie sind an Witz und Atem leer.
Du übersteigst der Sonnen Helle,
Und wenn ihr Lauf unendlich schnelle,
So ist's dein Denken doch viel mehr.

Wohlauf, erkenne deine Schätze!
Dein Schöpfer heißt dich ewig sein.
Des strengen Todes Schreckgesetze
Trifft deinen Körper nur allein.
Du selbsten wirst unendlich stehen
Und mit erstauntem Wundern sehen,
Wie einst der Bau des Himmels bricht.
Dein Wesen, das kein Raum umschränket,
Das in die Ewigkeiten denket,
Das stirbet nicht, das stirbet nicht!

— — — — — — — — — — — —

3. Wir kommen nun zu dem gelehrten Doppelgestirn der Hochschule von Zürich: Johann Jakob Bodmer (geb. 1698 zu Greifensee bei Zürich; 1725 Professor der Schweizer Geschichte und Politik, später Mitglied des Großen Rates; gest. 1783) und Johann Jakob Breitinger (geb. 1701 zu Zürich; Professor am Gymnasium zu Zürich, wo er Hebräisch, Griechisch, Logik und Rhetorik lehrte; gest. 1776). Beide standen sich durch Alter und Berufsart, durch ihre Vorliebe für Poesie, durch gleichen poetischen Geschmack, durch dieselben Grundsätze in der Kritik sehr nahe; und so wirkten sie denn auch innig befreundet stets in gleicher Richtung, besonders seit 1721 in der Wochenschrift „Discourse der Mahlern". Breitinger war der gelehrtere und der geistreichere, traute sich aber kein Dichtertalent zu, sondern wirkte nur als Kritiker (sein Hauptwerk ist die „Kritische Dichtkunst", 1740, worin er bescheiden und objektiv urteilt). Der andere, Bodmer, ein gleichfalls geistreicher, zudem witziger Mann, trat frühzeitig als Patron der Poesie und junger Poeten auf (Klopstock, Wieland u. a. bot und ge-

Digitized by Google

währte er Gastfreundschaft), dichtete selbst viel, meinend, er sei ein großes Talent und Lessing fast ebenbürtig, und unterstützte überdies seinen Freund ebenso eifrig in der Kritik. Doch seine Dichtungen („Noah" [1752], ein Epos in Hexametern; Patriarchaden, wie „Jakob und Joseph"; „Colombana", in fünf Gesängen die Entdeckung Amerikas besingend; sehr schwache Dramen) waren so wertlos wie die Gottscheds, dessen Selbsttäuschung er in dieser Hinsicht teilte. Nur als Dichterpatron und vornehmlich als Kritiker leistete er, wie schon gesagt, der Poesie gute Dienste. In das letztgenannte Verdienst teilt sich natürlich Breitinger mit ihm. Sie wiesen mit Recht auf die englische Poesie als eine bessere Schule hin, besonders auf Milton; ebenso holten sie die alten poetischen Hausschätze des deutschen Volkes aus den Winkeln und dem Staube hervor, besonders das Nibelungenlied, Boners Edelstein, die Minnesänge. Sie erweckten in einem bodenlos nüchternen Publikum wieder den Sinn für dichterische Begeisterung; sie entflammten dieses wahrhaft belebende, schöpferische Feuer wieder in den Herzen der zur Dichtung befähigten Jugend, nachdem es so lange, besonders durch Opitz und Gottsched, unterdrückt war. Das war aber auch ihr ganzes Verdienst. Im übrigen hatten diese Schweizer Poeten noch eine kleinliche, nun längst überwundene Ansicht von der Poesie; sie hielten sie nämlich nur für eine „redende Mahlerei", was später Lessing ein für allemal gründlich widerlegte.

Ursprünglich bestand die beste Freundschaft zwischen Gottsched und Bodmer, einer beräucherte den andern. Der Streit zwischen Gottsched und den Schweizern fing damit an, daß jener den (von Bodmer übersetzten) Milton als einen wertlosen Dichter hinstellte (1740). Dies war das Signal zu einem fast fünfzehnjährigen Federkrieg, der anfangs höflich, bald erbittert, zuletzt grob geführt wurde. Der Streit drehte sich hauptsächlich darum, ob das von der Phantasie erfundene Wunderbare in der Dichtung zuzulassen sei, wie es Milton getan. Die Schweizer verteidigten natürlich dieses Prinzip; Gottsched aber entsetzte sich darob. Nach seiner Ansicht war ja der Verstand der oberste Schulmeister in Sachen der Poesie: alles und jegliches, was der Poet erfinde, sollte ihm (dem Verstand) zur Einsicht und Genehmigung vorgelegt werden; jede Erfindung, die nicht glaublich und wahrscheinlich ist, sei zu verwerfen. Darum fand Gottsched nicht bloß bei Homer und Vergil, sondern selbst bei Voltaire „eine unglaubliche Menge verlorenen Verstandes"; darum sprach er von den „Teufeleien des Tasso", von den „abgeschmackten Hexereien des Shakespeare"; darum verwarf er auch die Oper und die Kantate, weil man in der Leidenschaft nicht singen könne, und „weil der Verstand dabei nichts zu denken habe"; darum ließ er die Fabel nur noch gelten, weil ja möglicherweise die Bäume und Tiere in einer andern Welt Verstand und Sprache hätten. Die Phantasie kam so immer schlechter weg und wurde als die „Mutter aller Torheiten" gebrandmarkt. Flugschriften (selbst mit Schmähtiteln[1]) schossen auf wie Pilze. Alles nahm in diesem Streite Partei; durch ganz Deutschland ging eine literarische Aufregung. Gottsched war am

[1] Die Schweizer machten auch unwürdige Parodien auf Gottscheds und Schönaichs Dichtungen. Gottscheds Anhänger hingegen ließen sich zu den gröbsten Ausfällen hinreißen, einer, Pyra, wurde in der Aufregung vom Schlage getroffen.

Digitized by Google

heftigsten; je mehr er aber rumorte, desto mehr wuchs der Anhang Bodmers. Als Gottsched gar die geringsten Reimer als große Dichter pries, den genialen Klopstock aber verhöhnte, da war er vollends eine gefallene Größe — zum Heile der Poesie.

4. Wie der Morgenstern, der den Wiederaufgang der Sonne verkündet, so erscheint Albrecht von Haller als Dichter in dieser Zeit. Auch er war ein Schweizer (geb. 1708 zu Bern). In schwächlichem Körper regte sich früh ein starker Geist: denn schon im achten Jahre trieb er Latein, Griechisch, Hebräisch; und mit 15 Jahren hatte er schon Dramen, auch ein Epos von 4000 Versen über den Schweizerbund verfaßt. Als Student der Medizin verlegte er sich mit besonderer Vorliebe auf die Botanik, was ihn weiterhin zu einer großen botanischen Alpenreise antrieb. Mit 28 Jahren folgte er einem ehrenvollen Rufe als Professor der Medizin (Botanik) nach Göttingen. Beim Einfahren in die Stadt verunglückte seine junge Frau, was auf sein Gemüt, einen tiefen, nachhaltigen Eindruck machte. Als Lehrer der Hochschule entfaltete er aber in kurzer Zeit einen seltenen Geist; er erlangte europäischen Ruf und hat wohl nebst Leibniz am meisten deutsche Wissenschaft im Auslande zu Ehren gebracht. Darum wurde er auch vom Kaiser geadelt. Wegen schwacher Gesundheit zog er sich 1753 nach Bern zurück, dem er noch manchen patriotischen Dienst leistete, bis er dort 1777 starb. — Wie Haller schon als Jüngling ernst und zurückgezogen war, so war er auch als Mann eine höchst ernste und würdige Erscheinung. In früheren Jahren gehörte er einer freireligiösen Richtung an und bezweifelte z. B. die Unsterblichkeit der Seele; der Tod seiner ersten Frau scheint ihn aber umgewandelt zu haben, denn von da an wird er immer christlich-gläubiger, so daß er gegen die französische Freigeisterei zu Felde zieht und sich zur strengsten Orthodoxie seiner Konfession schlägt. Gegen Mittelalter und Katholizismus hegt er ein bedauerliches Vorurteil.

5. In die Öffentlichkeit trat Haller als Dichter ein durch sein großes beschreibendes Gedicht „Die Alpen" (1729); es brachte ihm großen, wohlverdienten Ruhm, trotzdem sich darin, was den Ausdruck betrifft, noch gar zu oft der Schweizer verrät. Das Gedicht ist eigentlich die Frucht seiner großen botanischen Reise; darum kann sich auch der Botaniker nicht verleugnen (an Brockes erinnernd, vgl. S. 241), wofür z. B. folgende Strophe ein Beleg ist:

Hier kriecht ein niedrig Kraut, gleich einem blauen Nebel,
Dem die Natur sein Blatt in Kreuze hingelegt;
Die holde Blume zeigt die zwei vergüld'ten Schnäbel,
Die ein von Amethyst gebild'ter Vogel trägt.
Dort wirft ein glänzend Blatt, in Finger ausgekerbet,
Auf eine helle Bach den grünen Widerschein;
Der Blumen zarten Schnee, den matter Purpur färbet,
Schließt ein gestreifter Stern in weiße Strahlen ein;
Smaragd und Rosen blühn auch auf zertretner Heide,
Und Felsen decken sich mit einem Purpurkleide.

Digitized by Google

Allerdings entwirft er uns auch mit einem festen, in echte Naturfarben eingetauchten Pinsel ein schönes Panorama von der Alpenwelt und der Schweiz überhaupt, z. B. in der 33. Strophe:

Ein angenehm Gemisch von Bergen, Fels und Seen
Fällt, nach und nach erbleicht, doch deutlich ins Gesicht;
Die blaue Ferne schließt ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein schwarzer Wald die letzten Strahlen bricht;
Bald zeigt ein nah Gebirg die sanft erhobnen Hügel,
Wovon ein laut Geblök im Tale widerhallt;
Bald scheint ein breiter See ein meilenlanger Spiegel,
Auf dessen glatter Flur ein zitternd Feuer wallt;
Bald aber öffnet sich ein Strich von grünen Tälern,
Die, hin und her gekrümmt, sich im Entfernten schmälern.

Ebenso stellt er uns mit begeisterten Worten seine Schweizer dar als „ein Volk schlichter Sitte, welches von der Natur seine Lehre empfange und noch heute im goldenen Zeitalter lebe". Gerade dieser sittliche, vaterländische Sinn des Gedichtes wirkt am wohltuendsten; und so recht aus unserem Herzen spricht er, wenn er sein Volk schließlich anredet:

Wohl dir, vergnügtes Volk! dir hat ein hold Geschicke
Der Laster reichen Quell, den Überfluß, versagt;
Dem, den sein Stand vergnügt, dient Armut stets zum Glücke,
Da Pracht und Üppigkeit der Länder Stütze nagt.
Als Rom die Siege noch bei seinen Schlachten zählte,
War Brei der Helden Speis' und Holz der Götter Haus;
Als aber ihm das Maß von seinem Reichtum fehlte,
Trat bald der schwächste Feind den feigen Stolz in Graus.
Du aber hüte dich, was Größres zu begehren,
Bleib deiner Einfalt treu, so wird dein Wohlstand währen.

Seine lyrischen (kleineren) Dichtungen erschienen erst 1732, obgleich sie meistens vor dem größeren Gedichte „Die Alpen" gedichtet waren; er gab sie anonym als „Versuch schweizerischer Gedichte" heraus. Da sie freireligiöse Färbung an sich trugen, so gaben sie (besonders in Bern) manchen Anstoß. Am berühmtesten, das Herz des Lesers tief ergreifend, ist seine „Trauer-Ode" beim Absterben seiner geliebten Marianne. Sie war gleichsam sein Abschiedsgruß an die Poesie, so selten dichtete er von da an. Nur als philosophischer Dichter trat er noch auf. Das Beste, was er als solcher hinterließ, ist sein an Leibniz' Theodicee erinnerndes Lieblingsgedicht „Über den Ursprung des Übels" (1734), worin er Gottes Weltregierung mit Bezug auf das Elend und das Böse in der Welt aufs wärmste rechtfertigt. Freilich leidet es fast an Gedankenschwulst, so tief und reich ist der Inhalt bei gedrängtestem, knappestem Ausdruck, und ist deshalb eine etwas schwierige Lektüre. — Das Endurteil über Haller fassen wir folgendermaßen zusammen: er war ein Stern am deutschen Dichterhimmel in sternenleerer Zeit; aber er schwebte zu dieser Stelle hinan mehr

Digitized by Google

auf den Flügeln seiner hohen Vernunft als auf denen der Phantasie, d. h. er war mehr nur ein moralisch-philosophischer Dichter, er war überhaupt mehr Denker als Dichter. Immerhin aber goß er der Poesie wieder tieferen Gehalt ein und lehrte wieder wahres, treues Naturschildern nebst Kürze des Ausdrucks.

6. In diese Gruppe gehört auch der Vorläufer der nächsten: Friedrich von Hagedorn, geb. zu Hamburg 1708; seit 1733 daselbst Sekretär einer englischen Handelsgesellschaft; gest. 1754. Er stand mit Haller in gleichem Alter, übte ebenso früh das Dichten, wich wie jener der Gelegenheitsreimerei aus und schlug einen frischen, gesunden Ton an, übte auch wie jener heilsamsten Einfluß auf unsere Poesie aus: aber sonst war er ein ganz anderer. Wiewohl ein heller Kopf, studierte er doch so unsolid, daß er fast mehr im Karzer saß als im Kolleg. Ferner war er durch und durch lebensfroh, immer jugendlich heiter, solange das Lämpchen glühte. Und so sang er denn auch, immer aufs neue von dem lustigen Freundeskreise angeregt, dessen Seele er war, meist lebensfrohe, scherzhafte Lieder, und zwar an Anakreon und Horaz sich anlehnend. Außerdem dichtete er mit Vorliebe heiter gefärbte poetische „Fabeln und Erzählungen" (1728). Eines seiner bekanntesten Gedichte folgt hier. — Während also Haller wieder gesunden Ernst in die Poesie brachte, verlieh ihr Hagedorn wieder gesunden Scherz. Durch den Fluß, die Anmut und den Wohllaut der Sprache aber übertrifft dieser den erstgenannten.

Mailied.

1. Der Nachtigall reizende Lieder
Ertönen und locken schon wieder
Die fröhlichsten Stunden ins Jahr.
Nun singet die steigende Lerche,
Nun klappern die reisenden Störche,
Nun schwatzet der gaukelnde Star.

2. Wie munter sind Schäfer und Herde!
Wie lieblich beblümt sich die Erde!
Wie lebhaft ist jetzo die Welt!
Die Tauben verdoppeln die Küsse,
Der Entrich besuchet die Flüsse,
Der lustige Sperling sein Feld.

3. Nun heben sich Binsen und Keime,
Nun kleiden die Blätter die Bäume,
Nun schwindet des Winters Gestalt;
Nun rauschen lebendige Quellen
Und tränken mit spielenden Wellen
Die Triften, den Anger, den Wald.

4. Nun stellt sich die Dorfschaft in Reihen,
Nun rufen euch eure Schalmeien,
Ihr stampfenden Tänzer, hervor.
Ihr springet auf grünender Wiese,
Der Bauerknecht hebet die Liese
In hurtiger Wendung empor.

5. Nicht fröhlicher, weiblicher, kühner
Schwang vormals der braune Sabiner
Mit männlicher Freiheit den Hut.
O reizet die Städte zum Neide,
Ihr Dörfer voll hüpfender Freude!
Was gleichet dem Landvolk an Mut?

Probe bei Reuter: Der Hahn und der Fuchs; Das Hühnchen und der Diamant.

7. Auch der mit Hagedorn befreundete norddeutsche Satiriker Chr. Ludw. Liscow (geb. 1701 als Sohn eines mecklenburgischen Predigers;

Digitized by Google

gest. auf dem Gute seiner Frau in Sachsen 1760) muß hier eine Stelle finden. Auch er hatte außer den alten Klassikern die englischen (insbesondere Swift[1] und den Philosophen Locke) zu seinen Lehrmeistern erwählt, dabei sich aber zu einem kraftvollen, originellen Satiriker entwickelt. Hinsichtlich der Kraft und des Freimutes ist er das gerade Gegenteil von Rabener. Liscow nahm sich keck jede Person und jeden noch so heiklen Zustand zum Ziele seiner Pfeile, wenn er dort das Gemeine, Niedrige sah. So kam er auch ganz natürlich in Verlegenheiten und einmal sogar in Haft. Sein ganzes Auftreten, dazu noch sein gewandter Ausdruck lassen ihn fast als einen Vorläufer Lessings erscheinen. Seine Hauptsatire ist „Die Vortrefflichkeit und Notwendigkeit der elenden Skribenten" betitelt (1736).

Achte Gruppe.

§ 56. Der Hallesche oder Halberstädter Dichterkreis.

(Anakreontiker.)

1. Wie zu Leipzig, sammelte sich gleichzeitig zu Halle (später zu Halberstadt) eine zahlreiche Dichterschar. Nach dem Vorbild Hagedorns und des altgriechischen Dichters Anakreon besangen sie fröhliche Lebenslust, Liebe und Wein, und heißen darum Anakreontiker. Mit Vorliebe dichteten sie leichte Gesellschaftslieder. Die ihnen zu Grunde liegende Lebensansicht hört sich freilich etwas locker an, wenn z. B. Gleim („An Leukon") singt:

Rosen pflücke, Rosen blühn,
Morgen ist nicht heut'!
Keine Stunde laß entfliehn,
Flüchtig ist die Zeit!

Trinke, küsse! Sieh, es ist
Heut' Gelegenheit!
Weißt du, wo du morgen bist?
Flüchtig ist die Zeit!

Aufschub einer guten Tat
Hat schon oft gereut!
Hurtig leben ist mein Rat,
Flüchtig ist die Zeit!

Allein es war nicht so schlimm, nicht so ernst gemeint. Sie sangen eben so, weil Anakreon so sang, aus Nachahmung; ihr Lebensgenuß bestand vielfach nur darin, daß sie davon sangen, und sie mögen wohl manche ihrer Weinlieder bei einem Glase Wasser gedichtet haben. Welch gut Teil dieser Poesie auf Rechnung der Nachahmung kommt, erhellt schon daraus, daß sie alle poetischen Äußerlichkeiten aus den Klassikern herübernahmen, unzählige-

[1] Jonathan Swift (geboren zu Dublin 1667, im Wahnsinn 1745 gestorben) war ein überaus scharfer, ja bitterer Satiriker. Die „Bücherschlacht" (gegen gelahrte Schulfuchserei und Zanksucht gerichtet) und der komische Roman „Gullivers Reisen" sind seine Hauptdichtungen.

Digitized by Google

mal den Amor, die Venus, den Bacchus ꝛc. und ebenso die klassischen Frauennamen Chloe, Delia, Galatea, Lalage, Lesbia usw.

2. Die meisten Anakreontiker wurden auch Friedrichssänger, seitdem Friedrichs des Großen Kriegsruhm sich entfaltete. Insbesondere taten sich darin hervor die sog. „preußischen Dichter", Ramler, von Kleist und Gleim. Sie besangen den großen Feldherrn immerzu, obgleich er sie nicht beachtete. Auch die Karschin, eine Schlesierin, ließ sich durch ihn zu poetischer Begeisterung fortreißen.

3. Die Dichter dieses Kreises scharten sich um den Halberstädter Kanonikus Joh. Wilh. Ludw. Gleim (1719—1803). Am meisten Verdienst hat dieser als Dichterpatron. Junge und arme Poeten fanden an ihm einen fürsorglichen „Papa", wie sie ihn nannten. Sein Haus war eine förmliche Dichterherberge. Wer immer im Namen der Muse anklopfte, fand herzliche Aufnahme. Leider bewirtete er alle Musensöhne nicht bloß mit Speise und Trank, sondern auch mit überschwenglichem Lob, wofür diese mit Gegenlob zahlten. So wurden Eitelkeit und Selbstüberschätzung genährt. Als Dichter ist Gleim kaum nennenswert. Am besten sind seine „Kriegslieder eines preußischen Grenadiers"; aber dieser Grenadier hat doch einen „Zopf von mythologischer Gelehrsamkeit und vornehmer Schönrednerei" (v. Eichendorff). Seine Fabeln sind meist gelungen und kindlich naiver als die von Gellert; darum wurden sie auch bei der Kinderwelt so beliebt.

4. Die Freunde und Schützlinge des Dichterpapas überflügelten ihn fast alle. Die zwei begabtesten huldigten zudem gar bald einer edleren und ernsteren Lebensansicht als Gleim und die Genossen. Der eine gehörte zu den Friedrichssängern, nämlich Ewald von Kleist, geb. 1715 bei Köslin; er wurde Jurist, später wider Willen preußischer Offizier; als Major bei Kunersdorf schwer verwundet, von den Kosaken mißhandelt und zu spät verbunden, ist er nach zwölf Tagen in Frankfurt a. O. seinen Wunden erlegen am 24. August 1759. Gleim hatte in ihm poetisches Talent aufgespürt und ihn zum Dichten angeregt; dafür wurde Kleist sein treuester Freund. Sein Lebensweg war aber zu dornenvoll, als daß ihn Anakreons Weise hätte fesseln können. Verschiedene Umstände, fehlgeschlagene Hoffnungen ꝛc. stimmten ihn mehr und mehr schwermütig, so daß es ihm vielleicht willkommen war, so bald das zu finden, was er in der schwungvollen Ode „An die preußische Armee" in Aussicht nahm:

Auch ich, ich werde noch — vergönn es mir, o Himmel! —
Einher vor wenig Helden ziehn.
Ich seh' dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel.

Dieselbe Frische und Innigkeit, die sich in dieser Ode zeigt, tritt noch mehr hervor in seinem an den Engländer Thomson und an Haller erinnernden beschreibenden Gedichte „Der Frühling" (1749). Er verrät darin die

Digitized by Google

feinste, innigste Bekanntschaft mit der Natur, zeigt sich als ein ganz tüchtiger Landschaftsmaler und bietet uns liebliche Gemälde aus dem stillen Landleben; dennoch ist das Gedicht noch nichts Vollendetes, sondern nur ein guter Versuch in dieser Dichtungsart. Auch für die Idylle (Irin) und die Elegie fehlten ihm nicht die gewandte Hand und die Farben; weniger gelang ihm die Fabel und die Erzählung.

5. Der andere, welcher sich gleichfalls bald von dem leichtfertigen Liedersang zurückzog, ist der Franke Joh. Peter Uz, geb. 1720 zu Ansbach; er studierte in Halle die Rechte und starb, nachdem er lange Jahre vergeblich auf Anstellung gewartet hatte, an Ehren und Titeln reich als Direktor des Landgerichts in Ansbach im Jahre 1796. Er war es, der im Freundeskreise besonders Anakreon hochschätzte, ihn in das Deutsche übertrug und natürlich auch die Liederpoesie in dessen Geist pflegte. Sein Geist war aber zu ernst angelegt, als daß er lange daran Genuß finden konnte; darum griff er denn gleich Klopstock nach ernsten, sein Herz mehr befriedigenden Stoffen und nach der hierfür passendsten Form — der Ode. Beförderung des Menschenglückes durch Pflege der Sitte schwebte ihm bei seinem Dichten als Endzweck vor. — Wie aber als Odendichter, so wird Uz auch als philosophischer Lehrdichter stets einen ehrenvollen Platz unter den deutschen Dichtern behalten. Mit Recht zog er durch sein philosophisches Lehrgedicht „Theodicee" (1755) die Aufmerksamkeit und den Beifall seiner Zeit auf sich. Selbst das Ausland, z. B. in der Person des Papstes Klemens XIV., verehrte ihn. In der philosophischen Lehrdichtung hat er wirklich das Möglichste für seine Zeit geleistet. — Weil er das ganze Vaterland mit dem Herzen umfaßte, fiel es ihm nicht ein, Friedrichs Siege zu verherrlichen, vielmehr sang er in edlem Zorne: „Wie lang zerfleischt mit eigener Hand Germania sein Eingeweide?" Wir begreifen darum wohl, wenn Chr. Felix Weiße von ihm singt:

Ein deutscher Dichter, Deutschlands wert,
Von aller Welt gelesen und verehrt,
Voll Kenntnis, Kunstgeschmack und Wissenschaft,
Verbindend Witz mit Geist und Kraft,
Ein Philosoph in Worten und in Tat,
Ein Patriot für seines Fürsten Staat,
Ein Richter nach Gesetz, noch mehr nach Recht und Licht,
Ein Leben stets sich gleich, gehorsam jeder Pflicht,
Dienstfertig, sonder Eigennutz,
Ein Weiser und ein Christ — wer kann dies sein als — Uz?

Das Lob des Höchsten.

Zu Zions Höhen hin erhebt auf Engelschwingen
Mich diese glänzende Gestalt?
Am Teiche Siloa soll ich dem Herrn lobsingen
Im dunkeln Zedernwald?

Digitized by Google

Hier, wo Isais Sohn, vom heiligen Vergnügen
In Gott entzückt, von Gott allein
Zur güldnen Harfe sang? Und alle Winde schwiegen,
Und horchend schwieg der Hain.

Ihr Zedern, schweigt umher und rauschet nur von weiten!
Wie meine ganze Seele glüht!
Ihm will ich singen, ihm, dem Herrn, auf neuen Saiten,
Dem Herrn ein hohes Lied!

O Herr, wer ist dir gleich? Gott über alle Götter,
Allein Gott, herrlich, weise, mild,
Gerecht, auch wenn du zürnst und im entflammten Wetter
Dein Grimm die Erde schilt!

Du, du allein bist groß: was kann der Staub dir geben?
Mein Lied stimm' unter Harfenklang
Ins Lied der Engel ein, und auch mein ganzes Leben
Sei dir ein Lobgesang!

6. Da Ramler (geb. 1725 zu Kolberg; Professor der schönen Literatur an der Kadettenschule in Berlin bis 1789, dann Direktor des Königlichen Theaters; gest. 1798), berühmt durch seine Korrektheit in der Sprache und im Rhythmus, der Poesie mehr nur dadurch Dienste leistete, daß er die Gedichte anderer, z. B. Lessings, revidierte, korrigierte ꝛc., selbst dichtend aber nur pomphafte, kalte Nachahmungen des Horaz erzeugte, so sprechen wir nicht weiter von ihm.

7. Hingegen sei noch die Dichterin des Kreises, die Karschin, eigentlich Anna Luise Karsch (geb. 1722 in Niederschlesien), genannt. Sie war eines Bauern Tochter und wurde durch Lektüre zufällig erhaltener Romane, z. B. Robinsons, erstmals zum Dichten angeregt. In der Wahl eines Ehegatten hatte sie entschieden Unglück. Ihr erster Mann war ein Filz und schied sich von ihr, weil er mehr Vermögen gehofft hatte; der andere war ein Trinker, und darum schied sie sich von ihm. Nach einem äußerst bewegten, meist sorgenvollen Leben starb sie 1791 in Berlin. — Mit Unrecht wird sie in fast allen Literaturgeschichten als eine mittelmäßige, ja bettelmäßige Gelegenheitsdichterin in den Winkel geschoben. Denn man braucht nur einige ihrer geistlichen und heroischen (Friedrich feiernden) Lieder zu lesen, so findet man das Urteil von Gruppe nicht übertrieben, der in der Neuzeit ihre Rettung unternahm und sie „als eine Dichterin, auf welche Deutschland stolz sein kann, an welche kaum irgend einer ihrer Zeitgenossen hinanreicht", anerkannt wissen will. Auch ihre Zeit hat sie hochgeschätzt; nur bei Friedrich dem Großen fand sie wenig Huld. Ihr sehnlichster Wunsch, durch königliche Gnade zu einem eigenen Hause zu kommen, ging erst unter Friedrich Wilhelm II. in Erfüllung. Da sie das neugebaute Haus allzufrüh bezog, zog sie sich eine tödliche Erkrankung zu und mußte es bald mit der engsten und letzten Behausung vertauschen. Ihr poetisches Talent vererbte sie auf ihre Tochter, Baronin von Klencke, und auf ihre Enkelin, Frau Helmine von Chézy.

Digitized by Google

Neunte Gruppe.

§ 57. Die noch rückständigen Zeitgenossen Gottscheds.

1. Wir haben nun eine Nachlese in der Gottschedschen Zeit zu halten, ähnlich wie wir sie in § 52 für den vorausgehenden Zeitabschnitt hielten. Fällt sie nicht gerade reich aus, so lohnt sie doch die Mühe. Wir verzeichnen nämlich hier noch diejenigen bemerkenswertesten Dichter aus der genannten Zeit, welche sich ohne Zwang nicht in die vorhergehenden Gruppen einreihen lassen.

2. Zuerst nennen wir zwei satirische Dichter, einen Kölner und einen Leipziger Gelehrten. Heinrich Lindenborn* (geb. 1712; längere Zeit in Köln tätig; gest. zu Bonn 1750) ließ vor den Kölnern die überraschenden Leuchtkugeln seines Witzes steigen, wurde aber nach seinem Tode bald vergessen. In seinem satirischen Journal „Der Kölnische Diogenes" und in der satirischen Wochenschrift „Morphanea" bekämpfte er mit schlagendem Witze die Entfernung von der Einfachheit des Lebens, die unnatürlich verkehrte Bildung ꝛc. — Er verdient als geistlicher Liederdichter ein Andenken; denn im geistlichen Liede zeigte er viel poetische Kraft. Sein Gesangbuch „Die Tochter Sion" bietet vorzügliche, teilweise im Ton des alten geistlichen Volksliedes gehaltene Lieder.

3. Der andere, scharfe Pfeile des Spottes abschießende Genosse ist Abraham Gotthilf Kästner (geb. 1719 zu Leipzig; seit 1756 Professor der Mathematik zu Göttingen; gest. 1800). Er war neben Haller einer der größten Gelehrten jener Zeit und dichtete meist sehr beißende Epigramme. Für die Leipziger (Gottschedianer) war folgendes gemünzt:

„Dir, Gott der Dichter, muß ich's klagen",
Sprach Hermann, — „Schönaich darf es wagen
Und singt ein schläfrig Lied von mir."
Sei ruhig, hat Apoll gesprochen,
Der Frevel ist bereits gerochen,
Denn Gottsched krönet ihn dafür.

Den Schweizern mit ihren reim- und oft formlosen, lateinisch und mit y statt mit ü gedruckten Gedichten galt:

Seht die epischen Zeilen, frei vom Maße der Sylben,
Frei vom Zwange des Reimes, hart wie Zyrchische Verse,
Leer wie Meißnische Reime! Seht, der glyckliche Kynstler
Fyllt mit römischen Lettern, mit pythagorischen y y
Zum Ermyden des Lesers besser zu nytzende Bogen.

Bekannt ist das Epigramm auf Kepler:

Auf Keplers Tod.

So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
Als Kepler stieg — und starb in Hungersnot.
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brot.

Digitized by Google

4. Noch zwei Fabeldichter müſſen hier eine Stelle finden: Magnus Gottfried Lichtwer (1719—1783), Regierungsrat und Konſiſtorialrat in Halberſtadt, hinterließ vier Bücher Äſopiſcher Fabeln, die nicht bloß den Weg in die deutſchen Schulen, ſondern (überſetzt) ſogar nach Frankreich fanden. Originelle Erfindung, kräftige natürliche Sprache, lebhafte Darſtellung iſt ihnen eigen; aber Gellerts köſtlicher Humor fehlt. — Gottlieb Konrad Pfeffel aus Kolmar (1736—1809) erblindete mit 21 Jahren, leitete trotzdem ein Inſtitut und erhielt ſpäter hohe Ämter in den oberſten Kirchen- und Schulbehörden des Elſaſſes; 1803 wurde er Präſident des neuerrichteten Konſiſtoriums zu Kolmar. Auch ſeine Fabeln drangen in die Kinderwelt, ſind jedoch zu nüchtern, ohne Naivität und Humor.

1. Die ſeltſamen Menſchen.

(Von Gottfried Lichtwer.)

Ein Mann, der in der Welt ſich trefflich umgeſehn,
Kam endlich heim von ſeiner Reiſe.
Die Freunde liefen ſcharenweiſe
Und grüßten ihren Freund; ſo pflegt es zu geſchehn.
Da hieß es allemal: Uns freut von ganzer Seele,
Dich hier zu ſehn, und nun erzähle!

Was ward da nicht erzählt! — Hört, ſprach er einſt, ihr wißt,
Wie weit von unſrer Stadt zu den Huronen[1] iſt.
Elfhundert Meilen hinter ihnen
Sind Menſchen, die mir ſeltſam ſchienen.
Sie ſitzen oft bis in die Nacht
Beiſammen feſt auf einer Stelle
Und denken nicht an Gott noch Hölle.
Da wird kein Tiſch gedeckt, kein Mund wird naß gemacht:
Es könnten um ſie her die Donnerkeile blitzen,
Zwei Heer' im Kampfe ſtehn; ſollt' auch der Himmel ſchon
Mit Krachen ſeinen Einfall drohn:
Sie blieben ungeſtöret ſitzen;
Denn ſie ſind taub und ſtumm. Doch läßt ſich dann und wann
Ein halbgebrochner Laut aus ihrem Munde hören,
Der nicht zuſammenhängt und wenig ſagen kann,
Ob ſie die Augen ſchon darüber oft verkehren.
Man ſah mich oft erſtaunt an ihrer Seite ſtehen;
Denn wenn dergleichen Ding geſchieht,
So pflegt man öfters hinzugehen,
Daß man die Leute ſitzen ſieht.
Glaubt, Brüder, daß mir nie die gräßlichen Gebärden
Aus dem Gemüte kommen werden,
Die ich an ihnen ſah; Verzweiflung, Raſerei,
Boshafte Freud' und Angſt dabei.

[1] Indianer am Huronſee in Nordamerika.

Digitized by Google

Die wechselten in den Gesichtern.
Sie schienen mir, das schwör' ich euch,
An Wut den Furien, an Ernst den Höllenrichtern,
An Angst den Missetätern gleich!

Allein, was ist ihr Zweck? so fragten hier die Freunde.
Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde?
Ach nein! — So suchen sie der Weisen Stein? — Ihr irrt. —
So wollen sie des Zirkels Viereck finden? —
Nein! — So bereun sie alte Sünden? —
Das ist es alles nicht. — So sind sie gar verwirrt?
Wenn sie nicht hören, reden, fühlen
Noch sehn: was tun sie denn? — Sie spielen.

Probe bei Reuter: Der Hänfling.

2. Das Johanniswürmchen.

(Von Pfeffel.)

1. Ein Johanniswürmchen saß,
Seines Demantscheins
Unbewußt, im weichen Gras
Eines Bardenhains.

2. Leise schlich aus faulem Moos
Sich ein Ungetüm,
Eine Kröte, her und schoß
All ihr Gift nach ihm.

3. „Ach, was hab' ich dir getan?"
Rief der Wurm ihr zu. —
„Ei", fuhr ihn das Untier an,
„Warum glänzest du?"

3. Die Stufenleiter.

(Von Pfeffel.)

1. Ein Sperling fing auf einem Ast
Die fetteste Fliege. Weder Sträuben
Noch Jammern half; sie ward gefaßt.
„Ach", rief sie flehend, „laß mich leben!" —
„Nein", sprach der Mörder, „du bist mein!
Denn ich bin groß, und du bist klein."

2. Ein Sperber fand ihn bei dem Schmaus.
So leicht wird nie ein Spatz gefangen
Als unser Spatz. „Gib", rief er aus,
„Mich frei! Was hab' ich denn begangen?" —
„Nein", sprach der Mörder, „du bist mein!
Denn ich bin groß, und du bist klein."

3. Ein Adler sah den Sperber, schoß
Auf ihn herab und riß den Rücken
Ihm auf. „Herr König, laß mich los",
Rief er, „du hackst mich ja in Stücken!" —
„Nein", rief der Mörder, „du bist mein!
Denn ich bin groß, und du bist klein."

4. Er schmauste noch, da kam im Nu
Ein Pfeil ihm in die Brust geflogen.
„Tyrann", rief er dem Jäger zu,
„Warum ermordet mich dein Bogen?" —
„Ei", sprach der Mörder, „du bist mein!
Denn ich bin groß, und du bist klein."

Probe bei Kellner: Fénélon; bei Reuter: Die Tabakspfeife.

Digitized by Google

Siebte Periode.

Die wiederaufblühende oder klassische Poesie der Deutschen: Von 1748 bis 1832.

(Dichter von Beruf und mit klassischer Bildung.)

§ 58. Überschau.

Länger denn zwei Jahrhunderte waren bei uns die griechischen und römischen Klassiker und über hundert Jahre lang auch die neueren fremdländischen Dichter Gegenstand des eifrigsten und allgemeinsten Studiums, der täglichen Lektüre und fast abgöttischer Verehrung gewesen; länger als zweihundert Jahre waren die deutschen Schriftsteller, voran die Dichter, bei den Ausländern in die Schule gegangen: allein sie blieben ihr ganzes Leben Schüler, unmündige, ängstlich lernende und mit saurer Mühe im beschränkten Kreise der Anschauung sich plagende Schüler" (Vilmar). Wohl rauschten dann und wann, besonders in der ersten Hälfte der vorigen Periode, edlere Singvögel an uns vorüber; aber das waren nur vereinzelte Erscheinungen, und zudem ist ja die Lyrik eine der leichteren Dichtungsarten. Wohl führte uns schon der geistvolle Haller (vgl. S. 251) von dem langweiligen Olymp hinweg in die großartige Natur der deutschen Alpenwelt und ließ uns von den Alpen aus die ersten rotglühenden Lichtstreifen schauen als Vorboten des neuen Sonntages; ebenso begegneten wir schon Hagedorn, der als Frühlingsbote der „Nachtigall reizende Lieder" uns zuflötete: allein die beiden waren doch nicht die poetischen Kräfte[1], welche die Sonne über unsern Horizont, den Frühling in das deutsche Land bringen konnten. Noch fehlte der dichterische Genius, der einerseits tüchtig geschult war durch das Studium der Klassiker und hervorragender fremdländischer Dichter, anderseits aber von jeder Geistesfessel frei, aus sich selbst heraus mit Begeisterung ein großes poetisches Werk zu erzeugen vermochte, dem deutsches Denken und Fühlen eingehaucht war.

[1] Trotzdem z. B. ein Mann wie Haller, von Drollinger unterstützt, die Mythologie und die vielen allegorischen Personen beiseite ließ, führte Uz sie wieder ein.

Digitized by Google

2. Das Jahr 1748 überraschte das deutsche Volk mit der frohen Botschaft, daß ein solcher Genius bereits geboren sei, daß er bereits dichterisch schaffe in der Person Klopstocks. Die ersten drei Gesänge seines „Messias" waren gleichsam die ersten Strahlen der am Horizont auftauchenden Sonne deutsch-originaler Poesie, und es ist eine schöne Fügung, daß gerade der „Messias" die deutsche Poesie erlöste aus der langen geistigen Knechtschaft. Auch Klopstock hatte sich tüchtig gebildet in der Schule der Alten, aber schließlich nicht bloß den Schulstaub abgeschüttelt, sondern auch den Schulrock ausgezogen; er ging aus der Schule der alten Klassiker als originaler, als deutscher Klassiker hervor, und zwar als der Erstling einer nachfolgenden größeren Schar. Denn es waren ja bereits drei andere Lieblinge der Muse geboren: Lessing (1729), Wieland (1733) und Herder (1744), und bald nach dem Auftreten Klopstocks erblickten die Dichterfürsten Goethe (1749) und Schiller (1759) das Licht der Welt. Außerdem zählt diese Periode noch eine ansehnliche Schar anderer Dichter und auch Dichterinnen zu den Ihrigen, welche mit ganz schätzbaren Dichtergaben ausgestattet waren (besonders Bürger, Jean Paul, Novalis, Tieck, Uhland, Heinrich von Kleist, Arnim, Brentano*, Mörike, Platen, Rückert, Chamisso*, Eichendorff*, Hebel, L. Hensel* ꝛc.); und somit war jetzt der zweite Frühling deutscher Poesie angebrochen, die zweite Blütezeit, welche man jedoch zum Unterschiede von der ersteren die klassische Zeit nennt[1].

3. Warum aber heißt diese neuere Periode der Blüte zum Unterschiede von der ersten die klassische Zeit? Wir antworten: Weil in ihr die deutsche Dichtung zu so hoher Blüte und Reife nur durch das eingehende und allseitige Studium der griechischen und römischen Klassiker, und zwar nach Inhalt und Form, mit Bezug auf Regel und Maß, gebracht wurde.

Um jedem Mißverständnis vorzubeugen, müssen wir hier bemerken, daß die Dichter dieser Periode keineswegs bloße Nachahmer der Alten waren, sondern frei und original schaffende Geister. Was sie erlernten, ging bei ihnen in Fleisch und Blut über, trat als freies Eigentum ihres frei gewordenen Geistes vor die Öffentlichkeit. „Wir haben zwar", schreibt Vilmar, „in Vergleichung mit allen unsern Nachbarvölkern eine bei weitem längere, bei weitem härtere Schulzeit durchlaufen müssen, dafür aber haben wir wie kein anderes Volk der Neuzeit, nachdem eine lange Reihe von Generationen hindurch eine untergeordnete, schulmäßige Beschäftigung mit den Alten fast in allen Klassen der Gesellschaft gedauert hatte, den dichterischen Geist dieser Alten uns zu eigen gemacht, ihn mit unserem innersten Sein und Leben gleichsam aufgesogen; wir sind, wie kein anderes Volk, hinausgekommen über die bloß handwerksmäßige Beschäftigung mit den Alten, hinausgekommen über das prompte Zitieren von allerlei Stellen aus Cicero, Horaz und Vergil, Homer und Plato und Demosthenes, worein die Engländer

[1] Das Wort „klassisch" (classicus) war seit dem 2. Jahrhundert in Rom für die mustergültigen Schriftsteller der Griechen und Römer im Gebrauch.

Digitized by Google

noch heute ihren lächerlichen Stolz setzen, hinausgekommen über das draußen stehen bleibende Bewundern und Anstaunen und Nachahmen; ihre Maße und Formen sind die unsrigen, ihre Anschauung ist unsere Anschauung, ihr Gedanke ist unser Gedanke geworden; und durch dieses Mittel haben wir erst, wie kaum zu verkennen ist, auch unser eigenes Altertum wieder kennen und begreifen gelernt — wie die Nibelungen erst durch Homer uns zum Verständnis gekommen sind; umgekehrt aber hat unser Altertum uns wieder das der Römer und Griechen aufgeschlossen, wie keinem Volke der Erde." — Ferner muß hier den Dichterheroen der klassischen Zeit nachgerühmt werden, daß sie trotz ihrer reichen gelehrten Bildung (Geschichts- und Sprachwissenschaft, Philosophie usw.) keineswegs danach strebten, ihre Gelehrsamkeit in der Dichtung auszukramen; das gelehrte Studium war ihnen nur Mittel zum Zwecke. Als Dichter die Geister und Herzen zu fesseln, zu entzücken, das war ihr Streben, nicht aber ihres gelehrten Wissens halber bewundert zu werden. Darum wandten sie sich mit ihren Dichtungen auch nicht bloß an die Mitgelehrten und an die feingebildeten Kreise, sondern an das größere Publikum.

4. Aber freilich war es bei solchem Entwicklungsgange der Dichter kaum anders zu erwarten, als daß sie fast ausschließlich Kunstgärtnerei trieben, d. h. die Kunstpoesie pflegten, daß also die Meisterwerke der Periode, obgleich für ein größeres Publikum gedichtet, immerhin nur einem auserwählten Teil der Nation durchweg verständlich und somit genußbringend wurden[1]. Wie ganz anders war dies im Mittelalter (dritte Periode)! Abgesehen davon, daß die damalige Kunstpoesie noch viel weniger in die Gelehrsamkeit eingetaucht und deshalb in Bezug auf das Verständnis auch dem minder Gebildeten noch zugänglich war, so blühte neben ihr ebenso herrlich die Volksdichtung und gerade das Volksepos. Wie sehr war z. B. das Nibelungenlied in Fleisch und Blut des deutschen Volkes übergegangen! Zweihundert Jahre lang war es Eigentum, lebte es im Munde der Gesamtnation!

Damit soll nicht gesagt sein, daß wir bei den Dichtern dieser Periode kein Verständnis, keinen Sinn für Volkspoesie vorfänden. Männer von feinem poetischem Gefühle, solch geborne Dichter mußten ja von Natur aus zur Volksdichtung hingezogen werden. Insbesondere waren es Herder, Goethe, dann die Romantiker, namentlich Arnim und Brentano, welche gern dem Volke lauschten, das viele alte Lieder mündlich fortgepflanzt und bewahrt hatte, und welche im Garten der alten Poesie eifrigst umherspähten nach den verborgenen Veilchen der deutschen Volkslieder, ganze Sträuße derselben in die Salons brachten und deren Wohlgeruch bewundern ließen. Auch ist zuzugeben, daß einige Dichter der Periode reich begabt für Volksdichtung waren, wie Goethe, Bürger, Hebel, Usteri ꝛc., daß sie auch diese Gabe in kleineren epischen Formen anwandten; ferner, daß Goethe alte Volkslieder umdichtete, ja sogar ein volksmäßiges Drama („Götz") schuf. Immerhin aber tritt die Volksdichtung in dieser Periode fast ganz vor der Kunstpoesie zurück. Besonders sproßte kein neues Volksepos empor.

5. Ein anderer Grundzug der „klassischen Zeit" ist, daß die genialen Dichtungen der Koryphäen nicht so populär im deutschen Volke wurden, wie

[1] Braucht es ja selbst zum Verständnis von Wielands Romanen vieler Anmerkungen.

Digitized by Google

sie es verdienten. Wohl gehört es auch in Deutschland schon geraume Zeit zum guten Ton, zu einem gewissen Bildungsgrad, die deutschen Klassiker in seiner Bibliothek zu haben, und zwar in schönen Einbänden; aber wie viele Besitzer derselben lesen auch nur ein klassisches Drama mit Ausdauer, geschweige denn einen Klassiker ganz durch! Diese nicht erfreuliche Tatsache mag sich daraus erklären, daß es eben Kunstdichtungen mit hoher Schreibart sind; bei einzelnen Dichtungen auch durch deren fremdländische, dem deutschen Volke nicht mundgerechte Form, z. B. bei Klopstocks „Messias", worin der Hexameter angewandt ist.

6. Ein weiterer Unterschied der beiden Glanzperioden unserer Dichtung besteht darin, daß die neuere einen durchaus bürgerlichen Charakter zeigt, während die mittelalterliche Blütezeit, insbesondere was die Kunstdichtung betrifft (teilweise aber auch hinsichtlich der Volkspoesie, namentlich der Volksepen), einen ritterlichen, adligen aufweist. Dort im Mittelalter stellte nicht bloß der Ritterstand bis zu den höchsten Regionen hinauf vortreffliche Sänger, darunter auch Volksdichter, sondern es war auch jeder Hof gleichsam eine Sonne, die ihre erwärmenden Strahlen über den deutschen Dichtergarten ausgoß, indem die deutschen Fürsten es als ihre Freude und als ihren Ruhm erkannten, die Poesie und die Poeten zu ehren, zu bewirten, zu belohnen. Kurz, der Adel sang, der Adel zollte Beifall, gab „miete"[1]. Die klassische Glanzepoche unserer Poesie hingegen zeigt einen rein bürgerlichen Charakter, einmal darum, weil die Schar der ihr angehörigen Dichterheroen aus dem Schoße des Bürgerstandes hervorging — Goethe, Schiller, Herder wurden ja erst später wegen ihres Dichterruhmes auf Betreiben des weimarischen Hofes geadelt —, dann aber auch deshalb, weil ja die fürstlichen Höfe[2], zumal die größeren, gegenüber der wieder emporblühenden Poesie ziemlich kalt blieben; der einzige Hof zu Weimar, seinen bescheidenen Verhältnissen nach mehr ein bürgerlicher Hof, sammelte, wie einst in jenen Gauen die Wartburg es getan, die Sänger des zweiten Frühlings[3] um sich. Allerdings schien es eine kurze Zeit hindurch, daß der kaiserliche Hof zu Wien dem Weimarer zuvorkommen wolle: Kaiser Joseph II. hatte nicht bloß Klopstock sein in Brillanten gefaßtes Bildnis, und zwar „nicht bloß als Belohnung, sondern als Bezeigung der Hochachtung" übersandt, ebenso höchst huldvoll die Widmung der „Hermannsschlacht" angenommen, sondern sogar die Idee gefaßt, in Wien eine deutsche Akademie

[1] Allerdings erfreute sich vorherrschend nur die Kunstdichtung solch fürstlicher Huld; dennoch waren auch die beiden Volksepen, das Nibelungenlied und Gudrun, hoffähig, ja sie sind vielleicht zunächst höfischen Kreisen zulieb abgefaßt worden; überhaupt ergötzten sich auch die höfischen Kreise vielfach an den Volksdichtungen.

[2] Für die mangelnden Musenhöfe waren die nun aufkommenden Musenalmanache nur ein schwacher Ersatz; doch förderten sie allerdings vielfach die Poesie, besonders riefen sie auch die in manchen Frauen schlummernde Dichtergabe wach.

[3] Vgl. die Einleitung zur zweiten Gruppe dieser Periode.

Digitized by Google

zu gründen, suchte auch unter der Hand die bestbefähigten Kräfte dafür zu gewinnen und ließ Klopstock zur Ausarbeitung eines Planes auffordern, wie von Wien aus die deutsche Literatur zu heben sei. Allein dieser patriotische Eifer war nur ein Strohfeuer, wenigstens seinem Erfolge nach; denn als Klopstock seinen Plan vorgelegt hatte, antwortete man ihm so kühl, daß er seine geplante Reise aufgab und die ganze Sache für gescheitert ansah[1]. Wie vornehm aber Friedrich II., der höchst selten deutsche Schriften las, auf die deutsche Dichterschar niedersah, haben jene zwei Taler bekundet, die er der armen Karschin (vgl. § 56) mit der spöttischen Notiz: „Für Deutschlands Dichterin", zustellen ließ, und ist handschriftlich in des sonst fein gebildeten, geistreichen Königs letzter Abhandlung über die deutsche Literatur für alle Zeit niedergelegt. Wie es der Herzog von Württemberg mit Schiller machte, und wie der kurfürstliche Hoftheater-Intendant zu Mannheim den Dichter des Fiesco der größten Not preisgab, vernehmen wir in § 80. Infolgedessen wurde der Grundton unserer klassischen Poesie, insbesondere des Dramas, ein bürgerlicher. Es verschwanden nämlich allgemach die lang beliebten, unvermeidlich gewesenen Staatsaktionen: Lessing führte das bürgerliche Drama unter großem Beifall des Publikums auf die Bühne, bürgerliche Figuren betraten die Bretter; bürgerliche Anschauung, bürgerliches Gefühlsleben beherrschte das Drama und den Roman. Goethe selbst, mitten in der Hofatmosphäre lebend, hat seine poetischen Lieblingsgestalten (z. B. Klärchen, Gretchen, Hermann und Dorothea, Wilhelm Meister) aus den bürgerlichen Kreisen geholt, und sein Werther, für den er alle Welt zu begeistern wußte, ist nicht adlig. Und wenn uns auch Schiller, dem historischen Drama entsprechend, hocharistokratische und königliche Helden vorführt, es rollt dennoch bürgerliches Blut in ihnen; sie verraten bürgerliche Denkart, bürgerliches Empfinden, Fühlen und Schwärmen. Sein bestes unter den Erstlingsdramen ist das zum großen Teil in bürgerlichen Kreisen spielende „Kabale und Liebe".

7. Schmerzlicher noch als den Volkston vermissen wir bei fast allen Chorführern der klassischen Zeit jene tiefere Glaubensbefriedigung, jene Glaubensinnigkeit, wie wir sie in der dritten Periode bei Wolfram, bei Hartmann, bei Walther, bei Konrad von Würzburg usw. fanden. Die Offenbarung in Christo, überhaupt eine übernatürliche Offenbarung war ihnen eine veraltete Sache, ein überwundener Standpunkt. Christus war ihnen nur noch der Menschensohn, nicht der Gottmensch. Es war diese Freigeisterei leider eine Zeitrichtung, die schon in der vorigen Periode (meist durch ausländische

[1] In seiner Ode „Roßtrappe" (1771) ruft der Dichter deshalb mit Wehmut:

Denn dein ehrenvoll Wort (des Worts Ankündiger trauert),
Hältst du das dem Vaterlande nicht, so schweigt
Auch von dir die ernste Wahrheitsbezeugerin,
Die Vertraute der Unsterblichkeit, Deutschlands Telyn.

Digitized by Google

Einflüsse, vgl. S. 190) bei uns aufkam. Nun aber, besonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, griff sie am mächtigsten um sich: die große Menge der Gelehrten und Gebildeten verfiel ihr; allüberall wurde sie gleichsam von den Dächern gepredigt, und naturgemäß drang sie dann auch in die poetische und prosaische Literatur ein, verscheuchte wenigstens daraus den verklärenden Geist des kindlichfrommen Christusglaubens. Eine Religion ohne Dogmen, die Religion allgemeiner Menschenliebe oder die Religion der sog. Humanität[1] war der Ersatz für das über Bord geworfene Christentum. Gerade die genialsten Dichter, die Sterne erster Größe, mit einziger Ausnahme Klopstocks, bekannten sich zu dieser bloßen Humanitätsreligion. Die griechische Götterwelt entzückte sie, das Kreuz war ihnen widerwärtig. Schillers Wort ist auch Wieland, Lessing, Goethe und selbst Herder (wenigstens dem älter gewordenen) sowie einer großen Schar Dichter zweiten Ranges aus dem Herzen gesprochen: „Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die du mir nennst! — Und warum keine? — Aus Religion." Freilich, nachdem die Vorkämpfer der sog. Vernunftreligion, die Franzosen, den blutig schrecklichen Beweis geliefert hatten, wohin ein entchristlichtes Geschlecht komme, und nachdem man bei uns selbst in der eigenen Brust es mehr und mehr empfand, wie wenig

[1] Die Humanität, wie man sie nun auffaßte, und wie sie besonders durch Lessing in seiner Schrift „Erziehung des Menschengeschlechtes", durch Herder in seinen „Ideen" und in den „Briefen über Humanität" grundgelegt und von Goethe und Schiller im Gewande der Dichtkunst gepredigt wurde, ist nicht ganz dieselbe, wie wir sie in der fünften Periode vorfanden und (S. 143 f) besprachen; sie hat leider einen sogenannten Fortschritt gemacht. Denn nun und weiterhin bis heute verstand man darunter jene „rein menschliche Bildung", welche dem Menschen mit grundsätzlicher Hintansetzung alles positiv Religiösen und Nationalen beigebracht, d. h. anerzogen werden sollte. Die Religion der Humanität müßte demnach, wie ein neuerer Schriftsteller sich ausdrückt, „von jeder beengenden konfessionellen Schranke frei" sein, und dürfte folgerichtig auch nicht den Glauben an einen persönlichen Gott von ihren Bekennern verlangen, müßte also eine Negation aller Religion sein. Als die schönste Blüte der Humanität, als die Haupttugend der Humanitätsreligion erstreben und hoffen deren Verteidiger die allgemeine Menschenliebe, die Vereinigung aller Menschen zu einem großen Friedens- und Bruderbunde („Seid umschlungen, Millionen", singt Schiller). Solches Bestreben ist jedoch augenscheinlich ein eitles, solche Hoffnung ist Traum und Schaum: nie und nimmer gelang es und wird es gelingen, eine solche Geistes- und Herzensbildung mit gänzlicher Außerachtlassung der Religion und Nationalität hervorzubringen; insbesondere ist es ein Wahn, jene wundervolle Blüte allgemeiner Menschenliebe pflanzen zu wollen ohne den, der einzig und allein das Gesäme (die Idee) hierzu auf die Erde gebracht hat, der einzig und allein das Erdreich entsprechend bereiten und zum Fortwachsen des entfalteten Keimes das Gedeihen geben kann, ohne Christus. Nur in einem mit seinem Blute getränkten Erdreiche, d. h. nur in einer aus dem Glauben an Christus, den Gottmenschen, lebenden Menschheit kann die echte, herzliche, aufopfernde allgemeine Menschenliebe wurzeln, wachsen, grünen und blühen; andernfalls wird der Egoismus sie gänzlich ersticken oder nur sehr kümmerlich zum Vorschein kommen lassen.

Digitized by Google

befriedigend und beglückend, wie wenig erheiternd und tröstend diese seichte Aufklärung sei, wie das Herz dabei nur immer nüchterner, immer hungriger, das Leben immer prosaischer, trockener werde, da erhob sich endlich mannhaft und begeistert die jugendliche Schar der Romantiker. Sie scharten sich um das verschmähte Kreuz und führten eine christliche Gegenbewegung in der Poesie herbei. Selbst Schiller und Goethe wandten sich in ihren späteren Dichtungen mehr dem Christentum zu, zeigten wenigstens eine gewisse Ehrfurcht, Sympathie für dasselbe. Sie schauten wenigstens aus nach den heiligen Bergen des Christentums, wenn sie auch nicht dieselben erstiegen. Jene erfreuliche Reaktion war jedoch nicht nachhaltig. Die Romantik erfocht keinen entscheidenden Sieg für die Sache der Wahrheit, und zwar so wenig, daß gegnerischerseits der Unglaube in der Poesie nur um so frecher sich erhob, daß böse Jungen („das junge Deutschland", vgl. die nächste Periode) sogar Steine und Kot nach dem Gekreuzigten warfen. Übrigens überließen ihnen die gläubigen Dichter nicht feige das Feld; auch füllten sich immer wieder die Lücken der in den Todesschlaf sinkenden Sänger. Der Kampf zwischen Christentum und Freigeisterei, zwischen Licht und Finsternis dauerte deshalb auch im Bereich der Poesie die ganze siebte Periode hindurch und bis in die achte Periode fort; in der Gegenwart aber ist er, wie es scheint, zur größten Heftigkeit entbrannt, die treuen Christusjünger bald mit Furcht bald mit Hoffnung erfüllend.

8. Der von uns angestellte Vergleich zwischen beiden Blütezeiten fiel bis jetzt meist zu Ungunsten der klassischen Zeit aus. Schließlich aber müssen wir drei Eigentümlichkeiten der letzteren hervorheben, welche wahre Vorzüge sind und sie herrlich schmücken. Fürs erste blühte nämlich die Poesie in der klassischen Periode allseitiger als im Mittelalter. Nicht bloß erscheinen nun im Garten unserer Poesie die Beete der epischen, lyrischen und didaktischen Dichtung in herrlichstem Flor, sondern es entfaltet sich auch das Drama, diese höchste und schwierigste Dichtungsart, von der die dritte Periode kaum einen Keim aufweist, jetzt zu großartiger Pracht. Lessing („Minna von Barnhelm", „Emilia Galotti"), Goethe („Iphigenie", „Tasso", „Faust") und Schiller („Wallenstein", „Jungfrau von Orleans", „Maria Stuart", „Wilhelm Tell") erhoben das deutsche Drama zu einer auch vom Auslande angestaunten Vollkommenheit. Allseitiger blühte aber die Poesie auch insofern, als gar manche neue Dichtungsgattungen zu den alten, längst bekannten hinzukamen, so z. B. das idyllische Epos, die Ballade, die arabische Makame, das Ghasel usw. — Das Letztgesagte weist aber schon hin auf den andern Vorzug der klassischen Zeit, daß sich in ihr unsere Poesie zu einer universalen, zu einer Weltpoesie erhob. Fast alle Poesien der Welt spiegeln sich seitdem in der deutschen Dichtung ab. Die altgriechischen Rhapsoden wie die spanischen Romanzendichter und Dramatiker (Calderon!), der alte Horaz wie der Sonettendichter Petrarca, die persischen, arabischen,

Digitized by Google

indischen Sänger wie die französischen Troubadours, kurz, die Dichter fast aller Zonen und Völker sind seitdem in unserer Poesie vertreten und können bei uns ihre heimischen Weisen in deutscher Sprache vernehmen. Es ist, als ob der zweite Frühling unserer Poesie die Singvögel aller Arten der Erde nach Deutschland gelockt hätte: so mannigfaltige Töne, so neue, von Deutschen nie gehörte und gesungene Lieder erschallten nun; so hoch und so tief, so natürlich und auch wieder so kunstvoll trillernd, so wehmutsvoll klagend und doch so heiter neckend sangen nun viele der einheimischen Sänger, sangen es mit deutschen Zungen, und nicht bloß nachahmend, sondern auch selbst komponierend, in Freiheit und Originalität[1]. Herder hatte durch seine „Stimmen der Völker" die erste Anregung hierzu gegeben (vgl. § 70), Goethe schloß sich an, die Romantiker gingen mit großer Vorliebe darauf ein, Rückert, Platen, Uhland beteiligten sich lebhaft. Eine große Menge neuer poetischer Stoffe und neuer Formen kam so in unsere Poesie. Von den letzteren nennen wir als französische Formen das Rondeau und Triolett, ferner als italienische Formen die Ottave oder achtzeilige Stanze, das Sonett, welches seit Gottsched ganz vernachlässigt war, nun aber von Bürger wieder eingeführt und von den Romantikern, besonders von A. W. Schlegel, meisterhaft gepflegt wurde, die von den Romantikern eingeführten Terzinen, Kanzonen, Sestinen, Madrigale, die zuerst von Rückert gedichteten Sizilianen und Ritornelle. Von spanischen Formen wurden neben den vierzeiligen trochäischen Strophen hauptsächlich noch die Dezime, die Glosse, die Tenzone und die Cancion nachgebildet, und zwar gleichfalls zuerst von den Häuptern der Romantik. Von orientalischen Formen hat nur die persische Vierzeile und das damit verwandte Ghasel Verbreitung gewonnen; Platen ist der Meister des Ghasels. Rückert hat auch die arabische Makame trefflich übersetzt. Daraus, daß unsere Klassiker eine solche Gewalt über die deutsche Sprache und eine ebenso gründliche wie allseitige Kenntnis aller möglichen alten und neuen metrischen Formen hatten, daß sie sich in einen Wettgesang mit den Dichtern aller Nationen einließen und spielend den Lorbeer sich ersangen, erklärt sich ein dritter Vorzug der klassischen Zeit: die hohe formelle Schönheit und Kunstmäßigkeit, in der die meisten und die Hauptdichtungen der klassischen Zeit prangen. Unsere Klassiker brachten es

[1] Freilich kamen dabei auch Mißgriffe, Extravaganzen vor, und infolgedessen „exzentrische und monströse Dichtungen" (Fr. v. Schlegel), indem man auch Formen in der deutschen Poesie und in der Gegenwart einbürgern wollte, die nur für eine gewisse (vergangene) Zeit oder für eine gewisse Nation passend waren, und in denen nun das deutsche Gedicht wie in einer Zwangsjacke erschien. — „Das Schauspiel", sagt Goedecke, „hatte schon lange mit viel gutem Willen gegen die Herrschaft der französischen Regeln der Einheit des Ortes und der Zeit gekämpft. Der ganze Zuschnitt des gesellschaftlichen Lebens war aber so durch und durch im französischen Geschmack, daß der Charakter des Schauspiels, das ein Abbild des Lebens gibt, kaum ein anderer sein konnte."

Digitized by Google

hierin unbestritten zu einer bis dahin noch nie dagewesenen Vollendung, zu einer einzig dastehenden künstlerischen Meisterschaft.

9. Nach dieser Übersicht und Vergleichung werden wir die mit Recht oft abgedruckten herrlichen Worte Vilmars verstehen, in welchen er die klassische Zeit mit dem ersten Frühling vergleicht: „Die mittelalterliche Blüteperiode ist eine Waldheide voll üppigen Graswuchses, voll duftiger Waldkräuter, voll wilder Blumen, die vom Felsen herabhangen, aus dicht verwachsenem, grünem Gebüsch halb heimlich hervorschauen und die einsame Waldwiese am rauschenden Gebirgsbach hinab mit ihren bunten, zarten Köpfchen schmücken; Bienen summen über die Heide und verbergen sich in den tiefen, blauen Kelchen der Waldglockenblumen; auf den Zweigen singt das Rotkehlchen sein einfaches Lied, und aus dem Dickicht schallt der fröhliche Gesang der Drossel und der tiefe Schlag der Amsel. Das neue Blütenalter aber ist ein urbar gemachtes Grundstück, mit harter Arbeit der Wildnis abgewonnen und zum zierlichen, glänzenden Garten umgestaltet; über das kunstreiche Gatter nicken fremde, seltene Sträuche mit köstlichen Blumendolden; eine reiche Fülle der edelsten Zierblumen ist in Gruppen und Beeten auf das gefälligste zusammengestellt; aus den halb geöffneten Glaswänden des Gewächshauses dringt der aromatische Duft einer südlichen Pflanzenzone, und seltsame Kaktus strecken ihre stachlichten Arme hervor, aus denen glühende Blumenflammen hervorschlagen; Goldfische spielen in Marmorbecken; aus einem Gebüsch von Gewürzstrauch und Cytisus winkt eine goldvergitterte Voliere mit den glänzend gefiederten Bewohnern der amerikanischen Wälder."

Erste Gruppe.

Klopstock und Lessing nebst ihren Nachfolgern.

§ 59. Klopstock.

(Seine Personalien.)

1. Friedrich Gottlieb Klopstock wurde am 2. Juli 1724 in Quedlinburg geboren. Seine Knabenjahre verlebte er an den lieblichen Ufern der Saale, wo sein Vater ein Amt (d. i. ein großes Gut) gepachtet hatte. Die freie Natur war ihm die liebste Schule, Gymnastik lieber als Grammatik. Später kam er als Zögling in die „Schulpforte", eine damals berühmte Lehranstalt (bei Naumburg). Mit Eifer griff er jetzt nach den alten Klassikern, versuchte sich auch schon in Oden und Schäfergedichten, versäumte aber nebenbei keineswegs seine Liebhabereien: Reiten, Schwimmen und Eislauf. — Zu Leipzig studierte er Theologie; doch nahm er später kein geistliches Amt an, sondern wurde Hauslehrer zu Langensalza (1748). Von 1750 an lebte er als Dichter da und dort, wohin ihn eben reiche Gönner riefen. So lud Bodmer

Digitized by Google

ihn nach Zürich, fand ihn aber zu weltlustig, was die Freundschaft auflöste. Der glänzendste Glücksstern ging ihm im Norden auf, indem ihn der König von Dänemark an seinen Hof berief. Vom Jahre 1751 bis 1771 weilte Klopstock daselbst, mit Ehren überschüttet. — Sein Greisenalter verlebte er in Hamburg, das stolz auf ihn war und ihm eine Leichenfeier veranstaltete, wie kein zweiter Dichter sie bekam. 1803 (er starb am 14. März) senkte man ihn neben seiner „Meta" (Meta Moller von Hamburg, die Cidly seiner Oden, die er 1754 geheiratet hatte) in die Erde, deren von ihm gesetzte Grabschrift nun auch ihm galt: „Saat von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen" (aus dem elften Gesang des „Messias"). In Ottensen bei Hamburg sind die zwei Gräber.

2. Klopstock war klein von Person, aber stark und gesund bis in das hohe Alter. Seinem leiblichen Wesen nach war er ein echter Naturmensch; denn von frühester Jugend an bis in das Greisenalter hinauf tummelte er seinen Körper soviel wie immer tunlich in freier Natur, übte und härtete ihn ab durch Springen, Klettern und Eislauf. — Diesem körperlich so abgehärteten Menschen schlug ein überaus gefühlvolles Herz in der Brust, zum Schwärmen wie geschaffen. Wo es sich um Freundschaft, Freiheit, Liebe ꝛc. handelte, wurde er schnell zur höchsten Begeisterung fortgerissen, bisweilen so sehr, daß der Kopf mit dem Herzen davonging. So kam es, daß er die französische Revolution also besang: „Glückliche Zeit und ich glücklich, der sie noch sah!" Erst das von der Guillotine strömende Blut öffnete ihm die Augen.

3. Wie sein Vater war Klopstock ein biederer, christusgläubiger, lebensfroher Mann. Ferner war er mit Herz und Mund deutsch, ein abgesagter Feind der Nachäfferei des Auslandes. Daß sein Herz auch für die Freiheit hoch schlug, wurde vorhin schon angedeutet. Von seinem angenehmen Wesen im Umgang berichtet Sturz: „Klopstock ist heiter in jeder Gesellschaft, fließt über von treffendem Scherz, spottet nie bitter, erträgt auch Widerspruch gern."

Der Patriotismus war es eigentlich, der Klopstock antrieb, ein Nationalepos zu dichten. Er hoffte dadurch der deutschen Poesie und so auch dem deutschen Volke die Hochachtung des Auslandes verschaffen zu können. Anfangs wollte er Heinrich den Vogler in einem Epos verherrlichen; aber ein Traum und noch mehr der mächtige Eindruck von Miltons „Verlorenem Paradies" lenkte sein Auge auf einen viel erhabeneren und preiswürdigeren König, den Erlöser, hin.

§ 60. Klopstock als Dichter.

1. Klopstocks Hauptwerk ist das große Epos „Messias", gewöhnlich die „Messiade" genannt. Schon in der Schulpforte faßte er den Plan dazu. Durch die ihn begeisternde Lektüre der Poesien Bodmers, Breitingers und besonders von Miltons „Verlorenem Paradies" wurde der Gedanke in ihm

Digitized by Google

reif, „das Heiligste in der schönsten Sprache darzustellen“. In Leipzig ging er an die Ausführung, indem er sich zurief:

Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlecht zu der Liebe der Gottheit,
Leidend, getötet und verherrlichet, wieder erhöht hat! —

Und so gleicht der „Messias“ mit seinen 20 Gesängen einem erhabenen Dome, den Klopstock mit 20 Wandgemälden schmückte. Zur Vollendung des Ganzen ließ er sich jedoch Zeit, denn er arbeitete 25 Jahre daran; ihm fehlte der eiserne Fleiß Schillers. Die ersten drei Gesänge erschienen 1748 im Drucke, und zwar in der Wochenzeitschrift jenes Leipziger Dichterbundes („Bremer Beiträger“, vgl. § 54), dessen Mitglied Klopstock als Student war. Sie machten großes Aufsehen ringsum im deutschen Lande und über seine Grenzen hinaus und erregten große Bewunderung. Viele ehrten den Dichter, der erst 21 Jahre zählte, wie einen Propheten des Alten Bundes.

Nur Professor Gottsched, der zwar lange Zeit das große Wort in Sachen der Dichtkunst geführt hatte, aber damals schon nicht mehr viel galt, verhöhnte die Dichtung und den Dichter, ebenso sein kleiner Anhang. Die Masse der Gebildeten aber, besonders die jüngere Generation, jauchzte Klopstock zu und reichte ihm den Lorbeer. Mit Recht, denn die ersten Gesänge der Messiade waren in der Tat die Erstlinge eines neuen Frühlings unserer Poesie.

2. Die Messiade sollte nach des Dichters Plan ein *Nationalepos* werden, aber sie wurde es nicht. Zum *Epos* hat sie zu wenig Handlung und zu viel Gerede. Alle Personen beweisen ihre Gegenwart mehr im Reden als im Handeln. „Der Dichter ruft fast immer nur den Geist unter die Waffen, ohne die Sinne mit einer Anschauung zu erquicken“ (Schiller). Die Messiade ist daher mehr ein episch-lyrisches Gedicht. — Noch weniger wurde dasselbe ein *Gemeingut der Nation*; denn wenn auch die ersten Gesänge überaus viel gelesen wurden, so kühlte sich doch die Teilnahme mit jedem folgenden Gesang immer mehr ab, so daß die Messiade zwar viele Bewunderer hatte, aber wenige Leser fand. Gerügt wird auch, daß der Dichter willkürlich von den Evangelien abweicht, daß er „Christus und die Apostel zu weichlich und sentimental auffaßt“ (Herder), daß sogar Teufel (Abadonna) gerührt werden und als der Reue und Begnadigung (vgl. XIX. Gesang) fähig erscheinen. Die ersten zehn Gesänge sind weitaus die besten; aber auch in den übrigen finden sich einzelne herrliche Episoden, z. B. der Tod der Maria, der Schwester des Lazarus, im XII., die Erscheinung des Auferstandenen im XIV. Gesang.

Nichts begreift sich leichter als dies, daß die Messiade bei der deutschen Nation nicht populär wurde. Schon darum fiel das lesende Publikum rasch von dem Dichter des Messias ab, weil er den Leser fort und fort mit den Ergüssen seiner überschwenglichen Lyrik ermüdet, ihn fast nie auf der Erde läßt, sondern bald in den Himmel, bald

Digitized by Google

in die Unterwelt entrückt, ihm (mit nur sehr wenig Zwischenpausen) seitenlange, in hohem Tone gehaltene Reden von göttlichen Personen oder von Engeln, abgeschiedenen Geistern ꝛc. anzuhören zumutet und nur höchst selten, den epischen Faden fortspinnend, die Szene einer Handlung, wobei der angestrengte Geist etwas ausruhen könnte, vorführt. Dazu kommen noch einige andere Umstände: das Versmaß, der altgriechische Hexameter, so gut seine Einführung für die fernere Entwicklung der deutschen Prosodie ꝛc. war, behagt dem deutschen Volke, dem großen Teil der Leser nicht; ferner fehlt in der Messiade der Reim, welcher seit uralter Zeit im deutschen Volke heimisch, deutsch-national geworden ist; endlich war Klopstocks Sprache zu neu und schwierig, wie sie auch heute noch der Schwierigkeiten genug hat, obgleich die nachfolgende Poesie vieles von ihm neu Aufgebrachte annahm.

3. Viel besser als das Hauptwerk sind Klopstocks Oden, Hymnen, Psalmen und Elegien. Besonders seine vielfach an Horaz erinnernden Oden sind wahrhaft klassisch, die späteren etwa ausgenommen. Sie sind der reinste Spiegel seines ganzen Wesens. Am begeistertsten stimmte er seine Harfe zu des Höchsten Preis, z. B. in der „Frühlingsfeier", in „Die Welten", in dem „Dem Erlöser" gesungenen Hymnus („Der Seraph stammelt"). Aber auch das Vaterland, die Freundschaft (am schönsten in dem später „Wingolf" betitelten Freundschaftsgesang), die Liebe, die Freiheit, die Natur (so in der Ode „Der Zürcher See", beginnend: „Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht"), der Wein (so in der Ode an den Rheinwein, beginnend: „O du der Traube Sohn") und selbst der Eislauf wurden von dem Odendichter verherrlicht.

4. Klopstock versuchte sich auch im Kirchenliede; aber der Versuch mißlang, insofern nämlich, als er nur geistliche Lieder, keineswegs aber Kirchenlieder hervorbrachte. Das Kirchenlied muß volkstümlich, leicht verständlich sein; dazu aber war Klopstocks Genius nicht angelegt. Nur das eine volkstümliche Element gab er diesen Liedern, den Reim, dem er sonst so konsequent und schon von ferne auswich. Außerdem sind aber diese Lieder viel zu subjektiv gehalten; es sind eben seine, des Dichters, religiöse Empfindungen, seine, nicht der Gemeinde Lieder. Die schönsten aus ihnen werden wir deshalb nicht als Kirchenlieder, sondern nur als geistliche Lieder im Andenken bewahren, besonders das Unsterblichkeitslied: „Selig sind des Himmels Erben", und das bei des Dichters Begräbnis gesungene Auferstehungslied: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du, Mein Staub, nach kurzer Ruh'!"

5. Von Klopstocks dramatischen Dichtungen nur wenige Worte, weil sie durchaus mißraten sind. Sein religiöser Sinn trieb ihn an zur Dichtung der drei ziemlich langweiligen und zum Aufführen nicht geeigneten biblischen Schauspiele: „Der Tod Adams", „Salomo" und „David". Sein Patriotismus führte ihn zur Dichtung der sog. Bardiete, dramatisch-kriegerischer Gesänge, deren Inhalt aus der ältesten deutschen Geschichte, aus der Zeit der vermeintlichen deutschen Barden genommen ist. Deren

Digitized by Google

Überschriften („Hermanns-Schlacht", „Hermann und die Fürsten", „Hermanns Tod") lauten recht erhebend, kerndeutsch; allein der Inhalt ist viel zu unhistorisch, und die Helden sind viel zu sehr Gefühlsmenschen, so wie der Dichter selbst, ja schmachtend.

6. Übrigens hat kaum ein anderer Dichter einen so mächtigen, vorwiegend heilsamen Einfluß auf die deutsche Poesie ausgeübt wie Klopstock. Was Haller und Drollinger nur anregten, das hat er mit Genie und Glück durchgeführt; er hat nämlich unsere Poesie aus der Enge des spießbürgerlichen Lebens, aus der Sphäre der Hochzeits- und Leichencarmina vollends erlöst. Die Dichter vor ihm konnten das deutsche Herz gar nicht oder nur sehr schwach befriedigen, am allerwenigsten das Frauenherz. Klopstock kam, griff in die Harfe, und sofort erscholl das rechte Lied für das deutsche, längst ernüchterte, leer gelassene Herz; es erscholl insbesondere auch das zarte, reine Lied für das deutsche Frauenherz. Ja, er sang wieder „von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt, er sang von allem Hohen, was Menschenherz erhebt". Mitten in einer christusentfremdeten Zeit trat er, des Kreuzes sich wahrlich nicht schämend, hervor und besang den, welcher allein das Herz befriedigen, beseligen kann. Er legte sich Seraphsflügel an, erhob sich zum kühnsten Fluge und sang das hohe Lied der Erlösung. Ähnlich begeistert besang er die Freundschaft, das Vaterland, die reine in Gott verklärte Minne, die Natur ꝛc. Und bei all dem war er ein so echt deutscher Sänger; jede Ader an ihm war deutsch: sein Denken und sein Fühlen, sein Lieben und sein Zürnen, sein Leben und Streben waren deutsch.

7. Aber auch in formeller Hinsicht hat er großen und nachhaltigen Einfluß geübt. Vor ihm herrschte eine so langweilige Einförmigkeit und Regelmäßigkeit in dem Ausdruck, daß alle Schriften einander gleichsahen, daß zwischen der Sprache der Poesie und der Prosa kaum ein Unterschied bemerkt wurde; Klopstock nun hat in der Kraft seines Genies eine neue poetische Sprache begründet; er hat ihr Kraft, Feuer, Schwung, Leidenschaftlichkeit, Würde eingegossen; er hat dies erreicht durch die Wiederaufnahme veralteter Ausdrücke, durch die Bildung neuer Wörter und neuer Zusammensetzungen, durch Anwendung zahlreicher Partikeln, durch ungewöhnliche Wortstellungen und größte Kürze. Ferner hat Klopstock das „Hackbrett des Alexandriners" endlich zerschlagen, hat den Hexameter und damit den Daktylus wie den Anapäst und Spondeus feierlich in die deutsche Poesie eingeführt, viele alte lyrische Formen neuerweckt; er hat also das Werk Opitzens fortgesetzt und ergänzt, er hat den Fehler Opitzens gutgemacht.

8. Trotz all dieser Anerkennung dürfen wir jedoch nicht blind sein gegen die Mängel der Klopstockschen Poesie. Einmal was den Inhalt betrifft, so macht sich eben darin bis zum Überdruß das Weiche, Weinerliche seiner Gemütsstimmung geltend, weshalb sich uns der im Leben so heitere Mann hier

Digitized by Google

so gern mit „weinenden Augen" vorstellt (vgl. die Ode an Ebert). Freilich war dies eine Krankheit der Zeit und hat ihm die Herzen der Zeitgenossen nur noch mehr gewonnen; allein von der Gegenwart aus gesehen, muß man es bedauern, daß Klopstock, der erstmals in der deutschen Poesie der Sentimentalität huldigte, die Kranken nur noch kränker machte. In der Tat wirkte er in dieser Beziehung gleichsam als deutscher Ossian[1]. Die sentimentale Poesie, Tränenseligkeit und Melancholie in sich bergend, kam immer mehr in Flor, und gar, als der englische Gefühlsdichter (in Übersetzung) auch nach Deutschland herüberkam und so dem deutschen Bruder zu vereintem Wirken die Hand reichte! Und was dann die Form betrifft, so verfiel Klopstock gar oft in den Fehler des gesuchten Ausdrucks, der geschraubten Darstellung, der Dunkelheit, ja Unverständlichkeit, sowie auch das sein Verdienst schmälert, daß er den Reim aus unserer Poesie vertreiben wollte.

1. Bruchstück aus dem 7. Gesang des Messias.

Unterdes war der ewige Sohn bei Pilatus im Richthaus,
Und Pilatus befragt' ihn: Du bist der König Judäas? —
Jesus schaut' mit gelinderem Ernst dem Römer ins Antlitz:

Wär' ich ein König der Erde, wie ihr besiegtet, so hätt' ich
Völker, die stritten für mich; ich bin kein König der Erde.

Aber so bist du denn doch ein König? — Ich bin es! Ich ließ mich
Zu der Erd' herunter, ich ward geboren, die Menschen
Wahrheit zu lehren. Wer sich der Heiligen weihte, versteht mich!

Hier bricht Pontius ab und sagt mit der Miene des Weltmanns,
Der kurzsichtig, doch lächelnd, des Ernstes Sache verurteilt:
Was ist Wahrheit? — Er hatt' es gesagt und begleitet' ihn wieder
In die Versammlung zurück. Ich finde, sagt' er den Priestern,
Keine Schuld des Todes an ihm. Ihr nanntet vorher mir
Galiläa. Dort lehnt' er sich auf. Drum sehet, ich send' ihn
Zu Herodes. Es ist sein Gebiet. Er bestraf' ihn! Und sollte,
Wie mir es scheint, die Frage vielmehr von eurem Gesetze
Als von Empörungen sein, so ist es wieder Herodes,
Der sie besser entscheidet als ich. — So gebot Pilatus.

Unterdes kam die Mutter des liebsten unter den Söhnen,
Nach durchwachter einsamer Nacht, mit dem Schauer der Dämm'rung

---

[1] Ossian war nach alten Sagen ein Barde des 3. Jahrhunderts, Sohn des Königs Fingal, blind wie Homer. Im Jahre 1765 nun edierte der schottische Gelehrte Macpherson eine angebliche Sammlung wiedergefundener Lieder dieses keltischen Barden in einer Übersetzung, welche ungeheures Aufsehen in England und dann in ganz Europa erregte. Man las wieder und wieder mit Entzücken diese sanfte, melancholische, träumerische Poesie und übersah, daß ein altkeltischer Volkssänger doch viel schlichter und einfacher gesungen haben müsse. Endlich ward offenbar, daß Macpherson selbst dieser Ossian sei.

Digitized by Google

Nach Jerusalem, fand ihn im Tempel nicht, wo sie ihn suchte,
Fand den göttlichen Sohn nicht. Versenkt in ängstliches Staunen,
Höret sie von den Palästen der Römer herüber ein dumpfes,
Tief aufsteigend Getöse. Sie ging dem Getös entgegen,
Ohne daran zu denken, woher es entstünde. Nun geht sie
Unter dem Volke, das rings durch Jerusalem gegen den Richtstuhl
Drang. Beklommen, allein noch ruhig wegen des Aufruhrs
Ursach', naht sie dem Richtstuhl sich. Hier sieht sie Lebbäus.
Doch kaum sah Lebbäus die Mutter, da floh er. Ach, flieht er?
Warum wendet er sich? So dachte Maria. Die Vorsicht
Zückt' auf sie mit diesem Gedanken das Schwert, das bestimmt war,
Ihr durch die Seele zu gehn. Maria erhub sich und sahe
Jesus. Ihr Engel, als er die Todesblässe, mit der sie
Bleich ward, als er die starrenden Augen der Mutter erblickte,
Wandt' er sein Antlitz. Doch sie, da ihrem Auge das Dunkel,
Ihrem Ohr die Betäubung entsank, ging vorwärts und bebte
Näher zum Richtstuhl hin und sah noch einmal den Sohn stehn,
Sah die mächtigen Kläger um ihn und den richtenden Römer,
Hörte die Stimme des Volkes, die rings mit Wut von dem Tode
Wiederhallte. Was sollte sie tun? Zu welcher Erbarmung
Sollte sie flehn? Sie schaute sich um, da war kein Erbarmer!
Schaute gen Himmel empor, auch er verstummte der Mutter!
Jetzo betet ihr blutendes Herz: O der ihn durch Engel
Mir verkündigen ließ, mir ihn in Bethlehems Tal gab,
Daß ich mit Mutterfreuden mich freute, mit denen der Mütter
Keine sich jemals freute, mit Freuden, die selber die Engel
In dem Liede von seiner Geburt nicht alle besangen;
Du, der Samuels Mutter erhörte, da sie am Altare
Stand und weint' und betet': Erhör', Erbarmer, den Jammer
Meiner Seele, vernimm die Angst, die mehr mich erschüttert
Als der Gebärerin Angst! Das mütterlichste der Herzen
Gabest du mir und den besten der Söhne, den besten vor allen
Erdgeborenen. Laß ihn nicht sterben, ist anders mein Flehen
Deinem göttlichen Willen gemäß, o du, der die Himmel
Schuf und der Träne gebot, zu dir um Erbarmung zu flehen!

Hier verstummt' ihr Herz. Der Strom der kommenden Scharen
Trieb sie seitwärts und nahm ihr des Sohnes Anblick. Sie entriß sich
Jetzt dem Gedränge, sie stand, sie ging, sie suchte, fand nicht,
Nicht die Jünger. Zuletzt verhüllte sie sich und weinte
Sprachlos. Als sie darauf ihr Aug' aufhebt, da erblickt sie
Sich an dem Seitenpalaste des Römers. Vielleicht, daß hier Menschen
Wohnen, denkt sie, vielleicht, daß selbst in der Schwelger Palästen
Eine Mutter gebar, der es, Mutterliebe zu fühlen,
Nicht zu klein ist. O wenn es wäre, was viele der Mütter
Von dir, Portia, sagen, daß du ein menschliches Herz hast!
O ihr Engel, die ihr bei der Krippe seiner Geburt saugt,
Wenn das wäre! Sie denkt's. Schon eilt sie die Marmorgeländer
Unverhüllter hinauf und geht in den schweigenden Sälen.
Aber nicht lang, so kömmt aus einem fernen Gewölbe
In des Palastes Seite, die sich zu dem Richtstuhl hinzog,

Digitized by Google

Eine Römerin her und sieht Maria. Die junge,
Bleiche Römerin blieb, so wie gelöst ihr das Haar floß
Und das leichte Gewand die bebenden Glieder herunter,
Voll Bewunderung stehn. Denn die Mutter des Unerschaff'nen
Zeigte, wiewohl der Schmerz sie verhüllte, in ihren Gebärden
Eine Hoheit, von Engeln, weil die auch dann sie verstanden,
Noch bewundert; verhüllt vom Schmerze, stieg sie am tiefsten
Zu den Menschen hinab, von ihnen bewundert zu werden;
Denn die kannten nicht, was an der Heitern die Himmlischen sahen.
Endlich redet die Römerin: Sag, o sage, wer bist du?
Wer du auch seist, noch nie hab' ich diese Hoheit gesehen,
Diesen göttlichen Schmerz! — Da unterbrach sie Maria:

Wenn du wirklich das Mitleid, das du in deinem Gesicht hast,
Auch in dem Herzen empfindest, so komm, o Römerin, führe
Mich zu Portia! — Mehr noch erstaunt, antwortet mit leiser,
Sanfter Stimme die Römerin: Ich bin Portia. — Du bist
Portia selbst? Ein geheimes, ein linderndes, stilles Verlangen
Wünschte mir Portia so, da ich dich sahe. Du bist es
Also selber, o Römerin? Zwar du kennest die Schmerzen
Einer Mutter nicht ganz, die zu einem Volke gehöret,
Welches ihr haßt; doch Israelitinnen selber erzählen,
Daß dein Herz voll Menschlichkeit sei. Der Mann, den Pilatus
Richtet, er hat kein Übel getan, den Tyrannen verklagen!
Ich bin seine Mutter. — Maria hat es gesprochen.
Portia blieb vor ihr stehn und sah mit sanftem Erstaunen,
Mit Entzücken sie an. Denn über den Kummer des Mitleids
Siegte der höh're Gedanke. Sie konnte jetzt nur bewundern.
Endlich rief sie: Er ist dein Sohn? Glückselige, du bist
Dieses Göttlichen Mutter? Du bist Maria? — Dann wendet
Sie sich von ihr und richtet gen Himmel ihr staunendes Auge.
Sie ist seine Mutter, ihr Götter! Euch mein' ich, ihr höhern,
Besseren Götter, die mir in dem Traume voll Ernst sich entdeckten.
Jupiter heißt ihr nicht, ihr heißet nicht Phöbus Apollo.
Aber wie euer Name auch heißt, ihr seid es, ihr sandtet
Mir die Mutter des größten der Menschen, wenn er ein Mensch ist.
Und mich bittet sie, mich? Nein, bitte mich nicht! O führe
Mich vielmehr zu ihm hin, zu deinem erhabenen Sohne,
Daß er der Dunkelheit mich, den Zweifeln entreiße, von fern nur
Auf mich blicke und mir die Lehre der Gottheit entfalte! —
Portia hatte zuletzt sich gewandt. Mit Augen voll Liebe
Suchte Maria der Römerin Aug' und redete wieder:

Wie ist deine Seele bewegt! Ja, Portia liebt mich!
Portia! o ich war es auch, war der glücklichen Mütter
Glücklichste. So hat keine der Mütter geliebt, wie ich liebe!
Aber bei deinem Herzen voll Mitleids, o Römerin, rufe
Deine Götter nicht an! Hilf selbst, sie können nicht helfen;
Und auch du vermagst nicht zu helfen, wenn Gottes Ratschluß,
Daß er sterbe, beschloß! Allein es würde Pilatus,
Wenn des Unschuldigen Blut nicht seine Seele befleckte,

Digitized by Google

Freudiger stehen vor dem Gericht des Gottes der Götter. —
Portia schaut' auf sie hin und fing an leise zu reden:
O was sag' ich zuerst? was zuletzt? wie voll ist mein Herz mir!
Erst sei dieses dein Trost, ist es anders Trost dir: Ich will dir
Helfen, du Teure! Dann wisse, die Götter, welche du meintest,
Fleht' ich nicht an. Ein heiliger Traum, von dem ich jetzt aufsteh',
Lehrte mich bessere Götter; zu denen hab' ich gebetet.
Sieh', ein Traum, wie noch keiner um meine Seele geschwebt hat,
Ach, ein himmlischer, schreckender Traum! Ich würde dir helfen,
Wärst du auch nicht, Maria, gekommen. Der Traum, den ich sahe,
Hatte mir schon für dich mit mächtiger Stimme gesprochen.
Aber er endete fürchterlich, und ich verstand ihn zuletzt nicht.
Da erwacht' ich und fand mich in kalten Schweißen. Ich eilte
Gleich, den erhab'nen Verklagten zu sehen. Da hatten die Götter
Mir des Verklagten Mutter gesandt! — Hier schwieg sie und winkte
Einer Sklavin, die ferne von ihr in der Tiefe des Gangs stand.
Denn sie gab den Befehl, da aus ihren Hallen sie eilte:
Eine Sklavin sollte sie nur in der Ferne begleiten.
Diese nahete jetzt und empfing die neuen Befehle:

Geh zu Pilatus und sag ihm: Er ist ein großer, gerechter,
Göttlicher Mann, den du richtest! Verdamme du nicht den Gerechten!
Um des Göttlichen willen, Pilatus, hat ein Gesicht mich
Heut' im Schlafe geschreckt! — So stille denn, liebende Mutter,
Deine Schmerzen und komm, daß ich unter die Blumen dich führe
Dort in die Morgensonne, damit wir die Menge nicht hören
Und ich dir sage, was mich die ernste Stunde gelehrt hat.

2. Ode: Die Frühlingsfeier.

Nicht in den Ozean der Welten alle
Will ich mich stürzen, schweben nicht,
Wo die ersten Erschaff'nen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts
Anbeten, tief anbeten und in Entzückung vergehn!

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur will ich schweben und anbeten.
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Kann aus der Hand des Allmächtigen auch!

Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten und Siebengestirne wurden,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Da ein Strom des Lichts rauscht' und unsere Sonne wurde,
Ein Wogensturz sich stürzte wie vom Felsen
Der Wolk' herab und den Orion gürtete,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Wer sind die Tausendmaltausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnten? und wer bin ich?

Digitized by Google

Halleluja dem Schaffenden! mehr wie die Erden, die quollen,
Mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!

Aber du, Frühlingswürmchen,
Das grünlichgolden neben mir spielt,
Du lebst und bist vielleicht
Ach, nicht unsterblich!

Ich bin herausgegangen, anzubeten,
Und ich weine? Vergib, vergib
Auch diese Träne dem Endlichen,
O du, der sein wird!

Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Tal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldene Würmchen hatte.

Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Mais, so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

Ergeuß von neuem du, mein Auge,
Freudentränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

Umwunden wieder, mit Palmen
Ist meine Harf' umwunden; ich singe dem Herrn.
Hier steh' ich. Rund um mich
Ist alles Allmacht und Wunder alles.

Mit tiefer Ehrfurcht schau' ich die Schöpfung an;
Denn du,
Namenloser, du
Schufest sie!

Lüfte, die um mich wehn und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr, der Unendliche!

Aber jetzt werden sie still, kaum atmen sie.
Die Morgensonne wird schwül,
Wolken strömen herauf!
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige!

Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde.
Wie beugt sich der Wald, wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein kannst,
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt sich, der Strom fliehet, und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr, Herr, Gott, barmherzig und gnädig!
Du Naher, erbarme dich meiner!

Digitized by Google

Zürnest du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde.
Vater, du zürnest nicht!

Sie kommt, Erfrischung auszuschütten
Über den stärkenden Halm,
Über die herzerfreuende Traube.
Vater, du zürnest nicht!

Alles ist still vor dir, du Naher!
Ringsumher ist alles still.
Auch das Würmchen, mit Golde bedeckt, merkt auf.
Ist es vielleicht nicht seelenlos? ist es unsterblich?

Ach, vermöcht' ich dich, Herr, wie ich dürste, zu preisen
Immer herrlicher offenbarest du dich,
Immer dunkler wird die Nacht um dich
Und voller von Segen!

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zückenden Strahl?
Hört ihr Jehovahs Donner?
Hört ihr ihn, hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?

Herr, Herr, Gott,
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sei dein herrlicher Name!

Und die Gewitterwinde? Sie tragen den Donner.
Wie sie rauschen, wie sie mit lauter Woge den Wald durchströmen
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt
Die schwarze Wolke.

Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl?
Höret ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft: Jehovah! Jehovah!
Und der geschmetterte Wald dampft;

Aber nicht unsere Hütte.
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unsrer Hütte vorüberzugehn.

Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde von gnädigem Regen.
Nun ist — wie dürstete sie! — die Erd' erquickt
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet.

Siehe, nun kommt Jehovah nicht mehr im Wetter
In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehovah,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens.

Digitized by Google

3. Die Auferstehung.

Auferstehn, ja auferstehn wirst du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh';
Unsterblich's Leben
Wird, der dich schuf, dir geben!
Halleluja!

Wieder aufzublühn, werd' ich gesät;
Der Herr der Ernte geht
Und sammelt Garben,
Uns ein, uns ein, die starben.
Halleluja!

Tag des Danks, der Freudentränen Tag,
Du meines Gottes Tag!
Wenn ich im Grabe
Genug geschlummert habe,
Erweckst du mich.

Wie den Träumenden wird's dann uns sein,
Mit Jesu gehn wir ein
Zu seinen Freuden.
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr!

Ach, ins Allerheiligste führt mich
Mein Mittler, dann; lebt' ich
Im Heiligtume
Zu seines Namens Ruhme!
Halleluja!

Andere Proben bei Reuter: Dem Erlöser; Der Zürchersee; Die frühen Gräber; bei Kellner: Die Welten.

§ 61. Klopstocks minder gute Nachfolger.

(Idyllen- und Barden-Poesie.)

1. In die Gefühlsschwärmerei Klopstocks und Ossians verirrten sich neben Ewald von Kleist mehrere Schweizer, besonders Salomon Geßner, Buchhändler und Maler in Zürich (1730—1788). Außer dem „Tod Abels" in fünf Gesängen schrieb Geßner in Prosa viele Idyllen, in denen er die Natur, das Naturleben der ersten Menschen, der Landleute und Hirten malerisch zu schildern suchte. Seine Dichtungen sind stellenweise recht schön, aber sehr arm an Handlung, entsprechen zu wenig der Wirklichkeit und sind oft widerlich sentimental (vgl. die Probe). Die Sentimentalität war aber (vgl. S. 247 und S. 274) damals Ton der gebildeten Welt: darum wurden Geßners Idyllen von ihr wahrhaft verschlungen, besonders von den Damen. Selbst nach Frankreich hin wurde er berühmt. Seine Idyllen sind die ersten in das Französische übersetzten deutschen Gedichte.

2. Die feurige Vaterlandsliebe, die sich in den Bardieten Klopstocks aussprach, wirkte elektrisch auf die deutschen Gemüter. Alsbald standen in allen Gauen sog. Barden auf — bei den alten Deutschen gab es keine Sänger unter dem Namen Barden, so wenig wie es in Skandinavien Skalden gab — und erfüllten Deutschland mit dem sprichwörtlich gewordenen „Bardengebrüll". Am meisten strengte sich Karl Friedrich Kretschmann (Gerichtsaktuar in Zittau; 1738—1809) an, der als „Barde Ringulph" die Hermannsschlacht und Hermanns Tod besang. Er war zu seiner Zeit am meisten beliebt. Poetisch mehr begabt war jedoch Michael Denis*, geb. 1729 zu Schärding am Inn, 1747 Jesuit,

Digitized by Google

1757 Priester, Präfekt an der Ritterakademie „Theresianum" zu Wien, nach Aufhebung des Ordens Bibliothekar, zuletzt Kustos der k. k. Hofbibliothek, starb 1800.

Denis ist viel wichtiger für die Literatur, als man gemeinhin anzunehmen pflegt, besonders für das Wiedererwachen der österreichischen Literatur: er zog in seiner Stellung als Lehrer an der Ritterakademie zunächst den jungen Adel und dann als Kustos der Hofbibliothek den Hof in das literarische Interesse hinein. — Selbst seine Gelegenheitsgedichte zeigen warmes Gefühl und musikalischen Klang. Er pflegte auch das Kirchenlied (nach lateinischen Mustern); man vgl. sein Lied auf Christi Tod: „Tief aus seinem Eingeweide", das mit wenigen Abänderungen noch heute ein weitverbreitetes Passionslied ist, sowie das andere: „Tief erschüttert bebt aus innern Klüften". Denis übersetzte lateinische Gedichte und Schauspiele sowie den Macphersonschen „Ossian", letzteren in Hexametern, schrieb auch zahlreiche wissenschaftliche und erbauliche Werke.

Schließlich sei noch der Schleswiger Heinrich Wilhelm von Gerstenberg (1737—1823) erwähnt mit seinem nicht ganz mißlungenen „Gedicht eines Skalden" und seiner schauerlichen, einen Dantesch Stoff verunstaltenden Hungertragödie „Ugolino" (wozu ihn Klopstock aufgemuntert hatte!).

Myrtill.

(Von Geßner.)

Bei stillem Abend kehrte Myrtill von dem mondbeglänzten Teiche zurück. Die Gegend, die sanft schlummernd im Silberscheine lag, die seelenvollen Töne der Nachtigall hatten ihn dort lange voll Entzücken aufgehalten. Als er jetzt in die Laube trat, die von der grünenden Rebe umkränzt, vor seiner einsamen Hütte stand, da fand er den alten Vater im Mondschein sanft in Schlaf gesunken, das silberweiße Haupt mit der einen Hand gestützt. Behutsam trat er näher und stellte sich mit verschlungenen Armen vor seinen Vater. Lange stand er so, das Auge auf den Greis geheftet; nur hob sich zuweilen sein Blick, von Freudentränen glänzend, durch das lichtgesäumte Laub der Rebe zum Himmel.

„O du," so sprach er, „den nächst den Göttern mein Herz am meisten ehrt, wie still und sanft schlummerst du, wie lächelnd ist der Schlaf des Frommen! Gewiß hast du den zitternden Fuß aus der Hütte hervorgelenkt, um hier in stillem Gebet den Abend zu feiern, und betend schliefest du ein. Du hast auch für mich gebetet, Vater! Ach, wie glücklich bin ich! Die Götter erhören dein Gebet; wie läge sonst unsere Hütte in dem Kreise fruchtgebogener Äste so traut und so sicher da? Wie könnte sonst auf unserer Herde und auf den Früchten unseres Feldes eine so reiche Segensfülle ruhen? Oft wenn du bei meinem schwachen Bemühen für die Ruhe deines matten Alters stille Freudentränen weinest, wenn du dann gen Himmels blickest, mir liebevoll deinen Segen gibst, ach! was empfinde ich dann, Vater! Ach, dann schwillt mir die Brust, und häufige Tränen quillen vom Auge. Da du heut an meinem Arme aus der Hütte gingest, um dich an dem Strahl der Sonne zu laben, da du die frohe Herde um dich her und die Bäume voll Früchte sahest und rings die lachende Flur, da sprachst du: Meine Haare sind in Freuden ergraut; seid immer gesegnet, Gefilde! Bald wird euch mein dunkelnder Blick nicht mehr durchirren; bald werd' ich euch mit einem seligeren Gefilde vertauschen. Ach, Vater, bester Freund! Bald soll ich dich verlieren? Schmerzlicher Gedanke! Ach, dann — dann will ich mir einen Altar neben deinem Grabe pflanzen, und so oft mir ein seliger Tag kommt, wo ich Notleidenden helfen kann, dann will ich, Vater, Milch und Blumen auf dein Grabmal streuen."

Digitized by Google

Jetzt schwieg er, und sein tränenvolles Auge hing noch an dem Greise. „Wie er so lächelnd daliegt und schlummert!“ sprach er schluchzend. „Es stieg wohl eben von seinen frommen Taten ihm eine im Traume vor den Geist. Wie schön der silberne Strahl des Mondes sein kahles, ehrwürdiges Haupt und den glänzend weißen Bart umfließt! O daß die Kühle des Abends dir nicht schade und der feuchte Tau!“ Und um ihn leise zu wecken, küßte er ihm die Stirne und führte ihn dann in die Hütte, um sanfter auf weichem Vließ zu schlummern.

§ 62. Klopstocks bessere Nachfolger.

(Der sog. Hainbund und seine Freunde.)

1. Zu den begeisterten Verehrern des Messiasdichters zählte auch eine Schar Göttinger talentvoller und strebsamer junger Männer und Studenten, wie Hahn, Hölty, Leisewitz, die beiden Miller, Wehrs, Voß, Boie usw. Sie gaben (seit den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts) den sog. „Göttinger Musenalmanach“ heraus, in welchem sie ihre Poesien veröffentlichten. Bei Gelegenheit eines Ausfluges nun, den sie ihrer sechs (die obigen außer Leisewitz und Boie) miteinander machten, schlossen sie einen förmlichen Dichterbund (12. September 1772) und gelobten sich ewige Freundschaft. Da die feierliche Szene in einem Eichenhaine vor sich ging, „wo sie Mond und Sterne zu Zeugen ihres Bundes riefen“, so nannten sie ihn später den „Hain“. Bald wurden auch die gräflichen Brüder Stolberg aufgenommen.

2. In diesem Bunde wurde aufs lebhafteste für Klopstock und seine Dichtungen, besonders seine Oden geschwärmt. Er war ihr Ideal; patriotisch, fromm, freisinnig, wie er dichtete, wollten sie auch dichten. Sie wollten alles Undeutsche, Unchristliche, Unwahre, Gemeine aus der Poesie verdrängen. Jede Vereinsversammlung wurde mit dem Vorlesen einer Klopstockschen oder Ramlerschen Ode eröffnet. An des Gefeierten Geburtstag stand einmal obenan ein mit Rosen bestreuter Lehnstuhl frei für Klopstock, dessen Werke darauf lagen. Ihr Streben war ein schöner Traum; ihn zu verwirklichen, reichte aber ihre Kraft nicht aus. Auch waren sie sich zu wenig klar über „Freiheit, Tugend“ 2c. Der Bund dauerte auch kaum über die Studienjahre hinaus. Die einen ereilte früher Tod, und die Überlebenden liefen in ihren Schicksalen wie in ihren Charakteren auseinander. Je älter sie wurden, desto verschiedener dachten sie über die angestrebte Freiheit, Wahrheit 2c. Von Klopstock hatte gleichsam jeder ein anderes Stück seines Wesens geerbt. Später schlossen sich noch einige Dichter als Geistesverwandte, sozusagen als Freunde des Bundes, diesem Kreise an, wie Claudius, Bürger 2c.

3. Die eigentliche Seele des Bundes war Johann Heinrich Voß, der durch das Los zum Senior gewählt wurde. Er war jünger als fast alle andern (geb. 1751 in Sommersdorf in Mecklenburg als der Sohn eines armen Bier- und Branntweinwirtes, der später Lehrer in Penzlin wurde). Boie druckte Gedichte von ihm in seinem „Musenalmanach“ ab, zog ihn (1772) nach Göttingen und unterstützte da den armen Studenten, der

Digitized by Google

Theologie, dann Philosophie studierte. 1777 ehelichte er Boies Schwester; 1778 wurde er Rektor zu Otterndorf; 1782 verhalf ihm Stolberg zum Rektorat in Eutin. Nach seiner Pensionierung (1802) siedelte er nach Jena, dann nach Heidelberg über, wo er als Professor mit 1000 Gulden Gehalt endlich sorgenfrei bis zu seinem Tode (1826) lebte, nachdem er früher viel mit des Lebens Not gekämpft hatte. — Voß war gelehrter als alle im Bunde, aber auch der schroffste unter ihnen. Klopstocks Vorliebe für klassisches Altertum fand sich bei ihm doppelt und dreifach. Wie er aber für die heidnischen Klassiker schwärmte, so haßte er entschiedene Christgläubigkeit, besonders den Katholizismus. Seine Schriften und selbst seine Poesien, z. B. manche Oden und Lieder, beweisen dies. In seiner „Luise" wird Christus mit Moses, Mohammed und Confucius auf eine Stufe gestellt. Die Strenggläubigen nannte er „Anschwärzer", und er selbst war der eifrigste, selbst gegen seinen innigen Jugendfreund Friedrich Stolberg, da dieser Katholik wurde. Die gehässige Anfeindung des letzteren gereicht dem hochbejahrten Manne keineswegs zur Ehre, um so weniger, als Stolberg ihm in der Jugend viele Wohltaten erwiesen hatte. Goethe äußerte sich über die Vossischen Schmähschriften, es sei ihm bei Lesung derselben zu Mute gewesen, „als lese er ein Kapitel aus Dantes grauser Hölle". Stolberg aber, der zu derselben Zeit sein Büchlein von der Liebe schrieb, erwiderte seinem Gegner nur maßvoll und versöhnlich. — Ein Hauptverdienst erwarb sich Voß als Übersetzer der lateinischen und griechischen Dichter, besonders Homers. Dabei strebte er mit Glück nach genauer Wiedergabe der Originaldichtung in Inhalt und Form. Treffend sagt Scherer über seine Odyssee in ihrer ersten Fassung (denn die später umgearbeitete war nicht mehr so musterhaft): „Endlich erschien der wirkliche Homer in deutschem Gewande, schlicht, einfältig, treuherzig, im Tone weder zu niedrig noch zu hoch, im Stile verständnisvoll nachgebildet, das Formelhafte nicht verwischt, die Beiwörter glücklich bewahrt, ein Werk hingebenden Fleißes und ernster Vertiefung, überall auf einer klaren Anschauung altgriechischer Zustände ruhend." Der Übersetzung der Odyssee (1781) folgte die weniger gelungene der Ilias erst 1793. Außerdem übertrug er (schon etwas „fabrikmäßig") den Virgil, Horaz, Ovid, Tibull, Properz, Hesiod, Theokrit, Äschylus und Aristophanes ins Deutsche, und wenn er auch diese nicht so vollkommen wiedergab wie den Homer, so erschloß er eben doch erstmals dem nicht gelehrten Lesepublikum die Schätze antiker Poesie. Als Dichter ist Voß bedeutend nur in der Idylle. Vom Wohllaut der Verse sticht der Inhalt nicht selten stark ab, weil er zu alltäglich und trivial ist. In diesem Tadel vereinigen sich die meisten Kritiker. Seine beste Idylle ist unstreitig „Der siebzigste Geburtstag" (1781). Am meisten entzückte aber seine an seichter Aufklärung leidende „Luise" (erste Gesamtausgabe 1795), ein nach Idyllen gegliedertes „ländliches Gedicht", das bekanntlich Goethe zu seiner Dichtung „Hermann und Dorothea" anregte.

Digitized by Google

Die erste Idylle, „das Fest im Walde", schildert die Geburtstagsfeier der Hauptperson Luise, der Tochter des Pfarrers von Grünau, gar ausführlich, aber in schönen Hexametern. Da tritt ein Hofmeister und Pfarrkandidat auf, namens Walter, der sich bald zur Tochter des Hauses sehr hingezogen fühlt. In der zweiten Idylle, „der Besuch", ist Walter Pfarrer geworden, hat sich mit Luise verlobt und überrascht an einem kalten Wintermorgen die Braut mit einem Besuch. In der dritten Idylle, „die Vermählung", wird die Hochzeit vorbereitet; dann wird diese selbst bis in die kleinsten Einzelheiten geschildert, wobei einige ziemlich platte Scherze fallen.

In dem ziemlich großen Gedichte ist so viel alltägliches, ganz gewöhnliches Geschwätz, und die auftretenden Personen sind so farblos porträtiert, daß man in das Urteil vieler Kritiker einstimmen muß, des Gedichtes Wert bestehe nur darin, daß es ein äußerst anschauliches „Kultur- und Kostümbild" des einfachen bürgerlichen Lebens des 18. Jahrhunderts sei und uns einen wehmütig stimmenden Einblick in die religiöse Anschauung der Pastorenfamilien jener Zeit gewähre.

Der siebzigste Geburtstag.

Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens,
Saß der redliche Tamm in dem Lehnstuhl, welcher mit Schnitzwerk
Und braunnarbigem Zucht voll schwellender Haare geziert war:
Tamm, seit vierzig Jahren in Stolp, dem gesegneten Freidorf,
Organist, Schulmeister zugleich und ehrsamer Küster,
Der fast allen im Dorf, bis auf wenige Greise der Vorzeit,
Einst Taufwasser gereicht und Sitte gelehrt und Erkenntnis,
Dann zur Trauung gespielt und hinweg schon manchen gesungen.
Oft nun faltend die Händ' und oft mit lauterem Murmeln
Las er die tröstenden Sprüch' und Ermahnungen. Aber allmählich
Starrte sein Blick, und er sank in erquickenden Mittagsschlummer.
Festlich prangte der Greis in gestreifter kalmankener Jacke;
Und bei entglittener Brill' und silberfarbenem Haupthaar
Lag auf dem Buche die Mütze von violettenem Sammet,
Mit Fuchspelze verbrämt und geschmückt mit goldener Troddel.
Denn er feierte heute den siebzigsten frohen Geburtstag,
Froh des erlebten Heils. Sein einziger Sohn Zacharias,
Welcher als Kind auf dem Schemel gepredigt, und von dem Pfarrer
Ausersehn für die Kirche, mit Not vollendet die Laufbahn
Durch die lateinische Schul' und die teuere Akademie durch,
Der war jetzt einhellig erwähleter Pfarrer in Merlitz
Und seit kurzem vermählt mit der wirtlichen Tochter des Vorfahrs.
Ferner hatte der Sohn zur Verherrlichung seines Geburtstags
Edlen Tabak mit der Fracht und stärkende Weine gesendet,
Auch in dem Briefe gelobt, er selbst und die freundliche Gattin,
Hemmten nicht Hohlweg' und verschneiete Gründe die Durchfahrt,
Sicherlich kämen sie beide, das Fest mit dem Vater zu feiern
Und zu empfahn den Segen von ihm und der würdigen Mutter.
Eine versiegelte Flasche mit Rheinwein hatte der Vater
Froh sich gespendet zum Mahl und mit Mütterchen auf die Gesundheit
Ihres Sohns Zacharias geklingt und der freundlichen Gattin,

Digitized by Google

Die sie so gern noch sähen und Töchterchen nennten und bald auch
Mütterchen, ach! an der Wiege der Enkelin oder des Enkels!
Viel noch sprachen sie fort von Tagen des Grams und der Tröstung,
Und wie sich alles nunmehr auflös' in behagliches Alter:
„Gutes gewollt, mit Vertrau'n und Beharrlichkeit, führet zum Ausgang!
Solches erfuhren wir selbst, du Trautest, solches der Sohn auch!
Hab' ich doch immer gesagt, wenn du weintest: Frau, nur geduldig!
Bet und vertrau! Je größer die Not, je näher die Rettung!
Schwer ist aller Beginn: wer getrost fortgeht, der kommt an!"
Feuriger rief es der Greis und las die erbauliche Predigt
Nach, wie den Sperling ernähr' und die Lilie kleide der Vater.
Doch der balsamische Trank, der alternde, löste dem Alten
Sanft den behaglichen Sinn und duftete süße Betäubung.
Mütterchen hatte mit Sorg' ihr freundliches Stübchen gezieret,
Wo von der Schule Geschäft sie ruheten und mit Bewirtung
Rechtliche Gäst'.aufnahmen, den Prediger und den Verwalter;
Hatte gefegt und geuhlt[1] und mit feinerem Sande gestreuet
Reine Gardinen gehängt um Fenster und luftigen Alkov,
Mit rotblumigem Teppich gedeckt den eichenen Klapptisch
Und das bestäubte Gewächs am sonnigen Fenster gereinigt,
Knospende Ros' und Levkoj' und spanischen Pfeffer und Goldlack
Samt dem grünenden Korb Maililien hinter dem Ofen.
Ringsum blinken gescheuert die zinnernen Teller und Schüsseln
Auf dem Gesims'; auch hingen ein Paar stettinische Krüge,
Blau geblümt, an den Pflöcken, die Feuerkieke[2] von Messing,
Desem[3] und Mangelholz und die zierliche Elle von Nußbaum.
Aber das grüne Klavier, vom Greise gestimmt und besaitet,
Stand mit bebildertem Deckel und schimmerte, unten befestigt
Hing ein Pedal; es lag auf dem Pult ein offnes Choralbuch.
Auch den eichenen Schrank mit geflügelten Köpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen und Schlüsselschildchen von Messing
(Ihre selige Mutter, die Küsterin, kauft' ihn zum Brautschatz),
Hatte sie abgestäubt und mit glänzendem Wachse gebohnet.
Oben stand auf Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe,
Beide von Gips, Trinkgläser mit eingeschliffenen Bildern,
Zwei Teetöpfe von Zinn und irdene Tassen und Äpfel.
Als sie den Greis wahrnahm, wie er ruht' in atmendem Schlummer,
Stand das Mütterchen auf vom binsenbeflochtenen Spinnstuhl,
Langsam, trippelte dann auf knirrendem Sande zur Wanduhr.
Leis', und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel,
Daß ihm den Schlaf nicht störe das klingende Glas und der Kuckuck.
Jetzo sah sie hinaus, wie die stöbernden Flocken am Fenster
Rieselten, und wie der Ost dort wirbelte, dort in den Eichen
Rauscht' und der hüpfenden Kräh' Fußtritte verweht' an der Scheuer.
Lange mit ernstem Gesicht, ihr Haupt und die Hände bewegend

---

[1] Uhlen heißt in der dortigen Gegend mit der Uhle, dem borstigen Wandbesen, Staub und Spinnweben abfegen.

[2] Feuerkieke ist die Feuersorge, ein durchlöcherter Feuerbehälter von Blech.

[3] Desem oder Besemer, eine Art Schnellwage.

Digitized by Google

Stand sie, vertieft in Gedanken, und flüsterte halb, was sie dachte:
„Lieber Gott, wie es stürmt und der Schnee in den Gründen sich anhäuft!
Armer, wer jetzt auf Reisen hindurch muß, ferne der Einkehr!
Auch wer, Weib zu erwärmen und Kind, auswandert nach Reisholz,
Hungerig oft und zerlumpt! Kein Mensch wohl jagte bei solchem
Wetter den Hund aus der Türe, wer seines Viehs sich erbarmet!
Dennoch kommt mein Söhnchen, das Fest mit dem Vater zu feiern!
Was er wollte, das wollt' er, von Kind auf! Gar zu besonders
Wühlt mir das Herz! Und o! wie die Katz' auf dem Tritte des Tisches
Schnurrt und das Pfötchen sich leckt, auch Bart und Nacken sich putzet,
Das bedeutet ja Fremde nach aller Vernünftigen Urteil!"
Sprach's und trat an den Spiegel, die festliche Haube zu ordnen,
Welche der Vater verschob, mit dem Kuß ausgleichend den Zwiespalt;
Denn er leerte das Glas auf die Enkelin, sie auf den Enkel.
„Nicht ganz schäme sich meiner die Frau im modischen Kopfzeug!"
Dachte sie leis im Herzen und lächelte selber der Torheit.
Neben dem schlummernden Greis, an der andern Ecke des Tisches,
Deckte sie jetzo ein Tuch von fein gemodeltem Drillich,
Stellete dann die Tassen mit zitternden Händen in Ordnung;
Auch die blecherne Dose und darin großklumpigen Zucker
Trug sie hervor aus dem Schrank und scheuchte die sumsenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verschont, zur Wintergesellschaft;
Auch dem Gesims' enthob sie ein paar Tonpfeifen mit Posen[1],
Grün und rot, und legte Tabak auf den zinnernen Teller.
Als sie drinnen nunmehr den Empfang der Kinder bereitet,
Ging sie hinaus, vorsichtig, damit nicht knarrte der Drücker.
Aus der Gesindestube drauf, vom rummelnden Spulrad,
Rief sie, die Tür halb öffnend, Marie, die geschäftige Hausmagd,
Welche gehaspeltes Garn von der Wind' abspulte zum Weben,
Hastigen Schwungs, von dem Weber gemahnt und eigenem Ehrgeiz.
Heiser ertönte der Ruf, und gehemmt war plötzlich der Umschwung:
„Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen gescharret,
Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnstuhl wärmet im Rücken,
Daß ich frisch (denn er schmeckt viel kräftiger) brenne den Kaffee.
Heize mit Kien dann wieder und Torf und buchenem Stammholz,
Ohne Geräusch, daß nicht aus dem Schlaf aufwache der Vater.
Sinkt das Feuer in Glut, dann schiebe den knorrigen Klotz nach,
Der in die Nacht fortglimme, dem leidigen Froste zur Abwehr.
Siebzigjährige sind nicht Fröstlinge, wenn sie im Sommer
Gern an der Sonn' ausruhn und am wärmenden Ofen im Winter.
Auch für die Kinderchen wohl braucht's gründliche Wärme zum Auftaun."
Rasch der Ermahnenden folgte Marie und sprach im Herausgehn:
„Barsch durchkältet der Ost; wer im Sturm lustreiset, ist unklug;
Nur ein wähliges Paar, wie das unsrige, dammelt hindurch wohl.
Wärmenden Trank auch bot ich den Kälberchen heut' und den Milchküh'n,
Auch viel wärmende Spreu in das Fach. Schönmädchen und Blüming
Brummten am Trog und leckten die Hand und ließen sich kraueln."
Sprach's, und sobald sie dem Ofen die funkelnden Kohlen entscharret,

[1] Federspulen.

Digitized by Google

Legte sie Feu'rung hinein und weckte die Glut mit dem Blasbalg,
Hustend, und schimpfte den Rauch und wischte die tränenden Augen.
Emsig stand an dem Herde das Mütterchen, brannte den Kaffee
Über der Glut in der Pfann' und rührte mit hölzernem Löffel;
Knatternd schwitzten die Bohnen und bräunten sich, während ein würzig
Duftender Qualm aufdampfte, die Küch' und die Diele durchräuchernd.
Sie nun langte die Mühle herab vom Gesimse des Schornsteins,
Schüttete Bohnen darauf, und fest mit den Knieen sie zwängend,
Hielt sie den Rumpf in der Linken und drehete munter den Knopf um;
Oft auch hüpfende Bohnen vom Schoß haushälterisch sammelnd,
Goß sie auf graues Papier den grob gemahlenen Kaffee.
Plötzlich hemmte sie nun die rasselnde Mühl' in dem Umlauf,
Und zu Marie, die den Ofen verspundete, sprach sie gebietend:
„Eile, Marie, und sperre den wachsamen Hund in das Backhaus,
Daß, wenn der Schlitten sich naht, das Gebell nicht störe den Vater.
Denkt auch Thoms an die Karpfen für unsern Sohn und den Pastor,
Der uns zu Abend beehrt, ihr Lieblingsessen von alters?
Hol' er vor dunkler Nacht; sonst geht ihm der kitzliche Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab. Aus Vorsicht bring ihm den Beutel.
Wenn er auch trockenes Holz für die Bratgans, die wir gestopfet,
Splitterte! Bring ihm das Beil und bedeut ihn, dann im Vorbeigehn
Steig auf den Taubenschlag und sieh, ob der Schlitten nicht ankommt."
Kaum gesagt, so enteilte Marie, die geschäftige Hausmagd,
Nehmend von rußiger Mauer das Beil und den maschigen Beutel:
Lockte den treuen Monarch mit Geburtstagsbrocken zum Backhaus
Fern an den Garten hinab und schloß mit der Krampe den Kerker.
Anfangs kratzte der Dogg' und winselte; aber sobald er
Wärme roch vom frischen Gebäck des festlichen Brotes,
Sprang er behend auf den Ofen und streckt' ausruhend die Glieder.
Jene lief in die Scheune, wo Thoms mit gewaltiger Arbeit
Häckerling schnitt (denn ihn fror), und sie sagt' in der Eile den Auftrag:
„Splittere Holz für die Gans und hol in dem Beutel die Karpfen,
Thoms, vor dunkler Nacht; sonst geht dir der kitzliche Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab, trotz unserm Sohn und dem Pastor!"
Thoms antwortete drauf und stellte die Häckerlingslad' hin:
„Splitter, Marie, und Karpfen verschaff' ich dir, früher denn not ist.
Wenn an dem heutigen Tage sich kitzlich zeiget der Fischer,
Treib' ich den Kitzel ihm aus, und bald ist der Hälter geöffnet!"
Also der rüstige Knecht; da rannte sie durch das Gestöber,
Stieg auf den Taubenschlag und pustete, rieb sich die Hände,
Steckte sie unter die Schürz' und schlug sich über die Schultern.
Als sie mit schärferem Blick in des Schnees umnebelnden Wirbeln
Spähete, siehe, da kam's mit verdecktem Gestühl wie ein Schlitten,
Welcher vom Berg in das Dorf her klingelte. Schnell von der Leiter
Stieg sie herab und brachte der emsigen Mutter die Botschaft,
Welche der Milch abschöpfte den Rahm zum festlichen Kaffee:
„Mutter, es kommt wie ein Schlitten; ich weiß nicht sicher, doch glaub' ich!"
Also Marie. Da verlor die erschrockene Mutter den Löffel;
Unter ihr bebten die Knie', und sie lief mit klopfendem Herzen
Atemlos; ihr entflog im hastigen Lauf der Pantoffel;

Digitized by Google

Jene lief zu der Pfort' und öffnete. Näher und näher
Kam das Gekling' und das Klatschen der Peitsch' und das Pferdegetrampel.
Nun, nun lenkten herein die mutigen Roß' in den Hofraum,
Blank geschirrt, und der Schlitten mit halb schon offnem Verdeckstuhl
Hielt an der Tür, und es schnoben beschneit und dampfend die Renner.
Mütterchen rief: „Willkommen dahier! Willkommen, ihr Kinder!
Lebt ihr auch noch?" und reichte die Händ' in den schönen Verdeckstuhl;
„Lebt in dem grimmigen Ost mein Töchterchen?" Dann, für sich selber
Nur zu sorgen, ermahnt: „Laßt, Kinderchen!" rief sie, „dem Sturmwind
Wehret das Haus! Ich bin ja vom eisernen Kerne der Vorwelt!
Stets war unser Geschlecht steinhart und Verächter des Wetters;
Aber die jüngere Welt ist zart und scheuet die Zugluft."
Sprach's, und den Sohn, der dem Schlitten entsprang, umarmte sie eilig,
Hüllte das Töchterchen dann aus bärenzottigem Fußsack
Und liebkosete viel mit Kuß und bedauerndem Streicheln,
Zog dann beid' in der Rechten den Sohn, in der Linken die Tochter,
Rasch in das Haus, dem Gesinde des Fahrzeugs Sorge vertrauend.
„Aber wo bleibt mein Vater? Er ist doch gesund am Geburtstag?"
Fragte der Sohn. Schnell tuschte mit winkendem Haupte die Mutter:
„Still! das Väterchen hält noch Mittagsschlummer im Lehnstuhl!
Laß mit kindlichem Kuß dein junges Gemahl ihn erwecken;
Dann wird wahr, daß Gott im Schlafe die Seinigen segnet."
Sprach's und führte sie leis' in der Schule gesäubertes Zimmer,
Voll von Tisch und Gestühl, Schreibzeug und bezifferten Tafeln,
Wo sie an Pflöck' aufhängte die nordische Wintervermummung,
Mäntel, mit Flocken geweißt, und der Tochter bewunderten Leibpelz,
Auch den Flor, der die Wangen geschirmt, und das seidene Halstuch.
Und sie umschloß die Enthüllten mit strömender Träne der Inbrunst:
„Tochter und Sohn, willkommen! ans Herz, willkommen noch einmal!
Ihr, uns Alternden Freud', in Freud' auch altert und greiset,
Stets einmütigen Sinns und umwohnt von gedeihenden Kindern!
Nun mag brechen das Auge, da wir dich gesehen im Amtsrock,
Sohn, und dich ihm vermählt, du frisch aufblühendes Herzblatt!
Armes Kind, wie das ganze Gesicht rot glühet vom Ostwind!
O du Seelengesicht! denn ich duze dich, weil du es forderst!
Aber die Stub' ist warm, und gleich soll Kaffee bereit sein!"
Ihr um den Nacken die Arme geschmiegt, liebkoste die Tochter:
„Mutter, ich duze dich auch, wie die leibliche, die mich geboren —
Also geschah's in der Bibel, da Herz und Zunge vereint war —;
Denn du gebarst und erzogst mir den wackern Sohn Zacharias,
Der an Wuchs und Gemüt, wie er sagt, nachartet dem Vater.
Mütterchen, habe mich lieb, ich will auch artiges Kind sein.
Fröhliches Herz und rotes Gesicht, das hab' ich beständig,
Auch wenn der Ost nicht weht. Mein Väterchen sagte mir oftmals,
Klopfend die Wang', ich würde noch krank vor lauter Gesundheit."
Jetzo sagte der Sohn, sein Weib darstellend der Mutter:
„Mütterchen, nehmt sie auf Glauben. So zart und schlank, wie sie dasteht,
Ist sie mit Leib und Seele vom edelsten Kerne der Vorwelt.
Daß sie der Mutter nur nicht das Herz abschwatze des Vaters!
Komm denn und bring als Gabe den zärtlichsten Kuß zum Geburtstag."

Digitized by Google

Schalkhaft lächelte drob und sprach die treffliche Gattin:
„Nicht zur Geburtstagsgabe! Was Besseres bring' ich im Koffer
Unserem Vater zur Lust und dem Mütterchen, ohne dein Wissen!"
Sprach's und faßte dem Manne die Hand; die führende Mutter
Öffnete leise die Tür und ließ die Kinder hineingehn;
Aber die junge Frau, voll Lieb' im lächelnden Antlitz,
Hüpfte voraus und küßte den Greis. Mit verwunderten Augen
Sah er empor und hing in der trautesten Kinder Umarmung.

Probe bei Kellner: Mailied.

4. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg wurde geboren am 7. November 1750 zu Bramstedt in Holstein. An seinen edlen, frommen, an Geist und Herz gebildeten Eltern hatte er hohe Vorbilder und treffliche Erzieher. Zwischen ihm, seinem Bruder Christian und der ältesten Schwester herrschte inniges Herzensbündnis. („Unsere Seelen waren wie eine Seele, unsere Herzen nie getrennt", sagt er vom Bruder.) Nachwirkend fürs ganze Leben war das christliche Vermächtnis der Mutter (gest. 22. Dezember 1773), in dem es hieß: „Nichts hält im Leben und Sterben mit uns als Jesu Blut und Gottes Gnade, die Bekanntschaft und Freundschaft mit ihm." Von 1772 bis 1773 studierte er mit dem Bruder in Göttingen die Rechte. Dort schwärmten sie für Klopstock und den „Hain". Im Jahre 1775 machten die Brüder mit Goethe eine Reise in die Schweiz, wo sie Bodmer und Lavater[1] kennen lernten. Letzterer schreibt über sie an Herder: „Die Stolberge sind unbeschreibliche Menschen. So viel poetisches Gefühl, Genie, Geschmack, und so viel simple, naive Menschlichkeit!" Die verschiedenen Stellungen, die Friedrich dann im weiteren Leben übernahm (er wurde Gesandter des protestantischen Fürstbischofs von Lübeck beim dänischen Hof, dann in Petersburg, später dänischer Gesandter in Berlin und zuletzt Regierungspräsident in Eutin), füllte der unermüdliche Mann mit gewissenhafter Hingebung aus. Inzwischen machte er eine längere Urlaubsreise nach Italien. Die ewige Stadt machte auch in religiöser Beziehung mächtigen Eindruck auf ihn, was seinen Geist noch mehr antrieb, sich in das Studium der Religion und die Forschung nach untrüglicher Gewißheit im Glauben zu vertiefen, bis er die ersehnte Ruhe in der katholischen Lehre gefunden hatte. Am 1. Juni 1800 trat er mit seiner Familie zur katholischen Kirche über, worauf ihm tiefer Herzensfriede zu teil wurde, in dem er auch verschiedene Anfeindungen und Vorwürfe, besonders die schon erwähnten durch Voß ruhig und würdig ertragen konnte. Er legte nun sein Amt nieder, zog nach Münster, 1812 auf das Landschloß Tatenhausen bei Bielefeld, wo er sein

[1] Joh. Kaspar Lavater (1741—1801), Pfarrer in seiner Vaterstadt Zürich, war ein frommer, aber überspannter Nachahmer Klopstocks, verfaßte eine berühmte, vielfach bekämpfte „Physiognomik" und starb infolge des meuchlerischen Angriffs eines französischen Soldaten.

Digitized by Google

großes, herrliches Prosawerk „Die Geschichte der Religion Jesu Christi“ (15 Bände) schrieb, und siedelte nach dem Heldentod seines Sohnes Christian, der bei Ligny gefallen war, nach dem Gute Sondermühlen über, wo er am 5. Dezember 1819 starb. — Hochgebildet, phantasiereich, ein Aristokrat im edelsten Sinne des Wortes, war er auch „derjenige, welcher von allen Mitgliedern des Hainbundes das christliche Element Klopstocks in sich aufnahm, von dem die übrigen mehr und mehr abfielen“ (Vilmar). Ebenso trat er als Patriot am meisten in die Fußstapfen des Bundesideals. — Als Dichter übertraf er weit seinen Bruder Christian[1] (geb. 1748 zu Hamburg, die größte Zeit seines Lebens schleswigscher Landgerichtsrat, starb 1821). Alle seine Gedichte zeichnen sich durch Wärme, besonders warmes Naturgefühl, aus. Seine Oden und Hymnen, zuweilen steif, zuweilen überspannt, übertreffen doch vielfach Klopstocks Oden, seine Lieder sind einfach und gemütvoll; in seinen satirischen Lehrgedichten fließt noch zu jugendliches Blut; von seinen Schauspielen mit Chören ist das beste „Der Säugling“ (1787). Von seinen Prosaschriften seien außer der durch klassisch schöne Darstellung ausgezeichneten Religionsgeschichte noch die frisch und fein geschriebenen Reisebeschreibungen, das „Leben des hl. Vincentius von Paul“, das „Leben Alfreds des Großen“ und sein schon genanntes „Büchlein von der Liebe“ (mit einem entzückenden, hochpoetischen „Schwanengesang“) genannt.

In seinem inneren Mühen und Arbeiten, Zweifeln und Ringen fand er an dem freundschaftlichen Verkehr mit der Fürstin Gallitzin in Münster und dem Bischof Sailer (1751—1832) in Regensburg viel Anregung, Ermutigung und Trost. Jene erschien ihm als ein Ideal christlich-katholischen Lebens, als „Beweis der Heiligung, die in der katholischen Kirche zu erreichen ist“. Bischof Sailer hat durch persönliches wie schriftliches Wirken auf viele hervorragende Geister seiner Zeit den heilsamsten Einfluß geübt; denn mit reichem theologischen Wissen verband er eine seltene Milde und Liebenswürdigkeit. Er hat auch durch seine „Weisheit auf der Gasse“ das deutsche Sprichwort wieder bekannt und beliebt gemacht. Nebenbei sei noch erwähnt, daß Sailer gleich einem Klassiker ersten Ranges die deutsche Sprache zu handhaben wußte.

1. Das befreite Deutschland.

(November 1814.)

Wenn der junge Tag, in der wallenden Locken Gold
Errötend, aus der Wiege des Meers zu dem Himmel schaut,
So erwachen mit ihm die Sänger des Hains;
Sie begrüßen der Erd' und des Himmels Kind mit Wonnegesang.

Nur der Höhle Sohn, der die Hürde bei Nacht belau'rt,
Entfernt sich mit schleichendem Tritt, und es fleugt der Kauz
Zu verdorrtem Geäst. Die Strahlen des Tags
Sind verhaßt dem Gezücht, das im finstern Graun sich Wohlsein erspäht.

[1] Christian Graf zu Stolberg machte sich nur durch Übersetzungen einen Namen.

Digitized by Google

Es erschalle laut, o ihr Sänger des Vaterlandes,
Der glühende deutsche Gesang aus der vollen Brust!
Wir sind frei! wir sind frei! — O Freiheit, erkämpft
Mit dem Schwerte des Ruhms, wer sich dein nicht freut, von hinnen mit dem!

Wir sind frei durchs Schwert! Und durch uns ist Europa frei!
Es rühmte des schnellen Erfolgs sich der eitle Feind.
Was im Krieg er in zwanzig Sonnen errang
Und erschlich, er verlor's nach erneutem Kampf im achtzehnten Mond!

Was in zwanzig Sonnen errang und erschlich der Feind? —
O nein, er beschlich uns vorlängst in der Sitten Gift,
In der gleißenden Sprache Schaum, in dem Tand,
Der für Wesen ihm gilt und auch uns so galt in schnödestem Wahn.

Wir verließen Gott, da verbarg er sich uns; doch blieb
Sein Zeuge, das Leiden, bei uns und erweckte uns
Aus dem Schlafe der Schmach, aus dem Todesschlaf!
Und es kehrte zurück die verschämte Demut, Glaube mit ihr,

Und die holde Hoffnung, geführt an der Liebe Hand,
Und Mut, wie nur Gott ihn verleiht, durch Vertrau'n in ihn.
Da erhuben sich schnell so Fürsten als Volk
In der Stärke des Herrn, es ergriffen den Feind die Schrecken des Herrn.

Du bist frei, o Land der bewährten und festen Treu'!
Verdien es zu sein, von Europa das Herz! Beharr,
In vereintem Gemüt zu hegen die Glut,
Die, an himmlischem Strahl sich entzündend, leuchtet, wärmt und belebt.

Proben bei Kellner: Winterlied; Abendlied; ferner bei Reuter: Der Harz; An die Natur.

5. Ebenfalls der Gefühlsseligkeit huldigte des Bundes eifrigster Liedersänger, Johann Martin Miller (1750—1814), dessen Roman „Siegwart, eine Klostergeschichte" (1776) ungeheure Verbreitung fand. Dieser Roman, überfließend von Liebestränen und süßlicher Überschwenglichkeit aller Art, ist heute so gut wie vergessen. Von Millers Gedichten wird heute noch gesungen: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut" usw. Er starb als Münsterprediger zu Ulm.

6. Ludwig Heinrich Christoph Hölty (1748—1776), geb. zu Marienseе bei Hannover als eines Predigers Sohn, den der Vater auch unterrichtete, aber bei weiterem Studium (der Theologie) nur schwach unterstützen konnte, so daß er sich in Göttingen mit Privatstunden und Übersetzungen durchbringen mußte, ein schwindsüchtiger, empfindsamer, schwermütiger Jüngling, der schon als Kandidat starb, war Gefühlspoet wie keiner im Bunde. Er dichtete Lieder, Oden, Elegien (die besten sind: „Beim Grabe des Vaters" und „Auf den Tod eines Landmädchens"). „Seine Gedichte sind einfach, zart, der treue Ausdruck einer reinen Jünglingsseele, durchdrungen von einem süßen Wehe, durchzittert von einer Träne" (Menzel). Dazu kommt noch der besondere Wohllaut und die edle Einfachheit seiner

Digitized by Google

Sprache. So wurde er ein Liebling seiner Zeit. Sein bekanntestes Gedicht ist das Lied: „Üb immer Treu und Redlichkeit" usw.

„Melancholische Freude über die Blüten des Mais, den Schlag der Nachtigall, den Duft mondlichter Abende, sanfte Trauer über die kurze Dauer aller Freuden und wiederum flackernde Fröhlichkeit über ein wehendes Blütenblatt, grundehrliche Sittlichkeit in Wort und Empfindung: das machte seinen poetischen Charakter" (Goedeke).

Elegie beim Grabe des Vaters.

Selig alle, die im Herrn entschliefen!
Selig, Vater, selig bist auch du!
Engel brachten dir den Kranz und riefen,
Und du gingst in Gottes Ruh'.

Wandelst über Millionen Sternen,
Siehst die Handvoll Staub, die Erde, nicht,
Schwebst im Wink durch tausend Sonnenfernen,
Schauest Gottes Angesicht.

Siehst das Buch der Welten aufgeschlagen;
Trinkest durstig aus dem Lebensquell;
Nächte, voll von Labyrinthen, tagen,
Und dein Blick wird himmelhell.

Doch in deiner Überwinderkrone
Senkst du noch den Vaterblick auf mich,
Betest für mich an Jehovahs Throne,
Und Jehovah höret dich.

Schwebe, wenn der Tropfen Zeit verrinnet,
Den mir Gott aus seiner Urne gab,
Schwebe, wenn mein Todeskampf beginnet,
Auf mein Sterbebett herab:

Daß mir deine Palme Kühlung wehe,
Kühlung, die von Lebensträumen träuft;
Daß ich sonder Graun die Täler sehe,
Wo die Auferstehung reift;

Daß mit dir ich durch den Himmel schwebe,
Wonnestrahlend und beglückt, wie du,
Und mit dir auf einem Sterne lebe
Und in Gottes Schoße ruh'.

Grün' indessen, Strauch der Rosenblume,
Deinen Purpur auf sein Grab zu streun.
Schlummre, wie im stillen Heiligtume,
Hingesätes Gebein.

Andere Proben bei Kellner: Aufmunterung zur Freude; Der Tod; bei Reuter: Das Landleben; Frühlingslied.

7. Des todkranken Hölty hingebungsvoller Freund war Johann Anton Leisewitz aus Hannover, geb. 1752, zuerst Anwalt in der Vaterstadt, dann landwirtschaftlicher Sekretär in Braunschweig, nach schweren Sorgen im Ehestand vom Herzog angestellt und als Präsident des Obersanitätskollegiums

Digitized by Google

1806 gestorben. Der herzensgute, verstandesreiche, patriotische Mann schrieb nur ein Drama: „Julius von Tarent" (1776), welches schön dialogisierte, geistvolle Stück zuerst Lessing zugeschrieben wurde, ein Beweis seines Wertes. Der Verfasser hätte wohl fruchtbarer sein können, wenn er nicht ein ängstlicher, kränklicher und in seinen Plänen unbeständiger Mann gewesen wäre.

8. Die frohe Laune, die Klopstock im Umgang zeigte, finden wir in noch reicherem Maße bei Matthias Claudius (1740—1815), der aber nur ein Freund des Bundes war. Geboren zu Reinfeld in Holstein, studierte er in Jena zuerst Theologie, dann Jus und Cameralia, übernahm 1771 von Bode die Redaktion des „Wandsbecker Boten", lebte seit 1775 von Schriftstellerei und dem Kostgeld junger Pensionäre, wurde 1785 Revisor an der Bank zu Altona und starb zu Hamburg bei seinem Schwiegersohn Perthes. — Mit hellem Kopf und frommem Herzen machte sich der fröhliche „Wandsbecker Bote" auf den Weg und gesellte sich dem irdischen Pilger (hoch und nieder) als ein guter Führer und angenehmer Reisegefährte bei. Er unterhält ihn mit allerlei Nützlichem, bald in Prosa, bald in Poesie, warnt ihn durch Satire oder Betrachtung vor den Narrheiten und Eitelkeiten der Zeit, verkürzt ihm die Wanderung durch Spaß und Scherz, bald durch ein lustiges Lied, bald durch seine komischen Einfälle mitten in ernsten Betrachtungen, auch durch ansprechende Fabeln und Sprüche. In allem aber hat er das Reiseziel, das Jenseits, im Auge; darauf weist er immer und immer wieder hin und „weckt so, wie der Abendglockenklang in einer stillen Sommerlandschaft, überall ein wunderbares Heimweh nach dem Ewigen" (v. Eichendorff). Mit Recht gilt er noch jetzt als einer der besten Volksschriftsteller, wenn er auch in seiner Prosa manchmal übertrieben nach Volkstümlichkeit hascht und in der Poesie ins Kindische und Possenhafte sich verirrt. Seine Werke sind gesammelt unter dem Titel: Asmus omnia sua secum portans[1] oder Sämtliche Werke des Wandsbecker Boten. Außer den unten folgenden Proben seiner so sangbaren Lieder nennen wir noch das Abendlied: „Der Mond ist aufgegangen", „Urians Reise um die Welt" und „Der Tod und das Mädchen".

Ob seines echt deutschen Gemütes, frischen Humors, seiner duldsamen Frömmigkeit verdient er wohl die folgenden Urteile:

„Claudius ist ein Knabe der Unschuld voll Mondlicht und Lilienduft der Unsterblichkeit in seiner Seele" (Herder); „Claudius kommt mir vor wie ein Christbaum, dessen tausend Lichter überall hin scheinen, wo für kindliche Freude und herzliche Erwärmung noch eine Stätte ist" (Gelzer).

1. Das Rheinweinlied.

Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher
Und trinkt ihn fröhlich leer!
In ganz Europia, ihr Herren Zecher,
Ist solch ein Wein nicht mehr!

[1] Auf deutsch: Asmus, sein Alles bei sich tragend.

Digitized by Google

Er kommt nicht her aus Hungarn, noch aus Polen,
Noch wo man franzmänn'sch spricht;
Da mag Sankt Veit, der Ritter, Wein sich holen,
Wir holen ihn da nicht.

Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle;
Wie wär' er sonst so gut!
Wie wär' er sonst so edel, wäre stille
Und doch voll Kraft und Mut!

Er wächst nicht überall im deutschen Reiche,
Und viele Berge, hört,
Sind, wie die weiland Kreter, faule Bäuche
Und nicht der Stelle wert.

Thüringens Berge, zum Exempel, bringen
Gewächs, sieht aus wie Wein,
Ist's aber nicht. Man kann dabei nicht singen,
Dabei nicht fröhlich sein.

Im Erzgebirge dürft ihr auch nicht suchen,
Wenn ihr Wein finden wollt.
Das bringt nur Silbererz und Kobaltkuchen
Und etwas Lausegold.

Der Blocksberg ist der lange Herr Philister,
Er macht nur Wind wie der;
Drum tanzen auch der Kuckuck und sein Küster
Auf ihm die Kreuz und Quer.

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben!
Gesegnet sei der Rhein!
Da wachsen sie am Ufer hin und geben
Uns diesen Labewein.

So trinkt ihn denn und laßt uns allewege
Uns freun und fröhlich sein!
Und wüßten wir, wo jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein.

2. Hinz und Kunz.

H. Was meinst du, Kunz, wie groß die Sonne sei?
K. Wie groß, Hinz? — als 'n Straußenei.
H. Du weißt es schön, bei meiner Treu'!
Die Sonne als 'n Straußenei!
K. Was meinst du denn, wie groß sie sei?
H. So groß, hör, als 'n Fuder Heu.
K. Man dächt' kaum, daß es möglich sei;
Potz tausend, als 'n Fuder Heu!

3. Polykarpus.

Es war 'nmal ein Polykarpus, der war ein Christ und zugleich Bischof von Smyrna, und den verfolgten deswegen die Heiden und schleppten ihn vor den Richter,

Digitized by Google

daß er verbrannt würde, und der Richter tat ihm den unverschämten Antrag, daß er Christum lästern sollte. „Ich diene ihm nun sechsundachtzig Jahre", antwortete Polykarpus, „und er hat mir kein Übles getan. Wie sollt' ich denn meinen Herrn und Heiland lästern?" Indes war er's gerne zufrieden, daß er verbrannt würde, und das geschah denn auch.

Was soll man daraus lernen? — Antwort: Daß das eine gute Herrschaft sein muß, für die man nach sechsundachtzigjährigem Dienst noch gerne durchs Feuer gehen will.

Probe bei Kellner: Abendlied; Ein gülden ABC; ferner bei Reuter: Sonnenaufgang.

9. Der begabteste Freund des Hainbundes war Gottfried August Bürger (1747—1794), dem aber sittliche Kraft fehlte. Maßlose Leidenschaft, Kummer und Nahrungssorgen rieben ihn früh auf, so daß er lebhaft an Günther und Schubert erinnert. Seine Gedichte sind vielfach ein Spiegel seines zerrütteten Lebens. „Er war ein geborner Volksdichter, ein echter Sangesmund, von dem die Sprache so leicht und wohllautend floß, fast wie bei den Minnesängern" (v. Eichendorff). Dies beweisen vor allem seine Balladen, die ihn überaus populär machten. Doch ist leider der Inhalt seiner Gedichte oft genug gemein und frivol. Die bekanntesten und besten sind „Das Lied vom braven Mann", das von der „Treue", „Der Kaiser und der Abt" und seine berühmteste Dichtung „Lenore" (1774), welche rasch ganz Deutschland durchflog. Der Stoff der „Lenore" ist einer altdeutschen Sage entlehnt, der Inhalt folgender:

Der Siebenjährige Krieg ist zu Ende. Lenore sucht unter den heimkehrenden Reitern vergebens ihren Bräutigam. Da trauert sie in sündhafter Weise um ihn. Sie hadert mit Gott und verzweifelt an seiner Erbarmung; sie weist Gebet und Sakrament zurück, das ihr die Mutter empfiehlt; sie verwünscht sogar ihre Geburt und hält nur den Tod für Gewinn. Ja sie will selbst keine Seligkeit ohne Wilhelm. Die Strafe für solchen Frevel folgt bald. In der Nacht darauf reitet der Tote am Hause an. Er ladet sie zur Hochzeit ein. Sie wähnt, den Lebenden zu sehen und zu hören, und folgt. Er setzt sie hinter sich auf das Roß und führt sie in den Tod. Auf einem Kirchhofe lösen sich Reiter und Roß in Nebel auf; Lenore aber sinkt zusammen, während Geister singen:

Geduld, Geduld! Wenn 's Herz auch bricht,
Mit Gott im Himmel hadre nicht!

Lenore.

Lenore fuhr ums Morgenrot
Empor aus schweren Träumen:
„Bist untreu, Wilhelm, oder tot?
Wie lange willst du säumen?" —
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer, mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

Digitized by Google

Und überall, allüberall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog alt und jung mit Jubelschall
Den Kommenden entgegen.
Gottlob! rief Kind und Gattin laut,
Willkommen! manche frohe Braut. —
Ach, aber für Lenoren
War der Willkomm verloren!

Sie frug den Zug wohl auf und ab
Und frug nach allen Namen,
Doch keiner war, der Kundschaft gab,
Von allen, die da kamen.
Als nun das Heer vorüber war,
Zerraufte sie ihr Rabenhaar
Und warf sich hin zur Erde
Mit wütiger Gebärde.

Die Mutter lief wohl hin zu ihr:
„Ach, daß sich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was ist mit dir?"
Und schloß sie in die Arme. —
„O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Nun fahre Welt und alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen,
O weh, o weh mir Armen!" —

„Hilf, Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!
Kind, bet ein Vaterunser!
Was Gott tut, das ist wohlgetan!
Gott, Gott erbarmt sich unser!" —
„O Mutter, Mutter! eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohlgetan!
Was half, was half mein Beten? —
Nun ist's nicht mehr vonnöten." —

„Hilf, Gott, hilf! Wer den Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sakrament
Wird deinen Jammer lindern." —
„O Mutter, Mutter! was mich brennt,
Das lindert mir kein Sakrament!
Kein Sakrament mag Leben
Den Toten wiedergeben!" —

„Hör, Kind, wie? wenn der falsche Mann
Im fernen Ungarlande
Sich seines Glaubens abgetan
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wenn Seel' und Leib sich trennen,
Wird ihn sein Meineid brennen." —

„O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O wär' ich nie geboren!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen,
O weh, o weh mir Armen!" —

„Hilf, Gott, hilf! Geh nicht ins Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht;
Behalt ihr nicht die Sünde!
Ach, Kind, vergiß dein irdisch Leid
Und denk an Gott und Seligkeit!
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen." —

„O Mutter! was ist Seligkeit?
O Mutter! was ist Hölle? —
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit
Und ohne Wilhelm Hölle!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden."

So wütete Verzweiflung
Ihr in Gehirn und Adern;
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern,
Zerschlug den Busen und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

Und außen, horch! ging's trapp, trapp
Als wie von Rosses Hufen, [trapp,
Und klirrend stieg ein Reiter ab
An des Geländers Stufen!
Und horch! — und horch! der Pfortenring
Ganz lose, leise, klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

„Holla, holla! Tu auf, mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinest oder lachst du?" —
„Ach, Wilhelm, du? so spät bei Nacht?
Geweinet hab' ich und gewacht,
Ach, großes Leid erlitten!
Wo kommst du hergeritten?"

Digitized by Google

„Wir satteln nur um Mitternacht;
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe spät mich aufgemacht
Und will dich mit mir nehmen.
Komm, schürze, spring und schwinge dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut' noch hundert Meilen
Mit dir zur Hochzeit eilen.“ —

„Ach, sollte hundert Meilen noch
Das Roß uns heute tragen?
Und horch! es brummt die Glocke noch,
Die elf schon angeschlagen.“ —
„Sieh hin, sieh her! der Mond scheint hell!
Wir und die Toten reiten schnell;
Ich bringe dich zur Wette
Noch heut' zur Hochzeitsstätte.“

Lenore schürzte, sprang und schwang
Sich auf das Roß behende;
Wohl um den trauten Reiter schlang
Sie ihre Lilienhände,
Und hurre, hurre, hopp, hopp, hopp!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben.

Zur rechten und zur linken Hand
Vorbei vor ihren Blicken
Wie flogen Anger, Heid' und Land!
Wie donnerten die Brücken! —
„Graut Liebchen auch? — Der Mond scheint hell!
Hurra! die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?“ —
„Ach nein! — Doch laß die Toten!“ —

Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben?
Horch, Glockenklang! Horch, Totensang!
„Laß uns den Leib begraben!“
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Totenbahre trug,
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

„Nach Mitternacht begrabt den Leib
Mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ' ich heim mein junges Weib,
Mit, mit zum Brautgelage!
Komm, Küster, hier! komm mit dem Chor
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff! und sprich den Segen,
Eh' wir zur Ruh' uns legen!“ —

Still Klang und Sang. — Die Bahre schwand.
Gehorsam seinem Rufen
Kam's hurre, hurre! nachgerannt
Hart hinter 's Rappen Hufen.
Und immer weiter, hopp, hopp, hopp!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben.

Wie flogen rechts, wie flogen links
Die Hügel, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links und rechts und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken! —
„Graut Liebchen auch? — Der Mond scheint hell!
Hurra! die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?“ —
„Ach! laß sie ruhn, die Toten!“ —

Sieh da! Juchhei! am Hochgericht
Tanzt um des Rades Spindel,
Halb sichtbarlich bei Mondenlicht,
Ein lustiges Gesindel. —
„Saja! Gesindel, hier! Komm, hier!
Gesindel, komm und folge mir!
Tanz uns den Hochzeitreigen,
Wann wir das Ziel erreichen!“ —

Und das Gesindel, husch, husch, husch!
Kam hinten nachgeprasselt,
Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch dürre Blätter rasselt.
Und weiter, weiter, hopp, hopp, hopp!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben!

Wie flog, was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben überhin
Der Himmel und die Sterne! —
„Graut Liebchen auch? — Der Mond scheint hell!
Hurra! die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?“ —
„O weh! Laß ruhn die Toten!“ —

Digitized by Google

„Rapp', Rapp'! mich dünkt, der Hahn schon ruft,
Bald wird der Sand verrinnen.
Rapp', Rapp'! ich wittre Morgenluft —
Rapp'! tummle dich von hinnen!
Vollbracht, vollbracht ist unser Lauf!
Das Brautgemach, es tut sich auf!
Die Toten reiten schnelle!
Wir sind, wir sind zur Stelle!" —

Rasch auf ein eisern Gittertor
Ging's mit verhängtem Zügel;
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf;
Es blinkten Leichensteine
Rundum im Mondenscheine.

Ha, sieh! ha, sieh! im Augenblick,
Huhu! ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab wie mürber Zunder.
Zum Schädel ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward sein Kopf,
Sein Körper zum Gerippe
Mit Stundenglas und Hippe.

Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp'
Und sprühte Feuerfunken;
Und hui! war's unter ihr hinab
Verschwunden und versunken.
Geheul, Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft;
Lenorens Herz mit Beben
Rang zwischen Tod und Leben.

Nun tanzten wohl bei Mondenglanz
Rundum herum im Kreise
Die Geister einen Kettentanz
Und heulten diese Weise:
„Geduld! Geduld! Wenn 's Herz auch bricht,
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist du ledig,
Gott sei der Seele gnädig!"

Proben bei Kellner: Das Blümchen Wunderhold; Das Lied vom braven Mann.

10. Endlich ein dritter Freund der Hainbündler war Christoph August Tiedge (geboren 1752 zu Gardelegen bei Magdeburg; gestorben 1841 in Dresden). Sein Hauptwerk ist das lyrisch-didaktische Gedicht (in sechs Gesängen) „Urania, über Gott, Unsterblichkeit und Freiheit" (1800), eine Dichtung voll prächtiger Schönrednerei und zarter Empfindung, die das Andachtsbuch der vornehmen Welt geworden ist, aber den Geist Kantischer Weltanschauung atmet.

§ 63. Lessing.

(Seine Personalien.)

1. Gotthold Ephraim Lessing wurde geboren am 22. Januar 1729 zu Kamenz in der Oberlausitz, wo sein Vater Pfarrer war. Zu Meißen besuchte er die sog. Fürstenschule, deren Rektor ihm einst das bekannte Zeugnis ausstellte: „Er ist wie ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß; die Lectiones, die andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen." Er sollte Geistlicher werden, studierte auch in Leipzig mit Interesse die theologischen Wissenschaften; zum

Digitized by Google

geistlichen Berufe aber verlor er täglich mehr die Lust. Auch die Medizin schob er wieder beiseite und widmete sich hauptsächlich der Literatur, den Naturwissenschaften, der Mathematik, den alten Sprachen, der Kunstgeschichte[1] und Philosophie. Nebenbei gab er sich viel mit dem Neuberschen Theater ab, übersetzte oder dichtete auch selbst Stücke für dasselbe. Weiterhin finden wir ihn als ziemlich unsteten Erdenpilger bald da, bald dort.

Am längsten weilte der Dichter in Berlin (von 1748 mit kurzer Unterbrechung bis 1755), Breslau (wo er Gouvernementssekretär bei dem General Tauenzien war, von 1760 bis 1765), Hamburg (wo er Theaterkritiker war, von 1767 bis 1769) und Wolfenbüttel.

Im Jahre 1770 wurde er als herzoglich braunschweigischer Bibliothekar in Wolfenbüttel angestellt, später Hofrat und verehelichte sich in dieser Stellung mit einer Witwe aus Hamburg. Nach kaum drei Jahren starben ihm Gattin und Kind; sein Leben wurde herbstlich-melancholisch, und nach wieder drei Jahren folgte er den Seinen (15. Februar 1781).

2. Überaus groß und scharf war der Verstand Lessings, außerordentlich gut sein Gedächtnis; aber spärlich waren ihm Gefühl und Phantasie zugeteilt. Darum fehlte seiner Poesie die Begeisterung. — Hervorragende Charakterzüge Lessings waren eine gewisse Heftigkeit und Streitlust, von denen beeinflußt er seine literarischen Kämpfe führte, freilich unbestechlich im Urteil, mitunter aber auch leidenschaftlich und rücksichtslos (z. B. gegen den greisen Superintendenten Räß, der es gewagt hatte, Lessing gegenüber die Auferstehungsgeschichte Christi zu verteidigen). Bezüglich des Patriotismus gibt sich Lessing selbst kein gutes Zeugnis. Er schreibt an Gleim: „Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es tut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande gestehen muß) keinen Begriff, und sie scheint mir höchstens eine heroische Schwachheit, die ich gern entbehre."

3. Sein scharfer Verstand wurde aber auch sein Verführer, nämlich in religiöser Beziehung. Er führte ihn von Zweifel zu Zweifel, so daß ihm zuletzt Christentum, Judentum und Islam für gleich wahr oder vielmehr für gleich unwahr erschienen. Leider suchte Lessing auch möglichst viele andere in diesen Zweifel zu stürzen, sowohl durch seine theologischen Streitschriften wie durch sein Schauspiel „Nathan der Weise". Vgl. § 64 und 65.

Lessings gewaltiger und großer Geist wollte vor allem keine gegebene, dargebotene Wahrheit; für ihn hatte nur das Wert, was er selbst erstrebt und errungen hatte. Er

[1] Besonders zog ihn, und mit Recht, Joh. Joachim Winckelmann an, der Schöpfer der Kunstgeschichte, welcher den Schleier lüftete, der bis dahin das Wesen der antiken (griechischen) Kunst allen Kunstkennern verhüllt hatte. Winkelmann (geb. 1717 in der Altmark) brach sich durch die größten Hindernisse Bahn, wie z. B. durch große Armut. Nachdem er schon als Kunstkritiker Ruf erlangt hatte und zum Katholizismus übergetreten war, wurde er in Rom angestellt. Sein Hauptwerk ist: Geschichte der Kunst des Altertums (1764). 1768 zog es ihn nach Deutschland; doch kehrte er alsbald um und fiel im selben Jahre als Opfer eines Meuchelmordes in Triest.

Digitized by Google

hungerte zwar, wie er einst sagte, nach der Wahrheit; und schon 1771 „besorgte er, daß er zu viel weggeworfen habe"; er machte auch fort und fort eingehende Studien über die religiösen Grundfragen: allein seine bis zum Krankhaften gesteigerte Zweifelsucht ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Bekannte er doch selbst, das Suchen der Wahrheit sei ihm lieber als der Besitz derselben. In der Frucht, die er vom Baume der Forschung pflückte, saß darum auch wieder der Wurm des Zweifels. Von dieser Skepsis „sowie von seiner unermüdlichen Streitsucht ewig gestachelt, ruhelos wie der ewige Jude auf den Gebieten der Wissenschaft wandernd, griff er alle an, die Philosophen, die Katholiken, die streng Lutherischen, die aufgeklärten Theologen, den einen die Beweise gegen die andern entnehmend, um die Brandfackel gegen das Christentum zu schleudern" (Norrenberg). Und so starb er, ohne Christum als Heiland gefunden zu haben. — Doch sei bemerkt, daß Lessing trotz seines Studiums des Philosophen Spinoza den Glauben an einen persönlichen, überweltlichen Gott bewahrte, ferner, daß er den schlichten, kindlichen Glauben des Volkes weit über das sogenannte Vernunftchristentum stellte, welches sich damals so manche Theologen zurechtmachten, indem sie die Geheimnisse aus der christlichen Offenbarung hinauswarfen, an die sie mit ihrer Vernunft nicht hinreichten, dabei sich aber doch als Christgläubige in die Brust warfen. Wäre Lessing nur einmal zum Glauben an den Gottmenschen durchgedrungen, dann hätte er (wie er selbst äußerte) in Betreff der übrigen Geheimnisse seinen Geist durchaus dem Evangelium unterworfen.

§ 64. Lessing als Schriftsteller.

1. Ganz besonders machte sich Lessing um die Literatur verdient als Kunstrichter (Kritiker). Er hatte den feinsten und besten Geschmack in Sachen der Poesie, namentlich der dramatischen. In den mit Mendelssohn und dem Berliner Buchhändler Nicolai[1] begründeten Literaturbriefen (1759 ff) hielt er strenge Heerschau über die vielen Dichterlinge jener Zeit, die ohne gründliches Wissen und ohne Fleiß nur Franzosen kopierten, fabrikmäßig arbeiteten und sich gegenseitig als Genies priesen. Er kam sich da selbst wie ein Aufseher in einem Bildersaale vor und handelte demgemäß. Von dem einen Bilde wischte er den Staub, vom andern löste er die falsche Verkleisterung der Fehler ab. Das Gleichgültige und Mittelmäßige schob er in die Winkel, das Schlechte warf er hinaus, die wenigen rechten Stücke stellte er in das beste Licht.

2. Sehr wertvoll für die Kunst überhaupt wie für die Poesie insbesondere ist sein Werk „Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie" (1766). Er geht darin von dem berühmten Marmor-

[1] Friedrich Nicolai (1733—1811), ein Hauptvertreter der damaligen seichten Aufklärungstheorie, hielt sich ohne alle Berechtigung für einen der ersten Kunstrichter seiner Zeit und sah sich deshalb dem Spott von Goethe und Schiller ausgesetzt. — Moses Mendelssohn (geboren 1729 zu Dessau, gestorben 1786 in Berlin) gewann durch seine populär wissenschaftlichen „Morgenstunden oder Vorlesungen über das Dasein Gottes" wie durch sein bestes Werk „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele" (1767) nachhaltige Bedeutung. Von geradezu unberechenbaren Folgen war sein Bestreben, die Juden, die bisher fast ausschließlich dem Gewinn im Handel und Gewerbe nachgegangen waren, für die allgemeine Bildung zu gewinnen. Er hat ihnen dadurch einen Einfluß auf unsere neuere Literatur und unsere gesamte geistige Entwickelung gesichert, wie er in gleichem Maße auf keinem andern Volke lastet.

Digitized by Google

werke des Altertums, dem Laokoon[1], aus und spielt dann die Betrachtung aus dem Gebiete der Skulptur in das der Poesie über. Zwei Gesetze von grundlegender Bedeutung stellt er darin auf und beweist sie, nämlich: 1) Das höchste Gesetz der Kunst ist die Schönheit; 2) der Dichter hat das in der Zeit Aufeinanderfolgende, insbesondere Handlungen, darzustellen. Lessing führt im ersten Satz das nämliche aus, was Goethe mit den Worten sagt: „Die wahre Darstellung hat keinen Zweck; sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihren Folgen, und dadurch erleuchtet und belehrt sie." In der Tat fand Lessing allenthalben Gehör. Man legte von nun an auf den Lehrzweck der Poesie nicht mehr den Nachdruck und sonderte die schönen Künste von den nützlichen streng ab. Was den zweiten Satz betrifft, so bestritt Lessing darin die Ansicht der Schweizer (Breitinger usw.), „daß die Poesie eine redende Malerei, die Malerei eine stumme Poesie sei". Er lehrte, daß die Malerei ihre Gegenstände im Raume, die Poesie die ihrigen in der Zeit darstelle, daß Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei, Handlungen dagegen die der Poesie seien. Hiernach verwarf also Lessing die malerische, beschreibende Weise der Poesie, wie sie z. B. Bodmer und Geßner anwandten.

3. Berühmt und wertvoll wie „Laokoon" ist auch Lessings „Hamburgische Dramaturgie" (1767—1769). Dies Werk war ursprünglich eine Theaterzeitung, die er in Hamburg herausgab, um über die dort aufgeführten Dramen und deren theatralische Darstellung zu berichten. Darin entwickelt er in meisterhafter und höchst gründlicher Weise seine Ansicht über die Natur eines guten Dramas, insbesondere der Tragödie. Sophokles, Euripides und Shakespeare sind ihm die mustergültigen Tragiker. Dieses Werk wurde „ein Leitstern unserer ganzen folgenden Poesie" (Gervinus).

4. Gegen Ende seines Lebens schrieb er meistens theologische Streitschriften. Die Veranlassung dazu war, daß er aus dem schriftlichen Nachlaß des Professors Reimarus eine antichristliche Broschüre herausgab, nämlich die „Fragmente des Wolfenbüttelschen Ungenannten" (1774 u. 1777). Darin waren wesentliche Lehren des Christentums, z. B. die Auferstehung Christi, angegriffen. Lessing war zwar nicht der Verfasser und bemerkte auch in Noten, daß er nicht allem beistimme; allein die Theologen, besonders Pastor Goeze in Hamburg, erhoben sich und eiferten doch gegen den Herausgeber. Lessing antwortete in fliegenden Blättern, besonders in elf Nummern unter dem Titel „Antigoeze" (1778). Er war aber durch Sprache, Gelehrsamkeit und Witz seinen Gegnern weit überlegen und hatte die Lacher auf seiner Seite. So wurden viele mit ihm und durch ihn Zweifler. — Lessings

[1] Die Laokoongruppe steht in der Vatikanischen Sammlung zu Rom. Sie stellt den Todeskampf des Priesters Laokoon und seiner jugendlichen Söhne mit den zwei Schlangen dar, wie er in der Aneis Vergils geschildert ist.

Digitized by Google

philosophisches Testament ist „Die Erziehung des Menschengeschlechtes“ (1780), worin er eine phantastische Seelenwanderungslehre den Wahrheiten des Christentums vorzieht.

5. Der Stil Lessings in allen prosaischen Schriften ist trotz der Kürze so klar, unterhaltend und anschaulich, daß er sich wie ein geistreiches, belebtes Gespräch liest. Man vernimmt darin Einrede und Widerlegung, Frage und Antwort. Selbst für die trockenste Sache weiß er den Leser zu fesseln. So ward Lessing der Schöpfer einer wahren Musterprosa. Kaum hat ihn seither ein Schriftsteller darin erreicht.

§ 65. Lessing als Dichter.

1. Wenn auch Lessing selbst den Dichtergenius sich abspricht, und wenngleich er nach seinem eigenen Geständnis mühsam dichtete, stellt ihn doch die Neuzeit in die vorderste Reihe der deutschen Poeten. Und das mit Recht; denn war er auch kein allseitiges Dichtergenie, so hat er doch das ihm zugefallene Talent eines Dramatikers um so treuer verwertet. Wohl versuchte sich Lessing auch in den andern Dichtungsarten; doch nur die wenigsten sprechen an, wozu wir einige Fabeln, ein paar frische Lieder jugendlicher Lebenslust (z. B. „Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben“) und seine Epigramme rechnen. — Sein eigentlicher Dichterruhm beruht in hervorragendem Maße auf seinen Dramen, und zwar nicht sowohl auf den kleineren, in der Zeit der Jugend und Unreife entstandenen, als auf den größeren, erst nach vielen Kunst- und Lebensstudien gedichteten: „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück“ (ein Lustspiel oder vielmehr ein heiter gefärbtes Schauspiel); „Emilia Galotti“ (ein Trauerspiel) und endlich „Nathan der Weise“ (ein dramatisches Gedicht). Vorher hat er außer einigen unbedeutenden Lustspielen mit „Miß Sara Sampson“ (1755) das erste deutsche bürgerliche Trauerspiel geschaffen (vgl. § 66) und in dem einaktigen Trauerspiel „Philotas“ (1759) der damaligen opfermutigen Kriegsstimmung übertriebenen Ausdruck verliehen.

2. Vermißt man nun auch, um mit Schiller zu sprechen, in Lessings Dramen „die schöpferische Wärme des Gefühles, die wunderbare Zauberei der Phantasie“ oder kurzweg das sog. musikalische Element, und verraten sie nur allzu deutlich, wie vorherrschend der berechnende Verstand, das Studium dabei mitgearbeitet haben, so sind sie eben doch durch viele Vorzüge wahre Muster geworden und veranschaulichen treffend, was Lessing im „Laokoon“ und besonders in der „Dramaturgie“ über die Dichtkunst, zumal die dramatische, gelehrt hat.

Vor allem glänzt darin die plastische Gabe unseres Dichters, die er in hohem Grade besaß. Seine poetischen Gestalten schweben ihm nicht bloß in allgemeinen Umrissen und nicht nebelhaft vor den Augen des Geistes, sondern als individuelle Personen, bis in das kleinste modelliert. Ferner waren diese Charaktere, besonders die weiblichen,

Digitized by Google

in denen er Heiterkeit mit Anmut, gefühlvolles Wesen mit Verstand und Energie paarte, treu nach dem Leben entworfen (nur die Personen des „Nathan" machen eine Ausnahme); jeder Gesichtszug an ihnen war Natur und Wahrheit. Deren Gestaltung und Zeichnung im Verlauf des Dramas durchzuführen, kostete ihn zwar Mühe; allein er brachte es doch fertig, sie treu nach dem geistigen Modelle bis in das kleinste und feinste zu meißeln und so auf die Bühne zu stellen. — Andere Vorzüge betreffen die Anlage seiner Dramen, die dramatische Entwicklung, die Aufeinanderfolge der Szenen (kein Auftritt ist zu viel oder am falschen Platz), die Stetigkeit der Spannung (was vom vierten Akt an so schwierig ist) und des Fortschritts, und endlich den Dialog, den er so natürlich und lebhaft gestaltete, wie vorher kein Dramatiker. Um so mehr müssen wir die Bescheidenheit Lessings hochachten, oder vielmehr seine Strenge auch gegen sich, wie er sie (in Nr 101—104 seiner „Dramaturgie") in den Worten ausspricht: „Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweist mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen, aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern."

3. Wir besprechen nur drei seiner Dramen, und zwar zuerst seine vorzüglichste, in ihrer Art einzig schöne Dichtung „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück" ein Lustspiel in Prosa (1767). Mitten im militärischen Gewühl, als Sekretär des Generals Tauenzien, legte er der Muse sein schönstes Weihegeschenk zu Füßen und machte so seiner Freunde Befürchtung, der Sekretär Lessing höre auf, Dichter zu sein, gründlich zu Schanden. Denn gerade jene Stellung und die dort empfangenen Eindrücke und Erfahrungen regten ihn zu dieser Dichtung an. Die Fabel des Stückes knüpft an den Siebenjährigen Krieg an, setzt ihn und seine Folgen voraus. Nach dem Schluß desselben war nämlich das Schicksal der „Preußischen Freipartei" keineswegs ein glänzendes. Nur wenige Bataillone wurden in die Armee aufgenommen; die meisten, unter denen freilich viel Gesindel war, wurden entlassen, ihre Offiziere abgedankt. Das Schicksal der Braven ging jedem Edelfühlenden zu Herzen, und nicht am wenigsten unserem Dichter. Darum wählte er sich so einen mit Undank belohnten, obendrein noch verkannten, an seiner Ehre schwer gekränkten Ehrenmann heraus, zeigt dramatisch an seinem Schicksal, wie das wahre Verdienst, Seelenadel und Edelmut nach langer Verkennung doch endlich triumphieren müssen. In zweiter Linie wollte Lessing wohl auch dem ihm lieb gewordenen Kriegerstande, namentlich dem preußischen Offizierkorps, einen Ehrenkranz flechten, was ihm entschieden gelungen ist. Aber auch den deutschen Charakter überhaupt verherrlichte er in diesem Drama, insbesondere läßt er den Diamant deutscher Ehrenhaftigkeit in Tellheim, den deutscher Treue in Tellheims Untergebenen und in der Person Minnas in den herrlichsten Farben schimmern. Den leichten französischen Industrieritter scheint der Dichter hauptsächlich deshalb hineingestellt zu haben, damit der deutsche Tellheim um so mehr im Lichte stehe[1]. Sehr zart und patriotisch war es, daß Lessing

[1] Hauptsächlich wollte Lessing wohl seiner Abneigung gegen das aufdringliche, hohle französische Wesen der damaligen Zeit Ausdruck geben.

Digitized by Google

alles vermied, was die siegreiche oder die besiegte Seite aufregen, bei ihr anstoßen konnte. Die Dichtung wurde gleichsam eine dramatische Friedensfeier. So kam es, daß sie alsbald in Wien aufgeführt wurde, noch ehe es in Berlin die Behörde erlaubte. Rasch stieg sie dann zum Ansehen eines deutschen Nationaldramas empor, und zwar ist es das erste dieser Art. Sein Inhalt ist:

Tellheim, ein preußischer Major, streckt im Siebenjährigen Kriege einer sächsischen Gemeinde aus Mitleid die Kriegssteuer vor. Ob solcher Herzensgüte entzückt, verlobt sich die reiche Erbin Minna von Barnhelm mit ihm; sie wechseln Ringe. Der Krieg ist aus. Tellheim wird zurückgesetzt und erhält nur halben Sold; selbst der Steuervorschuß wird ihm vorenthalten, weil man ihn verkennt, verdächtigt. Aus übertriebenem Edelmut schreibt er nun nicht mehr der Verlobten, weil er in solcher Lage nicht auf ihre Hand Anspruch machen will. Er lebt mit seinem Bedienten Just in einem Wirtshaus zu Berlin höchst kümmerlich. Sein vormaliger Wachtmeister Werner hat ein kleines Gut und bringt ihm den Ertrag desselben; Tellheim nimmt ihn aber nicht an. Die Witwe eines Offiziers, dem er Geld geliehen, will dies zurückzahlen; aber er verleugnet die Schuld. Der Wirt gibt ihm keinen Kredit mehr, und er muß ihm — Minnas Ring in Versatz geben. Zur selbigen Stunde ist diese in demselben Gasthof abgestiegen, um den verschollenen Tellheim zu suchen. Sie bemüht sich, ihn zur Änderung seines Sinnes zu bewegen; er aber bleibt als „abgedankter, an seiner Ehre gekränkter Offizier, als ein Krüppel und Bettler" beharrlich bei seinem Entschlusse. Die Ehre geht ihm über alles; er will nicht von der Gnade einer reichen Frau leben. Nun nimmt Minna ihre Zuflucht zu einer List. Sie gibt sich selbst als eine jetzt verarmte, vom Onkel enterbte Flüchtige aus. Diese List sowie ein gerade eintreffendes königliches Schreiben, wonach Tellheim seine Ehre und sein Guthaben wiedererhält, führen die glückliche Lösung herbei.

4. Einen tief ergreifenden Eindruck macht das fünfaktige Trauerspiel „Emilia Galotti" (1772), worin alle Charaktere mit Meisterhand gezeichnet sind und nur etwa die auffallende Kürze im Zwiegespräche zu tadeln ist. Wie später Schiller in „Kabale und Liebe", so hat hier Lessing erstmals das im vorigen Jahrhundert an vielen Höfen herrschende leichtfertige Leben — der Hof von Versailles gab bekanntlich das schlimmste Beispiel dazu — an den Pranger gestellt. Lessing tat dies, indem er das Schicksal der edlen Römerin Virginia (449 v. Chr.) an einem modernen Hofe sich abspielen ließ. Virginia, die Tochter des Plebejers L. Virginius, wurde von diesem erstochen, damit sie nicht in die Gewalt des frechen Decemvirs Appius Claudius gerate. So läßt nun Lessing den streng sittlichen, durch und durch ehrenhaften Odoardo Galotti seine Tochter erdolchen, damit sie den Nachstellungen und Plänen des lockern Prinzen von Guastalla sicher entgehe und so ihre Ehre und der Familienname fleckenlos bleibe. Das Stück ist um so ergreifender, weil es an dem Tage spielt, da die Trauung Emilias stattfinden sollte, und da auf der Fahrt zur Trauung ihr Bräutigam, der edle Graf Appiani, durch die vom Prinzen gedungenen Banditen ermordet wurde.

5. Zum Abschluß seines Streites mit den Theologen (1779) verfaßte Lessing das dramatische Lehrgedicht „Nathan der Weise". Wie er seinem Bruder schrieb, ging er an diese Dichtung, „um zu versuchen, auf

Digitized by Google

seiner alten Kanzel wenigstens noch ungestört zu predigen". Und was predigte er im „Nathan" von der Kanzel des Theaters aus? Manche meinen: die religiöse Toleranz, weiter nichts; allein das ist ein gutmütiger Irrtum. Lessing predigt vielmehr darin ganz planmäßig die Gleichschätzung aller positiven Religionen, oder vielmehr die Geringschätzung aller, weil er sie alle als unwahr hinstellt[1].

Abgesehen davon, daß Lessing gar kein Hehl daraus macht[2], zieht sich dieser Grundgedanke wie ein roter Faden durch das ganze Stück hindurch, verrät sich durch viele offene und versteckte, namentlich ironische und satirische Ausfälle (vgl. z. B. IV. Akt, 2. Szene), und liegt vollends offen und klar in der dem italienischen Novellendichter Boccaccio entlehnten Erzählung von den drei Ringen ausgesprochen. Lessing führt sie auf folgende Weise in das Drama ein: Sultan Saladin braucht Geld; der reiche Jude Nathan soll es ihm leihen. Darum läßt er diesen rufen und sucht ihn zuerst einzuschüchtern durch die Frage, welche Religion die beste sei, die der Juden, die der Türken, oder die der Christen. Nathan merkt aber alsbald, daß es auf Händel angelegt ist, und hilft sich durch die Erzählung von den drei Ringen aus der Verlegenheit.

N. Vor grauen Jahren lebt' ein Mann im Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Wert
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann im Osten darum nie
Vom Finger ließ und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
Erhalten! Nämlich so. Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen dem geliebtesten
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der liebste sei, und stets der liebste,
Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde. —
Versteh mich, Sultan.
S. Ich versteh' dich. Weiter!
N. So kam nun dieser Ring von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen,

---

[1] Der Träger dieser Anschauung ist zunächst Nathan; ihm legt Lessing seine eigene religiöse Überzeugung in den Mund, dieselbe, wie er sie in der „Erziehung des Menschengeschlechtes" niedergeschrieben hat: Nathan muß aber die andern Personen, Saladin, den Tempelherrn, mit Ausnahme des Patriarchen, aufklären.

[2] So schreibt Lessing in einem hinterlassenen Fragmente: „Nathans Gesinnung gegen alle positive Religion ist von jeher die meinige gewesen." Und in einem Briefe an seinen Bruder ist es ihm schon Erfolg genug, wenn er („Nathan" nämlich) sich nur mit Interesse liest und unter tausend Lesern nur einer daraus an der Evidenz und Allgemeingültigkeit seiner Religion zweifeln lernt.

Digitized by Google

Die alle drei ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald
Der dritte — so wie jeder sich mit ihm
Allein befand und sein ergießend Herz
Die andern zwei nicht teilten — würdiger
Des Ringes, den er dann auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte zu versprechen.
Das ging nun so, solang es ging. — Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kommt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwei
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu tun?
Er sendet insgeheim zu einem Künstler.
Bei dem er nach dem Muster seines Ringes
Zwei andere bestellt und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden insbesondere,
Gibt jedem insbesondere seinen Segen —
Und seinen Ring — und stirbt. — Du hörst doch, Sultan?

S. (der sich betroffen von ihm gewandt).

Ich hör', ich höre! — Komm mit deinem Märchen
Nur bald zu Ende. — Wird's?

N. Ich bin zu Ende.

Denn was nun folgt, versteht sich ja von selbst. —
Kaum war der Vater tot, so kommt ein jeder
Mit seinem Ring, und jeder will der Fürst
Des Hauses sein. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht
Erweislich —

(Nach einer Pause, in welcher er des Sultans Antwort erwartet.)

fast so unerweislich als
Uns jetzt — der rechte Glaube.

6. Die Fabel des Dramas ist mit Ausnahme der Erzählung von den drei Ringen Lessings Erfindung. Saladin ist freilich eine historische, zur Zeit der Kreuzzüge lebende Person; aber alle Handlung, die ihn berührt, ist reine Dichtung. Und selbst was den Charakter betrifft, ist der Lessingsche Saladin nicht der echte, sondern nur ein Schattenbild von ihm; der historische Saladin war ja doch ein sehr strenggläubiger Muselmann, der sicher keine Ratgeber mit Lessingscher Religion um sich geduldet hätte. Die andern Personen sind nicht einmal historische. Die Fabel des Stückes ist der Hauptsache nach die folgende:

Digitized by Google

Der Tempelherr, der gegen Saladin gefochten hatte, bricht den Waffenstillstand, wird gefangen und nach Jerusalem verbracht. Saladin spricht über ihn das Todesurteil und will der Vollstreckung selbst beiwohnen. Da findet der Sultan eine Ähnlichkeit zwischen dem Templer und seinem längst verlorenen Bruder, weshalb er ihn begnadigt. Der Templer, in Jerusalem frei umhergehend, rettet eines Tages die von Nathan an Kindes Statt angenommene Recha aus einem brennenden Hause, verschmäht aber aus religiöser Abneigung den Dank der von ihrem Retter entzückten Jüdin. Durch einen Klosterbruder erfährt endlich Nathan, daß der Tempelherr, Leu von Filneck, der Bruder Rechas sei, diese eigentlich Blanda von Filneck heiße, und daß beider Vater, Wolf von Filneck, der längst vermißte jüngere Bruder Saladins sei, welcher vor Jahren einer deutschen Edeldame aus dem Geschlechte der Staufer nach Deutschland gefolgt war und sich dort mit ihr verehelicht hatte. Nathan eröffnet den beteiligten Personen dieses Geheimnis: die Scheidewand fällt, und alle werden in Liebe vereinigt.

7. Was den Kunstwert des Stückes betrifft, so hat es allerdings seine Schönheiten und Vorzüge. So ist die Anordnung der Akte und Szenen ausgezeichnet; so weiß es trotz seines Lehrinhaltes doch den Leser oder Zuschauer stets zu spannen und steten Fortschritt einzuhalten; so ist der Dialog sehr natürlich, so voll Leben wie in wenigen früheren deutschen Dramen; und endlich ist es das erste in fünffüßigen Jamben gedichtete Drama. Aber auch an Mängeln, und zwar an großen, fehlt es ihm nicht. Ist es nämlich schon überhaupt bedenklich, wenn der Dichter als solcher auf das Predigen ausgeht, so noch viel mehr, wenn er seine Dichtung mißbraucht, um Personen anzugreifen, sie zu ärgern, an den Pranger zu stellen. Dies tat Lessing: er hatte, wie schon Goethe bemerkt hat, im „Nathan" „seine Piquen" auf die Geistlichen, wie er sie in der „Emilia Galotti" auf die Fürsten hatte. Darum finden sich „im Nathan" „nicht selten Stellen, von denen man sagen muß, des Dichters Muse sei Verbitterung gewesen" (Gruppe). Er gesteht dies selbst ein, indem er meint, mit „Nathan den Theologen einen ärgeren Possen zu spielen als mit noch zehn Fragmenten". — Dazu kommen noch andere, tief begründete Ausstellungen. So fehlt es z. B. fast allen Charakteren an Naturtreue und Wahrheit. Der Saladin ist kein rechter Muselmann, der Nathan nichts weniger als ein Jude, auch der Derwisch und Sittah (Saladins Schwester) sind eben nur Gesinnungsgenossen Lessings in alt-orientalischem Kostüm. Auch fehlt es nicht an inneren Widersprüchen, besonders in der Ringgeschichte. Da fällt doch sogleich das Hinkende der Vergleichung zwischen Gott, der ewigen Wahrheit, und dem Vater auf, der seine Söhne täuschte! Und wie erklärt es sich, daß selbst dem echten Ring seine Kraft abhanden kommt? Wie kann man denn blind sein gegen die unvergleichliche Fülle von Segen jeder Art, von wunderbarer, echter Humanität, die der Glaube an den Gekreuzigten erzeugt hat?

8. Da sich aber im „Nathan" der Dichter, wie er selbst gesteht, auf die Kanzel gestellt hat, so dürfen wir ihn auch von der Kanzel aus

Digitized by Google

kritisieren. Und da müssen wir vor allem schmerzlich beklagen, daß Lessing so bewußt, so leicht entschlossen darauf ausging, den christlichen Glauben in der deutschen Nation zu erschüttern, daß er in möglichst viele Herzen den Zweifel und den Kampf tragen wollte, den er selbst im Busen trug, und von dem er doch nicht gewiß wußte, ob er nicht einst mit seiner eigenen Bekehrung zu Christus endigen werde. Ferner gereicht es ihm zum schweren Vorwurfe, daß er dem Christentum, aus dem alle Humanität herauswuchs, nicht nur keinen Vorzug gibt, sondern sogar sehr parteiisch gegen dasselbe verfährt.

Juden und Muselmänner hebt er auf Kosten der christlichen Personen heraus, gibt insbesondere dem Juden Nathan, durch welchen er seinen Freund Mendelssohn verherrlichen wollte, und dem Muselmann Saladin die größten und edelsten Herzen, während der Patriarch, der eine Kopie des Pastors Göze (s. S. 301) sein sollte, nicht bloß eine sehr dumme, sondern auch eine verbrecherische Rolle zu spielen hat, die Daja (Zofe der Recha) als eine schwärmerische Intrigantin und der Tempelherr als ein meineidiger, rachsüchtiger Mensch erscheint und selbst die Demut des Klosterbruders durch sein knechtisch dummes, roh pfiffiges Wesen wieder aufgehoben wird. Selbst Julian Schmidt, ein religiös sehr freisinniger Kritiker, tadelt Lessing, daß er nur Christen mit großen Schwächen in dem Stück auftreten lasse, als ob das Christentum nur Leute solchen Schlages stellen könne, „während Saladin, Sittah, der Derwisch und die Mamelucken den Anschein erregen, als gewähre der Islam die völligste Gemütsfreiheit, was entschieden falsch ist, und während der einzige Jude auf einer Höhe der Bildung steht, wie sie das Judentum nie auch nur als Ideal ins Auge gefaßt hat".

Somit haben wir Ursache genug, das letzte Drama Lessings für eine Frucht zu halten, die zwar sorgfältig gepflegt, äußerlich geraten ist, schön in die Augen fällt, Appetit erweckt, deren Inneres aber ein Wurm ungenießbar gemacht hat; wir können darum keine ungeteilte Freude an „Nathan" haben.

9. Dennoch bleibt unbestritten Lessings großes, doppelt großes Verdienst um die deutsche Poesie. Ohne ihn wäre der Fortschritt Klopstocks nicht so nachwirkend gewesen, hätte vielleicht die Nachahmungssucht alsbald wieder die Oberhand gewonnen[1]; Lessing aber hat den Geschmack von Grund

[1] Lessing selbst klagt in seiner „Dramaturgie" „über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche doch keine Nation sind!" „Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die untertänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen; alles, was uns von jenseits des Rheines kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingel von Reimen für Poesie, Geheul für Musik uns einreden lassen, als im geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in allem, was gut und schön und

Digitized by Google

aus reformiert, er hat der in Klopstock wieder aufgegangenen Sonne deutsch-originaler Poesie Bahn durch Gewölk und Nebel gebrochen. Insbesondere hat er sich unsterbliche Verdienste um unser deutsches Drama erworben; ja, „Lessing ist der wahre Begründer des deutschen Theaters" (Gruppe). Er hat das Bestreben des Herzogs Heinrich Julius (vgl. S. 177), eine nationale Bühne zu schaffen, mit Energie aufgenommen und die Verwirklichung wesentlich gefördert; er hat uns eine Mustertragödie („Emilia Galotti") geschenkt, zudem das erste deutsche Stück, durch welches die Zuschauer das Wesen der Tragödie empfanden, indem sie nicht nur gerührt, sondern erschüttert wurden und somit jene herzliche, sorgenvolle Teilnahme für die handelnden Personen faßten, welche jede wahre Tragödie erregen muß. Ebenso beschenkte er uns mit einer Musterkomödie, welche zugleich das erste deutsche Nationaldrama wurde; ferner hat er den ganzen Plunder der alten, steifen Theaterstücke von den Brettern verdrängt, so daß längst kein einziges Stück aus der Zeit vor Lessing mehr gespielt wird; er hat Gestalten voll Leben und Natur auf die Bühne gebracht, hat sie statt im französischen Pathos deutsch-natürlich dort sprechen lehren, und endlich — Lessing erst hat Shakespeare[1] als den König des Dramas hoch auf den Leuchter gestellt, hat dessen Dramen als die hohe Schule aller Dramatiker mit lauter, anhaltender Stimme ausgerufen, so daß dann alle nachkommenden Dichterheroen, insbesondere Goethe und Schiller, jene hohe Schule besuchten und sich wesentlich darin für das Drama bildeten.

Fabeln.

1. Die Grille und die Nachtigall.

Ich versichere dich, sagte die Grille zu der Nachtigall, daß es meinem Gesange gar nicht an Bewunderern fehlt. — Nenne mir sie doch, sprach die Nachtigall. — Die arbeitsamen Schnitter, versetzte die Grille, hören mich mit vielem Vergnügen, und daß dieses die nützlichsten Leute in der menschlichen Republik sind, das wirst du doch nicht leugnen wollen?

Das will ich nicht leugnen, sagte die Nachtigall; aber deswegen darfst du auf ihren Beifall nicht stolz sein. Ehrlichen Leuten, die alle ihre Gedanken bei der Arbeit

---

erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Anteile erhalten hat. — Doch dieser locus communis ist so abgedroschen, und die nähere Anwendung desselben könnte leicht so bitter werden, daß ich lieber davon abbreche."

[1] William Shakespeare (geb. 1564 zu Stratford; zuerst Schauspieler, dann auch Theaterbesitzer und Dramatiker; gest. 1616) ist in demselben Sinne der Universaldichter der modernen Welt, wie Homer es für die antike Welt war. Als Dramatiker steht er über allen andern der alten wie der neuen Zeit. Er schrieb 30 Dramen (Komödien und Tragödien). Seine Tragödien sind meistens geschichtlichen Inhalts; die großartigste und tiefste ist „Hamlet" (Prinz von Dänemark). Durch die Schlegel-Tieckische Übersetzung wurde er förmlich auch für die deutsche Bühne zum Klassiker.

Digitized by Google

haben, müssen ja wohl die feineren Empfindungen fehlen. Bilde dir also eher nichts auf dein Lied ein, als bis ihm der sorglose Schäfer, der selbst auf seiner Flöte sehr lieblich spielt, mit stillem Entzücken lauscht.

2. Zeus und das Schaf.

Das Schaf mußte von allen Tieren vieles leiden. Da trat es vor den Zeus und bat, sein Elend zu mindern.

Zeus schien willig und sprach zu dem Schafe: Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen und deine Füße mit Krallen rüsten?

O nein, sagte das Schaf; ich will nichts mit den reißenden Tieren gemein haben!

Oder, fuhr Zeus fort, soll ich Gift in deinen Speichel legen?

Ach! versetzte das Schaf, die giftigen Schlangen werden ja sehr gehasset!

Nun, was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen und Stärke deinem Nacken geben.

Auch nicht, gütiger Vater, ich könnte leicht so stößig werden als der Bock.

Und gleichwohl, sprach Zeus, mußt du selbst schaden können, wenn sich andere dir zu schaden hüten sollen.

Müßt' ich das? seufzte das Schaf. O so laß mich, gütiger Vater, wie ich bin! Denn das Vermögen, schaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Lust, schaden zu wollen; und es ist besser unrecht leiden als unrecht tun.

Zeus segnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund an zu klagen.

Epigramme.

1. Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben!
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein.

2. Bavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen,
Beneidet mich Kodyll. Der Tor!
Das Mahl bei Baven kömmt mir teu'r genug zu stehen:
Er liest mir seine Verse vor.

3. An einen Geizigen.

Ich dich beneiden? — Tor! Erspar, ererb, erwirb,
Hab alles! — Brauche nichts, laß alles hier und stirb!

4. Hinz und Kunz.

Hinz. Was doch die Großen alles essen!
Gar Vogelnester, eins zehn Taler wert!
Kunz. Was? Nester? Hab' ich doch gehört,
Daß manche Land und Leute fressen.
Hinz. Kann sein! kann sein, Gevattersmann!
Bei Nestern fingen die denn an.

Digitized by Google

5. Auf eine lange Nase.

O aller Nasen Nas'! Ich wollte schwören,
Das Ohr kann sie nicht schnauben hören.

6. An einen Lügner.

Du magst so oft, so fein, als dir nur möglich, lügen:
Mich sollst du dennoch nicht betrügen.
Ein einzig Mal nur hast du mich betrogen:
Das kam daher, du hattest nicht gelogen.

7. Auf Dorinden.

Sagt nicht, die ihr Dorinden kennt,
Daß sie aus Eitelkeit nur in die Kirchen rennt;
Daß sie nicht betet und nicht höret
Und andre nur im Beten störet.
Sie bat (mein eignes Ohr ist Zeuge;
Denn ihre Schönheit geht allmählich auf die Neige),
Sie bat mit ernstlichen Gebärden:
„Laß unser Angesicht, Herr, nicht zu Schanden werden!"

8. Auf die Galathee.

Die gute Galathee! Man sagt, sie schwärz' ihr Haar,
Da doch ihr Haar schon schwarz, als sie es kaufte, war!

9. Das schlimmste Tier.

Wie heißt das schlimmste Tier mit Namen?
So fragt' ein König einen weisen Mann.
Der Weise sprach: Von wilden heißt's Tyrann
Und Schmeichler von den zahmen.

10. In ein Stammbuch,

in welchem die bereits Verstorbenen mit einem † bezeichnet waren. 1779.

Hier will ich liegen! denn hier bekomm' ich doch,
Wenn keinen Leichenstein, ein Kreuzchen noch.

Andere Probe bei Kellner: Die Geschichte des alten Wolfes.

§ 66. Lessings Nachfolger.

1. Lessing hat zwar die ganze neuere Poesie geläutert, selbst auf Goethe und Schiller Einfluß geübt; eine eigentliche Schule hat er aber nicht gegründet. Nur insofern können einige Dichter seine Nachfolger genannt werden, als sie, durch Lessings Beispiel angeregt, sehr viele bürgerliche Dramen schrieben. Das Beispiel gab Lessing, als er in dem an und für sich weniger gelungenen Trauerspiel „Miß Sara Sampson"

Digitized by Google

(1755) erstmals das bürgerliche Leben auf das Theater brachte. Den meisten Anklang, ja Ruhm erlangten zu ihrer Zeit die Dramendichter Iffland und Kotzebue. So vieles sie aber auch schrieben, so wenig Kunstwert hat es. Sie verfielen nämlich ganz und gar dem Naturalismus, d. h. sie kopierten eben bis ins kleinste das wirkliche alltägliche Leben mit allem, was drum und dran ist, mit all dem Kleinlichen, Erbärmlichen, Gemeinen, was es hat, anstatt es zu idealisieren.

2. August Wilhelm Iffland (1759—1814), aus Hannover, war zunächst Schauspieler, und zwar ein ausgezeichneter. Er brachte das Mannheimer Theater zu hoher Blüte. Zuletzt wurde er Generaldirektor aller Königlichen Schauspiele zu Berlin, wo er auch starb. In seinen vielen Dramen bekämpft er vielfach die Verderbtheit der beamteten Stände, immer aber legt er es auf Rührung an. So erschien „Der leichtsinnige Mündel" mit dem verkannten „Vormund" und dem Waisen-„Advokaten". Ferner polterten die ungestümen „Jäger" über die Bühne und gewannen durch ihre Biederkeit die Herzen des Publikums. So kamen die „Hagestolzen" neben dem „Frauenstand", es wurde der „Spieler" gebessert, und der seine „Dienstpflicht" tuende Kriegsrat gelangte endlich wieder zu Ehren. Durch derlei Stücke brachte Iffland das sog. bürgerliche Rührspiel (die Iffländerei) in Schwung.

3. August von Kotzebue (geboren 1761), aus Weimar, trat früh in russische Dienste, erst als Beamter, zuletzt als Agent, der dem Zaren „Litterärische Bulletins" über deutsche Zustände schrieb und darin die deutschen Patrioten denunzierte. So reifte das Todesurteil, das schwärmerische Studenten über ihn fällten. Der Theolog Sand erdolchte ihn 1819 zu Mannheim. — Kotzebue schrieb über 200 Stücke. Stürmischer Beifall war allenthalben der Erfolg. Er wurde der Liebling des Theaterpublikums, und selbst königliche Personen riefen diesem Theaterkönige ihre Vivat zu. So ehrte ihn Deutschland, und wie sehr entehrte es sich! Denn alle seine Dramen und Schriften sind nur eine einzige große Schmähung auf die Sitte, die Gattentreue, Vaterlandsliebe, ja selbst auf die Religion. Die Tugend machte er lächerlich, die Sünde stellte er als liebenswürdig hin. Sein erstes Stück „Menschenhaß und Reue" (1789) war zugleich sein bestes.

Zweite Gruppe.

§ 67. Der Musenhof zu Weimar.

1. Was für die erste Blütezeit die Wartburg war, das wurde für die zweite Blütezeit Weimar. Dort lebte der Landgraf Hermann von Thüringen, dort die hl. Elisabeth; sie schätzten die edle Sangeskunst überaus

Digitized by Google

hoch und überschütteten die Meister derselben (die berühmten Minnesänger) mit Gnaden und Ehren. Hier in Weimar waren es der hochbegabte, feurige Herzog Karl August und seine geistvolle, lebhafte Mutter Amalie, welche den berühmten Dichtern solche Gunst erwiesen. Dort auf der Wartburg waren die berühmten Minnesänger willkommene Gäste; hier in Weimar wetteiferten die Dichterkoryphäen der klassischen Zeit miteinander in kunstvoller Dichtung, besonders Goethe und Schiller (vgl. die sog. „Balladenjahre“)[1].

2. Dies kam so: Herzogin Anna Amalie, eine lebhafte, sehr begabte, aber auch leichtlebige Dame, die im Jahre 1758 als neunzehnjährige Witwe die Regierung des Landes übernahm, berief für die Erziehung ihrer beiden Prinzen (Karl August und Konstantin) zuerst Wieland nach Weimar und dann noch Karl Ludwig von Knebel, zwei Männer von gründlicher Bildung und dichterischer Begabung. Als dann im Jahre 1775 der achtzehnjährige Karl August die Regierung angetreten hatte, drängte er Goethe, nach Weimar überzusiedeln. Goethe tat dies im November desselben Jahres, und Weimar wurde ihm eine zweite Heimat. Goethe war damals 27 Jahre alt. Schon im Jahre 1776 kam auch Herder nach Weimar, um es nie wieder zu verlassen. Goethe hatte ja als Student den etwas älteren Herder zu Straßburg kennen gelernt und wußte, was für ein grundgelehrter, für die Poesie begeisterter Mann Herder war. Auf Goethes Rat wurde Herder vom Herzog als Generalsuperintendent für das Land berufen. Schiller hingegen kam aus eigenem Antrieb viel später nach Weimar, erstmals 1787, wo er aber nur zwei Jahre blieb. Nachdem er zehn Jahre Professor in Jena gewesen war, zog er wieder nach Weimar (1799) und blieb hier bis zu seinem Tode (1805). Auch Jean Paul kam dahin, wiewohl nur für kürzere Zeit. Außerdem reisten Hunderte von berühmten Leuten, Dichter und Gelehrte, Männer und Frauen, nach Weimar, um Goethe, Herder, Schiller ꝛc. wenigstens zu sehen und zu sprechen. Mit Recht wurde deshalb der Hof, der so die Dichterwelt um sich sammelte, Musenhof genannt. Da wurde denn auch fleißig Theater gespielt, und zwar, nachdem das stehende Theater im alten Schlosse mit diesem abgebrannt war, in dem Liebhabertheater. Dort wurden auch alle klassischen Dramen Goethes und Schillers zuerst aufgeführt, aber nur für die vom Hofe Eingeladenen; denn als Schauspieler traten die Hofleute und Hoffähigen auf (z. B. Goethe als Orestes in der „Iphigenie“).

3. Und nicht bloß waren es die Herzogin Mutter und der regierende Herzog mit seiner Gemahlin Luise, die so unsere Dichter ehrten, es vererbte sich diese Verehrung der Dichter auch auf Kinder und Enkel[2]. Besonders

[1] Doch darf nicht übersehen werden, daß auf der Wartburg das Christentum alles galt, der Musenhof zu Weimar aber fast ganz der sog. Aufklärung huldigte.

[2] 1828 starb Karl August; der Erbprinz Karl Friedrich, mit der Russin Maria Paulowna vermählt, kam dann zur Regierung. Dessen Schwester Karoline, die so sehr

Digitized by Google

erfuhr dies der alle überlebende Goethe. Er blieb der geliebte „Meister", der väterliche Freund für die Kinder und Enkel Karl Augusts; mit den Kleinen wurde er wieder Kind und spielte mit ihnen, den Heranwachsenden hielt er Privatvorlesungen. So erklärt es sich auch, daß Goethe im Tode wie ein Fürst geehrt wurde, indem man ihn in der Fürstengruft beisetzte, ja daß man Schillers Gebeine ausgrub, um sie neben Goethe gleichfalls dort beizusetzen. So ruhen die zwei „Dichterfürsten" Deutschlands auch in fürstlicher Gruft.

4. In den folgenden Paragraphen behandeln wir nun eingehender die hervorragend großen Dichter, welche längere Zeit in Weimar lebten und für den Hof dort einen lebenden Sternenkranz bildeten: Wieland, Herder, Goethe und Schiller.

§ 68. Wieland.

1. Christoph Martin Wieland aus Oberholzheim bei Biberach in Oberschwaben, Sohn eines Predigers, wurde 1733 geboren und streng-gläubig erzogen. Schon im Alter von zwölf Jahren liebte er leidenschaftlich die Poesie. Als Student sandte er Gedichte an Bodmer, worauf ihn dieser zu sich einlud. So kam er nach Zürich und wartete dort seine Anstellung ab. Nach einigen Jahren (1760) wurde er Ratsherr und Kanzleidirektor zu Biberach und in dieser Stellung Hausfreund beim Grafen Stadion auf dem nahen Schloß Warthausen. 1769 folgte er einem Rufe als Professor an die Universität Erfurt, wo er Philosophie, Ästhetik und Literatur lehrte, und wurde dann (1772) Erzieher des Erbprinzen von Weimar. Hier starb er 1813.

2. Wieland besaß schöne philologische und philosophische Kenntnisse, ein reiches Dichtertalent, war ein gutmütiger Lebemann, der es mit niemand gern verdarb, und bis in sein Alter heiter. Den christlich frommen Sinn rettete er kaum bis an die Grenze des Jünglingsalters. In des Grafen Stadion Haus litt er entschieden Schiffbruch im Glauben. Da waren Rousseau, Voltaire, Diderot, d'Alembert an die Stelle der Evangelisten getreten, dort herrschte der französische Lebenston — Unglaube bei vollem Lebensgenuß. Dies behagte seiner zum Sinnlichen sehr geneigten Natur, und nach und nach emanzipierte er sich vom Christentum, ohne jedoch Atheist zu werden.

3. Wie der Mensch, so der Dichter. Erst dichtete er mit Bodmer an einem Tische den „Geprüften Abraham", „Sympathien" in Klop-

---

an Goethe hing, heiratete den Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin. Die Kinder Karl Friedrichs, mit denen Goethe noch spielte, waren die Prinzessin Karl und die 1890 verstorbene deutsche Kaiserin Augusta. Karl Augusts Gemahlin starb vor Goethe, dem ihr Tod sehr zu Herzen ging.

Digitized by Google

stocks Geiste, schrieb „Empfindungen eines Christen", predigte darin die Unschuld der Seele, christlichen Wandel, bekämpfte die Sinnenlust, eiferte gegen Gleim und Genossen als „eine Bande Heiden", als „schwärmende Anbeter des Bacchus und der Venus"; aber zur modernen Aufklärung bekehrt, erbaute er in vielen schlüpfrigen Romanen und Gedichten eben diesen Gottheiten Tempel an Tempel, verkündete, „nichts Höheres gebe es als Sinnengenuß", verspottete, besonders in den „Göttergesprächen", das Christentum, verlachte überhaupt alles Streben nach Idealem, Edlem und Großem. Ebendieser Ton galt damals als entzückend, besonders in den höheren Ständen. Wieland wurde ihr Abgott, und zwar um so schneller, als er so leicht und zierlich, mit französischem Salonwitz, schrieb. Gern kleidete er hierbei die Gegenwart in altgriechisches Gewand. Er tat dies aus Vorliebe für antikes Wesen und wohl auch, um freier, unbehelligter schreiben zu können.

4. Sein Hauptwerk ist das romantische Epos (oder vielmehr Märchen) „Oberon", worauf Wieland (besonders bezüglich der Form) sehr großen Fleiß verwandte. Er benutzte dazu Shakespeares „Sommernachtstraum" und die Erzählungen Chaucers (geb. zu London 1340, gest. 1400). Scherz und Ernst, Altes und Neues, Hohes und Niedriges hat er darin zu einem höchst mannigfaltigen, farbenreichen Panorama zusammengefügt. Den Schauplatz desselben bildet bald Europa bald Asien, bald das Land bald das Meer. Es ist in wohlklingenden (achtzeiligen) Stanzen geschrieben, leicht und fließend, aber da und dort auch schlüpfrig. Der Inhalt ist:

Herr Hüon, Herzog von Guyenne, hat einen Sohn Karls des Großen getötet. Der schwer erzürnte Kaiser befiehlt ihm nun, zur Sühne und Strafe nach Bagdad (Babylon) zu ziehen, dort beim Festmahl in den Saal des Kalifen zu treten, dem Emir, welcher dem Kaiser zur Linken sitze, den Kopf abzuhauen, darauf die Thronerbin als seine Braut zu erklären, endlich vom Kalifen vier seiner Backenzähne und eine Handvoll Haare aus seinem Barte zum Geschenk für Kaiser Karl zu fordern. Hüon macht sich wirklich auf die Reise, kommt glücklich nach Asien, trifft in einer Höhle des Libanon einen Einsiedler, der sich als Scherasmin, den bei einem Kreuzzug dort zurückgebliebenen treuen Diener seines Vaters, zu erkennen gibt. Beide wandern nun Bagdad zu. Unterwegs erscheint ihnen im Walde Oberon, der König der Elfen, auf einem von Leoparden gezogenen Wagen, in Knabengestalt. Er bietet Hüon seinen Schutz an und schenkt ihm dann ein Horn, dessen leise Töne alle sie Vernehmenden tanzen machen, dessen lauter Schall aber den Schutzgeist, wo er auch sei, herbeiruft. — In Bagdad angekommen, schaut Hüon durch Oberons Zauberei die künftige Braut — die schöne Rezia — im Traume; aber auch sie erblickt gleichzeitig im Traume den blondhaarigen und blauäugigen Ritter Hüon, der ihr ganzes Herz gewinnt, so daß sie nichts mehr von ihrem Verlobten, einem Drusenfürsten, wissen will. Dieser aber sitzt gerade zur Linken des Kalifen, als Hüon in den Thronsaal eindringt. Mit einem Schwertesschwang haut er des Drusen Haupt ab, und wie nun alle die Muselmänner im Saale wütend auf ihn stürmen, versucht er des Hornes Zauberkraft, und siehe, die Mordlustigen tanzen. Oberon sorgt unterdessen für die begehrten „Backenzähne und das Barthaar", hilft Hüon nebst Rezia zur Flucht aus dem Saale und führt sie auf seinem Zauberwagen

Digitized by Google

bis zum Meeresufer, wo sie ein Schiff besteigen. Aber sie halten das von Oberon ihnen abverlangte Gelübde nicht, schließen vielmehr den Ehebund, bevor sie nach Rom zum Papste kommen, der ihn einsegnen sollte, und müssen zur Strafe leidensvolle und lange Irrfahrten machen, werden dann, als sie schon hofften, es sei die Prüfung vorüber, durch Seeräuber getrennt und kommen sogar in Gefahr, für ihre Treue den Flammentod zu sterben. Doch in der höchsten Not rettet sie Oberon; sie gelangen endlich an Karls des Großen Hof, und dessen Groll erstirbt. — Karl schüttelt liebevoll des Helden Hand und spricht:

Nie fehl' es unserm Reiche
An einem Fürstensohn, der dir an Tugend gleiche.

5. Wielands bester Roman ist „Die Geschichte der Abderiden" (1774). Abdera ist eigentlich eine thracische Stadt. Ihren Bewohnern werden nun allerlei Schildbürgerstreiche angedichtet. Wieland will aber die Torheiten und das Philisterwesen der kleinen Städte seiner Zeit verspotten.

Hier einiges aus diesem Roman:

In Abdera baut man einen kostbaren Brunnen; aber als er fertig ist, fehlt — das Wasser. — Man erwirbt eine berühmte Statue der Göttin der Schönheit, die von Praxiteles' Meisterhand gemeißelt ist; aber man stellt sie auf eine so hohe Säule, daß niemand sie erkennen kann. — Zum Bürgermeister wählen die Abderiten den besten Sänger usw. — Am interessantesten ist „der Prozeß über des Esels Schatten". Ein Zahnarzt hat das Tier gemietet; als er aber unterwegs beim Ausruhen sich in dem Schatten desselben lagern will, protestiert der Eselstreiber; denn er habe ihm ja nur das Tier vermietet, nicht dessen Schatten. Bei dem darob entstehenden Prozeß nimmt ganz Abdera Anteil, in zwei Lager gespalten. Da mischen sich die Priester ein, und die Frösche von Latona helfen zur Schlichtung. Aber erst nachdem das Tier tot ist, kommt die volle Aussöhnung zu stande. Nun wird dem Esel ein Denkmal errichtet, den Fröschen ein neuer Graben angelegt, und weil sie sich so ungeheuer vermehren, wandern die Abderiten aus und überlassen die Stadt den heiligen Tieren.

6. Wieland wurde der „gesellschaftliche Dichter der Nation" und hat in die hohen Kreise, die für französische Literatur schwärmten, die deutsche Literatur eingeführt; er hat auch die Sprache geschmeidiger, leichter, zierlicher gemacht und endlich den von Klopstock, Bodmer 2c. verbannten Reim für die deutsche Poesie gerettet. Nicht minder hat er sich verdient gemacht durch seine Übersetzungen. Er zuerst hat Shakespeare verdeutscht; ebenso übersetzte er den griechischen Satiriker Lucian (130—190 n. Chr.), die Episteln und Satiren des Horaz und die Briefe Ciceros. Hiermit haben wir seine Verdienste in literarischer Hinsicht erschöpft. Aber er hat auch sehr schlimm auf deutsche Sitte gewirkt und die deutsche Poesie für längere Zeit der Frivolität[1] preisgegeben; dies verdunkelt seinen Ruhm sehr.

Seine oft widerlich leichtfertige Schriftstellerei begann Wieland 1762 mit den „Komischen Erzählungen" aus der heitern Griechenwelt. 1764 erschien der Roman

[1] Wir wollen nur an Thümmel, Heinse, Alxinger, Julius von Voß und Blumauer erinnern, die alle die Poesie in traurigster Weise mißbrauchten, christlicher Sitte zum Hohn schrieben.

Digitized by Google

„Don Silvio von Rosalva“, worin er Cervantes' „Don Quijote“ nachahmte und in dessen Manier die Feenmärchen lächerlich machte. Sich und seine inneren Wandlungen schildert er in interessanter Weise im „Agathon“ (1766). Der gleichnamige Held dieses Romans ist ein für Plato schwärmender Jüngling, der „die Tugend und Liebe“ nach der Lehre seines Meisters erstrebt, aber damit in Gefahren und Versuchungen doch nicht weit kommt. Wieland hat mit dieser Auffassung schon recht, aber anstatt den ob seiner Schwäche verblüfften Agathon an denjenigen zu weisen, welcher „der Weg, die Wahrheit und das Leben ist“, lernt Agatho nach des Dichters Darstellung im Strom des Lebens schwimmend „Tugend und Sinnlichkeit versöhnen“. Obgleich Wieland unterdessen mit der Augsburgerin Dorothea Hillenbrand eine Ehe geschlossen hatte, und wie Zeitgenossen erzählen, von da an „ein recht braver Familienvater geworden war, dessen Herz an Frau und den vielen Kindern hing“, so ließ er nun doch Dichtung auf Dichtung folgen, deren Inhalt seinem Privatleben geradezu widersprach. Er tat dies wohl seiner Leserwelt zu lieb. Da kamen 1768 „Idris“ und „Musarion“, 1770 „Die Grazien“, 1771 „Der neue Amadis“ und 1774 „Der verklagte Amor“. — Als Professor zu Erfurt schrieb er außer dem „Nachlaß des Diogenes von Sinope“ auch politische Romane, von denen „Der goldene Spiegel“ (1772) die meisten Leser fand. Diese politischen Romane sind ihrem Inhalt nach gegen Rousseaus pädagogische Lehren gerichtet, nicht aber gegen seine religiösen Anschauungen. Rousseau wollte das Menschengeschlecht auf den „einfachen Naturzustand“ zurückgeführt sehen. — Aber Wieland zog die französischen Salonmenschen, wie er sie auf Schloß Stadion, am Hofe des Mainzer Kurfürsten usw. kennen gelernt hatte, den Rousseauschen „edlen Wilden“ weit vor. Mit Menschen zu leben, zu konversieren, zu genießen, die das savoir vivre aus den französischen Hof- und Adelskreisen nach Deutschland verpflanzt hatten, das galt ihm als der Güter höchstes; Tyrannei und „Aberglauben“ galten ihm als Feinde des Menschenglücks. — Als ihn 1772 die verwitwete Herzogin Anna Amalie (eine braunschweigische Prinzessin) zum Erzieher des Erbprinzen Karl August erwählt und nach Weimar berufen hatte, gründete er die Monatsschrift „Der deutsche Merkur“ (1773), worin er als Kritiker auftrat, auch einen Teil seiner Dichtungen erstmals veröffentlichte. 1774 wurde Karl August mündig erklärt, Wieland mit vollem Gehalt pensioniert; er blieb dann in Weimar, allerseits verehrt wie ein Patriarch der deutschen Poesie, klugerweise dem neu aufgehenden Stern (Goethe) mit vollen Händen Weihrauch streuend. Aber auch alternd führte er noch fleißig die Feder; neben verschiedenen andern Nachdichtungen mittelalterlicher Poesien schuf er seinen „Oberon“ (1780). Im „Peregrinus Proteus“ (1791) schilderte er das Leben eines religiösen Schwärmers — er mag dabei an Lavater gedacht haben — und versuchte im Gegensatz zu dem Helden dieses Romans im „Agathodämon“ (1796) die „gesunde Religiosität“ der ersten Christen darzustellen. — Auch Briefromane schrieb er in dieser Zeit (1800—1805), z. B. „Aristipp“, „Menander und Glycerion“, „Krates und Hipparchia“, in welchen uns wieder altgriechisches Leben und Sitte abgespiegelt wird.

Aus Oberon (5. Gesang).

„Kalif von Bagdad“, spricht der Ritter
Mit edlem Stolz, „laß alles schweigen hier
Und höre mich! Es liegt schon lange schwer auf mir
Karls Auftrag und mein Wort. Des Schicksals Zwang ist bitter;
Doch seiner Oberherrlichkeit
Sich zu entziehn, wo ist die Macht auf Erden?
Was er zu tun, zu leiden uns gebeut,
Das muß getan, das muß gelitten werden.

Digitized by Google

„Hier steh' ich, Herr, ein Sterblicher wie du,
Und steh' allein, mein Wort, trotz allen deinen Wachen,
Mit meinem Leben gutzumachen;
Doch läßt die Ehre mir noch einen Antrag zu:
Entschließe dich, von Mahommed zu weichen,
Erhöh' das heil'ge Kreuz, das edle Christenzeichen,
In Babylon und nimm den wahren Glauben an,
So hast du mehr, als Karl von dir begehrt, getan.

„Dann nehm' ich's auf mich selbst, dich völlig loszusprechen
Von jeder andern Forderung,
Und der soll mir zuvor den Nacken brechen,
Der mehr verlangt. So einzeln und so jung
Du mich hier siehst, was du bereits erfahren,
Verkündigt laut genug, daß einer mit mir ist,
Der mehr vermag als alle deine Scharen.
Wähl itzt das beste Teil, wofern du weise bist!"

Herr Hüon hatte kaum das letzte Wort gesprochen,
So fängt der alte Schah wie ein Besess'ner an
Zu schrein, zu stampfen und zu pochen,
Und sein Verstand trat gänzlich aus der Bahn.
Die Heiden all in tollem Eifer springen
Von ihren Sitzen auf mit Schnauben und mit Dräun,
Und Lanzen, Säbel, Dolche dringen
Auf Mahoms Feind von allen Seiten ein.

Doch Hüon, eh' sie ihn erreichen, reißt in Eile
Der Männer einem rasch die Stange aus der Hand,
Schlägt um sich her damit als wie mit einer Keule
Und zieht, stets fechtend, sich allmählich an die Wand.
Ein großer goldner Napf, vom Schenktisch weggenommen,
Dient ihm zugleich als Schild und als Gewehr;
Schon zappeln viel' am Boden um ihn her,
Die seinem Grimm zu nah gekommen.

Der gute Scherasmin, der an der Türe fern
Zum Schutze Rezias steht, glaubt seinen ersten Herrn
Im Schlachtgedräng' zu sehn und überläßt voll Freude
Sich einen Augenblick der süßen Augenweide;
Doch bald zerstreut den angenehmen Wahn
Des Fräuleins Angstgeschrei; er sieht der Heiden Rasen,
Sieht seines Herrn Gefahr, setzt flugs das Hifthorn an
Und bläst, als läg' ihm ob, die Toten aufzublasen.

Die ganze Burg erschallt davon und kracht,
Und stracks verschlingt den Tag die fürchterlichste Nacht;
Gespenster lassen sich wie schnelle Blitze sehen,
Und unter stetem Donner schwankt
Des Schlosses Felsengrund. Der Heiden Herz erkrankt;
Sie taumeln Trunk'nen gleich; Gehör, Gesicht vergehen;
Der schlaffen Hand entglitschen Schwert und Speer,
Und gruppenweis' liegt alles starr umher.

Digitized by Google

Der Sultan, übertäubt von so viel Wunderdingen,
Scheint mit dem Tod den letzten Kampf zu ringen:
Sein Arm ist nervenlos, sein Atem schwer,
Sein Puls schlägt matt und endlich gar nicht mehr.
Auf einmal schweigt der Sturm; ein lieblich säuselnd Wehen
Erfüllt den Saal mit frischem Lilienduft,
Und wie ein Engelsbild ob einer Totengruft
Läßt Oberon sich jetzt auf einem Wölkchen sehen. . . .

§ 69. Herder.

(Seine Personalien.)

1. Johann Gottfried Herder, der Sohn eines armen Lehrers, wurde 1744 zu Mohrungen (Ostpreußen) geboren und christlich fromm erzogen. Bald zeigte sich seine Lernbegierde. Was andern Knaben das Spiel, das war ihm Lesen und Lernen; auf Bücher machte er förmlich Jagd. Auch die Flügel der Poesie wuchsen ihm bald. Ganz arm studierte er (von 1762 an) zu Königsberg Theologie. Nebenbei verlegte er sich auf Philosophie, besonders die Kantische, auf Geschichte, Sprachen und schöne Wissenschaften. Nach vollendeten Studien erwarb er sich als Gelehrter wie als Lehrer zu Riga, ebenso als Prediger an den Vorstadtkirchen zu Königsberg zahlreiche Verehrer. Auf einer Bildungsreise nach Paris lernte er d'Alembert und Diderot kennen. Bald erhielt er glänzende Anträge. Als Reisebegleiter des Prinzen von Holstein-Eutin kam er (1770) nach Straßburg, wo er mit Goethe einen Winter zusammen war. Auf des letzteren Verwendung wurde er (1776) Generalsuperintendent zu Weimar. Als solcher kam er, was er längst sich wünschte, nach Italien, „das ihm die größte Bildungsschule wurde". Freiherr von Dalberg, damals Domherr, später Fürstbischof, nahm ihn dahin mit. In Weimar verkehrte er meist mit Wieland, auch mit Jean Paul und Goethe, weniger mit Schiller. Hamann[1] in Königsberg ist sein einflußreichster Lehrmeister gewesen. Einige Jahre vor seinem Tode wurde er noch vom Kurfürsten von Bayern in den Adelstand erhoben. Die letzten Lebensjahre Herders waren durch seine immer drückender werdenden häuslichen Sorgen — er hatte eine zahlreiche Familie — sowie durch Kränklichkeit und Vereinsamung sehr umdüstert, dabei von geradezu erstaunlicher Tätigkeit ausgefüllt. 1803 starb er. Ein schönes Denkmal setzte ihm seine geistreiche Frau durch die „Erinnerungen aus dem Leben Herders".

[1] Joh. Georg Hamann, Beamter in Königsberg, ein tiefsinniger Mann, stritt in kleineren Schriften mit absichtlich dunklem Stile (darum der „Magus" des Nordens genannt) gegen die falsche Aufklärung seiner Zeit. Geschichte und Offenbarung waren ihm die Leitsterne für die Vernunft. „Der große Hamann", sagt Jean Paul, „ist ein tiefer Himmel voll teleskopischer Sterne, und manche Nebelflecken löst kein Auge auf."

Digitized by Google

2. Herder war ein Mann von dem hellsten Kopfe und dabei eine lebendige Bibliothek. Er hatte ein weiches Herz, war aber ziemlich reizbar, besonders im Alter. Als zärtlicher Gatte und trefflicher Vater fand er in seiner Familie das größte Glück.

Geistige Tätigkeit fiel ihm so leicht, daß sie ihn kaum ermüdete, ihm eher noch Erholung war. Und so rasch quoll es aus seinem Geiste, daß er ein wahrer Schnellschreiber wurde. Dennoch reichte seine Zeit nicht zur Ausführung aller seiner Pläne und Entwürfe. — Materielle Genüsse galten ihm wenig; nur die Musik liebte er „unaussprechlich", und in der Natur „unter Blumen und Bäumen war er so genesen glücklich" (Jean Paul).

3. Streng sittlich und gerecht, zeigte er einen offenen und empfänglichen Sinn für alles Edle und Schöne, wo er es auch antraf, ob beim Deutschen oder beim Ausländer, beim Freigeist oder dem Ordensmanne (Universalismus). Ja dieser Sinn war sogar der Grundzug von Herders Wesen. — Das Ziel, auf das er bei all seinem Wirken hinsah, war jene Humanität, die in der Welt nicht durchführbar ist (vgl. S. 266).

4. Herders religiöse Überzeugung blieb sich nicht gleich. In jüngeren Jahren hielt er noch an christlichen Dogmen fest; je älter er wurde, desto mehr gab er davon auf; da schätzte und predigte er das Christentum nur noch wegen seiner Sittenlehre. Dadurch gab Herder viel Anstoß, und manche glaubensfeste Geistliche eiferten wider ihn. Doch auch er selbst wurde mit dem Schwinden des Glaubens immer unzufriedener mit sich, so daß er einst ausrief: „O über mein verfehltes Leben!"

Sein Herz hing zwar immer am Christentum, aber das Wunderbare, Übernatürliche desselben verlor er mehr und mehr aus den Augen. Die Bibel war ihm wohl das schönste Buch, aber doch nur ein rein menschliches. Christus selbst erschien ihm zuletzt nur als „Liebling Jehovahs", als der „Held der Menschengüte", als der Menschensohn, d. h. als der einfache, reine Mensch (Idealmensch). Das reine Christentum war ihm deshalb auch nur „Gewissenhaftigkeit in allen Pflichten, reine Menschengüte und Menschenliebe", also nichts anderes als die Humanität. Darum nannte er es auch gerne „Menschenreligion". Um gerecht zu sein, wollen wir aber doch erwähnen, daß Herder in den Schriften seiner letzten Jahre unverkennbar sich bestrebte, das halberloschene christliche Bewußtsein im Volk und bei den Gebildeten neu anzufachen und in der Literatur wieder eine christliche Richtung anzubahnen. Ebenso findet sich in seinen Humanitätsbriefen wieder mehr Hinneigung zu Christus. Er studierte sogar die katholische Liturgie, deren herrliche Hymnen und Gebete, bearbeitete alte Legenden, übersetzte Balde, dessen in klassischem Latein gedichtete Oden ihn begeisterten.

§ 70. Herder als Schriftsteller.

1. Die große Menge seiner Geistesprodukte sind theologische, historische, philosophische und schöngeistige Schriften. Am berühmtesten wurden seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1784

Digitized by Google

bis 1791). Darin versucht er, „das Schicksal der Menschheit aus dem Buche der Schöpfung zu lesen". Er durchforscht nämlich die Natur des Menschen und findet, daß der Schöpfer ihm als Lebenszweck die Humanität gesetzt habe. Ebenso betrachtet er die Wohnstätte des Menschen, die Erde, und findet, daß Klima und Bodenbeschaffenheit den größten Einfluß auf die Entwicklung der Menschheit hatten. Das Werk ist großartig seinem Plane und der Sprache nach; der Inhalt aber paßt zum Teil nicht mehr zur heutigen Naturwissenschaft; insofern ist es veraltet. Auch muß sehr bedauert werden, daß Herder in dem großartigen Werke, in welchem er seinen Lebensplan einer „Universalgeschichte der Bildung der Welt" bis zum Zeitalter der Erfindungen und Entdeckungen ausführt, dem heidnischen Griechentum viel mehr Raum und Begeisterung widmet als dem Christentum. „Er setzt darin gleichsam betend Christus ab, indem er klagt, derselbe sei nicht im stande gewesen, seine Lehre auch nur ein Jahrhundert unversehrt zu erhalten" (Baumgartner).

2. Obgleich Herder selbst den Tempel der göttlichen Offenbarung verließ, so schmerzte ihn doch die Verachtung, mit der so viele andere demselben den Rücken kehrten. Darum wies er in einer Reihe von gelehrten Schriften auf das Schöne, Edle, Tröstliche, Reine im Christentum hin. Er bewies nicht die Wahrheit der Religion Christi, sondern ihre Schönheit. So wurde Herder der erste Ästhetiker des Christentums. Das seichte Urteil und den Spott über die Heilige Schrift machte er gründlich zu Schanden. Er entschleierte auch an ihr das Schöne, das menschlich Große. In der „Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts" (1774 bis 1776) zeigte er, wie Moses nicht bloß kindlich, sondern höchst poetisch erzähle. Desgleichen verherrlichte er durch seine Schrift „Vom Geist der ebräischen Poesie" (1782—1783) den Sänger David und die Propheten. Er stellte darin diese als Dichter über die alten Klassiker.

3. Der Literatur diente Herder zuerst als Kritiker. Er nahm sich hierin Lessing zum Vorbild, ahmte selbst dessen Stil nach. Seine Fragmente „Über die neuere deutsche Literatur" (1767) sowie die „Kritischen Wälder" (1769) enthalten Treffliches über Literatur, Sprache und Metrik, über die wahre Poesie überhaupt sowie über die Schönheit Homers insbesondere. Viel wichtiger noch waren seine Aufsätze, welche die Blätter „Von deutscher Art und Kunst" veröffentlichten (1773). Darin trat er wie ein Reformator vor die damalige Dichtung hin, hielt ihr ihre Schwäche, ihre falschen Künste vor. Die Schminke und die Toilette, unter der die deutsche Muse ihre Gebrechen zu bergen suchte, berückten ihn nicht. Der in falscher Hoffart befangenen Kunstpoesie predigte er Selbstverdemütigung durch Rückkehr zur Urpoesie, zur Volksdichtung. An Ossian, an Homer, an den alten Volksliedern ließ er die Volkspoesie im rosigsten Lichte schauen. Ihre Natürlichkeit und Kraft, ihren Bilder-

Digitized by Google

reichtum wies er schlagend nach. Bei ihr allein sei Heil, sie müßte wieder von den Dichtern geschätzt und gepflegt werden: so verkündete er laut und beharrlich. Natürlich ärgerten sich manche darob, besonders die gelehrten Poeten, denen er damit zumutete, bei dem Volke in die Schule zu gehen. Der geistesnüchterne Nicolai machte seinem Ärger zuerst Luft. Sein „Feyner kleyner Almanach vol schönerr echterr liblicherr Volkslieder" war ein Spott auf die Volkspoesie. Herder antwortete durch Herausgabe einer kostbaren Sammlung alter „Volkslieder" (1778 und 1779), welcher Joh. von Müller später den Namen „Stimmen der Völker in Liedern" gab.

4. Die meisten von Herders Schriften sind mit überraschend neuen und hohen Gedanken geschmückt. So gleicht seine Darstellung dem „Wetterleuchten". Darum nennt ihn auch ein Biograph eine elektrische Natur, die leicht Funken von sich sprühte. So blitzend die Gedanken, so schön sind die Bilder, in welchen sie auftreten. Herders Stil ist stets ein glänzender, am meisten in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit".

§ 71. Herder als Dichter.

1. Wie Lessing, so war Herder mehr Kritiker als Dichter. Seine eigenen Dichtungen (Legenden, Lieder, Parabeln, Paramythien) sind deshalb weniger bedeutend. Von ungleich größerem Wert sind seine Übersetzungen oder vielmehr seine Nachdichtungen; denn Herder gab weniger den Wortlaut als den Ton und die Haltung des Originals wieder. Zum Übersetzen war er ganz besonders befähigt; zur Auswahl besaß er das feinste poetische Gefühl, zur Übertragung Kenntnis der fremden und Gewalt über die deutsche Sprache. Er war also auch der rechte Mann, um uns die schönsten Blüten der Poesie ringsum auf der Erde zu pflücken. Dies tat er in den oben genannten „Stimmen der Völker". Mit Bienenfleiß holte er da den Honig echter Volkspoesie aus den Dichtergärten fast aller Völker und Zeiten und bot ihn dem staunenden Vaterlande als Honigwaben in jenen „Stimmen". In sechs Büchern enthalten sie Lieder: 1) aus dem hohen Norden (grönländische, lappländische, litauische, wendische ꝛc.), 2) aus dem Süden (griechische, italienische, spanische, französische), 3) aus dem Nordwesten (Ossian, schottische, englische), 4) aus Skandinavien (skaldische und dänische), 5) der Deutschen und 6) der Wilden (aus Madagaskar und aus Peru). Als besondere Sammlung gab er eine Blumenlese aus morgenländischen Dichtern heraus. Für die spanische Literatur hegte er besondere Vorliebe. Von ihr sagte er: „Wieviel goldene Äpfel hängen an jenen Bäumen, in jenen Gärten — und so verborgen und unbekannt!" Darum beschenkte er uns mit dem nachher zu besprechenden „Cid".

Digitized by Google

1. Die wiedergefundenen Söhne.

Was die Schickung schickt, ertrage!
Wer da ausharrt, wird gekrönt.
Reichlich weiß sie zu vergelten,
Herrlich lohnt sie stillen Sinn.
Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer, wer sich selbst bezwang.

Placidus, ein edler Feldherr,
Reich an Tugend und Verdienst,
Beistand war er jedem Armen,
Unterdrückten half er auf.
Wie er einst den Feind bezwungen,
Wie er einst das Reich gerettet,
Rettet' er, wer zu ihm floh.

Aber ihn verfolgt das Schicksal,
Armut und der Bösen Neid.
„Laßt dem Neid uns und der Armut
Still entgehn!" sprach Placidus.
„Auf! laß uns dem Fleiße dienen!
(Sprach sein Weib) und, gute Knaben,
Tapfre Knaben, folget uns!"

Also gingen sie. Im Walde
Traf sie eine Räuberschar,
Trennen Vater, Mutter, Kinder —
Lange sucht der Held sie auf.
„Placidus! (ruft eine Stimme
Ihm im hochbeherzten Busen)
Dulde dich, du findest sie."

Und er kam vor eine Hütte,
„Kehre, Wandrer, bei mir ein!
(Sprach der Landmann) du bist traurig;
Auf! und fasse neuen Mut!
Wen das Schicksal drückt, den liebt es;
Wem's entzieht, dem will's vergelten;
Wer die Zeit erharret, siegt."

Und er ward des Mannes Gärtner,
Dient' ihm unerkannt und treu,
Pflegend tief in seinem Herzen
Eine bittre Frucht, Geduld.
„Placidus! (rief eine Stimme
Ihm im tief bedrängten Busen)
Dulde dich, du findest sie."

So verstrichen Jahr' auf Jahre,
Bis ein wilder Krieg entsprang,
„Wo ist Placidus, mein Feldherr?
(Sprach der Kaiser) suchet ihn!"
Und man sucht ihn nicht vergebens;
Denn die Prüfzeit war vorüber,
Und des Schicksals Stunde schlug.

Zween seiner alten Diener
Kamen vor der Hütte Tür,
Sahn den Gärtner und erkannten
An der Narb' ihn im Gesicht,
An der Narbe, die dem Feldherrn
Statt der Schätze, statt der Lorbeer'n
Einzig blieb als Ehrenmal.

Alsobald ward er gerufen,
Es erjauchzt das ganze Heer.
Vor ihm ging der Feinde Schrecken
Ihm zur Seite Sieg und Ruhm.
Stillen Sinns nahm er den Palmzweig,
Gab die Lorbeer'n seinen Treuen,
Seinen Tapfersten im Heer.

Als nach ausgefocht'nem Siege
Jetzt der Siegestanz begann,
Drängt mit zween seiner Helden
Eine Mutter sich hervor.
„Vater, nimm hier deine Kinder!
Feldherr, sieh hier deine Söhne,
Mich, dein Weib Eugenia!

„Wie die Löwin ihre Jungen,
Jagt' ich sie den Räubern ab.
Nachbarlich in dieser Hütte
(Komm und schau!) erzog ich sie.
Glaubte dich uns längst verloren;
Deine Söhne mir statt deiner,
Deiner wert erzog ich sie.

„Als die Post erscholl vom Kriege,
Rufend deinen Namen aus,
Auferweckt vom Totenraume,
Rüstet' ich die Jünglinge.
‚Zieht! verdienet euren Vater!
Streitet unerkannt und werdet,
Werdet eures Vaters wert!'

„Und ich seh', sie tragen Kränze,
Ehrenkränze dir zum Ruhm,
Die du unerkannt den Söhnen,
Nicht als Söhnen, zuerkannt.
Vater, nimm jetzt deine Kinder!
Feldherr, sieh hier deine Söhne
Und dein Weib Eugenia!"

Digitized by Google

Was die Schickung schickt, ertrage!
Wer da ausharrt, wird gekrönt.
Placidus, der stillgesinnte,
Lebet noch in Hymnen jetzt;
Christlich wandt' er seinen Namen,
Seinen Namen nennt die Kirche
Preisend Sankt Eustachius[1].

2. Der Weinstock.

Am Tage der Schöpfung rühmten sich die Bäume gegeneinander, frohlockend ein jeglicher über sein eigenes Dasein. „Mich hat der Herr gepflanzt", sprach die erhabene Zeder; „Festigkeit und Wohlgeruch, Stärke und Dauer hat er in mir vereinigt." „Jehovahs Güte hat mich zum Segen eingesetzt", sprach der unschattende Palmbaum; „Nutzen und Schönheit hat er in mir vermählet." Der Apfelbaum sprach: „Wie ein Bräutigam unter den Jünglingen prange ich unter den Bäumen des Waldes." Und die Myrte sprach: „Wie unter den Dornen die Rose, stehe ich unter den niedrigen Gesträuchen." So rühmten sich alle, der Öl- und Feigenbaum, selbst die Fichte und Tanne rühmten sich.

Der einzige Weinstock schwieg und sank zu Boden. „Mir", sprach er zu sich selbst, „scheint alles versagt zu sein, Stamm und Äste, Blüten und Früchte; aber so wie ich bin, will ich hoffen und warten." Er sank danieder, und seine Zweige weinten.

Nicht lange wartete und weinte er; siehe, da trat die Gottheit der Erde, der freundliche Mensch, zu ihm. Er sah ein schwaches Gewächs, ein Spiel der Lüfte, das unter sich sank und Hilfe begehrte. Mitleidig richtete er es auf und schlang den zarten Baum an seine Laube. Froher spielen jetzt die Lüfte mit seinen Reben; die Glut der Sonne durchdrang seine harten, grünenden Körner, bereitend in ihnen den süßen Saft, den Trank für Götter und Menschen. Mit reichen Trauben geschmückt, neigte bald der Weinstock sich zu seinem Herrn nieder, und dieser kostete seinen erquickenden Saft und nannte ihn seinen Freund, seinen dankbaren Liebling. Die stolzen Bäume beneideten ihn jetzt, denn viele standen entfruchtet da; er aber freute sich voll Dankbarkeit seines geringen Wuchses, seiner harrenden Hoffnung.

Darum erfreut sein Saft noch jetzt des traurigen Menschen Herz und hebt empor den niedergesunkenen Mut und erquicket den Betrübten.

Verzage nicht, Verlassener, und harre duldend aus! Im unansehnlichen Rohre quillt der süßeste Saft; die schwache Rebe gebiert Begeisterung und Entzückung.

3. Bilder, Gnomen und Epigramme.

1. Der Fruchtbaum.

Wenn die Bäume voll von Früchten hangen,
Neigen sich die Äste freundlich nieder;
Wenn ein guter Mann zu Würden aufsteigt,
Beugt er sich, damit er andren helfe.

2. Anklagen.

Ein Tor, der klaget
Stets andere an;
Sich selbst anklaget
Ein halb schon weiser Mann;
Nicht sich noch andre klaget
Der Weise an.

3. Der Mond.

Und grämt dich, Edler, noch ein Wort
Der kleinen Neidgesellen?
Der hohe Mond, er leuchtet dort
Und läßt die Hunde bellen
Und schweigt und wandelt ruhig fort,
Was Nacht ist, aufzuhellen.

[1] D. i. der Ähren- oder Fruchtreiche.

Digitized by Google

4. Die Freundschaft.

Wie der Schatten früh am Morgen,
Ist die Freundschaft mit den Bösen;
Stund' auf Stunde nimmt sie ab.

Aber Freundschaft mit den Guten
Wachset wie der Abendschatten,
Bis des Lebens Sonne sinkt.

Andere Proben bei Kellner: Der liebende Schöpfer; Der gerettete Jüngling; Flora und die Blumen; Sprüche; Der sterbende Schwan; bei Reuter: Das Kind der Sorge.

2. Herders großartigstes poetisches Werk ist „Der Cid, nach spanischen Romanzen besungen" (1805). Diese Romanzen, 70 an der Zahl, stammen aus dem 13. bis 14. Jahrhundert. Herder hat sie, wie Reinhold Kohler nachwies, nach einer französischen Übersetzung aus der Bibliothèque universelle des romans ins Deutsche übertragen und zu einem größeren Ganzen, zu einem romantischen Epos geordnet und verbunden. Der in seinen Waffentaten besungene Held ist der Graf von Vivar, Rodrigo Diaz, der unter Ferdinand I. von Spanien (1034—1065) geboren wurde und im Jahre 1099 unter Alfons VI. (1072—1109) starb. Die Ehrennamen, die der Held des Epos trägt, sind geschichtlich: Cid (vollständig Cid el Battal, d. i. Herr der Schlacht) und Campeador (d. i. Kampfheld). Cid wurde er von den Feinden, Campeador vom Könige und dem Volke benannt. Das ganze Gedicht gliedert sich in vier Abschnitte:

1. Der Cid unter Ferdinand dem Großen (1034—1065). Der Dichter soll uns in der ersten Romanze selbst erzählen, wie der alte Diego ob der seinem Hause von Gormaz angetanen Schmach tief trauert, und wie er erst dann wieder Lebensmut faßt, ja Freudentränen vergießt, als Rodrigo, sein jüngster Sohn, sich zum Rächer des Schimpfes kühn und feurig anbietet.

Erste Romanze.

1. Trauernd tief saß Don Diego.
Wohl war keiner je so traurig;
Gramvoll dacht' er Tag und Nächte
Nur an seines Hauses Schmach,

2. An die Schmach des edlen, alten,
Tapfern Hauses der von Lainez,
Das die Inigos an Ruhme,
Die Alarcos übertraf.

3. Tief gekränket, schwach vor Alter,
Fühlt er nahe sich dem Grabe,
Da indes sein Feind Don Gormaz
Ohne Gegner triumphiert.

4. Sonder Schlaf und sonder Speise
Schläget er die Augen nieder,
Tritt nicht über seine Schwelle,
Spricht mit seinen Freunden nicht,

5. Höret nicht der Freunde Zuspruch,
Wenn sie kommen, ihn zu trösten;
Denn der Atem des Entehrten,
Glaubt er, schände seinen Freund.

6. Endlich schüttelt er die Bürde
Los des grausam stummen Grames,
Lässet kommen seine Söhne,
Aber spricht zu ihnen nicht;

7. Bindet ihrer aller Hände
Ernst und fest mit starken Banden;
Alle, Tränen in den Augen,
Flehen um Barmherzigkeit.

8. Fast schon ist er ohne Hoffnung,
Als der jüngste seiner Söhne,
Don Rodrigo, seinem Mute
Freud' und Hoffnung wiedergab.

Digitized by Google

9. Mit entflammten Tigeraugen
Tritt er von dem Vater rückwärts.
„Vater," spricht er, „Ihr vergesset,
Wer Ihr seid, und wer ich bin!

10. „Hätt' ich nicht aus Euren Händen
Meine Waffenwehr empfangen,
Ahndet' ich mit einem Dolche
Die mir jetzt gebot'ne Schmach!"

11. Strömend flossen Freudentränen
Auf die väterlichen Wangen.
„Du", sprach er, den Sohn umarmend,
„Du, Rodrigo, bist mein Sohn!

12. „Ruhe gibt dein Zorn mir wieder,
Meine Schmerzen heilt dein Unmut!
Gegen mich nicht, deinen Vater,
Gegen unsers Hauses Feind

13. „Hebe sich dein Arm!" — „Wo ist er?"
Rief Rodrigo. „Wer entehret
Unser Haus?" Er ließ dem Vater
Raum, es zu erzählen, Zeit.

Und Rodrigo geht und tötet, obgleich kaum dem Knabenalter entwachsen, des Hauses stolz höhnenden Feind Gormaz. Bald nachher beginnt er die kriegerische Laufbahn, führt große und immer größere Waffentaten aus, erkämpft Sieg auf Sieg über die Mauren, wie uns z. B. die „Achte Romanze" erzählt.

Achte Romanze.

1. Eingefallen in Kastilien
Waren Könige der Mauren
Fünf. Verwüstung, Lärm und Feuer,
Mord und Tod zog ihnen vor.

2. Über Burgos schon hinüber,
Montes d'Oca, Belforado,
San Domingo und Naxara,
Steht verheeret alles Land.

3. Weggetrieben werden Herden
Schafe, Christen, Christenkinder,
Männer, Weiber, Knaben, Mädchen;
Jene weinen, diese fragen:
„Mutter, wohin ziehen wir?"

4. Ruhmreich sammeln schon die Mauren
Ihren Raub, zurückzukehren;
Denn niemand begegnet ihnen,
Niemand, auch der König nicht.

5. Zu Vivar auf seinem Schlosse
Hörte diese Not Rodrigo.
Noch war er nicht zwanzig Jahre,
Doch an Mut war er ein Mann.

6. Auf sein Roß, es hieß Babieça,
Stieg er, wie hoch in den Wolken
Gott auf seinen Donnerwagen,
Und durchrannte rings das Land.

7. Die Vasallen seines Vaters
Bot er auf; sie waren alle
Angelangt zu Montes d'Oca
Und erwarten ihren Feind.

8. Guter Himmel von den Mauren
Zog fortan nicht einer weiter. —
Aber die geraubten Herden,
Männer, Weiber, Christenkinder,
Alle ziehen ihres Wegs

9. Froh und frei. Die fünf gefang'nen
Maurenkönige — dem König
Don Fernando schickt Rodrigo
Die Gefang'nen zum Geschenk.

Fünf Maurenkönige machte er zu Gefangenen, entläßt sie jedoch, nachdem er sie als Vasallen des Königs vereidigt und zinspflichtig gemacht, in ihre Länder. Aller Augen sind auf den jugendlichen Kampfeshelden gerichtet; Ehren aller Art werden ihm zu teil: der König gürtet ihm in der ehemaligen, fortan Maria geweihten, prachtvollen Moschee zu Coïmbra das Schwert um; die Königin führt ihm den Zelter zu, und die Infantin Donna Uraca schnallt ihm die goldenen Sporen an, zur Mutter

Digitized by Google

sprechend: „Welch ein Ritter! Einen schönern sah ich nie!“ Ein Sieg ganz anderer Art folgte bald: er besiegte das Herz Ximenens; der Tochter des erschlagenen Gormaz; der König stattet ihn aus und feiert seine Hochzeit mit.

Sechzehnte Romanze.

1. Vom Altar und aus der Kirche
Zog die Hochzeitsfeier prächtig,
Don Rodrigo und Ximene.
Stattlich an Ximenens Seite
Ging der König, der Vermählten
Vormund; an Rodrigos Seite
Ging der fromme, gute Bischof,
Dann der Herren langer Zug.

2. Wohl durch einen Ehrenbogen
Ging der Zug hin zum Palaste.
Ausgehängt aus allen Fenstern
Hingen goldgestickt Tapeten,
Und den Boden deckten Zweige,
Frische Kräuter, Rosmarin.

3. Auf den Straßen, auf den Gassen
Längs hinan bis zum Palaste
Tönet in getrennten Chören,
Unter Saitenspiel und Zimbeln,
Glückwunsch, Freud' und Lustgesang.

4. Alvar Fañez (unter allen
Freunden Cids ihm stets der erste),
Jetzt von Dienern reich begleitet
Und geschmückt mit reichen Hörnern,
Zeigt er prächtig sich als Stier;

5. Antolin auf einem Eiel;
Ihn gleich einem Rosse tummelnd;
Martin Pelaëz mit Blasen
Voller Erbsen, die er auswarf
Allem Volk zur lauten Lust.

6. Herzlich lacht' darob der König,
Gab dem Pagen, der den Damen
Zum Erschreck' den Teufel spielte,
Eine Handvoll Maravedis,
Auszuwerfen unters Volk. —

7. Aber von Ximenens Seele
War das taumelnde Gelächter
Weit entfernt; sie ist zu glücklich,
Als daß sie sich lustig zeige:
Mehr spricht ihr gerührtes Schweigen
Als die lautste Fröhlichkeit.

2. Der Cid unter Sancho dem Starken (1065—1072). Fernando stirbt, worauf das Reich so verteilt wird: Don Sancho empfängt Kastilien, Don Garzia Galizien, Don Alfonso Leon, während die Infantinnen Donna Uraca und Donna Elvira jede eine feste Stadt, Zamora und Toro, erhalten. Cid wird Vasall Sanchos, des Erstgebornen, welcher sofort Brüder und Schwestern mit Krieg überfällt. Aber Cid hat am Sterbebette Ferdinands der Donna Uraca Schutz versprochen: daran gemahnt, verweigert er, gegen sie weiter zu streiten, und wird wegen Insubordination verbannt. Doch man bedarf seiner allzu nötig, man ruft ihn zurück; aber zur selben Zeit stirbt Sancho durch Meuchelmord.

3. Der Cid unter Alfonso dem Tapfern (1072—1109). Ehe Alfonso den geerbten Thron besteigt, muß er auf Betreiben des Cid einen Reinigungseid schwören, daß er keine Mitschuld am Morde des Bruders habe. Darob tief verletzt und aufgebracht, verbannt Alfonso den Cid.

4. Der Cid zu Valencia und im Tode. Auch als Verbannter ist aber der Cid stets auf seinem Posten gegen die Feinde, die Mauren.

Achtundvierzigste Romanze.

1. Daß er Cid beleidigt habe,
Reuet jetzt König Alfonso;
Doch der Cid, er steht in Waffen:
Es geht nach Valencia.

2. Da steht nun der Cid gerüstet;
Aufgestützt auf seinen Degen,
Spricht zuletzt er mit Ximenen;
Babieça beißt die Zügel,

Digitized by Google

Heiß erwartend ihren Reiter,
Und des Cids Paniere rauschen
In der Luft, erwartend ihn.

3. „Warum weinet Ihr, Ximene?
Ist so schwach denn unsre Liebe,
Daß sie nicht ertragen könne
Einige Abwesenheit?

4. „Jeder Edle ist dem König
Dienste schuldig; dem gerechten
Leistet man sie pflichtenmäßig,
Undankbaren schenkt man sie.

5. „Mut und Sinn ist Euer Erbteil;
Tochter eines Heldenstammes,
Die Gemahlin eines Kriegers
Frei von jeder Weibesschwachheit,
So, Ximene, laß' ich Euch.

6. „Jeden Augenblick des Tages
Wendet wohl an, nähend, stickend;
Singt am Abend mit den Töchtern,
Und um Euer Haus zu ordnen,
Wachet mit Auroren auf!

7. „Zu Vergnügungen erlaß' ich
Euch die Sorge für die Herden,
Für die Wolle, fürs Gefieder;
Nie, Ximene, nie seid müßig!
Arbeit ist des Blutes Balsam,
Arbeit ist der Tugend Quell.

8. „Eure reiche Kleidung schließet
Ein bis auf mein Wiederkommen;
Nicht darin mir zu gefallen,
Sondern mir zur Ehre dann!
In Abwesenheit des Mannes
Kleidet einfach sich die Frau.

9. „Junge Mädchen fern vom Feuer,
Wie den Werg! Doch laßt die Töchter,
Wenn Gefahren Ihr entfernet,
Sie nichts merken von Gefahr!
Laßt sie nicht von Eurer Seite!
Töchter ohne ihre Mutter
Sind wie Lämmer ohne Hirt.

10. „Zeigt den Hausgenossen Würde,
Euren Frauen seid gesprächig,
Gegen Freunde seid bescheiden,
Gegen Euch und Eure Kinder
Unnachgebend streng und ernst!

11. „Keiner Freundin, auch der besten,
Zeiget einen meiner Briefe,
Wie ich keinem meiner Freunde
Einen Eurer Briefe zeige;
Denn das Band der Eh'genossen
Ist ein zart vertraulich Band.

12. „Nie erwirbt man sich Hochachtung,
Wo man alles von sich wissen,
Alles überiehen läßt.
Die geschwätzige Gemahlin
Zieht den Mann in ihr Geschwätz,
Macht dabei sich selbst verächtlich;
Und doch ruhet auf der Achtung
Eines Hauses seine Macht.

13. „Sollt' es Euch bisweilen Mühe
Kosten, meiner Briefe Inhalt
Zu verbergen — denn der Freude
Botschaft, sie verbirgt sich schwer —,
So entdeckt es, sie zum Schweigen
Zu gewöhnen, Euren Töchtern!
Ihrem Vater zu gefallen,
Schweigen, weiß ich, sie gewiß!

14. „Nehmet Rat von keinem Manne!
Fragt, was ich Euch raten würde,
Wär' ich da, und folgt dem Rat,
Und in schweren Dingen — schreibet!
Nie verläßt Euch meine Feder,
Wie mein Degen und mein Herz.

15. „Zweiundzwanzig Maravedis
Laß' ich Euch zur Tagesausgab';
Haltet Euch danach; der wahre
Adel steht nicht im Ersparen,
Doch auch im Vergeuden nicht.

16. „Seid Ihr geldbedürftig, lasset
Keinen als nur mich es wissen;
Keinen Eurer Leute setzet
Je zum Pfande, suchet lieber
Geldessummen auf mein Wort.

17. „Auf mein bloßes Wort, Ximene;
Dieses, wie des Himmels Feste,
Weiß man, ist fest und gewiß.
Wie ich mich für andre schlage,
Glaubt, so werden sich auch andre
Froh bemühn für mich und Euch.

18. „Lebet wohl! und einen Kuß noch!
Einen nur, ich bringe keinen
Aus den Schlachten dir zurück.
Lebe wohl, meine Ximene! —
Fort! die Krieger möchten sagen,
Ich sei hier dein Bräutigam."

Digitized by Google

Er streitet siegreich wie immer und wird Herr von Valencia, wohin er dann seine Familie (Ximene und zwei Töchter) ruft. Der König, den sein Vorgehen alsbald gereut, versöhnt sich endlich wieder mit ihm, wendet ihm nun doppelt seine königliche Gunst zu. Nur der Tod trennt sie wieder; der Cid stirbt schön bereitet. Des Toten Leib wird einbalsamiert und dann auf sein Roß Babieça gesetzt. Bei diesem seinem letzten Ritte aus Valencia trifft es sich, daß sich gerade vor der Stadt ein Kampf zwischen Cids Kriegern und den Mauren erhebt. Aber siehe, die Feinde schauen mit Schrecken den Helden zu Roß und fliehen. So hat er selbst im Tode noch gesiegt; sein Leichenzug wird zu einem Triumphzug; die Großen des Reichs und der König ziehen ihm entgegen, ihn abzuholen und auf einem prächtigen Stuhl neben dem Altar San Pedros de Cordona (ähnlich wie Kaiser Karl sitzend) zu begraben.

3. „Der Cid", der erst nach Herders Tode erschien, hat des Dichters Ruf noch um ein bedeutendes vermehrt, hat ihm seinen Platz im Herzen der deutschen Nation noch viel mehr gesichert. Natürlich fällt das Hauptverdienst der spanischen Dichtung zu, die uns hier das spanische Rittertum in seiner ganzen Größe und Blüte, in hinreißend hohem Sinne vor Augen stellt. In der ganzen Literatur der Heldendichtung findet sich kein zweiter Cid mehr, d. h. kein Held, der so ideal, so erhaben als Ritter und Mensch wäre wie dieser. Und dann die Darstellung! Welch eine klassische Ruhe herrscht durch das ganze großartige Gemälde der Leidenschaften und Kämpfe! Und welch ein genialer Schluß! Das aber gehört also der Originaldichtung an; aber Herder hat uns das wundervolle Gedicht erschlossen; er hat es zu einem kunstvolleren Ganzen gemacht; er hat es durch freies Wiedergeben dem deutschen Geiste und Herzen genähert, so daß es, ohne aufzuhören, spanisch-national zu sein, doch das deutsche Gemüt zu sich wie zu etwas Verwandtem hinzieht. Der Vorwurf von Eichendorff aber, „daß Herder die felsenkantige Gestalt des Cid mannigfach abgemeißelt und modernisiert, ja zuweilen gerade das Beste weggelassen hat", fällt nach dem oben (Ziffer 2) Gesagten doch mehr auf den französischen Übersetzer.

4. Fassen wir also Herders Verdienste um die Poesie zusammen: Herder hat die Volksdichtung so recht auf den Leuchter gestellt; er hat uns die Schätze echter Poesie aller Länder und Zeiten erschlossen; er hat es dadurch unserer Literatur wenigstens möglich gemacht, eine Weltliteratur zu werden; und endlich hat er die Legende, diese zarte Dichtungsart, aus langem Schlafe wiedererweckt.

§ 72. Sturm- und Drangperiode.

(1768—1781.)

1. Lessing hatte durch seine dramaturgischen Schriften wie durch seine Musterdramen die Dramatiker nachdrücklich aufgefordert, den Zopf der von den Franzosen gelehrten kleinlichen und unnatürlichen Regeln bezüglich der Theaterdichtung abzuschütteln (vgl. § 47, 4). — Dieser Ruf

Digitized by Google

verhallte nicht im Wind, sondern fand bei der jüngeren deutschen Dichterwelt großen Beifall. Ferner hatte Hamann, der Lehrer Herders, in seiner Aesthetica in nuce gelehrt, der Dichter brauche sich keineswegs an das Hergebrachte, Überlieferte zu halten, er solle sich vielmehr ganz nach seiner persönlichen Freiheit nur von seiner Empfindung, seinem Gefühl und Naturtrieb leiten lassen. Sein Schüler Herder war der befähigtste und unermüdliche Apostel dieser Idee und wies, wie schon im vorigen Paragraphen gesagt wurde, die Dichter zu der ewig schönen Volkspoesie aller Nationen als dem Vorbild der Natürlichkeit und Herzlichkeit des Ausdrucks hin; bezüglich des Dramas aber stellte er, wie schon Lessing getan, als den Großmeister der Dramatiker Shakespeare auf den Leuchter, dessen urnatürliches, originelles Wesen, dessen kraftvolle, außergewöhnliche Sprache alles mit fortreiße. Ja Herder ließ sich sogar zu dem Ausspruche verleiten, das wahre Genie bedürfe der Regeln nicht, worüber freilich selbst Lessing sich entsetzte.

2. Die Saat nun, welche die genannten Männer ausstreuten, fiel weithin auf guten Boden. Eine Reihe mehr oder weniger begabter, für die Poesie begeisterter junger Leute wählte sich alsbald Herders Wort zur Losung; sie hielten sich natürlich für Genies, nannten sich auch mit Vorliebe „Originalgenies" oder „Kraftgenies" und dichteten munter drauf los. Vor allem suchten sie „shakespearefest" zu werden, d. h. sich durch effektvollen Ausdruck, durch ungeheuerliche Sprache hervorzutun. Goethe war einer der ersten, der mitmachte, den „Parnaß zu stürmen", freilich auch der begabteste, was sein „Götz von Berlichingen" (1771 in erster Gestalt) beweist, machte sich aber frühzeitig von der Sturmkolonne weg.

3. Von den vielen andern Stürmern wollen wir nur die hervorragendsten nennen, nämlich Lenz, Klinger, Wagner, welche zu Goethes nächstem Freundeskreise gehörten, Maler, Müller, Schubart und Hahn. — Reinhold Lenz (1751—1792), eines Pfarrers Sohn aus Livland, hatte Theologie studiert, übte sie aber nie dienstlich aus. In Straßburg lernte er den für Herders Anschauung begeisterten Goethe kennen und sog in vollen Zügen den neuen Geist ein. „Von Grund aus eitel", sagt Hettner, „träumte Lenz den vermessenen Traum, es Goethe gleichtun zu können und mit ihm gemeinsam den Gipfel des deutschen Parnaß zu erstürmen." Aber sein Talent, seine Geistesstärke reichten dazu nicht aus, er blieb stets in Entwürfen und Skizzen stecken. Wüst und wild wie seine Dramen war auch sein Leben, so daß er wahnsinnig wurde und nur halb geheilt nach Jahren äußeren und inneren Elends, geistig und körperlich verkommen, im Jahre 1792 in der Nähe von Moskau starb. — Goethes Landsmann, Friedr. Max Klinger (1752—1831), einer armen Wäscherin Sohn, studierte die Rechte und wurde später, von Goethe beschützt, Theaterdichter in verschiedenen

Digitized by Google

Städten, seit 1780 in Rußland, wo er eine vornehme Russin heiratete, stieg er dort im letzten Drittel seines Lebens zu hohen Würden empor und starb als pensionierter Generalleutnant 1831. Dieser große Wechsel in seiner Lebensstellung verrät uns schon, daß in ihm später auch eine große geistige Wandlung vorgegangen sein müsse. Sein Schauspiel „Sturm und Drang" (1776) gab dem ganzen Zeitabschnitt den Namen. Ein Kritiker sagt von ihm, „es sei aus Geist und Unsinn zusammengebraut". Kein Wunder, daß Lessing uns meldet, er habe das Buch unmöglich auslesen können. Unter seinen Romanen ist der bedeutendste: „Fausts Leben, Taten und Höllenfahrt" (1791). — Der Straßburger Heinrich Leopold Wagner (1747—1779), der später in Frankfurt als Advokat praktizierte, blieb das ganze Leben ein Freund Goethes. „Er zeigte sich als ein Strebender", sagt Goethe, „und so war er willkommen." Er war begabt, lebte aber eigentlich doch nur von fremden Ideen, wie sein rohes Trauerspiel „Die Kindermörderin" (1776) beweist. — Friedrich Müller* von Kreuznach (1749—1825), Dichter und Maler, daher er sich auch Maler Müller nannte, brachte den größten Teil seines Lebens in Rom zu, wo er auch katholisch wurde. Den Abend seines Lebens verschönerte ihm der bayrische Kronprinz (spätere König) Ludwig, der ihm ein hochherziger Gönner war. Er dichtete volkstümliche antike Stoffe, außer „Golo und Genovefa" (1781, seinem besten Drama) noch „Faust" und „Niobe" — in sehr naturalistischer Weise. Er schrieb auch Idyllen, darunter solche mit köstlichem Humor. Sein reiches und kräftiges Dichtertalent hätte Müller wohl mehr entwickeln und verwerten können, wenn ihn nicht sein Malerberuf gehindert hätte. — Christian Friedrich Daniel Schubart, geb. 1739 zu Obersondheim in der schwäbischen Grafschaft Limburg als Sohn eines Lehrers, studierte zuerst Theologie und wurde dann (1769) Lehrer und Organist in Ludwigsburg. Sein wüstes Leben brachte ihm Haft und Landesverweisung, und er suchte da und dort Stellung, bis er in Ulm die „Deutsche Chronik" gründete. Wahrscheinlich wegen Verspottung des Privatlebens des Herzogs von Württemberg lockte man ihn in Blaubeuren über die Grenze und kerkerte ihn ohne Verhör auf dem Hohenasperg ein. Nach zehnjährigem Leiden wurde er auf Verwendung des preußischen Hofes begnadigt und zum Theaterdirektor und Hofdichter ernannt (1787), aber seine Gesundheit war zerrüttet, so daß er 1791 starb. In seinen Dichtungen finden sich nebeneinander Innigkeit und wildestes Aufschäumen der Phantasie, Rohes und Zartes, Hohes und Gemeines. Er besaß ein fast beispielloses Talent zum Improvisieren und war wegen seiner volkstümlichen Ausdrucksweise sehr beliebt. — Der Pfälzer Ludwig Philipp Hahn (1746—1814) ahmte in übertreibenden Trauerspielen Gerstenberg nach; gut und ergreifend geschrieben ist jedoch seine Schicksalsnovelle „Kunigunde".

Digitized by Google

4. Die geistige Bewegung, welche man unter dem Namen „Sturm und Drang" zusammenfaßt, regte übrigens einzelne der von ihr Erfaßten so auf, daß sie (zumal Lenz) jene Grundsätze auch auf das Leben anwandten und darob zu Grunde gingen. Das Originalgenie, so meinten solche, sei auch an kein Gesetz des Staates, an kein Moralgebot der Religion gebunden, das Genie sei nur sich selbst Gesetzgeber und Religionsstifter.

§ 73. Goethe.

(Seine Personalien.)

1. Johann Wolfgang Goethe wurde am 28. August 1749 zu Frankfurt a. M. geboren. Sein Vater war Kaiserlicher Rat. Des Knaben Schönheit erregte Bewunderung, während sein Geist früh die ruhmvolle Zukunft verriet. Sein strenger und unermüdlicher Lehrer war der Vater selbst, der viel freie Zeit hatte. Als großer Kunstfreund weckte und pflegte er auch bei dem Sohne den Kunstsinn. Wie für die Kunst zeigte der Knabe lebhaftes Interesse für die Natur und das wirkliche Leben. Das letztere konnte er in der lebhaften, an Erinnerungen und Denkmälern so reichen Kaiserstadt vielseitig kennen lernen, zumal zur Zeit des Siebenjährigen Krieges und der Kaiserkrönung Josephs II. Und unser Wolfgang machte sich das zu nutze; nur hörte und sah er dabei gar manches, was er später oder gar nie hätte erfahren sollen. Unter dem Vielerlei seines Lernens hatten Naturkunde, Poesie, Kunststudien den Vorrang. In Leipzig begann er (1765) seine juristischen Studien, in Straßburg, wo er Herder kennen lernte, vollendete er sie (1771). Damals schon arbeitete er an der Tragödie „Faust", seinem großartigsten Werke, das er aber erst kurz vor seinem Tode abschloß. Nach kurzem Praktizieren bei dem Reichskammergericht in Wetzlar (1772) zog er wieder heimwärts. Im Jahre 1773 gab er die Rittertragödie „Götz von Berlichingen" und das Jahr darauf den Roman „Werthers Leiden" heraus. Dadurch schon wurde Goethe ein berühmter Mann und blieb es. Der junge Herzog Karl August von Weimar, welcher um jene Zeit an Stelle seiner Mutter die Regierung übernahm, lud Goethe zu sich ein. Dieser trat auch in des Herzogs Staatsdienst (1775), und Weimar wurde nun seine zweite Heimat.

2. „Wie ein Stern ging er unter uns auf" — so berichtet Knebel über Goethes Auftreten in Weimar. Der junge Herzog schloß sich ihm alsbald so innig an, daß er sich mit ihm auf Du und Du stellte. Dafür war aber Goethe dem Herzog nicht bloß ein geistreicher Gesellschafter, sondern auch ein treuer Genosse im Vertoben der ersten Jahre. Daß vor Goethe alle andern (Wieland, Knebel ꝛc.) in den Schatten traten, läßt sich denken; er wurde bald geadelt, bekam ein Staatsamt nach dem andern und stieg von Stufe zu Stufe. Dennoch wurde es Goethe nach den Flitterjahren

Digitized by Google

unbehaglich, weil er vor Amtsgeschäften, Hofdiensten und Hoffesten seinem Dichterberufe zu wenig leben konnte. Dies verstimmte ihn mehr und mehr. Als Geheimer Rat fand er seine Lage noch erträglich; aber als Kammerpräsident klagte er über „das saure Stückchen Brot" und fühlte sich sehr gedrückt (vgl. seine Romanze „Der Sänger"). Es trieb ihn hinaus in das Land seiner Jugendsehnsucht, nach Italien (1786), das ebenso reich an Naturschönheit wie an Kunstschätzen aller Art ist. Wie selig fühlte er sich dort! Dort konnte er schwelgen im Genusse des Schönen. Als er aber nach anderthalb Jahren nach Weimar zurückgekehrt war, behagte es ihm da weniger als vorher. Darum legte er seine meisten Ämter nieder und zog sich fast ganz vom Hofe zurück. Nur die Freundschaft mit Schiller (seit 1794) lockte ihn wieder aus der Einsiedelei hervor. Am 9. Mai 1805 starb Schiller, dessen Verlust Goethe sehr zu Herzen ging. Er wurde einsamer denn je. Die Leiden des Krieges von 1806 mußte auch Weimar und mit ihm Goethe erfahren; denn die Stadt erlitt eine dreitägige Plünderung mit Mord und Brand, wobei Goethe in Lebensgefahr kam. 1807 besuchte er zum letztenmal seine Mutter und seine Vaterstadt. 1808 war er mit dem Herzog in Erfurt, wohin die deutschen Fürsten eilten, um Napoleon zu huldigen. Am 2. Oktober hatte Goethe Audienz bei dem Gewaltigen, der ihn sehr gnädig empfing und als Dichtergenius ehrte. Als der Herzog im Jahre 1815 den Titel eines Großherzogs bekam, wurde Goethe sogar dessen Minister und blieb es bis zum Tode. Karl August starb im Juni 1828, die Großherzogin Luise 1830. Dann brachte Goethe der Tod seines Sohnes August tiefe Trauer. Während der letzten Jahre arbeitete er hauptsächlich am „Faust". Er starb am 22. März 1832. Seine letzten Worte sollen gewesen sein: „Mehr Licht!" Am 26. März gab ihm ein unermeßliches Trauergefolge die letzte Ehre.

3. Goethe war in der Tat, wie Wieland sagte, ein enfant gâté der Natur und des Schicksals. Schon seine biographische Skizze weist darauf hin. Zudem war Goethe ein glänzender Geist in herrlichem Körper. Seine äußere Erscheinung überraschte ungemein, so daß Napoleon bei der Audienz, zu der er in Erfurt Goethe befohlen hatte, das Wort entfuhr: Voilà un homme! Wie mit leiblichen Vorzügen, war er auch mit ausgezeichneten Talenten aller Art ausgerüstet. Darum konnte er ebensogut in der Kanzlei wie auf den Brettern und der Rednerbühne seine Stelle ausfüllen und verstand sich ebenso vollkommen als Kammerpräsident und Minister auf des Lebens ernstes Führen, wie als Dichter auf das Fabulieren[1].

[1] Goethe selbst schreibt in „Wahrheit und Dichtung":

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zum Fabulieren.

Digitized by Google

Sein Temperament war gut gemischt; Ernst und Scherz waren ihm im rechten Moment zur Hand. — Die Maske der Heuchelei verabscheute er; er war das, als was er sich zeigte; aber er zeigte den wenigsten sein ganzes Ich; verhängte gern sein Inneres durch kluge Zurückhaltung. Neid war seiner Seele fremd, er gönnte andern Sternen gern ihr Licht; aber er ließ es auch merken, daß er sich für einen Stern erster Größe halte. Eine gewisse Eitelkeit trat besonders in seinem Alter hervor. Der Kultus, den seine Verehrer mit ihm trieben, trug viel dazu bei. — Die Natur und das wirkliche Leben zu belauschen, war ihm ein süßer Genuß. Bei jener suchte er die geheimen Gesetze, bei diesem die Triebfedern zu erforschen. Besonders zog ihn das Welttreiben an. Schon als Knabe hatte er für dasselbe ein offenes, lebhaftes Auge. Die größte Allseitigkeit in der Weltkenntnis strebte er fort und fort an.

4. Goethe lebte für nichts so sehr wie für die Kunst, besonders die Dichtkunst. Die Kunst schien ihm das Christentum und auch das Vaterland zu ersetzen, so fremd wurde er beiden. Seine religiöse Ansicht war ungefähr die Lessings: reine Menschenliebe ohne Glaubenssätze schien ihm vollkommen auszureichen. — Wie gering sein Patriotismus war, das zeigte er in seiner Bewunderung und Verehrung Napoleons. In diesem sah er nicht den Unterdrücker des Vaterlandes, sondern nur „Heldengröße und Herrschertalent". Und als das so tief erniedrigte Deutschland endlich (1813) in heiliger Begeisterung sich aufraffte, um das verhaßte Joch abzuschütteln, war ihm das so zuwider, daß er in ein böhmisches Bad reiste und in morgenländische Poesie sich versenkte. Damals schrieb er:

Nord und West und Süd zersplittern, Throne bersten, Reiche zittern;
Flüchte du, im reinen Osten Patriarchenluft zu kosten!

Durch seine Jugend zog sich zwar einmal eine frommgläubige Stimmung (vgl. den Ostergesang im „Faust"), und selbst in die Religion der Schwärmerei tat er (unter dem Einfluß einer ihn verpflegenden frommen Herrnhuterin, Fräulein von Klettenberg) einige Schritte; dann aber wich er der christlichen Offenbarung mehr und mehr aus. Lavater suchte ihn zu bekehren; Goethe blieb aber, wie er jenem schrieb, „ein dezidierter Nichtchrist". Seine Abneigung gegen das Christentum zeigte er besonders nach der italienischen Reise (vgl. die in Rom gedichtete „Hexenküche", eine Szene im „Faust"). Wie ein Alt-Grieche schaute er nun das Leben an. In Italien hatte er sich so für die griechischen Antiken begeistert, daß er wähnte, die Menschheit habe in den Griechen ihr Ziel erreicht. Die Kunst galt ihm nun als Religion und die Natur, insbesondere die Menschennatur, für deren Evangelium. Seiner Natur, meinte er, solle man sich völlig hingeben: man solle „wahr sein und gut und bös wie die Natur". Als Greis dachte er etwas billiger über das Christentum (vgl. sein Urteil über die Siebenzahl der Sakramente in „Wahrheit und Dichtung").

§ 74. Goethe als Dichter.

1. Goethe war ein Liebling der Musen, wie vor ihm und nach ihm kaum ein anderer deutscher Dichter; selbst Wolfram hält den Vergleich mit ihm nicht durchweg aus. Er bedurfte nicht, wie es Lessing von sich klagt, des gewaltsamen Aufpumpens des Dichtungsquelles, nicht des mühsamen Suchens nach den Goldkörnern unter Kies und Schutt. Bei ihm sprudelte

Digitized by Google

der Dichtungsquell immerzu; denn von seiner frühesten Jugend bis in sein Greisenalter hinein drängte es ihn fort und fort zum Dichten, zur Ausübung seines Dichterberufes, so zwar, daß er oft mitten in der Nacht, wenn er erwachte, zu dichten begann. Ebensowenig kostete es ihn Mühe, die Goldkörner der poetischen Stoffe zu erspähen; für sein Dichterauge waren in dieser Hinsicht das Leben und die Natur überaus reiche Goldländer, darin wandelnd er mit sicherem Griff die Menge der trefflichsten Dichtungsstoffe auflas. „Besonders wenn er in leichter Gondel durchs Jugendleben schaukelte, wurde ihm alles am Lebensstrome — Burgen, Rebenhügel, Morgennebel, Sonnenstrahl, Abendkühle, Winterreif — zum Lied" (Lindemann). Ja Goethe war Dichter von Beruf im vollkommensten Sinne des Wortes, so daß er auch ohne Bücher und Muster sich einen der ersten Plätze im deutschen Dichtersaal erworben hätte. Da er aber zudem die gründlichsten Studien machte, in den Kunstgalerien (besonders in Italien) seinen Geschmack mehr und mehr verfeinerte, so schwang er sich auf den ersten Platz.

2. Goethes Dichtungen zeichnen sich alle durch Naturwahrheit (Naturtreue, Objektivität) aus. Denn er schildert das Leben stets so, daß es der Wirklichkeit durchaus entspricht (Realismus), daß wir Kopien wirklicher Vorfälle zu schauen meinen. Darum führt er uns in den Personen seiner Dichtungen auch stets wahrhafte Menschen, nicht etwa Engel oder Teufel in Menschengestalt vor, nicht etwa Leute wie aus dem Mond gefallen, sondern echte Erdenbewohner. Bei ihm fand eben das statt, was er am Dichter so hoch schätzte, „das Wetteifern mit der Wirklichkeit". Indem sich Goethe so gut auf naturwahres Dichten verstand, vermied er doch die Klippe des Naturalismus, an der Iffland, Kotzebue (vgl. § 66) scheiterten; denn wiewohl er uns nicht wie Schiller in eine rein ideale Welt versetzt, so führt er uns das wirkliche (reale) Leben doch nur sozusagen im Sonntagsschmucke vor.

Dieses Wetteifern mit der Wirklichkeit war es, was Schiller so schwer fiel, was man besonders in seinen ersten Dramen, am meisten in den „Räubern", vermißt. Schiller strebte übrigens ehrlich und eifrig danach und machte, besonders im Umgang mit Goethe, glückliche Fortschritte. Goethe hingegen hat sich von Jugend auf für solche naturtreue Darstellung erzogen. Er gewöhnte sich an, stets mit ganz unparteiischem Auge die Außenwelt zu beobachten. Er hatte kein anderes Interesse als das: anzuschauen. Wie einen photographischen Apparat stellte er sich in das große Schauspiel des menschlichen Lebens hinein und empfing die Eindrücke mit vollkommener Treue. Ebenso suchte er sich auch stets in die Lage, in die Gefühle anderer (der Objekte) hineinzudenken. Ja „es war ihm angeboren, sich in die Zustände anderer zu fühlen und mit Gefallen daran Anteil zu nehmen". Deshalb wurde er auch am größten als Dichter der Gefühle, als Lyriker.

3. Eine andere Eigentümlichkeit unseres Dichters war, daß er fast nur das Selbsterlebte dichtete, das Selbstempfundene sang. „Was ich nicht lebte, und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen

Digitized by Google

machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen", so bekennt er selbst. Und so ist denn in der Tat seine Dichtung auch sein Leben mit seinen Leiden und Freuden, seinen Kämpfen, Siegen und Niederlagen. „Was ich irrte, was ich strebte, Was ich litt und was ich lebte, Sind hier Blumen nur im Strauß", mit diesen Worten leitet er seine Lieder ein. Insofern ist sein ganzes Dichten eine höhere Art von Gelegenheitsdichten gewesen. Auf diese Weise wurden alle seine Dichtungen Bruchstücke einer großen Lebensbeichte. Ebendaraus erklärt sich die große Frische und Lebendigkeit seiner Poesie und, teilweise wenigstens, die Naturtreue derselben.

Fast scheint es, als ob Goethe nur gelebt hätte, um das Erlebte zu dichten, um uns in seiner Gesamtdichtung eine „Tonleiter aller menschlichen Gefühle" bieten zu können. So lebte er sich z. B. in die verschiedensten Stimmungen oder auch Zeitrichtungen hinein, bis er sich damit recht vertraut gemacht hatte; dann dichtete er sie, sagte sich aber ebendadurch von ihnen los (vgl. Werther). Er glich sohin einem Schauspieler, der sich in eine Rolle einstudiert, sie darstellt und dann wieder zu einer andern greift, oder auch dem Proteus aus der altgriechischen Mythologie, der sich nach Belieben in den verschiedensten Gestalten zeigen konnte.

4. Schauen wir auf die Einteilung der Poesie in Kunst- und Volkspoesie, so war Goethe vor allem Meister in der letzteren. Es war, als ob ein Rhapsode, ein Sänger aus dem Kindheitsalter der Menschheit erschienen wäre. Dieser wahrhaft kindliche Sinn ist selbst seinen späteren Gedichten noch aufgeprägt. Seine „Wandelnde Glocke", sein „Getreuer Eckart" sind wahre Kindergesänge. Auch das „Röslein auf der Heide" und „Erlkönig" seien hier genannt. Als Kunstpoet schuf er — abgesehen vom moralischen Gehalt — in seinen „Elegien" das Beste. — Schauen wir auf die verschiedenen Dichtungsarten, so ist es eben (vgl. oben 2) die Lyrik, in der sich Goethe hauptsächlich die Palme verdiente. Er war der Dichter der inneren Kämpfe, besonders der selbst bestandenen, und übertraf als solcher die Lyriker aller Nationen. Dicht neben seinen Liedern stehen seine Balladen und Romanzen. Wohl wendet er auch als Epiker noch gern die Lyrik an und sucht wohl auch beides zu vereinigen durch eine Art dramatischer Darstellung, wie z. B. im „Zauberlehrling"; allein seine Epik bleibt doch meisterhaft. Als Fünfzigjähriger dichtete er noch außer der letztgenannten Ballade die „Braut von Korinth", den „Erlkönig", den „Fischer", den „Schatzgräber" und anderes. Übrigens gibt es keine Dichtungsart, in der er sich nicht versucht und Treffliches geschaffen hätte. Wenn er auch in der Epik durch Homer, Dante, Wolfram ꝛc. übertroffen wird und im Drama durch Shakespeare, so steht er doch durch die Allseitigkeit seines genialen Schaffens einzig unter allen Dichtern der Welt da. Ohne Zweifel aber ist er der König unter den deutschen Dichtern und dabei, wie schon angedeutet, der König der Lyriker aller Völker. Von seinen größeren Dichtungen werden die nächsten Paragraphen eingehender handeln.

Digitized by Google

5. Was den sittlichen Gehalt von Goethes Dichtungen betrifft, so muß es schmerzlich beklagt werden, daß Goethe das der sinnlichen Natur des Menschen Zusagende nicht selten in verführerischer Weise dargestellt hat. Freilich galt ihm manches für sittlich erlaubt, was es nicht ist; denn „sein Evangelium war ja die Natur". Besonders geben seine Elegien Zeugnis davon, wie sehr Goethe in seiner ganzen Anschauung von christlicher und germanischer Sitte abgewichen war. Seine Dichtungen gleichen somit Bäumen mit das Auge entzückenden Früchten, von denen viele, so schön sie auch aussehen, beim Genusse der Seele Gefahr bringen. Große Kunstfreunde und Kunstkenner, zumal die sittlich Erstarkten, sind vor dieser Gefahr mehr geschützt; denn sie treten nur hin, um zu schauen, zu bewundern, nicht um die Früchte zu brechen, zu genießen. Die Leser aber, die mehr nur genießen wollen, d. h. mehr nur Unterhaltung als schöne Darstellung suchen, und überhaupt die jüngeren Leute, bedürfen bei der Lektüre Goethes eines kundigen Führers.

1. Der Musenlohn.

1. Durch Feld und Wald zu schweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So geht's von Ort zu Ort!
Und nach dem Takte reget
Und nach dem Maß beweget
Sich alles an mir fort.

2. Ich kann sie kaum erwarten;
Die erste Blum' im Garten,
Die erste Blüt' am Baum.
Sie grüßen meine Lieder;
Und kommt der Winter wieder,
Sing' ich noch jenen Traum.

3. Ich sing' ihn in der Weite,
Auf Eises Läng' und Breite,
Da blüht der Winter schön!
Auch diese Blüte schwindet,
Und neue Freude findet
Sich auf bebauten Höh'n.

4. Denn wie ich bei der Linde
Das junge Völkchen finde,
Sogleich erreg' ich sie.
Der stumpfe Bursche bläht sich,
Das steife Mädchen dreht sich
Nach meiner Melodie.

5. Ihr gebt den Sohlen Flügel
Und treibt durch Tal und Hügel
Den Liebling weit von Haus,
Ihr lieben holden Musen!
Wann ruh' ich an dem Busen
Der Meinen wieder aus?

2. Der Zauberlehrling.

1. Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben!
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Tu' ich Wunder auch.
Walle, walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

2. Und nun komm, du alter Besen,
Nimm die schlechten Lumpenhüllen!
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf!
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!
Walle, walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Digitized by Google

3. Seht, er läuft zum Ufer nieder,
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse!
Schon zum zweiten Male!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!
Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergessen!

4. Ach, das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen!
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach! und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein!
Nein, nicht länger
Kann ich's lassen.
Will ihn fassen!
Das ist Tücke!
Ach, nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

5. O du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen!
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh doch wieder still!
Willst am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten!

6. Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nur auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder!
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich atme frei!
Wehe! wehe!
Beide Teile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach, ihr hohen Mächte!

7. Und sie laufen! Naß und nässer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! Hör mich rufen!
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Not ist groß!
Die ich rief die Geister,
Werd' ich nun nicht los.
„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen.
Denn als Geister
Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
Erst hervor der alte Meister."

3. Erlkönig.

1. Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

2. „Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?" —
„Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?" —
„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif."

3. „Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;

Digitized by Google

Manch bunte Blumen sind an dem Strand,
Meine Mutter hat manch gülden Gewand."

4. „Mein Vater, mein Vater! und höreſt du nicht,
Was Erlenkönig mir leiſe verſpricht?" —
„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind!
In dürren Blättern säuſelt der Wind."

5. „Willſt, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter ſollen dich warten ſchön!
Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n
Und wiegen und tanzen und ſingen dich ein."

6. „Mein Vater, mein Vater! und ſiehſt du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düſtern Ort?" —
„Mein Sohn, mein Sohn! ich ſeh' es genau:
Es ſcheinen die alten Weiden ſo grau."

7. „Ich liebe dich, mich reizt deine ſchöne Geſtalt;
Und biſt du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt!" —
„Mein Vater, mein Vater! jetzt faßt er mich an:
Erlkönig hat mir ein Leids getan!"

8. Dem Vater grauſet's, er reitet geſchwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh' und Not;
In ſeinen Armen das Kind war tot.

4. Der getreue Eckart.

1. „O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen, da kommt ſchon der nächtliche Graus!
Sie ſind's, die unholdigen Schweſtern!
Sie ſtreifen heran, und ſie finden uns hier,
Sie trinken das mühſam geholte, das Bier,
Und laſſen nur leer uns die Krüge!"

2. So ſprechen die Kinder und drücken ſich ſchnell.
Da zeigt ſich vor ihnen ein alter Geſell:
„Nur ſtille Kind! Kinderlein ſtille!
Die Hulden, ſie kommen von durſtiger Jagd,
Und laßt ihr ſie trinken, wie's jeder behagt,
Dann ſind ſie euch hold, die Unholden."

3. Geſagt, ſo geſchehn! Und da naht ſich der Graus
Und ſiehet ſo grau und ſo ſchattenhaft aus,
Doch ſchlürft es und ſchlampft es aufs beſte.
Das Bier iſt verſchwunden, die Krüge ſind leer;
Nun ſauſt es und brauſt es, das wütige Heer,
Ins weite Getal und Gebirge.

4. Die Kinderlein ängſtlich gen Hauſe ſo ſchnell,
Geſellt ſich zu ihnen der fromme Geſell:
„Ihr Püppchen, nur ſeid mir nicht traurig!" —

Digitized by Google

„Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis aufs Blut" —
„Nein, keineswegs, alles geht herrlich und gut,
Nur schweiget und horchet wie Mäuslein!

5. „Und der es euch anrät und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kinderlein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt,
Nur hat die Bestätigung jedem gefehlt;
Die habt ihr nun köstlich in Händen."

6. Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug,
Ein jedes den Eltern bescheiden genug,
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe, man kostet: ein herrliches Bier!
Man trinkt um die Runde schon dreimal und vier,
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

7. Das Wunder, es dauert den morgenden Tag;
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
„Wie ist's mit den Krügen ergangen?"
Die Mäuslein, sie lächeln, im stillen ergötzt,
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

8. Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut!
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

5. Die wandelnde Glocke.

1. Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und Sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg ins Feld zu nehmen.

2. Die Mutter sprach: „Die Glocke tönt,
Und so ist dir's befohlen;
Und hast du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen."

3. Das Kind, es denkt: „Die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle."
Schon hat's den Weg ins Feld gelenkt,
Als lief' es aus der Schule.

4. „Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt."
Doch welch ein Schrecken! hinterher
Die Glocke kommt gewackelt!

5. Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind, im Schrecken,
Es läuft, es kommt als wie im Traum;
Die Glocke wird es decken!

6. Doch nimmt es richtig seinen Husch,
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch
Zur Kirche, zur Kapelle.

7. Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag,
Nicht in Person sich laden.

Digitized by Google

6. Aus Wilhelm Meisters Lehrjahren.

1. Der Sänger.

1. „Was hör' ich draußen vor dem Tor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale widerhallen!"
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
„Laßt mir herein den Alten!"

2. „Gegrüßet seid mir, edle Herrn!
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch! Hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen."

3. Der Sänger drückt' die Augen ein
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten mutig drein
Und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ ihm zum Lohne für sein Spiel
Eine goldne Kette reichen.

4. „Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern.
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

5. „Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen!"

6. Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
O dreimal hochbeglücktes Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke!"

2. Der Harfenspieler.

1. Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

2. Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

3. Mignon.

1. Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?
Kennst du es wohl?
Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

2. Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach;
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, getan?
Kennst du es wohl?
Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn.

Digitized by Google

3. Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut.
Kennst du ihn wohl?
Dahin, dahin
Geht unser Weg. O Vater! laß uns ziehn!

7. Wandrers Nachtlied.

1.

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest:
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

2.

Über allen Gipfeln
Ist Ruh';
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Proben bei Kellner: Ostermorgen; Gefunden; Das Feuer; Das Sonett; Mahomets Gesang; Sentenzen; bei Reuter: Heidenröslein; An den Mond; Frühzeitiger Frühling; Gesang der Geister über den Wassern; Der Fischer; Der Schatzgräber.

§ 75. Goethes größere Jugenddichtungen.

1. Auch Goethe war nicht unberührt vom Sturm und Drang (vgl. S. 330) geblieben. Zu Straßburg wurde er in den Kreis der Originalgenies (Herder, Lenz, Lerse, Wagner, Jung-Stilling[1]) gezogen. So fand deren Parole — Natur, Geradheit, Derbheit, deutsche Art zu erstreben — auch bei ihm Anklang. Auch er übte sich darin, in schriftlicher Darstellung „shakespearefest" zu werden. Denn Shakespeare galt in jenem Kreise als das höchste, ja einzige Dichtervorbild. Goethe war übrigens der maßvollste und verließ am frühesten diese Bahn burschikoser Dichtung. Die beiden einzigen Werke, aus denen seine zeitweise Sympathie mit den Stürmern zu erkennen ist, sind sein „Götz" und „Werthers Leiden".

2. „Götz von Berlichingen" (1773) ist ein echt deutsches Volksdrama (in Prosa) in fünf Akten. Es versetzt uns in die Zeit der Reformation, da die Kaiser Max und Karl V. regierten. Dieser Götz „mit der eisernen Hand" ist eine historische Person. Vom Jahre 1500 bis 1562

[1] Johann Heinrich Jung, genannt Stilling (1740—1817), schwang sich vom Schneiderlehrling zu einem berühmten Augenarzt empor und erwarb sich durch seine schwärmerisch-pietistische Selbstbiographie „Heinrich Stillings Jugend", Jünglingsjahre", „Wanderschaft" seinerzeit viele Verehrer.

Digitized by Google

spielte er als Raubritter eine wichtige Rolle. Er war ein verwegener, raufluſtiger Mann ohne Falſch, der gern den Bedrückten half. Seine Selbſtbiographie gefiel Goethe ſo gut, daß er dieſen Rittercharakter dramatiſch zu ſchildern beſchloß. Da ſich aber dieſer Götz ſo viel herumtummelte, ſich von einer Fehde in die andere warf, in das bewegte öffentliche, beſonders das politiſche Leben herzhaft eingriff, ſo mußte der Dichter auch die Zeit des Ritters ſchildern. In fünf Bildern zeigt er uns nun wirklich jene Zeit, und wie Götz in ſie eingriff. Bekanntlich ſtrebte Kaiſer Max redlich und energiſch danach, dem rohen Fauſtrecht gründlich den Garaus zu machen; er verkündete darum den Landfrieden und verhieß durch ein ſog. Reichsgericht Recht und Gerechtigkeit für alle. Dieſe neue Ordnung, welche ein ganz neues Gerichtsverfahren und überhaupt eine neue Zeit mitbegründen half, gefiel unſerem Götz gar nicht[1]. Er meinte, man könne viel kürzer und beſſer Recht ſprechen. Er ſah ſich ſelbſt als einen beſſeren Schützer des Unterdrückten an und übte deshalb trotz Reichsgericht die Rolle eines Rechtsſprechers auf eigene Fauſt. Trotzdem hielt er ſich für einen treueren Anhänger des Kaiſers als ſolche, die um den kaiſerlichen Hof herumſchmeichelten. Letzteren Zug hebt Goethe im Drama häufig und recht ergreifend hervor, beſonders wo er den bedrängten belagerten Götz in der höchſten Not noch ſein letztes Glas Wein auf des Kaiſers Wohl leeren läßt. Den Tod des Helden hat Goethe dem Drama zulieb von der Geſchichte abweichend dargeſtellt: er läßt ihn als Gefangenen an ſeinen Wunden ſterben, während der hiſtoriſche Götz, Urfehde haltend, ruhig auf Schloß Hornberg ſtarb.

Im 1. Akt finden wir Götz als Rächer gegen den Biſchof von Bamberg, der ihm „einen Buben hat niederwerfen laſſen“. Er kann aber nur den Weislingen (keine hiſtoriſche Perſon), des Biſchofs rechte Hand, ſeinen früheren Freund und jetzigen Feind, aufheben. Dieſen gewinnt er durch Treuherzigkeit wieder, verlobt ihm die Schweſter und entläßt ihn vertrauensvoll. — Im 2. Akt erfahren wir, daß Götz Nürnberger Kaufleute überfallen hat, um die Nürnberger, die ſeinen Buben an die Bamberger verraten hatte, zu züchtigen. Er wird bei dem Kaiſer verklagt, und Weislingen, der einem ſchönen, aber intriganten Weibe (Adelheid von Walldorf) zulieb Götz und ſeiner Verlobten (Maria) wieder untreu geworden war, hetzt ſelbſt den Kaiſer gegen ihn auf, ſo daß er richtig in die Reichsacht erklärt und mit Kampf bedroht wird. — Im 3. Akt nun ſpielt die Exekution gegen den Geächteten, insbeſondere die Belagerung der Burg Jaxthauſen. Götzens Ritterlichkeit zeigt ſich auch hier in glänzendem Lichte. Schließlich wird ihm freier Abzug verſprochen; aber trotzdem führt man ihn gefangen nach Heilbronn. — Im 4. Akt zeigt er ſich noch größer als Gefangener. Immer ritterlich, ſchlägt er auch drein, da man ihn binden will. Aber doch ſchwindet ſein Mut, da er

[1] „Es kommen die Zeiten des Betruges“, läßt Goethe den ſterbenden Götz ſagen, „es iſt ihm Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit Liſt, und der Edle wird in ihre Netze fallen.“ In der Tat kamen auch mit dem römiſchen Recht zugleich nach Deutſchland Feilheit der Geſinnung, Höflingsränke, Üppigkeit des Hofadels, Verdrehung des Rechts.

Digitized by Google

sich verraten und von Weislingen treulos verlassen sieht. So ist er endlich froh, daß er durch Sickingens Dazwischenkunft freien Paß erlangt, und verpflichtet sich bereitwillig, die Fehde für immer zu lassen. — Der 5. Akt führt uns mitten in den Bauernkrieg. Die Bauern bestürmen Götz, ihr Führer zu werden, und versprechen, nimmer brennen und plündern zu wollen. Nun entsteht ein Seelenkampf in ihm. Er möchte zusagen, aber sein gegebenes Wort, Urfehde zu halten, warnt ihn. Zuletzt nimmt er doch an. Da die Bauern ihr Versprechen nicht halten, will er sich entrüstet von ihnen losmachen. Allein es ist zu spät; der Kampf wälzt sich in seine Nähe; er kämpft heldenmütig, wird schwer verwundet gefangen und stirbt in der Gefangenschaft.

3. Dies Drama, dessen erste Fassung (1771) vielfach besser war als die spätere, ist, wie schon oben gesagt, ein Charakter- und Zeitgemälde. Szene ist an Szene gereiht, ohne eigentliche Einheit. Dies ist ein Hauptmangel. Doch die Vorzüge des Stückes wiegen weit schwerer als dieser Mangel. Einmal gibt es uns ein überaus treues Bild jener Zeit; „wie sie leibt und lebt, tritt diese vor uns hin" (Vilmar). Dann sind die Charaktere sehr wahr und scharf ausgeprägt, besonders die der Frauen. Und wie treu und neu hatte Goethe insbesondere den ungeschlachten, biedern Charakter des deutschen Volkes abgebildet! Dazu deutsche Rittertugend und Frauenminne! Dies, sowie auch die der Biographie nachgeahmte Sprache Götzens und das ungewohnte Ritterwesen auf der Bühne bezauberten das Publikum. Die Nation rief Beifall dem Stücke, das Friedrich der Große „abscheulich" fand. Man schwärmte eine Zeitlang für Ritterwesen und Rittermanier. Götzens Derbheit wurde Mode. Die Dichter aber rüsteten eine Menge Ritter für die Bühne aus, leider ohne alles Geschick. Auch mit herzlich schlechten Ritterromanen überfluteten sie Deutschland.

4. „Die Leiden des jungen Werther" schildert uns ein so betitelter Roman in Briefen, die eigentlich an den Leser gerichtet sind (1774). Dieser Roman spielt nicht, wie „Götz", in fernliegender Vorzeit, sondern in der Zeit Goethes; er führt uns keine Taten, keine äußeren Kämpfe und Waffengeklirr vor, sondern nur Empfindungen, innere Kämpfe und Herzensqualen, Hoffen und Verzagen, Schmachten und Seufzen. Hingegen wird uns auch hier, wie im „Götz", ein Doppelbild geboten. Die Leidensgeschichte Werthers ist zugleich eine Zeitgeschichte; wenigstens ist sie ein interessantes, wichtiges Kapitel aus der Herzensgeschichte vieler Zeitgenossen Werthers. Goethe schildert uns in dem Roman eine krankhafte Seelenstimmung, von der viele der damaligen Gebildeten, besonders der jüngere, ein sorgloses, müßiges Leben führende Teil, ergriffen waren, nämlich die falsche Empfindsamkeit (Sentimentalität) in ihrem höchsten Stadium, wo sie auch Weltschmerz heißt[1]. Der Weltschmerz kennzeichnet sich vor

[1] Schon S. 247 f wurde gezeigt, wie diese Sentimentalität durch die englische Poesie nach Deutschland kam. Ferner wurde auch bei Besprechung Klopstocks und Ossians (vgl. 273, 8) erwähnt, wie sich diese Empfindsamkeit immer krankhafter bei uns ge-

Digitized by Google

allem durch eine äußerst reizbare Empfindlichkeit, durch ein Sich-unglücklich-fühlen ob der geringsten unangenehmen Begegnisse, durch das absichtliche Nähren der Melancholie, durch eine stete innere Selbstquälerei.

Das Herzchen eines solchen Patienten wollte wie ein krankes Kind behandelt werden, andernfalls es vor Ach und Weh fast starb und je nach Umständen den Tod ersehnte und suchte. Besonders empfindlich und exaltiert zeigte es sich bei unglücklicher Liebe; da kam es am ehesten außer sich und schrie nach dem Tod, infolgedessen manch unglücklicher Sklave solch eines verzärtelten Herzens Selbstmörder wurde. Von diesem Weltschmerz gibt uns Goethe in „Werthers Leiden" ein ausgezeichnet anschauliches und getreues Bild, was ihm um so leichter war, als er während seines Aufenthaltes in Wetzlar selbst sehr stark daran litt, sogar mit Selbstmordgedanken zu kämpfen hatte. Sollte aber die Krankheit in ihrem ganzen Verlauf, in ihrer ganzen furchtbaren Gewalt geschildert werden, dann mußte der Patient des Romans den Selbstmord ausführen. Darum lenkte Goethe sein Auge auf einen seiner Wetzlarer Bekannten, den jungen Jerusalem (braunschweigisch-lüneburgischen Gesandtschaftssekretär), der sich wirklich erschossen hatte, und zwar aus ähnlichen Gründen, wie sie Goethe dem Werther unterlegte. Von Jerusalems äußerem und innerem Leben nun entlehnte Goethe Züge für Werthers Bild. Und so hat Goethe hier zwei wirkliche Personen in eine — die Hauptperson seiner Dichtung — zusammengeschmolzen. Er hat freilich das innere Wesen der Krankheit an sich selbst studiert; aber die Darstellung, und gar eine so meisterhafte, war darum doch kein leichtes. „Viele teilten das Gefühl, ihm Ausdruck geben konnte nur Goethe allein" (Carlyle).

5. Der Inhalt dieses Romans ist folgender:

Werther ist ein feingebildeter Jüngling bürgerlichen Standes. Er ist Maler und Dichter. Einmal wird er, weil er nicht von Adel ist, aus einem adligen Kreise ausgewiesen. Diese Ausweisung erscheint ihm wie ein Brandmal der Schande. Trostlos, denkt er an Selbstmord, rafft sich jedoch wieder auf, verläßt Amt und Eltern und zieht in die Einsamkeit. Da findet er bald seine Seelenruhe wieder. Unter Lindenbäumen verliest und verträumt er die Stunden: er zeichnet daselbst und liest Homer; alles, selbst das Alltäglichste, interessiert ihn hier. In dieser Ruhe und Wiedergenesung wird er Hausfreund bei einem Beamten. Lotte, dessen Tochter, führt das Hauswesen. Sie ist verlobt; Werther aber hält sich ihrer für würdiger und kämpft nur halb gegen eine Zuneigung. So wächst diese bis zur Schwärmerei; bald hofft er, bald verzweifelt er. Der Winter mit seiner Trauer kommt in die Natur, bald auch in sein Inneres. Nun muß er in das Stadtleben zurück. Da ist ihm alles zuwider: das Geschäft ist ihm tödliche Langeweile, der Stolz des Adels verletzt ihn. Fürstliche Anerbieten schätzt er sogar gering, weist sie zurück und eilt wieder an seinen früheren Aufenthaltsort. Er findet alle Bekannten, aber nicht seine Ruhe. Lotte ist nun Gattin. Werther spinnt trotzdem den Faden seiner Schwärmerei weiter fort und wird so das Opfer seines endlosen Schmachtens, das Opfer seiner unvernünftigen und sündigen Empfindung: er erschießt sich.

6. In Bezug auf die Darstellung gehört „Werther" zu den Meisterstücken ersten Ranges. Die Briefform gibt ihm dramatisches Leben. „Nach

---

staltete, besonders durch die Lektüre dieser beiden Dichter. In der Zeit der Jugend Goethes nun erreichte die Krankheit ihren Höhepunkt. Bei den einen steigerte sie sich nur zur Tränenseligkeit, bei andern zum sog. Weltschmerz.

Digitized by Google

so klaren, sinnigen Bildern, nach so zarter Einfachheit durchsucht man die ganze deutsche Literatur vergebens. Die Sprache ist ein steter Strom von Musik; sie ist Prosa und Poesie zugleich — lieblich wie das Rauschen fallender Wasser und voll süßer Melancholie wie ein Herbstabend" (Lewes). Darum war auch die Wirkung eine außerordentliche. Das sog. „Wertherfieber" ergriff alle Schichten der Gesellschaft. Es wurde Mode, wie der Held des Romans zu schwärmen und zu enden. Selbst seine Kleidung wurde Mode. Der schmachtende, weinerliche, tatenlose und doch höchst anspruchsvolle Werther war zum Ideal geworden. So wirkte dieser Roman vielfach verderblich. Allerdings ist darin die Idee dargestellt, daß der sog. Weltschmerz ins Verderben, zum Selbstmord führt; allein der Dichter hätschelt eben doch gar zu sehr den Schwächling, hebt ihn zu sehr heraus und mißbilligt nirgends dessen Selbstmord. Er schildert die Krankheit, vergißt aber die Angabe des Heilmittels. Das ewige Schmachten, sogar nach fremdem Weibe, erscheint hier als etwas ganz Unschuldiges. Selbst die Lotte, die der Dichter wie ein Ideal hinstellt, ist nicht sittlich ganz gesund; denn sie ist viel zu nachsichtig gegen den Schwärmer. Gegen den Inhalt der Dichtung erhoben sich denn auch angesehene Männer, wie Lessing, Claudius, Nicolai usw. Lessing nannte sie „ein klein großes, verächtlich schätzbares Original", Nicolai spottete; es half nichts, die Krankheit wurde epidemisch und nahm ihren Verlauf. Nur einem war das Buch ein wahres Heilmittel: dem Dichter selbst. Goethe hatte sich dadurch gesund geschrieben. Nach Vollendung desselben war er kuriert, und er fühlte sich dann, „wie nach einer Generalbeichte, wieder froh und frei und zu einem neuen Leben berechtigt".

Die Konflikte und Zerstörungen, welche ungezügelte Leidenschaft im menschlichen Herzen stiftet, schildern auch seine Dramen „Clavigo" (1774) und „Stella" (1776).

§ 76. In Italien gereifte Dramen Goethes.

1. Nicht um eine Vergnügungsreise zu tun oder der Erholung halber sondern um sich zum Dichten zu sammeln, um sich selbst (als Dichtergenius) wiederzufinden, reiste Goethe im Herbste 1786 nach Italien ab. Wie atmete er auf, als er die Alpen überschritt! Und da er von den Bergeshöhen in die südlichen Gefilde hinabstieg, als ihm die italienische Luft entgegenwehte, rief er beseligt aus: „Wer dichtet nicht, dem diese schöne, reine Sonne scheint, der diesen Hauch des Lebens in sich zieht!" In der Tat war dieser Aufenthalt in Italien für die Entwicklung unseres Dichters so entscheidend, ja noch entscheidender als sein Aufenthalt in Straßburg an der Seite Herders. In Italien wurde sein angeborner Schönheitssinn noch viel mehr gekräftigt; besonders prägte er sich bei den griechischen Skulpturen das Ideal mensch-

Digitized by Google

licher Schönheit tief ein; ebenso verfeinerte sich durch das Hören und Sprechen der vokalreichen italienischen Sprache sein Sinn für Anmut und Wohllaut der Sprache überhaupt. Auf diese Weise reifte der Dichterjüngling zum rein klassischen Kunstpoeten, zum ganzen Manne auch als Dichter heran; die Alpen überschreitend, hatte er diese gleichsam als Grenzen zwischen seiner Jugend und seiner Reife als Künstler gezogen.

Diesseits der Alpen war er unruhig, er seufzte unter der Last der Geschäfte, das ganze Leben zu Weimar ließ ihn kalt, befriedigte sein Dichtergemüt keineswegs; jenseits der Alpen aber, unter dem milden, heitern Himmel Italiens, da fand seine Dichterseele Ruhe[1]; mitten in der südlich herrlichen Natur, unter den dort selbst auf der Straße aufgestellten antiken Kunstschätzen, in den kostbaren Bildergalerien, da ging ihm das Herz auf wie nie zuvor. In Italien wollte er für nichts leben als für die Kunst und seinen Dichterberuf. Doch begnügte er sich nicht damit, bloß betrachtend im Kunstgenuß und im Genuß der Natur zu schwelgen; er war vielmehr außerordentlich tätig, er zeichnete, modellierte, studierte Naturgeschichte, Geschichte, Münzen- und Altertumskunde, ja selbst Anatomie ꝛc. Unter den Klassikern, die er wieder hervorholte, fesselte ihn besonders Homer; ihn las er jetzt mit ganz anderem Verständnis und Genuß.

2. Aber wie gesagt, so vielerlei auch Goethe in Italien trieb, alles trieb er mit Bezug auf seinen Dichterberuf; er wollte sich dadurch zum poetischen Schaffen immer besser stimmen, immer tüchtiger machen. Begreiflich also, daß er in Italien am allerwenigsten als Dichter feiern wollte. Deshalb hatte er behufs des Umdichtens oder Feilens die Manuskripte von „Iphigenie", „Tasso", „Egmont" mit nach Italien genommen. Als nun der Baum, an dem jene poetischen Früchte hingen, unter italienischen Himmel versetzt war, begannen diese gleichsam ein zweites Mal zu reifen, zu viel herrlicherem Aussehen, zu viel feinerem Geschmacke. Gleich am Gardasee holte er „Iphigenie" hervor und begann die Umarbeitung. Nach ihr kam „Tasso" an die Reihe. „Egmont" wurde weniger verändert. Auch die Bruchstücke seines „Faust" hatte er eingepackt, und auch dieser Dichtung kam der Aufenthalt zu gut; denn die Hexenküche entstand in einer römischen Villa.

3. Die „Iphigenie auf Tauris" (ein Drama in fünf Aufzügen) hatte Goethe schon wiederholt umgearbeitet, teils dem Inhalt, teils der Form nach; sie war auch schon „in Verse geschnitten", als er sie am Gardasee zu der letzten, endgültigen Bearbeitung aus dem Koffer hervorholte. In Rom erst vollendete er sie Anfang 1787, schickte sie sogleich nach Weimar ab und nannte sie in dem Begleitschreiben sein „Schmerzenskind". Der Stoff, die Handlung ist fast ganz der griechischen Sage entlehnt. Derselbe ist ver-

[1] Goethe selbst bekennt dies in seinen Reisenbriefen mit folgenden Worten: „Ich habe die höchste Zufriedenheit meines Lebens genossen und kenne nun wenigstens einen äußersten Punkt, nach welchem ich das Thermometer meiner Existenz abmessen kann. Ich habe mich selbst zuerst in Rom gefunden, bin übereinstimmend mit mir und glücklich und vernünftig geworden."

Digitized by Google

schiedenemal von altgriechischen Dichtern behandelt worden; besonders schuf Euripides zwei Dramen aus dem Schicksal der Iphigenie: Iphigenie in Aulis[1] und Iphigenie in Tauris. An Euripides, der eigentlich die religiöse Würde und Hoheit der Iphigenie erfand, lehnte sich Goethe, was die Handlung betrifft, vorzüglich an. Nur den Ausgang, die Art und Weise der Lösung hat er, zum Vorteile des Dramas, anders dargestellt. Goethe läßt zwar auch (wie Euripides) den wegen Muttermordes von den Furien verfolgten Orestes in Delphi die Verheißung erhalten:

Bringst du die Schwester, die an Tauris' Ufer
Im Heiligtume wider Willen bleibt,
Nach Griechenland, so löset sich der Fluch.

Nach Euripides aber versteht Orestes das Wort des sich im Orakel kundgebenden Gottes Apollo von der Artemis (Apollos Schwester), d. h. von der Artemisstatue in Tauris, Euripides läßt deshalb durch Orestes und die mit ihm heimlich entfliehende Iphigenie das Bild entführen, zugleich aber die sie verfolgenden Taurier durch die Göttin Athene beschwichtigen, während nach Goethes Auffassung dem Orestes, als er von Thoas vernimmt, daß ohne Kampf das heilige Bild nimmer zu erlangen sei, plötzlich klar wird, das Orakel habe seine Schwester (Iphigenie) gemeint:

Wir legten's von Apollens Schwester aus,
Und er gedachte dich! Die strengen Bande
Sind nun gelöst, du bist den Deinen wieder,
Du Heilige, geschenkt! Von dir berührt,
War ich geheilt.

Goethe läßt die Bedrängten auch nicht durch Flucht gerettet werden, sondern sie und Orestes auf die edelste Weise ihre Rettung erwirken. Der Verlauf der Handlung in Goethes Drama ist folgender:

Iphigenie, durch Diana (Artemis) vom Tode errettet, lebt in Tauris ein Leben „wie einen zweiten Tod". Sie ist Priesterin der Diana. Vor ihr betrat kein Fremdling das dortige Ufer, der nicht an der Göttin Altar als blutiges Opfer fiel. So war es uralter Brauch. Ihre zarte Weiblichkeit besänftigt die Barbarei des Königs Thoas und seines Volkes: denn sie ist ein Ideal von Schönheit und Tugend. „Auf Tausende träufelte von ihrem Wesen Balsam. Am unwirtsamen Todesufer bereitete sie dem Fremden Heil und Rückkehr." Nun wirbt Arkas im Namen seines königlichen Herrn um ihre Hand und sucht sie zum Jawort zu bereden. Doch sie nimmt solche Werbung wie „die schrecklichste Drohung" auf. Selbst als der König persönlich um sie wirbt,

[1] In Aulis erfährt nämlich das Griechenheer, welches vergebens auf günstigen Wind zur Abfahrt nach Troja wartet, durch den Seher Kalchas: erst müsse die von dem Griechenführer Agamemnon beleidigte Göttin Artemis durch den Opfertod seiner Tochter Iphigenie versöhnt werden. Diese, vom Vater in das Lager gelockt, schickt sich in das Opferlos, wird aber im Momente der Opferung von der Göttin durch die Lüfte nach Tauris entrückt.

Digitized by Google

enthüllt sie ihm ihre Vergangenheit und das Schicksal ihrer Familie und weist ihn ab. Da überzieht wieder die Eisrinde der Barbarei sein Herz. Iphigenie, so beschließt er, soll nun doch Blutpriesterin sein. Zur gleichen Zeit landet, von seinem Freunde Pylades begleitet, ihr Bruder Orestes. Sie soll nun beide opfern. Mit Orestes will sie beginnen, da erkennt sie ihn. Nun wird die Rettung beraten. Der schlaue Freund rät zu heimlicher Flucht; Schwester und Bruder aber verschmähen den Schleichweg, sie vertrauen auf ihre Geradheit und Wahrheit und fassen Mut. Iphigenie tritt vor Thoas, sagt offen und frei, was sie wolle, und daß sie die Erfüllung ihrer Bitte von ihm, dem „edlen Manne", erhoffe. Strahlend in Milde und Hoheit steht sie vor ihm. Ihr hehres Wesen und ihre Worte besiegen sein Herz; er spricht: „Geht — lebt wohl!"

4. Die „Iphigenie", dieses „seelenvolle Produkt", wie es selbst Schiller nennt, der manches daran bekrittelte, ist unter den Dichtungen Goethes nebst „Faust" (1. Teil) die vollkommenste; als ein Werk voll sittlichen Adels steht sie noch höher als „Faust". Die Idee, welche darin dargestellt ist, legt wohl der Dichter dem Orestes in den Mund, wo er ihn sagen läßt:

Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm,
Wird durch die Wahrheit dieser hohen Seele
Beschämt, und reines, kindliches Vertrauen
Zu einem edlen Manne wird belohnt.

Man kann aber auch mit Fug und Recht dies Drama bezeichnen als die Darstellung der wunderbar sühnenden und sänftigenden Gewalt, wie sie einer milden, demütigen, reinen, hingebungsvollen, treuen, kurz, einer geheiligten Frauenseele eigen ist.

Goethe wurde zu diesem Drama angeregt, weil man damals allgemein für die antike Kunst schwärmte. Der berühmte Winckelmann hatte durch seine ästhetischen Schriften hierzu den Anstoß gegeben. Goethe fühlte sich befähigt, ein Drama im Geiste und in der Form der altklassischen Dichtung zu schaffen, und so begann er die „Iphigenie". Zwar ist sie nicht das geworden, was Goethe erstrebte, nämlich ein deutsches Drama, in rein griechischem Stile und Geiste durchgeführt, welches man ebensowohl für das Werk eines altgriechischen Meisters (z. B. eines Sophokles) halten könnte: allein Goethe hat uns etwas geschaffen, was noch verdienstlicher ist, was unser christlich-deutsches Herz viel mehr befriedigt und entzückt. Denn er hat auf bewunderungswürdige Weise Antikes und Modernes zu einem Ganzen verschmolzen, und zwar ohne daß diese Verschmelzung unnatürlich erscheint. Einerseits wandeln wir auf griechischem Boden, denn Stoff und Form sind griechisch; anderseits ist dem Stücke christlich-germanisches Blut eingegossen. Schon in dem Barbaren Thoas schlägt ein besseres Herz, als es von einem heidnischen Barbaren aus jener Zeit und jenem Volke zu erwarten ist. Daß Orestes und Iphigenie nicht hinterlistig durch Mißbrauch des Vertrauens sich retten wollen, wie sehr mahnt dies an deutsche Biederkeit, deutsche Ritterlichkeit (vgl. Gudrun)! Besonders ist Iphigenie eine so herrliche Blume, wie sie nicht auf antik-griechischem Boden emporsprossen konnte, wie sie überhaupt nicht im Schatten des Heidentums, sondern nur unter der Sonne des Christentums erblühen kann trotz Antigones „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da" [1]. „Euripides hat ebenfalls eine ‚Taurische Iphigenie' geschrieben;

[1] Goethe hat also hier, ohne es klar zu erkennen, seine eigenen Worte widerlegt, wonach die Menschheit (vgl. S. 334) in den Griechen ihr Ziel, ihre höchste Vollendung

Digitized by Google

eine Vergleichung des antiken und des modernen Dramas liegt also nahe. Dabei kann das Urteil nur dahin ausfallen, daß Goethes ‚Iphigenie' mit ihrer maßvollen Ruhe und durchsichtigen Klarheit allerdings hinter der Euripideischen an dramatischer Wirkung zurückstehen mag, an sittlichem Adel, strenger Charakterzeichnung und Glanz der Diktion sie aber unbedingt überragt. Euripides, ein Seelenmaler, geschickt in Frauenfiguren, hat ein griechisches Weib hingestellt: leidenschaftlich, listig sogar, aber eben dadurch einen dramatisch brauchbaren Charakter. Goethe hat dagegen die edelste Weiblichkeit hingestellt; Iphigenie spricht und handelt wie eine christliche Heilige, und ihr Charakter ist eigentlich nicht denkbar zwischen so starren und gefühllosen Göttermächten, die Menschenopfer, wenn auch nur versuchsweise, verlangen und einen alten Fluch durch ganze Geschlechter fortwirken lassen" (Lindemann). Wir können uns also leicht darüber getrösten, daß Schiller das Drama „erstaunlich modern und ungriechisch" nennt, und daß er es nicht begreift, wie man es jemals mit einem griechischen Stück vergleichen konnte; denn Deutschlands größter Dichter hat in der Iphigenie, wenn auch absichtslos, dem Christentum und dem deutschen Gemüte ein klassisches Denkmal gesetzt. Zudem hat das Drama, was die Form der Darstellung betrifft, wie die antike Tragödie des Sophokles, tiefe, majestätische Ruhe bei der mächtigsten inneren Bewegung und die größte Einfachheit der Handlung und Sprache. Somit hat sich also Goethe in diesem Wettlauf mit dem Griechen immerhin einen schönen Kranz verdient.

5. Mehr gegen Ende des italienischen Aufenthaltes widmete er sich seinem „Tasso" (begonnen 1780, vollendet 1789). Ihm „hauchte er den zarten Duft inniger Schmerzen ob des Abschiedes von Rom ein". „Tasso" ist ein gemütvolles, zartes Drama in fünf Aufzügen. Die Hauptperson ist Tasso, der große italienische Dichter. Daß Goethe auf diesen Gegenstand verfiel, lag sehr nahe: Karl August hatte es dem Dichter mit wahrhaft fürstlicher Freundschaft ermöglicht, nun in Italien für längere Zeit ganz frei seinem Dichterberufe zu leben; darum drängte es Goethe, diese Großherzigkeit des fürstlichen Gönners zu verherrlichen. Kein Dichterleben gab hierzu einen passenderen Rahmen als das Torquato Tassos[1], der einst am

---

erreicht habe. Ja einmal hat er sogar das unsere Behauptung bestätigende Geständnis gemacht, daß ihm zum Charakterbilde seiner Iphigenie heilige Jungfrauen der altchristlichen Zeit (also keine heidnischen Griechinnen) vorgeschwebt haben, wenigstens insofern, als ihm die Bilder der hl. Cäcilia und noch mehr der hl. Agatha, die er in Bologna sah, immer und immer wieder vor die Seele traten. „Ich habe mir", schreibt er aus Bologna am 19. Oktober 1786, „die Gestalt wohl gemerkt und werde ihr im Geiste meine Iphigenie vorlesen und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte." (Vgl. Italienische Reise I.)

[1] Torquato Tasso (geb. 1544 zu Sorrento bei Neapel) war nach Dante der größte italienische Dichter. Er goß dem italienischen Epos, das sinnlich ausgeartet war, wieder christlich reinen Geist ein, indem er sein hochberühmtes Epos La Gerusalemme liberata schrieb, nach Dantes „Göttlicher Komödie" die schönste Dichtung der Italiener. — Tasso war schon von Jugend auf etwas nervös reizbar. So entwickelte er sich zu einem sog. Gefühlsmenschen mit großer Empfindsamkeit. Als frühzeitig noch häusliches Mißgeschick dazu kam, verfiel er mehr und mehr dem Mißtrauen und Trübsinn. Selbst gegen den Herzog von Ferrara, der ihn an seinen Hof gezogen hatte, zeigte er sich schließlich mißtrauisch, gereizt, launisch. Endlich wurde er geistes-

Digitized by Google

glänzenden Hofe zu Ferrara ähnliche fürstliche Huld genoß wie Goethe in Weimar. In Alfons, dem Herzog von Ferrara, finden wir deshalb die ganze Liebenswürdigkeit Karl Augusts, seine Kunstliebe, seine Verehrung des Dichtergenius und seine Freigebigkeit. Aber Goethe hat auch noch andere Erlebnisse und Stimmungen von Weimar in das Drama eingewoben. Besonders deutlich ist der innere Zwiespalt gezeichnet, wie er sich so oft in Goethes Brust darstellte, da er einerseits Staatsmann sein mußte, anderseits Dichter sein wollte. Da erfuhr er es so recht, wie wenig die Dichternatur, die sich um den wirklichen Weltlauf, um das Leben und die Menschen, wie sie einmal sind, gar nicht kümmern zu brauchen glaubt, und die Staatsmannsnatur, die alles beobachtet und abwägt, was draußen in der Welt vorgeht, die überlegt, berechnet, kalten Blutes stets zu bleiben sucht, immer den Verstand zu Rate zieht, zusammenpassen. Diesen Widerstreit in seiner eigenen Brust stellte Goethe so dar, daß er sich, den einen, auf zwei Personen verteilte, daß er sich, den Staatsmann, als Antonio und sich, den Dichter, als Tasso einführte. Dem Antonio gab er auch noch einige Züge von des Herzogs Erzieher (Graf Görz); dem Tasso konnte er so ziemlich den Charakter des wirklichen Tasso belassen. Zum Vorbild von Leonore d'Este wählte Goethe eine geliebte Dame: Frau von Stein.

Die Unleidlichkeit, Empfindlichkeit Tassos konnte Goethe besonders gut benutzen, um daran seine Mißstimmung darzustellen, wie sie ihn in den letzten Jahren vor der Reise zu Weimar beherrschte. Sehr fein weist Tassos Sehnsucht nach Rom, das ihm Frieden, das ihm die Dichterkrone bringen soll, auf die Sehnsucht Goethes hin, der in Italien Seelenruhe und Dichterreife erlangen wollte und dort, besonders in Rom, auch wirklich erlangt hat. Sehr zart hat denn auch Goethe den Dank des Herzens gegen den Herzog eingewoben, indem er dessen Edelmut in den Worten Alfons' hervorhebt:

Ich wünsche dir zu deiner Reise Glück
Und hoffe, daß du froh und ganz geheilt
Uns wieder kommen wirst. Du bringst uns dann
Den doppelten Gewinst für jede Stunde
Die du uns nun entziehst, vergnügt zurück ꝛc.

Inhalt: Tasso hat endlich sein Epos „Das befreite Jerusalem“ vollendet. Er überreicht es seinen hohen Gönnern. Die beiden Eleonoren (des Herzogs Schwester und eine befreundete Gräfin) bekränzen ihn, ihn zu beglückwünschen. Überglücklich, suchte er rasch einen Freund, an dessen Brust er seines Glückes doppelt froh sein könne, und der „ihn, den Unerfahrenen, zum zweckmäßigen Gebrauch des Lebens weihen solle“. Bei Antonio sucht er diese Freundschaft. Dieser, „ein Mann von steifer Klugheit“, hält kühl zurück, will es der Zeit noch überlassen. Tasso ist zudringlich; Antonio erwidert

verwirrt. Er genas zwar wieder, führte jedoch ein unruhiges Wanderleben, oft sogar hungernd, und starb in Rom, wo er als Dichter gekrönt werden sollte, im Jahre 1595.

Digitized by Google

mit verletzenden Worten; das Gespräch wird immer erregter, und Tasso zieht zuletzt den Degen zum Zweikampf. Alfons, der Fürst, kommt zu der Szene, erklärt aus weiser Vorsicht Tasso für seinen Gefangenen, ihm befehlend: „Verlaß uns, Tasso! Bleib auf deinem Zimmer, von dir und mit dir selbst allein bewacht", und bestimmt dann Antonio, jenen wieder zu versöhnen. Der Dämon des Argwohns sitzt aber zu tief in Tassos Brust: er sieht überall Verrat, Falschheit, verlangt seine Entlassung. Als man sie ihm endlich gibt, wird er erst recht in seinem Wahn bestärkt. Seine Verwirrung steigert sich; die Bemühungen der mitleidigen Prinzessin, ihn zu beruhigen, faßt er als Zuneigung auf, vergißt sich bis zur zudringlichen Schwärmerei, was die hohe Dame verletzt. So vollendet er den Bruch. Die fürstlichen Personen ziehen sich rasch zurück, nur Antonio bleibt bei ihm. Tasso benimmt sich, „als ob er von Sinnen käme"; er phantasiert „von Tyrannen, von Marterknechten und Sirenen"; Antonio zeigt überfließende Geduld. Aber als Tasso in der Ferne den Staub der fürstlichen Wagen sieht, kommt ihm die Rührung und Reue. Nun erfaßt der Gebeugte mit beiden Armen die dargebotene Hand Antonios, so

Wie sich der Schiffer klammert endlich noch
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte.

6. Man kann also „Tasso" ein Denkmal der Dankbarkeit Goethes gegen seinen Freund und Herrn nennen; allein es hat dies Drama noch eine andere Bedeutung. Es stellt uns auch des Dichters Los auf Erden dar, seine hochfliegenden Hoffnungen und Träume, die ihm so leicht zu Klippen werden, da er auf dem Lebensmeere in das Blaue hinaussegelt, meinend: alle ihm Begegnenden müßten vor der Flagge des Genius salutieren und ihm zujauchzen, vor ihm müßten die Gesetze des Anstandes, der Sitte (der Standessitte insbesondere) zurückweichen. Goethe ruft also dem Dichtergenius und sich selbst zu: Du, Dichter, bist zwar durch die Muse geadelt, ja du verdienst die höchsten irdischen Gnaden, du bist würdig, der Fürstenkrone recht nahe, ja am nächsten zu stehen; aber nimm dich in acht, daß du nicht in deinem Dichter-Enthusiasmus dich überhebst, und gleichsam berauscht von deinem Dichtergenius, jede Schranke in der Welt überschreiten willst.

Das Stück ist bewunderungswürdig schön geschrieben, die Sprache so herrlich wie in der „Iphigenie", die Charakterzeichnung das Feinste und Zarteste unserer ganzen Dramatik. „Tasso" ist reich an edeln Gedanken, schönen und praktischen Lehren. Arm ist er freilich an Handlung; er bietet fast nichts als Gespräch und ist insofern nur eine „Darstellung der Gesinnung"; allein der Dichter verstand es, wie Schiller sagt, „die Gesinnung zur Handlung zu machen". Und „so gibt es denn kaum ein Produkt unserer Literatur, welches so geeignet ist, den Geschmack an alltäglichen, mit Stoff überfüllten Romanen und an dem Unterhaltungsfutter überhaupt so von Grund aus und für immer zu verbessern, wie Goethes ‚Tasso', zu dem man zehnmal zurückkehren kann, und doch nur, um ihn das elfte Mal mit noch größerem Interesse zu lesen" (Vilmar). — Vergleichen wir „Tasso" mit „Iphigenie", so finden wir, daß in beiden die Charaktere echt deutsches Wesen haben, und daß beide reine Weiblichkeit und deren Macht über das bewegte Gemüt des Mannes verherrlichen.

7. Fast gleichzeitig mit „Tasso" wurde „Egmont", ein Trauerspiel in Prosa, vollendet (1787). Zwölf Jahre trug es der Dichter mit sich herum. Er wollte darin den Kampf eines Volkes um seine (besonders

Digitized by Google

religiöse) Freiheit darstellen. Darum holte er den Stoff aus der Geschichte der Niederländer, die sich gegen ihren Oberherrn Philipp II. von Spanien empörten (1568). Der Held des Stückes, Graf Egmont, ist eine historische Person. Er war, wie Oranien, ein Führer der unzufriedenen Niederländer. Der Inhalt des Dramas ist folgender:

Der ritterliche, freigesinnte Egmont nimmt sich der Unzufriedenen an, ohne sich jedoch gegen den König zu verschwören. Er wird ein Liebling des Volkes, ohne dem König untreu zu sein. Er sympathisiert mit der Sache des Volkes, aber er handelt nicht; er vertändelt vielmehr seine Zeit mit Klärchen, dem einfachen, sorglosen Mädchen aus dem Volke. Da rückt Herzog Alba, des Königs strenger Feldherr, heran. Egmont wird von Oranien zur Vorsicht gemahnt. Im Selbstvertrauen lebt er jedoch behaglich dahin, läßt alles gehen, wie es geht. Er schlägt die Warnung in den Wind und bereitet sich selbst ein tragisches Ende. Alba rückt ein, läßt Egmont verhaften und anklagen. Umsonst hatte Klärchen die Bürger zur Befreiung Egmonts aufzureizen gesucht; da sie ihn nicht zu retten vermag, vergiftet sie sich. Egmont wird zum Tode durch Enthauptung verurteilt. In seinem letzten Traume erscheint ihm Klärchen als Genius der Freiheit; er erwacht, und vor ihm stehen die Soldaten, die ihn zur Hinrichtung abholen. Mit einer Siegessymphonie schließt das Stück, was nur für eine Oper paßt und deshalb von Schiller mit Recht getadelt wird.

8. Dies Drama hat einen Vorzug vor „Iphigenie“ und „Tasso“. Es ist reich an Handlung, besonders sind die Volksszenen gar lebendig und naturwahr geschildert; in allen Aufständen können sie so vorkommen. Durch gewisse Mängel steht es aber hinter jenen weit zurück. Es fehlt, wie bei „Götz“, die eigentliche Einheit. Auch ist der Charakter des Helden zum Nachteil des Stückes verändert. Der historische Egmont war ein viel größerer Mensch; er war ein echter Volksführer, der handelte, dabei ein Hausvater, kein Liebhaber. Goethe hat ihm eben den Stempel seines eigenen Wesens aufgeprägt; darum zeigt derselbe sich als der heitere Phantasiemensch, der über dem Genuß des Lebens keine Gefahr ahnt, über süßen Träumen sich von ihr überfallen läßt. Trotzdem wurde das Stück populär. Goethe selbst aber sah doch nach Vollendung des „Egmont“ ein, daß er am wenigsten zum Dramatiker befähigt wäre.

„Nicht genug“, sagt Schiller, „daß wir diese Menschen vor uns leben und wirken sehen, wir wohnen unter ihnen, wir sind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geselligkeit, die Gastfreundlichkeit, die Redseligkeit, die Großtuerei des Volkes, der republikanische Geist, der bei der geringsten Neuerung aufwallt und sich ebenso schnell auf die seichtesten Gründe wieder gibt; auf der andern die Lasten, unter denen es seufzt, von den neuen Bischofsmützen an bis auf die französischen Psalmen, die es nicht singen soll: nichts ist vergessen, nichts ohne die höchste Natur und Wahrheit herbeigeführt. Wir sehen hier nicht bloß den Niederländer, und zwar den Niederländer dieses und keines andern Jahrhunderts; in diesem unterscheiden wir noch den Brüsseler, den Holländer, den Friesen und selbst unter diesen noch den Wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermann und den Schneider. Man kann daher nicht aufhören, das schöpferische Genie zu bewundern, das alle diese Schwierigkeiten besiegt.“ Hingegen hat Schiller die Abweichung von der Geschichte als einen empfindlichen Mangel des Stückes bezeichnet.

Digitized by Google

§ 77. Nach der italienischen Reise bis zu Schillers Tod.

1. Der Dichter des „Götz" hatte zwar etwas französische Freiheitsluft eingeatmet; aber dies wirkte bei ihm nicht lange nach. Der Ausbruch der französischen Revolution machte auf Goethe einen ganz andern Eindruck wie auf Klopstock. Eine große Verstimmung ergriff ihn darob. Die Poesie sollte ihn zerstreuen und erheitern. So schrieb er einige Lustspiele geringeren Wertes („Großkophta", „Der Bürgergeneral", „Die Aufgeregten"). Es sind Lebensbilder aus dem Treiben der Revolutionäre. Besser gelang ihm in dieser Zeit die metrische Bearbeitung des altdeutschen Tierepos „Reineke der Fuchs" (1794). Die ganze Tiergesellschaft teilt sich darin in dumme und in charakterlose. Goethe wollte die Erbärmlichkeit so vieler Menschen geißeln und zeigen, wie sie es nicht besser verdienen, als von Füchsen betrogen zu werden. Die ihm vorschwebende Idee spricht sich ungefähr in dem Sprichwort aus: Mundus vult decipi — die Welt will betrogen sein. Als Goethe 1795 mit Schiller in innigere Beziehung trat, wurde er lebensfroher. Die Freundschaft mit Schiller, die Goethe wie „ein neuer Frühling vorkam, in welchem alles froh nebeneinanderkeimte", trieb ihn zur Produktion vieler Balladen (vgl. § 84) wie zur Vollendung der zwei nun zu besprechenden Dichtungen an.

2. Den Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre" (wahrscheinlich 1777 begonnen, 1794—1796 in 8 Bänden erschienen) verdanken wir einer poetischen Nachlese. Goethe behandelt darin eine Menge poetischer Stoffe, die er während einer Reihe von Jahren aufgespart hatte. Die Fabel des Romans, welcher nur für sittlich starke Leser paßt, ist folgende:

Wilhelm, ein junger, reicher Kaufmann, meint, er sei zum Schauspieler berufen. So schließt er sich einer Wandertruppe an. Sein Geld und seine Schönheit machen ihn da beliebt, aber keineswegs Tüchtigkeit in der Mimik, die ihm abgeht. Lange treibt er sich mit der Truppe herum und gefällt sich darin, recht viele Augen auf sich zu ziehen, recht viele Herzen zu erobern. Es bekümmert ihn nicht, ob er falsche Hoffnung erweckt und dadurch unglücklich macht. Er treibt dieses leichtfertige Spiel so lange fort, bis er eine feingebildete Gräfin als Gattin heimführen kann. Dann verläßt er die Truppe.

Der Leser erkennt bald in Wilhelm den Dichter selbst. Goethe stellt in der Tat in dem Roman sein eigenes unruhiges Jünglingsleben dar. Ohne festen Beruf, ohne Erfahrung steuert Wilhelm in das Leben hinaus, lebt sozusagen in den Tag hinein, sucht sich durch den Umgang mit den verschiedensten Menschen, besonders aber mit Künstlern und Frauen, zu bilden; gerade so machte es Goethe. „Ein solches zweck- und zielloses Treiben war das damalige wirkliche Leben vieler (besonders zu Weimar). Und man suchte sich auch noch einzureden, daß solch ein tatenloses Leben Lebenszweck sei. Solange aber die Deutschen ein solches Buch zur Quelle ihrer Bildung machen, so lange wird aus Deutschen nichts" (Holzmann). Übrigens ist das Leben nach seinen verschiedenen Ständen, namentlich das

Digitized by Google

Theaterleben, meisterhaft geschildert. Alle Gestalten des Romans leben. Das Kleinste und Unbedeutendste wird interessant. Besonders fein sind die Frauencharaktere (Mignon!) gezeichnet. Hochinteressant sind die literarischen Urteile (besonders über Hamlet), einzig schön die in den Roman eingestreuten Lieder Mignons und des Harfners. Der Roman entbehrt jedoch der Einheit; er ist überdies zu gedehnt und leidet, wie schon angedeutet, an sittlich verletzenden Vorgängen.

3. Auch eine größere Idylle wollte Goethe schaffen. Mehrere Jahre trug er die Idee in sich herum, bis er durch das Erscheinen von Voß' „Luise" zur Ausführung angeregt wurde. Diese Idylle wurde jedoch unter seiner Hand ein idyllisches Epos: „Hermann und Dorothea" (1797), so leicht war ihm das Schwerere. Es stellt mehr dar als bloß häusliches Stilleben; denn es zeigt uns im Hintergrund ein großes Weltereignis, die französische Revolution. An dem Geschick einer Familie veranschaulicht es uns die Geschicke der Welt und den Wandel der Zeit. Auch dadurch ist das Gedicht rein episch, daß des Dichters Person ganz zurücktritt, daß er sich nicht mit schwunghaften Ausdrücken behilft, sondern die reine Handlung in ihrer vollen Einfachheit auf das Herz des Lesers wirken läßt. Das Epos besteht aus neun Gesängen, nach dem Namen der neun Musen[1] in folgender Ordnung betitelt: 1) Kalliope, 2) Terpsichore, 3) Thalia, 4) Euterpe, 5) Polyhymnia, 6) Klio, 7) Erato, 8) Melpomene, 9) Urania. Das Versmaß der Dichtung ist der Hexameter, der Inhalt folgender:

Französische Auswanderer kommen auf ihrer Flucht in ein Städtchen am Rhein. Dessen Bewohner kommen, sie zu sehen und zu unterstützen. Auch Hermann, der Sohn des Wirtes, kommt herbei. Er wird von Mitleid erfüllt. Besonders rührt und gewinnt ihn ein Mädchen, das einer kranken Frau voll Hingebung beisteht. Er gesteht seinen Eltern, daß er diese treue und gute Seele lieber ehelichen wolle als die ihm vorgeschlagene unverträgliche Nachbarstochter. Der Vater schüttelt den Kopf. Doch berät er sich mit dem Pfarrer und dem Apotheker des Orts. Diese sprechen ihm zu und holen mit Hermann die bereits abgereisten Auswanderer wieder ein. Hermann bringt Dorothea zum Vater, und dieser willigt nun ein.

Die Zeichnung der von deutschem Geiste belebten Charaktere ist so trefflich, die Sprache so schön, wie kaum in einem andern Gedichte Goethes. Einzelne Schilderungen, z. B. der Gang der Mutter nach dem Garten, Hermann und Dorothea am Brunnen und auf dem Heimweg, suchen ihresgleichen. Durch die tadellose Form und die sittliche Haltung stellt sich diese Dichtung zunächst der „Iphigenie" an die Seite. Goethes geistiges Lieblingskind ist sie immer geblieben.

[1] Bekanntlich benannte auch Herodot die einzelnen Bücher seiner Geschichte nach den Musen ohne nachweisbaren Zusammenhang mit dem Inhalte derselben; Goethe befolgt eine andere Reihenfolge, und zwar nicht ohne Rücksicht auf den Inhalt. Man vergleiche auch das in § 1 der Poetik über die Musen Gesagte.

Digitized by Google

Aus „Hermann und Dorothea".

Kalliope.

Schicksal und Anteil.

„Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen!
Ist doch die Stadt wie gekehrt! wie ausgestorben! Nicht fünfzig,
Deucht mir, blieben zurück von allen unsern Bewohnern.
Was die Neugier nicht tut! So rennt und läuft nun ein jeder,
Um den traurigen Zug der armen Vertrieb'nen zu sehen.
Bis zum Dammweg, welchen sie ziehn, ist's immer ein Stündchen,
Und da läuft man hinab im heißen Staube des Mittags.
Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu sehen das Elend
Guter fliehender Menschen, die nun mit geretteter Habe
Leider, das überrheinische Land, das schöne, verlassend,
Zu uns herüberkommen und durch den glücklichen Winkel
Dieses fruchtbaren Tals und seiner Krümmungen wandern.
Trefflich hast du gehandelt, o Frau, daß du milde den Sohn fort
Schicktest mit altem Linnen und etwas Essen und Trinken,
Um es den Armen zu spenden; denn Geben ist Sache des Reichen.
Was der Junge doch fährt! und wie er bändigt die Hengste!
Sehr gut nimmt das Kütschchen sich aus, das neue; bequemlich
Säßen viere darinnen und auf dem Bocke der Kutscher.
Diesmal fuhr er allein; wie rollt' es leicht um die Ecke!"
So sprach, unter dem Tore des Hauses sitzend am Markte,
Wohlbehaglich zur Frau der Wirt zum Goldenen Löwen.
Und es versetzte darauf die kluge, verständige Hausfrau:
„Vater, nicht gerne verschenk' ich die abgetragene Leinwand;
Denn sie ist zu manchem Gebrauch und für Geld nicht zu haben,
Wenn man ihrer bedarf. Doch heute gab ich so gerne
Manches bessere Stück an Überzügen und Hemden;
Denn ich hörte von Kindern und Alten, die nackend dahergehn.
Wirst du mir aber verzeihn? denn auch dein Schrank ist geplündert;
Und besonders den Schlafrock mit indianischen Blumen,
Von dem feinsten Kattun, mit feinem Flanelle gefüttert,
Gab ich hin; er ist dünn und alt und ganz aus der Mode."
Aber es lächelte drauf der treffliche Hauswirt und sagte:
„Ungern vermiss' ich ihn doch, den alten kattunenen Schlafrock
Echt ostindischen Stoffs; so etwas kriegt man nicht wieder.
Wohl! ich trug ihn nicht mehr. Man will jetzt freilich, der Mann soll
Immer gehn im Surtout und in der Pekesche sich zeigen,
Immer gestiefelt sein; verbannt ist Pantoffel und Mütze." —
„Siehe!" versetzte die Frau, „dort kommen schon einige wieder,
Die den Zug mit gesehn; er muß doch wohl schon vorbei sein.
Seht, wie allen die Schuhe so staubig sind! wie die Gesichter
Glühen! und jeglicher führt das Schnupftuch und wischt sich den Schweiß ab.
Möcht' ich doch auch, in der Hitze, nach solchem Schauspiel so weit nicht
Laufen und leiden! Fürwahr, ich habe genug am Erzählten."
Und es sagte darauf der gute Vater mit Nachdruck:
„Solch ein Wetter ist selten zu solcher Ernte gekommen,

Digitized by Google

Und wir bringen die Frucht herein, wie das Heu schon herein ist,
Trocken; der Himmel ist hell, es ist kein Wölkchen zu sehen,
Und von Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung.
Das ist beständiges Wetter, und überreif ist das Korn schon;
Morgen fangen wir an zu schneiden die reichliche Ernte.“
Als er so sprach, vermehrten sich immer die Scharen der Männer
Und der Weiber, die über den Markt sich nach Hause begaben;
Und so kam auch zurück mit seinen Töchtern gefahren
Rasch an die andere Seite des Markts der begüterte Nachbar,
An sein erneuertes Haus, der erste Kaufmann des Ortes,
Im geöffneten Wagen (er war in Landau verfertigt).
Lebhaft wurden die Gassen; denn wohl war bevölkert das Städtchen,
Mancher Fabriken befliß man sich da und manches Gewerbes.
Und so saß das trauliche Paar, sich unter dem Torweg
Über das wandernde Volk mit mancher Bemerkung ergötzend.
Endlich aber begann die würdige Hausfrau und sagte:
„Seht! dort kommt der Prediger her; es kommt auch der Nachbar
Apotheker mit ihm: die sollen uns alles erzählen,
Was sie draußen gesehn, und was zu schauen nicht froh macht.“
Freundlich kamen heran die beiden und grüßten das Eh'paar,
Setzten sich auf die Bänke, die hölzernen, unter dem Torweg,
Staub von den Füßen schüttelnd und Luft mit dem Tuche sich fächelnd.
Da begann denn zuerst, nach wechselseitigen Grüßen,
Der Apotheker zu sprechen und sagte, beinahe verdrießlich:
„So sind die Menschen fürwahr! und einer ist doch wie der andre,
Daß er zu gaffen sich freut, wenn den Nächsten ein Unglück befället!
Läuft doch jeder, die Flamme zu sehn, die verderblich emporschlägt,
Jeder, den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführt wird.
Jeder spaziert nun hinaus, zu schauen der guten Vertrieb'nen
Elend, und niemand bedenkt, daß ihn das ähnliche Schicksal
Auch, vielleicht zunächst, betreffen kann oder doch künftig.
Unverzeihlich find' ich den Leichtsinn; doch liegt er im Menschen.“
Und es sagte darauf der edle, verständige Pfarrherr,
Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling, näher dem Manne.
Dieser kannte das Leben und kannte der Hörer Bedürfnis,
War vom hohen Werte der heiligen Schriften durchdrungen,
Die uns der Menschen Geschick enthüllen und ihre Gesinnung;
Und so kannt' er auch wohl die besten weltlichen Schriften.
Dieser sprach: „Ich tadle nicht gern, was immer dem Menschen
Für unschädliche Triebe die gute Mutter Natur gab;
Denn was Verstand und Vernunft nicht immer vermögen, vermag oft
Solch ein glücklicher Hang, der unwiderstehlich uns leitet.
Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,
Sagt, erführ' er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge
Gegeneinander verhalten? Denn erst verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße;
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und wert macht.
In der Jugend ist ihm ein froher Gefährte der Leichtsinn,
Der die Gefahr ihm verbirgt und heilsam geschwinde die Spuren
Tilget des schmerzlichen Übels, sobald es nur irgend vorbeizog.

Digitized by Google

Freilich ist er zu preisen, der Mann, dem in reiferen Jahren
Sich der gesetzte Verstand aus solchem Frohsinn entwickelt,
Der im Glück wie im Unglück sich eifrig und tätig bestrebet;
Denn das Gute bringt er hervor und ersetzet den Schaden."
Freundlich begann sogleich die ungeduldige Hausfrau:
„Saget uns, was ihr gesehn; denn das begehrt' ich zu wissen."
„Schwerlich", versetzte darauf der Apotheker mit Nachdruck,
„Werd' ich so bald mich freun nach dem, was ich alles erfahren.
Und wer erzählet es wohl, das mannigfaltigste Elend!
Schon von ferne sahn wir den Staub, noch eh' wir die Wiesen
Abwärts kamen; der Zug war schon von Hügel zu Hügel
Unabsehlich dahin, man konnte wenig erkennen.
Als wir nun aber den Weg, der quer durchs Tal geht, erreichten,
War Gedräng' und Getümmel noch groß der Wandrer und Wagen.
Leider sahen wir noch genug der Armen vorbeiziehn,
Konnten einzeln erfahren, wie bitter die schmerzliche Flucht sei
Und wie froh das Gefühl des eilig geretteten Lebens.
Traurig war es zu sehn, die mannigfaltige Habe,
Die ein Haus nur verbirgt, das wohlversehne, und die ein
Guter Wirt umher an die rechten Stellen gesetzt hat,
Immer bereit zum Gebrauche, denn alles ist nötig und nützlich,
Nun zu sehen das alles auf mancherlei Wagen und Karren
Durcheinandergeladen, mit Übereilung geflüchtet.
Über dem Schranke lieget das Sieb und die wollene Decke;
In dem Backtrog das Bett und das Leintuch über dem Spiegel.
Ach! und es nimmt die Gefahr, wie wir beim Brande vor zwanzig
Jahren auch wohl gesehn, dem Menschen alle Besinnung,
Daß er das Unbedeutende faßt und das Teure zurückläßt.
Also führten auch hier mit unbesonnener Sorgfalt
Schlechte Dinge sie fort, die Ochsen und Pferde beschwerend;
Alte Bretter und Fässer, den Gänsestall und den Käfig,
Auch so keuchten die Weiber und Kinder mit Bündeln sich schleppend,
Unter Körben und Butten voll Sachen keines Gebrauches;
Denn es verläßt der Mensch so ungern das Letzte der Habe.
Und so zog auf dem staubigen Weg der drängende Zug fort,
Ordnungslos und verwirrt. Mit schwächeren Tieren der eine
Wünschte langsam zu fahren, ein anderer, emsig zu eilen.
Da entstand ein Geschrei der gequetschten Weiber und Kinder
Und ein Blöken des Viehes, dazwischen der Hunde Gebelfer
Und ein Wehlaut der Alten und Kranken, die hoch auf dem schweren
Übergepackten Wagen auf Betten saßen und schwankten.
Aber, aus dem Geleise gedrängt, nach dem Rande des Hohlwegs
Irrte das knarrende Rad; es stürzt' in den Graben das Fuhrwerk,
Umgeschlagen, und weithin entstürzten im Schwunge die Menschen
Mit entsetzlichem Schrei'n in das Feld hin, aber doch glücklich.
Später stürzten die Kasten und fielen näher dem Wagen.
Wahrlich, wer im Fallen sie sah, der erwartete nun, sie
Unter der Last der Kisten und Schränke zerschmettert zu schauen.
Und so lag zerbrochen der Wagen und hilflos die Menschen;
Denn die übrigen gingen und zogen eilig vorüber,

Digitized by Google

Nur sich selber bedenkend und hingerissen vom Strome.
Und wir eilten hinzu und fanden die Kranken und Alten,
Die zu Haus und im Bett schon kaum ihr dauerndes Leiden
Trügen, hier auf dem Boden, beschädigt, ächzen und jammern,
Von der Sonne verbrannt und erstickt vom wogenden Staube."

Der gerührte Hauswirt spricht die Hoffnung aus, daß Hermann die Unglücklichen getroffen haben möge. Um die traurigen Bilder zu verscheuchen, lädt er die beiden Freunde zu einem Glase Rheinwein in das kühlere Sälchen des Hinterhauses ein. Den nachdenklich zögernden Apotheker ermuntert er zum Trinken, indem er ihn an das ununterbrochene Glück erinnert, mit dem Gott die Stadt seit dem schrecklichen Brande gesegnet hat. Der Pfarrer lobt des Wirtes gläubig vertrauensvolle Gesinnung. Dieser erinnert sich, mit welch erhebendem Gefühl er oft, nach seinen Geschäftsreisen, den Rheinstrom wieder begrüßt habe; doch daß das schöne Ufer desselben ein Wall gegen die Franken werden solle, habe er nimmer gedacht. Er hofft auf Gottes ferneren Schutz und baldigen Frieden und wünscht, daß das Friedensfest auch das Hochzeitsfest seines Hermann werden möge. Da verkündet das Getöse der stampfenden Pferde und des rollenden Wagens die Rückkehr des Jünglings.

4. In die Reihe der hier besprochenen Erzeugnisse aus Goethes Feder fügt sich am besten die Erwähnung der von Goethe und Schiller gemeinsam in Form von Epigrammen herausgegebenen „Xenien" ein, welche im Göttinger Musenalmanach 1797 erschienen. Goethe regte die Xenien an, Schiller stimmte feurig zu, weil seine literarische Zeitschrift „Die Horen" (bei den Griechen die Göttinnen der Jahreszeiten, auch Dienerinnen der Götter) oft angegriffen wurde. Zuerst sollten die Xenien die Geißeln für alle Zeitschriften sein, später veranlaßte Schiller, daß auch Personen und dichterische Werke darin scharfe Kritik erfahren sollten. Tausend Nummern sollten entstehen. Man brachte es aber nur auf 414. Wer die einzelnen abgefaßt hat, ist nicht bekannt. Xenia, d. h. Gastgeschenke, nannte schon Martial seine Epigramme. Die Angriffe der Xenien sind oft witzig, geistreich, gerecht, aber sehr oft grob, ungerecht, nicht selten in Unwissenheit wurzelnd. Groß war die Aufregung darob im Publikum, aus dem heraus man manche gut gezielte Pfeile zur Abwehr gegen die Verfasser abschoß. Doch hatten die Xenien das Gute, daß die Luft gereinigt wurde, ihre Verfasser aber zu neuem energischem Schaffen sich angeregt fühlten. Die letzten 200 „frommen Xenien" sollten versöhnend wirken und wirkten größtenteils auch so.

§ 78. Goethes Dichtungen nach Schillers Tod.

1. Der alternde Dichter feierte nicht. Alles, was seinen Geist durchflog, hielt er fest und vermehrte es dichtend. Auch den reichen Vorrat früherer Erlebnisse durchmusterte er, um das noch nicht Verarbeitete zu verwenden. So entstanden noch drei größere Werke, gleichsam Nachträge zu den früheren.

Digitized by Google

2. Je älter Goethe wurde, desto mehr verflachte sich seine Poesie. Zeugnis von der Abnahme seiner poetischen Kraft gibt insbesondere der Roman „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ (1821—1829 veröffentlicht). Es ist eigentlich gar kein Roman, sondern nur eine Kette von allerlei Aufsätzen über große und kleinliche Dinge, namentlich über Fragen der Gesellschaftsordnung. Die Einschiebsel dieser Art wurden dem Dichter die Hauptsache; sie bedecken oder verdrängen meist den Faden der eigentlichen Geschichte. Selbst die Sprache ist kaum zu erkennen als die Goethes, so unnatürlich geziert und sonderbar ist sie.

3. In dem Roman „Die Wahlverwandtschaften“ (1809 erschienen) erzählt er seine eigene Herzensgeschichte. Er gab ihm diesen Titel, weil er behauptete, es gebe Menschen, die sich zueinander besonders hingezogen fühlen, und zwar infolge gleichartigen Naturells, ohne daß ihr Wille dabei tätig ist. Da bestehe also eine ähnliche Verwandtschaft, wie sie uns die Chemie von vielen Naturstoffen (Elementen) lehrt. — Dieser Roman ist Goethes bestes Werk aus seinen letzten 25 Jahren, und was den Plan betrifft, überhaupt das beste. Der Inhalt ist freilich stellenweise noch bedenklicher als selbst in „Wilhelm Meister“. Es ist ein Gemisch von halb heidnischen, halb christlichen oder phantastischen Ideen in Bezug auf Gott, Seele, Natur, freien Willen, Unsterblichkeit, Religion, Offenbarung, Wunder, Kirche, Gottesdienst, Ehe, eheliche und bürgerliche Pflicht, Sünde und Laster usw. (Baumgartner). Goethe hat gesagt, die „Wahlverwandtschaften“ seien ein Seitenstück zu „Werther“ in Bezug auf die persönlichen Erlebnisse des Dichters; über „Werther“ liegt in dieser Beziehung kein Schleier, die in stille Entsagung ausklingenden „Wahlverwandtschaften“ deckt noch manches Dunkel.

4. In „Dichtung und Wahrheit“ (1811 begonnen) gibt er eine Art Selbstbiographie. Zugleich zeigt er darin die große Wahrheit, daß der Dichter keinen besseren Lehrer haben könne als den echten Naturgrund eines Menschenlebens. Dieses Werk ist eine reiche Quelle für die Literaturgeschichte. Einzelne Partien sind vortrefflich, teils Muster des Romans, teils der Idylle. Sonst verraten es aber Inhalt und Sprache nur allzusehr, daß es nicht das Werk eines Gusses ist.

§ 79. „Faust“.

1. Diese metrische Tragödie in zwei Teilen ist Goethes großartigstes Werk. Als Jüngling begann er es, als Greis legte er erst den Schlußstein. Das erste Fragment erschien schon 1790, die Fortsetzung 1808, der zweite Teil 1833 (also nach Goethes Tod). Dem Gedichte liegt die alte Volkssage von Doktor Faust zu Grunde, welcher ein Zeitgenosse Luthers, ein geborner Schwabe war. Dieser soll in Ingolstadt Theologie studiert, sie wieder verlassen, dann sich der Medizin, Astrologie und Magie beflissen

Digitized by Google

haben. Als er seines Oheims Vermögen verprasst hatte, ging er — so erzählen die alten „Faustbücher“ — mit dem Bösen einen Bund ein und verschrieb ihm seine Seele, wofür jener ihm 24 Jahre lang alle Wünsche erfüllen mußte. Unter dem Namen „Mephistopheles“ verblieb er an Fausts Seite, disputierte mit ihm über Philosophie und Theologie, zog mit ihm auf Abenteuer und tolle Streiche aus und war sein Famulus bei den Zauberkünsten, die Faust dem Publikum vorführte. In Salzburg trinkt dieser des Bischofs Keller aus, zu Leipzig belustigt er die zechenden Musensöhne, die Donau benutzt er als Kegelbahn, in Erfurt zitiert er vor den erstaunten Studenten die Helden vor Troja samt Helena aus der andern Welt usw. Natürlich wurden im Laufe der Zeiten immer mehr solcher Taten dazu gedichtet, darunter viel Possenhaftes, Fades, leider auch Unsittliches. Wie dem Till Eulenspiegel alle möglichen Schelmereien und der Stadt Schilda alle möglichen Torheiten, so wurden Faust alle möglichen Zaubereien zugeschrieben. Der Faustbücher wurden mehr und mehr, und jedes brachte etwas Neues. Aber bald trat dieser sagenhafte Faust auch auf dem Theater auf und zog das Volk ungeheuer an. Selbst auf der Straße (bei Jahrmärkten) wurde „des Doktor Faust Höllenfahrt“ aufgeführt, nämlich als „Puppenspiel“. Ebendieses sah Goethe schon als Knabe und vergaß es nimmer. Das war das erste Samenkorn, aus dem die Idee zu der unsterblichen Dichtung „Faust“ herauskeimte.

2. Der erste, 1808 vollendete Teil der Tragödie bleibt so ziemlich der alten Sage treu, doch fehlt es nicht an wichtigen Abweichungen. Der Inhalt ist:

Faust ist Meister alles menschlichen Wissens. Nun überschaut er erst recht die Menge von Geheimnissen, die er nicht lösen kann. Er erkennt es klar, wie wenig er weiß. Zudem hat er „weder Gut noch Geld, noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt“. Und gepeinigt von unersättlichem Wissensdurst bricht er in die Worte aus:

„Es möchte kein Hund so länger leben;
Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch Geheimnis würde kund,
Daß ich nicht mehr mit saurem Schweiß
Zu sagen brauche, was ich nicht weiß;
Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau' alle Wirkungskraft und Samen
Und tu' nicht mehr in Worten kramen.“

Das Studium der Magie bringt ihn nicht weiter. Er beschwört zwar den Erdgeist, zittert aber vor dem Erschienenen wie „ein furchtsam weggekrümmter Wurm“. So verschwindet denn der Geist wieder. In trübem Gram will er sich vergiften, damit sein Geist frei werde und ins Jenseits schaue. Da ertönt

Glockenklang und Chorgesang.

Chor der Engel.

Christ ist erstanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden.

Digitized by Google

Faust.

Welch tiefes Summen, welch ein heller Ton
Zieht mit Gewalt das Glas von meinem Munde?
Verkündiget ihr dumpfen Glocken schon
Des Osterfestes erste Feierstunde?
Ihr Chöre, singt ihr schon den tröstlichen Gesang,
Der einst um Grabesnacht von Engelslippen klang,
Gewißheit einem neuen Bunde?

Chor der Weiber.

Mit Spezereien
Hatten wir ihn gepflegt,
Wir, seine Treuen,
Hatten ihn hingelegt;
Tücher und Binden
Reinlich umwanden wir;
Ach, und wir finden
Christ nicht mehr hier!

Chor der Engel.

Christ ist erstanden!
Selig der Liebende,
Der die betrübende,
Heilsam' und übende
Prüfung bestanden!

Faust.

Was sucht ihr, mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne, mich im Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind!
Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube;
Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.
Zu jenen Sphären wag' ich nicht zu streben,
Woher die holde Nachricht tönt;
Und doch, an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß
Auf mich herab in ernster Sabbatstille;
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuß;
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich, durch Wald und Wiesen hinzugehn,
Und unter tausend heißen Tränen
Fühlt' ich mir eine Welt entstehn.
Dies Lied verkündete der Jugend muntre Spiele,
Der Frühlingsfeier freies Glück;
Erinn'rung hält mich nun mit kindlichem Gefühle
Vom letzten, ernsten Schritt zurück.
O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder!

Digitized by Google

Chor der Jünger.

Hat der Begrabene
Schon sich nach oben,
Lebend Erhabene,
Herrlich erhoben;
Ist er in Werdelust
Schaffender Freude nah:
Ach! an der Erde Brust
Sind wir zum Leide da!
Ließ er die Seinen
Schmachtend uns hier zurück,
Ach! wir beweinen,
Meister, dein Glück!

Chor der Engel.

Christ ist erstanden
Aus der Verwesung Schoß.
Reißet von Banden
Freudig euch los!
Tätig ihn Preisenden,
Liebe Beweisenden,
Brüderlich Speisenden,
Predigend Reisenden,
Wonne Verheißenden,
Euch ist der Meister nah,
Euch ist er da!

So zieht ihn der Ostergesang und die Erinnerung an den seligen Glauben der Kindheit vom Abgrunde zurück. Er sucht den Glauben wieder, forscht aber im Hochmut und verfehlt darum das Ziel. Der Böse stellt ihm dabei stets nach: er erscheint ihm eines Tages auf dem Spaziergange in der Gestalt eines Pudels, der ihn umwedelt, ihm in sein Studierzimmer nachläuft, immer mehr anwachsend, immer näher rückend, bis sich des Pudels Kern als „Mephistopheles“ enthüllt. Mit diesem geht nun Faust eine *Wette* ein, weil er in geistigem Hochmute voraussetzt, daß dieselbe von jenem doch nicht erfüllt werden könne. Er verschreibt dem Bösen seine Seele, falls es diesem gelinge, seinen rastlos strebenden Geist „aufs Faulbett“ zu zwingen, d. h. ihm *völliges* Genügen zu bieten. Mephisto unternimmt es, Faust „seine Straße *sacht* zu führen“, d. h. den Weg des sinnlichen Genusses. Mephisto hat gut geplant; denn Faust vergißt nun des Wissensdurstes und greift nach dem Becher sinnlicher Lust. *Den* füllt denn auch sein böser Dämon mit Vergnügen. Faust wird Verführer Gretchens und Verderber ihrer ganzen Familie. Wie ein zertretener Wurm liegt in der letzten Szene das zarte Opfer halb wahnsinnig vor ihm. Sie ist zur Verbrecherin herabgesunken und zum Tode verurteilt. Durch den Tod will sie büßen. Ihr Anblick bereitet ihm durch Gewissensqualen einen Vorgeschmack der Hölle; noch aber verschlingt ihn die Hölle nicht.

3. Man sieht, Goethe hat darin den Kampf des Menschen um seinen Glauben und mit seinen Leidenschaften und dabei vielfach sein eigenes Leben, Kämpfen, Siegen und Unterliegen dargestellt. Insofern findet jeder Mensch ein Stück seiner Lebensgeschichte darin. Ebendeshalb legt dieser erste Teil von „Faust“ eine Vergleichung mit „Parzival“ (vgl. § 23) nahe. Überhaupt ist die letztere Dichtung ein merkwürdiges Seitenstück zu „Faust“. Hier wie dort ist der Held ein Mensch, welcher Frieden sucht, welcher ihn lange auf Irrwegen sucht, dabei immer weiter sich von Gott entfernt, ihm trotzt, an ihm und der Welt verzweifelt: Parzival findet den Frieden, denn er kehrt zu Gott zurück in Glauben und Reue; Faust jedoch findet statt Ruhe und Frieden nur Überdruß und Verzweiflung. Der *Grundgedanke* von „Faust“ läßt sich vielleicht auch dahin aussprechen: Der „*Erdensohn*“, *der sich als „ein Cherub“ dünkt oder gar nach „Götterleben*

Digitized by Google

gelüstet", sinkt schmählich in den Staub herab und isset Staub. — Wie in „Egmont", so ist in „Faust" eine weibliche Gestalt die bestgezeichnete. Es ist Gretchen. Den meisten gilt sie als die Königin unter allen Frauengestalten der Goetheschen Dichtungen. Sie gewinnt auch in der Tat unser tiefstes Mitgefühl.

3. Der zweite Teil steht an Wert dem ersten weit nach. Er ist das Produkt des alternden Dichters. In demselben kommt Faust, der doch schon eine sichere Beute des Teufels ist, wieder zu Gnaden bei Gott; er gelangt zur Ruhe und Seligkeit. Den Weg dazu hat uns Goethe in so geheimnisvollen Bildern, mit so dunkeln Worten dargestellt, daß die Ausleger keine leichte Arbeit hatten und vielfach uneins wurden. Nur das ist deutlich: es ist ein Weg ohne Buße und Reue und erinnert lebhaft an das Volkssprichwort: „Lustig gelebt und selig gestorben."

„‚Faust' ist das merkwürdigste deutsche Volksschauspiel der neueren Zeit. Es offenbart die gewinnende Zartheit des deutschen Gemütes, die Grübelei und den Tiefsinn des deutschen Geistes, die langsame, aber furchtbare Gewalt deutscher Leidenschaft, die muntere, bis zur Derbheit kecke Frische deutschen Volkshumors, alle Arten und Unarten des deutschen Stammes. Drum ist er aus der Liebe des deutschen Volkes nicht zu verdrängen. Gelehrte und Ungelehrte, und nicht bloß Deutsche, sondern auch Nichtdeutsche halten ihn für unser bedeutendstes Nationalgedicht" (Baumgartner). Diesem Urteile fügen wir noch zwei an, welche die Person des Helden betreffen: „Faust ist, wie Wilhelm Meister, ein treues Abbild des Dichters selbst" (Scherer). „Die Aufgabe der Selbstbildung des Charakters und der Übung in Selbstzucht und Selbstbeherrschung bleibt Faust völlig fremd — er entbehrt kurz vor seinem Tode noch ebensosehr jeder Ahnung von dieser Aufgabe des Menschen als bei Beginn der Dichtung" (Ed. von Hartmann).

§ 80. Friedrich von Schiller.

(Sein Leben.)

1. Friedrich Schiller, eines Hauptmanns Sohn, wurde am 10. November 1759 zu Marbach in Schwaben geboren. Seine Eltern waren einfache, aber wackere christliche Leute. Nach absolvierter lateinischer Schule erhielt er einen Freiplatz in der „Karlsschule" (auf der Solitude bei Stuttgart). Diese Anstalt war für Schiller wie „ein Gefängnis"; denn es herrschte darin eine steife militärische Ordnung, zudem war dichterische Lektüre verboten. Er las und dichtete jedoch verstohlenerweise; besonders entzückten ihn Klopstock, Goethe (im „Götz"), Lessing und Shakespeare. Neben eifrigen Fachstudien (Medizin) schrieb er sein erstes Drama, „Die Räuber" (1777—1780).

2. Als Regimentsmedicus gab er sein Erstlingswerk in Druck; 1782 ließ es Freiherr von Dalberg, Theaterintendant von Mannheim, hier aufführen. „Das Publikum war von Entzücken wie berauscht", so berichtet ein Augenzeuge. Aber der Herzog verbot Schiller „bei Strafe der Ent-

Digitized by Google

lassung aus dem Militärdienste" die Veröffentlichung jedes ferneren Dramas. Darum desertierte unser Dichter nach Mannheim. Doch Dalberg nahm sich seiner nicht an. So kam es, daß Schiller einige Zeit in bitterster Not lebte, bis er sich mit Hilfe guter Leute „wie ein Schiffbrüchiger mühsam aus den Wellen kämpfte".

3. Im Juli 1783 wurde Schiller endlich doch als Theaterdichter zu Mannheim angestellt. Er war oft fieberkrank und hatte zudem ein kärgliches Einkommen (zuerst 300 Gulden jährlich, später etwas mehr); auch gab es manchen Verdruß mit den Schauspielern. Sehr willkommen war es ihm deshalb, von einem Verehrer (dem Vater von Theodor Körner) als Gast eingeladen zu werden. So vertauschte er Mannheim mit Leipzig (1785). — Nach wieder zwei Jahren folgte er dem Zuge seines Dichterherzens und ließ sich in Weimar nieder. Dieser sein erster Aufenthalt in Weimar währte indes nur zwei Jahre; denn er nahm eine Professur in Jena an (1789).

4. In Jena trug er unter großem Beifall Geschichte vor. Trotzdem die Stelle sehr wenig eintrug, verehelichte er sich (anfangs 1790) mit Charlotte von Lengefeld, hatte aber auch etliche Jahre mit des Lebens Not zu kämpfen. Durch hohe Gönner und durch Goethes Freundschaft kam dann mehr Sonnenschein in sein Leben. Von ihm begünstigt, schuf Schiller damals seine herrlichen Balladen, die „Glocke" und „Wallenstein".

5. Zehn Jahre hielt Schiller in Jena aus; dann zog er wieder nach Weimar, wo die Hofkreise sich recht kühl zeigten, Goethe hingegen sich ihm inniger anschloß, und vollendete dort, wiewohl oft krank, seine vier letzten Dramen. Sein Ruhm mehrte sich; der Kaiser adelte ihn; sein Leben wurde äußerlich sorgenfrei, aber es ging auf die Neige und erlosch am 9. Mai 1805.

§ 81. Schillers Persönlichkeit, Charakter und Grundsätze.

1. Schwächlich und gebrechlich war das irdische Haus des großen Dichtergeistes, reizlos die Gestalt dessen, der so viele entzückte. Nur seine breite, hochgewölbte Stirne und seine glänzenden Augen verrieten des Geistes Macht und Feuer. In der Karlsschule merkten schärfer Blickende bald, daß, wie einst der Herzog sagte, „aus dem etwas werde". In den oberen Kursen trug er reichlich Lorbeeren davon. Die reichen Talente, die er besaß, benutzte Schiller demnach schon von klein an eifrig; als Mann aber besaß er „eisernen Fleiß".

Durch glühende Phantasie, tiefes, lebhaftes Gemüt, inniges Gefühl war er vor allem zum Dichter geschaffen; doch auch zum Denker (Philosophen) war er reich ausgestattet durch Scharfblick des Geistes, forschenden Verstand, eindringende Vernunft. Eine energische Willenskraft trieb ihn stets an, seinem Dichterberuf treu zu bleiben

Digitized by Google

trotz so vieler Hindernisse, wie z. B. dienstliche Stellung, Krankheit und Nahrungssorgen. Ohne diese Energie wäre sein poetisches Feuer wohl im Philistertum erstickt worden.

2. „Schillers Anziehungskraft war groß" (Goethe); er fesselte alle, die sich ihm näherten. Er war bescheiden, sehr dienstfertig und überaus gutherzig. — Den Seinigen war er ein zärtlich liebender Sohn und Bruder, dem echten Freund ein ebenso echter; seinen Lehrern bewies er Dankbarkeit, den Notleidenden innige Teilnahme.

Schiller war von Natur lebhaft, leicht erregbar, im Fühlen und Wollen etwas stürmisch, hastig, zumal in seinen jungen Jahren. Seine Gutherzigkeit, sein Vertrauen zur Menschheit bewährte er Dalberg gegenüber. „Er hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt — und fand am Ende, daß er einen Eisklumpen in den Armen hielt"; dennoch wurde er kein Menschenhasser. Goethe hat sein Wesen im Epilog zur „Glocke" in zwei herrlichen Strophen geschildert:

Denn er war unser! Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst anschließend, wohlgefällig
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt
Und fruchtbar sich in Rat und Tat ergossen:
Das haben wir erfahren und genossen.

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns im sichern Port
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

3. Die wirkliche Welt mit ihrem Leben und Treiben hatte wenig Reiz für ihn. Gesenkten Hauptes ging er meist an ihr vorüber. Stets sinnend weilte er dann in einer idealen Welt, die er sich selbst in seinem Geiste schuf nach seinen Ideen von Recht, Freiheit, Sittlichkeit, Wahrheit, Schönheit. „O Karl", schrieb er mit 16 Jahren an seinen Freund Moser, „wir haben eine ganz andere Welt in unserem Herzen als die wirkliche Welt." Unter dieser idealen Welt verstand aber Schiller keine andere als die der Humanität.

Die ganze Kraft seines Genius setzte er ein und seinen eisernen Fleiß, um die wirkliche Welt nach jenem Ideal umzugestalten, zu veredeln. Das hielt er für seine, des Dichters, Aufgabe, wie für die Aufgabe der Kunst überhaupt. Darum stemmte er sich auch für seine Person energisch dem Weltstrome entgegen, suchte frei, unabhängig von der lockenden, Genuß bietenden Welt zu bleiben; darum beklagte er einzelne Jugendfehler so sehr und kämpfte um die Palme des sittlichen Charakters. Seine Ideen wurden so Leitsterne, die ihn an vielen Klippen vorüberführten, an denen andere (z. B. Goethe) gescheitert sind.

Digitized by Google

4. Schillers Patriotismus war jedenfalls größer als der Goethes, doch sicher nicht ein so feuriger wie der Klopstocks und der Romantiker. Schiller schaute eben, wie Herder, Goethe und die übrigen Männer der sog. „Humanität", über die Grenzpfähle des Vaterlandes hinweg und fühlte sich mehr als Weltbürger. Gegen Ende seines Lebens mögen seine Worte aus „Tell" eher auf ihn anzuwenden gewesen sein: Ans Vaterland, ans teure, schloß er sich an mit seinem ganzen Herzen. — Für die Freiheit der Völker war er stets begeistert. Allbekannt ist sein Wort:

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und wär' er in Ketten geboren.

Die Freiheit, wie er sie als Jüngling ersehnte und besang, war sogar wild, stürmisch, nahezu revolutionär. Als sein Leben ruhiger wurde, war jedoch die gemäßigte, veredelte Freiheit sein Ideal. Mit Ekel wendete er sich von den „Schinderknechten" der französischen Revolution ab, und in seinem letzten, unvollendeten Drama „Demetrius" verdammte er entschieden die Herrschaft der Masse.

5. Schiller hing von Haus aus kindlich-gläubig an dem Erlöser. Das letzte Zeugnis dieses Glaubens ist ein erhebendes Gebet, das er im Jahre 1777 niederschrieb. „Ach, mein Gott", heißt es darin, „erhalte mein Herz in Ruhe, daß es fähig sei, dich und den du gesandt hast, Jesum Christum, zu erkennen; denn nur dies ist Wahrheit, die das Herz stärkt und die Seele erhebt. Hab' ich Wahrheit, so hab' ich Jesum; habe ich Jesum, so hab' ich Gott; habe ich Gott, so habe ich alles." Doch klagt er auch schon über die „bangen Zweifel, die seine Seele ängstigten". Diesen Zweifeln unterlag er leider später, und wie es scheint, für sein ganzes Leben.

An die Stelle Christi trat ihm nun die Kunst. Ihr schrieb er die Kraft zu, die Welt verbessern, erlösen zu können. Darum pflegte und beförderte er ihren Kultus so eifrig. Aus Liebe zur Kunst schwärmte er für die griechische Götterwelt und verherrlichte sie auf Kosten Christi. Aber die Kunst konnte ihren Priester nicht beglücken. Leer an Glauben, blieb sein Herz auch leer an Frieden und Ruhe. „Eine philosophische Hypochondrie verzehrte seine Seele, so daß alle ihre Blüten drohten abzufallen." Weder „Ruhm noch Freundschaft" waren ihm Ersatz. Darum suchte er auch unermüdet nach der verlorenen Wahrheit. Und er näherte sich ihr auch wieder. 1795 bekennt er (in den „Johannitern"): „Religion des Kreuzes! Nur du verknüpfest in einem Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich." Hoffmeister, der berühmte Biograph Schillers, behauptet, daß derselbe „an der Hand der Poesie für immer zu dem Gottesfrieden seiner Kinderjahre zurückgekehrt sei", und Fr. v. Wolzogen schreibt: „Die welthistorische Wirkung der Christuslehre, die reine, heilige Gestalt ihres Stifters erfüllten ihn mit einer Ehrfurcht, die gegen das Ende seines Lebens immer tiefer wurde." So viel ist gewiß, daß Schiller wieder mit dem Christentum sympathisierte; daß er aber wieder gläubig wurde, ist nach einigen Briefen aus seiner letzten Lebenszeit sehr unwahrscheinlich.

Digitized by Google

§ 82. Schiller als Dichter.

1. „Schiller dichtete zwar langsam und starb auch frühzeitig; allein als genialer und fleißiger Gärtner bereicherte er dennoch den Garten deutscher Poesie mit Bäumen und Blumen jeder Art. Da glänzen vor allem seine großen Dramen — neun an der Zahl; denn Schiller war ein dramatischer Dichter ganz und gar" (F. v. Schlegel). Zwischen ihnen prangen in ewigem Frühlingsschmucke seine vielen Balladen, Lieder und didaktischen Dichtungen. Unter den kleineren Dichtungen ist es seine „Glocke", die wie eine Victoria regia den Garten ziert.

2. Seine Dichtungen teilen sich schon nach der Zeit ihrer Abfassung in zwei Gruppen. Die eine gehört dem noch mehr „unreifen Talente", wie Goethe sagt, dem Jüngling an, die andere dem zum Kunstpoeten herangereiften Manne. Zwischen ihnen liegen beinahe sieben Jahre, in denen Schiller als Dichter meist ruhte und mehr der Wissenschaft (Geschichte und Philosophie) diente.

3. Was den Geist seiner Dichtungen betrifft, so suchte er natürlich in allen seine Ideen zu verherrlichen und so der Humanität zu dienen. Mit Vorliebe wählte er hierzu die epische und die dramatische Poesie. Denn da konnte er Personen einführen, denen er seinen Geist, seine Gesinnung eingehaucht, sein großes Herz verliehen hat; darum finden wir fast in allen seinen Balladen und Dramen einen Doppelgänger unseres Dichters. Wenn er auch aus der Geschichte die Personen herbeiholt, er bekehrt sie in seiner Dichterphantasie rasch zu seiner idealen Weltanschauung, er idealisiert sie dadurch oft so, daß zwischen den von ihm geistig umgeschaffenen und den wirklich historischen ein außerordentlicher Abstand besteht (vgl. Don Carlos). Da er aber mit der Zeit einige seiner Ideen selbst verbesserte, da er auch seine Anschauung über Weltordnung und Weltregierung änderte, so unterscheiden sich die Dichtungen der beiden Gruppen auch dem Geiste nach sehr auffallend. Besonders gilt dies in politischer und religiöser Hinsicht. In den Dramen der ersten Gruppe zeigt sich deutlich, daß Schiller in seinen zwanziger Jahren der Fahne der „Stürmer und Kraftgenies" folgte (vgl. § 72). Darum herrscht in diesen Dramen der „Geist der Auflehnung gegen das Bestehende in Staat und Kirche". Dafür wurde Schiller auch „Ehrenbürger der französischen Republik". Diese seine Geistesrichtung fällt in die Zeit des Sturmes und Dranges; denn Schiller schwamm damals in vollem Strome mit den Stürmern. In der zweiten Gruppe ist der unruhige Geist durchaus gebannt und verbannt. Da predigt der Dichter eine Freiheit, die zugleich Achtung ist vor Gesetz und Obrigkeit; da verherrlicht er, wiewohl noch Zweifler, die göttliche Vorsehung, die christliche Religion, ihren Kultus, und ehrt ihre Diener. „Von ‚Wallenstein' an

Digitized by Google

bis ‚Wilhelm Tell' strömt eine religiöse Ader — und sie zeigt sich auch im Demetrius" (Hoffmeister).

4. Schillers Jugendpoesie gleicht somit dem neuen Weine, der gärend und brausend schwache Schläuche zerreißt, der schnell berauscht, zu Tollheiten verführt, — seine gereifte Poesie aber dem abgelagerten, geläuterten Weine, der nicht sowohl berauscht, als vielmehr erfreut und begeistert, der auch Schwächeren gereicht werden kann. — Hingegen gleicht seine Poesie zu allen Zeiten prachtvoll perlendem Weine, weil sie so reich an herrlichen Stellen voll hinreißender Beredsamkeit, und weil sie mit einer Begeisterung erfüllt ist, wie sie vor Schiller noch kein deutscher Dichter besaß. Darum rufen wir mit Goethe:

So feiert ihn, denn was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben.

§ 83. Die Gruppe jugendlicher Naturpoesien.

1. „Die Räuber", ein Trauerspiel in Prosa, wurden fast ganz in der Akademie gedichtet. Dem Dichter erschien dies Drama als „das Gemälde einer verirrten großen Seele, groß und majestätisch im Unglück, und durch Unglück gebessert, zurückgeführt zum Fürtrefflichen"[1]. — Der Inhalt ist:

Der alte Graf von Moor hat zwei erwachsene Söhne. Keiner ist geraten; denn der Graf war „ein allzu schwacher Vater, Verzärtler seiner Kinder". Karl, der Erstgeborne, gerät als Student in Schulden und gerichtliche Verfolgung. Da sucht er, wie der verlorene Sohn, des Vaters Gnade. Sein Bruder Franz, ein „Heuchler, heimtückischer Schleicher", will Karl um das Erbe und seine Braut Amalia bringen. Darum unterschlägt er des Bruders Reuebrief, liest dagegen einen selbstgeschmiedeten (scheinbar von einem Leipziger Freunde an Franz gerichteten) Brief dem Vater vor, wonach Karl bereits als Missetäter flüchtig und von der Polizei verfolgt ist. Franz weiß sich dann dem Vater so einzuschmeicheln, daß dieser ihn beauftragt, in seinem Namen den tief gesunkenen Karl zu verstoßen. Dabei begeht Franz eine neue Schurkerei, indem er des Vaters Zusatz wegläßt, worin für den Fall der Bekehrung Verzeihung verheißen ist. Karl, ergrimmt „über die falsche Krokodilsbrut der Menschen", wird nun Räuberhauptmann, „um Rächer und Rechtsprecher im Namen der Gottheit" zu sein. Franz aber quält den Vater durch Vorwürfe und eine falsche Nachricht vom Tode Karls, bis er stirbt, und verstößt den vom Scheintod wieder erwachenden „alten Balg" in ein altes

[1] Dem Mannheimer Theaterzettel vom Sonntag den 13. Januar 1782 ließ Schiller eine kurze Erläuterung, „an das Publikum" gerichtet, beidrucken, in der es zum Schlusse heißt: „Man wird nicht ohne Entsetzen in die innere Wirtschaft des Lasters Blicke werfen und wahrnehmen, wie alle Vergoldungen des Glücks den inneren Gewissenswurm nicht töten — und Schrecken, Angst, Reue, Verzweiflung hart hinter seinen Fersen sind. — Der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach, und der Mann gehe nicht ohne den Unterricht von dem Schauspiele, daß die unsichtbare Hand der Vorsicht auch den Bösewicht zu Werkzeugen ihrer Absicht und Gerichte brauchen und den verworrensten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen könne."

Digitized by Google

Waldschloß. Nun gedenkt er die Frucht seiner Frevel zu genießen. Aber Angst, Reue, Verzweiflung sind hart hinter seinen Fersen. Denn siehe, von Heimweh gequält, zieht Karl von Böhmen in die Heimat nach Franken. Da im Walde entdeckt er den Vater und das schreckliche Geheimnis. Karl befiehlt alsbald den Angriff auf Schloß und Leben des Bruders: die Räuber stürmen; Franz verzweifelt und erdrosselt sich. Sie bringen dessen Leiche und eine Gefangene — Karls treue Braut. Karl gibt sich nun zu erkennen: der Vater stirbt; die Braut bittet, sie zu töten. Karl kämpft mit sich; endlich erdolcht er sie und stellt sich selbst dem Gericht.

2. Schillers „Räuber" sind ein Kind jener Zeit. Die Unzufriedenheit mit der bestehenden Weltordnung, der Drang, sie mit Gewalt zu zerbrechen, lag im Zeitgeist. Karl stellt uns die unzufriedene Menschheit dar, Franz die allerdings damals frivolen höheren Stände. So sind die „Räuber" auch ein Bild des damaligen Zeitgeistes, gemalt von einem „kraftvollen, aber noch unreifen Talente" (Goethe) mit „einem Pinsel, der die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlte", d. h. statt Menschen Engel und Teufel malte. Natürlich, Schiller „kannte ja die Welt nur durch Fernröhren". In den „Räubern" spiegelt sich aber auch die Stimmung des „Karlsschülers", nämlich dessen Unmut über die unerträgliche Schulordnung. — Das Stück hat zu viel Wortprunk, Übertreibung, rohe Kraftausdrücke; der Dichter „haschte offenbar nach Effekt" (Vilmar) — aber dennoch ist es reich an wahrer Empfindung. Der Beifall war ungeheuer, die Jugend war trunken vom Geiste Karl Moors. Nur Goethe ärgerte sich daran.

3. Auf die „Räuber" folgte (1783) „Fiesko", ein republikanisches Trauerspiel in Prosa. Eine Episode aus der Geschichte Genuas weckte in Schiller den Plan dazu. Bei keiner Arbeit hatte er so mit des Lebens Not zu kämpfen wie bei der Dichtung dieses Dramas. Kein Wunder, daß es arm an Poesie, daß es weniger aus dem Herzen quoll und weniger zum Herzen spricht. Die Hauptpersonen sind Fiesko und Andreas Doria. Jener ist ein junger Graf — „stolz mit Anstand, freundlich mit Majestät, höfisch geschmeidig und ebenso tückisch". Andreas Doria, ein ehrwürdiger Achtziger, ist Doge von Genua. Er hat sich als Seeheld um die Republik hoch verdient gemacht und sich zum Ersten aufgeschwungen. Die Handlung verläuft also:

Der alte Doria führt den Herzogstitel und erzieht seinen Neffen zum Erben seiner Würde. Dieser (Gianettino) beträgt sich „anstößig" in jeder Art, ist dabei „bäurisch stolz". Ob seines Übermutes entsteht in Genua eine „dumpfige Schwüle". Die Nobili verschwören sich. Fiesko soll ihr Haupt werden. Er lehnt den Antrag ab; denn die Rolle paßt ihm nicht in seinen ehrgeizigen Plan. Er will den Herzog stürzen, um selbst Herzog zu werden. Darum spielt er den Sorglosen, aber er schlief und handelte wie ein „Fuchs". Endlich ist er gerüstet. Jetzt läßt er das „schwere Wetter" losbrechen. Doria wird gestürzt, und Fiesko ist Herzog. Doch Verrina, der „düstere und strenge" Republikaner, kann dies nicht ertragen. Als Freund beschwört er Fiesko, den Herzogsmantel wegzuwerfen. Vergebens. Er lockt ihn deshalb auf die Galeeren und stößt ihn beim Hinübergehen ins Meer.

Digitized by Google

4. Der Grundgedanke von „Fiesko“ ist: Auch das Genie, und wäre es groß wie Doria oder liebenswürdig wie Fiesko, vermag nichts gegen die Freiheit der Völker. — In „Fiesko“ sind zwar die Menschen nicht mehr so unnatürlich wie im ersten Drama, aber das politische Treiben kannte der Dichter doch noch zu wenig. Auch mangelt hier die wahre Empfindung. Die Sprache ist noch unnatürlicher als in den „Räubern“. Selbst Glanz und Pomp der Handlung konnten daher das Publikum nicht bestechen. Es blieb kalt ob „Fiesko“, für welchen Schiller, wie für einen Haupttreffer, so viele Mühe und Not eingesetzt hatte.

5. Das bürgerliche Trauerspiel „Kabale und Liebe“ (1784) führte zuerst den Titel „Luise Millerin“ und sollte ähnlich wie „Emilia Galotti“ ein abschreckendes Spiegelbild des Lebens der damaligen Höfe und Residenzen sein.

Durch die Ränke des verschmitzten fürstlichen Sekretärs Wurm kommt es so weit, daß Ferdinand, der edle Sohn des Hofpräsidenten Walter, und die von ihm wider den Willen seines Vaters und des Fürsten zur Braut erkorene Luise, Tochter des Stadtmusikanten Miller, ihr geträumtes eheliches Glück nicht finden, sondern bejammernswerte Opfer der Niedertracht von Walter und Wurm werden. Wurm weiß in Ferdinands Herz einen solchen Argwohn gegen Luise zu entflammen, daß jener sie und sich vergiftet. Sterbend klärt Luise ihre Unschuld auf.

Gewiß hat das Stück viel Ergreifendes, gewiß erregt es den sittlichen Zorn gegen den herzlosen Egoismus mancher höher Gestellten, denen das Glück des Niederen nichts gilt. Aber es ist einseitig nach oben und unten. Den höheren Ständen wird zu viel Schlechtigkeit, den bürgerlichen zu großer Edelmut zugeschrieben. Trotzdem ist das Stück neben Schillers „Räubern“ eines der wirksamsten Schauspiele geblieben.

6. Viel würdiger und großartiger ist „Don Carlos“, ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen (1787). Auch dies schrieb Schiller zuerst in Prosa und dichtete es dann in Jamben um. So ging es nicht aus einem Gusse hervor. Mitten in die Dichtung hinein fiel eine längere Pause. Während derselben änderte Schiller den Plan des Ganzen. Anfangs sollte es ein Familiengemälde werden, und zwar aus dem Hause Philipps II. Daher gab er ihm auch den Namen des Infanten „Carlos“. Später aber sollte es „den Kampf der Menschheit um die Gewissensfreiheit“ darstellen. Der Schwerpunkt des Dramas verrückte sich dann und fiel auf Marquis Posa, den Freund des Don Carlos; denn als Anwalt der Gewissensfreiheit mußte dieser jetzt die Hauptperson werden. Freilich suchte der Dichter die früher gedichteten drei Akte zu kürzen und anzupassen. Der erste Plan schimmert aber noch immer durch; es tritt nicht recht hervor, welche Person der eigentliche Held des Stückes ist: und so gleicht das Drama einer Ellipse, die zwei Brennpunkte hat. Diesem Umstand dürfte es auch zuzuschreiben sein, daß es übermäßig lang wurde,

Digitized by Google

ja das längste Stück ist, das die deutsche dramatische Poesie aufweist. Der Inhalt des Gedichtes ist folgender:

Philipp II. verweigert beharrlich den reformierten Niederländern die Religionsfreiheit. Ihre Unruhen erschrecken ihn nicht. Er denkt daran, durch militärische Strenge sie zu unterdrücken. Schon geht das Gerücht, der gefürchtete Herzog Alba werde königlicher Gouverneur in Flandern. Darum eilt Marquis Posa, ein spanischer Grande und Malteserritter, von Brüssel nach Madrid. Er will dem König Vorstellungen machen. Den Freund, Don Carlos, gewinnt er zuerst für seinen Plan. Nun naht sich der Marquis dem König mit edlem Freimute. Mit Feuer legt er ihm die Sache der Niederländer an das Herz. Er beschwört ihn beim Allmächtigen, ja er wirft sich sogar dem König bittend zu Füßen; Philipp bewundert ihn, hält ihn aber für einen Schwärmer. Posa richtet also nichts aus, noch weniger Don Carlos, auf den ohnedies der König mit Mißtrauen blickt. Die Hofintriguen werden immer ungünstiger für die beiden Freunde. Der König läßt schließlich den Marquis erschießen und Carlos heimlich hinrichten.

7. „Der kämpfende Löwe“[1] ist in „Don Carlos“ schon viel zahmer; Posa ist nur ein kühner Redner. Er stirbt zwar für seine Überzeugung; aber er handelt nicht. Ähnlich ist es mit Carlos. — Das Drama hat gewiß sehr schätzbare Vorzüge. Es versinnlicht eine tiefe Idee, ist reich an großartigen und schönen Szenen. Es spricht sich darin ein edles sittliches Wollen in feuriger und doch edler Weise aus. Hohes Lob spenden die Kritiker auch der „Königin“. „An ihr ist jeder Zoll eine Königin — doch jedes Gefühl ein Weib“ (Gervinus). Durch gewisse Mängel steht aber „Don Carlos“ allen späteren Dramen nach. Einmal verrät sich darin der vorhin berührte Doppelplan. Dann sind die Hauptcharaktere (Carlos und Posa) übertrieben charakterisiert[2], und die Königin ist verleumdet[3]. Posa

[1] Die zweite Ausgabe der „Räuber“ (1782) hatte ein zweifaches Titelkupfer: links und rechts zeigte es einen aufspringenden Löwen mit der Unterschrift in tirannos (gegen die Tyrannen).

[2] Der historische Don Carlos war keineswegs so liebenswürdig, eher das gerade Gegenteil. Allein der Dichter ist als solcher bei Behandlung eines historischen Stoffes nicht streng an die Geschichte gebunden. Der Leser darf deshalb auch nicht aus einem Drama Geschichte lernen wollen. Schiller insbesondere hat seine Geschichtskenntnisse meist aus sehr trüben Quellen geschöpft. Er griff, durch den poetischen Stil angezogen, mit Vorliebe nach französischen Werken. Die Verfasser waren jene „poetischen Geschichtschreiber“, über welche Lessing sich entrüstete, da sie sich „kein Gewissen daraus machten, ihre Vermutungen für Wahrheit zu verkaufen und die Lücken der Zeugnisse aus ihrer Erfindung zu ergänzen“. Daher kam es auch, daß sich selbst in die rein historischen Schriften unseres Dichters große Irrtümer einschlichen, so in „Die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“ und besonders in die „des Abfalls der Niederlande“. Der Sprache und Darstellung nach sind diese Schriften freilich sehr bestechend. Schiller fühlte übrigens selbst, daß er zu kurze Zeit und zu lückenhaft Geschichte studiert habe. Auch schrieb er an Karoline von Beulwitz: „Die Geschichte ist nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden.“

[3] Die sündhafte Neigung der Königin ist entschieden unhistorisch.

Digitized by Google

ist wenigstens teilweise das, was der König ihn nennt, nämlich ein Schwärmer, und gar zu redselig. Er spricht von Völkerfreiheit und Weltbürgertum in einer Weise, als ob er im Zeitalter der französischen Revolution lebte. Auch ist das Stück ermüdend lang, und die Katastrophe kommt ziemlich unerwartet und wenig motiviert.

§ 84. Schillers schönste kleineren Gedichte.

1. Anfangs der neunziger Jahre schrieb Schiller neben seinen historischen Schriften (vgl. S. 372, Anm. 2) eine Reihe tiefgründiger ästhetischer Abhandlungen. Gegen das Ende der neunziger Jahre kehrte Schiller zur künstlerischen Schöpfertätigkeit zurück und dichtete neben seinen größeren Arbeiten so viele Balladen, daß man die Jahre 1797 und 1798 die „Balladenjahre" nennt. Die Freundschaft mit Goethe trug viel dazu bei; einer trieb den andern an. So kam es, daß sie eine Zeitlang wie um die Wette Balladen dichteten. Für die früheren Balladen holte sich Schiller den Stoff aus der altklassischen Welt. Die in ihnen dargestellten Ideen schließen sich deutlich zu einer Kette zusammen. Im „Ring des Polykrates" liegt die Idee, daß die Götter bei den Menschen kein ungetrübtes Glück ertragen. Aber die Götter, so melden uns „Die Kraniche des Ibykus", wollen nicht, daß der Mensch am Menschen sich vergreife; sie gießen ihren Zorn und ihren Fluch über den Mörder aus. Sie verhüllen uns die Zukunft, aber nur zu unserem Heile, wie uns „Kassandra" belehrt. Sie stoßen uns zurück, wenn wir unersättlichem Wissensdurst uns hingeben, so wie das „Bild von Sais" den frechen Jüngling zurückstieß. Aber um so mehr gefallen wir ihnen durch Freundschaft und Liebe, wie sie in der „Bürgschaft" verherrlicht sind.

2. Für eine zweite Reihe von Balladen nahm Schiller seinen Stoff aus der romantischen Zeit. So besingt er im „Ritter Toggenburg" die Minne, im „Taucher" die Tollkühnheit, im „Kampf mit dem Drachen" das Kleeblatt der Rittertugenden: Mut, Demut, Gehorsam, im „Graf von Habsburg" den Segen echter Gottesfurcht, im „Gang nach dem Eisenhammer" die fromme Dienertreue und im „Handschuh" den Triumph der ritterlichen Gesinnung gegenüber dem wohlfeilen Übermut.

3. Das Lied von der Glocke" (1799) ist nichts Geringeres als das Lied vom Leben, und zwar vom häuslichen wie vom öffentlichen. In zehn Meistersprüchen führt uns der Dichter den Verlauf des Glockengusses vor. An jeden derselben knüpft sich (mit verändertem Versmaße) ein Lebensgemälde. Nur die ersten und letzten Sprüche dienen andern Betrachtungen. Das Jugendleben, der Ehestand sind die freundlichen Bilder aus der Familie; Feuersbrunst und Todesfall die traurigen. Der Feierabend, Gewerb-

Digitized by Google

fleiß ꝛc. veranschaulichen uns das Staatsleben; aber auch ein düsteres Bild stellt sich zu gleichem Zwecke neben die heitern, das ist der Aufruhr. Fast zehn Jahre trug Schiller sein „Glockengießerlied" mit sich herum. Aber schon Goethe schrieb ihm, die Glocke müsse um so besser klingen, als das Erz länger im Fluß erhalten und von allen Schlacken gereinigt sei. Goethe hatte recht. Die „Glocke" ging so herrlich aus dem Gusse hervor, daß sie zu den vorzüglichsten Kunstwerken unseres großen Dichters gehört. Ihr Ton ist einzig in seiner Art; denn in keiner Sprache gibt es ein Gedicht, das mit diesem Umfang eine so große Wirkung hervorbringt, in den verschiedensten Herzen gleichzeitig nachtönt. Ja, diese Glocke ist ein ganzes Geläute.

4. Fast allseitig bewundert ist auch Schillers 200 Verse zählende, in Distichen geformte Elegie „Der Spaziergang" (1795). Wilhelm von Humboldt erklärte z. B., daß dieselbe unter allen Gedichten Schillers ihn am meisten anziehe, am lebendigsten sein Innerstes bewege. Das Gedicht ladet uns ein, den Dichter auf einem Spaziergang zu begleiten, der ihn zuerst in die von Menschenhand unberührte Natur, durch Erlengebüsch und Buchenhain auf den Gipfel eines Berges führt. Von da aus wirft er einen Blick auf die vom Landmann herrlich bebauten Fluren, dann auf die durch ihre Kuppeln anziehende, ferner liegende Stadt, in der als Blüten menschlichen Fortschrittes, als Triumphe menschlichen Geistes die Industrie, der Handel, die schönen Künste und die Wissenschaften herrschen. Alles dieses ist überaus herzlich und anschaulich geschildert; aber Wehmut ergreift den Dichter, wenn er nun erwägt, wie Menschen, welche der Natur die Gesetze abgelauscht haben, nach falscher Freiheit streben, kein Gesetz mehr gelten lassen wollen, dabei aber die Kultur und wahre Freiheit zerstören. Zurück zur Natur! ruft sich der Dichter zu. Und hier, in der von der Kultur verschonten Natur, vergißt er die düstern Bilder, die er im Geiste geschaut, und findet den verlorenen Frieden des Herzens wieder. Somit spiegelt sich die Geschichte der Menschheit in dem Gedichte ab. Auch die „Huldigung der Künste", das unübertroffene kleine Vorspiel, welches Schiller zum Empfange der jungen Erbprinzessin in vier Tagen geschrieben, muß hier genannt werden. Am 12. November 1804 wurde es aufgeführt und ergriff alle Herzen bis ins Innerste. — In dem Liede „Die Macht des Gesanges" veranschaulicht Schiller die zauberähnliche und plötzliche Wirkung der Poesie, besonders der dramatischen (vor allem der Tragödie), auf das Menschenherz, und zwar in einer Reihe von Gleichnissen. — Nur schwer zu verstehen ist das 15 zehnzeilige Strophen umfassende Gedicht „Das Ideal und das Leben" (1795); man muß, um es recht zu fassen, mit Schillers philosophischen und ästhetischen Ideen bekannt sein. Das Ideal, welches sich ausprägt in der Liebe, in der Kunst und in der Religion, ist darin als Gegensatz des trüben Lebens in allen Sphären dar-

Digitized by Google

gestellt. — Im „Eleusischen Fest“ (1798), welches 27 achtzeilige Strophen umfaßt, läßt uns der Dichter einen Hymnus vernehmen, den die Teilnehmer des großen Festes singen, das zu Eleusis zu Ehren der Göttin Ceres — der Lehrerin des Ackerbaues und Gründerin fester bürgerlicher Ordnung — gefeiert wird. Schiller will dadurch die Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft als eine Folge der Gründung des Ackerbaues darstellen. — Viel bekannt und geschätzt sind unter Schillers kleinsten Gedichten „Das Mädchen aus der Fremde“, „Die Würde der Frauen“, „Die Johanniter“, „Der Alpenjäger“, „Hektors Abschied“, „Die Teilung der Erde“, „Die Worte des Glaubens“ usw. — Zum Schluß sei noch das Gedicht „Die Götter Griechenlands“ (1788) erwähnt, das zu seiner Zeit sehr viel Aufsehen und Ärgernis (bei den noch wahrhaft gläubigen Christen) machte, weil Schiller darin die griechische Götterlehre schöner findet als das Christentum. Manche versuchten Schiller zu entschuldigen, als ob das Gedicht nur das Erzeugnis einer momentanen Dichterlaune wäre. Andere wiesen darauf hin, das Christentum, wie es zu Schillers Zeit in gelehrten und gebildeten Kreisen aufgefaßt wurde, und in welchem nur kalter Verstand herrschte, Gemüt, Herz und Phantasie aber nichts Erquickendes fanden, kurz, das ein langweiliger Unglaube war, habe Schiller gemeint, nicht aber das poesiereiche Christentum, wie es sich in der von den Reformatoren verworfenen Kirche, zumal in ihrem Kultus, in der Heiligenverehrung entwickelt hatte, von den Romantikern verherrlicht und selbst von Schiller in manchen Balladen und Dramen sympathisch behandelt wurde. Allein so faßte es eben die Menge der Leser nicht auf, und darum erwarb sich Fr. v. Stolberg ein hohes Verdienst, indem er sich des verkannten und verachteten Christentums annahm und Schiller würdig, aber ernst zurechtwies.

Das Lied an die Freude[1].

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium!
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligtum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng geteilt;
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.

Chor. Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund,

Chor. Was den großen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet.

[1] Das Lied ist nach Bones Verkürzung abgedruckt.

Digitized by Google

Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Chor. Froh, wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen.

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an.
Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn.

Chor. Duldet mutig, Millionen,
Duldet für die bessre Welt!
Droben überm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.

Göttern kann man nicht vergelten;
Schön ist's, ihnen gleich zu sein.
Gram und Armut soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreun.
Groll und Rache sei vergessen,
Unserm Todfeind sei verziehn:
Keine Träne soll ihn pressen,
Keine Reue nage ihn.

Chor. Unser Schuldbuch sei vernichtet,
Ausgesöhnt die ganze Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.

Festen Mut in schweren Leiden,
Hilfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen —
Brüder, gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Chor. Schließt den heil'gen Zirkel dichter,
Schwört bei diesem goldnen Wein,
Dem Gelübde treu zu sein,
Schwört es bei dem Sternenrichter!

Die Kraniche des Ibykus.

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus' Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll;
So wandert' er an leichtem Stabe
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichtem Geschwader ziehn.

„Seid mir gegrüßt, befreund'te Scharen,
Die mir zur See Begleiter waren;
Zum guten Zeichen nehm' ich euch,
Mein Los, es ist dem euren gleich.
Von fern her kommen wir gezogen
Und flehen um ein wirtlich Dach —
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"

Und munter fördert er die Schritte
Und sieht sich in des Waldes Mitte;
Da sperren auf gedrangem Steg
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand;
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!"

Digitized by Google

Und schwer getroffen sinkt er nieder,
Da rauscht der Kraniche Gefieder;
Er hört, schon kann er nicht mehr sehn,
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!"
Er ruft es, und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm teuer sind.
„Und muß ich so dich wiederfinden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!"

Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste,
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen
Das Volk; es fordert seine Wut,
Zu rächen des Erschlag'nen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge
Der Völker flutendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Täter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
Tat's neidisch ein verborg'ner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eig'nen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da.
Dumpf brausend wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd wächst der Bau
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?
Von Theseus' Stadt, von Aulis' Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entleg'ner Küste,
Von allen Inseln kamen sie,
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie,

Der streng und ernst, nach alter Sitte,
Mit langsam abgemess'nem Schritte
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber,
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrote Glut,
In ihren Wangen fließt kein Blut;
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwoll'nen Bäuche blähn.

Und schauerlich, gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Frevler schlingt.
Besinnungraubend, herzbetörend
Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere Tat vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht.

„Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu',
Ihn fort und fort bis zu den Schatten
Und geben ihn auch dort nicht frei."

Digitized by Google

So singend tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt überm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte,
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemess'nem Schritte
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im Verborg'nen wacht,
Die unerforschlich, unergründet
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da, sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!" —
Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehn.

„Des Ibykus!" — Der teure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibykus? den wir beweinen?
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem? was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?" —

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blitzesschlage
Durch alle Herzen: „Gebet acht,
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar! —
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!"

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren.
Umsonst! Der schreckensbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Szene wird zum Tribunal,
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im altertümlichen Saale,
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem verderblichem Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Digitized by Google

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und getan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare;
Ihm glänzet die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers wert
An seinem herrlichsten Feste?" —

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger", spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde:
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Weidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern;
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
Voran kam der Mesner geschritten.

„Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demut entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte;

Digitized by Google

Und beiseit legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

„‚Was schafft du?‘ redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
‚Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet;
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum, daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen.‘

„Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Tier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der andre die Reise vollführet.
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.

„‚Nicht wolle das Gott‘, rief mit Demutsinn
Der Graf, ‚daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinst,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich die Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Atem und Leben.‘

„‚So mög' Euch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie‘, rief er begeistert aus,
‚Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus
Und glänzen die spätsten Geschlechter!‘“

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.

Digitized by Google

Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Tränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an
Und erkannte den Grafen, der das getan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Weitere Proben bei Kellner: Die Bürgschaft; Der Alpenjäger; Der Kampf mit dem Drachen; Breite und Tiefe; Spruch des Konfucius; Parabeln und Rätsel; — bei Reuter: Die Macht des Gesanges; Das Mädchen aus der Fremde; Das eleusische Fest; Das Lied von der Glocke; Der Taucher; Der Ring des Polykrates.

§ 85. Schillers spätere Dramen.

1. Wie die Freundschaft mit Goethe unsern Dichter lebhafter zur Ballade anregte, so führte sie ihn auch wieder zum Drama zurück. An der Seite Goethes war Schiller zu einem viel besseren Dramatiker herangereift; es war ihm klar geworden, daß die zu idealen Gestalten nicht auf die Bretter gehören, daß dort vielmehr die Welt und das Leben, wenn auch im Sonntagsschmucke (d. h. für den dramatischen Zweck geklärt und ausgehoben), doch immerhin rein objektiv, d. i. naturgetreu, vorgeführt werden müssen. Und wie sehr sich Schiller das Gelernte zu Herzen nahm, beweist der große Fleiß, den er gleich auf sein nächstes Drama „Wallenstein" verwendete. Sein redliches Streben, sein enormer Fleiß in Verbindung mit seinem Genie trugen aber herrliche Früchte, wie uns zunächst „Wallenstein" (im März 1799 vollendet) und alle nachfolgenden Dramen unseres Dichters beweisen.

2. An „Wallenstein" arbeitete Schiller mehrere Jahre; Goethe arbeitete, die jeweils fertigen Akte durchlesend, Winke gebend, gleichsam mit. Er auch riet Schiller, weil der Stoff allzusehr anwuchs, mehrere Dramen daraus zu machen. So entstand denn eine Trilogie, „Wallensteins Lager" (erster Teil), die „Piccolomini" (zweiter Teil) und „Wallensteins Tod" (dritter Teil) umfassend. Wie schon die Aufschriften andeuten, führt uns Schiller in diesem großartigen, dreigegliederten Drama eine Episode des Dreißigjährigen Krieges vor Augen, nämlich den Verrat Wallensteins und den Abfall seiner Truppen von ihm. Naturgemäß muß uns Schiller mitten in den Feldzug hineinführen; denn Wallenstein übt im Felde den Verrat. Schon darum braucht das Stück einen Hintergrund, auf dem es an Soldaten nicht fehlt. Eben dafür sorgt der erste Teil, das „Lager". Zugleich erfahren wir hier auch, welch ein Liebling der Truppen unser Held war, und wie es möglich wurde, daß er so sehr auf sie rechnete. Die beiden andern Teile hängen dem Inhalte nach eng zusammen und sind bloß aus Rücksicht auf das Theaterpublikum, um es nicht zu ermüden, als besondere Dramen eingerichtet. Der zweite Teil bringt die Verwicklung, die Schürzung

Digitized by Google

des Knotens („Exposition"). Wallenstein spinnt die Fäden des Verrates an dem Kaiser; sein Waffengefährte, der alte Piccolomini, durchschaut ihn, heuchelt fort und fort Freundschaft für ihn, spinnt aber nebenbei ebenso klug und fleißig die Fäden des Verrates an dem Verräter. Der dritte Teil bringt die Lösung („Katastrophe"). Der Grundgedanke des Ganzen läßt sich so fassen: Ohnmächtig ist der Mensch für sich allein trotz Mut und Glück und Genie; eitel sind alle Pläne, die er darauf baut; oder mit des Dichters Worten (in altklassischer Weise):

Rauch ist alles ird'sche Wesen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen,
Nur die Götter bleiben stet.

Wallenstein, diese Heldenfigur und ihre wichtige Rolle in der deutschen Geschichte, ihr tragischer Untergang und dabei stets der Dreißigjährige Krieg im Hintergrunde, welch ein Inhalt für ein Drama! Es gibt kaum einen passenderen Stoff! Schon die Wahl desselben verrät den großen Dramatiker, aber die Ausführung nicht minder. Goethe urteilte: „Wallenstein ist so groß, daß zum zweitenmal nichts Ähnliches vorhanden ist." Er ist reich an schönen Gedanken und Charakteren, und was bei Schiller besonders hoch anzurechnen, er hält sich dabei mehr wie sonst an das wirkliche Leben. Darum finden wir bei diesem Drama auch mehr den Hauptschmuck der Goetheschen Dichtungen — die Naturwahrheit. Mit Staunen und tief ergriffen nahm das Publikum den „Wallenstein" auf.

3. In „Maria Stuart" (1800) ist „die fromme Unterwerfung einer schwergeprüften, durch die Prüfung geläuterten Seele" dargestellt. Dies Drama ist arm an Handlung, fast lauter Klage und Rührung. Der Dichter „hatte einmal die Helden an dem ‚Wallenstein' herzlich satt und sehnte sich nach Darstellung menschlicher Leiden, bei denen er mitfühlen konnte". Darum nimmt er so großen Anteil an der Heldin, verficht ihre Sache, ja ihre Religion so beredt, als ob er in seinem innersten Herzen Marias religiöse Überzeugung teilte.

In „Maria Stuart" hat Schiller die parteiischen Urteile voreingenommener Geschichtschreiber in gewissenhafter Weise verachtet, Elisabeth als herrschsüchtiges, neiderfülltes Weib entschleiert, ihren erlogenen Heiligenschein gründlich vernichtet, hingegen Maria Stuart von dem Vorwurf des Verbrechens gereinigt, sie vielmehr als eine durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit in das Netz der Schuld gestürzte Frau uns vorgeführt, deren Tod sich durch ihre Buße fast zum Heldentod gestaltet. — Ihre gänzliche Unschuld und fleckenlose Reinheit hat erst die neueste Geschichtsforschung erwiesen.

4. Schillers glänzendste Dichtung ist die „Jungfrau von Orleans" (1801). Die Idee ist: Der Mensch noch so gering und schwach, macht durch die Hilfe von oben selbst die Größten und Mächtigsten zu Schanden. „Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben", sagte Schiller. Der Erfolg bestätigte es. Die heilige Begeisterung

Digitized by Google

für das Vaterland, die hehre Gestalt der Heldin, die hinreißende Gewalt in Schillers Versen — alles half mit, daß das Publikum ganz außerordentlich ergriffen ward. Auch Goethe lobte überaus.

Gewiß ist es entschieden zu tadeln, daß Schiller der Heldin die Schwäche irdischer Liebe andichtete. Die glaubensstarken Charaktere des Mittelalters bedurften keines solchen Motivs zum Handeln; sie waren viel strenger gegen sich, als ihnen Schiller zutraute. Allein er hat doch „dieses edle Bild der Menschheit aus dem tiefsten Staub erhoben", in welchen es der Spott eines Voltaire gewälzt hatte. Und mit wie tief fühlendem Herzen er dies tat, beweist sein kurzes Gedicht „Das Mädchen von Orleans", welches im „Taschenbuch für Damen" 1802 erstmals erschien, aber unter dem Titel „Voltaires Pucelle und die Jungfrau von Orleans".

Das Mädchen von Orleans.

Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott!
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

Doch, wie du selbst, aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin, wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu.
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben;
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhab'ne in den Staub zu ziehn;
Doch fürchte nicht, es gibt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglühn.
Den lauten Markt mag Momus unterhalten;
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

5. Die „Braut von Messina" (1803) ist ein Trauerspiel mit Chören. Es führt auch den Titel „Die feindlichen Brüder". Hier werden wir nicht vor die Bühne der Weltgeschichte gestellt, der Inhalt ist vielmehr eine reine Dichtung.

Ein schrecklicher Vaterfluch erfüllt sich an der Fürstenfamilie von Messina. Die Erfüllung desselben kündigte sich bereits in Träumen des neuvermählten Fürstenpaares an. Zwei Söhne und eine Tochter erscheinen darin als ihre zukünftigen Kinder. Nach des Vaters Traum wird die Tochter ihren Brüdern den Tod bringen. Nach der Mutter Traum wird sie deren entzweite Gemüter in inniger Liebe vereinen. Die Kinder werden ihnen wirklich geboren. Der Vater befiehlt, das Töchterlein zu töten; die Mutter weiß es zu retten und läßt es heimlich erziehen. Die Söhne nehmen zu, wie an Jahren, so auch an Bruderhaß. Der Zufall will es, daß ihnen, jedem allein, die Schwester zu Gesichte kommt. Sie ist ein Bild von Schönheit, und jeder verlangt daher nach der Hand der Unbekannten. Sie bekämpfen sich auf Tod und Leben. Don Cäsar tötet

Digitized by Google

Don Manuel, und als die Mutter ihm Beatrice als Schwester vorstellt, sich selbst. Der Chor aber spricht:

Erschüttert steh' ich, weiß nicht, ob ich ihn
Bejammern oder preisen soll sein Los.
Dies eine fühl' ich und erkenn' es klar:
Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel größtes aber ist die Schuld!

Den Grundgedanken der Dichtung spricht der Dichter in den zwei letzten Versen aus. Noch genauer gibt ihn vielleicht das biblische Wort: „Gott sucht die Sünden der Väter an den Kindern heim bis ins dritte und vierte Glied."

Schiller wollte darin die altgriechische Tragödie nachahmen. Darum schwebt der Vaterfluch wie ein Schicksalsspruch über dieser Familie, wie ein Unglücksstern, der selbst die in die Irre führt, die ihm entfliehen wollen. Darum erscheinen auch die antiken Chöre. Ebendarum paßt das Drama nicht in die neuchristliche Zeit. Trotzdem es den „vollsten Glanz, die ganze Pracht unserer Sprache entfaltet" (Vilmar), trotzdem der Dichter, um seine durch den Tod ihm entrissene Mutter trauernd, so weich, so ergreifend sang, es gefiel doch nicht allen, auch — Goethe nicht.

6. „Wilhem Tell" (1804) verteidigt wieder „die Freiheit der Völker gegen die Tyrannei", aber in ganz anderer Weise als „Fiesko" ꝛc. Denn Tell rechtfertigt seine Tat in der Parricida-Szene als „gerechte Notwehr eines Vaters". — Der „Meisterschuß" Tells ist also dem Dichter etwas ganz anderes als der Stoß Verrinas in „Fiesko"; er will ihn nicht als politischen Mord angesehen wissen; denn Schiller hatte längst einen solchen Mord aus seiner idealen Welt verbannt. Die Sprache ist wie immer hinreißend; die Alpen, die urkräftigen Schweizer sind überaus frisch und lebendig geschildert. Viele (z. B. W. v. Schlegel) halten „Tell" für das beste Drama Schillers. Die Rütliszene erachtete Goethe für das Schönste, was Schiller hervorgebracht hat.

Schiller hatte die Schweiz nie gesehen; aber was ihm Goethe von ihr erzählte, was er in Tschudi, Scheuchzer u. a. darüber fand, genügte ihm, das schönste Bild der Urschweiz zu entwerfen, das je gezeichnet wurde. — Die neueren Geschichtsforscher wollen die Tellsgeschichte nur als „Sage" gelten lassen, besonders den Schuß Tells auf sein Kind, zumal auch in der schwedischen Geschichte eine ganz ähnliche Erzählung vorkomme; trotzdem blieb das Drama ein Liebling der Schweizer wie des deutschen Volkes. Schiller kehrte darin zu seiner Lieblingsidee, der „Freiheit", d. h. der zugleich sittlichen und politischen Freiheit als der „Grundlage alles menschlichen Wohlseins", zurück, suchte sie aber nicht mehr unter Räubern und Verschwörern auf, sondern im Schoße eines kernhaft christlichen Volkes, das nur innerhalb der Schranken der Gesetzlichkeit sich ungerechter Bedrückung erwehrt, des armen, kleinen Volkes, das später jahrhundertelang die Ehrenwache der Päpste war. (Nach Baumgartner.)

7. Das unvollendete Drama „Demetrius" betreffend, muß man im Hinblick auf die von Schiller hinterlassenen Bruchstücke annehmen, daß es, wenn Schiller es hätte vollenden können, das vollkommenste seiner Werke

Digitized by Google

geworden wäre, in einem so erhebenden und doch natürlichen Ton ist alles abgefaßt. Laube versuchte eine Vollendung des Fragments.

Der Held ist jener falsche Demetrius, der sich 1603 für den ermordeten Sohn des Zaren Iwan IV. Wasiljewitsch ausgab und ausgeben konnte, weil er jenem auffallend ähnlich war. Mit König Sigismunds III. Hilfe begann er den Feldzug gegen Rußland und zog siegreich in Moskau ein. Nach achtmonatlicher Regierung entstand eine Revolution, in welcher Demetrius und viele Polen ermordet wurden. Die großartigste Schilderung ist das Bild des polnischen Reichstages, das Schiller fast ganz vollendet hinterlassen hat.

Dritte Gruppe.

§ 86. Die Humoristen.

1. Wir stellen hier einige Dichter zusammen, deren Poesie hauptsächlich durch den darin waltenden Humor charakterisiert ist. Der Humor ist eine Mischung der verschiedenartigsten Empfindungen (besonders von Mitleid und Spott, von Wehmut und Mutwillen), von tiefen, wahren Gefühlen und höchst komischen Einfällen. Die lachende Träne im Auge ist, wie Jean Paul sagt, des Humors Symbol. „Er wirkt komisch durch diese Kontraste und Verschiebungen. Er zeigt uns Trauriges, plötzlich lächelt es durch Tränen, gleich darauf lacht es; während wir uns bewundernd fragen, wie dies zugegangen, sehen wir Lachen und Weinen verschwunden, starre Verzweiflung steht vor uns. So wechselt Hohes und Niedriges, Gemeines, Erhabenes, Schönes, Häßliches, Stärke, Schwäche: der Humor ist ein Kaleidoskop der Empfindungen, das mit jeder Drehung andere Bilder zeigt" (Lemcke). Die nun folgenden Dichter sind es, die sich als Humoristen einen gewissen Namen verschafften.

2. Georg Christoph Lichtenberg (1742—1799) stammt aus der Nähe von Darmstadt. Als Kind durch einen unglücklichen Fall verkrüppelt, bildete er sich nach bestandenem Abiturium zum Professor der Naturwissenschaften und der Mathematik aus und wirkte als solcher in Göttingen. Er war ein stiller, in sich gekehrter, etwas menschenscheuer Mann, sehr vertraut mit den englischen Humoristen wie auch mit England selbst, wohin er mehrmals reiste. Seine humoristischen Aufsätze sind mehr satirischer Natur als die Schriften Hippels und Jean Pauls. Sie beziehen sich teils auf die Auswüchse und Schäden der damaligen Literatur, teils auf die Torheiten und Laster der Menschen. Seinen Humor und seinen Spott empfindet der Leser beißend wie Lauge und Scheidewasser. Mit Recht kann man darum sagen, daß er mit Heine und Börne das Kleeblatt der geistvollsten Spötter bilde. Besonders bös spielte er Lavater mit in seiner Schrift „Über Physiognomik gegen die Physiognomen". Sein Hauptwerk ist aber die „Ausführliche Erklärung der Hogarthschen

Digitized by Google

Kupferstiche", worin er „das, was der Künstler gezeichnet hat, so sagt, wie Hogarth[1] es würde gesagt haben, wenn er die Feder so hätte führen können, wie er den Grabstichel geführt hat".

3. Theodor Gottlieb von Hippel (1741—1796), geboren zu Gerdauen in Ostpreußen, sprang von der Theologie zur Jurisprudenz über, wurde Advokat und Bürgermeister in Königsberg, versah nebenbei die Ämter eines Kriminaldirektors, eines Geheimen Kriegsrates usw. und starb als reicher Mann. Er schrieb stets anonym, was erst nach seinem Tode an den Tag kam. Er schrieb nicht nach Mustern, sondern wirklich originell, aber es fehlte die Ordnung in seinen Schriften, ausgenommen in jener „Über die Ehe" und „die bürgerliche Verbesserung der Weiber". — Er war ein Sonderling, seinen Freunden sogar ein Rätsel; wie in der Dichtung war er auch im Leben ein Doppelwesen. Im Bureau zeigte er sich als den trockenen, kalten Geschäftsmann, sonst als den gefühlvollsten Menschen. Ebenso vereinigte er in einer Person den Lebemann und den religiös Strengen, den Zweifler (doch spottete er nie des Heiligen) und den Schwärmer. — Seine beste Dichtung ist der etwas schwierig lesbare Roman „Die Lebensläufe in aufsteigender Linie", voll gesunder Lebensweisheit und geistvoller Einfälle.

Er wollte darin sein, dann seines Vaters, dann seines Großvaters Leben beschreiben; aber er kam, einzelne Erinnerungen an seinen Vater abgerechnet, nicht über sein eigenes hinaus. So heitere Bilder der Dichter uns auch vorführt, der Grundton des Buches bleibt doch die sanfte Klage im Namen der Armen und Unterdrückten, „immer blickt wieder die bleiche Hörigkeit mit flehender Miene zur halbgeöffneten Türe herein, und streicht der kalte Wind seewärts her über ein armes, frisch gegrabenes Grab" (Menzel).

4. Von großem Einfluß waren Hippels Dichtungen auf Johann Paul Friedrich Richter, der sich als Schriftsteller nur Jean Paul nannte. Sein Vater war Rektor und Organist zu Wunsiedel. Hier im dunkeln, quellen- und liederreichen Fichtelgebirge wurde er 1763 geboren, und in dieser weltverlassenen Einsamkeit bildete sich sein Trieb zur schwärmerischen Beschaulichkeit aus. Ohne Schule, ohne Umgang wuchs der Knabe heran, fast ganz sich selbst überlassen. Hausaufgaben gab ihm der Vater, die Natur war seine Jugendgespielin. In seinen ferneren Studien am Gymnasium in Hof machte er rasche Fortschritte; doch hielt er sich an keinen Plan. Alle möglichen Bücher durchwühlte er, um „den Spiritus daraus abzuziehen". Ganze Kisten füllte er mit Exzerpten. Als Student in Leipzig versäumte er die Fachstudien (Theologie) und trieb sonst allerlei; da starb

[1] Hogarth war ein englischer Maler und Kupferstecher, der von 1697 bis 1764 lebte und die Torheiten und Sünden seiner Zeit und seines Volkes in Bildern vorführte, die durch ihre allzu große Naturtreue oft genug abstoßen.

Digitized by Google

sein Vater. Aus Not schrieb er nun Bücher, und da der Erfolg schlecht war, ging er zur armen Mutter. Seiner „Hungerperiode" folgte das „honigsaure Leben eines Schulmeisterleins". Nach diesem begann endlich die ruhmreiche Laufbahn des vielgelesenen, von der Jugend und der weiblichen Welt fast abgöttisch verehrten Dichters. Er kam beinahe in alle norddeutschen Residenzen (Meiningen, Koburg usw.). In Weimar erlebte er seine Glanzepoche. Herder und Wieland wurden von ihm entzückt, der Fürstbischof Dalberg besoldete ihn, nur Goethe und Schiller blieben kühl. Er kam ihnen vor „wie aus dem Mond gefallen". 1800 verehelichte er sich, ließ sich bald darauf in Bayreuth nieder und starb da am 14. November 1825. — In religiöser Hinsicht steht er nahe bei Herder. Als Patriot überragt er den ganzen weimarischen Musenhof. Für Musik besaß er Liebe und Gabe. In der Natur verlebte er vielleicht seine meiste Zeit.

Jean Paul ist „der ewige Jüngling unter unsern Dichtern mit seinen überschwenglichen Hoffnungen, Freuden und Schmerzen und den prächtigen Träumen von Tugend, Freiheit, Freundschaft und Humanität" (v. Eichendorff). Alles half zusammen, ihn zu dem zu machen, besonders seine abgeschlossene Kindheit in Verbindung mit seiner überaus lebhaften Phantasie. Dieses Träumen und Sehnen ging ihm sein ganzes Leben nach. Selbst als Mann kam er nicht über die „blöde Jugendeselei" hinaus, trotzdem er ein tüchtiger Weltkenner war.

5. Jean Pauls poetische Erstlinge („Grönländische Prozesse", 1783) waren Satiren auf Schriftstellerei, Ahnenstolz, Stutzer 2c. Aber sie brachten ihm kaum das tägliche Brot ein. Erst seine Romane fanden mehr Leser. Fast jedes Jahr schrieb er einen. In ihnen zeigte er sich als echten Humoristen, als den „Ritter mit der lächelnden Trän' im Wappen". Da machte er den Leser weinen und lachen zugleich. — Die Helden seiner Romane sind alle geistesverwandt mit dem Dichter, ganz oder teilweise sein Ebenbild. Immer begegnet uns darin der „hohe Mensch", ein an Leib und Seele gesunder, reiner, vornehmer Jüngling, eine echt deutsche Jünglingsnatur voll Unschuld und Blödigkeit, aber auch voll Mut und Ritterlichkeit. — Als Ganzes ist keiner seiner Romane gelungen, es fehlt allen die Einheit; um so meisterhafter sind die Einzelszenen, die poetischen Genregemälde. Darin war er stark, weil er das Leben, besonders das arme, kummervolle (und das schilderte er mit Vorliebe — als „Armenadvokat"), so genau kannte. — Ebendeshalb ist es ihm auch wie keinem andern gelungen, die Idylle als das „Vollglück in der Beschränkung" zu dichten. — Solcher größeren Idyllen schrieb er eine ganze Reihe. Sie sind meist Zeichnungen seiner eigenen verschiedenen Lebenslagen. Gleich sein erster Roman hatte die schönste im Schlepptau, nämlich das „Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz in Auental" (1790).

Digitized by Google

Dieser ähnlich ist das „Leben des Quintus Fixlein". Zwei humoristische Reisebeschreibungen gehören auch hierher: „Des Rektor Florian Fälbels und seiner Primaner Reise nach dem Fichtelberg" und „Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz". In jener liefert der Geiz und die Pedanterie den humoristischen Stoff, in dieser die Feigheit. Von ganz besonderer Art, durchaus ernst gehalten ist „Das Kampanertal". In diesem herrlichen Pyrenäental vernehmen wir ein schönes Gespräch über die Unsterblichkeit der Seele.

6. Sein erster Roman „Die unsichtbare Loge" (1793) begründete mit einem Schlage seinen Schriftstellerruhm. Dann folgte „Hesperus oder 45 Hundsposttage" (1795). „Hesperus" nannte er den Roman, weil das Buch abgeblühten Lesern zum Abendsterne, aufblühenden zum Morgenstern werden sollte, „Hundsposttage", weil die Nachrichten über die Personen des Romans von einem Hunde gebracht werden.

7. Das großartigste Werk Jean Pauls ist der „Titan" (1800 bis 1803). Zehn Jahre arbeitete er an diesem Romane. Der Grundgedanke ist: Die absichtliche Phantasieschwelgerei richtet den Menschen an Seele und Leib zu Grunde. Darin steht das Genie dem Genie gegenüber.

Der junge, in Unkenntnis seines Standes aufgewachsene Fürstensohn Graf Albano ist das edle Genie, der „hohe Mensch", so ideal wie in keinem andern Romane. Roquairol, eines Ministers Sohn, ist das verirrte Genie, ein Himmelsstürmer (Titan). Er hält sich für einen starken Geist, ist aber ein Schwächling, ein Sklave seiner Empfindungen. Das müßige Dasein gibt ihn ganz und gar denselben preis. Zieht auch bisweilen eine edlere, heilige Empfindung durch seine Brust, so folgt er doch gleich darauf einer verbrecherischen. Jetzt wandelt er im reinen Äther auf Bergeshöhen und kurz nachher im Schlamme des Sumpfes. Ruchlos tändelt er mit dem Sittengesetz und den Menschen, macht aus dem ganzen Leben ein poetisches Spiel und endet durch Selbstmord. Selbst diesen begeht er der Poesie dienend, indem er die Rolle des Selbstmörders in der von ihm gedichteten Tragödie spielt. Albano hingegen erkämpft als Siegespreis seiner Tugend und Tätigkeit ein Fürstentum. Diesen zwei Hauptfiguren aus der Männerwelt entsprechen zwei Frauencharaktere.

8. Bald nach „Titan" schrieb er einen gleichfalls meisterhaften Roman: „Flegeljahre" (1804—1805). Zwei Hauptpersonen, welche Zwillingsbrüder sind, teilen sich darin in das Wesen des Dichters. Der eine ist der unpraktische, ins Blaue hinausstrebende Gemütsmensch, der andere ist der humoristische Weltkenner.

Gottwalt, der Held des Romans, ist ein stiller, bescheidener Träumer, der sich aus seiner Klause nach der Welt sehnt. Seine Unschuld und Offenheit gewinnen ihm einen reichen Sonderling (Van der Kabel) als Gönner. Dieser ist ihm behilflich, unter die Leute zu kommen. Als er stirbt, setzt er Gottwalt zum Universalerben ein. Das Testament schreibt ihm aber sonderbare „Klauseln" (Bedingungen) vor, deren einige wie Scherze und Neckereien aussehen, die zwar bezwecken, den jungen Mann an das praktische Leben zu gewöhnen, die auszuführen ihm jedoch fast unmöglich wird. Sein Bruder Vult, seit Jahren die Welt durchziehend, ein berühmter Flötenspieler, trifft ihn endlich, wie er gerade wieder eine Klausel ausführt. Vult ist ein Schalk, lacht den Bruder aus, hilft ihm aber schließlich doch. — Ein eigentlicher Ausgang fehlt dem Roman.

Digitized by Google

9. Jean Pauls letzter Roman „Der Komet" ist seine unbedeutendste Dichtung. Mehr Geist atmen zwei Prosawerke: „Vorschule der Ästhetik" und „Levana", eine höchst gedankenreiche Erziehungslehre.

10. Was den sittlich-religiösen Geist von Jean Pauls Dichtungen angeht, so muß man, um gerecht zu sein, sagen, daß Jean Paul es nicht verdient hat, so bald und so gründlich vergessen zu werden, trotz seiner Mängel. Er ist einer der sittenreinsten unserer deutschen Schriftsteller sowie einer der anregendsten bezüglich der Aufgaben der Religion, Philosophie, Pädagogik und Politik; er ist trotz einiger augenfälligen Schwächen einer der liebenswürdigsten Menschen; er hat auch Gutes geleistet in seiner nachdrücklichen Bekämpfung des Fichteschen Idealismus, dessen Haltlosigkeit er bloßlegte. — Und was noch besonders uns an ihm gefällt: er war ein warmer und überzeugter Anhänger des Christentums, wenn auch verschwommen hinsichtlich der Konfession.

11. Jean Pauls Stil ist zwar sehr originell, aber „verwildert", wie selbst seine Freunde tadelten. Der Dichter war ein Millionär von Bildern, darum verschwendete er sie. Alle seine Werke sind damit überladen. Diese Bilder sind zudem aus allen Fächern der Wissenschaft geholt, und so bietet er in einzelnen Schriften ein buntes gelehrtes Durcheinander. Man meint beim Lesen durch einen botanischen Garten zu gehen, wo Blumen und Pflanzen aus allen Weltteilen und Klimaten blühen. — Noch ein formeller Mangel findet sich bei Jean Paul: es war ihm fast nicht möglich, bei der Sache zu bleiben; daher die vielen Extrablätter, Extraseiten, Schalttage, Nachschriften ꝛc.

Die Testaments-Eröffnung.

(Aus den „Flegeljahren".)

Solange Haslau eine Residenz ist, wußte man sich nicht zu erinnern, daß man darin auf etwas mit solcher Neugier gewartet hätte — die Geburt des Erbprinzen ausgenommen — als auf die Eröffnung des Van der Kabelschen Testaments. — Van der Kabel konnte der Haslauer Krösus — und sein Leben eine Münzbelustigung heißen oder eine Goldwäsche unter einem goldenen Regen, oder wie sonst der Witz wollte. Sieben noch lebende weitläufige Anverwandte von sieben verstorbenen weitläufigen Anverwandten Kabels machten sich zwar einige Hoffnung auf Plätze im Vermächtnis, weil der Krösus ihnen geschworen, ihrer da zu gedenken; aber die Hoffnungen blieben zu matt, weil man ihm nicht sonderlich trauen wollte, da er nicht nur so mürrisch-sittlich und uneigennützig überall wirtschaftete — in der Sittlichkeit aber waren die sieben Anverwandten noch Anfänger —, sondern auch immer so spöttisch dareingriff und mit einem solchen Herzen voll Streiche und Fallstricke, daß sich auf ihn nicht fußen ließ. Das fortstrahlende Lächeln um seine Schläfe und Wulstlippen und die höhnische Fistelstimme schwächten den guten Eindruck, den sein edel gebautes Gesicht und ein Paar große Hände, aus denen jeden Tag Neujahrsgeschenke und Benefizkomödien und Gratiale fielen, hätten machen können; deswegen gab das Zuggevögel den Mann, diesen lebendigen Vogelbeerbaum, worauf es aß und nistete, für eine heimliche Schneuß aus und konnte die sichtbaren Beeren vor unsichtbaren Haarschlingen kaum sehen.

Digitized by Google

Zwischen zwei Schlagflüssen hatt' er sein Testament aufgesetzt und dem Magistrate anvertraut. Noch als er den Depositionsschein den sieben Präsumtiv-Erben halbsterbend übergab, sagt' er mit altem Tone, er wolle nicht hoffen, daß dieses Zeichen seines Ablebens gesetzte Männer niederschlage, die er sich viel lieber als lachende Erben denke, denn als weinende; und nur einer davon, der alte Ironiker, der Polizei-Inspektor Harprecht, erwiderte: ihr sämtlicher Anteil an einem solchen Verluste stehe wohl nicht in ihrer Gewalt.

Endlich erschienen die sieben Erben mit ihrem Depositionsschein auf dem Rathause, namentlich der Kirchenrat Glanz, der Polizei-Inspektor, der Hofagent Neupeter, der Hoffiskal Knoll, der Buchhändler Pasvogel, der Frühprediger Flachs und Flitte aus Elsaß. Sie drangen bei dem Magistrate auf die vom seligen Kabel insinuierte Charte und die Öffnung des Testaments ordentlich und geziemend. Der Oberexekutor des letzteren war der regierende Bürgermeister selbst, die Unterexekutoren der restierende Stadtrat. Sofort wurden Charte und Testament aus der Ratkammer vorgeholt in die Ratstube, sämtlichen Rat- und Erbherren herumgezeigt, damit sie das darauf gedruckte Stadtsekret besähen, die auf die Charte geschriebene Insinuationsregistratur vom Stadtschreiber den sieben Erben laut vorgelesen und ihnen dadurch bekannt gemacht, daß der Selige die Charte dem Magistrate wirklich insinuiert und scrinio rei publicae anvertraut, und daß er am Tage der Insinuation noch vernünftig gewesen — endlich wurden die sieben Siegel, die er selber daraufgesetzt, ganz befunden. Jetzt konnte das Testament — nachdem der Stadtschreiber wieder über dieses alles eine kurze Registratur abgefasset — in Gottes Namen aufgemacht und vom regierenden Bürgermeister so vorgelesen werden, wie folgt:

„Ich, Van der Kabel, testiere 179* den 7. Mai hier in meinem Hause in Haslau in der Hundgasse ohne viele Millionen Worte, ob ich gleich ein deutscher Notarius und ein holländischer Domine gewesen. Doch glaub' ich, werd' ich in der Notariatkunst noch so zu Hause sein, daß ich als ordentlicher Testator und Erblasser auftreten kann.

„Testatoren stellen die bewegenden Ursachen ihrer Testamente voran. Diese sind bei mir, wie gewöhnlich, der selige Hintritt und die Verlassenschaft, welche von vielen gewünscht wird. Über Begraben u. dgl. zu reden, ist zu weich und dumm. Das aber, als was ich übrigbleibe, setze die ewige Sonne droben in einen ihrer grünen Frühlinge, in keinen düstern Winter.

„Die milden Gestifte, nach denen Notarien zu fragen haben, mach' ich so, daß ich für dreitausend hiesige Stadtarme jeder Stände ebensoviele leichte Gulden aussetze, wofür sie an meinem Todestage im künftigen Jahre auf der Gemeinhut, wenn nicht gerade das Revue-Lager dasteht, ihres aufschlagen und beziehen, das Geld froh verspeisen und dann in die Zelte sich kleiden können. Auch vermach' ich allen Schulmeistern unseres Fürstentums dem Mann einen Augustdor, sowie hiesiger Judenschaft meinen Kirchenstand in der Hofkirche. Da ich mein Testament in Klauseln eingeteilt haben will, so ist diese die erste.

Zweite Klausel.

„Allgemein wird Erbsatzung und Enterbung unter die wesentlichsten Testamentstücke gezählt. Demzufolge vermach' ich denn dem Herrn Kirchenrat Glanz, dem Herrn Hoffiskal Knoll, dem Herrn Hofagent Peter Neupeter, dem Herrn Polizei-Inspektor Harprecht, dem Herrn Frühprediger Flachs und dem Herrn Hofbuchhändler Pasvogel und Herrn Flitten vorderhand nichts, weniger weil ihnen, als den weitläufigsten Anverwandten, keine Trebellianica gebührt, oder weil die meisten selber genug zu vererben haben, als was ich aus ihrem eigenen Munde weiß, daß sie meine geringe Person lieber haben als mein großes Vermögen, bei welcher ich sie denn lasse, so wenig auch an ihr zu holen ist." — —

Digitized by Google

Sieben lange Gesichtslängen fuhren hier wie Siebenschläfer auf. Am meisten fand sich der Kirchenrat, ein noch junger, aber durch gesprochene und gedruckte Kanzelreden in ganz Deutschland berühmter Mann, durch solche Stiche beleidigt — dem Eliässer Flitte entging im Sessionszimmer ein leicht geschnalzter Fluch — Flachsen, dem Frühprediger, wuchs das Kinn zu einem Barte abwärts — mehrere leise Stoßnachrufe an den seligen Kabel, mit Namen Schubjack, Narr, Unchrist usw., konnte der Stadtrat hören. Aber der regierende Bürgermeister Kuhnold winkte mit der Hand, der Hoffiskal und der Buchhändler spannten alle Spring- und Schlagfedern an ihren Gesichtern wie an Fallen wieder an, und jener las fort, obwohl mit gezwungenem Ernste.

Dritte Klausel.

„Ausgenommen gegenwärtiges Haus in der Hundgasse, als welches nach dieser meiner dritten Klausel ganz so, wie es steht und geht, demjenigen von meinen sieben genannten Herren Anverwandten anfallen und zugehören soll, welcher in einer halben Stunde (von der Verlesung der Klausel an gerechnet) früher als die übrigen sechs Nebenbuhler eine oder ein paar Tränen über mich, seinen dahingegangenen Onkel, vergießen kann vor einem löblichen Magistrate, der es protokolliert. Bleibt aber alles trocken, so muß das Haus gleichfalls dem Universalerben verfallen, den ich sogleich nennen werde."

Hier machte der Bürgermeister das Testament zu, merkte an, die Bedingung sei wohl ungewöhnlich, aber doch nicht gesetzwidrig, sondern das Gericht müsse dem ersten, der weine, das Haus zusprechen, legte seine Uhr auf den Sessionstisch, welche auf $11^1/_2$ Uhr zeigte, und setzte sich ruhig nieder, um als Testamentsvollstrecker, so gut wie das ganze Gericht, aufzumerken, wer zuerst die begehrten Tränen über den Testator vergösse.

— Daß es, solange die Erde geht und steht, je auf ihr einen betrübteren und krauseren Kongreß gegeben als diesen von sieben gleichsam zum Weinen vereinigten trockenen Provinzen, kann wohl ohne Parteilichkeit nicht angenommen werden. Anfangs wurde noch kostbare Minuten hindurch bloß verwirrt gestaunt und gelächelt; der Kongreß sah sich zu plötzlich in jenen Hund umgesetzt, dem mitten im zornigsten Losrennen der Feind zurief: Wart auf! — und der plötzlich auf die Hinterfüße stieg und zähnebleckend aufwartete — vom Verwünschen wurde man zu schnell ins Beweinen emporgerissen.

An reine Rührung konnte — das sah jeder — keiner denken, so im Galopp an Platzregen, an Jagdtaufe der Augen; doch konnte in 26 Minuten etwas geschehen.

Der Kaufmann Neupeter fragte, ob das nicht ein verfluchter Handel und Narrenposse sei für einen verständigen Mann, und verstand sich zu nichts; doch verspürt' er bei dem Gedanken, daß ihm ein Haus auf einer Zähre in den Beutel schwimmen könnte, sonderbaren Drüsenreiz und sah wie eine kranke Lerche aus, die man mit einem eingeölten Stecknadelknopfe — das Haus war der Knopf — klystiert.

Der Hoffiskal Knoll verzog sein Gesicht wie ein armer Handwerksmann, den ein Gesell Sonnabend abends bei einem Schusterlicht rasiert und radiert: er war fürchterlich erbosst auf den Mißbrauch des Titels von Testamenten und nahe genug an Tränen des Grimms.

Der listige Buchhändler Pasvogel machte sich sogleich still an die Sache selber und durchging flüchtig alles Rührende, was er teils im Verlag hatte, teils in Kommission, und hoffte etwas zu brauen; noch sah er dabei aus wie ein Hund, der das Brechmittel, das ihm der Pariser Hundarzt Demet auf die Nase gestrichen, langsam ableckt: es war durchaus Zeit erforderlich zum Effekt.

Digitized by Google

Flitte aus Elsaß tanzte geradezu im Sessionszimmer, besah lachend alle Ernste und schwur, er sei nicht der Reichste unter ihnen, aber für ganz Straßburg und Elsaß dazu wär' er nicht im stande, bei einem solchen Spaß zu weinen.

Zuletzt sah ihn der Polizei-Inspektor Harprecht sehr bedeutend an und versicherte: falls Monsieur etwan hoffe, durch Gelächter aus den sehr bekannten Drüsen und aus den Meibomischen und der Karunkel und anderen die begehrten Tropfen zu erpressen und sich diebisch mit diesem Fensterschweiß zu beschlagen, so wolle er ihn erinnern, daß er damit so wenig gewinnen könne, als wenn er die Nase schneuzen und davon profitieren wollte, indem in letztere, wie bekannt, durch den ductus nasalis mehr aus den Augen fließe als in jeden Kirchenstuhl hinein unter einer Leichenpredigt. — Aber der Elsässer versicherte, er lache nur zum Spaß, nicht aus ernsteren Absichten.

Der Inspektor seinerseits, bekannt mit seinem dephlegmierten Herzen, suchte dadurch etwas Passendes in die Augen zu treiben, daß er mit ihnen sehr starr und weit offen blickte.

Der Frühprediger Flachs sah aus wie ein reitender Betteljude, mit welchem ein Hengst durchgeht; indes hätt' er mit seinem Herzen, das durch Haus- und Kirchenjammer schon die besten, schwülsten Wolken um sich hatte, leicht wie eine Sonne vor elendem Wetter auf der Stelle das nötigste Wasser aufgezogen, wär' ihm nur nicht das herschiffende Flößhaus immer dazwischen gekommen als ein gar zu erfreulicher Anblick und Damm.

Der Kirchenrat, der seine Natur kannte aus Neujahrs- und Leichenpredigten, und der gewiß wußte, daß er sich selber zuerst erweiche, sobald er nur an andere Erweichungsreden halte, stand auf — da er sich und andere so lang am Trockenseile hängen sah — und sagte mit Würde: jeder, der seine gedruckten Werke gelesen, wisse gewiß, daß er ein Herz im Busen trage, das so heilige Zeichen, wie Tränen sind, eher zurückzudrängen, um keinem Nebenmenschen damit etwas zu entziehen, als mühsam hervorzureizen nötig habe aus Nebenabsichten. — „Dies Herz hat sie schon vergossen, aber heimlich; denn Kabel war mein Freund", sagt' er und sah umher.

Mit Vergnügen bemerkte er, daß alle noch so trocken dasaßen wie Korkhölzer: besonders jetzt konnten Krokodile, Hirsche, Elefanten, Hexen, Reben leichter weinen als die Erben, von Glanzen so gestört und grimmig gemacht. Bloß Flachsen schlug's heimlich zu; dieser hielt sich Kabels Wohltaten und die schlechten Röcke und grauen Haare seiner Zuhörerinnen des Frühgottesdienstes, den Lazarus mit seinen Hunden und seinen eigenen langen Sarg in der Eile vor, ferner das Köpfen so mancher Menschen, Werthers Leiden, ein kleines Schlachtfeld und sich selber, wie er sich da so erbärmlich um den Testamentsartikel in seinen jungen Jahren abquäle und abringe — noch drei Stöße hatt' er zu tun mit dem Pumpenstiefel, so hatte er sein Wasser und Haus.

„O Kabel, mein Kabel", fuhr Glanz fort, fast vor Freude über nahe Trauertränen weinend — „einst, wenn neben deine mit Erde bedeckte Brust voll Liebe auch die meinige zum Vermod —"

„Ich glaube, meine verehrtesten Herren," — sagte Flachs, betrübt aufstehend und überfließend umhersehend — „ich weine" — setzte sich darauf nieder und ließ es vergnügter laufen; er war nun auf dem Trockenen; vor den Accessit-Augen hatt' er Glanzen das Preis-Haus weggefischt, den jetzt seine Anstrengung ungemein verdroß, weil er sich ohne Nutzen den halben Appetit weggesprochen hatte. Die Rührung Flachsens wurde zu Protokoll gebracht und ihm das Haus in der Hundgasse auf immer zugeschlagen. Der Bürgermeister gönnt' es dem armen Teufel von Herzen; es war das erste Mal im Fürstentum Haslau, daß Schul- und Kirchenlehrers-Tränen sich nicht wie die der Heliaden in leichten Bernstein, der ein Insekt einschließet, sondern wie die der Göttin Freia in Gold verwandelten. Glanz gratulierte Flachsen sehr und machte ihm froh bemerklich, vielleicht hab' er selber ihn rühren helfen. Die übrigen trennten sich durch

Digitized by Google

ihre Scheidung auf dem trockenen Weg von der Flachsischen auf dem nassen sichtbar, blieben aber noch auf das restierende Testament erpicht.

Nun wurde es weiter verlesen.

Vierte Klausel.

„Von jeher habe ich zu einem Universalerben meiner Aktiva, also meines Gartens vor dem Schaftore, meines Wäldleins auf dem Berge und der 11000 Georgedor in der Südseehandlung in Berlin, und endlich der beiden Fronbauern im Dorfe Elterlein und der dazu gehörigen Grundstücke, sehr viel gefordert, viel leibliche Armut und geistigen Reichtum. Endlich habe ich in meiner letzten Krankheit in Elterlein ein solches Subjekt aufgetrieben. Ich glaube nicht, daß es in einem Dutzend- und Taschenfürstentümlein einen blutarmen, grundguten und herzensfrohen Menschen gebe, der vielleicht unter allen, die je den Menschen geliebt, es am stärksten tut. Er hat einmal zu mir ein paar Worte gesagt und zweimal im Dunkeln eine Tat getan, daß ich nun auf den Jüngling baue, fast auf ewig. Ja, ich weiß, dieses Universalerben tät' ihm sogar wehe, wenn er nicht arme Eltern hätte. Ob er gleich ein juristischer Kandidat ist, so ist er doch kindlich, ohne Falsch, rein, naiv und zart, ordentlich ein frommer Jüngling aus der alten Väterzeit, und hat dreißigmal mehr Kopf, als er denkt. Nur hat er das Böse, daß er ein etwas elastischer Poet ist, und daß er zweitens wie viele Staaten von einer Bekanntschaft bei Sittenanstalten gern das Pulver auf die Kugel lädt, auch am Stundenzeiger schiebt, um den Minutenzeiger zu drehen. Es ist nicht glaublich, daß er je eine Studenten-Mausfalle aufstellen lernt; und wie gewiß ihm ein Reisekoffer, den man ihm abgeschnitten, auf ewig aus den Händen wäre, erhellt daraus, daß er durchaus nicht zu spezifizieren wüßte, was darin gewesen, und wie er ausgesehen.

„Dieser Universalerbe ist der Schulzensohn in Elterlein, namens Gottwalt Peter Harnisch, ein recht feines, blondes, liebes Bürschchen." — —

Die sieben Präsumtiv-Erben wollten fragen und außer sich sein, aber sie mußten forthören.

Fünfte Klausel.

„Allein er hat Nüsse vorher aufzubeißen. Bekanntlich erbte ich seine Erbschaft selber erst von meinem unvergeßlichen Adoptivvater Van der Kabel in Broek im Waterland, dem ich fast nichts dafür geben konnte als zwei elende Worte, Friedrich Richter, meinen Namen. Harnisch soll sie wieder erben, wenn er mein Leben, wie folgt, wieder nach- und durchlebt.

Sechste Klausel.

„Spaßhaft und leicht mag's dem leichten poetischen Hospes dünken, wenn er hört, daß ich deshalb bloß fordere und verordne, er soll — denn alles das lebt' ich eben selber durch, nur länger — weiter nichts tun, als:

a) einen Tag lang Klavierstimmer sein; ferner
b) einen Monat lang mein Gärtchen als Obergärtner bestellen; ferner
c) ein Vierteljahr Notarius; ferner
d) so lange bei einem Jäger sein, bis er einen Hasen erlegt, es dauere nun zwei Stunden oder zwei Jahre;
e) er soll als Korrektor zwölf Bogen gut durchsehen;
f) er soll eine buchhändlerische Meßwoche mit Herrn Pasvogel beziehen, wenn dieser will;
g) er soll bei jedem der Herren Acceſſit-Erben eine Woche lang wohnen (der Erbe müßte es sich denn verbitten) und alle Wünsche des zeitigen Mietsherrn, die sich mit der Ehre vertragen, gut erfüllen;

Digitized by Google

h) er soll ein paar Wochen lang auf dem Lande Schule halten; endlich
i) soll er ein Pfarrer werden; dann erhält er mit der Vokation die Erbschaft.
Das sind neun Erbämter."

Andere Probe bei Kellner: Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

§ 87. Entferntere Verwandte Jean Pauls.

1. Im Anschluß an Jean Paul dürfen wohl noch einige gleichzeitige, in der vorigen Auflage dieses Buches übergangene Dichter und Dichterinnen genannt werden, die den ethischen Roman gepflegt haben.

2. Dazu gehört vor allem Johann Jakob Engel, geb. 1741 zu Parchim in Mecklenburg. Er wurde Erzieher des späteren preußischen Königs Friedrich Wilhelm III., dann Gymnasialprofessor in Berlin, zuletzt (mit Ramler) Oberdirektor des Berliner Theaters und starb 1802 bei einem Besuch in seiner Heimat. Sein von Schiller in die Öffentlichkeit eingeführter, wiewohl von diesem wie von Goethe privatim gering geschätzter Roman „Herr Lorenz Stark" (1795), der von feiner Beobachtung des Lebens zeugt, lebendig im Dialog ist, schalkhaften Humor besitzt, durch scharfsinnige Auffassung an Lessing erinnert, fand mit Recht reichsten Beifall. — Seine Lustspiele zeichnen sich durch musterhaften Dialog aus. Seine Prosawerke sind: „Der Philosoph für die Welt", wozu auch Mendelssohn und Garve Beiträge lieferten, und der durch Freimut ausgezeichnete „Fürstenspiegel".

3. Ferner nennen wir den sehr populär gewordenen Feldprediger August Heinrich Jul. Lafontaine (1758—1831), Schöpfer des weinerlichen Familienromans; ebenso den Magdeburger Heinrich Zschokke (1771—1848), welcher zuerst Banditen- und Piratenromane veröffentlichte, aber sich später an Pestalozzis „Lienhard und Gertrud" anlehnte. Er hatte Theologie studiert, fand indes keine Anstellung und ließ sich in der Schweiz nieder, wo er sehr viel schrieb, darunter die weitverbreiteten süßlichen „Stunden der Andacht", in deren ersten Bänden Christus alles gilt, am Ende des Werkes aber seiner Glorie gänzlich entkleidet ist.

4. Johann Karl August Musäus (1735—1787), der Lehrer Kotzebues, schrieb mehrere satirische Romane, in denen er den „Don Quijote" zum Vorbild nahm, ohne freilich das Vorbild zu erreichen. Musäus verfolgte einen guten Zweck mit diesem Roman. Er wollte übertriebene Geistesrichtungen, wie z. B. der Weltschmerz eine war (vgl. Goethes Jugend), bekämpfen. Gegen die Sentimentalität, wie sie der englische Dichter Richardson[1]

[1] Samuel Richardson (1689—1761), einer der berühmtesten englischen Romandichter älterer Zeit. Seine bekanntesten Romane sind: Pamela, Clarissa Harlowe und Sir Charles Grandison.

Digitized by Google

durch den Roman Sir Charles Grandison bei seinen Lesern pflegte, schrieb er den Roman „Grandison der Zweite", später „Der deutsche Grandison" genannt. Viel bedeutender sind seine „Volksmärchen der Deutschen" (1782—1786), welche er in ironischer Weise erzählte und mit älteren Sagenstoffen durchflocht, eine Sammlung, durch die er den Sinn für diese trefflichen Volksdichtungen erweckte.

5. Der berühmte und edle Züricher Pädagog und Philanthrop Joh. Heinrich Pestalozzi (1746—1827) hat in seinem vorhin genannten idyllischen Roman „Lienhard und Gertrud" (1781—1785) eine bessere Volksbildung angestrebt, und zwar mit einer so wohltuenden Wahrheit und Innigkeit, daß das Buch unsern modernen Volksschriftstellern wohl als ein Leitstern für ihre Schreibart dienen dürfte.

6. Auch drei Frauen gehören hierher, nämlich: Charlotte von Kalb (1761—1843), einst von Schiller, Hölderlin und Jean Paul hoch verehrt, die nach trauriger, verwaister Jugend, unglücklicher Ehe und völligem Verlust ihres einst fürstlichen Vermögens, völliger Erblindung anheimgefallen, (1810) durch Prinzeß Marianna von Preußen ein Asyl im Schlosse zu Berlin fand und bis zum Tode geistig stark und klar blieb. In ihrem der Tochter diktierten, erst nach der Verfasserin Tode veröffentlichten Roman „Cornelia" sind ihre Memoiren enthalten, voll feiner Beobachtungsgabe, aber schwärmerisch angehaucht. — Friederike Sophie Karoline von Wolzogen, geb. von Lengefeld (1763—1847), Schillers Schwägerin, bekundete in dem Roman „Agnes von Lilien" ideal vornehme Lebensanschauung und schrieb mit wahrer Herzenswärme „Schillers Leben". — Therese Huber (1764—1829), Tochter des Göttinger Philologen Heyne, in erster Ehe an den Weltumsegler Forster[1], später an Huber (Freund Schillers und Körners) verehelicht, schrieb geistvolle, aber zu freie Romane, die nur oberflächlichen Lesern zusagten.

Vierte Gruppe.

Die Romantiker.

§ 88. Wesen und Wirksamkeit der romantischen Schule.

1. Wir kommen nun zu einer Schar Dichter, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts im mittleren und nördlichen Deutschland auftauchten und durch ihre hohe Begeisterung wie durch herrliche Begabung für Dichtung

[1] Johann Georg Forster (1754—1794) bewährte sich namentlich in seinen „Ansichten vom Niederrhein" (1790) als geistvoller und gewandter, aber von einseitigsten Aufklärungsideen erfüllter Schriftsteller.

Digitized by Google

und Wissenschaft, durch reiche Kenntnis der Geschichte und der Sprachen, durch ihr ungemein reges literarisches Wirken, besonders aber durch ihr neues, jugendlich ideales Streben, die Poesie und das Leben ihrer Zeit gänzlich umzugestalten, außerordentliches Aufsehen machten.

Ihr geographischer Vereinigungspunkt war die Universitätsstadt Jena. Einer der Genossen, Heinrich Steffens, schreibt begeistert über das Leben in Jena: „Es war wohl eine schöne Zeit; ein neues Zeitalter wollte beginnen und regte sich in allen empfänglichen Gemütern. Wo wir hinsahen, erblickten wir bedeutende Männer: den starken Fichte, den mächtigen Schelling, dessen gewaltiges Ringen uns anzog, Tieck, die Gebrüder Schlegel; Novalis erschien als Gast; Schleiermacher, obgleich fern, gehörte dem Kreise an; und wenngleich mancher Widerstreit unter so entschiedenen Naturen sich frühzeitig entwickeln mochte, wir kannten ihn nicht, ahnten ihn kaum, erblickten nur den blühenden Frühling einer neuen geistigen Zeit, den wir mit jugendlicher Heftigkeit frohlockend begrüßten."

2. Der hauptsächlichste Bahnbrecher und Vertreter dieser Geistesrichtung, Friedrich von Schlegel, gab auch die Veranlassung zu dem Namen „Romantiker", den die Genossen sich zulegten, indem er nämlich erklärte, der Höhepunkt deutscher Dichtung sei der Roman, besonders Goethes Roman „Wilhelm Meister", aus dem er, im einzelnen ihn darlegend, den Begriff des Romantischen als der Universal- oder Weltpoesie ableitete.

Die genauere Erklärung des Wesens des „Romantischen"[1] wird uns folgende Zusammenstellung von Äußerungen verschiedener Jünger dieser Schule verschaffen:

Fr. v. Schlegel sagt: „In der Romantik liegt das Streben nach einem unendlichen Gedichte, welches die Keime aller andern Gedichte in sich verhüllt." — „Im Orient", sagt er ein anderes Mal, „müssen wir das höchste Romantische suchen, d. h. das tiefste und innigste Leben der Phantasie"; ferner: „Die romantische Poesie ist eine progressive Universalpoesie. Ihre Bestimmung ist nicht bloß, alle getrennten Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen und die Poesie mit der Philosophie und Rhetorik in Berührung zu setzen; sie will und soll auch Poesie und Prosa, Kunstpoesie und Naturpoesie bald mischen, bald verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig und das Leben und die Gesellschaft poetisch machen." Andere Urteile: „Alle tausendfarbigen Erscheinungen der Wissenschaft und Kunst müssen endlich in einen Brennpunkt zusammenstrahlen, und dieser muß hinfallen auf die Stelle, wo der Dichter steht. Also Kunst, Wissenschaft, das ganze Leben selbst soll zur Poesie werden." Und nochmals Fr. v. Schlegel: „Nach meiner Ansicht und meinem Sprachgebrauch ist das romantisch, was uns einen sentimentalen Stoff in einer phantastischen, d. h. einer ganz durch die Phantasie bestimmten Form darstellt."

3. Was nun diese jungen Männer in eine Schule zusammenführte war erstens eine gemeinsame Trauer darob, daß seit dem Hingang der

[1] Das Wort „romantisch" hat mit der Zeit mehrfache Nebenbedeutungen erhalten, so daß es für abenteuerlich, phantastisch, wunderbar, ahnungsvoll, erhaben, wildschauerlich gebraucht wird. Menzel nimmt es für „anfremdend".

Digitized by Google

großen Dichtergenien allerlei gemeiner und fremder Stoff, wie das Leben und Treiben von verkommenen Rittern und Räubern, Frivolität und Lüsternheit, alltägliche Prosa (Iffland), seichteste Aufklärung, platteste Verstandesarbeit (Nicolai 2c.), Verspottung der Tugend (Kotzebue) usw., in die Poesie eindrang. Solchem Unwesen konnte nur romantisches poetisches Schaffen wie ein die Luft reinigender Luftzug ein Ziel setzen und so die Tiefe des deutschen Gemütes, den Adel der wahren Poesie, den Ernst der Religion und der Sittlichkeit wieder zu Ehren bringen.

Zweitens war die Poesie dem Leben, der Wirklichkeit überaus fremd geworden.

Das Leben war in jeder Hinsicht untergegangen in einer engherzigen Beschränkung, in einem spießbürgerlichen Philistertum. Besonders stand es so in Norddeutschland [1]. Nur dem Abklatsch ihres eigenen prosaischen Alltagslebens rief die Masse (vgl. S. 312) noch Beifall; nur der ihren Leidenschaften schmeichelnde Kotzebue konnte sie noch begeistern. Was Wunder, wenn da die Romantiker auf Deutschland hinblickten wie auf eine unaussprechlich langweilige Gegend voll verschmachtender Dürre und farbloser Leere! — Indem sie aber nach der Ursache dieses trostlosen Zustandes forschten, fanden sie dieselbe bald in der herrschenden Freigeisterei, in der „Aufklärung". Sie erkannten: je mehr das Band gelockert wird, das den Menschen an das Übersinnliche knüpft, desto sinnlicher und prosaischer wird auch der Mensch. Also beklagten diese Männer aufs tiefste die falsche Aufklärung, „die durch eine neue europäische Zunft von Philantropen bis unter das gemeine Volk verbreitet war" (Novalis).

Drittens. Die traurige Lage des Vaterlandes, die Knechtung der deutschen Nation durch Napoleon entflammte diese starken Jünglingsseelen zum Befreiungskampf gegen die Unterdrücker, den sie wie einen Kreuzzug auffaßten, in welchem nicht bloß um Freiheit und nationale Selbständigkeit, sondern auch um Wiedererwerbung der höchsten Güter, Religion, deutsche Sitte, Treue und Wahrheit, mit Schwert und Feder gekämpft werden müsse.

4. Nach dem Vorausgehenden ist es nicht zu verwundern, daß die Romantiker, welche die Geschichte gründlich kannten, sich mit Bewunderung und Sympathie in jene Zeit versenkten, da es in Europa, insbesondere in Deutschland, ganz anders aussah, da das Leben vom reinen, positiven Christentum durch und durch beseelt, da alles öffentliche und das Familienleben poetisch verklärt war, da man mit den Augen des Dichters allenthalben das Leben und die Welt betrachtete, da man mit des Dichters Herzen fühlte und empfand. Diese Zeit war das Mittelalter, deshalb auch altromantische Zeit genannt. Darum ergriff die Jünger der Romantik

[1] Weimar und Jena machten damals freilich eine Ausnahme. Es war die dortige Atmosphäre gleichsam poetisch geworden. Aber Weimar und Jena waren nur zwei Punkte im Vaterland; und selbst an diesen zwei Punkten beschränkte sich das poetische Leben auf den Hof und die von ihm Bestrahlten.

Digitized by Google

mächtige Sehnsucht nach solch einer Zeit, was August von Schlegel also ausspricht:

Eins war Europa in den großen Zeiten,
Ein Vaterland, des Boden hehr entsprossen,
Was Edle kann in Tod und Leben leiten;
Ein Rittertum schuf Kämpfer zu Genossen,
Für einen Glauben wollten alle streiten;
Die Herzen waren einer Lieb' erschlossen;
Da war auch eine Poesie erklungen,
In einem Sinn, nur in verschied'nen Zungen.

Nun ist der Vorzeit hohe Kraft zerronnen;
Man wagt es, sie der Barbarei zu zeihen.
Sie haben enge Weisheit sich ersonnen:
Was Ohnmacht nicht begreift, sind Träumereien;
Doch mit unheiligem Gemüt begonnen,
Will nichts, was göttlich ist von Art, gedeihen.
Ach, diese Zeit hat Glauben nicht noch Liebe:
Wo wäre denn die Hoffnung, die ihr bliebe?

Die Sympathie für das Mittelalter wuchs um so mehr, je mehr sie die nationalen Dichtungen aus dieser Zeit kennen lernten. Hand in Hand mit dieser Gesinnung ging die gerechtere Würdigung jener Zeit und der sie leitenden katholischen Kirche, ihre Lehren und Gebräuche, ihres an sinnvollen Zeremonien und Symbolen so reichen Kultus, sowie der von ihr gepflegten Künste (Baukunst, Skulptur, Malerei und Musik). Einzelne führte diese Begeisterung zum Übertritt zu der katholischen Kirche, die meisten freilich nur bis zur Pforte derselben, wo sie als Ästhetiker des Katholizismus Halt machten.

5. So rafften sich denn die Romantiker auf, um als neue Minnesänger die Vergangenheit wiederzuerwecken, um, die Harfe in der Hand, das heilige Land des kindlichen Glaubens wiederzuerobern. — Sie lebten sich mit allem Ernste in die altromantische Zeit hinein, begeisterten sich außerordentlich für deren Wunderglauben, ihre religiöse Beschaulichkeit, für das Minnewesen und den Ritterdienst, für die mittelalterlichen Sagen und Märchen und sangen dann in solcher Stimmung. Als die „Nachtigallen" der Neuzeit wanderten sie aus der winterlichen Gegenwart in die warmen Regionen des Mittelalters und suchten durch ihren Gesang alle andern nachzulocken. — In dieser Absicht und in diesem Geiste schufen sie viele eigenartige Dichtungen. Begreiflicherweise ließen sie darin die Phantasie nach Herzenslust schalten und walten, und ebendeshalb wandten sie auch mit Vorliebe den Humor und die Ironie darin an, bei denen die Phantasie ja so recht beschäftigt ist. — Sie produzierten aber nicht nur, sie brachten auch die alten Dichtungen wieder zu Ehren, selbst die der Italiener und Spanier. Da sie ferner im Morgenlande noch zu ihrer Zeit das Reich

Digitized by Google

der Poesie blühen sahen, so machten sie auch Ausflüge nach dem Orient und brachten reiche Ausbeute mit in die Heimat.

Ja, es war „eine Feenzeit, da das wunderbare Lied, das in allen Dingen gebunden schläft, zu singen anhob, wie die Waldeinsamkeit das uralte Märchen der Natur wiedererzählte, von verfallenen Burgen und Kirchen die Glocken wie von selber anschlugen und die Wipfel sich rauschend neigten, als ginge der Herr durch die weite Stille, daß der Mensch in dem Glanze betend niedersank" (v. Eichendorff).

6. Fürwahr, sie steckten sich ein hohes Ziel; ein Riesenplan war es, den sie faßten. Kein Wunder, daß die Romantik überraschte wie ein Meteor. Um so größer war das Erstaunen, als diese Bewegung nicht von katholischen Dichtern, sondern von norddeutschen Protestanten ausging, von Novalis, den Gebrüdern Schlegel und Tieck[1]. So rastlos sie aber auch schafften, so begabt sie auch waren, so freudig ihnen auch ein Teil der Gebildeten zujauchzte, — ihr Plan blieb nur ein schöner Traum, ähnlich wie der des Hainbundes.

Was waren hiervon die Ursachen? Zuvörderst gewiß der große Mißkredit, in den das Mittelalter durch die Geschichtschreibung gekommen war. Schon durch die Namen „Mittelalter", „alte Kirche" wurden viele zurückgeschreckt und verscheucht. — Dann aber waren sich diese Männer selbst nicht ganz klar über die Tragweite ihres Vorhabens. Bald zeigte sich an ihnen ein unsicheres Suchen und Herumtappen. „Rückkehr zum Mittelalter" war ihre Parole; aber sie bedachten nicht, daß sie dann geradezu in den Schoß der alten Kirche zurückkehren müßten. Nur wenige gingen konsequent so weit. Die meisten blieben gleichsam vor der Kirchtüre stehen, schauten mit Ehrfurcht am katholischen Dome hinauf und hinein und riefen begeistert: „Wie schön! wie sinnreich!" Zum entscheidenden Glauben aber kamen sie nicht. Sie waren nur Ästhetiker des Katholizismus, wollten nur sein Äußeres, nur seinen Leib, nicht seine Seele (die katholische Lehre). So kam in ihre Dichtungen eine gewisse Halbheit und Unwahrheit. Die Leser fühlten diese wohl heraus und wurden verstimmt, nicht gewonnen. — Ebenso schlich sich bei mehreren Romantikern die Unnatürlichkeit ein, In übertriebener Ironie schmähten und beschimpften sie die Wirklichkeit und verfielen der zügellosesten Phantasterei. Solche Unnatur wirkte abstoßend. — Endlich zählten die Romantiker in ihren Reihen nicht wenige, die keineswegs so priesterlich ernst wie Wolfram, so kindlich fromm wie Hartmann lebten. Gar manche wandelten als Menschen in Sümpfen und finstern Schluchten, während sie als Dichter hoch oben in reinen Lüften sangen[2]. Arnim nennt einen solchen Romantiker einen Reisenden, „der zieht in alle Welt und spricht vom Christentum in tausend Worten; aber seine Worte haben keine Kraft des ewigen Lebens, weil seine Liebe ohne Tat ist; von ihm kommen alle neuen poetischen Christen, ich rede von denen, die es nur in ihren Liedern sind". Wie

[1] Brentano, Görres, v. Eichendorff waren von Haus aus Katholiken. Sie schlossen sich aber erst an, als von Novalis und andern die Parole ausgegeben war.

[2] Einige suchten sogar anfangs, selbst als Dichter, Gott und der Welt, dem Geist und dem Fleische zugleich zu dienen. Wir besitzen z. B. von Tieck einige Romane, und selbst von Friedrich v. Schlegel einen solchen („Lucinde"), die sogleich an die Wielandschen erinnern. Diese Jugendsünden ihrer Muse wurden natürlich von ihren Gegnern ins schwarze Buch geschrieben und oft genug als Waffen gegen sie gebraucht.

Digitized by Google

konnten aber solche Kreuzritter das Gelobte (altromantische) Land wiedererobern? Sie überraschten eben wie gewandte Darsteller der Bühne. Man rief vielleicht Beifall, weiter aber achtete man ihrer nicht. — Aus diesen vier Ursachen erklärt sich leicht, wie die Romantik, die wie ein Meteor am deutschen Himmel aufflammte, auch wie ein Meteor verschwinden konnte.

7. Dennoch bleibt den Romantikern ein großes Verdienst. Abgesehen davon, daß sie der gerechten Würdigung des Mittelalters den Weg bahnten, haben sie sehr viel für die Poesie getan: ihre dichterischen Versuche fielen meist glänzend aus; einen großen Schatz von Phantasie und Geist speicherten sich darin auf. Stoffe und Formen neuer Art häuften sie in reicher Auswahl an. Alle alten guten Dichtungen holten sie herbei, die mitteldeutschen ins Neudeutsche, die ausländischen ins Deutsche trefflich übersetzend (Tasso, Dante, Ariost[1], — Cervantes[2], Calderon[3], — Camoëns[4], — Shakespeare). Fürwahr, sie stellten für die nachkommenden Dichter eine große und reichbesetzte Tafel auf. Die Lyriker zehrten davon bis in die jüngsten Tage. Und wie viel trugen die Romantiker dazu bei, daß unsere Literatur zur Weltliteratur voranschreiten kann! Wie hätte sich Herder (vgl. S. 320 und 329) darob gefreut, wenn er es erlebt hätte! Endlich sei noch das anerkannt, daß sie (vgl. Friedrich von Schlegel) die Wissenschaft der Literaturgeschichte begründeten, die deutsche Sprachforschung (Gebrüder Grimm[5]) mächtig anregten und der Malerei und Skulptur zu neuer Blüte verhalfen. Insbesondere gewann die neue Malerschule eines Overbeck und Cornelius tiefe Anregungen aus Wilhelm Heinrich Wackenroders (1773—1798) „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders".

---

[1] Arioſt (geb. 1474 zu Reggio; geſt. am Hofe zu Ferrara 1533) zählt zu den erſten italieniſchen Dichtern. Sein berühmtes romantiſches Epos Orlando furioso iſt der Form nach höchſt vollendet, aber vielfach locker.

[2] Cervantes (geb. zu Alcala 1547; beſchloß ſein mühſeliges Leben in einem Spital zu Madrid 1616) iſt der größte ſpaniſche Proſadichter (Novelliſt, Romandichter). Sein in ſehr viele Sprachen überſetzter Roman „Don Quijote" ſtellt das verkommene Rittertum und deſſen Zeit ſatiriſch dar.

[3] Calderon (geb. 1600 zu Madrid; geſt. als Prieſter daſelbſt 1681) iſt der größte ſpaniſche Dramatiker, ebenſo genial wie fruchtbar. Er brachte das ſpaniſche Drama zur höchſten Blüte. Er ſchrieb ebenſoviele geiſtliche Dramen wie weltliche.

[4] Camoëns (geb. 1525 zu Liſſabon; ſtarb wie Cervantes ganz arm 1580) verherrlichte die Heldentaten der Portugieſen in einem Epos Os Lusiadas (die Luſitanier), welches voll patriotiſchen Feuers iſt.

[5] Die Gebrüder Grimm — nämlich Jakob Grimm (1785—1863) und Wilhelm Grimm (1786—1859) waren hochberühmte Profeſſoren der Sprachwiſſenſchaft zuerſt in Göttingen, ſpäter in Berlin. Jakob fühlte, wie niemand vor ihm, die natürliche, der Sprache innewohnende Poeſie. Beide ſammelten die deutſchen Kindermärchen, die ſich in die unterſten Stände zurückgezogen hatten, machten ſie in herzgewinnender, klaſſiſcher Sprache dem ganzen Volke wieder zu eigen und lieferten ein in ſeiner Art vollkommenes Kunſtwerk, das auch im Ausland Beifall und Nachahmung fand.

Digitized by Google

§ 89. Die Häupter der romantischen Schule.

1. Vier Männer von fast gleichem Alter werden als die Häupter oder Führer der romantischen Schule betrachtet, nämlich Novalis, die Gebrüder Schlegel und Tieck. Der erstgenannte war eigentlich der Vater der neueren Romantik; er legte den ersten Stein zum Aufbau der Schule. Die nächsten Geistesverwandten des Novalis waren die Gebrüder Schlegel und Tieck. Diese Männer suchten mit aller Energie den Bau fortzusetzen und zu vollenden, zu welchem Novalis den Grund gelegt hatte. Die beiden Schlegel betätigten sich hierbei mehr als Bauführer, Tieck aber als der fleißigste und begabteste Bauarbeiter Die ersteren dienten nämlich der Romantik vorzüglich als Gelehrte, als Kritiker, Tieck hingegen als fruchtbarer Dichter.

2. Friedrich von Hardenberg oder Novalis (wie er sich nach einem Familiengute als Dichter nannte) wurde am 2. Mai 1772 auf dem Gute Wiederstedt in der Nähe von Eisleben (in der Grafschaft Mansfeld) geboren. Seine Knabenzeit brachte er in Weißenfels zu, wo sein Vater Salinendirektor war; dann besuchte er das Gymnasium in Eisleben, die Universität Jena (1791), wo er Schiller mit Bewunderung hörte und Kantsche Philosophie in sich sog, dann die von Leipzig und Wittenberg, um die Rechte, später die Bergakademie zu Freiberg, um das Bergfach zu studieren. Der frühe Tod seiner allzu jungen ersten Braut erweckte in ihm lebhafte Todessehnsucht, so daß er bewußt ein wahres Traumleben lebte, bis er eine andere Braut fand. Er wurde (1799) Salinenassessor zu Weißenfels, später Amtshauptmann und starb am 25. März 1801 in den Armen seines Freundes Fr. v. Schlegel.

Er war groß und schlank und von einfachem Äußern. Um sein durchsichtiges, wohlwollendes Angesicht wallte hellbraunes Lockenhaar; allenthalben war er beliebt, aber todkrank von Jugend auf. Steffens schreibt über ihn: „Seine feinen Lippen, zuweilen ironisch lächelnd, für gewöhnlich ernst, zeigten die größte Milde und Freundlichkeit. . . . Wenige Menschen hinterließen mir für mein ganzes Leben einen so tiefen Eindruck." — Unter der Obhut seiner Eltern, die fromme Herrnhuter waren, schlug die Religion tiefe Wurzeln in seiner Seele. So schmerzlich wie er empfand es darum kein Romantiker, daß die Religion „wie eine fremde, unscheinbare Waise ohne Bürgerrecht" auf die Straße gesetzt sei. Er benannte die herrschende seichte Aufklärung treffend „Abklärung", und er kündigte dem „Erdgeist" am feurigsten den Krieg an:

Helft uns nur den Erdgeist binden,
Lernt den Sinn des Todes fassen
Und das Wort des Lebens finden;
Einmal kehrt euch um.

Digitized by Google

Deine Macht muß bald verschwinden,
Dein erborgtes Licht erblassen,
Werden dich in kurzem binden,
Erdgeist, deine Zeit ist um.

Frühzeitig zeigte er Vorliebe für tief religiöse, mystische Schriften. Jene von Zinzendorf (welcher die Bürgergemeinde zu Herrnhut in Sachsen stiftete und viele hundert geistliche Lieder dichtete) und von Böhme (der sich vom Schuster zum Philosophen emporschwang) sowie katholische Erbauungsbücher waren seine Lieblingslektüre. — Seine religiöse Anschauung machte übrigens verschiedene Wandlungen durch: anfangs faßte er das Wesen des Christentums keineswegs ganz entschieden und richtig auf; aber er wurde mehr und mehr positiv gläubiger. Ein geläuterter Katholizismus, meinte er später, wäre die echte Religion. Immer mehr näherte er sich der alten Kirche; immer mehr versöhnte er sich mit ihren Institutionen und Lehren; darum rief er auch tief aus dem Herzen: „Europa muß sich versöhnen (nämlich mit der alten Kirche) und auferstehen!"

Novalis war es auch, der es am klarsten aussprach, daß der „Erdgeist" gerade durch die Poesie am leichtesten und entschiedensten vertrieben werde; deshalb bot er die Poeten zum Heerbann gegen denselben auf. Am Herzen der Poesie sollte die erkaltete Menschheit wieder erwärmt, für Gott und das Übersinnliche, für das Reich der Wunder, für das Ewige aufs neue entflammt werden. Reich und arm, hoch und nieder, Fürsten und Untertanen, Gelehrte und Handwerker sollten durch die Poesie wieder mit religiöser Begeisterung erfüllt werden. — Seine eigenen Dichtungen blieben aber fast alle nur Fragmente. So der Roman „Die Lehrlinge zu Sais", wo in Gesprächsform des Dichters Anschauungen über Natur und Menschen entwickelt werden. Auf Tiecks Anregung schrieb er den von den Romantikern als ein Wunderwerk dichterischer Kunst gepriesenen Roman „Heinrich von Ofterdingen", der zwei Teile umfassen sollte; doch ist nur der erste vollendet, der zweite kaum begonnen, weil der Tod den Dichter unter der Arbeit überraschte. Einzelne Szenen darin sind in Sprache und Stil zauberhaft schön und anmutig und die eingewobenen Lieder voll inniger Heiterkeit.

Der Held des Romans ist der im „Wartburgkriege" auftretende Minnesänger gleichen Namens. Seine Heimat ist Eisenach, sein Vater ein dort ansässiger, tüchtiger Handwerker, seine Mutter eine geborne Augsburgerin, die Tochter des reichen und angesehenen Schwaning. Novalis schrieb den Roman nicht, um diese oder jene Begebenheit darzustellen, sondern um an dem Faden von Heinrichs Leben seine Ansichten über das Wesen der Dichtkunst, über ihre hohe Bestimmung in der Welt, über ihre allbeseligende Macht darzutun. „Das Ganze sollte", wie er selbst es aussprach, „eine Apotheose der Poesie sein. Heinrich wird im ersten Teil zum Dichter reif und im zweiten als Dichter verklärt."

Für sein gelungenstes erklärte Novalis selbst seine „Hymnen an die Nacht", die Frucht seiner Trauer um die erste Braut. Er wendet sich darin von dem sinnzerstreuenden Tageslicht abwärts zu der schweigenden

Digitized by Google

Nacht, um über Liebe, Jenseits, Tod und Erlösung zu sinnen. Die Hymnen atmen in der Tat tiefen, wahren Gottesfrieden. — Doch seine erhabensten Töne schlagen seine „Geistlichen Lieder“ an, in welche sich seine kindlich gläubige Liebe zu Christus ergoß; sie sind in jeder Beziehung Perlen. Er wollte nach und nach im Vereine mit Tieck ein ganzes Gesangbuch bearbeiten, brachte es aber nur bis zu 15 Liedern: „Wenn alle untreu werden“, „Was wär' ich ohne dich gewesen“, „Wenn ich ihn nur habe“, „Wer einsam sitzt in seiner Kammer ꝛc.“; die besten daraus wurden für viele Gemüter wahre Trostesengel. Auch Maria besang er mit Innigkeit. Die bekanntesten und gediegensten seiner weltlichen Lieder sind in seinen „Heinrich von Ofterdingen“ eingeflochten, nämlich das einzig schöne Weinlied: „Auf grünen Bergen wird geboren“; das kernige Bergmannslied: „Der ist der Herr der Erde, wer ihre Tiefen mißt“; das schalkhafte Mädchenlied: „Sind wir nicht geplagte Wesen?“ und das merkwürdige Kirchhofslied: „Lobt doch unsre stillen Feste“. — Zum Schluß der Würdigung des Dichters sei das Wort Schleiermachers erwähnt: Novalis ist ein göttlicher Jüngling; ihm wurde alles Kunst, was sein Geist berührte, seine ganze Weltbetrachtung zu einem großen Gedicht.

1. Seligkeit in Jesu.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts als Andacht, Lieb' und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf' ich fröhlich ein;
Ewig wird zu süßer Labe
Seines Herzens Flut mir sein,
Die mit sanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich ihn nur habe,
Laff' ich alles gern,
Folg' an meinem Wanderstabe
Treu gesinnt nur meinem Herrn,
Lasse still die andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt,
Selig wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält;
Hingesenkt im Schauen,
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

Wo ich ihn nur habe,
Ist mein Vaterland,
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbteil in die Hand;
Längst vermißte Brüder
Find' ich nun in seinen Jüngern wieder.

2. Maria.

Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt;
Doch keins von allen kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt.

Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüte steht.

Digitized by Google

5. Der Wein.

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt.
Die Sonne hat ihn sich erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Das zarte Schoß quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen
Ins unterirdische Geschoß;
Er träumt von Festen und von Siegen
Und baut sich manches luft'ge Schloß.

Es nahe keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

Denn unsichtbare Wächter stellen
Solang er träumt, sich um ihn her,
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr luftumwund'ner Speer.

Sowie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen sehn,
Läßt ruhig seine Priester schalten
Und kommt heraus, wenn sie ihm flehn.

Aus seiner Wiege dunklem Schoße
Erscheint er im Kristallgewand;
Verschwieg'ner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

Er spritzt in ungezählten Strahlen
Sein inn'res Leben in die Welt;
Die Freude nippt aus seinen Schalen
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut;
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

Proben bei Kellner: Erlösung; Trost von oben; Treue; Die Macht des Dichters; — bei Hellinghaus: Bergmannslied; Geistliche Lieder; Kreuzgesang.

3. Nun müssen als Säulen der romantischen Schule die adligen Brüder August Wilhelm und Friedrich von Schlegel, geborne Hannoveraner, Söhne des 1793 in Hannover verstorbenen Superintendenten Johann Adolf Schlegel, genannt werden. Beide waren grundgelehrte, geistreiche Männer, in den Sprachen, in der Geschichte besonders zu Hause. Mit Vorliebe, aber auch mit ebensoviel Geschick und Geist verlegten sie sich auf die Kritik und stiegen rasch so im Ansehen, daß es schien, die Lücke sei durch sie ausgefüllt, die seit Lessings Tod vorhanden war. Durch Vorlesungen und Schriften, Charakteristiken und Kritiken wirkten sie rastlos für die Hebung und Vervollkommnung der deutschen Poesie und des künstlerischen Geschmackes. In der Kritik überragte Friedrich den älteren Bruder; umgekehrt gebührt August Wilhelm als Dichter der Vorrang vor Friedrich. Vor allem zeigten sich beide in der Form und Sprache als große Meister, und im Sonette leistete August Wilhelm das Höchste. Unübertroffen sind ihre Verdienste als Übersetzer: Dante, Shakespeare, Calderon sind uns durch sie, besonders durch August Wilhelm, ihrem ganzen Wesen nach erschlossen. Wir müssen aber doch nun beide getrennt besprechen.

Digitized by Google

a) August Wilhelm von Schlegel, geb. 8. September 1767 in Hannover, studierte Philologie in Göttingen, war dort Bürgers „Lieblingsjünger", wurde 1791 Hofmeister in Amsterdam, 1796 Privatdozent in Jena und später Professor, schloß sich anfangs Schiller an, dessen Bilderpracht, Pathos und glanzvolle Diktion er bewunderte, zog sich aber später wieder von ihm zurück. Er besuchte nach friedlicher Trennung von seiner ersten Frau, Karoline, geb. Michaelis, welche vorher mit Böhmer und mit Forster und später mit Schelling verehelicht war, mit Frau von Staël[1] Rom, Paris, Wien, Stockholm, ehelichte zu Bonn (1818) die Tochter des Kirchenrates Paulus, um auch von ihr sich bald wieder zu trennen, und starb ebendort am 12. Mai 1845.

August Wilhelm von Schlegel hielt 1801 und in den drei folgenden Wintern in Berlin, 1808 in Wien Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, die, in drei Bänden gedruckt, einen bleibenden Bestandteil unserer klassischen Literatur bilden, später wieder in Berlin solche über „Theorie und Geschichte der bildenden Künste"; 1797—1801 gab er die Shakespeare-Übersetzung heraus, das Vollendetste, was es an Übersetzungen gibt, 1803—1809 das „Spanische Theater", außerdem die Geist und Herz erquickenden „Blumensträuße der italienischen, spanischen und portugiesischen Poesie", 1823—1830 die „Indische Bibliothek". Er war es auch, der zuerst auf die glänzenden Erzeugnisse des Mittelalters in Leben und Poesie hinwies.

b) Friedrich von Schlegel*, geb. 10. März 1772, war zuerst Kaufmannslehrling in Leipzig, dann begann er in Göttingen das Studium (anfangs Jus, dann Philologie) und setzte es in Leipzig fort, wo er jedoch ein leichtsinniges Leben führte und beinahe Selbstmörder geworden wäre. Er schwärmte zuerst für Schiller, entzweite sich aber mit ihm infolge einer ungerechten Rezension seines Musenalmanachs. In Berlin, wohin er 1797 zog, befreundete er sich mit Dorothea Veit, geb. Mendelssohn, die er 1804 ehelichte; 1808 trat er mit ihr zur katholischen Kirche über. Die vielen Anfeindungen, die ihm aus diesem Schritte erwuchsen, half ihm der nun gewonnene innere Friede leicht ertragen. 1809 wurde er Hofsekretär in der kaiserlichen Kanzlei zu Wien, und im Hauptquartier des Erzherzogs Karl verfaßte er die zündenden Proklamationen an die Armee. Am 11. Januar 1829 starb er in Dresden am Schlagflusse. „Die Forschung über die Gewißheit und Wahrheit im Wissen" beschäftigte ihn zuletzt. Er gelangte bis zu den Worten: „Das ganz vollendete und vollkommene Verstehen selbst aber" — da entriß ihm der Tod die Feder. „Der

[1] Baronin Germaine von Staël, geboren als die Tochter des Ministers Necker zu Paris 1766, 1802 Witwe, wurde wegen ihrer freimütigen, heftigen, Napoleon mißliebigen Äußerungen aus Paris und Umgebung, 1810 wegen ihrer Schrift De l'Allemagne aus Frankreich verbannt und starb nach weiten Reisen 1817 in Paris, viele prosaische und poetische Schriften hinterlassend.

Digitized by Google

große Geist hätte in keinem bedeutungsvolleren Momente entrückt werden können! Welch ein ergreifender und zugleich eindrucksvoll belehrender Abschluß rastloser Forschung nach Wahrheit!" (Brühl.) — Sein Jugendwerk „Lucinde" (1799), ein sittlich anstößiger Roman, wurde von ihm selbst sehr bedauert, er ließ ihn auch nicht mehr drucken.

Friedrich von Schlegel hielt 1802 in Paris Vorlesungen über Philosophie, deutsche Literatur und die Romantik, redigierte von hier aus das „Neue Athenäum" und die Monatschrift „Europa" und gab 1808 die Frucht seiner Pariser Studien „Über die Sprache und Weisheit der Inder" heraus; in Wien hielt er in den Wintern 1810 und 1812 Vorlesungen über die „neuere Geschichte" und „die Geschichte der alten und neuen Literatur", wodurch er die Literaturgeschichte zur Wissenschaft erhob. 1827 veranstaltete er Vorträge über „Philosophie des Lebens", in welchen er das innere und geistige Leben in seiner ganzen Fülle darstellen wollte, 1828 solche über die „Philosophie der Geschichte" in entschieden christlichem Sinne; in demselben Jahre reiste er nach Dresden, um dort Vorlesungen „über Philosophie der Sprache und des Wortes" zu halten.

1. Arion.

(Von A. W. v. Schlegel.)

Arion war der Töne Meister,
Die Zither lebt' in seiner Hand;
Damit ergötzt' er alle Geister,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er schiffte goldbeladen
Jetzt von Tarents Gestaden,
Zum schönen Hellas heim gewandt.

Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen,
Ihn liebt der Herrscher von Korinth;
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich gesinnt:
„Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt."

Arion sprach: „Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust;
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sei auch vieler Tausend Lust.
An wohlerworb'nen Gaben
Wie werd' ich einst mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt!" —

Er steht im Schiff am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind und warm.
„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß sie nun in meinem Arm!
Wir wollen mit Geschenken
Die Götter reich bedenken
Und jubeln in der Gäste Schwarm." —

Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut;
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menschen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern;
Doch bald umringen sie ihn laut.

„Du darfst, Arion, nicht mehr leben:
Begehrst du auf dem Land ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben;
Sonst wirf dich in das Meer hinab." —
„So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab." —

„Nein, nein! wir lassen dich nicht wandern,
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verrietst du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn wieder heim zu kommen
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt." —

Digitized by Google

„Gewährt mir denn noch eine Bitte,
Gilt mich zu retten kein Vertrag:
Daß ich nach Zitherspieler-Sitte,
Wie ich gelebet, sterben mag.
Wann ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag!"

Die Bitte kann sie nicht beschämen,
Sie denken nur an den Gewinn;
Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„Und wollt ihr ruhig lauschen,
Laßt mich die Kleider tauschen;
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin!"

Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar;
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er strahlt im Morgensonnenschein.
Es staunt der Schiffer Bande;
Er schreitet vor zum Rande
Und sieht ins blaue Meer hinein.

Er sang: „Gefährtin meiner Stimme!
Komm, folge mir ins Schattenreich!
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Elysiums Heroen,
Dem dunkeln Strom entflohen,
Ihr Friedlichen, schon grüß' ich euch!

„Doch könnt ihr mich des Grams entbinden?
Ich lasse meinen Freund zurück.
Du gingst, Eurydicen zu finden;
Der Hades barg dein süßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchtest du der Sonne Blick.

„Ich muß hinab, ich will nicht zagen;
Die Götter schauen aus der Höh'.
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblasset, wenn ich untergeh'!
Den Gast, zu euch gebettet,
Ihr Nereiden, rettet!" —
So sprang er in die tiefe See.

Ihn decken alsobald die Wogen,
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort.
Eh' Fluten ihn ersticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.

Des Meers verworrenes Gebrause
Ward stummen Fischen nur verliehn;
Doch lockt Musik aus salz'gem Hause
Zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt' ihn oft bestricken,
Mit sehnsuchtsvollen Blicken
Dem falschen Jäger nachzuziehn.

So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menschenliebend sinn'ge Tier;
Er schwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Leier Zier;
Und kleine Wellen springen,
Wie nach der Saiten Klingen,
Rings in dem blaulichen Revier.

Wo der Delphin sich sein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts,
Da wird dereinst an Felsgestaden
Das Wunder aufgestellt in Erz.
Jetzt, da sich jedes trennte
Zu seinem Elemente,
Grüßt ihn Arions volles Herz:

„Leb wohl! und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen;
Gemeinschaft ist uns nicht verliehn!
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galatea zügeln,
Du wirst sie stolz und heilig ziehn!" —

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Korinthos' Zinnen,
Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb' und Lust geboren,
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Zither nur.

Digitized by Google

Er tritt hinein: „Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund, an deiner Bruſt.
Die Kunſt, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tauſend Luſt;
Zwar falſche Räuber haben
Die wohlerworb'nen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt."

Dann ſpricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander ſtaunend horcht.
„Soll jenen ſolch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umſonſt die Macht geborgt?
Die Täter zu entdecken,
Mußt du dich hier verſtecken;
So nahn ſie wohl ſich unbeſorgt."

Und als im Hafen Schiffer kommen,
Beſcheidet er ſie zu ſich her:
„Habt von Arion ihr vernommen?
Mich kümmert ſeine Wiederkehr." —
„Wir ließen recht im Glücke
Ihn zu Tarent zurücke."
Da, ſiehe! tritt Arion her.

Gehüllt ſind ſeine ſchönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar;
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in ſeiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Sie müſſen ihm zu Füßen ſinken,
Es trifft ſie wie des Blitzes Schein:
„Ihn wollten wir ermorden;
Er iſt zum Gotte worden!
O ſchläng' uns nur die Erd' hinein!" —

„Er lebet noch, der Töne Meiſter,
Der Sänger ſteht in heil'ger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geiſter,
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren:
Nie labe Schönes euern Mut!"

2. Zwei Sonette auf Maria.

(Von A. W. v. Schlegel.)

1. Ave Maria.

Die Jungfrau ruht, nur Demut ihr Geſchmeide,
Im Abendſchatten an der Hütte Tor.
Sie weiß nicht, daß ſie Gott zur Braut erkor,
Doch ſtilles Sinnen iſt ihr Seelenweide.

Da, ſieh! ein Jüngling tritt im lichten Kleide,
Den Palmenzweig in ſeiner Hand, hervor.
Voll ſüßen Schauers bebet ſie empor,
Denn ſeine Stirn iſt Morgenrot der Freude.

„Gegrüßt, Maria!" tönt ſein holder Mund
Und tut das wundervolle Heil ihr kund,
Wie Kraft von oben her ſie ſoll umwallen.

Und ſie, die Arm' auf ihre Bruſt gelegt,
Wo ſich's geheim und innig liebend regt,
Spricht: „Mir geſchehe nach des Herrn Gefallen."

2. Mater dolorosa.

Der Blutaltar, für Gottes Lamm bereitet,
Hat ſein geweihtes Opfer ſchon empfangen;
Und reuevolle Brüder zu umfangen,
Hält Chriſt am Kreuz die Arme ausgebreitet.

Digitized by Google

Er sieht voll Huld, die ihn hinausbegleitet,
Der Treuen Schar, in namenlosem Bangen:
Sie schaun auf ihn mit schmerzlichem Verlangen,
Was noch sein Wink für Tröstung ihnen deutet.

Der Mutter Antlitz blaßt in Todesschauer,
Die tränenlosen Augen sind verglommen,
Ihr stummer Mund vermag nicht mehr zu flehen.

Kein sterblich Weib erfuhr so tiefe Trauer.
Das prophezeit' ihr einst das Wort des Frommen:
„Es wird ein Schwert durch deine Seele gehen."

Proben bei Hellinghaus: Sibylle; Der hl. Lukas; Der Bund der Kirche mit den Künsten; Zueignung an die Dichter; In der Fremde; Das Sonett; Die hl. drei Könige.

Gelübde. (1809.)

(Von Fr. v. Schlegel.)

1. Es sei mein Herz und Blut geweiht,
Dich, Vaterland, zu retten!
Wohlan, es gilt, du seist befreit;
Wir sprengen deine Ketten!
Nicht fürder soll die arge Tat,
Des Fremdlings Übermut, Verrat
In deinem Schoß sich betten.

2. Wer hält, wem frei das Herz noch schlägt,
Nicht fest an deinem Bilde?
Wie kraftvoll die Natur sich regt
Durch deine Waldgefilde,
So blüht der Fleiß, dem Neid zur Qual,
In deinen Städten sonder Zahl
Und jeder Kunst Gebilde.

3. Der deutsche Stamm ist alt und stark,
Voll Hochgefühl und Glauben;
Die Treue ist der Ehre Mark,
Wankt nicht, wenn Stürme schnauben.
Es schafft ein ernster, tiefer Sinn
Dem Herzen solchen Hochgewinn,
Den uns kein Feind mag rauben.

4. So spotte jeder der Gefahr,
Die Freiheit ruft uns allen;
So will's das Recht, und es bleibt wahr,
Wie auch die Lose fallen.
Ja, sinken wir der Übermacht,
So woll'n wir doch zur Todesnacht
Glorreich hinüberwallen.

Proben bei Hellinghaus: Das versunkene Schloß; Bei der Wartburg; Im Spessart; Gebet; Gesang der Ehre; Calderon; Sittensprüche.

4. Ludwig Tieck (1773—1853), aus Berlin, war eines Seilers Sohn. Aus den Werken der Stürmer und Dränger sowie aus Leihbibliotheken-Lektüre gewann er seine ersten Weltanschauungen. Nach tüchtigen literarischen und sprachlichen Vorstudien widmete er sich der Schriftstellerei. Hamburg, Jena, Rom, Wien, London, Dresden und Berlin waren die Hauptstationen seiner Tätigkeit. Erst 1825 erhielt er eine Anstellung, indem er Dramaturg, später Theaterintendant zu Dresden wurde. Seine Virtuosität im Vorlesen bahnte ihm den Weg an den Berliner Hof. Bei König Friedrich Wilhelm IV. verlebte er (von 1841 an) ein sorgenfreies Alter bis zu seinem Tode (1853).

Digitized by Google

Tieck war eine Zweifelnatur fast sein ganzes Leben hindurch. In und mit derselben ging er „durch eine ganze Flut wechselnder Gedanken und Überzeugungen" hindurch. Der „Leichtsinn, mit dem er hin und her schwamm, machte ihm oft selbst Angst". Anfangs stand er bei den „freien Geistern, die der Religion nicht bedürfen". Dann finden wir ihn als Romantiker. Gegen Ende seines Lebens sagte er sich auch von der Romantik los.

Tieck begann seine schriftstellerische Laufbahn sehr früh. Die beiden Schlegel erkannten an seinen warmen Liedern sofort sein vielversprechendes Talent. Durch die schmeichelhafteste Kritik hatten sie ihn bald für ihre Schule gewonnen; so lebte er sich in die Romantik hinein, aber nur um der Poesie willen. Als heißblütigen Romantiker zeigte er sich in seinen dramatischen Erzählungen (Trauerspiel „Genoveva"; Lustspiel „Oktavian und Fortunat", in zwei Teilen). Das Trauerspiel „Leben und Tod der heiligen Genoveva" (1800) ist sein bestes dramatisches Werk. Der Dichter nimmt darin teil am katholischen Heiligenkult. Aber man vergesse nicht: er übte diesen Kult nur im Tempel der Poesie! Tieck wollte ihn nie anders üben, d. h. er schwärmte für die katholischen Heiligen nur so, wie ungefähr Schiller für die Götter Griechenlands. Er wußte sich aber so leicht und so vollkommen in seinen Stoff hineinzuleben, daß „Genoveva" sehr schön wurde und in der Tat „das katholische Programm der Romantik" (Menzel) genannt werden kann. Als Romantiker hegte er auch für das Märchen eine große Vorliebe. Einen allerliebsten Kranz von solchen hinterließ er in „Peter Lebrechts Volksmärchen" (1797). Das Schönste hat uns Tieck in seinem „Phantasus" (1812—1817) hinterlassen, wiewohl man aus dem Schweigen über gewisse Dinge schon entnimmt, daß er nur noch halb und halb Romantiker war. Zu seinen Jugendwerken, den Romanen „William Lovell" und „Franz Sternbalds Wanderungen" regte Tieck der Gedanke an, etwas Ähnliches wie „Werthers Leiden" zu schaffen und Goethe womöglich zu überbieten. Leider muß man vor beiden wegen mancher leichtsinnigen Partien warnen. In „Abdallah" legte er seinen jugendlichen Nihilismus nieder, in der satirischen Komödie „Der gestiefelte Kater" (1797) schuf er eine Meisterleistung romantischer Ironie, und schließlich im Roman „Vittoria Accorombona" (1849) stellt er sich zur Fahne des „jungen Deutschland". Daß Tieck auch Bedeutendes als Übersetzer („Don Quijote", „Altenglisches Theater") und als Bearbeiter altdeutscher Minnelieder leistete, daß unter seiner Leitung seine Tochter Dorothea und Graf Baudissin Schlegels Übersetzungen von Shakespeare vollendeten, darf nicht vergessen werden.

Der „Phantasus" bietet in den Gesprächen eines geistvollen Freundeskreises, der sich auf dem Schloß und im Park der Gebirgseinsamkeit findet, die ganze Ästhetik der Romantik, die alles Leben umfaßt und alle Künste, die schärfsten und umfassendsten Urteile über Weltliteratur (Calderon, Shakespeare, französische Dichter) und den ganzen

Digitized by Google

Hohn über Oberflächlichkeit und Sinnlichkeit. Vieles zählt auch sprachlich zum Schönsten und Tiefsinnigsten. Unter den Märchen und Sagen, die einer nach dem andern erzählt, ragen als vortrefflich hervor: „Der blonde Eckbert", „Der treue Eckart", „Die schöne Magellone"; von bezaubernder Schönheit, wohl das Beste, sind „Die Elfen"; auch „Der Pokal" ist meisterhaft. Unter den dramatisierten Märchen ragen hervor: „Das Rotkäppchen", „Der Blaubart", „Der gestiefelte Kater", „Die verkehrte Welt" (nach dem älteren Weise), „Leben und Taten des kleinen Thomas, genannt Däumchen", beide letzteren voll Ironie über die Verkehrtheit des Lebens und der Literatur, zumal die verkehrte Erziehung und die Rührstücke Ifflands, hohle Phantasterei usw.

In den vielen Novellen seines späteren Lebens ist der romantische „Spiritus" ganz verflüchtigt, doch sind manche vortreffliche darunter, wie „Des Dichters Leben" (Hauptperson ist Shakespeare), „Des Dichters Tod" (Hauptperson ist Camoëns). — Tiecks Lyrik ist melodisch, ruhevoll, aber nicht vertieft. — Tieck erinnert in vieler Beziehung an Goethe; aber es war übertrieben, ihn neben Goethe oder über Schiller zu stellen. Immerhin war er einer der glänzendsten Dichter der romantischen Schule.

Nacht.

In Windsgeräusch, in stiller Nacht
Geht dort ein Wandersmann;
Er seufzt und weint und schleicht so sacht
Und ruft die Sterne an:
„Mein Busen pocht, mein Herz ist schwer,
In stiller Einsamkeit;
Mir unbekannt, wohin, woher,
Durchwandl' ich Freud' und Leid!
Ihr kleinen goldnen Sterne,
Ihr bleibt mir ewig ferne,
Ferne, ferne!
Und ach! ich vertraut' euch so gerne!"

Da klingt es plötzlich um ihn her,
Und heller wird die Nacht;
Schon fühlt er nicht sein Herz so schwer,
Er dünkt sich neu erwacht:
„O Mensch, du bist uns fern und nah,
Doch einsam bist du nicht.
Vertrau uns nur, dein Auge sah
Oft unser stilles Licht;
Wir kleinen goldnen Sterne
Sind dir nicht ewig ferne;
Gerne, gerne
Gedenken ja deiner die Sterne."

Proben bei Hellinghaus: Zuversicht; Herbstlied; Andacht; An Novalis; Poesie; — bei Kellner: Arion; Ein Besuch bei Gellert.

§ 90. Die patriotischen Romantiker.

1. Wenn wir unter diesem Ehrentitel nur einen Teil der Romantiker zusammenstellen, so soll damit nicht gesagt sein, als hätten die andern kein Herz für das Vaterland gehabt. Das Vaterland groß, einig zu sehen, war ihrer aller Herzenswunsch. Alle arbeiteten daran, diesen Wunsch zu verwirklichen. Sie alle waren es ja, „welche das alte Sagenbuch der deutschen Poesie wieder aufgeschlagen und, auf die alten Burggeister weisend, überall im stillen deutschen Sinn und deutsches Recht weckten und an Tugenden erinnerten, die in der Gegenwart not taten" (v. Eichendorff). Einige derselben zeichneten sich jedoch durch besondern Eifer aus. Durch ihre be-

Digitized by Google

geisterten Lieder und teilweise auch durch ihr Handeln ragten sie in schwieriger Zeit hervor wie Bergeshöhen, auf denen die Notfeuer brennen und zum Landsturme zusammenrufen. Ihnen sei nun hier der Platz zugewiesen.

2. Von ganz besonderer Anziehungskraft ist Max von Schenkendorf. Er wurde als der Sohn eines Gutsbesitzers am 11. Dezember 1783 zu Tilsit geboren. Als Lebensberuf wählte er das Kameralfach. In Koblenz starb er als Regierungsrat an seinem 34. Geburtstage im Jahre 1817. — Schenkendorf war ein weicher, aber kein verweichlichter Mann. Auch barg er in sich einen reichen Schatz von Religiosität. Seine Lieblingsdichter waren Klopstock, Goethe und Schiller. Ebensogern las er auch des tief religiösen Böhme Schriften. — Preußen war ihm hoch und wert, aber das „ganze" Deutschland mit einem Kaiser an der Spitze ging ihm über das engere Vaterland. Darum singt er:

Deutscher Kaiser, deutscher Kaiser,
Säumst du? Schläfst du? Auf, erwache,
Reich an Demut und an Macht!
So nur kann sich recht verklären
Unsers Kaisers heil'ge Pracht.

Deutschland als feste Burg des Christentums wiedererstehen zu sehen, ist sein liebster Gedanke. Damit es so erstehe, müsse es aber, so meint er mit Recht, vor allem wieder das fremde Joch abschütteln. Darum ruft er:

Die Freiheit sei der Stern;
Die Losung sei der Rhein!
Wir wollen ihm aufs neue schwören;
Wir müssen ihm, er uns gehören.
Von Felsen kommt er frei und hehr:
Er fließe frei in Gottes Meer.

Trotz seiner unbrauchbaren Rechten eilte er deshalb (1813) unter die Fahne eines Freikorps. Der Leipziger Völkerschlacht wohnte er von Anfang bis Ende bei. Mit der Linken schrieb er seinen berühmten Nachruf an die Königin Luise: „Rose, schöne Königsrose, hat auch dich der Sturm getroffen?" Konnte er auch nicht das Schwert ergreifen, so griff er um so begeisterter in die Saiten seines edeln Herzens und schlug einen solch vollen, ergreifenden Ton an wie kaum ein anderer Freiheitssänger. Einen vollen, aber auch einen frommen Ton schlug er an. Er sieht den Erlöser mitten im Freiheitsheere; denn:

Er schwor bei seinem Leben,
Er steh' an unsrer Seiten,
Wenn wir im besten Streiten
Die Häupter zu ihm heben. —
Der uns vorangeschritten,
Ein Herzog in dem Schmerz,
Der Herr ist in der Mitten
Und spricht an jedes Herz:
Die Welt liegt in den Ketten
Der bösen dunkeln Macht,
Die Hölle zürnt und wacht,
Wer will die Welt erretten?

Als echter Romantiker wendet er sich auch zu den verklärten christlichen Streitern:

Digitized by Google

O blickt herab auf unser Heer
Vom Haus der ew'gen Freude,
Ihr Heiligen, ihr Märtyrer
Im blutbesprengten Kleide!
Hier ist das Leben, hier das Blut;
O schenket Glauben, schenket Mut!

Was schauest du so hehr und mild
Uns an von unsern Fahnen,
Du teures Muttergottesbild?
Dein Antlitz muß uns mahnen
An Demut, Freundlichkeit und Zucht,
Des Heil'gen Geistes werte Frucht.

Diese seine Freiheitslieder sind zudem schön geformt, und so zählen sie zu den besten, die wir besitzen. — Was dieselben noch besonders auszeichnet, ist, daß sie kein Feindeshaß durchglüht. Dem Dichter galt überhaupt als der schlimmste und ärgste Feind — „der im Innern drohende — Haß und Argwohn, Geiz und Neid und böse Lust". Ihn zu besiegen, bedürfe es, meint er, zuletzt einer ernsten Geisterschlacht. — Besser noch als die Freiheitsgesänge sind seine größtenteils am Abend seines Lebens gesungenen religiösen Lieder, darunter auch einige an die „süße Königin und Mutter Maria". Meist stimmte ihm die Gattin die Harfe hierzu. — Mit Recht führt also Schenkendorf die Namen „Kaiserherold" und „Rheinhüter", und mit Recht trägt sein Denkmal die Worte:

Er hat vom Rhein,
Er hat vom deutschen Land
Mächtig gesungen,
Daß Ehre auferstand,
Wo es erklungen. (Arndt.)

Andreas Hofer.

Als der Sandwirt von Passeier
Innsbruck hat mit Sturm genommen,
Die Studenten ihm zur Feier
Mit den Geigen mittags kommen,
Laufen alle aus der Lehre,
Ihm ein Hochvivat zu bringen,
Wollen ihm zu seiner Ehre
Seine Heldentaten singen.

Doch der Held gebietet Stille,
Spricht dann ernst: „Legt hin die Geigen!
Ernst ist Gottes Kriegeswille,
Wir sind all dem Tode eigen.
Ich ließ nicht um lust'ge Spiele
Weib und Kind in Tränen liegen;
Weil ich nach dem Himmel ziele,
Kann ich ird'sche Feind' besiegen.

„Kniet bei euren Rosenkränzen,
Dies sind meine frohsten Geigen;
Wenn die Augen betend glänzen,
Wird sich Gott der Herr drein zeigen.
Betet leise für mich Armen,
Betet laut für unsern Kaiser;
Dies ist mir das liebste Carmen:
Gott schütz' edle Fürstenhäuser!

„Ich hab' keine Zeit zum Beten;
Sagt dem Herrn der Welt, wie's stehe,
Wieviel Leichen wir hier säten
In dem Tal und auf der Höhe,
Wie wir hungern, wie wir wachen,
Und wie viele brave Schützen
Nicht mehr schießen, nicht mehr lachen:
Gott allein kann uns beschützen!"

Proben bei Hellinghaus: Das Straßburger Münster; Soldatenmorgenlied; Auf Scharnhorsts Tod; Am 28. Jänner 1814; Frühlingsgruß an das Vaterland; Das Lied vom Rhein; Freiheit; Muttersprache; Die deutschen Ströme; Morgen- und Abendandacht; Sonntagsfrühe.

Digitized by Google

3. Karl Theodor Körner, der todesmutige Freiheitssänger, wurde 1791 zu Dresden geboren. Sein Vater war jener Appellationsgerichtsrat, in dessen Hause Schiller Gastfreundschaft genoß (vgl. S. 365). Karl Theodor war ein sehr lebhafter, lebenslustiger, aber durchaus edler Mensch. Als Fachstudium wählte er Bergbau; die Liebe zur Poesie bekam aber bald die Oberhand. Schon als Student bot er dem lesenden Publikum poetische „Knospen", die gefielen. 1811 kam er mit seinem Vater nach Wien. Durch eine Reihe komischer und ernster Dramen schwang er sich hier bald zum Theaterdichter auf. Die ersten waren „Die Braut" und „Der grüne Domino"; gleich diese Erstlingsstücke, aber noch viel mehr „Toni" sicherten ihm die Sympathie des Wiener Publikums. Die Titelrolle im letzteren spielte Antonie Adamberger, die Körners Braut wurde. Mehr als der Beruf beschäftigte und bewegte ihn die Sorge um das von Napoleon geknechtete Deutschland. Seine Fesseln sprengen zu helfen, wie trieb es ihn an! Als der Ruf hierzu erscholl (Aufruf „An mein Volk"), stand er alsbald unter Lützows Fahne. Voll Tatendurst tat er seinen Dienst und dichtete nebenbei seine berühmten Kriegslieder (30 an der Zahl). Kaum genesen von einer Todeswunde, fiel er am 26. August 1813 auf der Straße von Gadebusch nach Schwerin. — Als Dichter verrät er unverkennbar, daß Schiller sein Vorbild war; besonders hat er viel von dem dichterischen Feuer und Pathos Schillers. Am besten und feurigsten sind seine Kriegslieder. Er tat eben, was er sang, und er sang, was er tat. Sie erschienen später unter dem Titel: „Leier und Schwert" („Du Schwert an meiner Linken", „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los", „Vater, ich rufe dich" u. a.). Seine Dramen sind weniger bedeutend, aber bühnengerecht. Es fehlte hierzu dem jungen Körner noch die nötige Welt- und Menschenkenntnis. Stürmischen Beifall fand sein „Zriny", der am 30. Dezember 1812 auf dem Hofburgtheater in Wien und später auch auf den andern deutschen Hauptbühnen aufgeführt wurde.

„Zriny" beruht auf folgender geschichtlichen Tatsache (7. September 1566): Graf Niklas Zriny, ein ungarischer Held, verteidigt aufs heldenmütigste die Festung Szigeth, welche Sultan Soliman II. mit großer Übermacht belagert. Zuletzt stürzt Zriny hinaus unter die Türken und stirbt den Heldentod, während seine tapfere Gemahlin sich mit der Burg in die Luft sprengt.

Lützows wilde Jagd.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner schallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
„Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd."

Digitized by Google

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurra jauchzt, und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
„Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd."

Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
Der Wütrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell mit Gewitterschein
Und wirft sich mit rüst'gen Armen hinein
Und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
„Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd."

Was braust dort im Tale die laute Schlacht,
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
„Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd."

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wackern Herzen erzittern nicht,
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefall'nen fragt:
„Das war Lützows wilde, verwegene Jagd."

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt,
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
„Das war Lützows wilde, verwegene Jagd."

Proben bei Hellinghaus: Harras der kühne Springer; Graf Hoyer von Mansfeld; Aufruf; Vor Rauchs Büste der Königin Luise; Bundeslied vor der Schlacht; Gebet während der Schlacht; Abschied vom Leben; Das Schwertlied u. a.; — bei Kellner: Die Eichen; Brief Körners an seinen Vater.

4. Vater (Ernst Moritz) Arndt darf hier nicht fehlen. Er wurde 1769 auf der Insel Rügen als der Sohn eines ehemaligen Leibeigenen geboren, machte herangewachsen mehrere Reisen in Nord und Süd, flüchtete als Professor in Greifswald vor Napoleon. Von nun an predigte er, wo und wie er konnte, durch Reden und Lieder ohne Zahl, den heiligen Krieg gegen

Digitized by Google

den Feind (freilich oft zu gehässig gegen diesen, so daß er den Übernamen „Franzosenfresser" bekam) und wurde so „ein Volksredner mit der Feder". Von 1813—1815 zeigte er sich als ein wahres cornu copiae (Füllhorn), aus dem der begeisternde Wein der patriotischen Lieder immerzu floß. Ein großer Teil derselben wurde so populär, daß es fast unnötig ist, sie anzuführen. In allen Gesangvereinen und auf allen Sängerfesten ertönt sein „Deutsches Vaterland" und „Der Gott, der Eisen wachsen ließ" usw. Er blies nicht bloß die „Husaren heraus", sondern überhaupt den deutschen Heerbann. Selbst in den Schulen des Volkes wurden diese Lieder und ihr Dichter heimisch. Darum ist er denn auch als „Vater" geehrt. Er war zwar eine kräftig-derbe Natur; aber er besaß einen zarten Sinn für die Kinder und ihre wunderbare Märchenwelt. Arndts Gesellschaftslieder, Trinklieder usw. sind herrlich, seine geistlichen Lieder glaubensinnig. Nachdem er 1812 aus Petersburg nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er Professor in Bonn und baute sich sein „Haus am Rhein". Gesellig froh bis in sein höchstes Alter, starb er daselbst im Januar 1860.

1805 veröffentlichte er den ersten Teil seines zündenden Werkes gegen Napoleon, „Der Geist der Zeit", war drei Jahre in schwedischen Diensten, ernährte sich dann als Sprachmeister; 1812 begann seine langjährige Freundschaft mit dem edeln Freiherrn von Stein. Durch ihn wurde er nach Petersburg berufen und schrieb hier den berühmten „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann" (im christlichen, Arndt eigenen Geiste). In Bonn wurde er auch einmal als Feind der Regierung ungerecht denunziert und deshalb abgesetzt, nach Jahren aber wieder aktiviert. 1848 war er bei der Deputation, welche Friedrich Wilhelm IV. vergebens die deutsche Kaiserkrone anbot.

5. Joseph von Görres*, geboren zu Koblenz am 25. Januar 1776, gestorben als Professor in München am 29. Jan. 1848, möge das Schlußglied dieses patriotischen Kreises bilden. Er war zunächst kein Dichter, aber nach Novalis' Tod eine Hauptsäule der Romantik. Zu Heidelberg scharte er eine Anzahl junger genialer Dichter um sich, bestärkte und leitete sie in der romantischen Richtung, besonders hinsichtlich der Bedeutung der alten Volkslieder und Volksbücher. Er war gleichsam der Generalstabschef im romantischen Hauptquartier. Den Gegnern weit überlegen an Geist, leitete er die Gefechte gegen Voß und Baggesen. Er war aber auch eine Säule der deutschen Freiheit, und darum soll er hier bei den Heldensängern stehen. In den Jahren 1814—1816 gab er nämlich seinen überaus wirksamen „Rheinischen Merkur" heraus.

Einer seiner Biographen schreibt hierüber: „Er redete darin wie einer, der Gewalt hat, und nicht wie die gewöhnlichen Schriftsteller und Volksmänner. Wie ein Löwe die schlafenden Jungen durch sein Gebrüll zum Leben erweckt, so erschütterte Görres durch sein Wort mit elektrischer Kraft das deutsche Volk, und schwerlich hat ein anderes Volk und eine andere Zeit ein ähnliches Organ aufzuweisen. All die obersten Helden

Digitized by Google

des Befreiungskrieges: Stein, Blücher, Gneisenau, Scharnhorst, Stägemann, waren seine persönlichen Verehrer, und sein Haus in Koblenz war zum Wallfahrtsorte für Tausende geworden, die den großen Mann kennen lernen wollten. Napoleon selbst, der die Rückwirkung fühlte, nannte sein Blatt ‚die fünfte Macht', la cinquième puissance, die in der Allianz der Völker gegen ihn in die Schranken getreten. Unsterblich ist das Verdienst, welches sich der Edle durch seine Feder nicht bloß um die Befreiung der Nation, sondern auch um den Bau der Sprache erwarb, so zwar, daß man seinen Stil den ‚architektonischen' benannt hat. Vieles von ihm durchlief augenblicklich in englischen und französischen Übersetzungen den europäischen Leserkreis. Noch jetzt ist ‚Napoleons Abschiedsrede beim Abgang nach St Helena' aus Görres' Feder nach der Meinung der Franzosen das Beste, was Napoleon je geredet und geschrieben, und im Deutschen ein wahres Muster und Meisterstück von Sprache und Beredsamkeit." Immer mehr wurde der geniale Mann auch zu einem Vorkämpfer der katholischen Weltanschauung.

6. Gewöhnlich stellt man noch Fouqué, v. Kleist und Rückert zu der Gruppe der patriotischen Romantiker, weil sie sich allerdings durch ihre patriotischen Lieder in schwerer Zeit hervorgetan haben; allein wir verweisen sie doch in andere Gruppen: Fouqué in Anbetracht seiner phantastischen Romane (vgl. § 91), Kleist als den besten Dramatiker der Schule (vgl. § 92) und Rückert, weil er sich frühzeitig von der Romantik lossagte und den größten Teil seines Dichterlebens hindurch mehr ein Gegner als ein Anhänger der Schule war (vgl. § 95).

§ 91. Die phantastischen Romantiker.

1. Schon in § 87 wurde gesagt, daß es diese Schule hauptsächlich auf die Pflege der Phantasie abgesehen habe. Die Phantasie, so verkündeten sie, verschönere durch ihre liebliche Zauberei das irdische Dasein in hohem Grade, die Phantasie müsse freier schalten und walten in der Welt, dann werde das Leben ungleich lieblicher, paradiesischer. Begreiflicherweise ließen die Dichter der Schule ihrer eigenen Phantasie auch gar zu gern die Zügel schießen. Daher denn so unendlich viel Nebelhaftes, Verschwommenes, Ungeheuerliches, Koboldhaftes, ja auch Sinnliches, Form- und Regelloses in ihrer Poesie. Dieses tolle Treiben der Phantasie in der Dichtung nennt man gewöhnlich Phantasterei. Nicht alle Romantiker kann man phantastisch nennen; einige aber um so mehr, denn ihre Phantasie überstieg alles Maß. Der eine oder andere, z. B. Brentano, erkannte es auch zu seinem Bedauern, daß er der Spielball der Phantasie geworden, und daß es nun zu spät sei, das ganz verwöhnte und verzogene Kind noch zu ziehen, zu meistern. So schreibt gerade Brentano an eine Freundin: „O mein Kind! wir hatten nichts genährt als die Phantasie, und sie hat uns teils wieder aufgefressen."

2. Friedrich Baron de la Motte Fouqué wurde am 12. Februar 1777 zu Brandenburg geboren und militärisch einfach erzogen. Er ent-

Digitized by Google

stammte einer an ruhmvollen Erinnerungen reichen normannischen Emigrantenfamilie. Fouqué (der sich als Dichter „Pellegrin" nannte) stand zweimal im Feld, zuerst als Kürassieroffizier 1794 zur Zeit der Rheincampagne (mit seinem Freund H. v. Kleist), dann nochmals im Jahre 1813 als freiwilliger Jägeroffizier, wo er die Hauptschlachten mitmachte, inmitten des Feldzuges aber dienstuntauglich wurde. Von da an privatisierte er in Berlin und auf seinem Gute Nennhausen bei Rathenow, meist der Muse lebend, später in Halle, wo er Vorlesungen über Poesie und Geschichte hielt. Seine Lage wurde immer drückender, bis ihn Friedrich Wilhelm IV. zum Teil, bald nachher der Tod ganz und gar daraus erlöste, und zwar zu Berlin am 23. Januar 1843. — Als echten Romantiker zeigte er sich hauptsächlich in seinen Zauber- und Heldenromanen, noch mehr in einem Rittergedicht („Corona"), auch in einigen metrischen Dramen („Sigurd der Schlangentöter", ist das beste) und endlich in dem überaus lieblichen und sinnigen Märchen „Undine" (1811), welches die Kritiker einstimmig als die Krone seiner Dichtungen bezeichnen, und um dessentwillen das weibliche Geschlecht den Dichter fast vergötterte.

Undine ist ein schalkhaftes, heiteres Wellenkind, eine jener Nixen, die zwar seelenlos geboren sind, aber eine Seele empfangen, sobald sie sich einem irdischen Mann vermählen. Undine nun fesselt den Ritter Huldbrand von Ringstetten, so daß er sich ihr vermählt. Er ist ihr zwar zugetan; aber er sieht doch ein, daß er zu dem Wassergeiste nicht passe, und verläßt sie wieder. Sie kehrt zu den Wellen zurück. Sobald aber Huldbrand eine andere, nämlich seine erste Verlobte, Bertalda, als Gattin heimgeführt, steigt Undine als strafender Geist aus der Tiefe ihres Elementes auf und tötet den Treulosen.

3. So viel Empfindung und Leben Fouqué seinen größeren Dichtungen einzugießen wußte, so schöne Schilderungen und eingelegte Lieder sie auch enthalten, so sittlich auch deren Inhalt ist, so leiden sie, besonders seine Zauberromane, doch an einem Hauptgebrechen, an der Einförmigkeit des Inhaltes. Immer und immer wieder schwärmt der Dichter für das Rittertum des Mittelalters oder das altgermanische Heldentum. Zur Zeit der Freiheitskriege wurden seine Romane allerdings von aller Welt gelesen; späterhin aber fielen fast alle seine Verehrer von ihm ab, belächelten oder verspotteten ihn wohl als den deutschen Don Quichote. — Volleres Lob gebührt ihm als Lyriker. Seine „Kriegslieder" und seine „Lieder auf die Königin Luise" zeigen ihn als den warmen Patrioten. Als einen noch trefflicheren Lyriker verrät er sich in den übrigen Liedern (worunter auch geistliche sind). Heine nennt diese Lieder „süße lyrische Kolibris, so leicht, so bunt, so glänzend, so heiter dahinflatternd". Wie zart, tieffühlend er auch Geistliches besingen kann, zeigt uns schon das kurze, liebliche

Digitized by Google

1. Trostlied.

Wenn alles eben käme,
Wie du gewollt es hast,
Und Gott dir gar nichts nähme
Und gäb' dir keine Last!
Wie wär's da um dein Sterben,
Du Menschenkind, bestellt?
Du müßtest fast verderben,
So lieb wär' dir die Welt!

Nun fällt — eins nach dem andern —
Manch süßes Band dir ab,
Und heiter kannst du wandern
Gen Himmel durch das Grab.
Dein Zagen ist gebrochen,
Und deine Seele hofft; —
Dies ward schon oft gesprochen,
Doch spricht man's nie zu oft.

2. Ein Pilgerseufzer.

Wie bin ich doch so sehr allein!
Ach, welch Verstoßensein! —
„Nicht gräme dich drum, du töricht Kind!
Wärst du nicht noch zur Stunde blind,
Du sähst viel Engel schön und rein,
Die alle bei dir sind!"

Proben bei Hellinghaus: Turmwächterlied; Der kranke Ritter; Kriegslied der freiwilligen Jäger; Lebensmut.

4. Ludwig Achim von Arnim (geb. 26. Januar 1781 in Berlin), aus einer alten preußischen Adelsfamilie, vermählte sich mit Bettina, der hochbegabten Schwester Brentanos, lebte eine Zeitlang in Heidelberg, später, bis zu seinem Tode, abwechselnd auf seinem Gute Wiepersdorf (bei Dahme in der Mark) und in Berlin. Er starb 21. Januar 1831.

Die Prädikate „männlich schön" und „männlich edel" schildern uns sein ganzes Wesen, sein Äußeres und Inneres. Ein wahrhaft ritterlicher Sänger, zeichnet er sich durch Unabhängigkeit und Wahrhaftigkeit aus. „Das Totengericht der Menschen erschreckte ihn nicht." Er ruft:

Ihr Freunde wißt, daß ich von keiner Schule,
Daß ich um keines Menschen Beifall buhle;
Ihr wißt, daß wir uns oft um Wahrheit stritten
Und keinen Irrtum aneinander litten.

So nehmt dies Buch, es ist das schönste nicht,
Doch ist's empfangen und gereift am Licht,
Es ist sich selber keiner Schuld bewußt,
Und was ihm fehlt, das fehlt der Menschenbrust.

A. von Arnim führt uns, wie Eichendorff sagt, die Romantik am reinsten und gesundesten vor Augen durch die Unabhängigkeit und Wahrhaftigkeit der Gesinnung. Seine Hauptdichtungen sind Romane und Novellen. In seinem größten und besten Roman: „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores" (1810), wird das Geschick einer verarmten gräflichen Familie poetisch dargestellt. Der Grundton all seiner Dichtungen, die frühesten etwa abgerechnet, ist ein tiefer sittlicher Ernst. Fast alle leiden

Digitized by Google

aber am Phantastischen. Sein Roman „Die Kronenwächter" (1817) entrollt ein Zeitbild aus der Regierung Max' I. Auch Dramen und manche innige Lieder von ihm sind erhalten. Großes Verdienst erwarb er sich im Vereine mit Brentano durch Herausgabe von „Des Knaben Wunderhorn" (1806—1808). Es ist dies eine große Sammlung alter deutscher Volkslieder (zunächst aus dem 16. Jahrhundert).

Dies „Wunderhorn" ist „eine der allerwichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuen Poesie" (Vilmar). Es hat durch seine Zaubertöne viel zur Weckung des deutschen Bewußtseins beigetragen; es hat den Deutschen den wahren Genius ihres Volkes wieder ins Gedächtnis gerufen. Längst vergessene, ewig schöne Lieder wurden wieder heimisch in der Heimat! Freilich sind auch manche Nummern sittlich bedenklich, so daß die Sammlung durchaus kein Jugendbuch ist. In jüngster Zeit wurde das „Wunderhorn" von verschiedenen Verlegern neu herausgegeben.

Auch Arnims Gattin, Bettina (1785—1859), war Dichterin und gehörte zur romantischen Schule. Sehr anziehend ist ihr „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde" (1835), der sich auf ihren früheren Verkehr mit Goethe bezieht. In geistreicher, phantastischer, leider aber auch allzu freier Weise bringt sie darin Wahrheit und Dichtung vor die Öffentlichkeit. Eine ähnliche Mischung bildet ihr Denkmal für ihren Bruder: „Klemens Brentanos Frühlingskranz". Bezeichnend ist, daß sie schließlich auf völlig sozialdemokratischem Standpunkte anlangte („Dies Buch gehört dem König").

Soldaten-Katechismus.

(Von Achim von Arnim.)

Bist matt und müd', so sing ein Lied
Aus Herzenslust, das stärkt die Brust.

Geh in die Schanz', froh wie zum Tanz;
Heil gibt der Tod, das Leben Not.

Gefangen sein ist große Pein;
Viel besser ficht, bis 's Aug' dir bricht!

Scheint grausam dir ein Offizier,
Bedenke: hart ist Krieges Art.

Der Bürger schwätzt, der Prahler wetzt,
Der Krieger ficht: Mensch, richte nicht!

Nicht räsonnier, wie man dich führ';
Du bist im Plan, man gibt ihn an.

Montur ist eng, Ordnung gestreng;
Für alles steht, der vor dir geht.

Halt trocken, rein so Schloß als Stein;
Leicht ist's geputzt, und viel es nutzt.

Bad', wasche dich, wenn's schicket sich,
Gesund dich's hält, und kost't kein Geld.

Wo du quartiert, hilf gern dem Wirt,
Dann tut er dir mehr als Gebühr.

Du bist Soldat, die Kriegestat
Sei dein Genuß aus Will' und Muß.

Hart ist die Nuß, doch beißt das Muß
Den Kern heraus, das sei dein Schmaus.

Sei treu der Fahn' stets zugetan;
Du schworst bei ihr, nicht desertier!

Getreue Lieb' nur einer gib,
Das stärkt in Schlacht und Todesnacht.

Wer alle Tag' treibt neuen Scherz,
Hat statt dem Herz 'nen Taubenschlag.

Trink nicht zu viel beim Würfelspiel,
Das gibt bös Wort und bringt in Mord.

Digitized by Google

Halt auf die Ehr', doch überhör
Ein Wort, das leicht vom Munde streicht.

Hart ist die Zeit, such keinen Streit,
Als wo der Feind im Feld erscheint.

Schneid kein Gesicht dem Schwächern nicht,
Ein Schwacher ist doch auch ein Christ.

Verleumd geschwind kein armes Kind;
Wer Böses spricht, sich selber sticht.

Die Landwehr ehr, ihr Dienst ist schwer,
Läßt Hof und Haus und hilft dir aus.

In Feindes Land üb keine Schand'!
Das merkt er sich und schützet dich.

Doch trau auch nicht auf jed' Gesicht,
Sei streng und mild, ein edles Bild.

Wer als dein Feind gesund erscheint,
Dein Bruder wird, ist er blessiert.

Bei Glockenklang und Kirchensang
Den Hut fein zieh und beug die Knie.

Wo kein' Kapell', die Augen hell
Bei Nacht und Tag zum Himmel schlag.

Ein Stoßgebet in Not erhöht
Des Mannes Mut und stillt das Blut.

Der Morgenstern steht Gott dem Herrn
Auch vor dem Zelt, ein frommer Held.

Mit Gott und Welt sei stets gestellt
Die Rechnung dein hübsch klar und rein.

Dann bist du frei; trifft dich das Blei,
Fällt dir dein Los in Gottes Schoß.

Am Morgen sprich: Gott segne mich;
Am Abend denk: Gott Schutz mir schenk'.

Und in der Schlacht: Gott für mich wacht;
Der steht, der fällt, den er bestellt.

Proben bei Hellinghaus: Gebet; Trost im Gebet; Ermunterung.

5. Klemens Brentano*, der Sohn eines reichen, aus Italien eingewanderten Frankfurter Kaufmannes, erblickte im Hause seiner Großmutter[1] (8. September 1778) das Licht der Welt. Seine früheste Jugend brachte er meist bei den Verwandten am Rheine zu. In Koblenz besuchte er auch das Gymnasium. Sein Vater, ganz und gar dem Geschäfte lebend, hätte gern einen Kaufmann aus ihm gemacht. Aber der Lehrling glich einem neckischen Kobold und machte dem Vater viel Verdruß. Endlich ließ dieser ihn weiter studieren. Und nun zog Klemens von einer Universität zur andern, auch nach Jena (1797), studierte wohl, aber ohne Plan und Ordnung. So brachte er es zu keinem eigentlichen Lebensberufe. Wir finden ihn späterhin bald da, bald dort. In Wien, Berlin, Koblenz, Dülmen (Westfalen), München, Regensburg, Frankfurt und Aschaffenburg verweilte er etwas länger. Die Kinder seiner ersten, erst spät kirchlich eingesegneten

[1] Es war die bekannte, sehr fruchtbare Schriftstellerin Sophie de la Roche (1731—1807). Nachdem ihre Brautschaft mit Wieland nicht zur Ehe geführt, vermählte sie sich mit dem kurmainzischen Hofrat Frank von Lichtenfels (de la Roche). — Später wurde dieser kurtrierischer Kanzler und wohnte Koblenz gegenüber unterhalb der Feste Ehrenbreitstein. In seinem Hause waren alle damaligen Berühmtheiten, wie Goethe, Wieland, Lavater, Jacobi, Merck, Leuchsenring usw., Hausfreunde. Die Präsidentin der hier stattfindenden „ästhetischen Kongresse" war natürlich die Dame des Hauses. Eine der Töchter, Maximiliane, wurde Brentanos Mutter. Daß die gelehrte und gefeierte Großmutter einen großen Einfluß auf die Geistesentwicklung des Enkels Klemens hatte, ist begreiflich.

Digitized by Google

Ehe starben alle, was ihn tief schmerzte und ihn zu unstätem Wanderleben trieb; nur die Freundschaft mit Görres war ihm Trost. Nach dem Tode seiner ersten Frau traf er die ganz verfehlte Wahl einer zweiten, unwürdigen, weshalb bald Scheidung erfolgte. Luise Hensel brachte ihn, ehe sie katholisch wurde, wieder zum Bewußtsein seiner Glaubenspflicht. In Dülmen schrieb er (1819—1824) die von der stigmatisierten Nonne Anna Katharina Emmerich ihm erzählten Visionen auf. Dann nahm er sein Wanderleben wieder auf, aber mit dem großen Zweck der Verherrlichung der Kirche; es begann sein anregender Verkehr mit Stolberg, Kardinal Diepenbrock, dem Maler Overbeck usw. Er starb in Aschaffenburg bei seinem Bruder am 28. Juli 1842. — Soll man Brentano als Mensch charakterisieren, so geschieht es bezeichnend dadurch, daß man ihn ein Kind im bösen und guten Sinne des Wortes nennt. Denn er hatte des Kindes Unart, des Kindes übertriebenes Phantasiespiel, des Kindes Mutwillen sein ganzes Leben hindurch. Oft sprach er seine tollsten Einfälle aus, wenn sie auch noch so verletzten. Aber auch des Kindes gute Art finden wir bei Brentano. Bei ihm war kein Stolz, kein Ansehen der Person. Zum Geringgeschätzten fühlte er sich mehr als zum Angesehenen hingezogen. Ferner war er weichherzig, voll Mitleid für die Armen. Ihnen wendete er überaus freigebig Verdienst und Vermögen zu. Ja „die süßduftende Blume trostspendender Barmherzigkeit ist es, die sich dem grünen Lorbeerkranze des Dichters einflicht und auf sein Haupt durch den Mund der Armen den Segen des Himmels herabruft" (G. Görres).

Brentano hatte einen Hang zur Einsiedelei, aber doch ein offenes Auge und ein scharfes Ohr für das Welttreiben. Sein Herz durchströmte italienisches Blut; aber es schlug doch hoch für Deutschland. Die Religion wurde zwar in ihm, dem Knaben und Jünglinge, nicht besonders gepflegt, und so machte er auch seine Irrfahrten im Glauben und Leben; aber tief im Innern saß doch ein unverwüstliches religiöses Gefühl. Goethes Mutter hatte es schon in dem Knaben Klemens erschaut, da sie sagte: „Dein Reich ist in den Wolken." Darum rettete er sich auch, nachdem er Schiffbruch im Glauben gelitten hatte, wieder an das Ufer positiven Glaubens und wurde wahrhaft fromm. „Sein Genius hat ihn am Ende seiner Irrfahrten, einen göttlichen Helden Ulysses, trotz Wogendrang und Sirenengesang in die Heimat des Glaubens und der Wahrheit zurückgeführt, deren Erinnerung und liebes Bild er im Grunde seines Herzens immer treu bewahrt hatte" (Deutinger).

Brentano war ein geborner Dichter. G. Görres, sein Biograph, nennt ihn „eine seltsame Wunderblume des glühenden, phantasiereichen Südens". Schon als Knabe und Lehrling „lebte er eine Märchenwelt, die über der Wirklichkeit wie ein Sternhimmel über einer Froschpfütze lag". Darum sind fast alle seine Dichtungen reich an Gebilden seiner zügellosen Phantasie. Am glücklichsten konnte er seine reiche Erfindungsgabe in den „Märchen" entfalten, die erst nach seinem Tode 1847 herausgegeben wurden.

Digitized by Google

So schwach Brentano in Beherrschung seiner Phantasie war, so mächtig war er in Beherrschung der Sprache. Er steht hierin zunächst neben Rückert und Platen. Wie sie „vereint er die Töne unserer Sprache zu wunderbarem Glockenspiel" (G. Görres). Für jedes Gefühl hat er das rechte Wort, besonders für das Naiv-Kindliche, das Komische und ebenso den tiefen Schmerz. Da zeigt er sich als wahren Meister. Wie ergreifend läßt er uns z. B. selbst mitten aus der Lustbarkeit der armen Musikanten deren herzzerreißenden Jammer hervortönen!

6. Brentanos erstes Werk „Godwi" (1801—1802) war in der Tat wie das Titelblatt besagte, „ein verwilderter Roman". Darin scheute seine Phantasie nicht einmal vor dem Unmoralischen zurück. Er blickte aber später auch mit bitterem Reueschmerz auf „Godwi" zurück. Nach „Godwi" wurden seine Dichtungen reiner und reiner. Sein „Ponce de Leon" (1801) gehört zu den geistreichsten und witzigsten deutschen Lustspielen. In dem leider zu weit und breit angelegten Volksschauspiel „Die Gründung Prags" (1812) bekundet sich großartige Auffassung der Kulturgeschichte neben rein christlicher Weltanschauung. — Ernst und tragisch ist die „Geschichte vom braven Kasperl und der schönen Annerl" (1817), worin Annerl als Kindsmörderin hingerichtet wird. In einfachen und ergreifenden Zügen wird der Grundgedanke durchgeführt: „Tue deine Pflicht und gib Gott allein die Ehre." In dem Fragment „Chronika des fahrenden Schülers" (1804) setzte er seiner Mutter Maximiliane (gest. 1793) ein rührendes Denkmal. Die Kritik nennt es „das Schönste und Vollendetste, was überhaupt im Geiste altdeutscher, christlicher Poesie jemals in neudeutscher Sprache geschrieben wurde". Besonders innig, zart und wahr ist die Mutterliebe sowie Kunst und Künstlerleben darin geschildert. Im „Tagebuch der Ahnfrau" tönen die schönsten Lieder wie „Glockenklänge durch das Waldesrauschen" (v. Eichendorff). In seinem „Rheinmärchen" verdient sich Brentano den Namen eines „rheinischen Dichters". Auch ist er vor Heine der erste Sänger der „Lorelei".

Noch besser und berühmter ist das Märchen „Gockel, Hinkel und Gackeleia" (1815). Die Grundidee desselben ist: „Christliche Liebestätigkeit und eine frohe, fromme Kindlichkeit gehen über allen Reichtum der Welt" (Barthel). Brentano faßte darin das Naturleben so zart und seelenvoll auf, daß die Kritiker (Vilmar voran) es zu dem Vorzüglichsten unserer Literatur zählen. — Sein geistliches Epos „Romanzen vom Rosenkranz" (1809) blieb ein umfangreiches, viel zu wenig gewürdigtes Fragment. Dessen Plan ist großartig; das Epos sollte wie der „Cid" aus Romanzen bestehen. — Seine weltlichen und geistlichen Lieder endlich haben Klänge, „die von keiner Kunst der Welt erfunden worden, sondern überall nur aus der Tiefe einer reinen Seele kommen" (v. Eichendorff). „Mit vollen Händen warf er die dichterischen Perlen aus, aber es schien

Digitized by Google

ihm nicht der Mühe wert, sie zu fassen und anzureihen, sonst hätte er ein Calderon oder Dante werden können" (Seeber). Schließlich sei noch erwähnt, daß Brentano als der Mitherausgeber an „Des Knaben Wunderhorn" das Hauptverdienst hat. Er wußte dem „Wunderhorn" die echtesten Silberklänge zu entlocken. Denn er verstand es ganz besonders, die alten Volkslieder frisch und melodisch zu singen — Und doch, wie wenig beachtet ging dieser Dichterstern unter! Da er noch lebte, schwieg oder fabelte man ihn tot. Da er gestorben war, wußte man nur seine Schwächen. Mit Recht klagt sein Biograph: „Von Dichtern, deren er ein Dutzend mit dem kleinsten seiner Finger hätte in die Luft heben können, wird nach herkömmlicher Weise ausführlich Bericht erstattet, des Klemens Brentano aber kaum mit einigen Worten gedacht."

1. Die lustigen Musikanten.

Da sind wir Musikanten wieder,
Die nächtlich durch die Straßen ziehn;
Von unsern Pfeifen lust'ge Lieder
Wie Blitze durch das Dunkel fliehn. —

„Es brauset und sauset
Das Tamburin.
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen und greifen
Ans Herz
Mit Freud' und mit Schmerz!"

Die Fenster gerne sich erhellen,
Und brennend fällt uns mancher Preis,
Wenn wir uns still zusammenstellen
Zum frohen Werke in den Kreis.

„Es brauset und sauset ꝛc." [1]

An unsern herzlich frohen Weisen
Hat nimmer alt und jung genug,
Wir wissen alle hinzureißen
In unsrer Töne Zauberzug.

Doch sind wir gleich den Nachtigallen
Sie singen nur bei Nacht ihr Lied;
Bei uns kann es nur lustig schallen,
Wenn uns kein menschlich Auge sieht.

Die Tochter.

Ich habe meinen Freund verloren,
Und meinen Vater schoß man tot,
Mein Sang ergötzet eure Ohren,
Und schweigend wein' ich auf mein Brot!

Die Mutter.

Ist's Nacht? ist's Tag? ich kann's nicht sagen.
Am Stabe führet mich mein Kind.
Die hellen Becken muß ich schlagen
Und ward vom vielen Weinen blind!

Die beiden Brüder.

Ich muß die lust'gen Triller greifen,
Und Fieber bebt durch Mark und Bein
Euch muß ich frohe Weisen pfeifen
Und möchte gern begraben sein.

Der Knabe.

Ich habe früh das Bein gebrochen,
Die Schwester trägt mich auf dem Arm,
Aufs Tamburin muß rasch ich pochen —
Sind wir nicht froh? Daß Gott erbarm! --

[1] Dieser Refrain wiederholt sich nach jeder Strophe.

Digitized by Google

2. Die Gottesmauer.

Draußʼ bei Schleswig an der Pforte
Wohnen armer Leute viel.
Ach! des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist gekündet;
Dänen ziehen aus zur Nacht,
Russen, Schweden sind verbündet,
Brechen ein mit wilder Macht.
Draußʼ bei Schleswig, weit vor allen
Steht ein Häuslein ausgesetzt.

Draußʼ bei Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:
„Herr, in deinen Schoß ich schütte
Alle meine Angst und Pein.“
Doch ihr Enkel, ohnʼ Vertrauen,
Zwanzigjährig neuʼster Zeit,
Will nicht auf den Herren bauen,
Meint, der liebe Gott wohnt weit.
Draußʼ bei Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue“,
Singt das fromme Mütterlein;
„Daß dem Feinde vor uns graue,
Hüll in deine Burg uns ein!“ —
„Mutter“, spricht der Weltgesinnte,
„Eine Mauer uns ums Haus
Kriegt unmöglich so geschwinde
Euer lieber Gott heraus.“ —
„Eine Mauer um uns baue“,
Singt das fromme Mütterlein.

„Enkel, fest ist mein Vertrauen!
Wennʼs dem lieben Gott gefällt,
Kann er uns die Mauer bauen;
Was er will, ist wohlbestellt.“
Trommeln rombidom rings prasseln,
Die Trompeten schmettern drein,
Rosse wiehern, Wagen rasseln,
Ach, nun bricht der Feind herein!
„Eine Mauer um uns baue“,
Singt das fromme Mütterlein.

Rings in alle Hütten brechen
Schwedʼ und Russe mit Geschrei,
Lärmen, fluchen, drängen, zechen,
Doch dies Haus ziehn sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
„Mutter, uns verrät das Lied.“
Aber sieh, das Heer vom Morgen
Bis zur Nacht vorüberzieht.
„Eine Mauer um uns baue“,
Singt das fromme Mütterlein.

Und am Abend tobt der Winter,
An das Fenster stürmt der Nord.
„Schließt den Laden, liebe Kinder!“
Spricht die Alte und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Vier Kosakenpulke an,
Rings in allen Hütten liegen
Sechzig, auch wohl achtzig Mann.
„Eine Mauer um uns baue“,
Singt das fromme Mütterlein.

Bange Nacht voll Kriegsgetöse,
Wie es wiehert, brüllet, schwirrt,
Kantschuhiebe, Kolbenstöße,
Weh! des Nachbarn Fenster klirrt.
Hurra, Stupai, Boschka, Kurwa,
Schnaps und Branntwein, Rum und Rack,
Schreit und flucht und plackt die Turba,
Erst am Morgen zieht der Pack.
„Eine Mauer um uns baue“,
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue,“
Singt sie fort die ganze Nacht.
Morgens wird es still: „O schaue,
Enkel, was der Nachbar macht!“
Auf nach innen geht die Türe,
Nimmer käm' er sonst hinaus;
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Lag der Schnee wohl mannshoch draußʼ
„Eine Mauer um uns baue“,
Sang das fromme Mütterlein.

„Ja, der Herr kann Mauern bauen
Liebe, gute Mutter, komm,
Gottes Mauer anzuschauen!“
Rief der Enkel und ward fromm.
Achtzehnhundertvierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut',
In der fünften Nacht des Jahres.
Selig, wer dem Herrn vertraut!
„Eine Mauer um uns baue“,
Sang das fromme Mütterlein.

Digitized by Google

3. Erntelied.

Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Er mäht das Korn, wenn's Gott gebot;
Schon wetzt er die Sense,
Daß schneidend sie glänze;
Bald wird er dich schneiden,
Du mußt es nur leiden;
Mußt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Was heut noch frisch und blühend steht,
Wird morgen schon hinweggemäht;
Ihr edlen Narzissen,
Ihr süßen Melissen,
Ihr sehnenden Winden,
Ihr Leid-Hyazinthen,
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Viel Hunderttausend ohne Zahl,
Ihr sinket durch der Sense Stahl;
Weh Rosen, weh Lilien,
Weh krause Basilien!
Selbst euch Kaiserkronen
Wird er nicht verschonen,
Ihr müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Du himmelfarben Ehrenpreis,
Du Träumer Mohn, rot, gelb und weiß,
Aurikeln, Ranunkeln
Und Nelken, die funkeln,
Und Malven und Narden,
Braucht nicht lang zu warten,
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Du farbentrunkner Tulpenflor,
Du tausendschöner Floramor,
Ihr Blutes-Verwandten,
Ihr Glut-Amaranten,
Ihr Veilchen, ihr stillen,
Ihr frommen Kamillen,
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Du stolzer blauer Rittersporn,
Ihr Klapperrosen in dem Korn,
Ihr Röslein Adonis,
Ihr Siegel Salomonis,
Ihr blauen Cyanen,
Braucht ihn nicht zu mahnen,
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Lieb Denkeli, Vergißmeinnicht,
Er weiß schon, was dein Name spricht;
Dich seufzerumschwirrte,
Brautkränzende Myrte,
Selbst euch Immortellen
Wird alle er fällen!
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Des Frühlings Schatz und Waffensaal,
Ihr Kronen, Szepter ohne Zahl,
Ihr Schwerter und Pfeile,
Ihr Speere und Keile,
Ihr Helme und Fahnen
Unzähliger Ahnen,
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Des Maies Brautschmuck auf der Au,
Ihr Kränzlein, reich von Perlentau,
Ihr Herzen, umschlungen,
Ihr Flammen und Zungen,
Ihr Händlein in Schlingen
Von schimmernden Ringen,
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Ihr samt'nen Rosen-Miederlein,
Ihr seid'nen Lilien-Schleierlein,
Ihr lockenden Glocken,
Ihr Schräubchen und Flocken,
Ihr Träubchen, ihr Becher,
Ihr Häubchen, ihr Fächer,
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Herz, tröste dich; schon kommt die Zeit
Die von der Marter dich befreit.
Ihr Schlangen, ihr Drachen,
Ihr Zähne, ihr Rachen,
Ihr Nägel, ihr Kerzen,
Sinnbilder der Schmerzen,
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Digitized by Google

O heimlich Weh, halt dich bereit!
Bald nimmt man dir dein Trostgeschmeid';
Das duftende Sehnen
Der Kelche, voll Tränen,
Das hoffende Ranken
Der kranken Gedanken
Muß in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Ihr Bienlein, ziehet aus dem Feld,
Man bricht euch ab das Honigzelt;
Die Bronnen der Wonnen,
Die Augen, die Sonnen,
Der Erdsterne Wunder,
Sie sinken jetzt unter,
All in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!
Den Kranz helft mir winden,
Die Garbe helft binden,
Kein Blümlein darf fehlen,
Jed' Körnlein wird zählen
Der Herr auf seiner Tenne rein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

4. Soldatenlied.

Es leben die Soldaten
So recht von Gottes Gnaden,
Der Himmel ist ihr Zelt,
Ihr Tisch das grüne Feld.

Ihr Bette ist der Rasen,
Trompeter müssen blasen:
Guten Morgen, gute Nacht!
Daß man mit Lust erwacht.

Ihr Wirtsschild ist die Sonne,
Ihr Freund die volle Tonne,
Ihr Schlafbuhl' ist der Mond,
Der in der Sternschanz' wohnt.

Die Sterne haben Stunden,
Die Sterne haben Runden
Und werden abgelöst,
Drum, Schildwach, sei getröst!

Wir richten mit dem Schwerte:
Der Leib gehört der Erde,
Die Seel' dem Himmelszelt,
Der Rock bleibt in der Welt.

Wer fällt, der bleibet liegen;
Wer steht, der kann noch siegen;
Wer übrig bleibt, hat recht;
Wer fortläuft, der ist schlecht.

Zum Hassen oder Lieben
Ist alle Welt getrieben,
Es bleibet keine Wahl:
Der Teufel ist neutral.

5. Im Namen Jesu.

Ich möchte gern was schreiben,
Das ewig könnte bleiben,
Denn alles andre Treiben
Will nur die Zeit vertreiben.

Ich möchte gern was lieben,
Das ewig ist geblieben,
Denn in allen andern Trieben
Wird nur die Lieb' vertrieben.

Ich möchte gern mein Leben
Zu Ewigem erheben,
Denn alles andre Streben
Ist in den Tod gegeben.

Drum schreib' ich einen Namen,
Drum lieb ich einen Namen
Und leb' in einem Namen,
Der Jesus heißt — sprich: Amen.

Andere Proben bei Kellner: Gott der Erhalter; Abendlied; — bei Hellinghaus: Der Spinnerin Nachtlied; Ermunterung zur Kinderliebe und zum Kindersinne; Warum nicht?; Frühlingsschrei eines Knechtes aus der Tiefe.

Digitized by Google

7. Zu der Gruppe der phantastischen Romantiker wird von manchen Literaturhistorikern auch der heute noch in Frankreich sehr geschätzte Ernst Theodor Wilhelm („Amadäus") Hoffmann gestellt, der nichts von dem patriotischen Geiste der Romantik besaß, sondern zur Zeit von Deutschlands größtem politischen Elend recht weinselig und vergnüglich lebte. Geboren 1776 zu Königsberg, bekundete er frühzeitig ein großes Talent für Musik und Malerei. Er widmete sich in seiner Vaterstadt dem Studium der Rechte und wurde 1800 Assessor in Posen. Hier mußte er seine Karikaturen auf hochstehende Personen mit Verbannung büßen. 1804 wurde er Rat in Warschau. Als Freund von Zacharias Werner komponierte er dessen „Kreuz an der Ostsee". Im weiteren Leben war er bald stellenlos, bald Schriftsteller, bald Musikdirektor, bald Schauspieldirektor (Bamberg, Dresden, Leipzig), zuletzt 1814 Kammergerichtsrat in Berlin. „Da schrieb er, um zu trinken, und trank, um zu schreiben" (v. Eichendorff). Nach entsetzlichem Rückenmarksleiden starb er dort 1822.

Als Dichter gab er sich einer fast wahnsinnigen Phantasterei hin („Elixire des Teufels", „Kater Murr", worin er sich in ungenießbarer Weise in der Figur des Kapellmeisters Kreißler selbst schildert), so daß Jean Paul solche Poesie ein wahres Tollkirschenfest nennt. Trefflich aber ist die in der Art von Tiecks „Phantasus" geschriebene Novellenreihe „Die Serapionsbrüder" (1819—1821) mit Erzählungen wie „Martin der Küfer und seine Gesellen" und „Fräulein Scudéry".

§ 92. Die hervorragendsten Dramatiker der romantischen Schule.

(Heinrich von Kleist und die Schicksalstragödien.)

1. Zwar haben sich alle Romantiker im Drama versucht, aber die wenigsten mit besonderer Gabe und Erfolg. Heinrich von Kleist und Zacharias Werner zogen als Dramatiker am meisten die Augen der Mit- und Nachwelt auf sich. Körner (vgl. § 90) könnte noch dazu gestellt werden; aber seine Dramen sind doch zu jugendlich und mangelhaft, und er, der fast unter patriotischem Sange für das Vaterland starb, strahlt schöner in der Gruppe der Vaterlandssänger.

2. Unstreitig der beste Dramatiker der Schule ist Heinrich von Kleist. Geboren 18. Oktober 1777 zu Frankfurt a. d. O., diente er 1795—1799 in der Garde, warf sich dann mit Hast in das Studium einer unchristlichen Philosophie, gab aber bald alles Studium auf und trieb sich, von innerem Gram zerrissen, wie von einem Dämon gejagt, in der Welt umher, bis er, selbst des Lebens überdrüssig, auf Andrängen einer krankhaft überspannten Frau im Verein mit dieser den Tod suchte (in einem Gehölze bei Potsdam, 21. November 1811).

Auf einer Reise stieg plötzlich der Gedanke in ihm auf, er sei zum Dichter geboren, und sofort auch des Ehrgeizes Wahn: „Er vermöge es, Goethe den Kranz von

Digitized by Google

der Stirne zu reißen". So sehr Goethe Napoleon verehrte und bewunderte, so ingrimmig haßte ihn Kleist, zumal er auch persönlich von ihm beleidigt war. Nach der Schlacht von Wagram wollte er sich im Kummer vergiften. Schon früh plagte ihn der Selbstmordgedanke. Bevor er ihn ausführte, schrieb er die trostlosen Worte: „Ich sterbe, weil mir auf Erden nichts mehr zu erlernen und zu erwerben übrig bleibt."

Das einzige Asyl, wo der Unglückliche sich etwas vergaß und beruhigte, war die Poesie. Wenn er sich dichtend in sie versenkte, konnte er selbst lachen und scherzen. Nur so erklärt es sich, wie ein Mann, der von sich selbst bekennt: „In mir ist nichts beständig als die Unbeständigkeit", das meisterhaft lebensvolle, doch auch derb ausgelassene Lustspiel „Der zerbrochene Krug" (1808) schreiben konnte.

Die Haupthandlung ist eine Gerichtsszene, deren Komik auf dem Umstand beruht, daß der Dorfrichter Adam einen Prozeß entscheiden soll, in welchem nicht der vor Gericht Beklagte, sondern er selbst der Schuldige ist. Denn er, der Richter, hat den Krug bei einem notgedrungenen Sprunge aus dem Fenster zerbrochen. Nun gibt er sich im Verhör alle Mühe, die Schuld auf den Unschuldigen hinzuwälzen, fängt sich aber so in seinen Fragen und Reden, daß er schließlich zu seinem Schrecken selbst als der Täter dasteht.

Unter seinen ernsten Dramen ist das große historische Ritterschauspiel „Käthchen von Heilbronn" (1810) mit Recht noch immer ein Liebling des deutschen Publikums. Der Glanzpunkt ist der deutsche Mädchencharakter, wie er in Käthchen geschildert ist.

Käthchen, die vermeintliche Tochter ihres Pflegevaters, eines Waffenschmiedes in Heilbronn, in Wahrheit aber die Tochter des Kaisers, faßt eine innige, zarte und reine Neigung zu dem Grafen Wetter von Strahl. Es ist aber nicht sowohl die freie Wahl ihres Herzens als eine geheimnisvolle Naturgewalt, eine magnetische Kraft, die sie zu dem Ritter hinzieht; denn Käthchen ist Nachtwandlerin. Als solche, aber auch nur als solche, weiß sie ihre hohe Herkunft und erzählt es einst im somnambulen Zustande dem Grafen. Der Kaiser erfährt es, erkennt seine Tochter öffentlich an und ermöglicht die Eheschließung.

Von seinen übrigen Dramen erwähnen wir noch die zwei erst nach seinem Tode von Tieck herausgegebenen, nämlich „Die Hermannsschlacht", worin er dem deutschen Volk ein Bild dessen, was es sein könnte und sollte, zeigen wollte, und „Prinz Friedrich von Homburg", sein letztes Werk, welches die höchsten Schönheiten mit den auffallendsten Mängeln verbindet. Wahrhafte Mustergestalten sind darin der Große Kurfürst, sein junger, kühner General Prinz von Homburg, der prächtige alte Held Kottwitz. Das großangelegte Trauerspiel „Robert Guiskard" blieb Fragment. Von seinen andern Dichtungen muß noch die meisterhafte Erzählung „Michael Kohlhaas" (1810) genannt werden.

3. Auch der zweite Dramatiker, Zacharias Werner* (geb. 18. November 1768 zu Königsberg; als Jurist in Warschau, später in Berlin

Digitized by Google

angestellt; von 1807 an auf Reisen; wurde 1810 zu Rom katholisch, 1714 Priester und starb, ein gefeierter Kanzelredner, in der Nacht vom 17./18. Februar 1823 in Wien), war ein reichbegabter Dichter; aber auch er führte lange Zeit (bis 1810) ein höchst unruhiges und von Leidenschaften bewegtes Leben.

Sein erstes, leider zu lang gedehntes Drama, „Die Söhne des Tales" (1803), aus zwei Teilen bestehend, gewann sogar den Beifall Schillers; es hat in der Tat manche ergreifende Szenen. Im ersten Teil verkünden die Templer oder Talbrüder das Evangelium einem unreifen Volke, im zweiten Teil vertreten die Kreuzesbrüder einen sog. geläuterten Katholizismus in freimaurerischem Geiste. Dies Doppeldrama stellt eigentlich den Untergang des Templerordens dar. Die Sprache ist schön, die Stimmung romantisch. — Das „Kreuz an der Ostsee" (1806), ein Trauerspiel, brachte ihm neue Lorbeeren. Es verherrlicht die Aufpflanzung des Kreuzes unter den heidnischen Preußen. Von zwei Teilen ist jedoch nur der erste vollendet. — Was er in seinem Drama „Die Weihe der Kraft" (1807) zur Verherrlichung Luthers schrieb, widerrief er später durch sein großes allegorisches Gedicht „Die Weihe der Urkraft" (1813). — In den Tragödien „Kunigunde die Heilige" und „Die Mutter der Makkabäer" (1820) zeigt Werner eine mächtige Phantasie, aber sie wirken doch nicht genügend auf das Herz der Zuschauer. Von großem, aber bedauerungswürdigem Einfluß auf unsere dramatische Poesie war „Der vierundzwanzigste Februar", Tragödie in einem Akt (1809). Am 24. Februar 1804 hatte Werner zwei ihm sehr liebe Personen, seine Mutter und einen vertrauten Freund, durch den Tod verloren. Daher setzte er über das Drama jenes Datum; der Inhalt des Dramas ist jedoch ein rein erdichteter.

Es ist darin das tragische Schicksal einer Schweizerfamilie geschildert. Kunz Kuruth, ein Schweizerbauer, hatte gegen des Vaters Willen geheiratet. Als dieser sich einst hämisch über die Schwiegertochter aussließ, schleuderte Kunz im Jähzorn das Messer nach dem Vater. Das Messer traf nicht; aber der Vater entrüstete sich so darob, daß er, den Fluch sprechend: „Des Mörders Mörder seidl" dahinsank. Dieser Fluch erfüllte sich. Denn Kunzens Sohn tötete als Knabe, mit demselben Messer kindlich spielend, sein Schwesterlein, irrte dann wie Kain draußen in der Welt umher, in Frankreich, Amerika. Hier wurde er jedoch reich, kehrte dann zurück und wurde unerkannt von seinem unterdes ganz verarmten Vater des Geldes wegen ermordet. Alle diese Bluttaten ereignen sich am 24. Februar.

4. Werners letztgenannte Tragödie rief nun leider eine Menge ähnlicher hervor, welche man Schicksalstragödien nennt. Die bekanntesten sind: „Der neunundzwanzigste Februar" von Hofrat Adolf Müllner; „Die Ahnfrau" von Franz Grillparzer (vgl. 8. Periode, 3. Gruppe). Auch Ernst von Houwald verirrte sich auf dieses Gebiet.

Digitized by Google

§ 93. Die Spätromantiker.

1. Der neue und vielfach entzückende Sang, den die Romantiker anstimmten und mit so viel Begeisterung, mit so viel Kraft und Virtuosität durch die deutschen Gauen ertönen ließen, wurde allgemach immer schwächer. Die Romantiker glaubten ihm Unsterblichkeit einhauchen zu können; aber er war nur zu sterblich. Nicht bloß lichtete der Tod die Reihen der Sänger, sondern auch der Abfall mancher von der Schule. Auch der Beifall des deutschen Publikums ward schwächer und schwächer. Der Nachwuchs junger Sangeskräfte, die sich zu der Fahne der Romantik stellten, war zum Verschwinden klein. Wir bringen nun hier die drei letzten Romantiker: Chamisso, Schulze und Eichendorff. Wohl zählt man bisweilen noch den oder jenen andern Dichter zur Schule; man kann aber darüber streiten; die drei hier Genannten sind jedoch so ziemlich allgemein als Romantiker anerkannt. Sie vereinigten sich gleichsam zum Schlußakkord des Liedes der Romantik, zu einem gar herrlich ertönenden, das Herz ergreifenden Dreiklang, in dem jenes Lied verhallte, erstarb.

2. Wir begrüßen in Adalbert von Chamisso* einen Dichter, der, wiewohl ein geborner Franzose, bis ins Herz hinein ein Deutscher wurde. Chamisso war nämlich (im Jahre 1781) auf Schloß Boncourt (Champagne) geboren. Beim Ausbruch der Revolution flüchteten seine Eltern mit ihm, dem neunjährigen Knaben, nach Preußen. Später kam er zum Militär und wurde Offizier. Als Leutnant lebte und studierte er sich in deutsche Sprache und Poesie vollständig ein. Im Jahre 1806 nahm er seinen Abschied und verlegte sich mit großem Eifer und Erfolg auf die Naturwissenschaften. Als tüchtiger Naturforscher durfte er eine Entdeckungsreise in die Südsee und um die Erde mitmachen (von 1815—1818). Zurückgekehrt wurde er Kustos und hierauf Vorsteher der königlichen Herbarien zu Berlin. Als solcher starb er am 21. August 1838. — In ihm haben wir nicht bloß den Dichter zu ehren, sondern auch den Menschen. Denn er war ein Mann voll Ehrenhaftigkeit, Sitte, Fleiß, Milde und Sanftmut. Um so mehr freuen wir uns, mit Dingelstedt sagen zu können:

Ein Fremdling war er unserem deutschen Norden.
In Sitt' und Sprache anderer Stämme Sohn,
Und wer ist heimischer als er ihm worden?

3. Wäre Chamisso nicht ein reichbegabter Dichter gewesen, wie hätte er sich auf deutschem Boden einen so schönen Dichterkranz erwerben können? Kein geborner Deutscher dürfte sich der Form schämen, die er seiner Poesie gab. In Terzinen übertraf er fast alle andern. Aber auch der Inhalt verrät den echten Dichter. Seine lyrischen Gedichte, besonders seine Sonette, zählt Vilmar zu „den edelsten und duftendsten Blüten unserer neueren Lyrik". Am liebenswürdigsten zeigt sich der sonst

Digitized by Google

wohl etwas düstere Dichter in seinem Liederzyklus „Frauen-Liebe und -Leben". Er hat darin überaus zart und lieblich das Thema der Braut-, Gatten- und Mutterliebe durchgesungen und läßt uns die ganze Tonleiter der im weiblichen Herzen sich aneinanderreihenden Gefühle vernehmen. Kein Wunder, daß sich Chamisso durch diese Lieder eine so große Verehrung bei dem weiblichen Geschlechte erworben hat. Ein anderer, durch Tiefe der Auffassung, Sprachgewalt und Natürlichkeit den eben genannten noch übertreffender, wahrhaft köstlicher Liederzyklus, aus Chamissos Herzen gesungen, ist betitelt: „Lebens-Lieder und -Bilder". Vor allem aber hat er seinen Ruhm begründet durch die Wiederbelebung der poetischen Erzählung. Sie ist ihm trefflich gelungen. Sein „Salas y Gomez" ist eine großartige Dichtung dieser Art. Chamisso liebte epische Stoffe; weil er aber den Leser recht fest „packen" wollte, griff er leider mit Vorliebe nach dem Gräßlichen und Schauerlichen. Diese Effektmacherei war nicht deutsch. Frei davon ist sein beliebtes Märchen „Peter Schlemihl" (1813), das er für die Kinder seines Freundes Hitzig schrieb.

Peter Schlemihl ist arm; der Teufel kauft ihm seinen Schatten ab und gibt ihm dafür einen Zaubersäckel, aus dem Peter Gold in Hülle und Fülle holen kann. Wo er nun aber in das Licht tritt, wird er als Schattenloser verhöhnt oder wie ein Fluchbeladener gemieden. Da jammert er nach seinem Schatten. Seine Angst, sein Flehen rührt den Teufel nicht. Höhnisch zeigt ihm dieser den Schatten, ohne daß Schlemihl ihn erreichen kann. Nur der Gewinn von Siebenmeilenstiefeln tröstet ihn endlich. Mit ihnen angetan, durchschreitet er beruhigt die Welt.

Über den Grundgedanken dieses klassischen Märchens streiten noch heute die Kritiker. Wie Vilmar und noch gründlicher Barthel dartut, wollte Chamisso darin „den eigenen Schmerz, das Weh des aus dem Vaterlande, aus der Nation gestoßenen Verbannten" darstellen, aber nicht als einen „ungeheilten, unversöhnten", sondern als einen schließlich „geheilten, versöhnten". Doch faßt man das Ganze am besten als ein freies Spiel romantischer Phantastik auf.

Die alte Waschfrau.

Du siehst geschäftig bei den Linnen
Die Alte dort in weißem Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit saurem Schweiß
Ihr Brot in Ehr' und Zucht gegessen,
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Los getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt.
Sie hat den kranken Mann gepflegt,
Sie hat drei Kinder ihm geboren,
Sie hat ihn in das Grab gelegt,
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

Da galt's, die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Mut,
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
Entließ sie segnend ihre Lieben;
So stand sie nun allein und alt,
Ihr war ihr heitrer Mut geblieben.

Digitized by Google

Sie hat gespart und hat gesonnen,
Und Flachs gekauft und nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand;
Die Schere brauchte sie, die Nadel,
Und nähte sich mit eig'ner Hand
Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es ist ihr erstes und ihr letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen,
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh' sie legen.

Und ich an meinem Abend wollte,
Ich hätte diesem Weibe gleich
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

Salas y Gomez [1].

1.

Salas y Gomez raget aus den Fluten
Des Stillen Meers, ein Felsen kahl und bloß,
Verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluten,

Ein Steingestell ohn' alles Gras und Moos,
Das sich das Volk der Vögel auserkor
Zur Ruh'statt im bewegten Meeresschoß.

So stieg vor unsern Blicken sie empor,
Als auf dem Rurik: „Land im Westen! Land!"
Der Ruf vom Mastkorb drang zu unserm Ohr.

Als uns die Klippe nah' vor Augen stand,
Gewahrten wir der Meeresvögel Scharen
Und ihre Brüteplätze längs dem Strand.

Da frischer Nahrung wir bedürftig waren,
So ward beschlossen, den Versuch zu wagen,
In zweien Booten an das Land zu fahren.

Es war dabei zu sein mir angetragen.
Das Schrecknis, das der Ort mir offenbart,
Ich werd' es jetzt mit schlichten Worten sagen.

Wir legten bei, bestiegen wohlbewahrt
Die ausgesetzten Boote, stießen ab,
Und längs der Brandung rudernd ging die Fahrt.

---

[1] An seinen Freund Hitzig schrieb der Dichter im Jahre 1816 aus Kamtschatka unter anderem: „— — Wir sahen am 15. bis 26. März die Insel Salas y Gomez, einen niedrigen, nackten Felsen, ohne Vegetation, ein Nest unzähliger Seevögel, worauf Trümmer eines gescheiterten Schiffes gesehen wurden — wir sahen diese Trümmer nicht und gingen, ohne zu landen (die See war hoch und die Brandung groß), vorüber."

Digitized by Google

Wo unterm Wind das Ufer Schutz uns gab,
Ward angelegt bei einer Felsengruppe,
Wir setzten auf das Trock'ne unsern Stab.

Und eine rechts und links die andere Truppe,
Verteilten sich den Strand entlang die Mannen.
Ich aber stieg hinan die Felsenkuppe.

Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten
Und mit gestreckten Hälsen sich besannen.

Der Gipfel war erreicht, die Sohlen brannten
Mir auf dem heißen Schieferstein, indessen
Die Blicke den Gesichtskreis rings umspannten.

Und wie die Wüstenei sie erst ermessen
Und wieder erdwärts sich gesenket haben,
Läßt eines alles andre mich vergessen:

Es hat die Hand des Menschen eingegraben
Das Siegel seines Geistes in den Stein,
Worauf ich steh', — Schriftzeichen sind's, Buchstaben,

Der Kreuze fünfmal zehn in gleichen Reih'n.
Es will mich dünken, daß sie lang bestehen,
Doch muß die flücht'ge Schrift hier jünger sein.

Und nicht zu lesen! — deutlich noch zu sehen
Der Tritte Spur, die sie verlöschet fast;
Es scheint ein Pfad darüber hinzugehen.

Und dort am Abhang war ein Ort der Rast,
Dort nahm er Nahrung ein, dort Eierschalen!
Wer war, wer ist der grausen Wildnis Gast?

Und spähend, lauschend schritt ich auf dem kahlen
Gesims einher zum andern Felsenhaupte,
Das zugewendet liegt den Morgenstrahlen.

Und wie ich, der ich ganz mich einsam glaubte,
Erklomm die letzte von den Schieferstiegen,
Die mir die Aussicht von dem Abhang raubte,

Da sah ich einen Greisen vor mir liegen,
Wohl hundert Jahre, mocht' ich schätzen, alt,
Des Züge, schien es, wie im Tode schwiegen.

Nackt, lang gestreckt die riesige Gestalt,
Von Bart und Haupthaar abwärts zu den Lenden
Den hagern Leib mit Silberglanz umwallt,

Das Haupt getragen von des Felsen Wänden,
Im starren Antlitz Ruh', die breite Brust
Bedeckt mit übers Kreuz gelegten Händen.

Und wie entsetzt, mit schauerlicher Lust
Ich unverwandt das große Bild betrachte,
Entflossen mir die Tränen unbewußt.

Als endlich, wie aus Starrkrampf ich erwachte,
Entbot ich zu der Stelle die Gefährten,
Die bald mein lauter Ruf zusammenbrachte.

Digitized by Google

Sie lärmend herwärts ihre Schritte kehrten
Und stellten, bald verstummend, sich zum Kreis,
Die fromm die Feier solchen Anblicks ehrten.
Und seht, noch reget sich, noch atmet leis,
Noch schlägt die müden Augen auf und hebt
Das Haupt empor der wundersame Greis.
Er schaut uns zweifelnd, staunend an, bestrebt
Sich noch zu sprechen mit erstorb'nem Munde. —
Umsonst! er sinkt zurück, er hat gelebt.
Es sprach der Arzt, bemüh'nd in dieser Stunde
Sich um den Leichnam noch: „Es ist vorbei."
Wir aber standen betend in der Runde.
Es lagen da der Schiefertafeln drei
Mit eingeritzter Schrift; mir ward zu teile
Der Nachlaß von dem Sohn der Wüstenei.
Und wie ich bei den Schriften mich verweile,
Die rein in span'scher Zunge sind geschrieben,
Gebot ein Schuß vom Schiffe her uns Eile.
Ein zweiter Schuß und bald ein dritter trieben
Von dannen uns mit Hast zu unsern Booten;
Wie dort er lag, ist liegen er geblieben.
Es dient der Stein, worauf er litt, dem Toten
Zur Ruhestätte, wie zum Monumente,
Und Friede sei dir, Schmerzenssohn, entboten!
Die Hülle gibst du hin dem Elemente,
Allnächtlich strahlend über dir entzünden
Des Kreuzes Sterne sich am Firmamente,
Und was du litteſt, wird dein Lied verkünden.

2. Die erste Schiefertafel.

Mir war von Freud' und Stolz die Brust geschwellt,
Ich sah bereits im Geiste hoch vor mir
Gehäuft die Schätze der gesamten Welt.
Der Edelsteine Licht, der Perlen Zier
Und der Gewänder Indiens reichste Pracht,
Die legt' ich alle nur zu Füßen ihr.
Das Gold, den Mammon, diese Erdenmacht,
An welcher sich das Alter liebt zu sonnen,
Ich hatt's dem grauen Vater dargebracht.
Und selber hatt' ich Ruhe mir gewonnen,
Gekühlt der tatendurst'gen Jugend Glut
Und war geduldig worden und besonnen,
Sie schalt nicht fürder mein zu rasches Blut;
Ich wärmte mich an ihres Herzens Schlägen,
Von ihren weichen Armen sanft umruht.
Es sprach der Vater über uns den Segen,
Ich fand den Himmel in des Hauses Schranken
Und fühlte keinen Wunsch sich fürder regen.

Digitized by Google

So wehten töricht vorwärts die Gedanken;
Ich aber lag auf dem Verdeck zur Nacht
Und sah die Sterne durch das Tauwerk schwanken.
Ich ward vom Wind mit Kühlung angefacht,
Der so die Segel spannte, daß wir kaum
Den flücht'gen Weg je schnellern Laufs gemacht.
Da schreckte mich ein Stoß aus meinem Traum,
Erdröhnend durch das schwache Bretterhaus;
Ein Wehruf hallte aus dem untern Raum.
Ein zweiter Stoß, ein dritter; krachend aus
Den Fugen riß das Plankenwerk, die Welle
Schlug schäumend ein und endete den Graus.
Verlorner Schwimmer in der Brandung Schwelle,
Noch rang ich jugendkräftig mit den Wogen
Und sah noch über mir die Sternenhelle.
Da fühlt' ich in den Abgrund mich gezogen
Und wieder aufwärts fühlt' ich mich gehoben
Und schaute einmal noch des Himmels Bogen,
Dann brach die Kraft in der Gewässer Toben,
Ich übergab dem Tod mich in der Tiefe
Und sagte Lebewohl dem Tag dort oben.
Da schien mir, daß in tiefem Schlaf ich schliefe
Und sei mir aufzuwachen nicht verliehen,
Obgleich die Stimme mir's im Innern riefe.
Ich rang, mich solchem Schlafe zu entziehen,
Und ich besann mich, schaut' umher und fand,
Es habe hier das Meer mich ausgespieen.
Und wie vom Todesschlaf ich auferstand,
Bemüht' ich mich, die Höhe zu ersteigen,
Um zu erkunden dies mein Rettungsland.
Da wollten Meer und Himmel nur sich zeigen,
Die diesen einsam nackten Stein umwanden,
Dem nackt und einsam selbst ich fiel zu eigen.
Wo dort mit voller Wut die Wellen branden,
Auf fernem Riffe war das Wrack zu sehen
Woselbst es lange Jahre noch gestanden,
Mir unerreichbar! — und des Windes Wehen,
Der Strom entführen seewärts weiter fort
Des Schiffbruchs Trümmer, welcher dort geschehen.
Ich aber dachte: Nicht an solchem Ort
Wirst lange die Gefährten du beneiden,
Die früher ihr Geschick ereilte dort.
Nicht also, — mich, es will nur mich vermeiden!
Der Vögel Eier reichen hin allein,
Mein Leben zu verlängern und mein Leiden.
Selbander leb' ich so mit meiner Pein
Und kratze mit den scharfen Muschelscherben
Auf diesen mehr als ich geduld'gen Stein:
„Ich bin noch ohne Hoffnung, bald zu sterben."

Digitized by Google

3. Die andere Schiefertafel.

Ich saß vor Sonnenaufgang an dem Strande,
Das Sternenkreuz verkündete den Tag,
Sich neigend zu des Horizontes Rande.

Und noch gehüllt in tiefes Dunkel lag
Vor mir der Osten, leuchtend nur entrollte
Zu meinen Füßen sich der Wellenschlag.

Mir war, als ob die Nacht nicht enden wollte;
Mein starrer Blick lag auf des Meeres Saum,
Wo bald die Sonne sich erheben sollte.

Die Vögel auf den Nestern wie im Traum
Erhoben ihre Stimme; blaß und blasser
Erlosch der Schimmer in der Brandung Schaum,

Es sonderte die Luft sich von dem Wasser,
In tiefem Blau verschwand der Sterne Chor;
Ich kniet' in Andacht, und mein Aug' ward nasser.

Nun trat die Pracht der Sonne selbst hervor;
Die Freude noch in wunde Herzen senkt;
Ich richte zu ihr den Blick empor.

Ein Schiff! ein Schiff! mit vollen Segeln lenkt
Es herwärts seinen Lauf, mit vollem Winde;
Noch lebt ein Gott, der meines Elends denkt!

O Gott der Liebe, ja du strafst gelinde,
Kaum hab' ich dir gebeichtet meine Reu',
Erbarmen übst du schon an deinem Kinde.

Du öffnest mir das Grab und führst aufs neu'
Zu Menschen mich, sie an mein Herz zu drücken,
Zu leben und zu lieben warm und treu.

Und oben von der Klippe höchstem Rücken
Betrachtend scharf das Fahrzeug, ward ich bleich;
Noch mußte mir bemerkt zu werden glücken.

Es wuchs das hergetrag'ne Schiff, zugleich
Die Angst in meinem Busen namenlos;
Es galt des Fernrohrs möglichen Bereich.

Nicht Rauch, nicht Flaggentuch! so bar und bloß,
Die Arme nur vermögend auszubreiten!
Du kennst, barmherz'ger Gott, du fühlst mein Los!

Und ruhig sah ich her das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen
Und schwinden zwischen ihm und mir die Weiten.

Und jetzt —! es hat mein Ohr mich nicht betrogen,
Des Meisters Pfeife war's, vom Wind getragen,
Die wohl ich gier'gen Durstes eingesogen.

Wie wirst du erst, den seit so langen Tagen
Entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
Der Menschenred', ans alte Herz mir schlagen!

Digitized by Google

Sie haben mich, die Klippe doch erschaut,
Sie rücken an die Segel, im Begriff,
Den Lauf zu ändern. — Gott, dem ich vertraut!
Nach Süden — —? Wohl, sie müssen ja das Riff
Umfahren, fern sich halten von der Brandung.
O gleite sicher, hoffnungsschweres Schiff!
Jetzt wär' es an der Zeit! o meine Ahndung!
Blickt her! blickt her! legt bei! setzt aus das Boot
Dort unterm Winde, dort versucht die Landung!
Und ruhig vorwärts strebend, ward das Boot
Nicht ausgesetzt, nicht ließ es ab zu gleiten,
Es wußt' gefühllos nichts von meiner Not.
Und ruhig sah ich hin das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen
Und wachsen zwischen ihm und mir die Weiten.
Und als es meinem Blicke sich entzogen,
Der's noch im leeren Blau vergebens sucht,
Und ich verhöhnt mich wußte und belogen:
Da hab' ich meinem Gott und mir geflucht,
Und an den Felsen meine Stirne schlagend,
Gewütet sinnverwirret und verrucht.
Drei Tag' und Nächte lag ich so verzagend
Wie einer, den der Wahnsinn hat gebunden,
Im grimmen Zorn am eig'nen Herzen nagend;
Und hab' am dritten Tränen erst gefunden
Und endlich es vermocht, mich aufzuraffen,
Vom allgewalt'gen Hunger überwunden,
Um meinem Leibe Nahrung zu verschaffen.

4. Die letzte Schiefertafel.

Geduld! Die Sonne steigt im Osten auf,
Sie sinkt im Westen zu des Meeres Plan,
Sie hat vollendet eines Tages Lauf.
Geduld! Nach Süden wirst auf ihrer Bahn
Sie jetzt bald wieder senkrecht meinen Schatten,
Ein Jahr ist um, es fängt ein andres an.
Geduld! Die Jahre ziehen ohn' Ermatten,
Nur grub für sie kein Kreuz mehr deine Hand,
Seit ihrer fünfzig sich gereihet hatten.
Geduld! Du harrest stumm am Meeresstrand
Und blickest starr in öde, blaue Ferne
Und lauschst dem Wellenschlag am Felsenstrand
Geduld! Laß kreisen Sonne, Mond und Sterne
Und Regenschauer mit der Sonnenglut
Abwechseln über dir: Geduld erlerne!
Ein leichtes ist's, der Elemente Wut
Im hellen Tagesscheine zu ertragen,
Bei regem Augenlicht und wachem Mut.

Digitized by Google

Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen,
Und mehr die schlaflos lange, bange Nacht,
Darin sie aus dem Hirn hinaus sich wagen,
Sie halten grausig neben uns die Wacht
Und reden Worte, welche Wahnsinn locken; —
Hinweg! hinweg! wer gab euch solche Macht?

Was schüttelst du im Winde deine Locken?
Ich kenne dich, du rascher, wilder Knabe,
Ich seh' dich an, und meine Pulse stocken.
Du bist ich selbst, wie ich gestrebet habe
In meiner Hoffnung Wahn vor grauen Jahren;
Ich bin du selbst, das Bild auf deinem Grabe.

Was sprichst du noch vom Schönen, Guten, Wahren,
Von Lieb' und Haß, von Tatendurst? Du Tor!
Sieh her, ich bin, was deine Träume waren.
Und führest wiederum mir diese vor?
Laß ab, o Weib, ich habe längst verzichtet,
Du hauchst aus Asche noch die Glut empor!

Nicht so den süßen Blick auf mich gerichtet!
Das Licht der Augen und der Stimme Laut,
Es hat der Tod ja alles schon vernichtet.
Aus deinem hohlen, morschen Schädel schaut
Kein solcher Himmel mehr voll Seligkeit;
Versunken ist die Welt, der ich vertraut.

Ich habe nur die allgewalt'ge Zeit
Auf diesem öden Felsen überragt
In grausenhafter Abgeschiedenheit.
Was, Bilder ihr des Lebens, widersagt
Ihr dem, der schon den Toten angehöret?
Zerfließet in das Nichts zurück, es tagt!

Steig auf, o Sonne, deren Schein beschwöret
Zur Ruh' den Aufruhr dieser Nachtgenossen,
Und ende du den Kampf, der mich zerstöret!
Sie bricht hervor, und jene sind zerflossen.
Ich bin mit mir allein und halte wieder
Die Kinder meines Hirns in mir verschlossen.

O tragt noch heut', ihr altersstarren Glieder,
Mich dort hinunter, wo die Nester liegen,
Ich lege bald zur letzten Rast euch nieder;
Verwehrt ihr, meinem Willen euch zu schmiegen,
Wo machtlos inn're Qualen sich erprobt,
Wird endlich, endlich doch der Hunger siegen.

Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt,
Und hier, wo ich gelitten und gerungen,
Hier hab' ich auszuatmen auch gelobt.
Laß, Herr, durch den ich selber mich bezwungen,
Nicht Schiff und Menschen diesen Stein erreichen,
Bevor mein letzter Klagelaut verklungen.

Digitized by Google

Laß klanglos mich und friedsam hier erbleichen;
Was frommte mich annoch in später Stunde,
Zu wandeln eine Leiche über Leichen?
Sie schlummern in der Erde kühlem Grunde,
Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
Und längst verschollen ist von mir die Kunde.
Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt, —
Doch fremd zu wallen in der Heimat — nein!
Durch Wermut wird das Bittre nicht versüßt.
Laß weltverlassen sterben mich allein
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen;
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederschauen.

Proben bei Kellner: Abdallah; Die Kreuzschau; — bei Hellinghaus: Die Löwenbraut; die Sonne bringt es an den Tag; Der Soldat; Das Riesenspielzeug; Tragische Geschichte u. a.

4. Ernst Schulze (geb. 22. März 1789 in Celle) war eines Bürgermeisters Sohn, studierte zuerst Theologie in Göttingen, gab sie aber alsbald wieder auf, um sich für eine Professur auszubilden. Schon kränklich nahm er im Jahre 1814 als freiwilliger Jäger an dem Feldzug im Norden teil, und es schien fast, als ob er gesünder heimgekehrt. Aber bald packte ihn heftiger das alte Leiden, dem er schon am 29. Juni 1817 erlag. — Schulze hatte seine jugendliche Phantasie mit der Lektüre alter Rittergeschichten, Feenmärchen genährt und wurde schon dadurch romantisch gestimmt, noch mehr aber durch die schwärmerische Liebe zu der allerdings durch Körper, Geist und Herz einnehmenden Cäcilia Tychsen, einer Professorstochter. Aber die Liebe lohnte wie so vielen auch ihm mit Leid. Der Todesengel entriß ihm die kaum achtzehnjährige Cäcilia. Wie das Bild einer Heiligen schwebte fortan ihr Bild vor seiner in tiefe Trauer gehüllten Seele. Er lebte nur noch für sie, sie als Verklärte zu verehren, um ihren Verlust zu trauern und gleichsam nur der Hüter ihres Grabes zu sein. Auf dieses Grab alltäglich frische Kränze, im Garten seines Herzens gepflückt, zu legen, für dieses Grab ein einzig schönes, kunstvolles, mit dem Bilde der Verklärten geschmücktes Denkmal zu schaffen: das gelobte er an ihrem Todesbette, und das führte er auch aus. Er schuf nämlich das romantische Epos „Cäcilia" (1817). „Ich will ein Werk dichten", schreibt er selbst, „worin Cäciliens Charakter bis in die kleinsten Feinheiten dargestellt werden soll"; „Cäcilia" war dies Werk, eine Dichtung in den reinsten Ottave rime, eines der schönsten Epen aus der romantischen Schule, dem ja freilich viel Phantastisch-Wunderliches und Lyrisch-Weiches beigemischt ist.

Das Epos behandelt die Eroberung der alten heidnischen Hauptstadt Dänemarks (Lethra) durch die christlichen Deutschen unter Otto I. Im Vordergrund sehen wir

Digitized by Google

stets die zarte, bleiche, sterbsüchtige Cäcilia und ihren ebenso zarten, schmachtenden Sänger Reinald. Gegen Ende lebt sie als Heldin auf und zieht mit der Kreuzesfahne wie eine Wundererscheinung dem Heere voran; aber ihr sanftes Schwert verwundet niemand; nur ihre Erscheinung verwirrt die Heiden. Lethra wird erobert, der Götzendienst gestürzt. Da sie nun in der großen Domhalle als liebliche Braut vor dem Altare steht und der Priester sie mit ihrem Sänger vermählen soll, schaut sie verklärt nach oben, und ihre reine Seele schwebt den Engeln entgegen, die herabgestiegen, sie zu holen. Sie hat so das Höchste erreicht, was sie auf Erden wünschen und verdienen kann, sie hat so den schönsten Ehrenkranz unverwelkt mit hinübergenommen. Reinald aber bleibt bei der entseelten Hülle, um im Liede sein Leid zu klagen.

Noch schöner im Stile, noch musikalischer in der Sprache, noch bezaubernder durch die melodischen Ottave rime, aber nicht so gehaltvoll wie „Cäcilia", war seine letzte Dichtung: „Die bezauberte Rose" (1818).

Dies liebliche Epos in drei Gesängen behandelt die Erlösung der königlichen Prinzessin Klothilde, die durch den Gesang des Sängers Alpin in eine Rosenknospe verwandelt ist.

5. Joseph Freiherr von Eichendorff* (geb. 10. März 1788) war ein Schlesier (bei Ratibor zu Hause). Als Jurist besuchte er auch Heidelberg, wo er sich an Görres und andere anschloß. Auch er sang und stritt für Deutschlands Befreiung; unter Lützow avancierte er bis zum Offizier. Dem befreiten Vaterlande diente er dann als tüchtiger Beamter von 1816—1844 (als Regierungsrat zu Danzig und Königsberg und Geheimer Rat im preußischen Kultusministerium). Er starb als Pensionär zu Neiße 26. November 1857. — Wie er das Vaterland liebte, so liebte er auch seine Kirche. Es war darum eine schöne Fügung, daß er beiden zugleich dienen konnte, indem er nämlich das Referat über katholisches Kirchen- und Schulwesen besorgte.

Eichendorff erfreute sich eines sehr glücklichen Naturells. Ein sinnig tiefes, frommes Gemüt, ein jugendlich frisches Gefühl, eine fast schwärmerische Liebe zur Natur und ein harmloser Humor bilden die Hauptzüge seines geistigen Ich. Sein Geist glich so einem stillen Gebirgssee, in dessen Schoß sich der Himmel und die waldbewachsenen Hügel spiegeln, und in dessen Ufergebüsch die Vögel bald neckend, bald klagend konzertieren. Darum war er auch kindlich liebenswürdig.

Was nun sein Dichten betrifft, so ist er vorherrschend lyrisch. Rein episch zu dichten, war ihm kaum möglich. In seinen verschiedenen Romanen und Novellen tut sich die Gefühlsdichtung immer hervor. Daher sind auch so viele Lieder eingeflochten. Diese seine epischen Dichtungen sind übrigens kein sog. Unterhaltungsfutter. Nur echte Freunde der Poesie werden z. B. an dem „Leben eines Taugenichts" (1826) sich ergötzen. Denn dieser Taugenichts ist die eingefleischte Poesie. Der Dichter wollte nämlich in dieser Novelle darstellen, wie liebenswürdig und beseligend die Poesie sei, die wie ein Kind in sich selbst zufrieden bleibt, also unschuldig und absichtslos ist. Eine fast spielende Freude ist es auch, welche die bunten Abenteuer seines Romans „Ahnung und Gegenwart" (1815) aneinander-

Digitized by Google

reiht. An Eichendorffs Luſtſpielen muß ſein nie verletzender Humor gerühmt werden. Unter ſeinen Trauerſpielen iſt das beſte „Der letzte Held von Marienburg“ (1830). Der Kritiker Schöll „bewundert den Reichtum unſerer Bühnen, die ein ſo vorzügliches, der edelſten Wirkung fähiges Stück nicht brauchen“.

Der Held dieſes Trauerſpiels iſt der Ordensmeiſter Heinrich Reuß von Plauen. Derſelbe iſt ein Ideal von chriſtlicher Ritterpflicht und unerſchütterlicher Treue im Dienſte des Herrn. Für das Wohl des Landes, für die heilige Zucht ſeines Ordens kämpft er ſchwere Kämpfe. Nie ſucht er ſich, darum iſt er auch ſtark und groß im Unglück.

Wie aber ſchon bemerkt, iſt Eichendorff vor allem Lyriker. Dasſelbe, was der Dichter (S. 423) von Brentanos Liedern rühmte, gilt auch von ſeinen eigenen. Noch der Vorzug kommt hinzu, daß ſie alle ſo überaus melodiſch ſind. In der Kunſt, die Sprache melodiös zu geſtalten, übertrifft er Uhland und Rückert. An Uhland erinnert er auch dadurch, daß er in faſt alle ſeine Dichtungen die Natur, beſonders die heimatliche, hereinzieht. Wie an eine Braut denkt er immer an ſie; immer hat er ſozuſagen den grünen Zweig auf dem Hut. Das deutſche Volk hört ihn auch am liebſten, wenn er „im kühlen Grunde“ ſingt, oder wenn er als „Jäger“ vom „ſchönen Walde Abſchied“ nimmt. Aber über der Natur vergißt er nicht deren Schöpfer und über dem Walde nicht den „Meiſter, der ihn aufgebaut“. Vom Irdiſchen wendet er immer wieder ſein Auge dem Ewigen zu. Ihm war nichts mehr zuwider, als wenn er die Poeſie dem Mutterherzen der Religion entriſſen, entfremdet ſah. Seine Poeſie war dieſer Mutter ſtets kindlich treu ergeben. Daß auch die der andern es werde, das hat er mit glänzender Beredſamkeit in ſeiner Literaturgeſchichte gepredigt. Dieſe iſt höchſt geiſtreich und in brillantem Stil geſchrieben.

Faſſen wir das Ganze zuſammen, ſo gleicht ſeine Poeſie nicht, wie es bei den meiſten Romantikern der Fall, der unruhig flackernden Gasflamme, ſondern der ruhig leuchtenden, dem Herrn geweihten Wachskerze, deren Lebensſtoff die Bienen aus Flur und Wald zuſammentrugen. Für die romantiſche Zeit aber — „den Spätſommer unſerer Poeſie“ (Barthel) — war er die letzte Nachtigall, die, nachdem Schulze, Chamiſſo verſtummten, immer friſch und gar rein noch eine Zeitlang weiterſang. Nie hat ſich aber der dichtende Sohn des „grünen Schleſiens“, wie leider manche ſeiner Schulgenoſſen, auf ſumpfigen Boden verirrt. Gleich ſein erſter poetiſcher Strauß war auf der grünen Au reiner Sitte gepflückt. Wie ritterlich er ſich ſtets gegen Wogendrang und Sirenengeſang wehrte, um frei von irdiſcher Feſſel zum Ewigen, Heiligen und Himmliſchen aufzufliegen, das hat der Dichter ſelbſt enthüllt, indem er ſang:

Friſch auf, mein Herz! Wie heiß auch das Gedränge,
Bewahr' ich doch mir kühl und frei die Bruſt.
Schickt Wald und Flur doch noch die alten Klänge,
Erſchütternd mich mit wunderbarer Luſt.
Und ob die Woge feindlich mit mir ränge:
So frömmer nur ſing' ich aus treuer Bruſt;
Da bleicht das Wetter, Himmelsblau ſcheint helle,
Das Meer wird ſtill und zum Delphin die Welle.

Digitized by Google

1. Morgengebet.

O wunderbares, tiefes Schweigen!
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging' der Herr durchs stille Feld.

Ich fühl' mich recht wie neu geschaffen,
Wo ist die Sorge nun und Not?
Was mich noch gestern wollt' erschlaffen,
Ich schäm' mich des im Morgenrot.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, frohbereit
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, überm Strom der Zeit.

Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst
Um schnöden Sold der Eitelkeit: [lauernd,
Zerschlag mein Saitenspiel, und schauernd
Schweig' ich vor dir in Ewigkeit.

2. Abschied.

(Im Walde bei Lubowitz. 1810.)

O Täler weit, o Höhen,
O schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäft'ge Welt;
Schlag noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

Wenn es beginnt zu tagen,
Die Erde dampft und blinkt,
Die Vögel lustig schlagen,
Daß dir dein Herz erklingt:
Da mag vergehn, verwehen
Das trübe Erdenleid;
Da sollst du auferstehen
In junger Herrlichkeit!

Da steht im Wald geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort
Von rechtem Tun und Lieben,
Und was des Menschen Hort.
Ich habe treu gelesen
Die Worte schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen
Ward's unaussprechlich klar.

Bald werd' ich dich verlassen,
Fremd in der Fremde gehn,
Auf buntbewegten Gassen
Des Lebens Schauspiel sehn;
Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernsts Gewalt
Mich Einsamen erheben,
So wird mein Herz nicht alt.

3. Der frohe Wandersmann.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt;
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hause liegen,
Erquicket nicht das Morgenrot,
Sie wissen nur vom Kinderwiegen,
Von Sorgen, Last und Not und Brot.

Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust:
Was sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl' und frischer Brust?

Den lieben Gott lass' ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein' Sach' aufs best' bestellt!

4. Das kranke Kind.

Die Gegend lag so helle
Die Sonne schien so warm;
Es sonnt sich auf der Schwelle
Ein Kindlein, krank und arm.

Geputzt zum Sonntag heute
Ziehn sie das Tal entlang;
Das Kind grüßt alle Leute,
Doch niemand sagt ihm Dank.

Digitized by Google

Viel Kinder jauchzen ferne,
So schön ist's auf der Welt!
Ging' auch spazieren gerne,
Doch müde stürzt's im Feld.

„Ach, Vater, liebe Mutter,
Helft mir in meiner Not!" —
Du armes Kind, die ruhen
Ja unterm Grase tot.

Und so im Gras alleine
Das kranke Kindlein blieb;
Frug keiner, was es weine,
Hat jeder seins nur lieb.

Die Abendglocken klangen
Schon durch die stille Welt,
Die Engel Gottes sangen
Und gingen übers Feld.

Und als die Nacht gekommen
Und alles das Kind verließ,
Sie haben's mitgenommen:
Nun spielt's im Paradies.

Proben bei Kellner: Marienlied; In der Nacht; Der Einsiedler; — bei Hellinghaus: Das zerbrochene Ringlein; Der wandernde Musikant; Wanderspruch; Der Jäger Abschied; Nachtlied; Mondnacht; Sehnsucht; An die Dichter; Auf meines Kindes Tod u. a.

Fünfte Gruppe.

§ 94. Die Halbromantiker.

(Die Schwäbische Schule.)

1. Es gibt außer den in §§ 89 bis 93 aufgeführten eigentlichen Romantikern noch eine Anzahl Dichter, die streng genommen nicht zur romantischen Schule gezählt werden können. Die einen nahmen zwar einen feurigen Anlauf im Geiste und Tone der Schule, verließen aber so früh die Fahne derselben, daß weitaus ihre meisten Dichtungen keineswegs romantischen Geist atmen; man kann solche Dichter, z. B. Rückert, als „Flüchtlinge der Romantik" bezeichnen. Die andern zeigen zwar in ihrer ganzen Poesie oder doch in den meisten ihrer Dichtungen eine gewisse Verwandtschaft mit der Schule, sie bringen einzelne Farbentöne, gewisse Stoffe romantischer Art mit Vorliebe immer und immer wieder; allein es fehlen ihnen doch der Haupt- und Grundzüge zu viele, als daß man sie echte, ganze Romantiker nennen könnte. Wir fassen also beide Klassen (die Verwandten und die Flüchtlinge der Romantik) in eine besondere Gruppe als „Halbromantiker" zusammen.

2. Zu diesen Halbromantikern zählt auch jener Kreis von Dichtern, die sich um Justinus Kerner und Ludwig Uhland scharten. Da sie Schwaben waren, so kam für ihren Dichterkreis der Name „Schwäbische Schule" auf. Kerner und Uhland genossen darin väterliches Ansehen. Uhland jedoch überstrahlte alle. — Sämtliche Dichter dieser Schule haben sich mit Vorliebe der vaterländischen Geschichte und Sage zugewandt. Ebenso blickt uns aus allen ihren Dichtungen das süddeutsche Gemüt entgegen. Platen

Digitized by Google

gedenkt ihrer in der „Verhängnisvollen Gabel" mit den Worten verdienten Lobes: „Von Stuttgart her dringt ein gemütlicher Ton zartfühlender, heimischer Lieder."

3. Ludwig Uhland aus Tübingen (geb. 26. April 1787) war der Sohn des dortigen Universitätssekretärs. Schon als Lateinschüler ward er durch sein „Geversel" der Liebling des Lehrers. Als Studiosus der Rechte schrieb er schon einen Teil seiner beliebten Lieder. Nach „vorzüglich gutem" Examen wurde er Advokat, blieb aber doch der Muse stets treu. Lange Zeit (19 Jahre, 1819—1838 bzw. 1839) war er Abgeordneter, drei Jahre hindurch auch Professor der deutschen Literatur zu Tübingen. Schon bejahrt, wurde er (1848) als ehrlicher Demokrat in das deutsche Parlament gewählt. Auch der Schillerfeier (1859) wohnte er noch bei und sah seinem Freunde Justinus Kerner ins Grab. An diesem Grabe holte er sich die Krankheit, der er (13. November 1862) erlag. — Uhland war ein anspruchsloser, biederer Mann, überzeugungstreu bis zu jedem Opfer. „Furchtlos und treu" stritt er für das alte, gute Volksrecht gegen napoleonischen Despotismus und Ministerwillkür. Späterhin trat er als begeisterter Anwalt des nach Freiheit rufenden Volkes auf, zuerst als Dichter, dann auch als Redner, und gab (1833) lieber seine Stellung als Professor auf, als daß er auf seine Tätigkeit als Volksvertreter verzichtet hätte. — Als Poet schloß er sich anfangs inniger an die romantische Richtung an; später, da er sich mehr der Politik zuwandte, verflüchtigte sich nach und nach der romantische Geist aus seiner Poesie. Er schuf aber Dichtungen jeder Art, auch Dramen. Seine Stoffe holte er aus der Natur, aus der sagenreichen Vorzeit oder aus der vaterländischen Geschichte. Seine Lieder (Balladen, Romanzen, Rhapsodien) sind vortrefflich. Als Rhapsode steht er unübertroffen da. Seine Poesie ist an Schönheit der Goetheschen nahe verwandt. Seine politischen Lieder verbreiteten weithin seinen Ruf; doch wird es vielfach getadelt, daß er sich als Dichter so tief in die Politik einließ.

Uhlands Poesie ist einfach und kräftig. Da ist kein bloßes Feuerwerk von blendenden Worten und Phrasen, sondern der ruhige Strahl echter Poesie, der vom Herzen kommt und zum Herzen dringt. Seine Poesie ist zudem sehr rein, nicht bloß der Form, sondern auch dem Inhalte nach. Sie erquickt um so mehr, als sie vom Munde eines so biedern, charakterfesten Sängers fließt, wie auch der reine Wein besser aus reinem Kristalle mundet. Uhlands besondere Vorliebe für Walther von der Vogelweide begreift sich leicht. Denn es gibt in unserer Literatur keine zwei Dichternaturen, die sich in allem so sympathisch, so verwandt wären wie Walther und Uhland. — Uhland besaß Herz, Wissen und Kunst, aber keine große Originalität. Die Zahl seiner Dichtungen ist nicht besonders groß, nur Balladen schenkte er uns viele; unterstützt wurde er dabei durch seine große Gelehrsamkeit. Merkwürdig ist, daß Uhland in einem Alter, wo andere Dichter erst recht zu dichten anfingen, bereits im Dichten nachließ.

Seine Dramen, „Herzog Ernst von Schwaben" (1816) und „Ludwig der Bayer" (1818), sind nur Poesien zweiten Ranges. Wie

Digitized by Google

im alten Volksepos ist jedoch das schlagende Herz derselben die deutsche Treue. In dem zweitgenannten spielt die bekannte Geschichte von Ludwig dem Bayer und Friedrich dem Schönen. Das Trauerspiel „Herzog Ernst von Schwaben" hat folgenden Inhalt:

Kaiser „Kunrad" II., der Salier (1024—1039), begnadigt auf die Fürbitte seiner Gattin Gisela seinen Stiefsohn Ernst. Doch Ernst will nicht die Bedingung übernehmen, daß er seinen treuen Werner aus Schwaben verstoße. Er zieht es vor, geächtet und gebannt zu sein. Dennoch gelingt es ihm und Werner, ein kleines Heer zu sammeln. Es kommt zum ungleichen Kampf: Werner fällt zuerst; Ernst kämpft bei dessen Leiche, bis auch er dahinsinkt. Adalbert (Ernsts Beschützer) meldet seiner Mutter:

— — — — — — — —

Er starb den Heldentod, den Freundestod,
Der Werner starb für ihn, für Werner er.
Er wich von seines Freundes Leiche nicht,
Bis er als Leiche selbst daniedersank.

Da Uhland nur gegen seine Neigung Jus studierte, so begreift es sich, daß seine fernere Tätigkeit mehr eine gelehrte, dichterische und politische war. Von der dichterischen und politischen haben wir gesprochen; wir müssen nun zum Schluß auch seines literarischen Forschens und Schaffens gedenken. Schon als Doktor der Rechte begab er sich auf acht Monate (1810) nach Paris und suchte in den dortigen Bibliotheken unermüdlich nach altfranzösischen Gedichten, um Abschriften zu machen. Von diesem Pariser Aufenthalt gibt Zeugnis seine Abhandlung „Über das altfranzösische Epos" (1812), wodurch er der Begründer der romanischen Philologie in Deutschland wurde. Ferner gab er (1822) eine vorzügliche Monographie über „Walther von der Vogelweide" heraus, hielt in den dreißiger Jahren bedeutsame Vorlesungen in Tübingen über das Nibelungenlied, die germanischen und romanischen Sagen. 1836 erschien der erste Band der „Sagenforschungen" mit dem „Mythus von Thor". Uhlands Hauptwerk ist die Sammlung „Alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder" (1844—1845). Seine sämtlichen Schriften, soweit sie die Geschichte der Dichtung und Sage betreffen, wurden (1865—1873) in acht Bänden zu Stuttgart herausgegeben.

1. Schäfers Sonntagslied.

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur;
Noch eine Morgenglocke nur,
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie' ich hier.
O süßes Grau'n, geheimes Weh'n,
Als knieten viele ungesehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

Digitized by Google

2. Einkehr.

Bei einem Wirte wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh'
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirt, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt' er den Wipfel;
Gesegnet sei er allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

3. Des Sängers Fluch.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen in Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk unsrer tiefsten Lieder, stimm an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz."

Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
Der König furchtbar prächtig wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll;
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen wie dumpfer Geisterchor.

Sie sangen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit,
Sie sangen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie sangen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Digitized by Google

Die Höflingsschar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott;
Die Königin, zerflossen in Wehmut und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wütend, er bebt am ganzen Leib;
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus statt der goldnen Lieder ein Blutstrahl hoch aufspringt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm.
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm;
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Tore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt;
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
Nein! Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

„Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Toten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

„Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängertums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms!
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei wie ein letztes Röcheln in leere Luft verhaucht!"

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört;
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwund'ner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Heideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand;
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch.

4. Sterbeklänge.

1. Das Ständchen.

„Was wecken aus dem Schlummer mich
Für süße Töne doch?
O Mutter, sieh! wer mag es sein
In später Stunde noch?"

„Ich höre nichts, ich sehe nichts,
O schlummre fort so lind!
Man bringt dir keine Ständchen jetzt,
Du armes, krankes Kind!"

Digitized by Google

„Es ist nicht irdische Musik,
Was mich so freudig macht;
Mich rufen Engel mit Gesang,
O Mutter, gute Nacht!"

2. Die Orgel.

„Noch einmal spielt die Orgel mir,
Mein alter Nachbarsmann!
Versucht es, ob ihr frommer Schall
Mein Herz erquicken kann!"

Die Kranke bat, der Nachbar spielt;
So spielt' er nie vorher,
So rein, so herrlich, nein, er kennt
Sein eigen Spiel nicht mehr.

Es ist ein fremder, sel'ger Klang,
Der seiner Hand entbebt;
Er hält mit Grauen ein, da war
Der Freundin Geist entschwebt.

3. Die Drossel.

„Ich will ja nicht zum Garten gehn,
Will liegen sommerlang,
Hört' ich die lust'ge Drossel nur,
Die in dem Busche sang."

Man fängt dem Kind die Drossel ein,
Im Käfig sitzt sie dort,
Doch singen will sie nicht und hängt
Ihr Köpfchen immerfort.

Noch einmal blickt das Kind nach ihr
Mit bittendem Gesicht,
Da schlägt die Drossel schön und hell,
Da glänzt sein Aug' und bricht.

Proben bei Kellner: Die sanften Tage; An den Unsichtbaren; Die Kapelle; Das Schloß am Meer; Das Glück von Edenhall; Tells Tod; Die Kaiserwahl; Normännischer Brauch; bei Reuter: Frühlingsglaube; Lob des Frühlings; An das Vaterland; Der blinde König; Bertran de Born; Der Waller; bei Hellinghaus: Der gute Kamerad; Siegfrieds Schwert; Die Rache; Klein Roland; Roland Schildträger; Taillefer; Graf Eberhard der Rauschebart; Schwäbische Kunde; Des Knaben Berglied; Das alte, gute Recht u. a.

4. Uhlands intimster Freund, Justinus Kerner (am 18. September 1786 zu Ludwigsburg geboren), war eines Beamten Sohn. Den dauerhaftesten Einfluß auf ihn hatte seine fromme Mutter, der er in seinem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" ein schönes Denkmal kindlicher Liebe gesetzt hat. Als Knabe arbeitete er bei einem Schreiner, nach der Konfirmation in einer Tuchfabrik und dichtete schon hier sogar ein Lustspiel. Diakonus Conz verhalf ihm nun zum Studium der Medizin. Nach einigen wissenschaftlichen Reisen wurde er Oberamtsarzt zu Weinsberg (1818). Wie ein Hüter der „Weibertreu" baute er sich da sein Haus. Darin fehlte es nie an Besuchern und Gästen. Es war, wie einst des Dichterpatrons Gleim Haus, eine wahre Dichterherberge, wo seine Friederike ihm Gehilfin war und nur durch ihren Tod ihm Schmerz bereitete. Dem blind ge-

Digitized by Google

wordenen Dichter setzte König Ludwig von Bayern 1851 einen Jahresgehalt aus. Müde und lebenssatt starb Kerner in der Nacht vom 21. auf den 22. Februar 1862.

Der erste Grundton seines Wesens war Heimweh nach dem Jenseits, also ein Weltschmerz viel höherer Art als jener Werthers. Deshalb klagt er:

O armer Sohn der Arzenei!
Bist selbst erkrankt im Herzen,
Kennst der Heilkräuter mancherlei,
Such eins für eig'ne Schmerzen!
Welt, daß ich's finde, laß mich los!
Mich heilt nur meines Grabes Moos.

Das irdische Getreibe der Menschen stieß ihn ungemein ab; es kam ihm so jämmerlich und kleinlich vor. Ebendarum schlug auch sein Schmerz hie und da in keckes Lachen um und erzeugte in ihm den Humor. Um dem lästigen Erdengetümmel zu entgehen, flüchtete er sich zur Natur. An ihrem Herzen weinte er am liebsten seinen Weltschmerz aus. Dieses Anschmiegen an die Natur, dieser vertrauliche Verkehr mit ihr ist ein anderer Grundzug im Wesen unseres Dichters. Fast bis zur Krankhaftigkeit prägte sich derselbe manchmal aus. Aus dem Widerwillen gegen das ameisenhafte Welttreiben und aus dem Zuge nach der andern Welt erklärt sich auch sein eifriger Verkehr mit der Geisterwelt. Alles, was in dieses Gebiet einschlägt: Geistererscheinungen, Gespensterwesen, Somnambulismus, machte er zum Gegenstand eingehendster Forschungen. Überall glaubte er Geister, Gespenster wahrzunehmen, und wer ihm solcherlei Gerüchte brachte, war des gastfreundlichen Mannes doppelt werter Gast. — Kerners Weltschmerz war aber kein unchristlicher, welcher die Verzweiflung heraufbeschwört; denn Kerner lehnte sich als Arzt und Dichter fest an die Säule christlicher Offenbarung an.

In den besten seiner Dichtungen weiß Kerner mit erstaunlichem Geschick den Ton des Volksliedes zu treffen. Manche seiner Lieder sind so echt volksmäßig, daß sie schon für alte Volkslieder gehalten wurden. Darum haben seine Lieder auch so rasch und so tief Wurzel gefaßt im deutschen Volke, insbesondere sein Wanderlied: „Wohlauf, noch getrunken ꝛc.", ebenso „Der reichste Fürst". — In seinen Romanzen und Legenden behandelt er gern das Schauerliche, Geisterhafte. Am bekanntesten und schönsten sind „Der Geiger zu Gmünd" und „St Alban".

Seine Verwandtschaft mit der Romantik zeigte er am meisten in seinen „Reiseschatten" (1811). Er überschüttet darin bald die bunten Narreteien des Lebens und der Menschen mit gesundestem Gelächter, bald enthüllt er, durch Tränen lächelnd, die Geheimnisse des Menschenherzens. Er schildert zu dem Zwecke eine phantastische Reise, worin alle Arten von gelehrten und ungelehrten Philistern höchst ergötzlich verspottet werden. Am wenigsten verwandt ist seine Lyrik mit der romantischen: diese ist ja heiter und lebensfrisch, daß „die Wehmut, die Sehnsucht und der Schmerz höchstens wie Wolkenschatten über die sonnige Landschaft fliegen; Kerner aber hat diese Schatten aufgegriffen und gleich Trauerflören an allen blühenden Wipfeln aufgehängt" (v. Eichendorff). — Kerners vielgelesene und weltbekannte Schrift über die „Seherin von Prevorst" (1829) ist keine Dichtung. Sie enthält nur die Aussagen, die eine arme Frau (eine Württembergerin) im somnambulen Zustande machte. — Kerners launiges Selbst-

Digitized by Google

bekenntnis war: „Flüchtig leb' ich durchs Gedicht, durch des Arztes Kunst nur flüchtig; doch wenn man von Geistern spricht, denkt man mein noch und schimpft tüchtig". Jetzt gedenkt man aber mehr des Dichters als des Geistersehers.

1. Wanderlied.

Wohlauf, noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben!
Geschieden muß sein.
Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.

Die Sonne, sie bleibet
Am Himmel nicht stehn,
Es treibt sie, durch Länder
Und Meere zu gehn.
Die Woge nicht haftet
Am einsamen Strand,
Die Stürme, sie brausen
Mit Macht durch das Land.

Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht
Und singt in der Ferne
Ein heimatlich Lied.

So treibt es den Burschen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

Da grüßen ihn Vögel
Bekannt überm Meer;
Sie flogen von Fluren
Der Heimat hierher.
Da duften die Blumen
Vertraulich um ihn;
Sie trieben vom Lande
Die Lüfte dahin.

Die Vögel, die kennen
Sein väterlich Haus;
Die Blumen einst pflanzt' er
Der Liebe zum Strauß.
Und Liebe, die folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand:
So wird ihm zur Heimat
Das ferneste Land.

2. Der Geiger zu Gmünd.

Einst ein Kirchlein sondergleichen —
Noch ein Stein von ihm steht da —
Baute Gmünd der sangesreichen
Heiligen Cäcilia.

Lilien von Silber glänzten
Ob der Heil'gen mondenklar;
Hell wie Morgenrot bekränzten
Goldne Rosen den Altar.

Schuh' aus reinem Gold geschlagen
Und von Silber hell ein Kleid
Hat die Heilige getragen:
Denn da war's noch gute Zeit,

Zeit, wo überm fernen Meere,
Nicht nur in der Heimat Land,
Man der Gmündschen Künstler Ehre
Hell in Gold und Silber fand.

Und der fremden Pilger wallten
Zu Cäciliens Kirchlein viel;
Ungesehn woher, erschallten
Drin Gesang und Orgelspiel.

Einst ein Geiger kam gegangen,
Ach, den drückte große Not:
Matte Beine, bleiche Wangen,
Und im Sack kein Geld, kein Brot!

Vor dem Bild hat er gesungen
Und gespielet all sein Leid,
Hat der Heil'gen Herz durchdrungen:
Horch! melodisch rauscht ihr Kleid.

Lächelnd bückt das Bild sich nieder
Aus der lebenlosen Ruh',
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den rechten goldnen Schuh.

Nach des nächsten Goldschmieds Hause
Eilt er, ganz von Glück berauscht,
Singt und träumt vom besten Schmause,
Wenn der Schuh um Geld vertauscht.

Aber kaum den Schuh ersehen,
Führt der Goldschmied rauhen Ton,
Und zum Richter wird mit Schmähen
Wild geschleppt des Liedes Sohn.

Digitized by Google

Bald ist der Prozeß geschlichtet,
Allen ist es offenbar,
Daß das Wunder nur erdichtet,
Er der frechste Räuber war.

Weh! du armer Sohn der Lieder,
Sangest wohl den letzten Sang!
An den Galgen auf und nieder
Sollst, ein Vogel, fliegen bang.

Hell ein Glöcklein hört man schallen,
Und man sieht den schwarzen Zug
Mit dir zu der Stätte wallen,
Wo beginnen soll dein Flug.

Bußgesänge hört man singen,
Nonnen und der Mönche Chor,
Aber hell auch hört man dringen
Geigentöne draus hervor.

Seine Geige mitzuführen,
War des Geigers letzte Bitt':
„Wo so viele musizieren,
Musizier' ich Geiger mit."

An Cäcilias Kapelle
Jetzt der Zug vorüberkam,
Nach des off'nen Kirchleins Schwelle
Geigt er recht in tiefem Gram.

Und wer kurz ihn noch gehasset,
Seufzt: „Das arme Geigerlein!" —
„Eins noch bitt' ich", — singt er, — „lasset
Mich zur Heil'gen noch hinein!"

Man gewährt ihm; vor dem Bilde
Geigt er abermals sein Leid,
Und er rühmt die Himmlischmilde:
Horch! melodisch rauscht ihr Kleid.

Lächelnd bückt das Bild sich nieder
Aus der lebenlosen Ruh',
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den zweiten goldnen Schuh.

Voll Erstaunen steht die Menge,
Und es sieht nun jeder Christ,
Wie der Mann der Volksgesänge
Selbst den Heil'gen teuer ist.

Schön geschmückt mit Bändern, Kränzen,
Wohlgestärkt mit Geld und Wein,
Führen sie zu Sang und Tänzen
In das Rathaus ihn hinein.

Alle Unbill wird vergessen,
Schön zum Fest erhellt das Haus,
Und der Geiger ist gesessen
Obenan beim lust'gen Schmaus.

Aber als sie voll vom Weine,
Nimmt er seine Schuh' zur Hand,
Wandert so im Mondenscheine
Lustig in ein andres Land.

Seitdem wird zu Gmünd empfangen
Liebreich jedes Geigerlein,
Kommt es noch so arm gegangen, —
Und es muß getanzet sein.

Drum auch hört man geigen, singen,
Tanzen dort ohn' Unterlaß,
Und wem alle Saiten springen,
Klingt noch mit dem leeren Glas.

Und wenn bald ringsum verhallen
Becherklingen, Tanz und Sang,
Wird zu Gmünd noch immer schallen
Selbst aus Trümmern lust'ger Klang.

3. Der reichste Fürst.

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Wert und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

„Herrlich", sprach der Fürst von Sachsen,
„Ist mein Land und seine Macht,
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefem Schacht."

„Seht mein Land in üpp'ger Fülle",
Sprach der Kurfürst von dem Rhein,
„Goldne Saaten in den Tälern,
Auf den Bergen edlen Wein."

„Große Städte, reiche Klöster",
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
„Schaffen, daß mein Land dem euren,
Wohl nicht steht an Schätzen nach."

Eberhard, der mit dem Barte,
Württembergs geliebter Herr,
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;

„Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern noch so groß
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Untertan in Schoß."

Digitized by Google

Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
„Graf im Bart! Ihr seid der Reichste:
Euer Land trägt Edelstein'!"

4. Der Wanderer in der Sägemühle.

Dort unten in der Mühle,
Saß ich in süßer Ruh'
Und sah dem Räderspiele
Und sah den Wassern zu.

Sah zu der blanken Säge —
Es war mir wie ein Traum —
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend;
In Trauermelodie,
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

„Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein;
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt ins Herz hinein.

„Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schoß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh'."

Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's ums Herz so schwer;
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

Proben bei Kellner: Lob des Flachses; Lob der Spindel.

5. Gustav Schwab, der Sohn eines höheren Geistlichen zu Stuttgart, wurde 19. Juni 1792 geboren. Er studierte Philosophie und Theologie. Nachdem er in Stuttgart 20 Jahre als Gymnasialprofessor gewirkt hatte, suchte er sich eine Landpfarrei. Später (1841) folgte er dem Rufe als Stadtpfarrer nach Stuttgart. Noch einige Stufen des geistlichen Amtes stieg er hinan, indem er Oberkonsistorialrat und Oberstudienrat wurde, und starb am 4. November 1850. — Schwab war ein klarer, begabter Kopf, eine gemütvolle, empfängliche Natur. Bescheiden, wollte er sich schon glücklich schätzen, wenn ihn die Nachwelt nur den „ältesten Schüler Uhlands" nenne. In seinen Balladen und Romanzen erreicht er nahezu Uhland. Dieselben sind sehr gerühmt; am trefflichsten, von ganz erschütterndem Eindruck ist „Das Gewitter". Auch „Johannes Kant", „Der Reiter und der Bodensee" und „Ein Fund in der Opferbüchse" sind sehr gelungene epische Dichtungen. — Als Lyriker aber kann er sich mit Uhland nicht messen, doch seien der schöne geistliche Gesang „Am Morgen des Himmelfahrtstages" und das ergreifende Gedicht „Auf den Tod eines Seelsorgers" sowie das Studentenlied „Bemooster Bursche zieh' ich aus" erwähnt. — Die Sagenforschung war seine Lieblingsbeschäftigung. Wir verdanken ihm auch schöne Sagen-Sammlungen, so die „Deutschen Volksbücher" von 1836.

1. Der Reiter und der Bodensee.

Der Reiter reitet durchs helle Tal;
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.
Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut' an den Bodensee,

Digitized by Google

Noch heut' mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.
Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Roß feldein,
Aus den Bergen heraus ins ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.
Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.
In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus;
Die Bäume gingen, die Felsen aus.
So flieget er hin eine Meil' und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei,
Es flattert das Wasserhuhn empor;
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr.
Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Weg vertraut.
Fort geht's wie auf Samt auf dem weichen Schnee.
Wann rauscht das Wasser? Wann glänzt der See?
Da bricht der Abend, der frühe, herein;
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.
Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.
Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse gibt er den scharfen Sporn.
Und Hunde bellen empor am Pferd,
Es winkt im Dorf ihm der warme Herd.
„Willkommen am Fenster, Mägdelein!
An den See, an den See, wie weit mag's sein?"
Die Maid, sie staunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn.
Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du."
Der Fremde schaudert, er atmet schwer:
„Dort hinten die Eb'ne, die ritt ich her!"
Da recket die Magd die Arm' in die Höh':
„Herr Gott, so ritteſt du über den See!
An den Schlund, an die Tiefe bodenlos
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß.
Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?
Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut,
Der hungrigen Hecht' in der kalten Flut?"
Sie rufet das Dorf herbei zu der Mär';
Es stellen die Knaben sich um ihn her.
Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja segne du dich!
Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns das Brot und iß vom Fisch!"
Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.

Digitized by Google

Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.
Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.
Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.
Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

2. Das Gewitter.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnt, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag;
Wie will ich spielen im grünen Hag,
Wie will ich springen durch Tal und Höh'n,
Wie will ich pflücken viel Blumen schön!
Dem Anger, dem bin ich hold." —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Da halten wir alle fröhlich Gelag.
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
Das Leben, es hat auch Lust nach Leid,
Dann scheint die Sonne wie Gold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag
Großmutter hat keinen Feiertag;
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit.
Wohl dem, der tat, was er sollt'!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag;
Am liebsten ich morgen sterben mag.
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer;
Was tu' ich noch auf der Welt?" —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht;
Es flammet die Stube wie lauter Licht:
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl miteinander getroffen sind.
Vier Leben endet ein Schlag, —
Und morgen ist's Feiertag!

Digitized by Google

Andere Proben bei Kellner: Kaiser Heinrich; Theophorus; Tantalus; Dädalus und Ikarus u. a.; bei Hellinghaus: Das Mahl zu Heidelberg; Der Fund in der Opferbüchse u. a.

6. Eduard Mörike, geb. 8. September 1804 zu Ludwigsburg, eines Arztes Sohn, studierte Theologie in Tübingen, mit großem Eifer aber auch die alten Klassiker und Goethe. Seine nach absolvierten Studien erhaltene Pfarrei mußte er, weil kränklich, aufgeben, und erst nach einer Pause von sieben Jahren wurde er Lehrer der deutschen Literatur am Katharinenstift zu Stuttgart, wo er pensioniert 4. Juni 1875 starb. Er war das eigenartigste Talent der Schwäbischen Schule. Als Dichter pflegte er nur das Lied („Ein Stündlein wohl vor Tag", „Früh, wenn die Hähne krähn", „Rosenzeit, wie schnell vorbei"), Märchen, Idyllen (besonders die humoristischen, wie „Der alte Turmhahn" und die „Idylle vom Bodensee"), alles mit Leichtigkeit und vielfach mit Humor. Seine Balladen sind echt romantisch. Mit besonderer Meisterschaft beherrschte er die schlichte, tiefmelodische Volksliedweise und verlieh ihr dabei stets eine ganz eigene, anschauliche Färbung. Unter seinen Erzählungen zeichnet sich neben dem Künstlerroman „Maler Nolten" (1836) namentlich die Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" (1856) durch seelenvolle Klarheit aus.

Gebet.

Herr, schicke, was du willt,
Ein liebes oder Leides;
Ich bin vergnügt, daß beides,
Aus deinen Händen quillt!
Wollest mit Freuden
Und wollest mit Leiden
Mich nicht überschütten!
Doch in der Mitten
Liegt holdes Bescheiden.

Er ist's.

Frühling läßt sein blaues Band
Wieder flattern durch die Lüfte.
Süße, wohlbekannte Düfte
Streifen ahnungsvoll das Land.
Veilchen träumen schon,
Wollen balde kommen.
— Horch, von fern ein leiser Harfenton!
Frühling, ja du bist's!
Dich hab' ich vernommen!

Andere Proben bei Hellinghaus: Die Geister am Mummelsee; In der Frühe; Lied vom Winde; Denk es, o Seele; Zum neuen Jahr; Verborgenheit; Um Mitternacht u. a.

7. Als Schüler Uhlands sei der Tübinger Bibliothekar Hermann Kurz (1813—1873) genannt. Bleibenden Wert hat namentlich sein kulturgeschichtlicher Roman „Schillers Heimatjahre" (1843).

8. Friedrich Hölderlin (geb. 1770 in Lauffen am Neckar) studierte zuerst Theologie, war nachher Erzieher in feinen und reichen Häusern, erstmals auf seines Beschützers Schiller Empfehlung hin im Hause der Frau

Digitized by Google

von Kalb, dann bei Bankier Gontard (Frankfurt) und zuletzt in Bordeaux. In krankhaft übertriebener Schwärmerei für Frau Gontard, welche er in seinem Roman „Hyperion" (1797—1799) und in den darin eingelegten Gedichten als Diotima verherrlichte, lebte er sich maßlos in die Melancholie hinein, ohne den Halt des christlichen Glaubens zu erfassen, dabei noch ein unstetes und lockeres Leben führend, bis er dem Tief- und Irrsinn ganz verfiel und von 1806 als unheilbar aufgegeben noch 37 Jahre in stillem Wahnsinn bei einem braven Tischlermeister in Tübingen lebte. Erst 1843 erlöste ihn der Tod.

Seine Dichtungen sind demnach meist Jugendprodukte. Anfangs ahmte er Schiller nach, später folgte er den von den beiden Schlegel über die echte Poesie gegebenen Lehren. Mit Goethe teilte er die Begeisterung für das altgriechische Leben, seine Kunst, seine Götterwelt, besonders in „Hyperion oder der Eremit in Griechenland" (lauter Dialoge zwischen ihm und Diotima enthaltend).

Er suchte durch diesen Roman in blühender, überschwenglicher Sprache (Prosa) das alte Hellenentum zu verherrlichen und die Deutschen an ihm wie an einem Ideal zu erziehen. Seine Lyrik beweist, daß er als Gefühlsdichter ein Stern erster Größe ist. Arnim nennt ihn den größten elegischen Dichter der Deutschen. Wie eine Ahnung seines Schicksals zieht sich die Wehmut und Schwermut durch seine Gedichte hindurch. Bisweilen wird er aber doch auch lebensfroh und spricht es aus, wie z. B. in seinem „Rheinlied", oder wo er seine Heimat besingt:

Seliges Land! kein Hügel in dir wächst ohne den Weinstock,
Nieder ins schwellende Gras regnet im Herbste das Obst.
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt.
Und wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg Festen und Hütten hinauf.
Friedsam geht aus dem Walde der Hirsch ans freundliche Tageslicht;
Hoch in heiterer Luft siehet der Falke sich um.
Aber unten im Tal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wiese sich aus.

§ 95. Die Halbromantiker (Fortsetzung).

(Rückert; Wilhelm Müller; Immermann; Luise Hensel.)

1. Friedrich Rückert, der Sohn eines Rentamtmanns, wurde am 16. Mai 1788 zu Schweinfurt geboren. Der phantasiereiche Student gab das anfängliche Rechtsstudium bald auf und beschäftigte sich mit Sprachen und schöner Literatur. Auch ihn zog es mächtig zur Fahne des Freiheitsheeres, aber der hünenhaft große Jüngling war wegen körperlicher Schwäche untauglich für Kriegsstrapazen. Drum suchte er wenigstens die Tauglichen durch seine „Geharnischten Sonette" zum heiligen Kampfe zu begeistern.

Auf wiederholten Wanderfahrten (1817) in die Schweiz, nach Italien (Rom) und Wien befähigte er sich immer mehr zum Dichter. In Wien munterte ihn der berühmte Orientalist Freiherr J. von Hammer-Purgstall

Digitized by Google

zum Studium der morgenländischen Literatur auf, weshalb er die betreffenden Sprachen voll Eifer zu studieren begann und sich dadurch befähigte, Professor derselben (in Erlangen und Berlin) zu werden. Aus Verstimmung über den Mißerfolg seiner wenig ansprechenden Dramen („Saul und David", „Cristofero Colombo", „Kaiser Heinrich der Vierte") nahm er den Abschied und zog sich 1848 auf sein Landgut Neuseß bei Koburg zurück, wo er behaglich als treuer Familienvater, als warm teilnehmender Mensch, als der liebenswürdige, frohgelaunte Wirt seiner vielen Gäste lebte, bis ihn der Tod nach kurzem Krankenlager Ende Januar des Jahres 1866 abrief.

Rückert gehörte als junger Dichter entschieden zu der romantischen Schule, besonders als Pseudonym („Freimund Raimar"), er schwamm einige Zeit sogar mitten im romantischen Strome, aber bald machte er sich in die Nähe des Ufers und entwischte frühzeitig. Er selbst bekennt es:

Ich war schon ziemlich ein Christ
Und wär' es auch geworden;
Doch mir verleidet ist
Auf einmal der ganze Orden.

Eichendorff nennt ihn deshalb einen „Flüchtling der Romantik". Die religiösen Stoffe des Mittelalters behandelte er nur als Ästhetiker. Zuerst war er frommgläubiger Protestant, später mystischer Pantheist, zuletzt nur Vernunftchrist.

2. Rückert wurde schon ein Krösus der Poesie genannt. Mit Recht! Einen fleißigeren und dabei begabten Gärtner besaß der deutsche Dichtergarten nie. Alles, was ihm das Leben und das Studium brachte, verwandelte er in ein Gedicht. Darum ruft er:

Was mir nicht gesungen ist, ist mir nicht gelebt;
Mehr als Blumen im Gefilde sprossen Lieder täglich unter meiner Feder.

Und:

Die Flut der Poesie wirft an den Strand
Viel bunte Steinchen, Kies und Sand,
Darunter echte Perlen sind.

3. Was Rückert als Lyriker zur Zierde des deutschen Dichtergartens schuf, sichert ihm allein schon ein reiches Verdienst und stetes, einzig schönes Andenken. Wir nennen seine Jugendlieder, seinen „Liebesfrühling" (1823), fünf Sträuße von innigen, zarten Gesängen aus der Zeit seiner Verlobung enthaltend, seine geistlichen Lieder, voran das Adventslied „Bethlehem und Golgatha", die rührend kindlichen „Fünf Märlein zum Einschläfern" und die ergreifenden „Kindertotenlieder" (1834) (die Blüten seiner glühenden Vaterlandsliebe — die Sonette — sind schon genannt). Rückert begnügte sich jedoch damit nicht. Nach Arabien, Persien, Indien und selbst nach China richtete er sein Auge und verpflanzte aus den dortigen Dichtergärten eine große Anzahl der schätzbarsten Blumen, besonders die „Östlichen Rosen" (formvollendete Lieder auf Wein und

Digitized by Google

Liebe), in den unsrigen. Er war ein so gewandter Übersetzer (nach Inhalt und Form), daß man seine Übertragungen für Originalgedichte halten könnte.

In „Nal und Damajanti" (1828) erzählt er uns eine indische Geschichte. Im „Schi-King" (1833) öffnet er uns das liebliche Liederbuch Chinas. In „Rostem und Suhrab" erzählt er uns ein sehr geschätztes persisches Märchen. In der „Weisheit des Brahmanen" (1836) liefert er uns ein meisterhaftes Lehrgedicht in Bruchstücken. Am meisten überraschte er durch die „Makamen" (d. i. Unterhaltungen) des arabischen Dichters Hariri. Sie führen den Titel „Verwandlungen des Abu Seid" (1826). Darin hat er seine Virtuosität in der Form, besonders was das Versmaß und den Reim betrifft, auf die Spitze getrieben. — Am meisten zeigt er als Übersetzer, in welcher Gewalt er die Sprache hatte; die Klangfiguren aller Poesien der ganzen Welt gelangen ihm. Nur Platen wetteiferte hierin mit Rückert; doch im Reim erreichte er ihn nicht. Solches Reimgenie verschaffte ihm die Beinamen „Heros der Form" und „größter Sprachkünstler", verführte ihn aber zuweilen dazu, daß er affektiert mit der Sprache spielte und dann oft in ein seltsames Reimgeklingel verfiel. — Als Universaldichter steht er jedoch einzig unter allen Dichtern der Welt da.

1. Der Spielmann.

Der Spielmann stimmt seine Geigen
Und spricht zu ihr:
„Du sollst dein Kunststück zeigen,
Komm, geh mit mir!"
Der Spielmann geht mit ihr vor ein Schloß;
's ist Nacht, der Spielmann fiedelt drauf los.
Der Spielmann sagt: „'s ist nicht genug,
Ich muß fiedeln noch einen Zug."

Vor dem Schloß ist ein Garten
Mit Bäum' und Pflanzen;
Die können die Zeit nicht erwarten,
Zu tanzen.
Der Spielmann fiedelt vor dem Schloß,
Die Bäume tanzen all drauf los.
Der Spielmann spricht: „'s ist nicht genug,
Ich muß fiedeln noch einen Zug."

Im Garten ist ein Weiher,
Darin sind Fisch';
Die hören auch das Geleier
Und tanzen frisch.
Der Spielmann fiedelt vor dem Schloß,
Die Bäum' und die Fische tanzen drauf los,
Der Spielmann spricht: „'s ist noch nicht genug,
Ich muß fiedeln noch einen Zug."

Im Schlosse drin sind Mäuse,
Der Spielmann spielt auf.
Die Mäuse hören leise,
Sie wachen auf.

Digitized by Google

Der Spielmann fiedelt vor dem Schloß,
Bäum', Fisch' und Mäuse tanzen drauf los.
Der Spielmann spricht: „'s ist noch nicht genug,
Ich muß fiedeln noch einen Zug."

Im Schloß sind Tisch' und Bänke,
Die werden wach,
Sie kommen aus dem Gelenke
Und tanzen nach.
Der Spielmann fiedelt vor dem Schloß,
Bäume, Fische, Mäuse, Bänke tanzen drauf los.
Der Spielmann spricht: „'s ist noch nicht genug,
Ich muß fiedeln noch einen Zug."

Sind denn keine Menschen vorhanden?
Der Spielmann spricht:
„Ich spiele mich hier zu Schanden.
Sie hören nicht;
Bäume, Fische, Mäuse, Bänke tanzen drauf los,
Wollen die Menschen nicht aus dem Schloß?"
Der Spielmann spricht: „'s ist noch nicht genug,
Ich muß fiedeln noch einen Zug."

Da wird das Schloß auf einmal ganz
Lebendig.
Es stellt sich auf die Spitz' und tanzt
Unbändig.
Der Spielmann spielt, es tanzt das Schloß,
Die Menschen schlafen noch immer drauf los.
Der Spielmann spricht: „'s ist noch nicht genug,
Ich muß fiedeln noch einen Zug."

Da tanzt das Schloß, bis in Stücke es geht
Mit Krachen;
Nun hören es endlich die Menschen im Bett
Und erwachen;
Sie hören den Spielmann spielen vorm Schloß
Und tanzen nun auch mit dem andern Troß.
Der Spielmann spricht: „Nun ist es genug;
Nun hab' ich gefiedelt den letzten Zug."

2. Geharnischtes Sonett.

Was schmiedst du, Schmied? „Wir schmieden Ketten, Ketten!
Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen!
Was pflügst du, Bau'r? „Das Feld soll Früchte tragen!"
Ja, für den Feind die Saat, für dich die Ketten.

Was zielst du, Schütze? „Tod dem Hirsch, dem fetten."
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
Was strickst du, Fischer? „Netz dem Fisch, dem zagen."
Aus eurem Todesnetz wer kann euch retten?

Digitized by Google

Was wiegeſt du, ſchlafloſe Mutter? „Knaben."
Ja, daß ſie wachſen und dem Vaterlande
Im Dienſt des Feindes Wunden ſchlagen ſollen.

Was ſchreibeſt, Dichter, du? „In Glutbuchſtaben
Einſchreib' ich mein und meines Volkes Schande,
Das ſeine Freiheit nicht darf denken wollen."

3. Aus der „Weisheit des Brahmanen".

Welch eine Sprach' iſt ſchön? Welch eine Sprach' iſt reich?
Verſchieden an Getön, im Sinn ſind alle gleich.

Nicht dieſ' und jene Sprach' entzückt, erfreuet mich;
Was mich erfreut, entzückt, das iſt die Sprach' an ſich:

Daß eine Sprach' es gibt, die, was du fühlſt und denkeſt,
Dir deutlich macht, je mehr du dich in ſie verſenkeſt;

Daß eine Sprach' es gibt, kraft deren du verkündeſt
Der Welt geheimen Sinn, ſo weit du ſie ergründeſt.

Drum iſt die ſchönſte Sprach' und beſte, die du nennſt,
Die Mutterſprache, weil du ſie am beſten kennſt.

Proben bei Kellner: Abendlied; Der Himmel; Des fremden Kindes heil'ger Chriſt; Für die ſieben Tage; Die beiden Gewänder; Vierzeilen; Die ſechs Wörtlein; Leben und Tod; Die brüderliche Teilung; Aus dem Rätſelmann; Die zehn Reiſenden; bei Hellinghaus: Aus den „Geharniſchten Sonetten"; Das ruft ſo laut; Die Straßburger Tanne; Barbaroſſa; Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt; Chidher; Parabel; Bethlehem und Golgatha; Aus der „Weisheit des Brahmanen"; Aus den „Makamen des Hariri" u. a.

4. Der ſo früh verſtorbene Wilhelm Müller, Vater des berühmten Sprachforſchers Max Müller, wurde am 7. Oktober 1794 in Deſſau geboren. Nach tüchtigen Studien, die nur durch die Freiheitskämpfe, die er mitmachte, unterbrochen wurden, ſowie nach zweijährigen Reiſen (in Deutſchland, Italien ꝛc.) wurde er Gymnaſialprofeſſor und Bibliothekar in Deſſau. Hier ſtarb er als Hofrat in der Nacht des 30. September 1827 am Herzſchlag. — Schon als Knabe von 14 Jahren verriet er ſein Dichtertalent, indem er einen Band lyriſcher Gedichte wie zum Drucke ordnete. Immer ſchöner und reicher entfaltete ſich ſeine Gabe für die Lyrik. Beſonders regten ihn ſeine Reiſen zum Dichten an; ſo entſtand ſein „Frühlingskranz aus dem Plauenſchen Grund", ſo die „Muſcheln von der Inſel Rügen", ſo die „Lieder aus dem Meerbuſen von Salerno". In ſeinen ſonſtigen Liedern (ausgenommen die „Lieder der Griechen") hat er viel Ähnlichkeit mit Eichendorff, indem er wie dieſer ſeine Lieder Muſikanten, Poſtillonen, Handwerksburſchen, Studenten ꝛc. in den Mund zu legen pflegt.

Digitized by Google

Vortrefflich sind seine so entstandenen „Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten", und noch berühmter seine „Müller- und Wanderlieder".

Unter diesen ist einzig schön „Die Wanderschaft", beginnend:

Das Wandern ist des Müllers Lust,
Das Wandern!
Das muß ein schlechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern.

An dem Wasser, das keine Rast hat bei Tag und Nacht, an den Rädern, die nie stille stehen, an den Steinen, die den muntern Reihen mittanzen, an allem, was er sieht, schaut er die Lust am Wandern:

Herr Meister und Frau Meisterin,
Laßt mich im Frieden weiterziehn
Und Wandern!

Viele seiner Lieder (z. B. „Bächlein, laß dein Rauschen sein"; „Ich schnitt' es gern in allen Rinden ein" ꝛc.) sind durch die Schubertschen und Th. Fröhlichschen Kompositionen Lieblingsgesänge des deutschen Volkes geworden. Am populärsten wurde wohl sein Jägerlied:

Es lebe, was auf Erden
Stolziert in grüner Tracht,
Die Wälder und die Felder,
Die Jäger und die Jagd.

Wie lustig ist's im Grünen,
Wenn 's helle Jagdhorn schallt,
Wenn Hirsch' und Rehe springen,
Wenn's blitzt und dampft und knallt ꝛc.

Sehr großes Aufsehen machten seine schwunghaften, aber herben, schneidend scharfen, heute fast ganz vergessenen „Griechenlieder" (1821—1824), die er zur Zeit des griechischen Freiheitskampfes in jugendlicher Begeisterung für die Sache des niedergetretenen Griechenvolkes sang. „Alexander Ypsilanti", „Der kleine Hydriot", „Die Mainoten" und viele andere Lieder waren in aller Munde. — Unter seinen erzählenden Gedichten ist „Der Glockenguß zu Breslau" das bekannteste. — Wir besitzen also in W. Müller einen der besten deutschen Lyriker: „Es jauchzt und jubelt, es singt und klingt in seinen Liedern so frisch, so fromm und frei wie die Lerche im blauen, wolkenlosen Himmel, und man wird unwillkürlich zum Mitsingen und Mitjubeln fortgerissen; besonders aber ist er wie Eichendorff einer der Hauptträger deutscher Gemütsinnigkeit" (Barthel).

1. Das Frühlingsmahl.

Wer hat die weißen Tücher
Gebreitet über das Land?
Die weißen, duftenden Tücher
Mit ihrem grünen Rand?

Und hat darüber gezogen
Das hohe, blaue Zelt?
Darunter den bunten Teppich
Gelagert über das Feld?

Digitized by Google

Er ist es selbst gewesen,
Der gute, reiche Wirt
Des Himmels und der Erden,
Der nimmer ärmer wird.

Er hat gedeckt die Tische
In seinem weiten Saal
Und ruft was lebt und webet
Zum großen Frühlingsmahl.

Wie strömt's aus allen Blüten
Herab von Strauch und Baum!
Und jede Blüt' ein Becher
Voll süßer Düfte Schaum.

Hört ihr des Wirtes Stimme?
„Heran, was kriecht und fliegt,
Was geht und steht auf Erden,
Was unter den Wogen sich wiegt!

„Und du, mein Himmelspilger,
Hier trinke trunken dich
Und sinke selig nieder
Aufs Knie und denk an mich!"

2. Ein Epigramm.

Wenn du durch den Kot der Straße mußt mit neuen Schuhen gehn
Wirst du, trippelnd auf den Spitzen, nach den blanken Steinen sehn;
Hat sie erst beschmutzt ein Fleckchen, lernst du waten sicherlich.
Hüte, Kind, in deiner Seele vor dem ersten Flecken dich!

Proben bei Kellner: Die Forelle; bei Reuter: Wanderschaft; Der Lindenbaum; Alexander Ypsilanti; bei Hellinghaus: Vineta; Der Glockenguß zu Breslau; Der kleine Hydriot; Wohin?; Brüderschaft; Frühlings Einzug u. a.

5. Karl Leberecht Immermann, geb. 24. April 1796 zu Magdeburg; studierte die Rechte, ging 1815 mit in das Feld, wurde Referendar, dann Kriminalrichter in Magdeburg, kam 1827 als Landgerichtsrat nach Düsseldorf, leitete als solcher aus Liebhaberei mehrere Jahre das Theater und starb dort 25. August 1840. — Immermann war allzu selbstzufrieden, eigensinnig und im Umgang herb lakonisch. Er hatte viele Händel mit Platen, den er durch ein grobes Epigramm gereizt hatte, und der ihm dafür in einem Drama bös mitspielte (vgl. § 97). — Seine große Vorliebe für das Drama führte ihn zuerst zur dramatischen Dichtung; doch war sein Talent für dieselbe viel geringer als seine Vorliebe. Obgleich seine Dramen („Trauerspiel in Tirol", dessen Held Andreas Hofer ist; die Trilogie „Alexis", das traurige Geschick des Sohnes Peters d. Gr. behandelnd) eines nach dem andern mißglückten, so ließ ihn doch Eigensinn lange nicht zur Einsicht kommen. Erst die beharrliche Kälte seitens des lesenden Publikums bewog ihn endlich, Episches zu dichten, und zwar zu seinem und der Poesie Vorteil. Denn in diesen epischen Werken bot er des Gefälligen, Heitern, der naturtreuen Schilderung des Lebens so viel, daß er auf einmal populär wurde. So schrieb er 1830 „Tulifäntchen", ein Heldengedicht in drei Gesängen, ein Märchen von feiner komischer Wirkung. Er verspottet darin den kleinen, herabgekommenen Adel.

Digitized by Google

Don Tulifant nennt von allen Burgen und Gütern und Schätzen, die seinen Ahnen gehörten, nur noch einen Kartoffelkeller sein eigen. Dennoch sitzt er auf dem Gemäuer dieses Kellers ritterlich stolz, wie auf den Zinnen eines mächtigen Schlosses; es ist ja Besitz, von seinen Ahnen ererbt. Nur der eine Kummer trübt seine Freude: er hat keinen Erben. — Aber siehe! Don Tulifant und Donna Tulpe werden Eltern, ein Söhnlein wird ihnen geboren. Das Kind ist zwar so winzig klein, daß die Eltern darob erschrecken; doch Prinz Tulifäntchen will sich durch Taten groß machen. Er besteigt sein Roß, nimmt aber im Ohre desselben Platz, kommt ins Land der Amazonen, erlegt eine große Brummfliege, welche die Königin belästigt, befreit dann mit Hilfe der Fee Libelle, der Schützerin seines Hauses, die Tochter der Königin aus der Gewalt eines Riesen und wird deren Gemahl. Die Undankbare gibt ihn aber bald der Verachtung preis. Nur die Fee tröstet ihn, indem sie ihn in ihr Wunderland versetzt, wo er von Gnomenpägelein bedient wird.

In dem gedankenreichen Mysterium „Merlin" (1832) spricht sich der Zwiespalt zwischen des Dichters Unglauben und seinem religiösen Bedürfnis aus.

Populärer wurde Immermann durch seinen Roman „Münchhausen", (4 Teile, 1838—1839). Der Baron von Münchhausen, ein Abkömmling des bekannten Lügen-Münchhausen, wie ihn Bürger gedichtet, ist ähnlich seinem Ahnen ein witzelnder, faselnder Lügner: seine Erkorene ist das Fräulein von Schnickschnackschnurr. In die Schilderung des Lebens und Treibens des Helden flocht der Dichter ein reizendes idyllisches Bild westfälischen Dorflebens, den „Oberhof", ein, das eigentlich dem Romane seinen Hauptwert gibt. In seinen Romanen („Die Papierfenster eines Eremiten"; „Der Karneval und die neue Somnambule"; „Die Epigonen", unglückliche Nachahmung von Goethes „Lehrjahren") wie in seinen Novellen finden sich Anklänge an die verschiedensten Dichter, an Goethe, Novalis, Jean Paul, Tieck. — Im „Münchhausen" laufen zwei Erzählungen nebeneinander; die im „Oberhof" durchgeführte Geschichte von Oswald und Lisbeth ist wunderbar schön. Mit ihr führt sich die sog. Dorfgeschichte (mit ihrem idealen Realismus) in die neue Zeit ein.

5. Auch Luise Hensel*, die Schwester des berühmten Historienmalers Wilhelm Hensel, kann füglich eine Verwandte der Romantik genannt werden, wiewohl sie weit entfernt von den Phantastereien der Schule war. Sie ist die Tochter eines lutherischen Pfarrers und wurde am 30. März 1798 zu Linum in der Mark Brandenburg geboren. Infolge ihres Übertritts zum Katholizismus (1818) verließ sie Berlin, verbrachte einige Jahre als Gesellschafterin im Hause der Fürstin Salm und wurde dann Hauslehrerin bei den Töchtern der edeln Gräfin Stolberg. Späterhin lebte sie am Rheine, bald als Gesellschafterin oder Erzieherin, bald als Pflegerin von Kranken; 1833 kehrte sie auf den Wunsch der Mutter nach Hause zurück und blieb bei der Mutter bis zu ihrem Tode. Von 1852 an weilte die greise Dichterin in Wiedenbrück (Westfalen); 1873 siedelte sie nach Paderborn über, wo sie am 18. Dezember 1876 starb.

Als ihr Vater schon im Jahre 1809 starb, siedelte ihre Mutter mit den vier Kindern nach ihrer Vaterstadt Berlin über. In der Schule verriet die Kleine einen

Digitized by Google

ungewöhnlichen Geist und Eifer. Besonders hungerte sie nach religiöser Wahrheit, Tausende von Männern und Jünglingen beschämend. Mit 15 Jahren las sie schon Jakob Böhme und herrnhuterische Schriften. „Wo ist die wahre Kirche Christi?" diese Frage beschäftigte sie unabläßig, und da sie zur Zeit ihrer Konfirmation darüber noch nicht mit sich im reinen war, so beschloß sie im stillen vor Gott, daß sie sich durch jene Handlung nur überhaupt als Christin bekenne, ohne noch einer bestimmten Kirche zuzuschwören. Bald neigte sie sich zu der katholischen Kirche hin, und zwar ohne mit Katholiken, ja ohne mit katholischen Büchern bekannt geworden zu sein. Dann erst studierte sie einen katholischen Katechismus und trat über. Kurz zuvor lernte sie in Berlin Brentano kennen, dem sie eine solche Hochachtung einflößte, daß er ihr seine innere Zerrissenheit und Religionszweifelei bekannte, Trost und Rat bei ihr suchend, worauf sie ihn durch ihre energischen Zusprüche wieder zur Umkehr, zum festen und beharrlichen Anschluß an seine Kirche bewog.

Ihre „Lieder", ein Schatz an zarten, innigen Gedichten, sind fast alle geistlichen Inhaltes (vgl. „Was verlangst du, warum bangst du", „Bedenk' ich deine große Treue", „Müde bin ich, geh' zur Ruh'", „Immer muß ich wieder lesen"). Zuerst erschienen sie anonym; später erst erfuhr man den Namen der bescheidenen Dichterin. Ein schöneres Lob kann ihrer Poesie nicht erteilt werden, als es K. Barthel spendet: „In unserer heutigen Lyrik hat die kindliche Reinheit, Demut und Hingabe an Gott nie einen so völlig entsprechenden Ausdruck durch die Poesie gefunden als bei ihr". Dabei blieb sie frei von Sentimentalität.

1. Jesus in der heiligen Schrift.

Immer muß ich wieder lesen
In dem alten heil'gen Buch,
Wie der Herr so sanft gewesen,
Ohne Arg und ohne Trug.

Wie er hieß die Kindlein kommen,
Wie er hold auf sie geblickt
Und sie in den Arm genommen
Und sie an die Brust gedrückt.

Wie er Hilfe und Erbarmen
Allen Kranken gern bewies
Und die Blöden und die Armen
Seine lieben Brüder hieß.

Wie er keinem Sünder wehrte,
Der mit Liebe zu ihm kam,
Wie er freundlich ihn belehrte,
Ihm den Tod vom Herzen nahm.

Immer muß ich wieder lesen,
Les' und weine mich nicht satt,
Wie er ist so treu gewesen,
Wie er uns geliebet hat.

Hat die Herde sanft geleitet,
Die sein Vater ihm verliehn;
Hat die Arme ausgebreitet,
Alle an sein Herz zu ziehn.

Laß mich knien zu deinen Füßen,
Herr, die Liebe bricht mein Herz!
Laß in Tränen mich zerfließen,
Untergehn in Wonn' und Schmerz.

2. Nach dem Genusse des heiligen Abendmahles.

Wie war ich sonst so trübe,
Wie ist mir nun so wohl!
Wie ist das Herz mir voll
Von Lieb' und Lieb' und Liebe!
Ach Gott, wie ist mir wohl!

Ich habe ja genossen
Vom süßen Liebesmahl,
Da ist ein Liebesstrahl
Mir in das Herz geflossen.
O selig Abendmahl!

Digitized by Google

Mich zog ein trübes Sehnen
Von dieser Erde fort,
Da klang ein heilig Wort;
Ich weinte fromme Tränen,
Da küßte mich mein Hort.

Und was ich da gesungen,
Und wie mir da geschehn,
Was ich im Geist gesehn,
Welch Lied mich da umklungen,
Kann nicht geschrieben stehn.

3. Sursum corda!

Was verlangst du, warum bangst du,
Armes, unruhvolles Herz?
Sei zufrieden, denn hienieden
Ist nur eitel Gram und Schmerz.

Willst du Gaben gerne haben,
Die kein Wurm noch Rost verzehrt?
Laß die Erde, daß dir werde,
Was da unvergänglich währt.

Willst du lieben? Suche drüben
Den, der liebenswürdig ist;
Alles leide, alles meide,
Bis du ihm einst ähnlich bist.

Ringe, meide, bis die Freude
Dieser Welt vorüber ist;
Schau zur Höhe, bis das Wehe
Dieser Welt dein Herz vergißt.

O der Schmerzen, bis im Herzen
Treu' und Demut endlich siegt
Und die Taube, frommer Glaube,
Selig ihm entgegenfliegt!

Stille, stille! Herr, dein Wille,
Der geschehe auch an mir!
Amen! Amen! und dein Namen
Sei gepriesen dort und hier!

Andere Proben bei Kellner: Kindergruß von drüben; bei Reuter: Stilles Gotteslob; Nachtgebet; Guter Rat; bei Hellinghaus: Sehnsucht nach Ruhe; Ostermorgen; Im heiligen Grabe.

Sechste Gruppe.

§ 96. Die Dichter der Mundart.

1. Man müßte es sehr beklagen, wenn die Mundarten durch die Schriftsprache aus dem Bereiche der Poesie wären hinausgedrängt worden; es würde der klassischen Zeit sicher ein Schmuck fehlen, wenn die mundartliche Dichtung in ihr gänzlich ausgeblieben wäre: es war jedoch nicht nicht der Fall. In der ersten Hälfte unserer Periode schien die dialektische Dichtung allerdings absterben zu wollen; späterhin aber sproßte sie in frischer Lebenskraft auf und trieb eine Menge wahrhaft schöner, teilweise klassischer Blüten, selbst Dramen erschienen im Gewande der Volkssprache. Unter den literarisch berühmten Männern der Periode war es Voß, der zuerst die mundartliche Poesie wieder zu Ehren brachte; noch vor ihm aber dichteten einzelne, darunter ein Nürnberger Bürger, Johann Konrad Grübel (1731—1809), im heimatlichen Dialekte. Weiterhin traten dann Arnold, Hebel und Usteri, Castelli ꝛc. als Dialektdichter auf.

2. Johann Heinrich Voß, der schon in § 62 besprochene Senior des Hainbundes, schrieb eine Reihe von Idyllen in niedersächsischer Mundart, freilich ohne sich streng an einen besondern Ortsdialekt zu halten.

Digitized by Google

3. Am meisten machte sich um die mundartliche Dichtung Johann Peter Hebel, der Liebling des südwestlichen Deutschland, verdient. Denn er hat solche Dichtung ringsum im Vaterland beliebt gemacht. Als eines Webers Sohn in Basel geboren (11. Mai 1760), siedelte er mit seinen Eltern nach Hausen bei Schopfheim (Baden) über, wo er mit der treuen Mutter (nach dem frühen Tod des Vaters) eine sehr kümmerliche Jugend verlebte. Auf den reichbegabten Knaben aufmerksam gemacht, verhalfen ihm edle Gönner zum Besuch von Mittelschulen (Lörrach, Karlsruhe) und der Universität Erlangen, wo er Theologie studierte. Dann wurde er selbst Lehrer an den genannten Mittelschulen und Subdiakon, später (1805) Kirchenrat, (1819) Prälat und starb als solcher auf einer Prüfungsreise in Schwetzingen (22. September 1826). — Zu seinem dichterischen Schaffen regten ihn von den alten Klassikern Vergil und Theokrit, von den deutschen Dichtern Grimm, Voß und Claudius an. So viel er auch von den zwei letzteren annahm, so übertraf er sie doch beide. — In seinen „Alemannischen Gedichten" (1803), die meist Idyllen sind, stellt er sich uns als einen der trefflichsten Sänger der Natur und des Volkslebens dar.

So künstlerisch vollendet und deshalb musterhaft sie der Form (besonders was Rhythmus und Versmaß betrifft) nach sind, so echt volkstümlich sind sie dem Inhalt und der Sprache nach; besonders tragen sie alle das dem Volke so sehr eigene dramatische Leben in sich. Und dann der schalkhaft geschwätzige Humor, der darin den Grundton bildet, wie packt er so schnell und so fest das Herz des Lesers! Und wie kindlich naiv besingt er die Natur! Wie lebt und handelt da alles, die Flüsse, die Bäche, der Käfer, die Spinne, der Kirschbaum, die Sonne, der Mond! Man denke nur an sein schönstes Gedicht „Die Wiese"! Und welch ein bis ins kleinste treues Bild von seiner Heimat und deren Volksleben hat Hebel uns hinterlassen! Gewiß, „außer Jean Paul hat kein anderer Dichter das Volk in seinem innersten Wesen so gut erkannt als Hebel, und seine Landleute sind Gestalten und Charaktere, die er unmittelbar dem Leben entnommen hat" (Kurz).

Auch in der neuhochdeutschen Sprache dichtete er, besonders schrieb er so seinen „Rheinländischen Hausfreund" (1808—1815), wodurch er der Gründer des echten Volkskalenders wurde. Darin trifft er den Volkston, der hoch und nieder gleich entzückt. Die Erzählungen des „Rheinländischen Hausfreundes" wurden darum mit Recht unter dem Titel „Schatzkästlein" gesammelt; denn sie sind ein kostbarer Schatz deutschen Humors.

Die Mutter am Christabend.

Er schloft, er schloft! Do lit er wie ne Grof!
Du lieben Engel, was i bitt,
by Lieb und Lebe verwach mer nit,
Gott gunnts mim Chind im Schlof!

Verwach mer nit, verwach mer nit!
Die Muetter goht mit stillem Tritt,
sie goht mit zartem Muetter-Sinn
und holt e Baum im Chämmerli drinn.

Was henki der denn dra?
Ne schöne Lebchueche-Ma,
ne Gitzeli, ne Mummeli
und Blüemli wiiß und rot und gel
vom allerfinste Zucker-Mehl.

Digitized by Google

's isch gnueg, du Muetter-Herz!
Viel Süeß macht numme Schmerz.
Gib's sparsam, wie der liebi Gott,
nit all' Tag helset er Zucker-Brot.

Jez Rümmechrüsliger her,
die allerschönste, woni ha,
's isch nummen au kei Möseli dra.
Wer het sie schöner, wer?

's isch wohr, es isch e Pracht,
was so en Öpfel lacht;
und isch der Zuckerbeck e Ma,
se mach er so ein, wenn er cha.
Der lieb' Gott het en gmacht.

Was hani echt no meh?
Ne Fazenetli wiiß und rot,
und das eis vo de schöne.
O Chind, vor bittere Träne
biwahr di Gott, biwahr di Gott!

Und was isch meh do inn?
Ne Büechli, Chind, 's isch au no di.
I leg der schöni Helgli dri,
und schöni Gibetli sin selber drinn.

Jez chönnti, trau, goh;
es fehlt nüt meh zum Guete —
Potz tausig, no ne Ruete!
Do isch sie scho, do isch sie scho!

's cha sy, sie freut di nit,
's cha sy, sie haut der 's Büdeli wund;
doch witt nit anderst, sen isch's der gsund;
's mueß nit sy, wen d' nit witt.

Und willsch's nit anderst ha,
in Gottis Name sei es drum!
Doch Muetter-Lieb' isch zart und frumm,
sie windet roti Bendeli dri
und macht e Letschli dra.

Jez wär er usstaffiert
und wie ne Mai-Baum ziert,
und wenn bis früeh der Tag verwacht,
het 's Wiehnecht-Chindli alles gmacht.

De nimmsch's und dankſch mer's nit;
Drum weisch nit, wer der's git.
Doch macht's der numme ne frohe Muet,
und schmeckt's der numme, sen isch's scho guet.

Bym Blueſt, der Wächter rüeft
scho Ölfi! Wie doch d'Zit verrinnt,
und wie me si vertiest,
wenn's Herz a näumis Nährig findt!

Jez bhüet di Gott der Her!
En andri Cheri mehr!
Der heilig Christ isch hinecht cho,
het Chindes Fleisch und Blut agno;
Wärsch au so brav wie er!

4. Nach Voß und Hebel hat Johann Martin Usteri (geb. 1763 zu Zürich) das meiſte Verdienſt, die Mundart wieder in ihre Rechte als Sprache der Poeſie eingeſetzt zu haben. Er war eines reichen Kaufmanns Sohn und ſollte ſich für des Vaters Geſchäft ausbilden. Nichts war ihm aber verhaßter als Schulaufgaben, weshalb er auch ſtets als der letzte glänzte. Und doch erwarb er ſich durch ſeine Privatlektüre, Reiſen ꝛc. vielſeitige Bildung. Als Kaufmann kam er nicht vorwärts; um ſo brauchbarer war er als Stadtrat und ſpäter als Regierungsrat in Zürich. Im Jahre 1827 ſtarb er auf einer Erholungsreiſe in Rapperswyl. — Wie Grübel und Hebel verlegte auch er ſich auf die poetiſche Genremalerei. Jenen übertraf er, und dieſem tat er es gleich. Er dichtete zwar auch in Neuhochdeutſch („Freut euch des Lebens“ ꝛc.), doch mit viel mehr Geſchick und Erfolg in der Schweizer Mundart. Außer einigen im älteren Schweizerdeutſch geſchriebenen Balladen und Erzählungen („'s arm Elſeli auf der Yſefluh“) ſind es vorzüglich ſeine zwei großen, von dem köſtlichſten Humor erfüllten Idyllen „De Vikari“ und „De Herr Heiri“, wodurch er ſich dauernden Ruhm erwarb und Voß entſchieden überflügelte.

Digitized by Google

„De Vikari" ist der wenigstens im Herzen erwählte, wenngleich nicht öffentlich erklärte Bräutigam einer Pfarrerstochter. Doch siehe, der Vater entzweit sich mit jenem und bringt in die Tochter, einen andern, reichen Eidam zu nehmen. Nach schwerem Seelenkampf bringt die brave Tochter, weil sie merkt, es handelt sich um das sorgenfreie Alter des Vaters, in zartester Weise das Opfer. — „De Herr Heiri" ist eine städtische Idylle, in welcher der Einfluß der sog. vornehmen Erziehung auf das weibliche Gemüt und der Gegensatz zwischen ihr und patriarchalischer Freundlichkeit geschildert wird.

Aus dem „Herr Heiri".

Kaffeevisite.

„No es Täßli, Frau Baas?" — „I danke verbindli." — „Me gaht ja
Nüt auf eim Bei, Frau Baas." — „Hä nu, us schuldiger Achtig!" —
„No es Täßli, Frau Baas?" — „I glaube, Frau Baas, Si vexiered;
Wäger, i müeßt mi ja schäme." — „I bitte, wozue doch die Umständ'!
Aller guten Dinge sind drü." — „I nimm's als Bifehl a." —
„No es Täßli, Frau Baas?" — „Nei wäger, jetzt müeßt i verspringe!" —
„'s git no wohl en Winkel: Si g'sehnd, wie Täßli so chli sind." —
„Nei wahrhaftig, es thuets nüt!" — „I la nit nahe." — „So sey's denn." —
„No es Täßli, Frau Baas?" — „Was denked Si au, Frau Baas Amtme?
Wär me nu es Faß! Denn excellentere Kaffi
Trinkt me nienen als da, das mueß i säge." — „Nu ja denn,
Wenn i ne glaube darf, so bitti." — „'s ist würkli doch gar z' vil." —
„Inkommodiert er Si öppe?" — „O nei, Frau Baas Amtme! 's Cunträri:
Chopf- und Magebschwerde, das mueß i säge, die nimmt's mer
Suber und glatt eweg." — „Drum wege der schätzbare G'sundheit
No es Täßli, Frau Baas!" — „Nei, nei! jetzt mueß mer's verbitte.
Gnueg ist gnueg." — „I gohne nüt z'ruck." — „I bitte doch hösli." —
„'s ist der G'sundheit wege." — „Da cha me frili nüt abschlah!" —
„No es Täßli, Frau Baas?" — „Bi Lib und Läbe! es gaht mer
Währli scho bis da use." — „Si spasset: 's ist ja nur Brüehe." —
„Aber chräftigi Brüehe und Milch und Zucker und Murre;
Denked Si au, Frau Baas Amtme! I glaube, es chäm zue me Rüschli." —
„Daruf wend mer's doch wage; i g'säch Si so gern mit em Rüschli.
Mache Sie mer doch die Freud!" — „Uf Ihri G'fahr, Frau Baas Amtme!" —
„No es Täßli, Frau Baas?" — „Jetzt blib i fest wie nen Felse.
Sibe Tasse ist, mein i, e Schön's; es möcht's chum en Tröscher." —
Sibe Tasse sind ungrad, das kann i währli nit zuege;
's gäb e schlafloſi Nacht. I g'wahre aber, das Kaffi
Wird es bitzeli trüeb; send, Lisebeth, machet e frisches!

5. Im elsässischen Dialekte tat sich Georg Daniel Arnold (geb. 1780; Professor der Rechte an der Rechtsschule zu Koblenz; später an der Universität seiner Vaterstadt Straßburg, wo er 1829 starb) hervor. Schon seine lyrischen Gedichte sind bedeutend; durch sein schon von Goethe sehr gelobtes Lustspiel „Der Pfingstmontag" (1816) steht er aber einzig inmitten dieser Gruppe da. Das Stück spielt im Jahre 1789, und zwar in der Zeit vom Pfingstsonntag nach Tische bis in den Pfingstmontag hinein.

Digitized by Google

Inhalt: Mehlbrüh, Feuerspritzenmacher und Kleinerratsherr, etwas hoch hinaus wollend, und seine verständige Frau Rosine arbeiten eifrigst daran, ihrem Sohne Wolfgang (Magister und Abendprediger) das liebenswürdige und reiche Lissel als Frau zu gewinnen. Auch Lissels Eltern wünschen es. Aber Wolfgang will nicht die Lissel, sondern das den Eltern weniger genehme Klärel, und auch Lissel will einen andern, den Mediziner Doktorand Reinhold aus Bremen. Nachdem nun die verschiedenen Intriguenfäden zerrissen und die Herzen der Eltern weich geworden sind, kommen die beiden an das gewünschte Ziel.

6. Die schwäbische Mundart ist hauptsächlich durch Sebastian Sailer* aus Weißenhorn (1714—1777) und durch Karl Weitzmann (1767—1828) aus Munderkingen vertreten. Neben viel Gutem und Zwerchfellerschütterndem enthalten aber ihre Schriften auch viel gar zu Derbes und Gemeines. — In der Mainzer Mundart gab Lennig* (1797—1838) mit Erfolg „Etwas zum Lachen" heraus, und in dem Frankfurter Dialekte schrieb Karl Malß mehrere Lustspiele (z. B. „Der alte Borjerkapitän").

7. Die österreichische Mundart wurde von dem Lambacher Prior Maurus Lindemayr* (1723—1783) zu so volkstümlichen, naturfrischen „Liedern und Komödien des oberösterreichischen Bauers" verwendet, daß sie alsbald in „Blut und Leben des Volkes übergingen (Kurz). Ihm folgte nach der gemütliche Allerweltsdichter Ignaz Franz Castelli* (geb. 1781 zu Wien; Praktikant, dann Landschaftssekretär, daneben Redakteur verschiedener Journale; seit 1842 privatisierend; gest. im Jahre 1862), welcher zwar auch viele hochdeutsche humoristische Lieder und Theaterstücke 2c. schrieb, aber doch nur wegen seiner Gedichte in niederösterreichischer Mundart, die gegen Ende dieser Periode, im Jahre 1828, erschienen, seine Stelle in der Literaturgeschichte bewahren wird. Aus seinen Liedern und besonders aus seinen Dramen kann man ersehen, wie frivol und oberflächlich damals dank der josephinischen Zeitrichtung in Österreich, zumal in Wien, das Leben aufgefaßt wurde.

An die Sonne.

(Von J. F. Castelli.)

Du wundaschens goldans Schaibn,
Wülsd den schon awigehn?
Kunsd noch a wengl bada blaibn,
Hiazd laiksd uns earsch rechd schen.

Wansd obn an Himl schdehsd, so moansd,
Du kansd nöd brena gnua,
Wansd awa so au'm Bearchadl loansd,
Bisd miad und gibsd a Rua.

Main! sagd's ma doh, was is den das,
Wan d' Sun nöd dablaibn mach,
So wearn dö Bleamln ali nas,
Als woanadn s' iar nach.

Bluadrod wiard 's ganzi Firmamend
I moan, es schamd si hald,
Das eam dö Sun 'n Ruckn wend't
Und hinda 's Beargl fald.

Was s' den duard drundn z' duan had?
Ja, meina Sögs, i wött,
Sie schliafd, wia s' awigragild grad
I 's gmachdi Födabött.

Du liawa God! Was blauich' i den?
Dö Sun, dö kan nöd ruan,
Jar Löbda kan s' nöd schlafa gehn,
Dö had da Meni zduan.

Digitized by Google

's gibd Laid a hinda 'n Beargl noh,
Dö Hawa wöln und Droad,
Riwisl, Kearschn, Hai und Schdroh
Und Bleamln af da Woad.

So geh hald awi, liawi Sun!
I löch mi hiazd i d' Rua,
Wal i den andaun a was gun;
Kim moaring awa frua!

Recht frua; den's Droad is zaidi schon,
's is nedi, das i's moah,
Und d' Susl had ma Zuasach dan,
Wann du kims, kimd sie ah!

Siebte Gruppe.

§ 97. Die noch rückständigen Dichter von einiger Bedeutung.

1. Ehe wir zur achten Periode übergehen, müssen wir noch eine Nachlese halten. Denn es finden sich in der siebten Periode mehrere Dichter und Dichterinnen, welche ihrem Geist, Leben und ihrer Dichtungsart nach in keine von den sechs Gruppen der Periode passen, aber dennoch bedeutend genug sind, daß wir sie nicht vergessen dürfen. Diese mögen nun die letzte Gruppe der klassischen Periode bilden und somit diese schließen.

2. August Graf von Platen-Hallermund, der Sohn „höchst würdiger Eltern", wurde am 24. Oktober 1796 zu Ansbach geboren. Seine Eltern bestimmten ihn zum Militärdienste. Er machte als Offizier den Feldzug von 1815 mit, liebte aber Reisen, Dichten, Studieren weit mehr als das Soldatenleben. Darum finden wir ihn auch, da er noch im Dienste stand, in Würzburg und Erlangen als Studiosus der alten und der modernen Sprachen. Er nahm oft Urlaub, den er meist in Italien zubrachte. Hier gedachte er sein Leben zu beschließen. Vom Spätjahr 1826 an weilte er fast beständig dort bis zu seinem Tode, der am 5. Dezember 1835 in Syrakus erfolgte.

Platen war ein ernster und selbständiger Charakter, von Goethe als ein „hohes Talent" geschätzt. Eine gewisse Verstimmung, ja Melancholie drängte sich ihm aber stets als Begleiterin auf. Seine kranken Nerven und ein zu großes Selbstgefühl verschlimmerten dies immer mehr. Er wollte als Dichter mit Goethe wetteifern, aber die gehoffte Anerkennung blieb aus. Darum verließ er die Heimat, rufend: „Wie bin ich satt von meinem Vaterlande!" Aus seinen politischen und religiösen Äußerungen wird nicht ganz klar, was für eine Ansicht er eigentlich gehabt habe. — Keine Ehre macht es Platen, daß er überaus gehässig die Religion des Landes behandelte, das ihm so lange Gastfreundschaft gewährte. Nur eines der schwächeren Beispiele möge hier folgen. In Palermo ruft er aus:

Aus jenen schönen Stirnen keimt
Nie ein Gedank' empor:
Auf jede hat ein Brett geleimt
Der schnöde Pfaffenchor.

„Der Haß ist aber ein trockener, bleicher, häßlicher Gesell, der sich in schönem Festgewande nur um so widerlicher ausnimmt" (v. Eichendorff). Welch einen Gegensatz zu Platens

Digitized by Google

gehässiger Stimmung bildet das Benehmen des Erzbischofs von Syrakus samt seiner Geistlichkeit bei Platens Leichenbegängnis! (Vgl. darüber das Gedicht von Smets.)

Wenn auch Platen „alle Haupterfordernisse eines guten Poeten" (Goethe) besitzt, so ist er doch kein Stern erster Größe. Seine Stärke als Dichter liegt in der Form. Hier streitet er mit Rückert um die Palme. Beide verdienen den Namen Sprachkünstler.

Rückert war mehr Naturkünstler, spielend beherrschte er das große Reich der deutschen Sprache; Platen studierte mehr darauf, recht klangvolle Verse zu machen, und verkünstelte sich dabei. Den Vorzug hat er aber vor Rückert, daß er die Gesetze der Metrik bis ins kleinste und feinste treu befolgte; Rückert setzte sich über manche wie im Mutwillen hinweg. Wie Rückert ließ sich auch Platen durch dieses Talent zu formen verleiten, einseitig die Form zu pflegen. So kamen Gefühl und Phantasie bei seinem Dichten oft zu kurz. Darum ist seine sonst gedankenreiche Poesie „fast immer zu kalt und marmorglatt" (Vilmar).

Anfangs wendete er sich der orientalischen Poesie zu. Seine eminente Sprachkenntnis und Rückerts Einfluß trieben ihn dazu an. Seine zahllosen Ghaselen, die ihm wie keinem gelangen, stammen aus dieser Zeit (1821 und 1824), die meisten sind weinselig und liebestrunken. Später wandte er sich der abendländischen Poesie zu, und zwar zuerst der neueren (vgl. seine Sonette 1825), dann auch der altklassischen. In der ihm dadurch lieb gewordenen Ode, in deren Dichtung Klopstock den ersten Preis errang, errang er sich den zweiten. Auch Märchen und Dramen dichtete er. Am meisten fand das im Orient spielende Märchen „Die Abbassiden" (1833) Beifall. Seine humoristisch-satirischen Komödien „Die verhängnisvolle Gabel" und „Der romantische Ödipus" werden als seine besten Dramen gerühmt. Mittelst der „Verhängnisvollen Gabel" (1826) suchte er den verirrten Schicksalstragödiendichtern (Müllner, Grillparzer und Houwald) den Todesstoß zu geben. Im „Romantischen Ödipus" (1829 suchte er den Romantiker Immermann als „Nimmermann" literarisch tot zu machen, scheinbar im Dienste der Kunst, in Wahrheit aber aus persönlicher Rache wegen eines Xenions. Der Witz in beiden Stücken ist zündend, aber Immermann gegenüber ungerecht. — Sehr bekannt und geschätzt sind seine zwei Romanzen „Der Pilgrim von St Just" und „Das Grab im Busento".

1. Der Pilgrim vor St Just.

Nacht ist's, und Stürme sausen für und für;
Hispanische Mönche, schließt mir auf die Tür!

Laßt hier mich ruhn, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt!

Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!

Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein! —
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.

Digitized by Google

Das Haupt, das nun der Schere sich bequemt,
Mit mancher Krone ward's bediademt;

Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

Nun bin ich vor dem Tod den Toten gleich
Und fall' in Trümmer wie das alte Reich.

2. Das Grab im Busento.

Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.
Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn die Schatten tapfrer Goten,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Toten.
Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Stirne blond umgaben.
Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette;
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.
In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam mit der Rüstung auf dem Pferde,
Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.
Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.
Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren;
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren!"
Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gotenheere. —
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

3. Ghaleleen.

O weh dir, der die Welt verachtet, allein zu sein,
Und dessen ganze Seele trachtet, allein zu sein!
Es schuf der unerschöpfte Schöpfer Geschöpfe rings,
Und nicht ein einzig Wesen trachtet, allein zu sein!
Allein zu sein, verschmäht die Tulpe des Tulpenbeets,
Es scheut der Stern sich, wenn es nachtet, allein zu sein.
Verlaß den Stolz, der deine Seele so tief betört,
Der sich und seine Freuden schlachtet, allein zu sein:
Sogar vom Throne reicht der Herrscher die Hand herab,
Ihm schwindelt, wenn er sich betrachtet, allein zu sein;
Dem Klausner selbst im Wald gesellt sich sein Gottesbild,
Weil betend er's für sündlich achtet, allein zu sein.

Auf, und nicht länger dich verhehle dem Vaterland!
Entgegenschwillt ja deine Seele dem Vaterland.
Der Perser-Kaufmann, was er sammelt, er bringt's zurück
Auf schwer beladenem Kamele dem Vaterland.

Digitized by Google

Die Nachtigall, die Parsi singet, gewannst du lieb,
Sie singt ja mit verwandter Kehle dem Vaterland.
Schneeglöckchen gehen, erscheinen Blumen, den Blumen vor:
Verkünde mich indes, Ghasele, dem Vaterland.

4. Sonette an Venedig.

I.

Mein Auge ließ das hohe Meer zurücke,
Als aus der Flut Palladios Tempel stiegen,
An deren Staffeln sich die Wellen schmiegen,
Die uns getragen ohne Falsch und Tücke.

Wir landen an, wir danken es dem Glücke,
Und die Lagune scheint zurückzufliegen,
Der Dogen alte Säulengänge liegen
Vor uns gigantisch mit der Seufzerbrücke.

Venedigs Löwen, sonst Venedigs Wonne,
Mit eh'rnen Flügeln sehen wir ihn ragen
Auf seiner kolossalischen Kolonne.

Ich steig' ans Land, nicht ohne Furcht und Zagen,
Da glänzt der Markusplatz im Licht der Sonne:
Soll ich ihn wirklich zu betreten wagen?

II.

Dies Labyrinth von Brücken und von Gassen,
Die tausendfach sich ineinanderschlingen,
Wie wird hindurchzugehn mir je gelingen?
Wie werd' ich je dies große Rätsel fassen?

Ersteigend erst des Markusturms Terrassen,
Vermag ich vorwärts mit dem Blick zu dringen,
Und aus den Wundern, welche mich umringen,
Entsteht ein Bild, es teilen sich die Massen.

Ich grüße dort den Ozean, den blauen,
Und hier die Alpen, die im weiten Bogen
Auf die Lagunneninseln niederschauen.

Und sieh! da kam ein mut'ges Volk gezogen,
Paläste sich und Tempel sich zu bauen
Auf Eichenpfähle mitten in den Wogen.

Proben bei Kellner: Wittekind; Harmosan; — bei Hellinghaus: Klagelied Kaiser Ottos des Dritten; Die Reue; Der Vesuv; Ghaselen; Das Sonett an Goethe; Epigramme; Grabschrift u. a.

3. Je mehr das heroische Epos zurücktritt, desto mehr verdienen die Dichter Beachtung, welche sich an dasselbe wagen. Schon darum darf Johann Ladislaus Pyrker von Felsö-Eör* nicht vergessen werden. Er war ein Deutsch-Ungar, wurde 1772 zu Langh geboren. Ehe er noch ein eigentliches Fachstudium begonnen, trat er in das lieblich gelegene Cistercienser-

Digitized by Google

stift Lilienfeld (bei St Pölten) ein, aus dessen stiller Pforte er nur herausschritt, um die Stufen zu den höchsten kirchlichen Würden (als Bischof von Zips in Ungarn, dann als Patriarch von Venedig, endlich im Jahre 1827 als Erzbischof von Erlau) in Ehren emporzusteigen. Mit der bedeutungsvollen Frage: „Ist alles in Ordnung?" verschied er am 2. Dezember 1847 zu Wien.

Man hätte dem Sterbenden auf seine Frage herzhaft antworten können: „In guter Ordnung"; denn Pyrker hat in gesunden Tagen wie testamentarisch unendlich viel Gutes getan. Der Dom zu Erlau ist auf seine Kosten erbaut; er machte Stiftungen für sieche Krieger, Blinde, gründete ein Lehrerseminar ꝛc. Welch ein liebenswürdiger Mensch er war, bezeugt der Geschichtschreiber Luden.

Pyrker schuf zwei große Heldengedichte von je zwölf Gesängen. Beide besingen einen vaterländischen Kaiser und Helden, beide bezeugen in mehrfacher Hinsicht das Talent und die große Sorgfalt des Dichters. Und wenn sie auch nicht durchweg ansprechen, so fesseln um so mehr einzelne Episoden. In der „Tunisias" (1819) wird der Zug Karls V. nach Tunis dargestellt, den dieser deutsche Held (1535) zur Befreiung von 20 000 Christensklaven aus allen Nationen mit glücklichem Erfolg unternahm. — Das andere, noch in höherem Grade nationale Epos ist „Rudolf von Habsburg" (1824). Darin besingt Pyrker diesen als Mensch, Held und Regent gleich großen Kaiser, insbesondere seinen Kampf gegen Ottokar von Böhmen, die Schlacht auf dem Marchfelde ꝛc. Eine sehr schöne Episode darin bildet die Szene, wo jener priesterliche Sänger, dem der Graf einst beim Versehen eines Kranken sein Roß geliehen, vor dem Kaiser singt — ein Seitenstück zur Schillerschen Ballade „Der Graf von Habsburg". Nicht weniger Talent entwickelt Pyrker in den „Perlen der heiligen Vorzeit", in welchen er einzelne epische Bilder aus dem Alten Testament (z. B. „Abraham", „Helias der Thesbite", „Elisa" ꝛc.) vorführt. Einige davon sind sehr bedeutend, namentlich „Die Makkabäer" (Kurz). Noch schöner sind seine „Lieder der Sehnsucht nach den Alpen".

Die Menschenalter.

O du mein liebes Alpenland,
Dir gleicht so ganz das Leben!
Wie schön an sanfter Mutterhand
Des Kindes Tag' entschweben!
Ihm blühn im Tal auf Wiesengrund
Unzählbar Blumen in die Rund';
Es will aufjubelnd wandern
Von einer zu der andern,
Und pflückt sie dort und hüpft vor Lust
Und drückt sie freudig an die Brust
Mit wonnevollen Blicken,
In seligem Entzücken.

Der Jüngling fleugt im frischen Mut
Hin auf den höhern Matten,
Ihn treibt umher das heiße Blut,
Er ruht nicht gern im Schatten.
Doch wie er nun die Jungfrau sieht,
Die schön wie eine Rose blüht,
Da müht er sich, fürs Leben
Sie liebend zu erstreben.
Und bald vereint das holde Paar
Des Priesters Segen am Altar;
Für all des Daseins Stunden
Sind sie nun froh verbunden.

Digitized by Google

Und höher noch im Waldrevier,
Muß er sich dann ermannen,
Muß sorgen, streben für und für,
Muß seine Kraft noch spannen
Und fest, wie dort die Eiche, stehn,
Wenn rauhe Winterstürme wehn,
Die laut, zum Schreck und Grausen,
Durch ihre Zweige brausen,
Auf daß er schirm' in seiner Kraft,
Was sie zu eigen ihm geschafft,
Und ruhig all die Seinen
Am sichern Herd sich einen.

Und endlich glänzt sein greises Haupt
Vom schneeigen Gefieder,
Und streut es, wie der Baum entlaubt,
Zum dürren Boden nieder.
Doch immer ist sein Walten noch
Wie jenes eines Vaters hoch
Von allem Volk geehret,
Wenn er die Achtung nähret
Für alles, was erhaben ist,
Und so des Menschen Herz erschließt,
Mit innigem Vertrauen
Zum Himmel aufzuschauen.

Probe bei Kellner: Der Graf von Habsburg.

Noch ein anderer Österreicher gehört auch in diese Gruppe: Heinrich Joseph von Collin* (geb. 1772 in Wien; als Jurist bei der Hofkanzlei angestellt; gest. als Hofrat 1811). — Er schrieb hauptsächlich Dramen. Da er sich an den Alten und an Lessings Dramaturgie heranbildete, so hielt er sich der Romantik und dadurch auch ihren Verirrungen fern. Seine Poesie fließt ruhig und klar dahin. Durch seinen „Regulus" (1801), in welchem er ein gelungenes Bild des Römertums jener Zeit gibt, machte er sich in Wien rasch einen Namen. Von seiner Lyrik nennen wir die „Wehrmanns-Lieder" (1809).

4. Zwei innig befreundete, mit Vorliebe elegisch dichtende und naturschildernde Dichter sind gleichfalls in diese Gruppe einzureihen. Der eine ist Friedrich von Matthisson (geb. 23. Januar 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg, gest. 12. März 1831 in Wörlitz), der Theologie und Philologie studiert hatte, dann verschiedene Stellungen als Informator, Vorleser, Reisebegleiter, Hoftheaterintendant und zuletzt in Stuttgart — hier als Oberhofbibliothekar — innehatte. Als Dichter befaßte sich Matthisson mit Malereien von ländlichen Szenen und Schönheiten der Natur, zergliederte aber dabei die schönen Gegenden Stück für Stück, ohne Beziehung auf das Gemüt, was gewiß verfehlt war. Auch übte er sich mit Absicht auf den weinerlichen Ton Höltys ein. Unbedingtes Lob verdient nur seine edle, wohlklingende Sprache. Daß er eine Zeitlang der Lieblingsdichter der Deutschen war, verdankt er der glänzenden Empfehlung Schillers, dessen „Spaziergang" ihn zu seiner Naturmalerei anregte. Seine „mild von lieblichem Zauberlicht" umflossene „Adelaide" hat durch Beethovens Komposition einen unvergänglichen Wert erhalten. — Matthissons Freund Johann Gaudenz Freiherr von Salis-Seewis (geb. 26. Dezember 1762 zu Seewis in Graubünden) brachte seine Jünglingsjahre bei Pfeffel in Kolmar zu, wurde französischer Offizier und als solcher ein Schützling Marie Antoinettes, reiste nach Weimar, um die Dichtergrößen kennen zu lernen, nahm beim Ausbruch der Revolution seinen Abschied, blieb in Paris,

Digitized by Google

nur seinen Studien lebend, und rettete da manchem Landsmanne das Leben; lebte von 1793 an in der Schweiz, als biederer, selbstloser Patriot stets regen Anteil an allen politischen Ereignissen nehmend, bekleidete mancherlei Ehrenämter, zuletzt die eines Stadtvogts und Schulrates in Chur, starb 29. Januar 1834 in Malans. Seine lyrischen Dichtungen haben alles Schöne derjenigen seines Freundes, aber sie haben noch mehr: er ist in seiner weichen, sentimentalen Richtung tiefer, wahrer und viel bestimmter (nicht so nebelhaft wie Matthisson); und obgleich sich bei ihm nicht die fortwährende Todesahnung findet wie bei Hölty, so ist es doch treffend, was Voß an Miller schrieb: „Salis scheint mir der auferstandene Hölty."

Das Mitleid.

(Von Salis-Seewis.)

Mitleid! Heil dir, du Geweihte!
Weichen Herzens, milder Hand
Wallst du an des Dulders Seite
Durch der Prüfung rauhes Land;
Tauft wie Balsam milde Zähren,
Hebest das zerknickte Rohr;
Wie zu Hyllius' Altären
Blickt die Not zu dir empor.

Deine Hilfe stillt ihr Flehen,
Dein Erbarmen eilt zur Tat,
Wünsche brennst du auszuspähen,
Spendest, wenn der Mangel bat:
Spendest Brüdern, welche darben,
Deines Tagewerks Gewinn;
Bindest loser deine Garben
Vor der Ährenleserin.

In verarmter Witwen Krüge
Schüttest du der Stärkung Wein,
Prägst des Lächelns heitre Züge
Abgehärmten Wangen ein;
Hebst erleg'ner Wandrer Bürde
Auf dem tiefbeschneiten Damm
Und verpflegst in sichrer Hürde
Deines Nachbars irres Lamm.

Sorglich streust du vor die Scheuer
Vögeln Korn im Winter aus;
Nötigst zu des Herdes Feuer
Pilger in dein wirtlich Haus,
Herbergst an des Strohdachs Balken
Prognens federlose Brut,
Schirmest Täubchen vor des Falken,
Küchlein vor des Geiers Wut.

Du entführst die junge Waise
Ihrer Mutter Rasengruft;
Jeden Seufzer, noch so leise,
Raubt dein Ohr der Abendluft;
Sanft wie tauige Hyaden
Blickst du auf das Findelkind,
Reichst ihm Ariadnens Faden
Durch des Lebens Labyrinth.

Du erwärmst in sanfter Rührung
Auch der Selbstsucht starres Eis,
Warnst vor lockender Verführung
Blütenüberstreutem Gleis',
Neigest dich mit leisem Trösten
An der Schwermut dumpfes Ohr,
Hebst entfesselt den Erlösten
Von des Kerkers Stroh empor.

Herzen, die der Harm zerrissen,
Hegst du mit besorgter Treu',
Rückest der Geduld das Kissen
Auf des Schmerzenslagers Streu,
Schonst des Schlummers, nahst auf Socken,
Kühlst mit deinem Palmenreis,
Trocknest mit ergoss'nen Locken
Banger Todeskämpfe Schweiß.

Bleib bei uns, bis einst die Hefe
In dem Tränenkelch versiegt;
Kränze bleicher Trübsal Schläfe,
Die an deinen Schoß sich schmiegt:
Herze sie mit Ammenarmen,
Sei umstürmter Pflänzchen Stab,
Die das ewige Erbarmen
Dir zur Pflege übergab.

Digitized by Google

5. Als Reiseschriftsteller ist Johann Gottfried Seume (geb. 1763 zu Poserna bei Weißenfels, gest. 1810 in Teplitz) zu nennen, ein äußerst zäher Charakter, der trotz seines harten Geschickes nicht zusammenbrach.

Er wurde auf einer Reise nach Paris von hessischen Werbern ergriffen und an die Engländer nach Amerika verkauft, wo er im Kampfe gegen die amerikanischen Freistaaten als gemeiner Soldat dienen mußte. Nach seiner Rückkehr entfloh er den Hessen, fiel aber in die Hände preußischer Werber und wurde nach Emden geführt, wo ihn die Kaution eines Bürgers befreite. Er studierte nun Jus und Philosophie, dozierte auch eine Zeitlang in Leipzig ohne Ausdauer und wurde Korrektor in Grimma bei seinem Freund Göschen. Damals lag Deutschland tief erniedrigt zu den Füßen Napoleons. Voll Ingrimm und mit tief gekränktem Herzen sah Seume dies. Um die Gegenwart zu vergessen und sich ins klassische Altertum zu träumen, machte er sich auf nach Syrakus (1802).

Seumes erzählende und lyrische Gedichte sind herb und hart, sowohl dem Inhalte nach wie in der Sprache. Bekannter sind seine Reisebeschreibungen, besonders „Der Spaziergang nach Syrakus" (1803), worin er sehr freisinnig politisiert, sich aber durch die Fülle von gedankenlosen und phantasiearmen Phrasen den Übernamen „Freiheitsphilister" zuzog. Leider fehlt es in seinen Dichtungen auch nicht an Religionsspott.

6. Einem überaus treuen Musensohn sei auch ein Lorbeerkranz von uns gereicht, es ist Eduard von Schenk* (geb. 1788 zu Düsseldorf; von 1828—1831 bayrischer Minister, gest. als Staatsrat 1841), ein Konvertit, der trotz gewaltiger Amtsgeschäfte immer im Dienste der Dichtkunst gewirkt, teils als Beschützer der Künstler, teils selbst dichtend. Durch sein Gedicht „Auf den Tod Canovas" zog er zuerst die Augen auf sich. Sein Trauerspiel „Belisar" (1827) fand großen Beifall; noch größeren Erfolg hatte sein „Albrecht Dürer" auf der Bühne. Der Wohllaut und der rhetorische Schwung seiner Sprache bestachen so, daß man ihn mit Schiller verglich. Und doch hatte er mehr für die Lyrik, besonders die geistliche, Talent als für das Drama. Eines seiner schönsten Gedichte ist „Die Kirche".

Die Kirche.

Vom Himmel selbst bereitet
Aus heiligen Zedern, gleitet
Ein Schiff durchs wilde Meer;
Und wie auch Winde blasen,
Und wie die Stürme rasen,
Mit Ruhe geht's einher.

Statt Mast und Segelstangen
Sieht man ein Kreuz nur prangen,
Des ew'gen Heils Symbol;
Und unermüdlich walten
Drei herrliche Gestalten
Ob dieses Schiffes Wohl.

Ein Ritter, ungeheuer
An Stärke, lenkt das Steuer,
Er wankt und rastet nicht;
Und Glaube heißt der Ritter,
Dem auch im Ungewitter
Das Ruder nimmer bricht.

Und in des Meeres schwanker
Bewegung hält den Anker
Ein Weib, das Hoffnung heißt,
Die, nach dem Land gerichtet,
Wo es einst friedlich lichtet,
Das Ziel dem Schiffe weist.

Digitized by Google

Die dritte spannt den Schleier,
Hell leuchtend wie ein Feuer,
Als weites Segel auf;
Sie heißet Liebe, zügelt
Die Stürme und beflügelt
Des Schiffes stillen Lauf.

Heil jedem, der entronnen
Dem Meer, das Schiff gewonnen
Und nimmer es verläßt!
Dort darf er nicht mehr zagen,
Es wird ihn sicher tragen,
Es schirmt ihn stark und fest.

Die Arche, die den einen
Von Gott erkornen Reinen
Vor Zeiten schützend trug,
Als jene Flut verheerend,
All Lebendes zerstörend,
Sich um die Erde schlug:

Sie war ein schwaches Zeichen
Und muß dem Schiffe weichen,
Das unvergänglich lebt,
Wenn alles schon verklungen
Und eine Welt verschlungen,
Noch ruhig oben schwebt.

Doch in der Zeiten Fülle
Steht dieses Schiff einst stille,
Vollendet ist sein Lauf.
Und er, der es regierte,
Nimmt alle, die es führte,
In seinen Himmel auf.

Probe bei Kellner: Die Palme.

Nach Schenk sei gleich ein anderer Dramatiker, Michael Beer, genannt, dessen Werke Schenk in Berlin herausgab. Beer (geb. 1800 zu Berlin, gest. 1833), jüdischer Abkunft, der Sohn einer feinsinnigen Mutter, lebte in den aufgeklärten Kreisen seiner Vaterstadt (Rahel Varnhagen ꝛc.), schrieb mit 19 Jahren die gleich an der Hofbühne aufgeführte Tragödie „Klytämnestra". In dieser wie in seinen andern Dichtungen spricht Beer in poetisch zarter Weise die Klagen Israels ob der Behandlung seitens der Christen aus. Die Unterdrückung einer ganzen Menschenklasse brandmarkt er besonders in seinem Drama „Paria" (1826), das glänzend über die Bretter ging. Doch verdiente diesen Beifall weit mehr „Struensee" (1829), seine vollendetste Dichtung.

„Struensee" wurde aber erst durch die Musik des berühmten Opernkomponisten Meyerbeer (eines Bruders des Dichters) berühmt. Das Theaterpublikum teilte sich in lebhaftes „für" und aufgeregtes „wider", je nachdem die in glänzender Sprache verkündeten Aufklärungsideen den Leuten zusagten oder sie abstießen. Der Held des Stückes gleicht übrigens wenig seinem interessanten dämonischen Urbilde.

7. Ein Dramatiker, der trotz genialer Anlage und Schaffenskraft doch nicht den Trost erlebte, daß eines seiner Dramen aufgeführt wurde, weil er seine Phantasie und sein Herz nicht zu zügeln verstand, eine maßlose, oft sogar zynische Sprache führte, war Christian Dietrich Grabbe (in Detmold 1801 geboren und hier auch nach einem ganz verfehlten Leben, nachdem er den Becher der Lust bis auf den letzten Tropfen geleert, in den Armen seiner alten Mutter gestorben 1836).

Digitized by Google

Wie schon sein erstes Drama („Der Herzog von Gothland") wild, häßlich, übertrieben war, so auch die späteren „Don Juan und Faust" und „Die Hermannsschlacht", so daß Grabbe ein Genie des zynischen Witzes genannt werden kann. Ganz originell dem Stoffe nach und mit köstlichem Humor und Witz geschrieben ist aber das Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie" (1822). Nur halb ausgeführt ist das Trauerspiel „Marius und Sulla"; unter den Hohenstaufentragödien ist „Friedrich Barbarossa" die beste. Reich an trefflichen Volksszenen ist „Napoleon oder die hundert Tage" (1831). Grabbe ist es auch, der das beliebte Märchen „Aschenbrödel" dramatisierte.

In ähnlichem Geiste wie Grabbe dichteten der Schweizer Robert Griepenkerl (1810—1868, geb. in Hofwyl, Professor in Braunschweig), dessen Dramen „Maximilian Robespierre" und „Die Girondisten" in der Sprache glutvoller Leidenschaft geschrieben sind, und der Hesse Georg Büchner (1813—1837; ein tatkräftiger Freiheitsfreund, gest. als Privatdozent zu Zürich), dessen „Dantons Tod" (1835) von revolutionärem Geist durchweht ist.

8. Auch der unermüdliche Theaterkönig Ernst Raupach (1784 zu Straupitz in Schlesien geboren, gest. 1852) gehört in diese Gruppe. Nachdem er von 1805—1822 in Rußland als Erzieher und Professor gewirkt hatte, lebte er in Berlin, beherrschte und schulte dessen Bühnen, wie auch die vieler anderer Städte sich unter seinen Einfluß stellten, und schrieb mit Talent, aber auch etwas fabrikmäßig, Stück auf Stück fürs Theater (im ganzen 117), behandelte die Hohenstaufengeschichte in 18 Stücken, schmeichelte darin den Fürsten und der herrschenden Politik und suchte das Publikum wie ein Iffland zu rühren. Seine besten Stücke sind: „Die Erbennacht", „Die Freunde" und besonders „Die Leibeigenen oder Isidor und Olga" (worin die russische Leibeigenschaft geschildert wird), auch das heute noch beliebte Armenseelenstück „Der Müller und sein Kind".

9. Es stellen sich auch zwei Dichterinnen zu dieser Gruppe, deren beider Leben wenig Heiteres darbietet. Die ältere derselben ist Luise Brachmann (geb. 1777 zu Rochlitz in Sachsen), welche, mit Novalis innig befreundet, durch diesen an Schiller empfohlen wurde, welcher einige ihrer Jugendgedichte in die „Horen" und den „Musenalmanach" aufnahm. Infolge des frühen Todes ihrer Eltern gab sie sich der Schwermut hin. Ihr Leben schien heiterer zu werden, als ihr ein junger Offizier seine Hand anbot. Argwöhnend aber, sie sei ihm am Ende zu alt, ließ sie wieder die frühere Schwermut in sich aufkommen, suchte und fand ihren Tod in der Saale (1822, zu Halle). — Sie besaß für die Lyrik ein sehr schönes Talent, wovon ihr Gedicht „Ergebung" sprechendes Zeugnis gibt. — Hätte sie doch dasselbe sich selbst recht zu Herzen genommen! — Auch gute epische Gedichte verfaßte sie; am meisten Beifall fanden „Kolumbus", „Elvire", „Roccafriede".

Digitized by Google

Ergebung.

Kinder sind wir; aus der Ferne
Lächelt uns der Vater an;
Seine Blicke, tausend Sterne,
Gießen Licht auf unsre Bahn.

Und auch ird'sche Blumen blühen
Hier als Zeichen seiner Huld,
Uns fürs Jenseits zu erziehen
Fromm in Lieb' und in Geduld.

Trauert nicht, ihr armen Kleinen,
Sagt er, seid ihr fern mir noch,
Ob auch rauh die Wege scheinen
Und das heil'ge Ziel zu hoch.

Ewig nah dem Vaterherzen
Seid ihr auch im dunkeln Tal;
Nur zu mir durch Nacht und Schmerzen
Leitet euch des Glaubens Strahl!

Seht! auch Felsen am Gestade
Türmen sich zu steilen Höh'n;
Laßt uns auch die schweren Pfade
Fromm und still zur Heimat gehn!

Wenn uns auch in dunkler Ferne
Ein geliebter Strahl entschwand,
Klagt nicht ob dem lichten Sterne:
O, er ruht im Vaterland!

Probe bei Kellner: Kolumbus.

10. Nicht so zerrissen, wiewohl düster umflort, ist das Leben der andern Dichterin, der Russin Elise Kulmann (geb. 5./17. Juli 1808 zu St Petersburg), die auch vieles in Deutsch dichtete. Der frühe Tod des Vaters, eines Offiziers, versetzte Mutter und Kinder in ärmliche, drückende Verhältnisse. Elise aber gedieh geistig so, daß man sie als ein wahres Wunderkind anstaunen muß. Sie lernte z. B. Sprache auf Sprache; bis zu 11 Sprachen brachte sie es. Aber unter dem übermäßigen geistigen Arbeiten und der schlechten Pflege brach der zarte Körper endlich zusammen. Sie starb vor Entkräftung schon im Jahre 1825 unter dem Angelusläuten. — Elise hat in drei Sprachen gedichtet, in russischer, deutscher und italienischer, und „in allen mit ausgezeichnetem Glück" (Kurz). Selbst Goethe und Jean Paul staunten darüber.

Als Kind besang sie Blumen, Vögelein usw. Später holte sie sich Stoffe aus Reisebeschreibungen, und sie stellte sie so wahr und anschaulich dar, daß man meint, sie wäre überall an Ort und Stelle gewesen. Nimmt man noch dazu die große Menge ihrer Dichtungen (die deutschen umfassen allein über 100000 Verse), und ferner, daß das Russische eigentlich ihre Muttersprache war, so muß man sie auch als Dichterin ein Wunderkind nennen. Mit Recht trägt darum das Denkmal von karrarischem Marmor, das die Kaiserin Alexandra und die Großfürstin Helena über ihrem Grabe setzen ließen, sinnvolle Sprüche in allen von ihr erlernten fremden Sprachen; es folgen hier der deutsche, französische, englische und italienische:

Ruh' dir, sanfte, kunstbegabte Seele!
Und dem Leibe sei die Erde leicht!

Rose, elle vécut ce que vivent les roses,
L'espace d'un matin.

(Rose, lebte sie, was Rosen leben, einen Morgen lang.)

She from her early days
Prepared herself for heaven.

(Von ihren frühesten Tagen an bereitete sie sich zum Himmel vor.)

Digitized by Google

In atto di morir lieto e vivace
Dir parea: s' apre il Cielo, io
vado in pace.

(Heiter und lächelnd selbst noch im Verscheiden, schien sie zu sagen:
Der Himmel öffnet sich, ich geh' in Frieden.)

1. An die heilige Jungfrau.

Geheimnisvolle Rose,
Glanzvoller Morgenstern,
Du Leitstern auf dem Meere
Für Pilger nah und fern!

O heil'ge Mutter Gottes,
Des Himmels Königin,
Gib Stärk' und Kraft zum Guten,
Erleucht uns Herz und Sinn.

Um dich her schwebet immer
Der lichten Engel Schar
Und bringen dir der Menschen
Gebet' und Seufzer dar.

Erhör auch unser Flehen,
Das durch die Wolken dringt
Und sich zu deinem Throne,
O Gnadenreiche, schwingt.

Laß fromm und rein uns bleiben
Auf unsrer Lebensbahn,
Und führ uns, wenn wir sterben,
Zu deinem Sohn hinan!

2. An meine Mutter.

O Mutter, gute Mutter,
Schwer wird die Trennung mir:
Als schied' ich von dem Himmel,
So schwer scheid' ich von dir.

Zwar ist all unser Leben
Nichts als ein Kreis von Müh'n;
Doch blick' ich in dein Auge,
Ein Lenz scheint aufzublühn.

Doch Tod, der harte, kennet
Kein anderes Gesetz,
Als alles zu zerstören,
Nur darauf sinnt er stets.

Sang ich mein ganzes Leben
Nicht meines Gottes Preis?
Er winkt mir nach dem Tode
In seiner Engel Kreis.

Froh mischt sich meine Stimme
In ihr entzücktes Chor;
Und für dich flehend, Mutter,
Schau' ich zu ihm empor.

Dann nahen sich mein Vater
Und meine Brüder mir;
Sie heißen mich willkommen,
Ich grüße sie von dir.

Beweine, gute Mutter,
Mein Ende nicht zu sehr:
Du hast dann einen Wächter
Und einen Engel mehr.

Digitized by Google

Achte Periode.

Die Poesie der allgemeinen Bildung: Von 1832 bis jetzt.

(Dichter aus allen Ständen.)

§ 98. Allgemeiner Charakter der Periode.

Beim ersten flüchtigen Überblick über diese Periode fällt nichts so sehr auf als die ungeheuerliche Menge der Dichtungen. So sind in den letzten 72 Jahren weit über dreitausend verschiedene Sammlungen lyrischer Gedichte gedruckt worden; fast kein Jahr vergeht, ohne daß die Meßkataloge Hunderte von Romanen und wenigstens halb so viel Dramen verzeichnen. Die Zahl der in dieser Periode vorkommenden Dichter und Dichterinnen ist Legion. Diese Tatsache erklärt sich daraus, daß nun eine gewisse Durchschnittsbildung immer mehr Gemeingut der ganzen Nation wurde, daß somit das Interesse an der Literatur im deutschen Volke immer mehr wuchs und ebenso der innere Drang, selbst geistige Erzeugnisse hervorzubringen. Sogar in der letztbehandelten Periode war diese sog. Mittelbildung nur vereinzelt vorhanden; neben der großen Menge von Ungebildeten gab es nur eine verhältnismäßig kleine Zahl von klassisch Gebildeten. Darum war auch die Poesie Privilegium der gelehrten Stände, sie war sozusagen aristokratisch, während sie in der achten Periode in gewissem Sinne ein demokratisches Gepräge trägt.

In der achten Periode wimmelt es von Schriftstellern und Dichtern aus allen Ständen, da kommen Fürsten und Handwerker, Geistliche und Laien, Adlige und Bauern, Künstler und Kaufleute, Gewerbetreibende und Militärs und streiten mit den klassisch Gebildeten um die Palme. Auch daß jetzt so viele jüdische Literaten und Dichter auftreten, hängt mit dem oben Gesagten zusammen, wiewohl noch eine zweite Ursache — die Emanzipation der Juden — dazu mitwirkte.

Die Ursachen der Verallgemeinerung der Bildung waren verschieden: das Schulwesen hob sich außerordentlich, der Unterricht wurde in allen Ständen gründlicher und umfassender, die gelehrten Mittelschulen wurden jetzt nicht mehr bloß von denen, welche ein gelehrtes Fachstudium ergreifen wollten, besucht, sondern auch von vielen andern, die Kaufleute, Gewerbetreibende usw. werden wollten. Das großartige Eisenbahnnetz, welches sich nach und nach über Europa legte, und die Dampfschiffahrt halfen zusammen, daß nun die einzelnen Volksstämme, ja die Völker Europas einander viel näher rückten,

Digitized by Google

daß der geistige Austausch zwischen denselben viel lebhafter wurde, daß somit das Interesse für alle Ereignisse ringsum bedeutend wuchs und natürlich auch für die Literatur des Auslandes, daß der Horizont für das geistige Auge sich immer mehr erweiterte. Endlich waren sehr wichtige Faktoren der Riesenfortschritt, den die Buchdruckerei und der Buchhandel machten, die Verbreitung der Werke der deutschen Klassiker in zahllosen billigen Ausgaben, desgleichen die kolossale Ausbildung des Zeitungswesens (wozu wieder das Telegraphennetz mitwirkte), sowie endlich die unübersehbare Kalender-, Zeitschriften- und Broschürenliteratur.

2. Nach dieser mehr äußerlichen Betrachtung der Periode wollen wir nun auch die Einflüsse kennen lernen, welche den Geist ihrer Dichtung erzeugen halfen und die verschiedenen Mittelpunkte bildeten, um die sich die einzelnen Dichter zu Gruppen scharten. Obgleich diese Periode erst einen Zeitraum von 72 Jahren umfaßt, so ist sie doch reich an Ereignissen, die tief eingriffen in das Denken und Fühlen, Streben und Kämpfen des deutschen Volkes. Welch ein Gewoge von allerlei neuen Ideen philosophischer, kirchlicher, politischer oder sozialer Art zeigte sich in ihr bis heute! Wie gärte und schaffte es da in den Köpfen und Herzen! Welch ein Kämpfen der Gegensätze spielte sich deshalb in ihr ab, ein Kämpfen der verschiedenen Interessen und Ansprüche von Völkern und Fürsten, von Kirche und Staat, von Adel und Bürgertum, von Kapital und Arbeit, von Klerus und Laien! Und alles dieses war von mächtigem Einfluß auf die Literatur überhaupt wie auf die Poesie insbesondere. Fast in keiner der früheren Perioden war die Poesie so sehr von äußeren Verhältnissen abhängig wie in dieser, fast nie glich sie so sehr der Äolsharfe, die von jedem Luftzuge Kunde gibt, oder gar der Wetterfahne, die sich unter Stürmen knarrend dreht. An übeln Disharmonien ist in der Dichtung der letzten sieben Jahrzehnte wahrlich kein Mangel gewesen. Aber auch die reinen Klänge echter Poesie haben nicht gefehlt. Daß sie einst wieder die Oberhand gewinnen, diese Hoffnung darf man gerade aus dem demokratischen Charakter der letzten Literaturperiode schöpfen. Gerade er erleichtert es der Dichtkunst, allmählich immer engere Fühlung mit dem gesunden Kern des deutschen Volkes zu gewinnen. Und wenn es einmal wieder zu einer Blütezeit deutscher Dichtkunst kommt, dann werden ihre besten Gaben nicht mehr vornehmlich Sondergut der Kleriker oder Ritter, der Meister oder Gelehrten, der Dichter oder klassisch Gebildeten sein können, sondern Gesamtgut eines großen und einigen christlich-deutschen Volkes sein müssen. Bis dahin freilich ist es, trotz einiger Besserungsanzeichen der allerjüngsten Zeit, noch eine weite Strecke. Vorerst stehen wir noch mitten in einer widerspruchsvollen Übergangszeit, und noch sind alle die schlimmen Einflüsse lebendig, die den Niedergang der deutschen Literatur seit 1832 verschuldet haben.

3. Vor allem ist hier der Einfluß jener falschen Philosophie zu nennen, welche durch Kant begründet, durch Fichte, Schelling und

Digitized by Google

Hegel weiter entwickelt und durch ihre Schüler, besonders aber auch durch Feuerbach, Schopenhauer und Nietzsche zu den letzten Konsequenzen durchgeführt wurde. Diese Männer fanden außerordentlichen Anhang unter den Gelehrten und Studierenden und weiterhin unter den Gebildeten, besonders im Norden Deutschlands. Es lief aber diese Philosophie auf die Selbstvergötterung des Menschen hinaus. Die entschiedene Lossagung von allem Christentum, ja von jeder Offenbarung und selbst von einem persönlichen Gotte wurde durch sie als der Weg zur Wahrheit gepredigt. Die Herzensgedanken dieser Philosophen spricht Heine in seiner Weise so aus: „Unsere Brust ist voll von entsetzlichem Mitleid; es ist der alte Jehovah selber, der sich zum Tode bereitet. . . . Hört ihr das Glöckchen klingeln? Kniet nieder — man bringt die Sakramente einem sterbenden Gotte." Derselbe Heine hat es uns verraten, zu welch unbändigem Stolze solche falsche Philosophie hinleitete, indem er schreibt: „Ich war nie abstrakter Denker, und ich nahm die Synthese der Hegelschen Lehre ungeprüft an, da ihre Folgerungen meiner Eitelkeit schmeichelten. Ich war jung und stolz, und es tat meinem Hochmut wohl, als ich von Hegel erfuhr, daß nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel residiert, sondern ich selbst hier auf Erden der liebe Gott sei. . . . War ich doch selber jetzt das lebende Gesetz der Moral und der Quell alles Rechtes und aller Befugnis. Ich war die Ursittlichkeit, ich war unsündbar, ich war die eingefleischte Reinheit." Aber Heine war nicht der einzige Dichter, der solches Gift einsog; noch viele andere taten es und lebten und schrieben in diesem Geiste, wenn sie auch nicht alle so frivol wie Heine waren.

4. Ein anderes wichtiges Moment für die Entwicklung der Poesie in dieser Periode war die politisch-freisinnige Strömung, die sich schon in den zwanziger Jahren bemerklich machte, mit der Zeit aber höher anschwoll, besonders als 1830 die sog. Julirevolution in Paris ausbrach. Wurde sie zeitweise auch wieder mit unerbittlicher und ungerechter Strenge unterdrückt (vgl. das Leben des großen Görres, der Dichter Heinrich Laube, Fritz Reuter ꝛc.), so versiegte sie vielleicht gerade deshalb doch nicht völlig, sondern brach in den vierziger Jahren wieder aufs neue und verstärkt hervor und gipfelte zuletzt in den vielerlei Putschen der Jahre 1848 und 1849, besonders in der badischen Revolution des Jahres 1849. Eine der am meisten berechtigten Ideen war die der Einheit des deutschen Vaterlandes und darum auch die der Reform der Bundesverfassung. Insbesondere hat jene sich in vielen herrlichen Liedern ausgesprochen. Auch die meisten andern Ideen mögen zeitgemäß und darum des vielfachen Sanges, der ihnen galt, würdig gewesen sein; aber die Mittel, zu denen so manche vom Freiheitsrausche ergriffene Sänger das Volk aufeuerten, um die Fürsten und Regierungen zum Nachgeben zu bewegen oder schließlich jene Ideen aus eigener Machtvollkommenheit zu verwirklichen, waren revolutionär

Digitized by Google

und darum verwerflich. Leider waren diese revolutionären Lieder nicht wirkungslos, sie halfen wenigstens mit, das Volk aufzuregen und zu jenen unglückseligen Putschen fortzureißen.

Daß auch die oben charakterisierte falsche Philosophie den revolutionären Geist miterzeugen half, ist sonnenklar. Denn jene Philosophie ist ihrem ganzen Wesen nach revolutionär. Heine hat auch dies zuerst ausgeplaudert: „Die deutsche Philosophie ist eine wichtige, das ganze Menschengeschlecht betreffende Angelegenheit, und erst die spätesten Enkel werden darüber entscheiden können, ob wir dafür zu tadeln oder zu loben sind, daß wir erst unsere Philosophie und hernach unsere Revolution ausarbeiteten. . . . Das Christentum hat jene brutale germanische Kampflust einigermaßen besänftigt, konnte sie jedoch nicht zerstören; und wenn einst der zähmende Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann rasselt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unsinnige Berserkerwut, wovon die nordischen Dichter so viel singen und sagen. Jener Talisman ist morsch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zusammenbricht. . . . Lächelt nicht über den Phantasten, der im Reich der Erscheinungen dieselbe Revolution erwartet, die im Gebiete des Geistes stattgefunden. Der Gedanke geht der Tat voraus wie der Blitz dem Donner. Der deutsche Donner ist freilich auch ein deutscher und kommt etwas langsam herangerollt; aber kommen wird er. . . . Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte."

5. Daß die christlichen Kirchen zu solchem revolutionären Gebaren und Treiben nicht den Segen sprechen konnten, daß vielmehr ihre Vertreter — die Geistlichen — die Fahne des jeder (selbst der mißliebigen) Obrigkeit schuldigen Gehorsams hochhielten, verstand sich von selbst. Dafür lud aber auch der Klerus den Haß der Stürmer auf sich, er wurde als „schwarze Polizei" beim Volke denunziert, und der politische Sang richtete sich ebenso gegen Altar wie Thron. Hiergegen scharten sich um die Fahne der von Christus gewollten Ordnung gleichfalls Schriftsteller, darunter Dichter, welche begeistert warnten vor falscher Freiheit, falscher Aufklärung, falschem Fortschritte. Zumal traten solche christliche Schriftsteller in immer größerer Anzahl seit 1848 und 1849 auf, nachdem die Revolution fast durch alle deutschen Gaue die Runde gemacht und Tausende von Verblendeten ins Unglück gestürzt hatte, andern Tausenden aus den einflußreichen Kreisen und Ständen aber klar geworden war, daß man mit den Grundsätzen Fichtes und Hegels die Völker nicht regieren könne.

6. Auch die Kriege der Jahre 1866 und 1870 müssen hier erwähnt werden; denn sie haben eine Menge patriotischer Gesänge hervorgerufen, jener mehr spezifisch preußische, dieser allgemein deutsche. Freilich sind die meisten dieser patriotischen Ergüsse ohne poetischen Gehalt; es waren fliegende Blätter, die der Luftstrom der Zeit bald hinwegführte; allein auch echte Dichter holten die Leier hervor und sangen wie begeisterte Jünglinge, so Freiligrath, Geibel, Redwitz. — Dagegen mehren sich neuestens mit dem wachsenden nationalen Selbstbewußtsein diejenigen Werke, in denen ein freudiges Bekenntnis zum Deutschtum im allgemeinen und zu deutscher

Digitized by Google

Stammeseigenart im besondern zum Ausdruck kommt. Hier hat der Einfluß des Musikdramatikers Richard Wagner und seine Neubelebung der mittelalterlichen nationalen Dichtungsstoffe eine im ganzen segensreiche Wirkung geübt. Mit der Selbstbesinnung auf die deutsche Art verbindet sich naturnotwendig ein stärkeres Hervortreten der christlichen Ideen, welche mit dem Volkscharakter aufs innigste vereinigt sind.

7. Ferner müssen wir noch von dem Einflusse berichten, den leider der sog. „Kulturkampf", welcher seit 1871 gegen die römisch-katholische Kirche geführt wurde, auf die Literatur ausübte. Kaum war nämlich unter dem Beifall der deutschen Fürsten und Völker das deutsche Kaiserreich wiederhergestellt, so gelang es einer mächtigen Partei, besonders mit Berufung auf die Beschlüsse des Vatikanischen Konzils, Mißtrauen gegen die katholische Kirche, gegen ihren Klerus und ihre gläubigen Anhänger ringsum im Vaterlande zu verbreiten und dadurch einen Kampf hervorzurufen, der die deutsche Nation bis ins Innerste aufregte und zerklüftete, so daß das Ausland eine helle Schadenfreude daran haben konnte. Dieser Kampf, der in mancher Hinsicht sein Ende erreicht hat, spielte sich leider nicht bloß in den Parlamenten und Gerichtsstuben, in Volksversammlungen und Tagesblättern ab, sondern ward auch in der poetischen Literatur reichlich ausgebeutet. Eine große Menge von Dichterlingen, Lyrikern, Romanschriftstellern und Novellisten benutzte mit wahrer Gier diese Gelegenheit, auf so leichte Weise sich Ruhm zu verschaffen; aber, was am meisten zu bedauern ist, selbst Männer wie Hoffmann von Fallersleben, Geibel, Gottschall, Rosegger, Wildenbruch u. a. konnten sich's nicht versagen, mit in den Chorus einzustimmen [1].

8. Endlich noch ein Wort von der sog. „Poesie des Sozialismus", welche in der Neuzeit emporschoß, ein bedeutsames Zeichen der Zeit. Durch die Erfindung der Maschine wurde Tausenden die bisherige Erwerbsquelle abgeschnitten, während zugleich der von keinen sittlichen Bedenken mehr gehemmte Egoismus vieler Arbeitgeber und die zügellos wachsende

---

[1] In der „Deutschen Dichterhalle" veröffentlichte Hoffmann von F. unter dem Titel „Viel Feind', viel Ehr'" ein Lied, das, was seinen Reim betrifft, fast ganz von den Worten „Pfaffen, Waffen" lebt. Und unter dem Titel „Gegen Rom! Zeitstimmen deutscher Dichter" sammelte Ernst Scherenberg über hundert „Lieder und Liedlein" von 71 verschiedenen Dichtern. Darin wird die katholische Kirche „ein morsches Kirchenschiff, Lügenbau, Strafgaleere, buhlende Hetäre", — der Papst „eitler Pfaff, Götze schnödester Art, Vizegott, Sklavenmeister, der Hölle Meister, Antichrist" usw. genannt. Bischöfe und Priester werden als „lügnerische Pfaffen, Empörer, Betrüger, schwarzgefleckte Brut, Unken- und Krötengeschlecht, falsches Viperngezücht, schwarze Bande, Geschmeiß, Heuchlertum", und die ihnen anhängenden Katholiken als „Heuchler, Gewürm, das finstere Heer, Ruchlose, Heuchlerbrut, schwarzer Troß der Lügengeister, lügenspinnende Verräter" usw. aufgeführt.

Digitized by Google

Genußsucht breiter Volksmassen eine steigende Verschärfung der Klassengegensätze hervorriefen. Aus dieser sozialen Frage, die nur durch eine allseitige Rückkehr zu christlicher Lebensauffassung gelöst werden kann, erwuchsen die verführerischen Utopien des Sozialismus. Darunter versteht man jenes kühne, abenteuerliche Lehrsystem, welches auf die einfachste und radikalste Weise aller Not, besonders allen Nahrungssorgen abzuhelfen verspricht, eine Zukunft voll Ordnung und Gerechtigkeit in Aussicht stellt und darum sich als Ideal einen Volksstaat denkt, in welchem allen die gleichen Rechte und die gleichen Lasten zugemessen sind.

Daß beim Aufbau eines solchen Volksstaates alle bisherigen staatlichen, kirchlichen und sozialen Einrichtungen geradezu auf den Kopf gestellt, d. h. ausgerottet werden müßten, das liegt auf der Hand und wird auch von den Aposteln dieser Lehre offen eingestanden. Mit Recht bekreuzen sich darum vor diesem Arbeiter-Evangelium nicht bloß alle Mächtigen und Besitzenden dieser Welt, sondern auch alle gläubigen Anhänger des armen Erlösers, der wohl mit mächtigen Worten den Reichen zugerufen hat: „Sammelt euch Schätze für das Himmelreich durch Barmherzigkeit gegen die Armen"; aber weit entfernt davon, solchen radikalen Umsturz des Bestehenden zu predigen und den Unterschied der Stände aufzuheben, sondern in die Zukunft blickend voraussagte: „Arme werdet ihr allzeit bei euch haben." Und so sehen sich denn die Sozialisten einer Opposition gegenüber, welche die Macht in Händen hat, und finden zur Verwirklichung ihrer utopischen Pläne zuletzt keinen andern Ausweg als den der blutigen Revolution. Um aber die Massen der Armen, der Arbeiter insbesondere, recht zu ermutigen, zu entflammen für diese schreckliche Art Selbsthilfe, um sie für diesen Kampf auf Leben und Tod zu erziehen, schildern sie deren irdisches Dasein als ein ganz verzweifelt trauriges, dem der Tod vorzuziehen wäre, wenn ihm nicht Hilfe käme. Sie werfen alle Hoffnung auf das Jenseits über Bord, spotten über die Vertröstung auf ewige Vergeltung, rufen höhnisch den Lehrmeistern des Unglaubens und ihren Beschützern zu: „Ihr habt den Armen den Himmel genommen; gut, nun müßt ihr mit ihnen die Erde teilen"; sie stellen an die Spitze ihres Katechismus, dessen erste Frage nach dem Ziel und Ende des Menschen beantwortend, den Spruch: „Macht euch das Leben gut und schön, kein Jenseits gibt's, kein Auferstehn."

Es haben sich aber weder Lassalle[1] noch seine geistig begabten, rede- und schreibgewandten Schüler damit begnügt, ihr „Evangelium zur Erlösung der armen Arbeiter" durch feurige Prosaschriften zu verbreiten und so ihm unter allen Ständen Anhänger zu verschaffen, sondern sie erkannten recht gut, daß die Poesie eine zauberische Kraft habe, um auf die Herzen und Gemüter zu wirken; darum griffen sie nach ihr, um mittelst derselben wie mit einer Posaune die Arbeiter aus ihrem „Schlafe" wachzurufen zum Gerichte über die Herrschenden, Adligen, Besitzenden, Priester

[1] Ferdinand Lassalle (geb. 1825 in Breslau als der Sohn eines wohlhabenden jüdischen Kaufmanns, studierte die Rechte, starb nach einem äußerst bewegten Leben, reich an politischer und literarischer Tätigkeit, infolge eines Pistolenduells in der Nähe von Genf am 31. August 1864) ist der von seiner Partei hochverehrte Vater des deutschen Sozialismus.

Digitized by Google

und alle ihre Gegner. Selbstverständlich wird man von diesen Dichtern statt der christlichen Hymnen des Gottvertrauens, der Geduld, der Genügsamkeit und Selbstverleugnung nur Klagegesänge über tiefe Unterdrückung, grenzenloses Elend, sowie Dithyramben des Hasses gegen die jetzige Weltordnung, gegen Thron, Besitz, Altar, wild begeisterte Aufrufe zur Selbsthilfe erwarten dürfen. Die Zahl dieser sozialistischen Dichter ist zu gering und ihre dichterische Begabung zu unbedeutend, als daß sie im folgenden zu einer eigenen Gruppe zusammengefaßt werden könnten. Wohl aber finden sich sozialistische Anklänge bei einer beträchtlichen Anzahl bekannter neuerer Dichter. So bei älteren, wie Büchner, Heine („Wintermärchen", „Die Weber") und Herwegh, dem Dichter der „Arbeitermarseillaise"; bei jüngeren, wie Gerhart Hauptmann („Die Weber"), Henckell, Kretzer u. a.

Die rein sozialistischen Dichter dagegen, wie Leopold Jacoby, Hasenclever, Geib u. a. sind rasch der Vergessenheit anheimgefallen, trotz aller ihrer wilden Lieder. Auch Lassalle selbst verdankt sein bleibendes Gedächtnis am allerwenigsten seinen sozialistischen Dichtungen. Immerhin mag hier eine Probe aus seinem Drama „Sickingen" zur Veranschaulichung dafür dienen, wie diese Tendenzdichter die Revolution verherrlichten. Im genannten Drama fordert Ulrich von Hutten also zum Kampf gegen den Kaiser auf:

Ein Schwert, geschwungen für die Freiheit, ist
Das fleischgeword'ne Wort, von dem ihr predigt,
Der Gott, der in der Wirklichkeit geboren.
Das Christentum, es ward durchs Schwert verbreitet,
Durchs Schwert hat Deutschland jener Karl getauft,
Den wir noch heut' den Großen staunend nennen.
Es ward durchs Schwert das Heidentum gestürzt,
Durchs Schwert befreit des Welterlösers Grab,
Durchs Schwert aus Rom Tarquinius vertrieben,
Durchs Schwert von Hellas Xerxes heimgepeitscht,
Und Wissenschaft und Künste uns geboren.
Durchs Schwert schlug David, Simson, Gideon!
So vor- wie seitdem ward durchs Schwert vollendet
Das Herrliche, das die Geschichte sah,
Und alles Große, was sich jemals wird vollbringen,
Dem Schwert zuletzt verdankt es sein Gelingen!

Ganz ähnliche revolutionäre Klänge wie bei den Sozialisten finden sich in der Dichtung von „Jung-Deutschland" und bei den politischen Dichtern der vierziger Jahre. Man vergleiche Freiligraths Ruf aus dem Jahre 1848:

Ach, lange schon verlernten wir Kniefall und Gebet,
Der Mann ist uns der beste, der grad und aufrecht steht!
Die Hand ist uns die liebste, die Schwert und Lanze schwingt!
Der Mund ist uns der frömmste, der Schlachtgesänge singt!

Digitized by Google

Wozu noch bittend winseln? Ihr Männer, ins Gewehr —
Heut' ballt man nur die Hände, man faltet sie nicht mehr!
Es ist das Händefalten ein abgenutzt Geschäft —
Die Linke an die Scheide, die Rechte an das Heft!
Die Linke an die Gurgel dem Sklaven und dem Schuft,
Die Rechte mit der Klinge ausholend in der Luft!

Schließlich darf nicht vergessen werden, daß vielfach auch da, wo keine sozialistischen Tendenzen obwalten, doch die Schilderung sozialer Zustände und Mißstände ein wichtiger und beliebter Gegenstand geworden ist. Die Lebensfragen und Lebensnöte der verschiedenen Gesellschaftsklassen, der höheren wie der niederen, der städtischen wie der ländlichen, spielen in der neuesten Erzählungs- und Bühnenliteratur eine bedeutsame Rolle. Wenn hierbei vielfach eine ungesunde Vorliebe für die krassesten und widerlichsten Ausnahmserscheinungen sich geltend machte, so waren daran besonders ausländische „naturalistische“[1] Muster schuld, wie der französische Romanschreiber Zola und der norwegische Bühnendichter Ibsen.

9. Sehr mächtig und nachhaltig zeigt sich auch der Einfluß der modernen Naturwissenschaft auf die neueste deutsche Dichtung. Eine Anzahl junger, zum Teil begabter Dichter bestrebt sich, den Grundsätzen der ungläubigen Wissenschaft folgend, den Menschen nur als ein höher organisiertes Tier darzustellen und mit Vorliebe der niedern Triebe zu behandeln. Sodann übertragen sie die Theorie des englischen Naturforschers Darwin von der Vererbung körperlicher und geistiger Eigenschaften in die Poesie und schildern den Menschen als lediglich unter dem Gesetze der Vererbung stehend. Der Wüstling findet für seine Ausschweifungen Entschuldigung darin, daß er den sündigen Trieb ererbt habe, also ihm folgen müsse. Damit hört natürlich die Willensfreiheit auf, der Mensch wird ein reines Naturwesen. Diese Richtung vertritt das sog. jüngste Deutschland. Glücklicherweise tritt aber in allerjüngster Zeit ein rasches Abwirtschaften dieser ungesunden und vielfach nur von einer befreundeten Journalistik künstlich in die Höhe gelobten Richtung zu Tage.

10. Nachdem wir nun die verschiedenen neuen Einflüsse, die sich in der Poesie geltend machten, kennen gelernt haben, ist noch die Frage zu beantworten: Was für einen künstlerischen Wert hat im großen und ganzen die Dichtung dieser Periode? Und da müssen wir denn bekennen, daß „die Poesie der neueren Zeit weit hinter den großartigen Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts zurücksteht“ (Kurz), und daß auch aus noch andern

[1] Unter Naturalismus versteht man das Prinzip getreuester Naturnachahmung, dessen vollkommene Durchführung jedoch niemals zu einem Kunstwerk, sondern zu einer überflüssigen Wiederholung der Natur führen würde. Tatsächlich ist diese mißverständliche Forderung meist nur ein Vorwand gewesen für die Wiedergabe gemeinsinnlicher, und gerade deshalb den Lesepöbel reizender Gegenstände. Siehe auch Abschnitt 9.

Digitized by Google

Gründen die achte Periode keineswegs als ebenbürtig der vorigen zur Seite gestellt werden kann. Denn sie hat zum *ersten* kaum einen Dichter aufzuweisen, der weitgreifenden und bleibenden Erfolg gewinnen, der auf den Entwicklungsgang der Poesie besondern Einfluß üben konnte. Von Männern wie Goethe, Schiller, Lessing ꝛc. wollen wir ganz absehen, aber selbst Männer von dem Einflusse eines Uhland usw. fehlen fast gänzlich. Der einzige, Heine, diente freilich einer großen Reihe von Dichtern bis in die neueste Zeit als Vorbild; doch nicht sowohl sein besseres Wesen, sondern seine schlimmen Manieren eigneten sie sich an. *Ferner* merkt man deutlich, daß auch die besseren Dichter dieser Periode mehr nur Epigonen (Nachgeborne) der großen Klassiker sind, die also vom geistigen Erbe derselben zehren. *Drittens* herrschte in dieser Periode von der Julirevolution an eine äußerst bedenkliche Abhängigkeit der Dichter von den fremden Literaturen, namentlich der französischen. „Trotz allem Geschrei von deutscher Kunst und Wissenschaft wurde die französische Literatur bis in ihre gemeinsten Verirrungen durch Übersetzungen nach Deutschland verschleppt und von zahllosen Schriftstellern auch nachgeahmt" (Kurz). *Endlich* hat diese Periode nicht bloß entsetzlich viel Schund zu Tage gefördert, sondern es bestand in ihr hinsichtlich der Kritik fast Anarchie. Kaum übertrieben sind die Klagen Menzels: „Eine zahlreiche Klasse von Proletariern der Presse glaubt nicht nur berechtigt zu sein, ganz nach Belieben schreiben und drucken zu lassen, sondern wird von den Verlegern zur poetischen Fabrikarbeit förmlich gedungen. Ein Kriterium des guten Geschmacks gibt es nicht mehr. Reiche Verleger und Lob-Assekuranzgesellschaften unter den Literaten selbst oder das politische und kirchliche Parteiinteresse diktieren das öffentliche Urteil. Nie zuvor ist daher so viel Schlechtes angepriesen und verbreitet, so viel Gutes verachtet und unterdrückt worden."

11. Übrigens wollen wir ob der Mängel nicht das Gute der Periode vergessen. Wenn auch Hunderte von Unberufenen schriftstellerten und „schmierten, wie man Stiefel schmiert", so begegnet uns doch eine solche Fülle von *poetischen Talenten zweiten Ranges*, wie sie seit den Zeiten des Minnesanges nicht mehr erschienen ist. Ebendarum ist die Periode auch reich an wenn nicht gerade vorzüglichen, doch immerhin guten, Genuß bietenden Dichtungen. Während ferner die *Formvollendung* früher nur bei verhältnismäßig wenigen Dichtern zu finden war, so ist sie jetzt mehr ein Gemeingut der Dichter geworden, und die *Sprache* der Poesie steht im allgemeinen noch auf der Höhe der vorigen Periode. Ferner kamen viele *neue Stoffe und neue Ideen* in die Dichtung, was zum Teil aus einem andern der Periode zum Vorteil gereichenden Umstande sich erklärt, daß nämlich in dieser Periode mehr als je *alle Gaue* des Vaterlandes ihre Dichter stellten und so das Stammeseigentum zu allgemeinem Besitze machten. Und so können wir wohl sagen: Diese

Digitized by Google

Periode mit ihren poetischen Erzeugnissen gleicht einer Tafel, die überreich und in fabelhafter Mannigfaltigkeit mit Speisen besetzt ist; weitaus die meisten derselben sind ganz gewöhnlich und sehr viele tendenzverpfeffert; aber immerhin bleibt eine reiche Fülle von sehr appetitlichen, fein bereiteten Gerichten übrig.

§ 99. Überblick mit Bezug auf die einzelnen Dichtungsarten.

1. Von der ungeheuern Zahl der Dichter und Dichtungen dieser Periode wurde schon gesprochen. Wiewohl weitaus die große Mehrheit der letzteren Kunstdichtungen waren, so wurde doch auch die Volkspoesie gepflegt, am besten durch Hoffmann von Fallersleben, am meisten von den Dialektdichtern. Denn gerade die mundartliche Poesie blühte in dieser Periode so auf, wie es seit Opitz nicht mehr der Fall war. Meister darin waren besonders Fritz Reuter und F. W. Grimme* (Plattdeutsch), Franz Stelzhammer* (Oberösterreichisch), Karl Stieler* (Oberbayrisch), Franz von Kobell* (Pfälzisch und Oberbayrisch), Karl von Holtei* (Schlesisch) und Nadler („Fröhlich Palz, Gott erhalt's").

2. Wie stand es mit der Epik in dieser Periode? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir die einzelnen epischen Unterarten ins Auge fassen, also zuerst die vornehmste und schwierigste Art der Epik — das Epos. Es trat dasselbe in der ersten Hälfte dieses Zeitraumes nur schüchtern, vereinzelt auf. Erst gegen Ende der vierziger Jahre erwachte mehr und mehr die Lust zur Eposdichtung, und es verdient alle Anerkennung, daß gerade die neueren Dichter sich je länger je mehr bemühen, kunstgemäße Gebilde dieser Art zu schaffen. Allerdings blieb im allgemeinen der Erfolg hinter dem guten Streben zurück, da fast alle Epen zu subjektiv gehalten, also lyrisch-epische Gedichte sind. Durchschnittlich sind sie arm an Handlung, um so reicher an lyrischen Ergüssen oder auch an Schilderungen, welche die Einheit des Ganzen stören. — Was ferner die Stoffe betrifft, die in den Epen behandelt wurden, so sind sie äußerst mannigfaltig. Sehr viele Dichter wählten geschichtliche Stoffe, wiewohl die künstlerische Verarbeitung derselben zu Epen sehr schwierig ist: so Robert Hamerling* („Der König von Sion"), Hermann Lingg* („Die Völkerwanderung"), Otto Roquette („Der Tag von St Jakob"), Chr. F. Scherenberg („Waterloo"), Adolf Friedrich Graf von Schack („Die Plejaden"), Fr. W. Weber* („Dreizehnlinden"), Wilhelm Hertz („Heinrich von Schwaben"), Marie E. delle Grazie („Robespierre") usw. Andere dichteten romantische oder sagenhafte oder Legenden-Epen (letztere vorwiegend mit alttestamentlichen Stoffen), wie Gottfried Kinkel („Otto der Schütz"), Julius Mosen („Das Lied vom Ritter Wahn"), Wilhelm Jordan („Nibelungen"), Rudolf Baumbach (die Alpensage

Digitized by Google

„Zlatorog"), Oskar von Redwitz* („Amaranth"), Joſ. Viktor von Scheffel* („Der Trompeter von Säckingen"), Karl Simrock* („Wieland der Schmied"), Ludwig Brill* („Der Singſchwan"), der vorhin genannte Hamerling* („Ahasver"), Fr. Wilh. Helle* („Jeſus Meſſias"), E. Hlatky* („Weltenmorgen"), Eduard Eggert* („Der letzte Prophet"), Karl Spitteler („Olympiſcher Frühling"), Heinrich Hart („Lied der Menſchheit") u. a. Im komiſchen Epos wurde wenig geleiſtet, eher noch im ſatiriſchen, entſprechend der geiſtigen Kampfesſtimmung; ſo von Heinrich Heine, Sebaſtian Brunner*, Robert Hamerling* („Homunculus"), Wilhelm Buſch u. a. Erfreulicher muten die Leiſtungen im idylliſchen Epos an, zumal von den Dialektdichtern Klaus Groth und Fritz Reuter (in Plattdeutſch). Das ſchönſte idylliſche Epos in Hochdeutſch iſt Hebbels „Mutter und Kind", ein Gedicht in ſieben Geſängen.

3. Die kleineren epiſchen Dichtungsarten (Ballade, Romanze u. dgl.) ſind, mit Ausnahme der Legende, gar fleißig und mit viel Glück gepflegt worden. Beſonders zeichneten ſich aus Annette von Droſte-Hülshoff*, K. E. Ebert*, Theodor Fontane, Emanuel Geibel, Klaus Groth, Anaſtaſius Grün*, Friedrich Hebbel, Heinrich Heine, Karl von Holtei*, Hans Hopfen, Alex. Kaufmann*, Kobell*, H. Lingg*, Wolfg. Müller*, Guſt. Pfizer, Ad. Pichler*, Simrock*, die Gebrüder Stöber, Graf M. Strachwitz, Jul. Sturm, Heinrich Vierordt, von Wurzbach-Tannenberg*, Fr. W. Weber*, Auguſt Becker*, Ferdinande von Brackel*.

4. Auch größere metriſche Märchen beſitzt die Periode, die ſchönſten von O. Roquette („Waldmeiſters Brautfahrt"), Guſt. zu Putlitz („Was ſich der Wald erzählt") und von der Dichterin Emilie Ringseis* (das Märchenſpiel „Die Getreue"); kleinere Märchen in Verſen und in Proſa ſchufen namentlich Ludwig Bechſtein, Wilh. Hauff, Aug. Kopiſch, Graf Pocci*.

5. Nichts beherrſchte und beherrſcht in dieſer Periode (zumal in der zweiten Hälfte) ſo ſehr den Büchermarkt als die Literatur der epiſchen Proſadichtungen: die Romane, Novellen und ſog. Dorfgeſchichten. In der neueſten Zeit hat ſich dies in ganz unnatürlicher Weiſe geſteigert. Die Erzeugniſſe dieſer Art ſind ſo maſſenhaft, daß wir nicht einmal an das trockene Aufzählen der noch einigermaßen leidlich geſchriebenen denken können, viel weniger an eine Kritik derſelben. Wir müſſen uns begnügen, die hervorragendſten Proſadichter hier alphabetiſch aufzuführen, nämlich: Willib. Alexis, Bertold Auerbach, Ferdinande von Brackel*, Felix Dahn, J. V. Diel*, Georg Ebers, Marie von Ebner-Eſchenbach, Theodor Fontane, Luiſe von François, Guſtav Freniſſen, Guſtav Freytag, Friedrich Gerſtäcker, Jeremias Gott-

Digitized by Google

helf, Karl Gützkow, Friedrich W. Hackländer, Gräfin Hahn-Hahn*, Enrica von Handel-Mazzetti*, Heinrich Hansjakob*, Moritz Hartmann, Wilhelm Hauff, M. Herbert*, Paul Heyse, Hans Hoffmann, Ricarda Huch, Wilhelm Jensen, Gottfried Keller, Paul Keller*, Heinrich König, Max Kretzer, Timm Kröger, Ferdinand Kürnberger*, Isolde Kurz, August Lewald*, Otto Ludwig, Emil Marriot*, Konrad Ferd. Meyer, Melchior Meyr, Franz Alfr. Muth*, Adolf Pichler*, Wilhelm von Polenz, Wilhelm Raabe, Oskar von Redwitz*, Wilhelm H. Riehl, Otto Roquette, Petri K. Rosegger*, Ferdinand von Saar, Otto von Schaching*, Jos. Viktor von Scheffel*, Levin Schücking*, Charles Sealsfield*, Heinrich Seidel, Heinrich Sohnrey, Friedrich Spielhagen, Joseph Spillmann*, Adalbert Stifter*, Alban Stolz*, Theodor Storm, Hermann Sudermann, Friedrich Th. Vischer, Wilhelm Weigand, Adolf Wilbrandt, Karl Th. Zingeler* und endlich die Jugendschriftsteller Isabella Braun*, Franz Hoffmann, Marie Nathusius, Christoph von Schmid*, Ottilie Wildermuth.

6. Was die Lyrik betrifft, so ist das Uhlandsche „Singe, wem Gesang gegeben" eifrig befolgt worden; leider aber haben viele Unberufene gemeint, auch ihnen sei der Gesang gegeben, auch ihnen wohne „ein Gott in der Brust", während es lediglich Selbstüberschätzung war. Obgleich aber solcher an die Hunderte waren, besitzt diese Periode doch eine stattliche Schar echter Lyriker; nur muß beklagt werden, daß die neueste Zeit, die lebende Generation, wenig Geschmack mehr für die reine, echte Lyrik hat.

Ein trefflicher Lyriker unserer Zeit, Fr. A. Muth, spricht sich über die Ursachen dieser Zeitrichtung also aus: „So viele Bände lyrischer Gedichte auch jahraus, jahrein gleich Schwämmen nach warmem Mairegen aufschießen, so kann man doch kühn sagen, daß unsere Zeit im ganzen keine der Lyrik förderliche sei. Die besten Kräfte der Gegenwart haben sich deshalb sofort oder doch bald der Novelle zugewandt, die für kranke Mägen leichter zu verdauen ist. Um wahre, innige Lyrik hervorzubringen wie genießen zu können, müßte die Gegenwart weniger rasch und genußreich leben wollen, müßte sie mehr inniges Seelenleben fördern können. So jagen sich Lust und Not, so sind Häuser und Herzen mit Werktagstreiben überfüllt, die Zeit ist eine Zeit materieller Interessen. Das Qualmen der Schornsteine und das Rasseln der Räder drängt sich sogar immer mehr in die stillen, friedlichen Täler, wo sonst nur die Natur mit ihren unschuldreinen Schönheiten waltete. Selbst die Kinder können kaum mehr Märchen fassen, sie sind zu altklug geworden. Die Forderungen des Lebens bedingen teils schwere Arbeit und fördern teils die Genußsucht, die Flügelkinder der Poesie sind genötigt, in den Staub niederzusteigen. Hält man diese Tatsache fest, so ist einem die Flut von sozialen Novellen und Romanen für den vierten Stand wie die gleiche Masse pikantlüsterner Prosa-Erzeugnisse für hoch und nieder nur zu begreiflich. Berufsnovellisten, die den ‚Geist der Zeit' geldgierig erfassen, sind stets in Zunahme. Eine zweite Ursache,

Digitized by Google

ob der die Lyrik schweigen muß und die leichtere Novelle sich Bahn bricht, liegt im kriegerischen Leben und Streben unserer Tage. Die Welt ist ein großes Kriegslager, die Gemüter sind in steter politischer Aufregung, und ‚in des Tages Brand- und Kriegslärm muß das beste Lied verhallen'; darum drängen sich als Ersatz in den Zeitungen unter dem Strich, wie in Band und Broschüre, die politische Novelle und der Geschichtsroman auf und gedeihen wacker, so giftige Produkte es auch vielfach sind. Dazu kommt, damit das arme Volk nie die Ruhe finde, das endlose Parteigetriebe, das, früher politisch rege, jetzt leider die tiefste Wunde, den ärgsten Riß in Deutschland, die Glaubenstrennung, noch erweitert und den Kampf gegen alle noch christlichen Elemente in Staat, Gesellschaft, Schule und Familie führt. Wie eingreifend dieser Übelstand ist, beweist der Umstand, daß sogar Lyriker wie Geibel und Hoffmann v. F., letzterer unedel und gemein, ihr Talent dazu mißbrauchten. Da stirbt die Lyrik. Der giftige Haß gibt nur Höllenpoesie, Gott ist die Liebe."

7. Hervorragende Sänger weltlicher Lyrik aus dieser Periode sind: Hoffmann von Fallersleben, Johann G. Fischer, Ferdinand Freiligrath, Emanuel Geibel, Hermann von Gilm*, Friedrich W. Grimme*, Heinrich Heine, Georg Herwegh, Paul Heyse, Gottfried Keller, Nikolaus Lenau*, Karl von Leitner*, Heinrich Leuthold, Konrad Ferd. Meyer, Franz Alfr. Muth*, Betty Paoli*, Eduard Paulus, Jos. Viktor von Scheffel*, Theodor Storm, Friedrich W. Weber*, Joseph Chr. von Zedlitz*. — Ferdinand Avenarius, Rudolf Baumbach, Richard Dehmel, Franz Eichert*, Gustav Falke, Stephan George, Martin Greif*, Karl Henckell, Arno Holz, Laurenz Kiesgen*, Detlev von Liliencron, Hermann Lingg*, Adolf Pichler*, Anna Ritter, Christian Wagner, Wilhelm Weigand. Als die besten Sänger der Gottesminne nennen wir: Annette von Droste-Hülshoff*, Georg Fr. Daumer*, J. B. Diel*, Lebrecht Dreves*, Karl Gerock, M. Herbert*, Philipp Spitta, Julius Sturm, Cordula Wöhler*.

8. In der lehrhaften Dichtung stellen wir obenan die Prosa des Kalendermannes Alban Stolz*; Epigramme und größere didaktische Poesien dichteten in christlichem Sinn: Julius Hammer, Richard von Kralik*, Wilhelm Kreiten*, Johannes Schrott*, Albert M. Weiß*. Weltweisheit verschiedener Färbung prägten in Verse Friedrich Bodenstedt, Marie von Ebner-Eschenbach, Franz Grillparzer*, Friedrich Hebbel, Adolf Pichler*, Leopold Schefer.

9. Auch das Drama kam in dieser Periode nicht zu kurz. Aber trotz der außerordentlichen Fruchtbarkeit, die beinahe von Jahr zu Jahr zunahm, wurde für die Bühne verhältnismäßig wenig geleistet, so daß auf den Repertoirs derselben gar oft dem Ausland entlehnte Stücke als Lückenbüßer stehen. — Der genialste Dramatiker der Neuzeit ist unstreitig Franz Grillparzer*, gleich nach ihm kommt der originelle Friedrich

Digitized by Google

Hebbel; mit gleichfalls reichen Gaben für das ernste Drama, besonders die Tragödie, reihen sich ihnen Ludwig Anzengruber*, Arthur Fitger, Martin Greif*, Karl Gutzkow, Friedrich Halm*, Gerhart Hauptmann, L. Tepe van Heemstede*, Paul Heyse, Hugo von Hoffmannsthal, Richard von Kralik*, Heinrich Laube, Fritz Lienhard, Otto Ludwig, W. Molitor*, Hermann Sudermann, Richard Voß, Ernst von Wildenbruch an. An trefflichen Lustspieldichtern fehlt es der Periode gleichfalls nicht: Eduard von Bauernfeld*, Roderich Benedix, Otto Ernst, Gustav Freytag, Rudolf von Gottschall, Amalie Heiter*, Karl von Holtei*, Wilhelm Jordan, Gustav von Moser, Gustav zu Putlitz, Ferdinand Raimund*, Adolf Wilbrandt seien genannt.

Erste Gruppe.

§ 100. Das Junge Deutschland.

1. Wir kommen nun zu jener Gruppe von Dichtern, von denen wir in § 58, S. 267 sagten, daß sie Steine nach dem Gekreuzigten warfen, und die auf eine mehr zufällige Weise den Namen „Junges Deutschland" erhielten[1], denselben aber, als sie wegen ihrer Schriften von der Polizei verfolgt wurden, wie einen Ehrennamen sich selbst beilegten. Sie wollten durch ihre Poesie die Menschen zu Göttern und die Welt in ein Paradies voll Freude und Lust verwandeln; aber das in ihrer Dichtung gepredigte Evangelium war ebenso lügenhaft und verderblich wie das der Schlange im Paradies. Denn das Junge Deutschland wollte mit der ganzen bis dahin üblichen christlich-moralischen Lebensanschauung brechen, suchte alle von Christus dem sinnlichen Menschen angelegten Zügel (sogar die Ehe) mit Gewalt zu zerreißen, predigte den Sturm gegen Staat und Kirche, gegen das Gesetz Gottes und selbst die Ordnung der Natur, alles, um die „Wiedereinsetzung des Fleisches in seine alten Rechte" zu stande zu bringen. So sehr aber auch eine falsche Philosophie, welche die Vergötterung des lieben Ich (vgl. § 98) lehrte, und anderseits die Julirevolution (1830) das Erdreich der Geister und Herzen lockerten und für solchen Samen empfänglich machten: mit dem Umsturz der bestehenden sittlich-religiösen Ordnung wollte es zum größten Verdruß dieser poetischen Apostel und Menschheitsbeglücker doch nicht so rasch gehen. Was Wunder also, wenn sie in Haß und Zorn sich verzehrten, gellende Schreie bald voll ver-

[1] Einer dieser Männer, L. Wienbarg, hatte nämlich die Vorrede zu seinen „Ästhetischen Feldzügen" mit den Worten begonnen: „Dir, junges Deutschland, widme ich diese Reden, nicht dem alten."

Digitized by Google

bissenen Grolles, bald voll hämischer Ironie in ihren Dichtungen ausstießen, und wenn so eine Seelenstimmung oder vielmehr Seelenverstimmung in ihnen bleibend wurde, die man wohl auch als Weltschmerz[1] bezeichnet!

2. Die Chorführer des jungen Deutschland waren zwei äußerlich zum Christentum übergetretene, mit zündendem Witze reich begabte Juden: Börne und Heine. Sie waren unter sich, wenngleich auf ein Ziel lossteuernd, sehr verschieden. Börne stürmte mehr gegen die politische, Heine mehr gegen die religiös-sittliche Ordnung: Börne beherrschte der Religion gegenüber mehr seinen Witz; Heine, längst ein Sklave seines Witzes, stieß Lästerung auf Lästerung des Heiligen mit dämonischem Behagen aus. Börne war ein Charakter, ein entschiedener, geradsinniger Mann, dem es mit seinem Trauern und Schmerz um die politische Misere der Völker, wie er zu sagen pflegte, tief ernst war; ihm paßte das Wort als Motto: „So bin ich, und das denk' ich, und das will ich"; Heine war äußerst charakterschwach, ja eigentlich nur konsequent darin, keinen Charakter zu haben, und sein sog. Weltschmerz war nur ein geheuchelter, mit dem er vor der Welt kokettierte, war im Grunde nichts anderes als seine Unzufriedenheit mit sich selbst, die Qual des inneren Bewußtseins, das reiche Kapital seiner Anlagen zwecklos verbraucht zu haben. Börne endlich predigte zwar die Sinnlichkeit, aber er hielt sich doch für zu gut, in den Sumpf mitten hineinzuwaten und so der praktische Lehrmeister der Ausschweifung zu werden; Heine tat, was er lehrte, warf sich der vollen Sinnenlust ohne Scheu in die Arme und war stolz darauf, dies mit Grazie tun zu können. Wir wissen also, wen von diesen beiden wir als Menschen vorziehen müssen.

3. Ludwig (als Israelit Löb Baruch genannt) Börne (geb. 6. Mai 1786 zu Frankfurt a. M.) ließ sich, um eine bessere Stellung in der Gesellschaft zu finden, 1818 protestantisch taufen. Ihm schlug ein warmes, enthusiastisches Herz in der Brust; für Humor, Witz, Satire war er reich begabt, ebenso für Journalistik; er war ein Meister im Briefstil und ein glänzender Theaterkritiker. Sein Witz war treffend, bisweilen konnte er aber auch sehr liebenswürdig, gutlaunig sein. Er war nicht sowohl Dichter als Journalist, der in Zeitungen seine Grundsätze zu verbreiten suchte. Am meisten Aufsehen machten die mit bitterem Spott und Hohn gesättigten „Briefe aus Paris", deren Adresse an die deutsche Nation (er nannte sie einmal „ein Volk von Bedienten") gerichtet war. Er wollte dadurch in den Deutschen einen Nationalärger hervorrufen und diesen zum revolutionären Feuer anfachen. „Jetzt muß der Kampf losbrechen, jetzt muß Revolution gemacht werden", das ist der darin stets

[1] Vgl. § 102 die Anmerkung über Lord Byron.

Digitized by Google

wiederkehrende Refrain. Das Fehlschlagen seiner an diese „Briefe" geknüpften Revolutionshoffnungen erzeugte aber in ihm innere Verlassenheit, Unzufriedenheit und beißenden Sarkasmus. Am 12. Februar 1837 starb er in Paris.

4. Ein geborenes Dichtergenie, und zwar vorzüglich als Lyriker, war Heinrich Heine. Am 13. Dezember 1797 in Düsseldorf geboren, wurde er von seiner Mutter orthodox-jüdisch erzogen, obgleich sie Schülerin Rousseaus und große Verehrerin Goethes war. Da Düsseldorf, die Hauptstadt des Großherzogtums Kleve-Berg, französischen Charakter hatte, mag dies auf Heines Charakterentwicklung großen Einfluß gehabt haben (er bewunderte Napoleon, den er zweimal sah). Nach absolviertem Gymnasium ward er Bankierslehrling, lief aber davon. Das ihm vom reichen Onkel errichtete Kommissionsgeschäft brachte er nicht weiter; unter Beihilfe desselben Onkels studierte er dann in Bonn, Göttingen, Berlin die Rechte. Nach dem Examen und protestantischer Taufe widmete er sich ganz der Schriftstellerei, ließ sich seit 1831 in Paris nieder, wo er bis 1848 von der französischen Regierung einen ihn keineswegs ehrenden Jahresgehalt annahm, und heiratete hier eine „Freundin", die zwar keine höhere Bildung besaß, ihn aber in seinem langen, furchtbaren, mit großer Geduld ertragenen Leiden rührend treu verpflegte, bis er 17. Februar 1856 starb.

Er hatte alles über Bord geworfen, woran sonst der Mensch mit Liebe hängt, was ihm allein Stab und Stütze sein, ihm allein Frieden und wahre Freude bieten kann: Gott, Vaterland, Freundschaft, Sitte, und behielt nichts für sich als den sarkastischen Witz und einen durch die Sünde siechen Körper. „So zog er, der von Gott so hoch Begnadigte, mit dem Kainszeichen eines geistigen Selbstmörders auf der Stirn durch die Welt, nirgends Ruhe und wahre Freude findend" (Burckhardt). Seine haltlose Natur kann man nicht besser schildern als mit seinen eigenen Worten. „Es gibt Herzen", sagt er in den ‚Reisebildern', „worin Scherz und Ernst, Böses und Heiliges, Glut und Kälte sich so abenteuerlich verbinden, daß es schwer wird, darüber zu urteilen. Ein solches Herz schwamm in der Brust Mathildens; manchmal war es eine frierende Eisinsel, aus deren glattem Spiegelboden die sehnsüchtig glühendsten Palmenwälder hervorblühten; manchmal war es wieder ein enthusiastisch glühender Vulkan, der plötzlich von einer Schneelawine überschüttet wird." Übrigens stimmen wir gerne der Ansicht bei, daß, nach einigen seiner Gedichte zu schließen, Heine eine Zeit gehabt haben muß, in welcher eine fromme Liebe, ein heiliges Gefühl sein Herz erfüllte. Auch fand er in seiner „Matratzengruft" zu Paris wieder den Glauben an einen persönlichen Gott. Desgleichen wollen wir ihm auch darin Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er als Mann die zarteste Kindesliebe in seinem Herzen barg, wie uns die nachstehenden zwei Sonette beweisen. Aber es darf auch nicht verschwiegen werden, wie herzlos und unedel es von ihm war, gegen den langjährigen Kampfgenossen Börne die Schmähschrift „Ludwig Börne", und zwar drei Jahre nach dessen Tod, zu veröffentlichen. Sein frivoler Spott hat nichts verschont, was ihm in den Weg kam, keinen Menschen, keinen Gedanken, keine noch so heilige und ehrwürdige Einrichtung. Selbst die edleren Regungen in seiner eigenen Brust hat er so oft ins Lächerliche gezogen, daß man ihrer Aussprache nur noch mit Mühe glauben kann.

Digitized by Google

1.

Ich bin's gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen,
Mein Sinn ist auch ein bißchen starr und zähe;
Wenn selbst der König mir ins Antlitz sähe,
Ich würde nicht die Augen niederschlagen.

Doch, liebe Mutter, offen will ich's sagen:
Wie mächtig auch mein stolzer Mut sich blähe,
In deiner selig süßen, trauten Nähe
Ergreift mich oft ein demutvolles Zagen.

Ist es dein Geist, der heimlich mich bezwinget,
Dein hoher Geist, der alles kühn durchdringet
Und blitzend sich zum Himmelslichte schwinget?

Quält mich Erinnerung, daß ich verübet
So manche Tat, die dir das Herz betrübet,
Das schöne Herz, das mich so sehr geliebet?

2.

Im tollen Wahn hatt' ich dich einst verlassen,
Ich wollte gehn die ganze Welt zu Ende
Und wollte sehn, ob ich die Liebe fände,
Um liebevoll die Liebe zu umfassen.

Die Liebe suchte ich auf allen Gassen,
Vor jeder Türe streckt' ich aus die Hände
Und bettelte um g'ringe Liebesspende, —
Doch lachend gab man mir nur kaltes Hassen.

Und immer irrte ich nach Liebe, immer
Nach Liebe, doch die Liebe fand ich nimmer
Und kehrte um nach Hause, krank und trübe.

Doch da bist du entgegen mir gekommen,
Und ach! was da in deinem Aug' geschwommen,
Das war die süße, langgesuchte Liebe.

Nachdem schon die Veröffentlichung der „Harzreise" (überreich an witzigen Einfällen, in einer Sprache geschrieben, die eine Revolution für die deutsche Prosa bedeutet) Heine berühmt gemacht hatte, überraschte er die Freunde der Sangeskunst mit seinem „Buch der Lieder" (1827).

In diesen wie Silberglöcklein tönenden Liedern wählt Heine gern aus der Blumen- und Pflanzenwelt die Träger seiner Gefühle. Er weiß Blumen und Bäume überaus lieblich in Personen umzuschaffen, er taucht seine Seele in den Kelch der Lilie, daß sie klingend ein Minnelied haucht; es flüstern und sprechen die Blumen und schauen ihn mitleidig an; die Bäume schütteln mitleidig die Köpfe, weil sie ihn klagend im Walde umherirren sehen; oder getäuscht von den Menschen, sucht der Dichter ein Herz bei den Blumen. Überall reizende, zaubervoll belebte Bilder (Barthel). Zu

Digitized by Google

bedauern ist nur, daß nicht wenige Nummern in dem Buche sind, welche ein unschuldiges Herz ärgern oder anstößig gegen den Glauben sind. Hier ein paar der schönsten Lieder als Proben:

1.

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

2.

Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Ich schau' dich an, und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte,
So rein und schön und hold.

Nächst der Blumenwelt ist es die Märchenwelt, in welche der mit sich und der Welt zerfallene Dichter gerne flüchtet, um da im Verkehr mit Feen, Gnomen, Elfen ꝛc. sich zu vergessen, ein anderes Dasein zu träumen. In aller Mund ist ja seine „Loreley". — Dieselbe Vorliebe für die Blumen- und Märchenwelt zeigte er auch in seinen „Neuen Liedern" (1844), und wir finden auch unter diesen so unschuldige, süße und zarte Liedchen wie im „Buch der Lieder", z. B.:

Leise zieht durch mein Gemüt
Liebliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling hinaus ins Weite.

Kling hinaus bis an das Haus,
Wo die Veilchen sprießen.
Wenn du eine Rose schaust,
Sag', ich lass' sie grüßen.

Von den meisten Gedichten dieser Sammlung gilt aber leider Heines eigenes Geständnis: „Vergiftet sind meine Lieder, wie könnt' es anders sein?" In den freien Rhythmen der beiden „Nordsee"-zyklen eröffnete er der deutschen Poesie ein ganz neues Gebiet. Leider wird aber gerade die schönste dieser Dichtungen, die den Heiland verherrlichende Hymne „Frieden", durch einen höhnischen Nachsatz abscheulich entstellt. In andern Teilen wieder der „Nordsee"-zyklen spricht sich mitten unter der grandiosen Wiedergabe der Meeresstimmungen die tiefe Zerrissenheit des Dichterherzens erschütternd aus, so in dem ironisch endenden „Seegespenst". Als Probe diene

Sturm.

Es wütet der Sturm,
Und er peitscht die Wellen,
Und die Well'n, wutschäumend und bäumend,
Türmen sich auf, und es wogen lebendig
Die weißen Wasserberge,
Und das Schifflein erklimmt sie,
Hastig mühsam,
Und plötzlich stürzt es hinab
In schwarze, weitgähnende Flutabgründe.

O Meer! [genen!
Mutter der Schönheit, der Schaumentstie-
Großmutter der Liebe, schone meiner!
Schon flattert, leichenwitternd,
Die weiße, gespenstische Möwe,
Und wetzt an dem Mastbaum den Schnabel,
Und lechzt voll Freßbegier nach dem Herzen,
Das vom Ruhm deiner Tochter ertönt,
Und das dein Enkel, der kleine Schalk,
Zum Spielzeug erwählt.

Digitized by Google

Vergebens mein Bitten und Flehn!
Mein Rufen verhallt im tosenden Sturm,
Im Schlachtlärm der Winde.
Es braust und pfeift und prasselt und heult,
Wie ein Tollhaus von Tönen!
Und zwischendurch hör' ich vernehmbar
Lockende Harfenlaute,
Sehnsuchtwilden Gesang,
Seelenschmelzend und seelenzerreißend,
Und ich erkenne die Stimme.

Fern an schottischer Felsenküste,
Wo das graue Schlößlein hinausragt
Über die brandende See,
Dort, am hochgewölbten Fenster,
Steht eine schöne, kranke Frau,
Zartdurchsichtig und marmorblaß,
Und sie spielt die Harfe und singt,
Und der Wind durchwühlt ihre langen Locken,
Und trägt ihr dunkles Lied
Über das weite, stürmende Meer.

Noch manche der späteren Lieder Heines sind an Form und Schönheit unübertrefflich. Aber die „unglückliche Liebe" kehrt ermüdend oft wieder. Die Monotonie des „kranken Herzens" langweilt endlich. Die meisten späteren Gedichte verloren an Geist. Ungeniert tritt schneidender Hohn, schmutziger Cynismus, geschraubte Künstelei mehr und mehr hervor. Den anfangs mehr versteckt geführten Kampf gegen die Romantik führt er nun offen und scharf. Die „Brüder in Beelzebub" (Voltaire usw.) übten ihn im Kampfe, und obgleich im Innersten seines Wesens noch eine Sehnsucht nach der Romantik sich verbarg, wurde er doch „der Voltaire der Romantik" (Fr. Hirsch).

Am frivolsten schrieb er in seinen epischen Arbeiten, in „Deutschland, ein Wintermärchen" (1844, eine zur sehr witzigen Zeitsatire benutzte Reisebeschreibung), in „Atta Troll" (1847, Verspottung der neueren deutschen dichterischen Bestrebungen) und im „Romanzero" (1851), seiner letzten, leichtfertigen Gedichtsammlung. Heines Spott richtete sich vor allem gegen die damals in Mode stehende Gesinnungsphrase, wiewohl er selbst oft der Vertreter der Gesinnungslosigkeit war. Doch fand er, der in Worten so viel gegen sein deutsches Vaterland sündigte, sich doch manchmal wieder in den Liedern der Sehnsucht nach demselben („O Deutschland, meine ferne Liebe", „Denk' ich an Deutschland in der Nacht").

Heine hat mehr neue Anschauungen, mehr treffende Bilder als irgend ein anderer (selbst Goethe nicht ausgenommen) in unsere Dichtung gebracht und den deutschen Wortschatz ansehnlich bereichert.

Vortrefflich war er auch im Genrebild; besonders verstand er es, das Meer und dessen Küsten uns vor die Augen zu zaubern. — Das balladenartige Gedicht ist ihm gleichfalls sehr gut gelungen, wie „Belsazar" und „Die beiden Grenadiere".

Belsazar.

Die Mitternacht zog näher schon;
In stummer Ruh' lag Babylon.

Nur oben in des Königs Schloß
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß.

Digitized by Google

Dort oben in dem Königssaal
Belsazar hielt sein Königsmahl.

Die Knechte saßen in schimmernden Reih'n
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.

Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
So klang es dem störrigen Könige recht.

Des Königs Wangen leuchten Glut;
Im Wein erwuchs ihm kecker Mut.

Und blindlings reißt der Mut ihn fort;
Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort.

Und er brüstet sich frech und lästert wild;
Die Knechteschar ihm Beifall brüllt.

Der König rief mit stolzem Blick;
Der Diener eilt und kehrt zurück.

Er trug viel gülden Gerät auf dem Haupt;
Das war aus dem Tempel Jehovahs geraubt.

Und der König ergriff mit Frevlerhand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis am Rand,

Und er leert ihn hastig bis auf den Grund
Und rufet laut mit schäumendem Mund:

„Jehovah! dir künd' ich auf ewig Hohn, —
Ich bin der König von Babylon!"

Doch kaum das grause Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Busen bang.

Das gellende Lachen verstummte zumal;
Es wurde leichenstill im Saal.

Und sieh! und sieh! an weißer Wand
Da kam's hervor wie Menschenhand;

Und schrieb und schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer, und schrieb und schwand.

Der König stieren Blickes da saß,
Mit schlotternden Knieen und totenblaß.

Die Knechteschar saß kalt durchgraut
Und saß gar still, gab keinen Laut.

Die Magier kamen, doch keiner verstand
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.

Belsazar ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

Ganz eigentümlich an Heine ist die Art, wie er fast alle seine Gedichte schließt. Entweder geschieht dies so, daß der Leser den Hauptgedanken erraten muß und so in einer geistigen Spannung erhalten wird, oder der Dichter bringt eine ganz unerwartete Wendung. Das letztere wurde bei ihm zur förmlichen Manier.

Digitized by Google

So schlägt er in vielen seiner Lieder einen so gefühlvollen, oder frommen, oder schwärmerischen, oder kindlich-gläubigen, oder so zart liebenden Ton an, daß man meint, einen echten Romantiker zu hören: aber wie dann das Herz des Lesers recht in das Mitleid gezogen ist, wie seine Brust sich hebt oder sein Auge mit Tränen der Rührung sich füllen will, da plötzlich verwirft der Dichter mit ein paar Worten alles, was er gesagt, meist mit spöttischer Miene, boshaftem Gelächter. Bitter enttäuscht sieht der Leser, daß er es mit einem maskierten Dichter zu tun hatte, mit einem Dichter, von dem man eigentlich nie recht weiß, woran man ist, der dichtend sich selbst und seine Leser zum besten hat. Am wenigsten verletzt diese Manier in seinen Gedichten, worin er wirkliche Schwächen der Menschheit verspottet. Von dieser Art sind folgende zwei Gedichtchen über die Sentimentalität:

1.

Philister in Sonntagsröcklein
Spazieren durch Wald und Flur;
Sie jauchzen, sie hüpfen wie Böcklein,
Begrüßen die schöne Natur.

Betrachten mit blinzelnden Augen,
Wie alles romantisch blüht:
Mit langen Ohren saugen
Sie ein der Spatzen Lied. Usw.

2.

Das Fräulein stand am Meere
Und seufzte lang und bang,
Es rührte sie so sehre
Der Sonnenuntergang.

„Mein Fräulein! sei'n Sie munter,
Das ist ein altes Stück;
Hier vorne geht sie unter
Und kehrt von hinten zurück."

Andere Proben bei Hellinghaus: Die Wallfahrt nach Kevlaer; Die Grenadiere; Ich weiß nicht, was soll es bedeuten; Mein Herz, mein Herz ist traurig; Mein Kind, wir waren Kinder; Meergruß; Frieden u. a.

5. Die übrigen Dichter des „jungen Deutschland", welche aber in ihren Dichtungen fast alle mehr oder weniger zum Besseren einlenkten, waren Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Theodor Mundt, Gustav Kühne und Ludolf Wienbarg. Sie dichteten meistens Romane und Dramen; doch weht in den letzteren viel weniger der Geist der jungdeutschen Schule.

6. Am meisten Bedeutung gewann der erstgenannte, Gutzkow, der von nicht wenigen als ein zweiter Goethe angesehen wurde; er gehört überhaupt zu den vielseitigsten und begabtesten Dichtern der Neuzeit und würde am Ende, wenn er christlich gedacht und gefühlt hätte, einen dauernden Einfluß auf unsere Literatur ausgeübt haben. Karl Gutzkow (geb. 17. März 1811 zu Berlin, wo der Vater Bereiter beim Prinzen Wilhelm von Preußen war) erhielt im Vaterhause eine positiv christliche Erziehung und studierte Theologie, später Philologie und Staatswissenschaft. Er war von 1831 an Journalist, 1846—1861 Dramaturg, dann Redakteur in Dresden, 1861—1864 Generalsekretär der Schillerstiftung in Weimar, fand aber seine Verdienste als solcher zu wenig anerkannt und beging, darob in hochgradiger Aufregung, einen Selbstmordversuch. Gerettet und geheilt, lebte er ruhelos bald da bald dort nacheinander in Vevey, Kesselstadt,

Digitized by Google

Bregenz, Berlin, Italien, Heidelberg und Sachsenhausen (bei Frankfurt), wo er in der Nacht vom 15. auf den 16. Dezember 1878 im Kohlendunst erstickte.

Gutzkows unerquickliche Zeitromane atmen sämtlich Haß gegen das Christentum. Es kommt ihm auch nicht darauf an, die betreffende Zeit im Lichte der Wahrheit, der wirklichen Geschichte zu schildern. Der jungdeutschen Schule Geist durchweht am meisten „Wally, die Zweiflerin" (1835). Darin spricht er nicht bloß dem sechsten Gebote Gottes durch die Worte und die Handlung („ekelhafte Sinnlichkeit" nennt Barthel diese Partien des Romans) Hohn, sondern er vergreift sich in frivolster Weise an Christus, als sei derselbe durch eine bedenkliche Verwirrung seiner Ideen auf den Glauben gekommen, er müsse der Befreier seines Volkes werden. — In dem Roman „Die Ritter vom Geiste" (9 Bde, 1850 f) versuchte es Gutzkow, die Nachteile des Polizeistaates (besonders des preußischen) darzustellen. „Der Zauberer von Rom" (9 Bde, später 4 Bde) verherrlicht das Widerchristentum. In „Hohenschwangau" (5 Bde) entwirft er von seinem Standpunkte aus ein historisches Gemälde der Reformationszeit. Der ungewöhnlich große Umfang dieser Romane rührt daher, daß Gutzkow eine neue künstlerische Form, den „Roman des Nebeneinander", begründen wollte. Aber es erfordert heute, wo das Tagesinteresse fortgefallen ist, viel Geduld, sich durch diese Monstra durchzuarbeiten.

Im ersten seiner Dramen, im „Nero" (Tragödie), huldigt Gutzkow noch dem völligen Pessimismus und Atheismus. In den übrigen Dramen ist er viel objektiver und gemäßigter. Sehr wirkungsvoll ist in der Tragödie „Richard Savage" (1839) die Liebe dieses Dichters zu seiner unnatürlichen (vornehmen) Mutter geschildert. In dem Trauerspiel „Uriel Acosta" (1846), welches die (schon früher in der Novelle „Der Sadducäer in Amsterdam" ausgeführten) inneren und äußeren Kämpfe des gleichnamigen jüdischen Zweiflers behandelt, spiegelt sich gleichfalls die freireligiöse Bewegung jener Zeit (Lichtfreunde, Freie Gemeinde, Deutschkatholizismus) in hinreißender Weise ab. Gutzkows großes hier bewährtes Talent, einen Stoff aufs wirksamste für die einzelnen Szenen zu verteilen, zeigt sich auch in seinen zwei berühmten Lustspielen „Das Urbild des Tartüffe" und „Zopf und Schwert". Jenes verspottet die Frömmelei der damaligen Berliner Hofkreise; dieses schildert eine fürstliche Heirat mit echt humoristischer Charakteristik. Ein freundliches, wenngleich nicht ganz geschichtlich wahres Bild aus Goethes Jugendzeit bietet „Der Königs-Leutnant", eine Festgabe zur Hundertjahrfeier von Goethes Geburt.

7. Nächst Gutzkow ist als der fruchtbarste Dichter unter den Jungdeutschen Heinrich Laube (geb. 18. September 1806 zu Sprottau in Schlesien, ursprünglich Theologe, plötzlich durch die Aufführung von Kleists „Käthchen von Heilbronn" zum eifrigen Theaterfreunde umgewandelt) zu nennen. Unter dem Einflusse der französischen Julirevolution für den Freisinn schwärmend, wurde er 1836 als Burschenschaftler zu anderthalb Jahren Festungsstrafe verurteilt. Von 1842 ab widmete er sich ganz dem Drama und dem Theater: 1850—1867 Direktor des Burgtheaters in Wien, 1869

Digitized by Google

solcher des Stadttheaters zu Leipzig, 1872 des neugegründeten Stadttheaters in Wien (mit den tüchtigsten Kräften), war er seit 1880 nur mehr schriftstellerisch tätig, bis er in Wien am 1. August 1884 starb.

Laube schrieb 4 Schauspiele, 6 Tragödien, 6 Lustspiele, 5 Romane, eine Anzahl von Novellen, Erzählungen, Reisenovellen usw. Er wußte zwar trefflich die großen Theater zu leiten, für effektvolle Darstellung zu sorgen, aber mit seinen eigenen Dramen hatte er wenig Glück.

Am meisten Beifall fanden die Literaturdramen, das Lustspiel „Gottsched und Gellert" und das Schauspiel „Die Karlsschüler" (1847) mit den spannendsten Vorkommnissen aus Schillers Jugend, sowie das Trauerspiel „Essex" (1856, Zerwürfnis zwischen Elisabeth von England und ihrem Günstling Essex), in edler, zündender Sprache geschrieben. Sein bester historischer Roman „Der große Krieg" (9 Bde, 1863—1866) behandelt den Dreißigjährigen Krieg in wirkungskräftiger Anschaulichkeit, dabei aber in ausgesprochen antikatholischem Sinne. Dem deutschen Theater hat Laube neues Leben eingehaucht und in seinen dramaturgischen Schriften lehrreiches Material hinterlassen.

Theodor Mundt (1808 zu Potsdam geboren, von 1832 an Redakteur in Berlin, später Professor der Geschichte in Breslau und Universitätsbibliothekar in Berlin, wo er 1861 starb) hatte mit seinen leider unsaubern Romanen wenig Erfolg und ward vor Gram ganz verbissen. Seine Gattin Klara, geb. Müller (1814—1873) gab pseudonym als „Luise Mühlbach" historisch sein sollende Romane von wenig Wert heraus.

Gustav Kühne (geb. zu Magdeburg 1806, zuletzt Redakteur in Dresden, wo er 1888 starb) war der nüchternste („Klosternovellen"), aber gründlichst gebildete der Jungdeutschen. Er entwarf geistvolle, feinsinnige Porträts der damaligen literarischen Frauen und Männer. Künstlerischen Wert hat sein Roman „Die Rebellen von Irland" (1840), weniger der tendenzgefärbte Roman „Wittenberg und Rom" (1877) (mit meisterhaften Schilderungen der Wartburg).

Ludolf Wienbarg (geb. 1802 zu Altona, Erzieher, Dozent in Kiel, dann Redakteur, machte 1848/1849 den schleswig-holsteinischen Krieg mit, lebte später meist in Hamburg und Altona und starb 1872 fast vergessen in Schleswig) kam trotz seines scharfen Verstandes und seiner hohen Bildung als Schriftsteller nicht auf, denn er schrieb zu gelehrt und trocken. Seine „Ästhetischen Feldzüge" (1834) enthielten das Programm des „jungen Deutschland".

Zweite Gruppe.

§ 101. Die Verwandten des jungen Deutschland.

(Politisch-revolutionäre Dichter.)

1. Die Dichter, welche wir hier zusammenstellen, haben fast dieselben religiösen und politischen Grundsätze in ihren Dichtungen gepredigt wie die Jungdeutschen, haben zum Teil noch viel lauter und stürmischer den Um-

Digitized by Google

sturz des Bestehenden in Staat und Kirche erstrebt als jene; aber sie unterscheiden sich doch von denselben durch eine bedeutungsvolle Eigenheit. Heine, Börne ꝛc. liebäugelten nämlich noch sehr mit der sog. haute volée, mit der vornehmen Welt; sie wandten sich deshalb auch hauptsächlich an sie, boten, um sie zu gewinnen, ihr Gift und ihre Lüge mit möglichster Eleganz und Grazie, in feinem Salonstil und pikanter Darstellung. Die hier als ihre Verwandten aufgezählten Dichter hingegen wandten sich planmäßig und beharrlich an das Volk, und selbst an das niederste, den sog. Proletarierstand, und demgemäß wählten sie Inhalt und Form ihrer Poesie. Die Fürsten, Adligen, Staatsdiener, Geistlichen und reich Begüterten bekämpften und verdächtigten sie als „Unterdrücker" des niedern Volkes.

2. An der Spitze steht Georg Herwegh (geb. 31. Mai 1817 zu Stuttgart, studierte zuerst Theologie, wurde dann Journalist, flüchtete wegen eines Ehrenhandels mit einem Offizier in die Schweiz, führte von da aus im Jahre 1848 eine Freischar nach Baden, ohne sich besondere Lorbeeren zu sammeln, starb am 7. April 1875 zu Lichtental bei Baden-Baden). Seine „Gedichte eines Lebendigen" (1841 und 1844) machten großes Aufsehen; er wurde auch vielfach darob gefeiert. Manche derselben sind recht gediegen (z. B. ein Weinlied, Reiterlied); in den meisten aber singt er wie ein toller Jakobiner, der Gott selbst entthronen möchte. Sein Ruhm ist übrigens längst verklungen. Nur ein paar Verse von ihm als Beispiele:

Reißt die Kreuze aus der Erden,
Alle sollen Schwerter werden.

Die Liebe kann uns helfen nicht;
Halt du, o Haß, dein jüngst Gericht,
Brich du, o Haß, die Ketten!

Laßt endlich das Geleier sein
Und rührt die Trommeln nur.

3. Einer der volkstümlichsten Liedersänger ist Heinrich August Hoffmann (geb. 2. April 1798) nach seinem Geburtsort „von Fallersleben" zubenannt. Er studierte zuerst Theologie, dann mit großer Vorliebe altdeutsche Sprache und Literatur in Göttingen und Bonn, besonders auch die mittelalterliche Lyrik. So reifte er zum Sprachforscher und Dichter heran. Als Professor der deutschen Sprache und Literatur zu Breslau gab er wertvolle Schriften über die altdeutsche Poesie heraus, z. B. über die „Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit". Um das Jahr 1840 geriet er in die politisch-revolutionäre Strömung, trat als politischer Dichter auf, brachte sich dadurch um das Brot und die Heimat; nach mehrjährigem rastlosen Wandern finden wir ihn wieder im Vaterland, von 1854 bis 1860 als Redakteur in Weimar, seit 1860 zu Korvey als

Digitized by Google

Bibliothekar bei dem Herzog von Ratibor. Er starb hier am 19. Januar 1874. — Nur wegen seiner politischen Poesien steht er in dieser Gruppe; er nannte sie jedoch zweideutig „Unpolitische Lieder" (1840).

Daß er darin das bekannte Thema über Fürstentyrannei, Völkerknechtung, Pfaffentrug variiert, versteht sich von selbst; die Fürsten, der Adel, der Klerus, die „Mucker und Lammsbrüder" werden in bekannter Weise besungen. Aber es war wirklich für einen Dichter von so großem Ruhme „unpolitisch", sie zu singen; denn, abgesehen von den materiellen Verlusten, die sie ihm brachten, „sind sie, verglichen mit seinen übrigen Dichtungen, wie Wasser gegen Wein; sie erinnern fast überall an den Sing-Sang eines Leierkastens, so nachlässig ist darin des Sängers Ton" (Barthel).

Wie schon aus dem eben Gesagten hervorgeht, hat sich Fallersleben nicht als politischer Dichter die Bewunderung und die Liebe seines Volkes ersungen, sondern durch seine Lieder, die er vor und nach dieser Verirrung sang. In allen zeigt er sich als einen fast unübertrefflichen Sänger des deutschen Volksliedes. „In seinen Liederbüchern weht überall die frische Luft der deutschen Gemütswelt; das deutsche Lied ist seine Seele, und keiner hat seit Goethe, Eichendorff, W. Müller den heimlichen, herzigen und doch so muntern Ton des Volksliedes so getroffen wie er" (Barthel). Man meint, einen der besten fahrenden Meistersänger aus der alten Zeit zu hören. Wie ein solcher treibt er sich auch unter allem Volke herum; wo immer man singt, da gesellt er sich bei und singt mit und zwingt die Leute, seinem Sange zu lauschen und entzückt ihm den Preis zuzuteilen. Vor allem ist er der Sänger der Natur: der Schwager Frühling klopft ihn am Fensterladen aus dem Schlafe, auf daß er singe und trillere wie die Lerche seine „Frühlingslieder".

Ja, wär's nicht jetzo Frühling just,
Wir würden ihn gleich machen;
Wir sind so voll von Freud' und Lust,
So voll von Scherz und Lachen. —

Aber die Freude steigert sich zur Wonne, zur Andacht:

Unsre Seele ringt und strebt,
Singt und schwingt sich, webt und schwebt
Auf gen Himmel, auf gen Himmel.

Und:

Alle Sorg' und Traurigkeit
Jeder Gram und jedes Leid
Bleibt der Erde, nur der Erde.

In dieser Stimmung singt denn auch das Herz vor allem morgens und abends seinem Herrn ein Lied, so das schöne „Morgenlied":

Die Sterne sind erblichen
Mit ihrem güldnen Schein;
Bald ist die Nacht entwichen,
Der Morgen dringt herein.

Noch waltet tiefes Schweigen
Im Tal und überall,
Auf frisch betauten Zweigen
Singt nur die Nachtigall.

Digitized by Google

Sie singet Lob und Ehre
Dem hohen Herrn der Welt,
Der über Land und Meere
Die Hand des Segens hält.

Er hat die Nacht vertrieben:
Ihr Kindlein, fürchtet nichts!
Stets kommt zu seinen Lieben
Der Vater alles Lichts.

Und das „Abendlied“:

Abend wird es wieder;
Über Wald und Feld
Säuselt Frieden nieder,
Und es ruht die Welt.

Und kein Abend bringet
Frieden ihm und Ruh';
Keine Glocke klinget
Ihm ein Rastlied zu.

Nur der Bach ergießet
Sich am Felsen dort,
Und er braust und fließet
Immer, immer fort.

So in deinem Streben
Bist, mein Herz, auch du!
Gott nur kann dir geben
Wahre Abendruh'.

Und wie könnte er vor der Weinschenke vorübergehen, von wo das Lied der deutschen Zecherlust lockend ihm zurauscht? Rasch sitzt er also bei den Zechern und preist in „Wein und Gesang“ den Wein und selbst den Stöpselzieher, der des Weines Bande löst. Begeistert hebt sich seine Brust, wenn er von „Vaterland und Heimat“ singt! Wo ist ein deutsches Städtchen, in dem nicht schon eingestimmt wurde in sein Lied „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt“ ꝛc.! Darum singt er auch in tiefem Heimweh von Frankreich her:

Wie sehn' ich mich nach deinen Bergen wieder,
Nach deinem Schatten, deinem Sonnenschein!
Nach deutschen Herzen voller Sang und Lieder,
Nach deutscher Freud' und Lust, nach deutschem Wein!

Könnt' ich den Wolken meine Hände reichen,
Ich flöge windesschnell zu dir hinein!
Könnt' ich dem Adler und dem Lichtstrahl gleichen,
Wie ein Gedanke wollt' ich bei dir sein!

Wie weich kann er doch singen, dieser echte Sangesmund, wenn er sich neben die Mutter, die das Kindlein wiegt, setzt und sie ablösend allen bis dahin gehörten „Wiegengesang“ übertrifft! „Das trällert und säuselt so süß, das schwätzt alles so kindlich, daß man nicht weiß, was man da am liebsten singen möchte“ (Barthel). Eine einzige Probe schon beweist es:

Alles still in süßer Ruh',
Drum, mein Kind, so schlaf auch du!
Draußen säuselt nur der Wind:
Su, su! schlafe ein, mein Kind!

Schließ du deine Äugelein,
Laß sie wie zwei Knospen sein!
Morgen, wenn die Sonn' erglüht,
Sind sie wie die Blum' erblüht.

Und die Blümlein schau' ich an,
Und die Äuglein küss' ich dann,
Und der Mutter Herz vergißt,
Daß es draußen Frühling ist.

Und kann er das Kindlein so schön in den Schlaf singen, so kann er auch vollends ein Kind werden und mit dem wachenden, mit dem spielenden

Digitized by Google

Kinde gar herzig und in kindlicher Einfalt singen. Was immer des Kindes Geist beschäftigt, sein Herz bewegt, hier ist es abgelauscht und singend ausgeplaudert. Aber wie liebte er auch die Kinderwelt! Wie rührt, entzückt ihn Kindesunschuld! Hören wir:

Was eine Kinderseele
Aus jedem Blick verspricht,
So reich ist doch an Hoffnung
Ein ganzer Frühling nicht.

Wie uns den Frühling kündet
Ein Veilchen schon im März,
So ward dein Kind ein Frühling
Für dich, o Mutterherz!

Es wird zur Rose werden
In Zucht und Sittsamkeit
Und dir erneun auf Erden
Die eig'ne Frühlingszeit.

Singend tritt er auch in das „Kriegs- und Volksleben" hinein und singt gleich ergreifend, gleich mit fortreißend, Freud' und Leid des Soldaten, des Älplers und Jägers, des Wanderburschen und Zigeuners, des Bauern und Bergmannes, des Studenten und Matrosen, ja selbst das Leid des Galeerensklaven. Und wer könnte sein Mitleid versagen, wenn er als alter Leiermann oder als Spitäler oder als armer schlesischer Weber des Lebens Not klagt? Doch ebenso gewandt entreißt er einem alten Fahrenden die Fiedel und singt im Ton des alten Volksliedes „Landsknechtlieder" und spielt, von der Klarinette begleitet, zur „Fastnacht und Kirchmeß". Endlich nennen wir noch sein „Buch der Liebe". Er reicht es der Geminnten als „Perlenschnur" dar; in der Tat sind diese Liederchen eine Schnur kostbarer, echter Perlen. Hier singt er als Minnesänger der edelsten Art, eine wahrhaft gottselige, religiös-verklärte Minne im Herzen tragend. Wie entzückt steht er doch da vor der jungfräulichen Unschuld! Wie betet er so innig für dieselbe:

In dieser Welt des Trugs und Scheins,
O daß dich Gott behüte,
Daß nie sich trübe deines Seins
Jungfräulich schöne Blüte!

Eine der schönsten dieser Perlen ist wohl das Lied, worin der Dichter das Weib ob seiner unbewußten Unschuld und stillen Genügsamkeit glücklich preist, ja es darum beneidet, da er sich als den unruhigen, in das ungewisse Weite strebenden, immer im Suchen begriffenen Mann weiß:

Du siehst mich an und kennst mich nicht,
Du liebes Engelangesicht!
Die Wünsche weißt du nicht, die reinen,
Die du so unbewußt erregt.
Ich muß mich freun und möchte weinen,
So hast du mir mein Herz bewegt.

Kenn' ich dein Glück, du kennst es nicht,
Du liebes Engelangesicht!
Welch schönes Los ist dir beschieden!
Wie eine Lilie auf dem Feld,
So heiter und so still zufrieden
Lebst du in deiner kleinen Welt.

Digitized by Google

Mich treibt's im Leben hin und her,
Als ob ich niemals glücklich wär',
Kann keinen Frieden mir erjagen
Und keine Heiterkeit und Ruh',
Und hab' in meinen schönsten Tagen
Nur einen Wunsch: Lebt' ich wie du!

Haben wir nun als Grundzüge von Hoffmanns Dichtung die kindliche Einfalt der Volkspoesie und die überaus große Sangbarkeit erkannt, so muß noch dazu als drittes die überraschend große Mannigfaltigkeit in den Formen, und zwar neuen Formen (Reime und mehr noch Strophenarten), genannt werden. Darum hat ihn auch die Kritik einen „Dichter ganz und gar", einen zweiten Walther von der Vogelweide genannt. Leider verirrte er sich an der Schwelle des Grabes nochmals in die Poesie des Hasses.

4. Der politische Schüler Hoffmanns war Ferdinand Freiligrath (geb. 17. Juni 1810 zu Detmold, Kaufmann, von 1848—1867 als politischer Flüchtling, aber kaufmännisch arbeitend, in London, dann in Stuttgart und Kannstatt, starb hier 18. März 1876). In Amsterdam, wo er in einem großen Handelshause als Commis war, zog es ihn immer lebhafter zur Poesie. Hier schaute er mit den Augen seines Geistes über das Weltmeer hin nach den fernsten Ländern, seine Phantasie sammelte die Menge der Bilder, und es drängte ihn, diese zu dichten. So wurde er der Dichter des Meeres und der Wüste, so zauberte er vor die Augen des Lesers Naturszenen und Vorgänge des Volkslebens aus allen Weltteilen: bald ist es die Sahara mit ihrem Sandsturm und der Fata Morgana, bald die Tropenwelt Indiens oder Afrikas, bald sind es die Urwälder Amerikas oder die Karrus des Kaplandes ꝛc. Durch die überraschende Neuheit der Stoffe und besonders durch den Glanz der Form (kräftige Züge und lebhaftes Kolorit) machte er sich einen Namen; aber es ist doch etwas Unnatürliches, Manieriertes, daß er so einseitig nach solchen fremden Stoffen haschte und das Vaterländische aus dem Auge verlor. Jedoch verirrte er sich noch mehr, als er der Heimat sich zuwandte: denn nun sang er seine verfehlten politischen Lieder voll blutigen Hasses. Einst hatte er das so wahre Wort gesprochen: „Der Dichter steht auf einer höheren Warte als auf der Zinne der Partei." Aber Fallersleben brachte ihn davon ab („Glaubensbekenntnis", 1844; „Ça ira" [„So wird's gehen", Jakobinerlied vom Jahre 1789], 1846; „Politisch-soziale Gedichte", 1851); „wenn er früher seine Lieder mit dem Purpur des Meeres schmückte, jetzt färbt er sie mit Blut; wenn er früher die Friedenspalmen des Orients vor uns aufpflanzte, jetzt pflanzt er die Freiheitsbäume der Revolution auf; wenn er früher den Turban auf seine schwarzen Haare drückte, jetzt trägt er die Jakobinermütze" (Barthel). Das Jahr 1870

Digitized by Google

regte ihn wieder zu edlerem Sange an („Hurra, Germania!“ ebenso „Die Trompete von Gravelotte“). Sein Einfühlungsvermögen in fremdländische Stimmungen bewährte er auch in vortrefflichen Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen.

Löwenritt.

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre;
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sykomore.

Abends wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkraale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karru,
Wenn im Busch die Antilope schlummert und am Strom das Gnu:

Sieh, dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluten sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre: mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch ein Reitpferd! sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen
Als das bunte Fell des Renners, den der Tiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne,
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh, wie Schnelle des Kameles es mit Pardelhaut vereinigt!

Sieh, die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Tieres hört die stille Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier, krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte,
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen.
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Digitized by Google

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise.
Tot, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Über Madagaskar fern im Osten sieht man Frühlicht glänzen; —
So durchsprengt der Tiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

Andere Proben bei Kellner: Die Auswanderer; Der Blumen Rache; bei Hellinghaus: Nebo; Gesicht des Reisenden; Prinz Eugen, der edle Ritter; Der Tod des Führers; Aus dem schlesischen Gebirge; Requiescat!; Der Liebe Dauer; Hurra, Germania!; Die Trompete von Vionville u. a.

5. Auch der für epische Poesie reich begabte Gottfried Kinkel (geb. 1815 zu Oberkassel bei Bonn; Professor der Kunstgeschichte in Bonn, von 1850 bis 1866 als Flüchtling in London, dann Professor am Polytechnikum in Zürich, wo er 1882 starb) gehört hierher. Er wurde vom Jahre 1848 an durch seine für revolutionäre Ideen schwärmende Frau Johanna nicht nur zur Revolutionspoesie angeregt, sondern auch in die (badische) Revolution (1849) selbst und damit in das Unglück gehetzt. Seine lyrischen, sehr tief gefühlten Gedichte („Abendstille", „Trost der Nacht", „Sonntagsstille") fanden schon viele Leser; noch mehr, und mit Recht, seine epischen. Besonders gelangen ihm die poetische Erzählung, die Legende („Margareta", „Dorothea" und zumal „Petrus") und die Idylle. Sehr schön ist sein „Strauß aus dem Jugendgarten". Sein Hauptwerk, das allein seinen Namen der Literaturgeschichte einverleiben wird, ist das sehr anmutige epische Gedicht „Otto der Schütz" (1843), das eine ganz außerordentliche Verbreitung gefunden hat. Als dessen Grundgedanke strahlt hervor: „Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann." Auch seine erwähnte erste Gattin Johanna, geb. Mockel (1810—1858) schriftstellerte: sie schrieb schöne Novellen und Märchen.

6. Robert Prutz (geb. 1816 in Stettin; 1849—1859 Professor der Literaturgeschichte in Halle; seitdem in Stettin privatisierend, starb daselbst 1872) goß auch seinen Haß und seinen Witz gegen Staat und Kirche, gegen Thron und Altar in die poetische Form. Aber wie in diesen, so ist er auch in seinen andern Gedichten mehr nur der Form nach Dichter; er arbeitete zu viel mit dem bloßen Verstand und hätte nur als Historiker und Kritiker schaffen sollen. Am meisten Poesie enthält noch seine „Politische Wochenstube" (1845), eine satirische Komödie, trotz ihrer Derbheiten und politischen Ausfälle. Der alte Spötter Aristophanes war ihm dabei Vorbild, und er macht es ihm noch besser nach als selbst Platen. Zum Schluß seien noch „Die Mutter des Kosaken", ein tiefernstes Schmerzensbild, und das melodiöse, überaus innige Lied „Heilige Nacht, auf Engelsschwingen" erwähnt.

7. Etwas gemäßigter, aber auch witzreich, sang Franz Dingelstedt (geb. 1814 zu Halsdorf in Kurhessen; Theaterintendant in München, Weimar und Wien, vom Kaiser von Österreich in den Freiherrenstand erhoben,

Digitized by Google

gestorben 1881 in Wien) die „Lieder des kosmopolitischen Nachtwächters“ (1842). Da er im Jahre 1843 zu Stuttgart königlicher Bibliothekar mit dem Titel Hofrat wurde und eine politische Schwenkung machte, so fiel er bei seinen früheren Gesinnungsgenossen in Ungnade. Sein Trauerspiel „Das Haus der Barneveldt“ (1850) entbehrt nicht feinsinniger Züge. Bemerkenswert sind auch seine Novellen und seine dramaturgischen Skizzen.

8. Durch seine ganze Tendenz steht dieser Gruppe nahe der Romanschriftsteller Heinrich Joseph König* (geb. 1790 zu Fulda, ohne höheres Studium Finanzsekretär, später Obergerichtssekretär, starb verkümmert 1869 zu Wiesbaden). Er schrieb im Geiste der französischen Revolution, ein Gegner der Kirche und Monarchie, verherrlichte Georg Forster (vgl. S. 395) in den „Klubbisten in Mainz“ (1847) und schrieb neben vielen andern einen schillernden Memoiren- und Anekdotenroman „König Jeromes Carneval“ (1855).

Dritte Gruppe.

§ 102. Die österreichischen Dichter.

1. Das fröhliche, liederreiche Österreich blieb natürlich bei dem Wiederaufblühen der deutschen Poesie nicht untätig; aber dennoch ist es in der vorigen Periode hinter dem übrigen Deutschland noch etwas zurückgeblieben. Denn einerseits waren seine Poesien mehr nur Nachahmungen Klopstocks oder Lessings, Wielands oder Schillers (Pyrker sei ausgenommen); anderseits bewegte sich seine originale Poesie fast ausschließlich in demselben engen Kreise des heitern Lebensgenusses. Während die außerösterreichische Poesie kühn und rasch zur Weltpoesie anwuchs, dichtete man in Österreich selbst fast nur Travestien, Possen, Singspiele, Opern, Marionettendramen, leichte Volksmelodien, Lieder in der Mundart. Der erste österreichische Dichter, welcher sein Haupt freier erhob, und in dessen Dichtungen also eine gewisse, wenn auch milde, Freiheitsluft wehte, war von Zedlitz. Ebendeshalb stellen wir ihn an die Spitze dieser Gruppe, obgleich er vielfach und nicht ganz mit Unrecht als ein echter Romantiker angesehen wird.

2. Joseph Christian Freiherr von Zedlitz* (geb. 28. Februar 1790 auf Schloß Johannesberg in Österreichisch-Schlesien, trat schon mit 16 Jahren in den Kriegsdienst, nahm an den Schlachten bei Regensburg, Aspern und Wagram ruhmvoll teil; später trat er in den staatlichen Zivildienst, vertrat dann auch verschiedene Staaten als Ministerresident oder Geschäftsträger am österreichischen Hofe, starb am 16. März 1862 in Wien). Gleich seine „Totenkränze“ (1827) brachten ihm reichlichen Beifall; denn er zeigte sich darin als Meister der modernen Elegie.

Digitized by Google

In diesem herrlichen Kanzonenzyklus führt er, oder vielmehr der Geist des Grabes (weil das Ganze in eine Vision eingekleidet ist), den Leser zu den Gräbern großer Helden (Wallensteins, Napoleons), maßlos Liebender (Petrarca und Laura), unglücklicher Dichter (z. B. Tassos, Byrons[1]) und gibt uns hier zu beherzigen, wie das Feuer der Begeisterung ihr und vieler anderer Lebensglück zerstört habe; dann aber führt er uns noch zu den Gräbern solcher, deren Begeisterung für das Edle, Gute hier schon seinen Lohn brachte, nämlich zu den Gräbern von Wohltätern der Menschheit, Volksbeglückern ꝛc. (z. B. Josephs II., Max Josephs von Bayern, auch Shakespeares), und schließt hier mit seinem Preise der Begeisterung und der Hoffnung, daß sie unter Gottes Beistand eine schönere Zukunft herbeiführen werde.

Seine kleineren Gedichte, leider zuweilen sinnlich üppig, reichen bei weitem nicht an jene Kanzonen hin: nur zwei oder drei sind von besonderem Wert, darunter vor allem die allbekannte „Nächtliche Heerschau". Das Publikum war deshalb auch kühler gegen den Dichter geworden. Um so freudiger schlugen ihm wieder die Herzen zu, als sein liebliches, „in achtzehn Abenteuer" gegliedertes Märchen „Waldfräulein" 1843 erschien, das sich zwar ganz auf dem Boden der alten Romantik bewegt, leider aber auch, wie bei dieser es vielfach war, zu frei und übertrieben die Minne schildert, also keine Lektüre für die Jugend bildet.

Die nächtliche Heerschau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht wirbelnd auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlegel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveil- und Zapfenstreich.

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton:
Die alten toten Soldaten
Erwachen im Grabe davon.

Und die im tiefsten Norden
Erstarrt in Schnee und Eis
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß,

Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand:
Sie steigen aus ihren Gräbern
Und nehmen 's Gewehr zur Hand.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab
Und schmettert in die Trompete
Und reitet auf und ab.

---

[1] Lord George Byron (geb. 1788 zu London, gest. 1824 zu Missolunghi) ist trotz aller Verirrung, trotz der ihm selbst in England gewordenen vielfachen Anfeindung nach Shakespeare der größte englische Dichter, d. h. weniger als Dramatiker wie als Ependichter und ganz besonders als Lyriker. Seine Verirrung bestand darin, daß er der Poesie der „Zerrissenheit" und des sog. „Weltschmerzes" huldigte. Das Zerwürfnis mit Gott und sich und der Welt, Menschenhaß, Verzweiflung an der Gegenwart, Ekel am Leben, dies alles hauste eben in seiner Brust und floß in alle seine großen Dichtungen ein. Daß diese von bedeutendem Einfluß auf die Dichtungen des sog. „jungen Deutschland" waren, läßt sich denken.

Digitized by Google

Da kommen auf luftigen Pferden
Die toten Reiter herbei,
Die blut'gen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unterm Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan,
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentieren
Und schultern das Gewehr;
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis,
Der Feldherr sagt dem nächsten
Ins Ohr ein Wörtlein leis';

Das Wort geht in der Runde,
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich!" ist die Parole
Die Losung „St Helena!"

Dies ist die große Parade
Im Elysëischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der tote Cäsar hält.

Andere Proben bei Hellinghaus: Wallenstein; bei Kellner: Deutsches Lied; Der Blick zum Himmel.

3. An Kleist und Hölderlin zugleich erinnert der unglückliche Nikolaus Lenau* (Dichtername für Nikolaus Niembsch, Edler von Strehlenau). Er wurde am 13. August 1802 zu Csatad (sprich: Tschatad) unweit Temesvár geboren. Der leichtsinnige Vater, ein Kameralbeamter, starb bald. Die Mutter in ihrer abgöttischen Liebe erzog das Kind in ganz verfehlter Weise. Der kleine „Niki" war zwar ein wilder Knabe, aber kindlich, ja engelhaft fromm. Gymnasialbildung erhielt er in Pest und Tokai (wo die zauberisch schöne Pußta mächtig auf Geist und Gemüt wirkte).

Den Schatz kindlichen Glaubens nahm er, 17jährig, nach glänzendem Gymnasialexamen auf die Universität Wien mit. Er suchte sein Lebensglück in der Wissenschaft. Er ergriff nacheinander als Studium Jus, Ackerbau, Medizin, dann wieder Jus, ohne es zu einer festen Lebensstellung zu bringen. Da legte sich nagend des Zweifels Wurm an seine Seele. Er dürstete, er lechzte zwar fort und fort nach der Wahrheit; er streckte verlangend die Hände aus nach dem verlorenen Glauben der Kindheit, und er forschte so eifrig wie Lessing: wurde aber, was bei Lessing nicht der Fall war, immer unglücklicher bei der Erfolglosigkeit seines Forschens, weshalb er ausruft:

Und in der Forschung Wälder trat, ein Tor, ich
Aus jenem gottbeseelten Paradies,
Und all des Herzens fromme Lust verlor ich,
Seit ich des Glaubens treue Spur verließ.

Einige Ruhe fand er bisweilen in Schwaben bei Uhland, Justinus Kerner usw. 1832 trieb ihn ein böser Dämon nach Nordamerika, welches er durchwanderte, aber

Digitized by Google

ohne Erfolg. Schmerzlich enttäuscht, kehrte er nach Europa zurück. Wieder war er einmal in Stuttgart (1844), da brach der Wahnsinn aus (16. Oktober). Nach sechs jammervollen Jahren starb er am 22. August 1856 in der Irrenheilanstalt zu Oberdöbling bei Wien.

Der Arme hatte sein schreckliches Los vielfach geahnt. Denn trotz seines für Liebe so empfänglichen Herzens wich er doch einer Verlobung lange scheu aus; er wollte ja die Erwählte nicht unglücklich machen:

Ja, mich rührt dein Angesicht
Und dein Herz, das liebevolle:
Aber, Mädchen, glaube nicht,
Daß ich dich besitzen wolle.

Kamst mir durch die Seele wie
Ein süßholdes Lied gedrungen,
Aber wie die Melodie
Mußt du wieder sein verklungen.

Meine Freuden starben mir
In der Brust, bestürmt, gespalten;
An den Bahren könnten wir
Nur mit Grauen Hochzeit halten.

Ein zu trüber Lebensgang
Führte mich an steile Ränder;
Kind, mir würde um dich bang —
Flieh! es krachen die Geländer!

Er verlobte sich zwar endlich doch mit der jungen liebenswürdigen Frankfurterin Marie Behrends (August 1844), und er sah jubelvoll der Zukunft entgegen — aber nach wenigen Wochen zerriß dieses Traumgebilde. Noch ergreifender drückt seine Ahnung ein Sonett aus, das er auf der letzten Reise vor München, wo er seinen Freund J. Kerner besuchen wollte, dichtete:

's ist eitel Nichts, wohin mein Aug' ich hefte!
Das Leben ist ein vielbesagtes Wandern,
Ein wüstes Jagen ist's von dem zum andern,
Und unterwegs verlieren wir die Kräfte.

Ja, könnte man zum letzten Erdenziele
Noch als derselbe frische Bursche kommen,
Wie man den ersten Anlauf hat genommen,
So möchte man noch lachen zu dem Spiele.

Doch trägt uns eine Macht von Stund' zu Stund',
Wie 's Krüglein, das am Brunnenstein zersprang,
Und dessen Inhalt sickert auf den Grund,

So weit es ging, den ganzen Weg entlang.
Nun ist es leer; wer mag daraus noch trinken?
Und zu den andern Scherben muß es sinken!

Wollen wir ihn als Dichter krönen, so müssen wir vor allem seine Lyrik preisen. Zwar ist der tiefe innere Schmerz (die Klage über verlorenen Glauben und verlorene Liebe, Heimweh nach der Mutter, nach dem Glück der Kindheit, Sehnsucht nach dem Tode, der alle Qualen enden soll) die Grundstimmung, wie seiner Dichtung überhaupt, so auch seiner Lieder; allein er schließt uns doch ein so reiches und edles Herz darin auf, er singt so überaus zart und wohltönend, so tieffühlend, daß er unendlich ergreift. Und nicht bedeutungslos ist es, daß er sich zu Justinus Kerner so sehr hingezogen fühlte; er teilte mit ihm den vertrauten, einsamen

Digitized by Google

Verkehr mit der Natur, das Sehnen nach der Mutter Natur. Darum gelangen ihm denn auch die Naturdichtungen ganz besonders gut; es sind seine lieblichsten Erzeugnisse. Er gemahnt in der Auffassung der Natur an Hebel, indem er die Dinge und Kräfte der Natur zu Personen belebt. Man höre nur eines seiner „Schilflieder", die zum Vollendetsten seiner Lyrik gehören:

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes heller Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken
Wie ein stilles Nachtgebet.

Ebenso herrlich ist das Gedicht „Der Lenz", wo des Dichters Lebenshimmel ganz wolkenlos, im reinsten Blau erscheint. — Gleich lebhaft schildert er uns das Meer, die fernen Urwälder Amerikas und besonders feurig (wie es einem Ungarn geziemt) sein engeres Vaterland Ungarn, dessen Steppen und Volksleben („Die drei Zigeuner", „Die Heideschenke", „Die Werbung", „Mischka"). — Aus dem Letztgesagten darf man aber nicht schließen, als wäre Lenau nur Ungar gewesen und hätte er nur als solcher gefühlt: auch Deutschland galt ihm als Vaterland; nach ihm breitet der Ausgewanderte sehnsuchtsvoll seine Arme aus und singt in heller Freude nach der Landung auf deutschem Boden:

Wie doch dünkte mir die Fahrt so lang,
O wie sehnt' ich mich zurück so bang
Aus der weiten fremden Meereswüste
Nach der lieben fernen Heimatküste!

Endlich winkte das ersehnte Land;
Jubelnd sprang ich an den teuern Strand,
Und als wiedergrüne Jugendträume
Grüßten mich die heimatlichen Bäume.

Hold und süß verwandt, wie nie zuvor,
Klang das Lied der Vögel an mein Ohr.
Gerne nach so schmerzlichem Vermissen
Hätt' ich jeden Stein ans Herz gerissen.

Ebenso begeistert ihn die Freiheit; seine „Polenlieder" bezeugen dieses. Mit weniger Geschick und Glück behandelte er große epische Stoffe, wie in seinem „Ewigen Juden", in seinem „Faust", in seinem „Savonarola" und endlich in seinen „Albigensern", in welchen er Papst Innocenz III. vor sein Traumgericht zieht und die Irrlehren des Mittelalters zu verherrlichen sucht.

Daß er in seinem verzweifelten, erfolglosen Jagen nach Ruhe sich wie ein Ahasver vorkam und ebenso wie der alles erforschen und ergründen wollende Faust, begreift sich. So ist es denn eben auch nur immer Lenau, und zwar er ganz allein, ganz und

Digitized by Google

gar, der darin die Hauptrolle spielt. „Breit und zerflossen, nur von wenigen schönen Klängen durchbrochen, dagegen meist düster und oft häßlich erscheint ‚Savonarola'" (Lindemann). Die „Albigenser" sind künstlerisch noch mehr mißlungen als die vorher genannten Epen.

1. Die drei Zigeuner.

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch sandige Heide.

Hielt der eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendschein,
Sich ein lustiges Liedel.

Hielt der zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der dritte behaglich schlief,
Und sein Cymbal am Baum hing;
Über die Saiten der Windhauch lief,
Über sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flicken;
Aber sie boten trotzig und frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch schaun
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

2. Weib und Kind.

Ein schwüler Sommerabend war's, ein trüber,
Ich ging fußwandernd im Gebirg allein,
Und ich bedachte mir im Dämmerschein,
Was mir noch kommen soll, was schon vorüber.

Kein Windhauch zog, die ernsten Tale ruhten,
Und wunderbar war mir das Fernste nah';
Der Tannwald stand ein fester Bürge da,
Daß sich noch alles wenden wird zum Guten.

Mir kam ein armes Bauernweib entgegen:
„Gelobt sei Jesus Christus!" sprach sie mir;
„In Ewigkeit!" so dankt' ich freundlich ihr;
Es ist der beste Gruß auf dunklen Wegen.

Ihr folgt' ein kleines Mägdlein, halb erschrocken,
Als sie mich sah und ich die Hand ihr bot;
Sie mühte sich, mit einem Bissen Brot
Ein zögernd Kälblein mit sich heimzulocken.

„Kumm, Kalberl, kumm!" [1] so rief das Kind dem Tiere
Das klang so innig, lieblich und vertraut,
Daß ich der Unschuld heimatlichen Laut
Aus meinem Herzen nimmermehr verliere.

[1] Österreichische Mundart.

Digitized by Google

Lang blickt' ich ihnen nach, bis sie verschwunden.
Und daß ein Leben schön und glücklich nur,
Wenn es sich schmiegt an Gott und die Natur,
Hab' ich auf jenem Berge tief empfunden.

3. An ein schönes Mädchen.

Wie die Ros' in deinem Haare,
Mädchen, bist du bald verblüht;
Schönes Mädchen, o bewahre
Vor dem Welken dein Gemüt!

Mädchen, wenn dein Herbst gekommen
Und das ganze Paradies
Deiner Blüte dir genommen
Und dich aus dir selbst verwies;

Wenn du in des Welkens Tagen
Nicht den frohen Mut mehr hast,
Rosen in dem Haar zu tragen,
Weil den Wangen sie verblaßt:

O dann zaubert dein Gemüte,
Wenn du's vor dem Frost bewacht,
Auf dein Antlitz eine Blüte,
Leuchtend durch die Todesnacht.

4. Der offene Schrank.

Mein liebes Mütterlein war verreist
Und kehrte nicht heim und lag in der Grube;
Da war ich allein und recht verwaist,
Und traurig trat ich in ihre Stube.

Ihr Schrank stand offen; ich fand ihn noch heut',
Wie sie, abreisend, ihn eilig gelassen,
Wie alles man durcheinanderstreut,
Wenn vor der Tür die Pferde schon passen.

Ein aufgeschlag'nes Gebetbuch lag
Bei mancher Rechnung, von ihr geschrieben;
Von ihrem Frühstück am Scheidetag
War noch ein Stücklein Kuchen geblieben.

Ich las das aufgeschlag'ne Gebet;
Es war: „Wie eine Mutter um Segen
Für ihre Kinder zum Himmel fleht."
Mir pochte das Herz in bangen Schlägen.

Ich las ihre Schrift, und ich verbiß
Nicht länger meine gerechten Schmerzen;
Ich las die Zahlen, und ich zerriß
Die Freudenrechnung in meinem Herzen.

Zusammen sucht' ich den Speiserest,
Das kleinste Krümlein, den letzten Splitter;
Und hätt' es mir auch den Hals gepreßt,
Ich aß vom Kuchen und weinte bitter.

5. Bitte.

Weil auf mir, du dunkles Auge,
Übe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht.

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für!

Digitized by Google

6. Der fromme Pilger.

Selig wandelt dort ein Ritter
Durch Jerusalems Gefilde;
Weinend trat er auf den Boden,
Wo einst wallte Jesus Christus,
Und die Lippen senkt er küssend
Auf den Grund, der ihn getragen.
Alles Erdenleids genesen
Fühlt sich hier der fromme Pilger;
Mit der Bürde seiner Sünden
Sind die Lasten seiner Sorgen
Hinter ihm ins Meer versunken. —

Anders rauschen hier die Wasser,
Anders wehen ihm die Lüfte,
Wie erquickend und geheiligt
Sind die Züge seines Odems!
Wunderbar bewegte Hauche
Säuseln durch das Laub der Bäume,
Gleich als hätte hier die Erde
Ihn noch immer nicht vergessen,
Der hier einst geliebt, geduldet
Und am Kreuz für uns gestorben;
Gleich als rauschten holde Mären
Sein Gedächtnis durch die Wipfel,
Frohe Kunden, Festgesänge,
Göttlich leise Traditionen,
Von den Blättern, welk und sinkend,
Zugerauscht den frischen, grünen,
Und von Blüte hin zu Blüte
Fortgehaucht durch all die Zeiten.

Andere Proben bei Hellinghaus: Die Wurmlinger Kapelle; Die Werbung; Die drei Indianer; Der Postillon; Das Leben ohne Christus; Primula veris; Frühlings Tod; Meeresstille u. a.; bei Reuter: Der Lenz.

4. An Lenau reihen wir am besten den Deutsch-Ungarn Karl Beck sowie die Deutsch-Böhmen Moritz Hartmann und Alfred Meißner an, ein mit Lenau befreundetes und geistig verwandtes Kleeblatt.

Mit Lenau teilten sie die Begeisterung für geistige und politische Freiheit (die sie freilich in ihrer Art auffaßten), die Verkennung der Kirche, ihrer Diener und ihrer Wirksamkeit, und darum Anfeindung derselben, aber auch — und das ist ein edler Zug — die tiefe Liebe zur Heimat. Von Lenaus Weltschmerz und Melancholie findet sich ein Widerschein in Meißners Dichtungen; sein ruheloses Umherjagen in der Welt macht sich ebenso bei Beck und Hartmann geltend. Mehr oder weniger sind sie auch Geistesverwandte der politisch revolutionären Dichter in der vorigen Gruppe, besonders Hartmann. Ebenso haben alle drei ihre ersten Dichtungen im Auslande herausgegeben, und zwei von ihnen (Hartmann und Beck) mußten wegen derselben gerichtliche Verfolgung leiden.

Karl Beck (geb. 1. Mai 1817 zu Baja in Ungarn, Protestant, wiewohl von jüdischem Vater abstammend) lebte von früh auf fast nur der Poesie, und zwar der deutschen, weil er die deutsche Sprache, die er erst vom neunten Jahre an sprach, so lieb gewonnen hatte. Dafür waren ihm seine Landsleute sehr abhold, so daß er meist außerhalb Ungarns lebte, zuletzt als sehr armer Redakteur in Wien, wo er am 10. April 1879 starb. Sein schwungvolles Gelegenheitsgedicht „Die Eisenbahn" machte ihn schnell und weithin berühmt.

Seine Lyrik hat zu gesuchte, selbst widerliche Bilder. Am besten sind die „Stillen Lieder" und die „Lieder vom armen Mann" ꝛc. In seinem Epos „Janko, der ungarische Roßhirt" (1841), das er „Roman in Versen" nannte, schildert er das wilde, leidenschaftliche Leben des ungarischen Volksstammes in leider ganz ungeregelter Form (eine Menge der verschiedensten Strophenarten anwendend); in seinem

Digitized by Google

zweiten Epos „Jadwiga" (1863) schildert er das polnische Leben, aber in gleichmäßiger Strophenform. So lebensvoll die Darstellung und der Klangreichtum ist, so tritt doch die dichterische Empfindung häufig hinter blendendem Farbenspiel zurück.

Moritz Hartmann (1821 zu Duschnik von jüdischen Eltern geboren) entschied sich wie Beck für das freie Studium. Sein Jugend- und Mannesleben war ein höchst unstetes, wie er selbst von sich bekannte: „Ich will die Welt kometenhaft durchkreisen und fliehn und kommen ohne Rast und Ruh'." Als Jüngling schon wurde er in den Strudel der politischen Wühlereien und Revolutionen gerissen, und so finden wir ihn zu Frankfurt und Stuttgart beim erfolglosen Reichs- und Rumpfparlament, nachher zu Wien auf den Barrikaden (neben Robert Blum), in der Schlacht von Waghäusel (badische Revolution) und dann als Flüchtling, bis er nach vielem Hin- und Herreisen die ruhigere Arbeit eines Redakteurs, zuerst in Stuttgart, zuletzt in Wien, übernahm. Hier starb er 1873. — Seine Erstlingsgedichte „Kelch und Schwert" (1845) zogen ihm gleich Verfolgungen zu, und er konnte kaum der Haft entgehen. Für die Epik hatte er ungleich mehr Begabung.

Daß er sein Talent auch verwandte, um gegen Beamte und Geistliche zu polemisieren, insbesondere die vermeintliche Herrsch- und Habsucht sowie die Heuchelei des sog. „Pfaffentums", das nicht erwiesene „heillose Treiben der Jesuiten" mit glühenden Farben zu schildern, ist begreiflich. Sehr mißlungen ist darum auch die „Reimchronik des Pfaffen Mauritius" (1849), trotz alles darin enthaltenen Witzes. Hingegen die Erzählung „Der Krieg um den Wald" (1850), die idyllische Dichtung „Adam und Eva", die poetischen Erzählungen „Schatten", das „Tagebuch aus Languedoc und Provence", die Gedichtsammlung „Die Zeitlosen", zahlreiche Novellen und das Lustspiel „Buridans Esel" sind Erzeugnisse seiner friedlicher gesinnten Muse.

Der dritte des Kleeblattes: Alfred Meißner* (geb. 1822 zu Teplitz, wo sein Vater Badearzt war, starb 1885 in Bregenz infolge eines Selbstmordversuches, aber versöhnt mit der Kirche), promovierte 1846 als Doktor der Medizin, ohne jedoch zu praktizieren; auf seinen zahlreichen Reisen weilte er auch zweimal längere Zeit in Paris und verkehrte hier mit Heine.

Daß er in seinen „Gedichten" und Epen („Ziska", 1846) die glühendste Begeisterung für Böhmen, herzliche Teilnahme an jeder Art Elend, wo er es findet, kundgibt, ehrt gewiß den Dichter; ob die politische und religiöse Freiheit, für die er schwärmt, die wahre, gesunde sei, das wollen wir dahingestellt sein lassen. An der Ausarbeitung des gehässigen Romans „Zur Ehre Gottes. Eine Jesuitengeschichte" ebensowie seiner andern Romane hatte Franz Hebrich erheblichen Anteil. Meißner hätte das nicht verschweigen dürfen.

So fließend übrigens Meißners Stil, so glücklich und wahr er sonst das Leben schildert, „so sind doch seine Bilder oft gesucht und selbst geschmacklos" (H. Kurz).

Ein Beispiel folge hier: „Die Stimme der Sängerin" — heißt es in dem Roman „Sansara" — „riß gleichsam die Wände des Zimmers nieder, ließ sie verschwinden und erweiterte das Gemach zu einem von Lichtäther erfüllten, klingenden Saale."

Digitized by Google

In der Heimat.

(Von M. Hartmann.)

Im Schimmer des Morgentaus
Erglänzte die Erde helle,
Ich saß vor der Mutter Haus
Harrend und allein auf der Schwelle.

Noch waren die Fenster geschlossen,
Geschlossen noch Tür und Tor,
Und meine Tränen flossen
Allmächtig und glücklich hervor.

Nicht wollt' ich, daß vom Schlummer
Sie meinethalben erwacht',
Sie, die so oft schon in Kummer
Um mich verweinet die Nacht.

Sie sagen, der Schlaf am Morgen
Bringt wieder die Kraft zurück
Für des Tages Mühen und Sorgen —
Er stärke sie für das Glück.

Und einen heißen Kuß
Drückt' ich auf die Schwelle gerühret;
Es hat sie ja ihr Fuß
Gewiß noch gestern berühret.

Auf dieser Schwelle ja stehn
Die Leidenden und die Armen,
Die hoffend auf zu ihr sehn,
Zu ihr und ihrem Erbarmen.

Wie oftmals stand ich dabei,
Wenn sie die Gaben verteilte,
Ihr mildes Wort wie Arznei
Die Kranken und Duldenden heilte!

Wie zu dem Heiligenbilde,
So sahn sie zu ihr hinan;
Sie tat ihre Taten der Milde
Und wußte nicht, was sie getan.

Kaum war verkühlt der Ofen,
Schon auf das heilige Brot
Die dankenden Tränen trofen
Der lächelnden Kinder der Not.

Noch trug der Baum seine Blätter,
Noch deckte nicht Schnee das Land,
Schon trugen gen Frost und Wetter
Die Nackten fort ihr Gewand.

O, wenn für die Menschheit, die kranke,
Ich jemals ein Weh gefühlt:
Ich weiß, wem ich das danke,
Warum es niemals verkühlt.

Und wenn von Lieb' zwei Funken
Je diese Brust durchglüht:
Aus welcher Glut sie gesunken,
Ich weiß es, aus welchem Gemüt.

Ich singe vom schlichten Weibe,
Nicht gewohnt der Ruhmeslieder,
Und wie ich dieses schreibe,
Rinnt meine Träne nieder.

5. Graf Anton Alexander von Auersperg* aus Krain (geb. 11. April 1806 zu Laibach, k. k. Kammerherr; starb am 12. September 1876 zu Graz), welcher meist auf seinen Gütern in Krain, zuweilen auch in Wien lebte, trat als Dichter unter dem Namen Anastasius Grün auf. Seine Muse sollte sich nämlich nicht in Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung verzehren, sondern bekränzt sein mit dem Immergrün der freudigsten Hoffnung auf eine bessere, freiere und, wie er meint, aufgeklärtere (?) Zukunft. Er ist kein revolutionärer Sänger, aber sonst der kühnste Freiheitssänger Österreichs und epochemachend als Anreger der politischen Dichtung. „Freiheit ist die große Losung, deren Klang durchjauchzt die Welt", das ist seine Parole. Besonders zeigt er sich so in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten" (1831), worin er gegen geistige Grenzsperre, Zensur, geheime Polizei und „Pfaffentum" zu Felde zieht. Noch andere Dichtungen ähnlicher Art folgten. Ein österreichischer

Digitized by Google

Graf als Vorkämpfer des Liberalismus, der mußte damals freilich Bewunderung und Beifall ernten, um so mehr, als er so leichte und schöne Verse machte, so jugendlich frisch sang! Aber er hatte schon vorher sich als achtungswerten Dichter erwiesen, besonders durch seinen Romanzenkranz „Der letzte Ritter“ (1830), der gleichsam ein moderner Teuerdank (vgl. S. 122) ist, indem er das Leben des Kaisers Max I. dichterisch behandelt. Späterhin erschienen noch: die Sammlung „Schutt“ mit vier größeren Dichtungen, unter ihnen die beste „Fünf Ostern“; ferner zwei Epen: „Die Nibelungen im Frack“ (1843, gegen seine Anfeinder, besonders Herwegh, gerichtet) und „Der Pfaff vom Kahlenberg“ (1850), eine humoristische Schilderung mittelalterlicher Zustände, die wenig Anklang fand. Unter seinen übrigen, kleineren Dichtungen sind einige äußerst gehaltvoll, z. B. „Die Baumpredigt“, „Der letzte Dichter“; prächtig sind auch seine Balladen auf den Prinzen Eugen.

1. Der Ring.

Ich saß auf einem Berge
Gar fern dem Heimatland,
Tief unter mir Hügelreihen,
Talgründe, Saatenland.

In stillen Träumen zog ich
Den Ring vom Finger ab,
Den sie, ein Pfand der Liebe,
Beim Lebewohl mir gab.

Ich hielt ihn vor das Auge,
Wie man ein Fernrohr hält,
Und guckte durch das Reifchen
Hernieder auf die Welt.

Ei, lustiggrüne Berge
Und goldnes Saatgefild,
Zu solchem schönen Rahmen
Fürwahr! ein schönes Bild!

Hier schmucke Häuschen, schimmernd
Am grünen Bergeshang,
Dort Sicheln und Sensen blitzend
Die reiche Flur entlang.

Und weiterhin die Eb'ne,
Die stolz der Strom durchzieht,
Und fern die blauen Berge,
Grenzwächter von Granit.

Und Städte mit blanken Kuppeln
Und grünes Wälderreich
Und Wolken ziehend zur Ferne,
Wohl meiner Sehnsucht gleich.

Die Erde und den Himmel,
Die Menschen und ihr Land,
Dies alles hielt als Rahmen
Mein goldner Reif umspannt.

O schönes Bild, zu sehen
Vom Ring der Lieb' umspannt
Die Erde und den Himmel,
Die Menschen und ihr Land!

2. Die Baumpredigt.

Um Mitternacht, wenn Schweigen rings,
Beginnt's durch Waldesräume,
Und wo sonst Büsch' und Bäume stehn,
Zu flüstern, rascheln und zu wehn:
Denn Zwiesprach' halten die Bäume.

Der Rosenbaum loht lustig auf
Duft rauscht aus seinen Gluten:
„Ein Rosenleben reicht nicht weit
Drum soll's, je kürzer seine Zeit,
So voller, heller verbluten.“

Digitized by Google

Die Eiche spricht: „Gesund'ner Tag,
Mich täuscht nicht Glanz und Flittern!
Dein Sonnenstrahl ist Todesstahl,
Gezückt aufs Rosenherz zumal,
Und bangend muß ich zittern!"

Die schlanke Pappel spricht und hält
Zum Himmel die Arm' erhoben:
„Dort strömt ein lichter Segensquell,
Der rauscht so süß und glänzt so hell,
Drum wall' ich sehnend nach oben!"

Die Weide blickt zur Erd' und spricht:
„O daß mein Arm dich umwinde!
Mein wallend Haar neig' ich zu dir,
Drein flechte deine Blumen mir
Wie Mütterlein dem Kinde!"

Drauf seufzt der reiche Pflaumenbaum:
„Ach, meine Füll' erdrückt mich!
Nehmt doch die Last vom Rücken mein!
Nicht trag' ich sie für mich allein,
Was ihr mir raubt, erquickt mich!"

Es spricht die Tanne guten Muts:
„Ob ich an Blüten gleich darbe,
Mein Reichtum ist Beständigkeit;
Ob Sonne scheint, ob's stürmt und schneit,
Nie ändr' ich meine Farbe!"

Der hohe, stolze Eichbaum spricht:
„Ich zittre vor Gottes Blitzen!
Kein Sturm ist mich zu beugen stark,
Kraft ist mein Stamm und Kraft mein Mark!
Ihr Schwächern, euch will ich schützen!"

Die Epheuranke tät an ihn
Sich inniger nun fügen:
„Wer für sich selbst zu schwach und klein
Und wer nicht gerne steht allein,
Mag an den Freund sich schmiegen!"

Drauf sprachen sie so manches noch,
Ich hab' es halb vergessen;
Noch flüsterte manch heimlich Wort,
Es schwiegen nur am Graben dort
Die trauernden Cypressen.

O daß die leisen Sprüchlein all
Ein Menschenherz doch trafen!
Was Wunder, wenn sie's trafen nicht?
Die Bäume pred'gen beim Sternenlicht,
Da müssen wir ja schlafen.

Andere Proben bei Hellinghaus: Zwei Wanderer; Unsere Zeit; Der letzte Dichter u. a.

6. Lange viel zu wenig beachtet wurde der Dramatiker Franz Grillparzer*, der „bedeutungsvollste Ausläufer der Goethe-Schillerschen Literaturepoche" (Lindemann), ein Österreicher durch und durch, Wiener sogar in seiner Umgangssprache. Geboren am 15. Januar 1791 zu Wien, verlor er schon als angehender Jüngling den Vater, mußte dann Mutter und Geschwister neben seinen juristischen Studien durch Stundengeben ernähren, wurde (1813) Konzeptspraktikant, dann Hofkonzipist (1823), Archivdirektor (1833), trat 1856 als Hofrat in den Ruhestand, starb in freigewählter Abgeschlossenheit am 21. Januar 1872. — Sein einfaches, einigemal durch größere Reisen nach Italien, Frankreich und England, Griechenland und Konstantinopel unterbrochenes Leben wie sein schüchternes, schwermutvolles sinnendes, zurückhaltendes Wesen erinnern vielfach an den unglücklichen Tasso (siehe S. 350). Als im Jahre 1838 sein tiefsinniges Lustspiel „Weh' dem, der lügt" eine verständnislose Ablehnung fand, unterließ er, tief verbittert, die Veröffentlichung seiner weiteren Bühnendichtungen. Seitdem wurde er von den Wienern wenig mehr beachtet, bis der Theaterdirektor Laube in

Digitized by Google

den fünfziger Jahren durch höchst gelungene Aufführung seiner Jugenddramen ihn wieder auf den Leuchter stellte. So lächelte also erst dem Greise wieder die Sonne des Lebens, zumal an seinem 80. Geburtstage, den die Wiener, die Künstler- und die vornehme Welt voran, zu einem großartigen Ehren- und Jubeltage gestalteten, nachdem er schon am 70. Geburtstage zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses und 1864 zum Ehrenbürger von Wien ernannt worden war. — Von seinen Dramen erregte gleich das erste, „Die Ahnfrau", ungeheures Aufsehen (1817). Es ist eine Art Schicksalstragödie (siehe S. 430), und das damalige Publikum schwärmte für dergleichen. Übrigens ist das Stück voll dramatischen Lebens.

Die Ahnfrau ist eine Urmutter, die zur Buße für eine schwere Sünde als Geist klagend durch die Hallen ihres Stammschlosses wandeln muß, bis ihre letzten Sprößlinge durch die Verkettung „zufälliger" Umstände untergegangen sind.

Ein meisterhaftes Trauerspiel ist „Sappho" (1819), in welchem die altgriechische Dichterin die Rolle der zur Opferung ihrer heißesten Wünsche sich entschließenden Heldin hat. Es ist mehr Seelenmalerei mit zahlreichen Monologen voll Gefühl und Empfindungen als ein eigentliches Drama, und erinnert so an Goethes „Iphigenie". Das gleiche kann man von dem Trauerspiel „Des Meeres und der Liebe Wellen" (1831) sagen, das die Sage von Hero und Leander in zartinnerlicher Weise dramatisiert.

Ausgezeichneter noch ist die Trilogie „Das goldene Vließ" (1821), ebenfalls auf altklassischem Boden spielend.

Im ersten Stück, „Der Gastfreund" (1 Akt), ermordet Aietes den als Gastfreund aufgenommenen Phryxus, der mit dem goldenen Vließ nach Kolchis floh, und zieht den Fluch der Ermordeten auf sich. — Das zweite Stück, „Die Argonauten" (4 Akte), führt uns die Erfüllung des Fluches, das Verderben des Hauses des Mörders, vor. Jason entführt mit dem goldenen Vließ die Zauberin Medea, Aietes' Tochter. Aber der Fluch lebt fort und trifft im dritten fünfaktigen Stücke „Medea" selbst und ihre Kinder.

Von Grillparzers übrigen Stücken seien noch drei charakterisiert: „König Ottokars Glück und Ende", auf gründlichen Geschichtsstudien beruhend, ohne streng historisch zu sein. Meisterhaft ist darin der tschechische König Ottokar in seinem Übermut und seinem Falle, sowie der einfach hohe, männlich fromme Rudolf geschildert. Aber das Stück gefiel den Böhmen nicht, und der Dichter mußte dies fühlen. Das andere: „Der Traum ein Leben", ist ein dramatisiertes Märchen voll herrlicher Poesie, das in Wien ein beliebtes Volksstück wurde. Das dritte endlich: „Ein treuer Diener seines Herrn", verherrlicht in hochpoetischer Weise die deutsche Treue.

In des Dichters Nachlaß fanden sich die Dramen: „Die Jüdin von Toledo", „Libussa", „Ein Bruderzwist in Habsburg" und das Fragment „Esther".

Digitized by Google

Von seinen wenigen Novellen ist „Der arme Spielmann" von zuständigen Kritikern (Kurz und P. Heyse) überaus gepriesen. Daß sich darin „das eigene Sinnen und Träumen, der schwankende, verschüchterte Wille des Dichters, seine Versäumnisse, sein bescheidenes Glück" wenigstens schwach abspiegeln, wird dem Leser bald klar. In seinen „Gedichten" ist er meist schwermutvoll; das beste ist wohl „Feldmarschall Radetzky". Doch finden wir auch brillante Epigramme mit beißender Pointe bei ihm.

In religiöser Hinsicht war er leider Zweifler ganz und gar und huldigte den seit Joseph II. in Österreich landläufigen Ansichten über die Stellung und Rechte der Kirche, über Orden usw. — Wir schließen mit dem Urteile Gustav Freytags: „Grillparzer hat gearbeitet wie ein Herr, nicht wie ein Knecht; darum wird auch sein Lohn der eines Herrn, nicht eines Knechtes sein."

1. Feldmarschall Radetzky.

(Anfang Juni 1848.)

Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!
Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer,
In deinem Lager ist Österreich,
Wir andern sind einzelne Trümmer.

Aus Torheit und aus Eitelkeit
Sind wir in uns zerfallen;
In denen, die du führst zum Streit,
Lebt noch ein Geist in allen.

Dort ist kein Jüngling, der sich vermißt,
Es besser als du zu kennen,
Der was er träumt und nirgends ist,
Als Weisheit wagt zu benennen.

Und deine Garde, die nicht nur wacht,
Nein, auch bewacht und beschirmet,
Sie hat nicht der eigenen Sicherheit acht,
Wenn nachts die Trommel stürmet.

Der Bürger deiner wandernden Stadt
Er weiß, diese Stadt ist sein alles,
Die, wenn sie die Flamme ergriffen hat,
Ihn mitzieht zum Abgrund des Falles.

Und deine Minister, die Führer im Heer,
Sie führen das Schwert an der Seite,
Zu strafen, wenn's irgend nötig wär':
Gehorsam ist Frieden im Streite.

Die Gott als Slav' und Magyaren schuf,
Sie streiten um Worte nicht hämisch,
Sie folgen, ob deutsch auch der Feldherrnruf,
Denn: Vorwärts! ist ung'risch und böhmisch.

Gemeinsame Hilf' in gemeinsamer Not
Hat Reiche und Staaten gegründet;
Der Mensch ist ein einsamer nur im Tod,
Doch Leben und Streben verbündet.

Wär' uns ein Beispiel dein ruhmvoller Krieg,
Wir reichten uns freudig die Hände,
Im Anschluß von allen liegt der Sieg,
Im Glück eines jeden das Ende.

2. Mit einer Uhr.

Die Uhr, sie zeigt die Stunde,
Die Sonne teilt den Tag;
Und was kein Aug' erschaute,
Mißt unsres Herzens Schlag.

Digitized by Google

3. Pöbelliteratur.

Glaubt ihr, man könne kosten vom Gemeinen?
Man muß es hassen oder ihm sich einen.

4. Regel.

Willst die Bescheidenheit du des Bescheidenen prüfen, so forsche,
Nicht ob er Beifall verschmäht, ob er den Tadel erträgt!

Andere Proben bei Hellinghaus: Schweigen; Abschied von Gastein; Abschied von Wien.

7. Zwei in ihrer Dichtungsweise extreme Dramatiker gehören auch hierher. Friedrich Halm* (Franz Joseph Freiherr von Münch-Bellinghausen; geboren 1806 zu Krakau, Jurist, Regierungsrat usw., zuletzt Generalintendant der Hoftheater, gest. 1871 zu Wien) wurde durch seine frühe Vorliebe für die Bühne zu dramatischen Versuchen angeregt und durch seinen hochgebildeten Lehrer, den Benediktiner Michael Enk von der Burg, zur Veröffentlichung veranlaßt. Gleich sein erstes Drama „Griseldis" (1834) wurde mit einem Beifallssturme aufgenommen, daß es sofort überall in Deutschland über die Bretter ging. Doch erhielt sich der Beifall aus guten, von der Kritik längst erkannten Gründen nicht in seiner Stärke. Nach einigen geringen Stücken gewann er sich aber durch den „Sohn der Wildnis" (1842) noch viel mehr Beifall als durch „Griseldis", so daß das Stück in die meisten europäischen Sprachen übersetzt wurde. Er stellt darin „die Macht dar, welche die Liebe und Kultur über den rohen Naturmenschen ausüben".

Aber es fehlt diesem, wie allen seinen Stücken und insbesondere auch seinem Drama „Fechter von Ravenna" (1854) die Naturtreue, wie denn z. B. die Parthenia in dem „Sohn der Wildnis" nicht sowohl ein einfaches griechisches Mädchen aus dem alten Massilia ist, als vielmehr eine moderne Balldame. Und noch ein Hauptfehler seiner Dramen ist das den Spaniern abgelernte Weichliche, Süß-Lyrische, was aber gerade für das Drama am wenigsten sich eignet. Seine letzten Dramen waren „Wildfeuer" und „Begum Somru". Manche Kritiker sehen das Lustspiel „Verbot und Befehl" für Halms bestes Werk an.

Der begabteste Nachfolger von Friedrich Halm ist der Dramatiker Joseph Weilen, von Haus aus ein Böhme (geb. 1828 zu Tetin bei Prag, gest. 1889 zu Wien). Er war zuerst Offizier, später Skriptor an der Wiener Hofbibliothek, Professor der deutschen Literatur an der Generalstabsschule, wurde Direktor der Wiener Schauspielschule, Ritter und zuletzt Hofrat.

Seine Dramen, die einen rhetorischen Charakter haben, sind „Tristan", „Edda", „Drahomira", „Rosamunde", „Der neue Achilles", „An der Pforte der Unsterblichkeit", „Dolores", „König Erich", „Graf Horn". Außer seinen Dramen hinterließ er aber auch Lyrisches („Phantasien und Lieder", „Gedichte") und Episches („Männer vom Schwerte").

Digitized by Google

8. Eduard von Bauernfeld (geb. 13. Januar 1802 zu Wien und daselbst gest. 9. August 1890) schwang sich zu einem der beliebtesten Lustspieldichter Deutschlands auf. In seinen sehr zahlreichen Stücken erfreut uns eine gesunde Lebensanschauung und ein sittlicher Geist, den wir bei den meisten Dramatikern der Neuzeit vermissen. Er arbeitet nicht mit Effekten, die von unsern westlichen Nachbarn geliehen sind, sondern stellt deutsches Leben dar, wie es in Wirklichkeit ist. Darum stehen auch die meisten seiner Lustspiele auf dem Repertoire der größeren Bühnen. Als die besten bezeichnen wir: „Die Bekenntnisse" (1834) und „Bürgerlich und Romantisch" (1855). — Neben ihm erfreut sich als Dramatiker eines besseren Rufes Eduard Mautner (geb. 1824 zu Pest, gest. 1889 in Baden bei Wien), der „Das Preislustspiel" und verschiedene Festspiele, Schauspiele, Novellen schrieb, auch „Gedichte" herausgab, die von einem echten Dichtertalente Zeugnis geben, wenn auch Lenausche Sentimentalität in manche sich verirrt hat. — Eine Wendung der Wiener Posse zum gröberen und karikaturmäßigen bezeichnen die Werke Johann Nepomuk Nestroys* (1802—1862), unter denen namentlich der „Böse Geist Lumpacivagabundus" (1833) einen heute noch fortdauernden Heiterkeitserfolg erzielte.

9. Edlere Wirkungen erstrebte Ferdinand Raimund* (geb. 1790 in Wien, beliebter Komiker daselbst, litt an tiefer Melancholie und nahm sich auf einer Reise nach Wien das Leben 1836). Er schuf eine Reihe sinniger Zauberpossen: „Der Alpenkönig und der Menschenfeind" (1828), „Der Bauer als Millionär" (1826), „Der Verschwender" (1834, mit dem prächtigen Hobellied) ꝛc. Alle seine Stücke haben sittlichen Gehalt, gesunden, volkstümlichen Humor, und durch alle schimmert sein Hauptlebensgrundsatz hindurch: „Das wahre Glück liegt im Frieden der Seele."

Ludwig Anzengruber* (geb. 1839 in Wien, der Sohn eines Gehilfen bei der Hofdomänenverwaltung, der viel Lyrisches und Dramatisches dichtete, Buchhändler, dann Schauspieler, gest. 1889 in Wien). Sein Erstlingswerk „Der Pfarrer von Kirchfeld" (1870), in welchem der römisch-katholische Klerus recht boshaft erniedrigt wird, hat ihn natürlich bei allen schlechten Katholiken und Kirchenfeinden beliebt und berühmt gemacht. Ein trauriger Ruhm! Eine ähnliche Tendenz beeinträchtigt auch die Wirkung seiner Bauernkomödie „Die Kreuzelschreiber" (1872). Vortreffliche und sittlich gesunde Volksstücke sind: „Der Meineidbauer", „Der Gewissenswurm", „Der ledige Hof", „Der Fleck auf der Ehr'" mit echten Bauern und treu gezeichneten Bauerncharakteren. Als Dorfnovellist ist er naturwahr und humoristisch. Er hinterließ außer vielem Dorfgeschichtlichen 16 Theaterstücke, unter denen auch einige wie das unerquickliche „Vierte Gebot" (1878) und das erfreulichere „Heimgefunden" (1889) auf Wiener Boden spielen.

Digitized by Google

10. Unter den österreichischen Dramatikern der Jetztzeit hat sich am meisten der Mähre Philipp Langmann* (geb. 1862 zu Brünn) an Anzengrubers Vorbild geschult. Sein Volksstück „Bartel Turaser" fand 1897 berechtigten Erfolg, der auch seiner Bauerntragödie „Gertrud Antleß" in abgeschwächtem Maße treu blieb. Daneben gestaltet Langmann in Dramen und Novellen vorwiegend Stoffe aus dem Arbeiterleben oft kraß und pessimistisch, aber stets auf Grund einer sittlich ernsten Gesinnung.

Das gleiche Lob kann den Dramen der jüngsten Wiener Naturalistenschule nicht gespendet werden, die frivole Stoffe mit noch frivolerer Gesinnung behandelt. Am meisten technisches Geschick zeigt dabei der Arzt Arthur Schnitzler (geb. 1862 in Wien). Mit einer in den kleinen und widerlichen Zügen peinlichen Ablauschung der Wirklichkeit begründete seine Einakterfolge „Anatol" (1892) den Typus des verweichlichten und sittlich verkommenen Wiener Lebejünglings, der in dem traurigen Sittenbild „Liebelei" unheilstiftend wiederkehrt. Wie der Leichtsinn einer ähnlichen Menschengattung bereits vor Ausbruch der französischen Revolution auf dem Vulkan tanzte, das schildert kurz und eindrucksvoll das dritte Stück seiner Einakterfolge: „Der grüne Kakadu" (1899).

Ein im Äußerlichen ganz anders geartetes Erzeugnis üppiger Wiener Sinnesverzärtelung stellen die Dramen Hugo von Hofmannsthals dar (geb. 1874 in Wien). Seine Verse sind wundervoll geformt, seine Bilder und Gleichnisse phantasie- und farbenreich, seine Stoffe aus fabelhaften Märchenlanden oder zum mindesten weit weg aus dem Orient oder aus den ungezügeltsten Zeiten der Renaissance gewählt. Aber Stücke, wie „Der Tor und der Tod" (1894), „Die Hochzeit der Sobeïde", „Der Tod Tizians" enthalten vorwiegend lyrische Reflexionen, und was sich etwa an Taten abspielt, gehorcht einem lebensfremd ästhetisierenden Sittenkodex.

11. Zu diesen ausgesprochenen Dekadenzerscheinungen bildet ein erquickendes Gegengewicht das stärkere Wiederaufleben der ausgesprochen christlichen Bühnendichtung in Österreich. Die frische und reine Luft der Tiroler Berge weht uns entgegen aus den Werken von Karl Domanig* (geb. 1851 zu Sterzing, Kustos an dem kunsthistorischen Hofmuseum in Wien). So prosaisch der Name „Joseph Straub, der Kronenwirt von Hall" klingt, unter dem er 1885 ein fünfaktiges Drama erscheinen ließ, so packend und bühnengerecht ist es. Joseph Straub ist einer der einsichtsvollsten und hervorragendsten Führer während des ganzen Tiroler Freiheitskampfes vom Jahre 1809 gewesen. Er mußte sich entscheiden, entweder sich selbst den Franzosen auszuliefern oder die ganze Vaterstadt dem Verderben preiszugeben, und er wählte unter Zustimmung seiner Gattin Rosa, die solch eines Mannes würdig war, das erstere. Domanig hat das alles trefflich dargestellt und erfreulicherweise in den Folgejahren bis 1897

Digitized by Google

auch die Tiroler Volkshelden „Speckbacher" und „Andreas Hofer" dramatisch verherrlicht, so daß sich eine Trilogie „Der Tiroler Freiheitskampf" zusammenfügte. Vorausging das lebendige Schauspiel „Der Gutskauf" und nebenher eine Reihe höchst ansprechender Erzählungen aus dem Tiroler Volksleben.

Richard von Kralik (geb. 1852 zu Leonorenhain im Böhmerwald, lebt nach weiten Reisen in Wien), einer der tiefsinnigsten und wissensreichsten Denker und Ästhetiker unserer Zeit, erkannte als seine dramatische Hauptaufgabe die Erneuerung jener frommen mittelalterlichen Mysterienspiele, deren Pflege in katholischen Landen niemals ganz ausgestorben ist. (Passionsspiele in Oberammergau.) So schuf er sein „Mysterium von der Geburt des Heilandes" (1894), das dreiteilige „Mysterium vom Leben und Sterben des Heilandes", „Die Erwartung des Weltgerichts". Nationale Begeisterung lebt in seinen Festspielen „Die Türken vor Wien" (1883), „Kaiser Mark Aurel in Wien", „Der Ruhm Österreichs". Daneben erneuerte er die prächtigen „Puppenspiele" und als epischer Dichter christliche Legenden, wie altdeutsche Heldensagen. In seinen Liedern „Im Heiligen Geist" (1895) bewährt er sich als ein das Gedankenringen der Gegenwart sieghaft überschauender christlicher Dichter.

12. Weniger als Dramatiker, denn als Epiker bedeutend ist der Böhme Karl Egon Ebert*. Er wurde 1801 zu Prag geboren, bereitete sich zu Haus und dann bei den Piaristen zu Wien auf die Universität vor und studierte in der Vaterstadt Philosophie und Jus. 1825 stellte ihn der weiland allbeliebte, kunstbegeisterte Fürst zu Fürstenberg Karl Egon als Bibliothekar und Archivar an, beförderte ihn (1829) zum Archivdirektor, 1848 zum Hofrat und 1854 zum Oberverwalter seiner böhmischen Besitzungen. Seit 1858 lebte er als Pensionär in Prag und starb 1882 zu Smichow bei Prag. — Ebert hielt sich anfangs für das Drama besonders befähigt und schrieb an 20 Dramen zusammen. Doch merkte er beizeiten, daß er mehr für Lyrik und Epik veranlagt sei. So schuf er denn, wie Uhland aus der heimatlichen Geschichte und Sage schöpfend, eine Reihe fast durchweg trefflicher Balladen, Romanzen und Legenden. Überaus lebendig und doch gedrängt, volkstümlich einfach ist „Schwerting, der Sachsenherzog"; sehr ergreifend „Dalibor, der gefangene Geiger", ebenso „Frau Hitt".

Insofern er gern nach schauerlichen Stoffen griff, erinnert er an Chamisso; doch auch das Erhabene sucht er mit Vorliebe auf. An diese kleinen epischen Dichtungen schließen sich größere an, entweder aus einzelnen Romanzen bestehend (z. B. „Otto der Schütz"), oder zusammenhängend („Der Schild", in gut gelungenen Oktaven); ferner das idyllische Epos „Das Kloster".

Überaus gefeiert wurde er in Böhmen, als er das böhmisch-nationale Epos „Wlasta" (1829, in drei Büchern) herausgab.

Digitized by Google

Frau Hitt.

Wo schroff die Straße und schwindlig
Herniederleitet zum Inn, [jäh
Dort saß auf der mächtigen Bergeshöh'
Am Weg eine Bettlerin.

Ein nacktes Kindlein lag ihr im Arm
Und schlummert' in süßer Ruh';
Die zärtliche Mutter hüllt' es warm
Und wiegt' es und seufzte dazu.

„Du freundlicher Knabe, du liebes Kind,
Dich zieh' ich gewiß nicht groß;
Bist ja der Sonne, dem Schnee und dem
Und allem Elend bloß. [Wind

„Zur Speise hast du ein hartes Brot,
Das ein andrer nimmer mag;
Und wenn dir jemand ein Äpflein bot,
So war es dein bester Tag.

„Und blickt doch, du Armer, dein Auge
Wie des Junkers Auge so klar; [hold
Und ist doch dein Haar so reines Gold
Wie des reichsten Knaben Haar."

So klagte sie bitter und weinte sehr,
Als Lärmen ans Ohr ihr schlug.
Mit Jauchzen trabte die Straße einher
Ein glänzender Reiterzug.

Voran auf falbem, schnaubendem Roß
Die herrlichste aller Frau'n, [floß,
Im Mantel, der strahlend vom Nacken ihr
Wie ein schimmernder Stern zu schaun.

Die strahlende Herrin war Frau Hitt,
Die reichste im ganzen Land,
Doch auch die ärmste an Tugend und Sitt',
Die rings im Lande man fand.

Ihr Goldroß hielt die Stolze an
Und hob sich mit leuchtendem Blick
Und spähte hinunter und spähte hinan
Und wandte sich dann zurück:

„Blickt rechts, blickt links hin in die Fern',
Blickt vor- und rückwärts herum,
So weit ihr überall schaut, ihr Herrn,
Ist all' mein Eigentum.

„Viel tapfre Vasallen gehorchen mir,
Beim ersten Winke bereit;
Fürwahr, ich bin eine Fürstin hier,
Und fehlt nur das Purpurkleid!"

Die Bettlerin hört's und rafft sich auf
Und steht vor der Schimmernden schon
Und hält den weinenden Knaben hinauf
Und fleht in kläglichem Ton:

„O seht dies Kind, des Jammers Bild,
Erbarmet, erbarmt Euch sein!
Und hüllet das zitternde Würmlein mild
In ein Stückchen Linnen ein!" —

„Weib, bist du rasend?" zürnt die Frau,
„Wo nähm' ich Linnen her?
Nur Seid' ist all', was an mir ich schau',
Von funkelndem Golde schwer." —

„Gott behüte, daß ich begehren sollt',
Was fremde mein Mund nur nennt!
O so gebt mir, gebet, was Ihr wollt,
Und was Ihr entbehren könnt!"

Da ziehet Frau Hitt ein hämisch Gesicht
Und neigt sich zur Seite hin
Und bricht einen Stein aus der Felsenschicht
Und reicht ihn der Bettlerin.

Da ergreift die Verachtete wütender Schmerz,
Sie schreit, daß die Felswand dröhnt:
„O würdest du selber zu hartem Erz,
Die den Jammer des Armen höhnt!"

Sie schreit's, und der Tag verkehrt sich in Nacht,
Und heulende Stürme ziehn,
Und brüllender Donner rollt und kracht,
Und zuckende Blitze glühn.

Den stutzenden Falben spornt Frau Hitt —
„Ei, Wilder, was bist du so faul?"
Sie treibt ihn durch Hiebe und Stöße zum Ritt:
Doch fühllos stehet der Gaul.

Und plötzlich fühlt sie sich selbst so erschlafft
Und gebrochen den kecken Mut;
In jeglicher Sehne stirbt die Kraft,
In den Adern stockt das Blut.

Herunter will sie sich schwingen vom Roß,
Doch versagen ihr Fuß und Hand;
Entsetzt will sie rufen dem Rittertroß,
Doch die Zunge ist festgebannt.

Digitized by Google

Ihr Antlitz wird so finster und bleich,
Ihr herrisches Aug' erstarrt;
Ihr Leib, so glatt und zart und weich,
Wird rauh und grau und hart.

Und unter ihr strecken sich Felsen hervor
Und heben vom Boden sie auf
Und wachsen und steigen riesig empor
In die schaurige Nacht hinauf.

Und droben sitzet ein Bild von Stein,
Frau Hitt im Donnergeroll,
Und schaut, umzuckt von der Blitze Schein,
Ins Land so grausenvoll.

Andere Proben bei Hellinghaus: Schwerting, der Sachsenherzog; Die Sage von Heinrich dem Löwen; Zwei Bilder; Künstlers Gebet u. a.; bei Kellner: Der Sänger im Palast.

13. Drei Wiener Kinder, deren Dichternamen einen guten Klang haben, dürfen hier nicht fehlen: Johann Nepomuk Vogl* (geb. 1802; Beamter in seiner Vaterstadt, wo er 1866 starb), der Vater der österreichischen Ballade, an Müller, Körner und Lenau anklingend; einige seiner Gedichte (darunter auch ergreifend innige „Lyrische Blätter" sind), z. B. „Das Erkennen", „Vöglein ohne Rast und Ruh'", wurden trefflich komponiert und so weit und breit bekannt. — Viel Ähnlichkeit mit ihm hat Johann Gabriel Seidl* (geb. 1804 zu Wien; 1829 Gymnasiallehrer zu Cilly; 1840 Kustos am k. k. Münz- und Antikenkabinett; 1856 k. k. Schatzmeister; 1867 Regierungsrat, gest. 1875 zu Wien). Er dichtete Lieder, Romanzen („Das Glöcklein des Glücks", „Hans Euler"), Balladen („Der tote Soldat"), den neuen Text der österreichischen Volkshymne, Operntexte, Novelletten u. a. Viele Freunde gewann er sich durch seine oberösterreichischen Dialektdichtungen, seine gemütlich naiven „Flinserln, österreichische Gschtanz'ln, Gsang'ln und Gschicht'ln". — Endlich Ernst Freiherr von Feuchtersleben* (geb. 1806 in Wien; Arzt in seiner Vaterstadt, wo er schon 1849 starb) schenkte uns unter seinen Gedichten auch das schöne, von Mendelssohn komponierte, hier beigedruckte Abschiedslied. Berühmt ist er durch seine allerdings nicht viel positives Christentum verratende „Diätetik der Seele" (1838), ein belehrendes Werkchen, worin er den Frieden der Seele als das zu erstrebende Ziel des Menschen preist und den Satz ausspricht, daß unser Glück, unsere Freiheit und Gesundheit auf diesem Frieden beruht.

1. Der Sieger.

(Von Vogl.)

Es sitzen zu Wien im Kaisersaal
Die Fürsten und Helden in reicher Zahl.
Sie haben entsetzet die bange Stadt,
Nach der so gelüstet den Heiden hat.
Und als nun geendet das reiche Mahl
Und freudig geleert der Siegespokal,

Digitized by Google

Spricht einer: „Genug nun mit Sang und Klang!
Nun sagt, wer die beste Beute errang!“
Ein Pole entgegnet: „Des Sultans Gold
Hab' ich mir aus seinem Zelte geholt.“
Ein Lothringer drauf: „Sein stolzes Panier
Erkämpft' ich mit blutigem Degen mir.“
Ein Wiener sodann: „Manch reiches Gewand
Entriß ich den Flücht'gen mit dieser Hand.“
Ein andrer: „Ich wählt' in aller Eil'
Kamel' und Pferde zu meinem Teil.“
So wußte ein jeder nach seiner Art
Zu sagen, was ihm für Beute ward.
Nur einer im Kreise der Sieger saß,
Der über die andern das Wort vergaß.
„Wie stumm doch, Herr Bischof! Bekennet auch Ihr.
Mich dünkt, Ihr errangt das Geringste schier.“
Herr Kollonitsch, also der Bischof hieß,
Entgegnet mit Lächeln: „Eins ist gewiß:
Was ihr auch erlangt durch der Heiden Flucht,
Nach meiner Beute hat keiner gesucht.
Und doch ist's das Köstlichste in der Tat,
Was man erobert vom Schlachtfeld hat.“
Drauf winkt er den Dienern, auf tut sich das Tor,
Da dränget ein Heer sich von Kindern hervor,
Von Knaben und Mägdlein, so zart und hold,
Die Wangen wie Röslein, die Locken wie Gold.
Die sinken aufs Knie vor den Gottesmann
Und schmiegen mit Weinen an ihn sich an.
„Das ist meine Beute!“ der Bischof sagt,
„Nach der hat nicht einer von euch gefragt.
Ich fand sie verlassen in Harm und Not,
Erwürgt ihre Mütter, die Väter tot.
Da führt' ich sie alle nach Wien herein
Und will den Verwaisten ein Vater sein.“
Und als er zu ihnen gesagt das Wort,
Gestanden beschämt die anderen dort,
Was alle sie auch nach Hause gebracht,
Nichts gleiche der Beute, die er gemacht.

2. Hans Euler.

(Von Seidl.)

„Horch, Marthe, draußen pocht es; geh, laß den Mann herein,
Es wird ein armer Pilger, der sich verirrte, sein! —
Grüß Gott, du schmucker Krieger! nimm Platz an unserm Tisch;
Das Brot ist weiß und locker, der Trank ist hell und frisch.“ —

„Es ist nicht Trank, nicht Speise, wonach es not mir tut;
Doch, so Ihr seid Hans Euler, so will ich Euer Blut!
Wißt Ihr? vor Monden hab' ich Euch noch als Feind bedroht;
Dort hatt' ich einen Bruder, den Bruder schlugt Ihr tot.

Digitized by Google

„Und als er rang am Boden, da schwur ich es ihm gleich,
Daß ich ihn wolle rächen, früh oder spät, an Euch!“ —
„Und hab' ich ihn erschlagen, so war's im rechten Streit;
Und kommt Ihr, ihn zu rächen, — wohlan, ich bin bereit!

„Doch nicht im Hause kämpf' ich, nicht zwischen Tür und Wand
Im Angesichte dessen, wofür ich stritt und stand.
Den Säbel, Marthe, weißt du? womit ich ihn erschlug;
Und sollt' ich nimmer kommen, — Tirol ist groß genug!“

Sie gehen miteinander den nahen Fels hinan, —
Sein gülden Tor hat eben der Morgen aufgetan; —
Der Hans voran, der Fremde recht rüstig hinterdrein,
Und höher stets mit beiden der liebe Sonnenschein.

Nun stehn sie an der Spitze, — da liegt die Alpenwelt,
Die wunderbare, große, vor ihnen aufgehellt;
Gesunk'ne Nebel zeigen der Täler reiche Lust,
Mit Hütten in den Armen, mit Herden an der Brust.

Dazwischen Riesenbäche, darunter Kluft an Kluft,
Daneben Wälderkronen, darüber freie Luft;
Und sichtbar nicht, doch fühlbar von Gottes Ruh' umkreist,
In Hütten und in Herzen der alten Treue Geist.

Das sehn die beiden droben, dem Fremden sinkt die Hand,
Hans aber zeigt hinunter aufs liebe Vaterland:
„Für das hab' ich gefochten, dein Bruder hat's bedroht,
Für das hab' ich gestritten, für das schlug ich ihn tot.“

Der Fremde sieht hinunter, sieht Hansen ins Gesicht,
Er will den Arm erheben, den Arm erhebt er nicht:
„Und hast du ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
Und willst du mir verzeihen, komm, Hans, ich bin bereit!“

3. Auf Wiedersehn.

(Von v. Feuchtersleben.)

Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Daß man, was man am liebsten hat,
Muß meiden,
Wiewohl nichts in dem Lauf der Welt
Dem Herzen, ach! so sauer fällt
Als Scheiden, ja Scheiden!

So dir geschenkt ein Knösplein was,
So tu es in ein Wasserglas,
Doch wisse:
Blüht morgen dir ein Röslein auf,
Es welkt wohl noch die Nacht darauf;
Das wisse, ja wisse!

Und hat dir Gott ein Weib beschert,
Und hältst du sie recht innig wert,
Die Deine —
Es werden wohl acht Bretter sein,
Da legst du sie, wie bald! hinein;
Dann weine, ja weine!

Nun mußt du mich auch recht verstehn,
Ja, recht verstehn:
Wenn Menschen auseinandergehn,
So sagen sie: Auf Wiedersehn!
Ja, Wiedersehn!

Digitized by Google

Proben von Vogls Poesie bei Kellner: Das Erkennen; Heinrich der Vogler; bei Hellinghaus: Wittekind; Gruß an das Vaterland u. a.

Proben von Seidls Poesie bei Kellner: Der Älpler und der Fischer; Glück und Unglück; Das Glöcklein des Glücks; bei Hellinghaus: Der tote Soldat; König Erichs Glaube; Speckbacher und sein Söhnlein; Die Uhr u. a.

Probe von Feuchtersleben Poesie bei Kellner: Die Glücklichen.

14. Neben Grillparzer ist das größte Talent dieser Gruppe Robert Hamerling*. Derselbe ist am 24. März 1830 zu Kirchberg am Walde in Niederösterreich geboren. Seine Jugend verfloß unter den ärmlichsten Verhältnissen. Als Chorknabe im nahen Cistercienserstift Zwettl wurde er von den dortigen Patres zum Studium angeregt und unterrichtet, bis er 1844 mit seiner Mutter nach Wien übersiedelte. Hier absolvierte er Gymnasium und Hochschule, bloß seinen Studien (er war Philologe), poetischen Träumen und Idealen lebend. Im Jahre 1848 trat er in die am 13. März in der „Aula" gegründete revolutionäre „akademische Legion" ein, machte deren unbesonnene Streiche mit bis zum 6. Oktober, kam trotzdem unverfolgt durch, widmete sich mit Eifer der Philosophie, Linguistik (besonders Sanskrit und Persisch), der Naturwissenschaft, Geschichte, ein paar Jahre sogar der Medizin, wurde vorübergehend als Lehrer an den Gymnasien zu Wien und Graz, zuletzt (1855) definitiv in Triest angestellt, 1866 wegen Kränklichkeit durch des Kaisers Gnade in Anerkennung seiner poetischen Leistungen mit doppeltem Ruhegehalt pensioniert. Jetzt siedelte er nach Graz über, wo er, trotz kränklichen Körpers und vieler Schmerzen, bis zum Tode (13. Juli 1889) eifrigst der Muse diente. — Als Dichter hat er sich, und mit Recht, einen großen Namen schon durch sein in fünffüßigen Jamben geschriebenes, in mehr als 20 Auflagen verbreitetes Epos „Ahasverus in Rom" (1866) erworben.

Der eigentliche Held des Epos ist der Kaiser Nero, der unnatürliche, Menschen und Göttern zum Hohn lebende Tyrann und Repräsentant des in Pracht, Verschwendung, Unzucht, Blut und Brand aufgehenden Rom. In ihm will der Dichter „das Leben uns an einem Ziele zeigen, wonach vielleicht es wieder einmal steuert", in jenem Rom mit seinen Genüssen und Verbrechen unserer und der nachkommenden Zeit den Spiegel vorhalten. Der ewige Jude ist hier zum ewigen Kains-Menschen umgewandelt und so dem Nero als Gegensatz hinzugesellt, „die tiefste Todessehnsucht zugesellt dem höchsten Lebensdrang". — Die Schilderungen sind von seltener historischer Treue und Anschaulichkeit, und es verrät das Epos in allem übrigen eine große poetische Kraft, einen der begabtesten und ernstesten Dichter der Gegenwart. Dennoch muß es ausgesprochen werden: „Das Erscheinen dieses Buches ist im Interesse der Sittlichkeit tief zu bedauern." Der Dichter bleibt zwar überall edel; aber er hat fast nur Häßliches und Lasterhaftes zu schildern, und er schildert es viel zu sehr in das einzelne gehend und viel zu üppig.

Drei Jahre später erschien sein zweites in Hexametern gedichtetes Epos, „Der König von Sion", zehn Gesänge umfassend. Der Dichter be-

Digitized by Google

handelt darin das 15 Monate dauernde Wiedertäuferreich in Münster. „Jan von Leyden" ist also der Held des Epos. Im Ringen und Kämpfen desselben stellte der Dichter seine eigenen Seelenkämpfe dar, womit wohl zusammenhängt, daß dieses Epos sein Lieblingswerk war. Wiewohl nun dasselbe ihm noch reichere Lorbeeren eintrug als „Ahasverus", überhaupt sein bedeutendstes Werk ist, so muß doch wegen des krassen Abweichens von der Geschichte, der Idealisierung der wiedertäuferischen Bösewichte und mancher schwülsinnlichen Schilderung die gesamte Jugend und das zarte Geschlecht vor demselben gewarnt werden. — Zum Drama wandte sich Hamerling in der allzu langen Tragödie „Danton und Robespierre" (1871, in fünf Aufzügen, mit ungefähr 50 [!] Personen). Hier idealisiert er das Scheusal Robespierre, wie er im vorhin genannten Epos den Wüstling Jan von Leyden idealisiert hat.

Das Drama soll eine sog. „Rettung" sein. Hamerling stellt deshalb Robespierre als einen an und für sich äußerst gefühlvollen, für seine menschheitsbeglückenden Ideen aber mit Energie tätigen Schwärmer hin und will Hochachtung, Mitleid für den, wie der Dichter in allem Ernste meint, „von den Geschichtschreibern verleumdeten" Bluthund gewinnen. Dazu kommen auch in dieser Dichtung die unsaubern Stellen (natürlich im Munde der verschiedenen Bösewichte). Wiewohl nun auch hier wieder die Charakterschöpfungen packend, prägnant und fein nuanciert, zahlreiche inhaltschwere Gedanken, große Ideen eingeflochten sind, die Sprache markig, flüssig und wohlklingend wie in den übrigen Werken des Dichters ist, so zeigt diese Tragödie doch, daß Hamerling weniger Gabe für das Drama hatte.

Die gedankenreichste Dichtung Hamerlings ist der philosophisch angelegte „Homunkulus" (1888, in vierfüßigen Trochäen). „Homunkulus" ist eine Satire auf unser Zeitalter, das er als ein verächtlich-kleinliches, seelenloses verspottet, eine großartige witzige Kritik der modernen Gesittung, die als eine durch und durch hohle gezeigt wird. Dafür und weil er auch scharfe Worte gegen das „neue Israel" richtete, wurde er in der betreffenden Presse fürchterlich angegriffen. In einer Dichtung, „Die sieben Todsünden" betitelt, stellt der Dichter das Unmoralische zum Glück viel vorsichtiger dar. Aber auch in seinen sonstigen Geistesschöpfungen, wie im Roman „Aspasia" (1876), in der Novelle „Die Waldsängerin", im Lustspiel „Lord Lucifer" und in der zart poesievollen Dichtung „Amor und Psyche" (in reimlosen fünffüßigen Trochäen), wandelte Hamerling mehr oder weniger noch auf der Bahn des Dichters von „Tristan und Isolde", und er ist also aus dem Leben geschieden, ohne die Einsicht zu gewinnen, daß dem Dichter die Unsterblichkeit am sichersten und ehrenvollsten verbürgt ist, wenn er sich ideal-schöne Stoffe wählt und dieselben — was Hamerling gekonnt hätte — in ideal-schöner Weise, ohne Verletzungen des Anstandes und der Sitte durchführt. — Hamerling hat auch Lyrisches herausgegeben: „Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern". Auch hierin verrät er den wahrhaften Dichter; doch dürfte die Auswahl

Digitized by Google

nach Inhalt und Form etwas strenger gewesen sein. Die zweite Sammlung: „Blätter im Winde", gewährt einen tiefen Einblick in des Dichters innerstes Leben.

Hamerlings bedeutendste Prosaschriften sind: „Skizzen, Gedenkblätter und Studien", welche einen hervorragenden Aufsatz über Dante (zur Dantefeier) enthalten, und die „Hesperischen Früchte", tadellose Übersetzungen moderner, realistischer italienischer Novellen. In den „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" hinterließ er eine Selbstbiographie.

Aus Hamerlings begeisterungsglühendem „Schwanenlied der Romantik" stammen die folgenden Strophen:

Ja, Vaterland, geliebtes! umströme dich Glück und Heil,
Was Bestes bringen die Zeiten, es werde dir zu teil;
Nur fleh' ich, nie mißachte in neuem Strebensdrang,
Was deutschen Namens Ehre gewesen ein Jahrtausend lang!

Entfache des Geistes Leuchte zu nie geseh'nem Glanz;
Doch pflege du das Herz auch: pflege den keuschen Kranz
Tiefsinniger Gefühle; wahre duftig zart
Die Blume deutschen Gemütes im frost'gen Hauch der Gegenwart.

Was Wirklichkeit dir immer für goldne Kränze flicht,
Mein Volk, der Ideale Bilder stürze nicht!
Stehn ihre Tempel öde, du walle noch dahin,
In ihrer Sternglut bade sich ewig jung der deutsche Sinn!

Wenn sie dich Träumer schelten, mein Volk, erröte nicht,
Nicht höre den falschen Propheten, der tadelnd zu dir spricht,
Du müsstest „staatsklug" werden, es heische das Völkerglück
Den nackten Egoismus, des Urwalds Raubtierpolitik!

Nein, weil es dir vertraut ward, das Banner des Ideals,
So halt es hoch im Schimmer des ewigen Sonnenstrahls;
Hoch halt es unter den Völkern und walle damit voran
Die Pfade der Gesittung, der Freiheit und des Rechtes Bahn!

Ruhmvoll ist deutsche Treue, hoch gilt Germanenwort:
So bleibe, mein Volk, denn ewig des ewigen Rechtes Hort!
Wem ist, wie dir, entbehrlich Raub, Unrecht oder Trug?
Wer ist, du größtes der Völker, so sehr wie du sich selbst genug?

Herzensadel bleibe des deutschen Namens Ruhm,
Recht und Wahrheit bleibe sein Palladium;
Auf diese starken Säulen, vom Wandel der Zeit umkreist,
Gründe für alle Zeiten dein Weltreich dir, o deutscher Geist!

Proben bei Hellinghaus: Alexander am Indus; Der Reiter; Ein deutscher Admiral; Das Paradies u. a.

15. Abgesehen von Hamerlings „Homunkulus" leistete von dieser Gruppe im satirischen Epos allein Hervorragendes der Wiener Prälat Dr Sebastian

Digitized by Google

Brunner* (geb. 10. Dezember 1814 zu Wien; lange Zeit Herausgeber der von ihm gegründeten „Wiener katholischen Kirchenzeitung", 1853 Universitätsprediger, später Konsistorialrat in Wien, starb im Greisenasyl zu Währing bei Wien am 26. November 1893). An ihm fanden die Weltschmerz- und Revolutions-Dichter sowie alle, deren Poesie vom „Pfaffentum" und vom Pfaffenwahn lebt, ihren ebenbürtigen, ja überlegenen und furchtlos kämpfenden Gegner. Freilich ist er oft sehr derb und sarkastisch und schießt bisweilen (besonders was Goethe und Schiller betrifft) weit über das Ziel hinaus; aber derlei Mängel hat man zu aller Zeit genialen Satirikern nicht so hoch angerechnet, wie es Brunner seitens gewisser Kritiker (z. B. Kurz) geschieht. Und man darf ihn, was das Genie betrifft, kühn einem Fischart, Murner und Abraham a Sancta Clara zur Seite stellen. Schon „Die Welt ein Epos", „Der deutsche Hiob", „Der Nebeljungen Lied" (1845), „Blöde Ritter", die „Keilschriften" ließen ihn als einen modernen Aristophanes, als einen christlichen Börne erkennen. Jean Paulschen Humor entwickelte er in „Des Genies Malheur und Glück", „Fremde und Heimat" und „Diogenes von Azzelbrunn". Die Schäden der modernen Pädagogik geißelt er in der „Prinzenschule zu Möpselglück"; als geistreichen Beobachter und fleißigen Sammler bekundet er sich in den Reisebildern: „Kennst du das Land?", „Aus dem Venediger- und Langobardenland", „Unter Lebendigen und Toten", „Heitere Studien". Seine mit vielem Humor und Geistestiefe geschriebene Selbstbiographie erschien in fünf Bänden unter dem Titel „Woher und wohin?" — Nur nebenbei sei bemerkt, daß Brunner auch auf rein theologischem und historischem Gebiete erstaunlich viel und Treffliches schrieb. Die Zeit Josephs II. besonders hat er nach archivalischen Studien gründlich beleuchtet. Seine „Hau- und Bausteine zu einer deutschen Literaturgeschichte" sind zu hastig gearbeitet, enthalten aber unter allzu groben Ausfällen auch manchen treffenden Hieb.

16. Nicht vergessen darf ferner sein ein Epiker und Lyriker, den Kärnten stellt: Konstant von Wurzbach-Tannenberg* (mit dem Dichternamen W. Konstant). Geb. 11. April 1818 zu Laibach als der Sohn eines Rechtsgelehrten, studierte er Jus in Graz, wurde jedoch Offizier und hörte als solcher in Lemberg Philosophie, trat dann in den Staatsdienst, wurde k. k. Hof- und Regierungsrat und siedelte pensioniert 1874 nach Berchtesgaden über, wo er am 10. August 1893 starb. Einen berühmten Namen und den Adelsstand erwarb er sich hauptsächlich durch das „Biographische Lexikon des Kaisertums Österreich" (60 Bände), dem er fast alle seine Mußestunden opferte, und das er ganz allein schrieb. Durch die Poesien seines berühmten Landsmannes Anastasius Grün, mit dem er schon früh in persönlichen Verkehr kam, zum Dichten angeregt, entfaltete er stetig sein Dichtertalent mehr und mehr, so daß ihm der Ehren-

Digitized by Google

kranz eines der besseren Dichter wohl gebührt. Seine „Parallelen“ und „Gemmen“, seine „Kameen“ und sein Sang „Von einer verschollenen Königsstadt“ (Krakau) enthalten epische Dichtungen höheren Ranges. Mit wenig Versen versteht er ein ganzes Leben vorzuführen. — Als Lyriker ist Wurzbach wie ein über Blumenkelchen gaukelnder Kolibri so farbig und leicht beschwingt, von allen Düften berauscht, von allem Blütensaft naschend. In den Sammlungen „Aus dem Psalter eines Poeten“ und „Cyklamen“ springen frische Quellen und rauscht der urwüchsige Wald, und alle Vögel kommen zum Heidekirchlein geflogen, „Wann das Kirchenglöcklein tönt“, und viele dieser Lieder mögen im Hochgebirg, im Blütental oder unter Waldesschatten unmittelbar seinem Herzen entströmt sein. Wurzbach erwarb sich auch Verdienste durch seine Schriften über die Kulturgeschichte Polens, die Geschichte der Literatur und Kunst („Das Schiller-Buch“, „Joseph Haydn und sein Bruder Michael“, „Das Mozart-Buch“, „Ein Madonnenmaler unserer Zeit“ [Edw. v. Steinle] usw.). Daß er auch als betrachtender Dichter Erquickliches bietet, mögen einige Proben beweisen:

1.

Welch wunderbar Gefäß
Bist du, o Menschenherz!
Du nimmst in dich die Freude
Und auf in dich den Schmerz.
Und wenn es überschäumt,
Dann gibt davon die Spur
Im Schmerz wie in der Freude
Doch eine Träne nur.

2.

Wenn's im Gemüt
Dir glüht,
Laß es nicht verglimmen!
Was dich heut
Hoch erfreut,
Kann dich morgen — verstimmen.

3.

Hast du erblickt das Licht der Welt,
Siehst du an deiner Wiegen
Zwei eig'ne Gaben liegen;
Dein bleiben beide ungewählt:
Das Lachen, um dein Weinen
Gar froh zu überscheinen;
Das Weinen, um dein Lachen
In Kürze wett zu machen.

4.

Wer wird die Wahrheit mit Witzen beweisen?
Man faßt den Demant in Gold, nicht in — Eisen.

17. Zu den Ependichtern müssen noch Pollhammer, Seeber und Hlatky gestellt werden. Der Älteste darunter, Joseph Pollhammer* (geb. 1832 zu Aussee in Steiermark, wo sein Vater Postmeister war), doktorierte als Jurist und wurde Notar und wirkt als solcher heute noch in Krems. Von dem liebenswürdigen Grillparzer zum Dichten angeregt, schuf er das schöne Epos „Kolumbus“. — Joseph Seeber* (geb. 1856 zu Bruneck im Tiroler Pustertal), früher Professor am Gymnasium zu Brixen, jetzt Militärseelsorger in Salzburg. Sein würdig frommes, schlichtes episches Gedicht „St Elisabeth“ zeichnet die erhabene Hauptgestalt trefflich, die

Digitized by Google

Nebenfiguren frisch und lebenswahr, enthält anmutige Naturschilderungen. Er dichtete auch eine Tragödie „Judas"; seine bedeutendste Schöpfung ist das epische Gedicht „Der ewige Jude" (1894, in ungereimten Jamben).

Darin ist die schon mehrmals dichterisch behandelte Sage so durchgeführt, wie sie in der alten Zeit im deutschen Volk erzählt wurde. Ahasverus, wie er in der Sage leidte und lebte, seine Unruhe, seine Zweifel, sein Haß gegen Christus sind ergreifend geschildert, zumal sein Ende: Der auch körperlich Erblindete wird durch den Papst zum Heiland geführt und stirbt, hier innerlich und äußerlich wieder sehend geworden, in seligem Frieden.

Seebers reiche Anlage für die Lyrik beweisen am besten seine unter dem bescheidenen Namen „Ein fliegend Blatt" herausgegebenen vier Abteilungen von „Gedichten", welche aus des Dichters Herzen wie die Quellen aus dem Schoße der Tiroler Alpen hervorsprudeln. Schilderungen aus dem Tiroler Freiheitskampf gibt sein volkstümliches Drama „Spinges" (1896).

Als ein fertiger Meister episch-dramatischer Dichtkunst, würdig den größten Namen der Vergangenheit angereiht zu werden, ist in spätem Alter Eduard Hlatky* (geb. 1834 zu Brünn, lebt als Eisenbahnoberingenieur in Wien) hervorgetreten. Erst in den Jahren 1896—1897 erschien seine große Trilogie „Weltenmorgen", deren drei Handlungen den Sturz der Engel, den Sündenfall und das erste Opfer in dialogischer Form vor Augen führen. Die Sprache und ganze Darstellungsweise dieser Dichtung ist ebenso formvollendet, als ihr Geist tiefsinnig und von wärmster Religiosität belebt.

18. Indem wir uns nun den Lyrikern dieser Gruppe zuwenden, wollen wir beginnen, dem Gesange der Nachtigallen zu lauschen, die gleich Herrn Walther von der Vogelweide in „Österriche" ihrem Neste entflogen, und ihre Sangeskunst prüfen. Der älteste dieser Periode ist Johann Senn* von Pfunds im Oberinntal (1792—1837), dessen Lieder ebenso kräftig schön wie originell sind. In seinen für Freiheit des Volkes kämpfenden Gesängen weht die Gesinnung, um derentwillen er 15 Monate eingekerkert war. — Im Alter steht ihm am nächsten der aus dem Benediktinerorden an die Dompfarrei von Frankfurt a. M. in Ehren berufene Beda Weber* (geb. 1798 zu Lienz im Tiroler Pustertal, Gymnasialprofessor zu Meran, gest. 1858 zu Frankfurt). Seine „Lieder aus Tirol" atmen Tiroler Glaubenskraft und flammende Liebe zur Papstkirche, aber auch zu starke Hinneigung zum Mystischen. Sehr gerühmt sind seine Prosawerke: „Das Land Tirol", „Charakterbilder" und „Kartons aus dem deutschen Kirchenleben". — Karl von Leitner* (geb. 1800 zu Graz, ebenda gest. 1890; Philologe) ist einer der vorzüglichsten und echtesten Lyriker Österreichs, voll zarter Wehmut, tadellos in der Form. Seine Romanzen und Balladen sind echte Perlen von reinstem Glanz, künstlerische Gebilde voll plastischer Anschaulichkeit („Kanut"); vielleicht sein Bestes befindet sich unter seinen

Digitized by Google

Sonetten. — Ein gedankenreicher und tiefsinniger Dichter ist Vincenz Zusner* aus Krain (1803—1874), der sich vom armen Handelslehrling durch wesentliche Verbesserung chemischer Handelsartikel zum reichen Mann emporarbeitete und drei Sammlungen „Gedichte", „Neue Gedichte" und „Im Walde" herausgab. — Die Gedichte von Adolf Ritter von Tschabuschnigg* (geb. 1809 zu Klagenfurt, Jurist; 1870/71 Justizminister, gest. 1877) sind zart und innig; seine vom Tone des Volksliedes durchhauchten Romanzen bekunden Gestaltungskraft; seine Erzählungen haben aufklärerische Tendenz. — Eine gemüt- und geistvolle Dichtung ist Beda Piringers* (geb. 1810 in Oberösterreich; Priester und Gymnasialdirektor in Wien, gest. 1876 zu Kremsmünster) „Christbaum", die an den Weihnachtsbaum gehaltvolle Schilderungen des Lebens anknüpft und so an Schillers „Glocke" erinnert. — Sehr bedeutend ist Hermann von Gilm zu Rosenegg* (geb. 1813 zu Rankweil in Vorarlberg; starb 1864 als Statthaltereisekretär zu Linz), der mit Byron die Gedankentiefe, mit Heine den Humor, mit beiden die Schönheit und Leichtigkeit des Ausdruckes gemein hat; ihm gelang neben überhitzten Liebesliedern und Streitliedern gegen die Jesuiten gar mancher warme, frohe und reine Klang. — Eines Arztes Sohn ist der 1819 in Baden bei Wien geborne und 1904 ebenda gestorbene Pharmazeut Hermann Rollett*, befreundet mit Justinus Kerner, Lenau, Gutzkow. „Er kommt uns singend und jubilierend nachgehüpft wie ein sorgloser Wandergeselle. Tausend Fragen stellt er an Luft, Wolken, Baum und Fels, aber er wartet nie auf die Antwort, er weiß ja überall selbst das Kürzeste und Beste. Er hat viel von den Minnesängern, auch ihren tändelnden Vers" (Beda Weber). Leider hat er aber in einer Reihe Sonette und Ghaselen auch den Ton Heines und Herweghs angeschlagen und die wohlfeile Popularität der Kirchenfeinde gesucht. — Johann Pfeifer* mit seinem in zwei Bändchen Gedichte niedergelegten einfachen, tiefgefühlten, von frischer Bergluft durchwehten Sang ist 1820 in Galtür in Tirol geboren, studierte Jus, ward Erzherzoglicher Beamter und starb 1888 in Meran.

19. Der 1821 zu Nikolsburg (Mähren) geborne, 1902 zu Brünn verstorbene Israelit Hieronymus Lorm (Pseudonym für Heinrich Landesmann), Sohn eines vielseitig gebildeten Kaufmannes, ließ seine in glatter, korrekter Form geschaffenen Gedichte, die im Geiste Schopenhauers endlose Klagen über die „verfehlte" Einrichtung der Welt vorbringen, meist in Zeitschriften erscheinen. 1843 entstand seine durch glänzende Sprache und poetischen Bilderreichtum hervorragende mohammedanische Faustsage „Abdul". Als Journalist („Wiener Zeitung") und als hochbegabter Kritiker schrieb er trotz Taubheit und halber Blindheit unermüdlich fort und fort. Auch in zahlreichen Erzählungen schilderte er das Welttreiben mit trüber Grundstimmung. — Einen bedeutenden Namen hat sich auch Lorms Glaubens-

Digitized by Google

genosse Ludwig August Frankl erworben. Geboren 1810 zu Chrast in Böhmen, hat er, obgleich jüdischer Abkunft, seine wissenschaftliche Vorbildung bis zur Universität bei katholischen Welt- und Ordenspriestern erhalten und dann mit Auszeichnung Medizin studiert. Doch übte er diesen Beruf nicht lange aus, widmete sich vielmehr als Sekretär der Wiener israelitischen Gemeinde hingebungsvoll den Interessen seiner Glaubensgenossen und tat später als Präsident des Blindeninstituts in Wien außerordentlich viel Gutes. Der Kaiser adelte ihn, indem er ihm den Titel Ritter von Hochwart verlieh. Inmitten vieler Berufsarbeiten gewann er Zeit für Dichtungen und sonstige literarische Arbeiten, so daß er zu den fruchtbarsten und populärsten Schriftstellern Österreichs zählt. Er starb in Wien am 12. März 1894. Als ganzer echter Österreicher gibt er besonders durch sein „Habsburglied" (1832, ein Zyklus historischer Balladen) und das Epos „Don Juan d'Austria" sich kund. Das letztere wie sein Epos „Christoforo Colombo" bezeugen seine poetisch gestaltende Kraft und fruchtbare Phantasie. Wie schmerzlich sein Herz es empfand, daß seine Glaubensgenossen, wie in der Vorzeit, so auch jetzt, „um ein goldenes Kalb tanzen", das spricht er in einem kleineren romantischen Gedicht „Rachel" aus. In den vierziger Jahren, vor und nach der Revolutionszeit, schriftstellerte er auch in politisch-freisinniger Richtung, so daß die Polizei ihm auffässig war. Namentlich ist hier das Gedicht „Die Universität" zu erwähnen, das er am 15. März 1848 veröffentlichte.

Es war das erste zensurfreie Blatt in Österreich, wurde in einer halben Million Exemplaren verbreitet und von 27 Musikern komponiert. Noch sind zu erwähnen sein „Helden- und Liederbuch" (Balladen), der „Primator" und die drei köstlichen Spottgedichte gegen den medizinischen Charlatanismus. Auch für die Prosaliteratur lieferte er wertvolle Beiträge durch die Biographien Grillparzers, F. Hebbels, F. Raimunds und Lenaus. Daß Frankl im Hinblick auf den da und dort nicht selten zu Tage getretenen Judenhaß manchmal etwas Bitteres gegen das Christentum sagt, ist wahr, aber er steht doch sittlich weit über Schriftstellern wie Heine und andern jüdischer Abkunft, besonders Zeitungsschreibern.

20. Als einen der besten Lyriker der Neuzeit offenbart sich Adam Trabert* durch seine „Deutschen Gedichte aus Österreich", welche drei Abteilungen bilden (1. Schwertlieder eines Friedsamen; 2. Ein Menschenleben; 3. Tröst-Einsamkeit). Trabert ist zwar der Abstammung nach ein Kurhesse (geb. 1822 zu Fulda), wanderte aber nach Kurhessens Annexion nach Österreich aus, wurde in Wien Sekretär bei der Generaldirektion österreichischer Staatsbahnen und ist seit 1889 pensioniert. Seine Gedichte gab er erst als Greis in den Jahren 1888 und 1889 heraus. Von ihm besitzen wir auch ein Lebensbild Grillparzers, dessen Person und Schriften er durch und durch kennt. Ebenso schrieb er auch ein hochdramatisches Schauspiel: „Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen" (1892),

Digitized by Google

mit scharfer Charakteristik, poetischer Sprache und in romantischem Geiste. — Der Benediktinernovize Cölestin Gschwari* (Georg), geboren 1823 zu Meran als Sohn eines reichen Müllers, Schüler der am Gymnasium der Vaterstadt wirkenden Professoren Pius Zingerle und Beda Weber, starb lungenkrank schon 1847 in der Heimat, bevor er Pater ward. Er wußte in seinen Dichtungen (Balladen und Lieder) die Kraft der Berge mit der Zartheit und Frische der Alpenblumen zu vereinigen. Er ist eine der lieblichsten Erscheinungen unserer Zeit in Leben und Dichtung. Besonders die „Christnachtwünsche" und „Marienbild im Walde" sind feine Dichterblumen, nicht minder: „Ich kehre heim", „Wallfahrtlied", „Am Grabe des Erlösers". — Gschwaris Gedichte wurden herausgegeben von dem ihm seelenverwandten Ignaz Zingerle*, Germanist an der Universität Innsbruck (geb. 1825 in Meran, gest. daselbst 17. September 1892), dessen Gedichte übrigens manches Rauhe in der Form haben. — Auch Aloys Meßmer* (geb. 1822 zu Nassereith, Professor am Priesterseminar zu Brixen, gest. 1857 zu Albano), der Verfasser der „Reiseblätter", ein naturwüchsig frischer, tiefsinniger, klarer und formvollendeter Dichter, darf nicht vergessen werden; er ist leider zu wenig gekannt. — Als Lyriker und Erzähler zeigte echtes Dichtertalent: Aloys Flir* (geb. 1805 zu Angedair, gest. 1859 zu Rom). Er ist durch seine „Briefe über Hamlet" als geistvoller Ästhetiker bekannt. — Einer der gerühmtesten Sänger aus Tirol ist der Domprediger in Brixen: Norbert Stock*, Kapuzinerpater, pseudonym Bruder Norbert genannt (1840 zu Tux im Zillertal geboren, seit 1860 im Orden, 1866 Schützenkaplan im italienisch-österreichischen Krieg, lange Jahre Lektor der Fundamentaltheologie). Sein warmes Dichterherz, erfüllt von Liebe zu Religion, Kirche und Vaterland, Natur und Menschheit, gepaart mit gesundem Humor, goß er aus in „Legenden und Liedern", in die Gedichte „Religion und Vaterland" und „Blumen aus dem Kapuzinergarten". — Die „Heimatsglocken" des Innsbrucker Professors Joh. Adolf Heyl* (geb. 1849 zu Brixen) enthalten schöne epische, dem Vaterland und seinen Helden geweihte Gedichte und frohe, schalkhafte, wie teils ernste, ergreifende, teils innig religiöse Lieder. — Der Benediktinerpater Leo Fischer* (geb. 1855 zu Vöslau bei Wien, gest. 1895 in Sarnen), welcher die schöne Sammlung epischer Gedichte Ecclesia militans herausgegeben, veröffentlichte 1886 seine „Blumen aus dem Klostergarten". Er erweist darin durch eigenartige Reimverschlingungen eine beträchtliche Sprachgewandtheit und durch den Inhalt seiner Strophen einen edeln, gereiften Geist. Ähnliche Vorzüge zeigen auch seine späteren Sammlungen, deren letzte „Wanderers Weisen" nach seinem Tode erschien. — Als letzten unter den österreichischen Lyrikern hochdeutscher Sprache nennen wir Franz Eichert* (geb. 1857 zu Schneeberg in Böhmen, lebt als Lehrer in Wien). Seine erste Liedersammlung „Wetterleuchten" (1893) enthält vor-

Digitized by Google

wiegend Zeit- und Streitgedichte, die sich mit glühender Begeisterung gegen die Feinde des christlichen Glaubens wenden. In seinen späteren Sammlungen: „Kreuzlieder" und „Höhenfeuer" liebt er friedlichere, gemütsinnige und ausdrucksvolle Weisen und gewinnt in ihnen eine stets wachsende Formvollendung.

1. Das Marienbild im Walde.

(Von Cölestin Gschwari.)

Tief im Wald an einer Eiche
Lehnt ein altes Vesperbild,
Auf des Sohnes blasse Leiche
Lau der Jungfrau Träne quillt.

Setzte wohl in langen Zeiten
Nie ein Mensch hierher den Fuß,
Um der Hochgebenedeiten
Fromm zu stammeln seinen Gruß.

Denn kein Pfad ist ausgetreten
Und der Wald so dicht verzweigt;
Zu dem Bild, dem halb verwehten,
Nur ein Bächlein niedersteigt.

Und ein Alpenröslein blühet
Vor der Himmelskönigin,
Und ein zwitschernd Vöglein fliehet
Zu der Jungfrau-Mutter hin.

's Bächlein vor dem Gnadenbilde
Silberhell vorüberweint,
Daß Maria doppelt milde
Aus den Wellen widerscheint.

O was hab' ich da empfunden!
Als ich solches Wunder fand
Und mein Herz Marias Wunden
Und der Mahnung Sinn verstand,

Hab' ich herzlich weinen müssen,
Daß die Herzen hart und kalt,
Tät das Bild andächtig küssen
Und verließ den grünen Wald.

2. Ave Maria am Abend.

(Von Ign. Zingerle.)

Von den Bergen klingt es nieder
Feierlich in tiefem Ton,
Aus dem Tale singt es wieder,
Bringet fromme Antwort schon.

Und der Bächlein Silberglocken
Stimmen leis ins Klingen ein,
Festlich wallen Blütenflocken
Durch den abendkühlen Hain.

Goldne Sterne, Mond und Töne,
Alle grüßen leis und laut:
„Ave, Ave, ewigschöne,
Holde, heil'ge Gottesbraut!"

3. Die Zelle.

(Von Aloys Meßmer.)

Ach, diese Zelle! Mild im Abendschimmer
Voll roten Lächelns glüht das Fensterlein;
Der Rosenstrauch, der neugiervolle Klimmer,
Drängt seine Zweige, wie er kann, hinein.

Digitized by Google

Ein Vöglein setzt sich drauf und pickt und picket
Und singt und grollt und will verstanden sein;
Es tut sich auf, und draus ein Antlitz blicket,
Ein Greisenantlitz, auch ein Abendschein!

Sprich, wohnst du hier, ersehnter Gottesfrieden?
Wie schön! der Himmelsschimmer deine Zier;
Du Seliger, vom Weh der Welt geschieden,
Nur ihre Rosen blühn empor zu dir!

4. Salve Regina [1].

(Von Bruder Norbert.)

Um den Thron der Guillotine
Tobt und brüllt der wilde Haufen,
Will die junge Wölfin Freiheit
In des Blutes Jordan taufen.

In die Lüfte steigt das Mordbeil,
Schaudernd siehst du's niederblitzen
Und des Blutes heiße Strahlen
Zischend auf zum Himmel spritzen.

Sind es Menschen, sind's Dämonen,
Die da rasen, johlen, springen,
Um das graufe Mordgerüste
Die entmenschten Tänze schlingen?

Sieh, dort stürzt aus Toreswölbung
Eine neue wilde Meute,
Führt mit sich auf blut'gem Wagen
Hohnumringt — zwölf Gottesbräute.

Wüst und öde liegt der Garten,
Schöner doch blüht Gottes Blume,
Klosterfriedens Himmelsrose
In der Seelen Heiligtume.

Still in Gott versunken stehn sie,
Denn es ist Betrachtungsstunde,
Bis das Zeichen wird gegeben,
Gott zu loben mit dem Munde.

Horch, nun tönt es silberhelle,
Und der Haufe lauscht dem Chore:
Am Schafotte angekommen,
Singen sie die letzte Hore.

Beten dann das Paternoster,
Wie's die Vorschrift will, in Schweigen,
Und man sieht der Nonnen erste
Ruhig das Schafott besteigen.

In die Lüfte steigt das Mordbeil,
Blitzend siehst du's niederfallen,
Aus dem Chor der Schwestern jubelt's:
Salve Regina! hörst du's schallen.

Stille wird's am Schreckensorte,
Nur das Fallbeil hörst du dröhnen,
Rote Bächlein hörst du rieseln,
Salve Regina! hörst du's tönen.

Rote Bächlein rieseln reicher,
Doch der Chor wird klein und kleiner,
Und nun tönt das Salve Regina
Nur noch aus dem Munde Einer.

Auf das Blutgerüste steiget
Jetzt die letzte, jüngste Nonne,
Auf der Zunge Salve Regina,
Auf dem Antlitz Fried' und Wonne.

In die Lüfte steigt das Mordbeil,
Dröhnend hörst du's niederfallen, —
Gottes Schrecken jagt die Rotte
Aus den blutbefleckten Hallen.

Totenstille! Vom Schafotte
Rieseln rote Bächlein nieder;
Hoch vom blauen Himmelsbogen
Tönt's wie ferne Siegeslieder.

---

[1] Dies Gedicht beruht auf der Tatsache, daß während der französischen Schreckenszeit die Nonnen vom Montmartre (Karmeliterinnen) in Paris in der hier geschilderten Weise sich hinrichten ließen.

Digitized by Google

Falsch.

(Von Bruder Norbert.)

Falsches Meer, das heute lächelt,
Morgen wilde Wogen türmet!
Falsche Luft, die heute fächelt,
Morgen durch die Blüten stürmet!

Falsche Erde, die bald Segen,
Bald ein giftig Unkraut spendet!
Falsche Wolke, die bald Regen,
Bald des Blitzes Pfeil versendet!

Falscher Mund, der heute schmeichelt,
Morgen Hassesworte schreiet!
Falsches Herz, das heute heuchelt,
Morgen offen Lava speiet!

Falsche Sünde, heute gleißend,
Tückisch weckend eitles Sehnen,
Morgen wild das Herz zerreißend
Mit den giftgeschwollnen Zähnen!

Gott allein — o schwör's aufs neue! —
Sollst du lieben, sollst du loben!
Ew'ge Wahrheit, ew'ge Treue
Findest, Herz, du nur dort oben.

21. Die Eigenart der einzelnen deutsch-österreichischen Volksstämme spricht sich schon in einem großen Teil ihrer hochdeutschen Lyrik bezeichnend aus. Noch viel stärker tritt sie naturgemäß in der reich und schön emporgeblühten Dialektdichtung zu Tage. Bei der großen Zahl der österreichischen Mundarten bietet sie ein gar mannigfaltiges Bild. Der „Flinserln", die J. G. Seidl* in oberösterreichischer Stammessprache sang, wurde schon auf S. 532 gedacht. Weit übertroffen hat ihn Franz Stelzhamer* (geb. 1802 zu Großpiesenham bei Ried, gest. 1874 zu Henndorf bei Salzburg). Seine kraftvoll markigen, manchmal ganz ungebärdig lebenslustigen „Lieder in obderennsischer Mundart", die er als gern gesehener Wandersänger in Österreich und Bayern meisterhaft vortrug, und seine epische Dichtung „D'Ahnl" (1851) werden immer mehr als eine der besten Leistungen der gesamten deutschen Dialektdichtung anerkannt. — In demselben Dialekt zeichnete sich auch Karl Adam Kaltenbrunner* (geb. 1804 zu Enns in Oberösterreich; Buchdrucker; gest. als Vizedirektor der Hof- und Staatsdruckerei zu Wien 1867) aus. Seine „Obderennsischen Lieder" sind der treueste Ausdruck seines Volksstammes, ein schmeichelhaftes, aber wahres Bild von Land und Leuten ob der Enns. — Zahlreiche Freunde gewannen sich in Niederösterreich „'s Schwarzblattl aus'n Weanawald" und „Das Mailüfterl" von Freiherr Anton von Klesheim* (geb. 1816 zu Peterwardein; zuerst Schauspieler, dann auf Reisen als Vorleser von Dialektdichtungen; starb zu Wien 1884). — Was P. K. Rosegger als obersteirischer Dialektdichter geleistet hat, wird bei seiner Würdigung als hochdeutschen Erzählers Erwähnung finden. — Geist und Gemüt des biedern Tirolervolkes hauchte Karl von Lutterotti* (geb. 1793 zu Salurn, gest. 1872 zu Imst; Beamter) seinen Dialektdichtungen ein. — Vorarlberg endlich verehrt gar sehr seinen Kaspar Hagen*, praktischen

Digitized by Google

Arzt in Bregenz (geb. 1820 und gest. 1885 ebenda), der drei frisch duftige Sträuße von ernsten und schwankhaften Poesien im „Hoamatsland" pflückte, die freilich noch etwas mehr gesichtet sein sollten.

1. Da[1] schen Bue.

(Von F. Stelzhamer.)

Und weil i schan worn bi,
A Kerl soviel schen,
Na, so wieri ains thain
Un wier heirathen gehn;
Un suech mar dö Schenste
Fünf Stund in an Krais;
I brauch nix als viel Glück
Und schöns Wöder auf d' Rais.

2. Bei'n Bacherl.

(Von K. A. Kaltenbrunner.)

Du Wasserl, du kloans,
Mit da wisplad'n Sproch,
Rinnst so fleißi und stat
Und mochst dennast dein Soch!

War'n d'Lait as wia du,
Gab's nöt Gschroa und nöt Strit,
Und ma hät auf da Welt
Wia vor deiner an Fried.

Du Bacherl, du fraindligs,
So klor und brinnliacht,
Daß ma überoll leicht
Auf 'n Grund abi siacht.

Wie du soll'n ah d' Lait sein!
Do war 'hnan zun traun,
Und ma kunnt, wia bei dir,
Bis ins Herz eini schaun.

3. Die alt'n Leut'.

(Von Frhr. v. Klesheim.)

Was mi im Leb'n oft recht vergnügt,
Das sein die alt'n Leut';
Denn wann i än alt'n Menschen sich,
Da hab' i all'mal ä Freud'.

Ä alter Mensch, der kummt mä vor
Als wie ä Gotteshaus;
Denn von di Kirch'n und d' alt'n Leut'
Da geht der Seg'n aus.

Der Himmelsvater hat auf der Welt
Die Menschen alli gern;
Do, wen er gar von Herz'n liabt,
Den laßt er recht alt wern.

Und nimmt ä Hand voll Silberschnee,
Wia Mond'nschein so klar,
Das sträd er in alt'n Leut'n äm Kopf,
Und das sein d' weiß'n Haar!

Drum wann i so än Greis oft sich,
Das Haar voll Silberschnee,
Da ziag i glei vor ihm mein Huat,
Als wann i in d' Kirch'n geh.

So hab' i ä vor di hochn Berg'
Die größti Ehrfurcht g'wiß,
Weil ä hocher Berg und ä alter Mensch
Dem Himmel am nächst'n is.

Desweg'n soll'n alli jungen Leut'
Die alten ehr'n und lob'n,
Daß de nur ja nix Schlecht's erzähl'n
Den alt'n Herrn im Himmel ob'n.

Drum ne mal g'sagt: das Alter ehr'n
Als wie ä Gotteshaus;
Denn von die Kirch'n und d' alten Leut'
Da geht der Segen aus!

[1] Die lateinischen a bezeichnen einen Mittellaut zwischen a und o.

Digitized by Google

22. Wir kommen nun zu jenen Österreichern, welche sich mehr der Prosadichtung (Roman und Novelle) gewidmet haben. Und da begegnet uns zuerst der anglisierte Deutschböhme Charles Sealsfield*, dessen Romane einen hohen Rang einnehmen und bei ihrem Erscheinen das allgemeinste Aufsehen erregten. Dieser Dichter, der sich bei der Veröffentlichung seiner ersten Romane gar nicht nannte, heißt eigentlich Karl Postl (geb. 3. März 1793 zu Poppitz bei Znaim in Mähren) und ist ein aus dem Ordenshaus der Kreuzherren zu Prag, worin er Ordenssekretär war, desertierter Priester, weshalb er auch pseudonym auftrat. Aber erst nach seinem Tode stellte sich diese Identität heraus. Nach seiner sein Gewissen schwer belastenden Desertion hielt er sich mit Vorliebe in Amerika (fünfmal machte er die Reise hin und her) und in der Schweiz auf, woselbst er in der Nähe von Solothurn „Unter den Tannen" in der letzten Hälfte seines Lebens eigentlichen Wohnsitz nahm und auch starb (26. Mai 1864). Nach den amerikanischen Vorbildern Washington Irving und Cooper schilderte er in all seinen Romanen Land und Leute von Amerika, aber die Vorzüge jener Dichter vereinend, beide an Neuheit des Stoffes und der Erfindung, epischer, wohltuender Breite und einer überwältigenden Pracht und Schilderung übertreffend.

„In der Zeichnung von ganzen Nationen und Rassen ist er noch unübertroffen. Mit gleicher Sicherheit und Wahrheit schildert er Neger und Indianer, Eingeborne und neue Ankömmlinge, die leichtfertigen Franzosen des Südens oder die kalten, berechnenden Yankees des Nordens und die den Nordamerikaner und den Engländer vereinigenden, warmblütigen spanischen Kreolen, den stolzen Virginier und den heißköpfigen Kentuckier, mit gleicher Sicherheit und Wahrheit die verschiedensten Stände, vom reichen Kaufmann bis zum ärmsten Trödler, den von tausend Sklaven umgebenen Pflanzer sowie den Hinterwäldler. Mit ebenso großem Talent schildert er die Natur in ihren mannigfaltigsten Erscheinungen, die Gebirgswelt und die unermeßlichen Ebenen (Prairien), die Urwälder und das bald ruhige, bald vom Sturm gepeitschte Meer; es lebt und atmet alles in seinen Naturschilderungen, und je größer die Erscheinung ist, desto mächtiger und gewaltiger wird seine Darstellung" (H. Kurz).

Seine Romane führen folgende Titel: „Der Legitime und die Republikaner"; „Transatlantische Reiseskizzen" (in acht einen Roman bildenden Gemälden); „Der Virey (d. h. Vizekönig) und die Aristokraten, oder Mexiko im Jahre 1812"; „Lebensbilder aus beiden Hemisphären" (welche auch unter den besondern Titeln „Morton", „Ralph Doughbys Brautfahrt", „Pflanzerleben und die Farbigen", „Nathan", „Der Squatter-Regulator" erschienen); „Die Deutsch-Amerikanischen Wahlverwandtschaften"; „Das Kajütenbuch" (1841, sein Bestes), und endlich „Süden und Norden".

Alle diese Romane sind vom Geiste der Freiheit, wie eben Sealsfield diese auffaßte, durchweht, und es ist unverkennbar, daß er dadurch Deutschland mit Amerika, mit den Vereinigten Staaten bekannt machen und so den Deutschen zeigen wollte, was Freiheit sei, um Freiheitssinn und Freiheitsdrang in ihnen zu erwecken. Daß Sealsfield da und dort finstern

Digitized by Google

Bigottismus, unheilbrütendes römisches Priestertum usw. wittert, wo andere, billiger denkende Leute dergleichen nicht finden, das wird uns nach seinen oben gegebenen Personalien nicht überraschen. Leider begegnen wir in seinen Romanen auch häufig üppigen Schilderungen.

23. Das Leben der eigenen Heimat schildern eine ganze Reihe österreichischer Erzähler. Unter ihnen steht als einer der größten Meister deutscher Prosa Adalbert Stifter* obenan. Er wurde am 23. Oktober 1805 im Flecken Oberplan am Böhmerwald geboren; nach verschiedenen Studien Lehrer des jungen Metternich, seit 1850 Schulrat in Linz, seit 1865 pensioniert, starb er in Linz am 28. Januar 1868. Stifter war „einer der reinsten und jungfräulichsten Dichter Deutschlands" (Barthel), geschmückt durch echten Seelenadel, durch eine erquickende und rührende Einfalt des Herzens. Dabei war er ein überzeugungstreuer Sohn seiner katholischen Kirche. Zuerst bekannt wurde er durch seine „Studien" (1844—1850), eine Reihe idyllischer und novellenartiger Dichtungen. Darin verrät sich deutlich seine Vorliebe für Musik, Malerei und Naturwissenschaft, und die Schilderung der Natur versteht er wie kein anderer. Namentlich auch am kleinen in der Natur, am Moos und Gestein, an den Blumen und Büschen des Waldes, aber auch droben an den Wipfeln der Bäume und den Silberwölkchen des Himmels haftet voll Liebe sein Blick. Auch in der zarten, empfindungsvollen Darstellung edler Seelenregungen ist er Meister. Etwas Böses oder gar Gemeines ist nirgend bei ihm zu finden. Auch seine „Bunten Steine" (1852) haben des Guten viel und zeigen ihn als „Maler mit der Feder", besonders „Der Bergkristall". Seinen beiden großen Romanen „Der Nachsommer" (1857) und „Witiko" (1867) fehlt freilich die einheitliche, lebhaft fortschreitende Handlung, aber sie entschädigen dafür durch eine Fülle jener liebreizenden Einzelschilderungen, durch die alle Werke Stifters dem Leser hohen Genuß und Veredelung des Herzens bieten.

Als ein Epigramm Hebbels die idyllische Dichtweise Stifters als kleinliche Blumen- und Käfermalerei verspottet hatte, trat dieser in der Vorrede der „Bunten Steine" nachdrücklich für das Recht seiner Kunst ein: „Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen der Getreide, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne halte ich für groß; das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, welcher Häuser spaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerspeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verschüttet, halte ich nicht für größer als obige Erscheinungen, ja ich halte sie für kleiner, weil sie nur Wirkungen viel höherer Gesetze sind. Sie kommen auf einzelnen Stellen vor und sind die Ergebnisse einseitiger Ursachen. . . . So wie es in der äußeren Natur ist, so ist es auch in der inneren, in der des menschlichen Geschlechts. Ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwingung seiner selbst, Verstandesgemäßheit, Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heitern, gelassenen Streben halte ich für groß: mächtige Bewegungen des Gemüts, furchtbar einherrollenden Zorn, die Begier nach Rache, den entzündenden Geist, der nach Tätigkeit strebt, umreißt,

Digitized by Google

ändert, zerstört und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft, halte ich nicht für größer, sondern für kleiner, da diese Dinge so gut wie Hervorbringungen einzelner und einseitiger Kräfte sind, wie Stürme, feuerspeiende Berge, Erdbeben. Wir wollen das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird."

Das Geläute von Oberplan.

(Aus der Erzählung „Granit" in „Bunte Steine".)

. . . In dem Augenblicke tönte hell, klar und rein mit ihren deutlichen, tiefen Tönen die große Glocke von dem Turme zu Oberplan, und die Klänge kamen zu uns unter die Föhren herauf.

„Siehe", sagte der Großvater, „ist es schon vier Uhr und schon Feierabendläuten; siehst du, Kind, diese Zunge sagt uns beinahe mit vernehmlichen Worten, wie gut und wie glücklich und wie befriedigt wieder alles in dieser Gegend ist."

Wir hatten uns bei diesen Worten umgekehrt und schauten nach der Kirche zurück. Sie ragte mit ihrem dunkeln Ziegeldache und mit ihrem dunkeln Turme, von dem die Töne kamen, empor, und die Häuser drängten sich wie eine graue Taubenschar um sie.

„Weil es Feierabend ist", sagte der Großvater, „müssen wir ein kurzes Gebet tun."

Er nahm seinen Hut von dem Haupte, machte ein Kreuz und betete. Ich nahm auch mein Hütchen ab und betete ebenfalls. Als wir geendet, die Kreuze gemacht und unsere Kopfbedeckungen wieder aufgesetzt hatten, sagte der Großvater: „Es ist ein schöner Gebrauch, daß am Samstag nachmittags mit der Glocke dieses Zeichen gegeben wird, daß nun der Vorabend des Festes des Herrn beginne, und daß alles streng Irdische ruhen müsse, wie ich ja auch an Samstagen nachmittags keine ernste Arbeit vornehme, sondern höchstens einen Gang in benachbarte Dörfer mache. Der Gebrauch stammt von den Heiden her, die früher in den Gegenden waren, denen jeder Tag gleich war, und denen man, als sie zum Christentum bekehrt waren, ein Zeichen geben mußte, daß der Gottestag im Aubrechen sei. Einstens wurde dieses Zeichen sehr beachtet; denn wenn die Glocke klang, beteten die Menschen und setzten ihre harte Arbeit zu Hause oder auf dem Felde aus. Deine Großmutter, als sie noch ein junges Mädchen war, kniete jederzeit bei dem Feierabendläuten nieder und tat ein kurzes Gebet. Wenn ich damals an Samstagabenden, so wie ich jetzt in andere Gegenden gehe, nach Glöckelberg ging, denn deine Großmutter ist von dem vordern Glöckelberg zu Hause, so kniete sie oft bei dem Klange des Dorfglöckleins mit ihrem roten Leibchen und schneeweißen Röckchen neben dem Gehege nieder, und die Blüten des Geheges waren ebenso weiß und rot wie ihre Kleider."

„Großvater, sie betet jetzt auch noch immer, wenn Feierabend geläutet wird, in der Kammer neben dem blauen Schreine, der die roten Blumen hat", sagte ich.

„Ja, das tut sie," erwiderte er, „aber die andern Leute beachten das Zeichen nicht, sie arbeiten fort auf dem Felde und arbeiten fort in der Stube, wie ja auch die Schläge unseres Nachbars, des Webers, selbst an Samstagabenden forttönt, bis es Nacht wird und die Sterne am Himmel stehen."

„Ja, Großvater."

„Das wirst du aber nicht wissen, daß Oberplan das schönste Geläute in der ganzen Gegend hat. Die Glocken sind gestimmt, wie man die Saiten einer Geige stimmt, daß sie gut zusammen tönen. Darum kann man auch keine mehr dazu machen, wenn eine bräche oder einen Sprung bekäme, und mit der Schönheit des Geläutes wäre es vorüber. Als dein Oheim Simon einmal vor dem Feinde im Feld lag und krank war, sagte er, da ich ihn besuchte: ‚Vater, wenn ich nur noch einmal das Oberplaner Glöcklein hören könnte!' Aber er konnte es nicht mehr hören und mußte sterben."

Digitized by Google

In diesem Augenblicke hörte die Glocke zu tönen auf, und es war wieder nichts mehr auf den Feldern als das freundliche Licht der Sonne.

„Komm, laß uns weitergehen", sagte der Großvater. . . .

Andere Probe bei Kellner: Die Heide.

24. Das Leben im Böhmerwalde, in welchem auch sein Heimatsdorf Friedrichsthal liegt, schilderte Joseph Rank* (geb. 1816), Sohn eines Hofbauers; nach guten Studien — Jus war sein Fach — widmete er sich für lange Zeit der Schriftstellerei in verschiedenen Städten, so in Stuttgart, wo er mit den Sängern der schwäbischen Schule bekannt wurde, in Nürnberg und Weimar und endlich in Wien, erhielt (1859) ein Amt am Hof-, dann am Laubeschen Theater, ließ sich 1879 wegen Leiden im milden Görz nieder, wurde dann Mitredakteur bei der belletristischen Zeitschrift „Die Heimat", privatisierte zuletzt in Wien und starb hier 1896. Er schrieb zahlreiche Erzählungen; die „Aus dem Böhmerwald" sind seine bekanntesten und beliebtesten. — Böhmisches Leben schilderte auch Uffo Horn* (geb. 1817 zu Trautenau, nahm an der Revolution von 1848 und dem dänischen Feldzug 1850 teil, starb in seiner Heimat 1860). Neben seinen Erzählungen „Böhmische Dörfer" (1847) und „Aus drei Jahrhunderten" schuf er auch treffliche Gedichte und das Trauerspiel „König Ottokar". — Böhmische Ghettogeschichten erzählt stimmungsvoll und mit starker Anhänglichkeit an die jüdische Eigenart Leopold Kompert (geb. 1822 zu Münchengrätz, gest. 1886 in Wien). Am besten gelangen ihm die „Geschichten einer Gasse" (1865). — Ein wahres Meisterstück einer Erzählung schrieb Bruno Schön* (geb. 1809 in Obersandau in Böhmen, starb als Minorit 1881 in Wien) im „Pfarrer von Ulrichskirchen"; reichen Humor entwickeln seine „Pillen". — Manch gute Erzählung schrieb auch der ungemein fruchtbare, besonders für historische Romane begabte Böhme Dr Isidor Proschko* (pseudonym Franz von Hohenfurth, geb. 1816 zu Hohenfurth, als kaiserlicher Rat in Wien gest. 6. Februar 1891), wie „Die Höllenmaschine", „Ein böhmischer Student", „Österreich und Ungarn" usw. Als Volks- und Jugendschriftsteller ist er gleichfalls sehr populär geworden. — In neuester Zeit trat mit zahlreichen gewandten Erzählungen aus dem Böhmerwald Anton Schott* (geb. 1866 zu Hinterhäuser) hervor. Von seinen Bauerngeschichten, in die manchmal auch die Fragen des Arbeiterlebens hineinspielen, seien genannt: „Der Hüttenmeister", „Das Glücksglas", „Bescholtен Volk", „Der Bauernkönig", „Gottestal".

25. Der Ungar August Silberstein (geb. 1827 in Ofen; 1848 Revolutionär, als letzter politischer Gefangener amnestiert, gest. 1900 in Wien) kann, was seine Dorfgeschichten und Romane betrifft, der österreichische Auerbach genannt werden. Außerdem erinnert er in seinen humoristischen Novellen, in seinen Schilderungen aus dem Leben der Vögel an Börne, so scharfsinnig, witzig und selbst humoristisch zeigt er sich. — Im Geleise

Digitized by Google

schlimmster französischer Lüsternheit fährt oft der galizische Historiker und Romanschriftsteller L. von Sacher-Masoch* (geb. 1836 zu Lemberg, lebte zuletzt in Lindheim bei Büdingen, Hessen, starb 1895). Seine historischen Lustspiele, wie „Die Verse Friedrichs des Großen", werden über Gebühr gerühmt; dagegen ist sein Roman „Graf Donsky" eine treue Sitten- und Volksschilderung aus dem galizischen Aufstand vom Jahre 1846, die Erzählung reich und mannigfaltig durchgeführt, einzelne, zumal jüdische Volkstypen geradezu meisterhaft. — Hoch über Sacher-Masoch steht als Erzähler Karl Emil Franzos (geb. 1848 an der russisch-österreichischen Grenze, gest. 1904 in Berlin), ist aber auch tendenziös. Er machte Aufsehen durch seine Kulturbilder „Aus Halbasien". Tendenzfreier und kraftvoll in der Schilderung ist sein Bauernroman aus der Bukowina: „Ein Kampf ums Recht" (1882).

26. Köstlich frische Erzählungen und Wanderbücher aus Tirol verdanken wir dem auch als Alpengeognost bekannten Adolf Pichler* (geb. 1819 zu Erl in Tirol, führte er 1848 als Hauptmann eine Schar Tiroler gegen die Italiener, wofür ihm der Adel „Ritter von Rauenkar" zu teil ward, war 1867—1870 Universitätsprofessor in Innsbruck und starb hier 1900); empfänglich für alles Große und Schöne, mild und besonnen im Urteil (er war später von seiner Jesuitenriecherei bekehrt), besitzt er bei scharfer Beobachtungsgabe für Land und Leute ein feines Erzählertalent („Aus den Tirolerbergen", „Allerlei Geschichten aus Tirol", „Jochrauten", „Letzte Alpenrosen"). Er ist auch ein trefflicher Lyriker („Gedichte", „Hymnen", „Vorwinter", „Spätfrüchte") und ein Epigrammatiker von seltener Klarheit und Tiefe („Denk- und Sinnsprüche"). — Ganz in Tirol festgewurzelt ist der Holsteiner Konvertit Hermann Dreyer*, der namentlich das Passeiertal mit Treue und Schönheit in der Dorfgeschichte „Brennrose", wie die Zeit und Heimat Andreas Hofers in den „Kindern des Verräters" uns vor die Seele führt. — Der Vorarlberger Joseph Wichner* (geb. 1852 zu Bludenz) gehört gleichfalls in diese Gruppe. Seine Eltern starben vor Kummer und Not, als der Knabe acht Jahre alt war. Zwei Tanten und der Pfarrer verhalfen ihm zum Studium; aber sein erster Entschluß zum Priesterstand erlosch in ihm, und so wandte er sich, mit bitterster Not kämpfend, der Philologie zu; er wirkt seit 1880 als Professor in Krems, ist ein tüchtiger Volkserzähler, an Hebel und A. Stolz erinnernd. Von seinen Erzählungen seien nur genannt „Alraunwurzeln", „Aus der Mappe eines Volksfreundes", „Erlauschtes", „Im Studierstädtlein". — Als hochbegabter Autodidakt lenkt immer mehr der Bauer Franz Michael Felder* (geb. 1839 zu Schoppernau im Bregenzer Wald, gest. 1869 ebenda) die Blicke auf sich. Seine Erzählungen „Nummamüllers und das Schwarzokaspale" (1863), „Sonderlinge", „Reich und arm" werden an kerniger Eigenart noch übertroffen von seiner erst jüngst

Digitized by Google

veröffentlichten Selbstbiographie. — Der gefeiertste Volksschriftsteller der Gegenwart ist Petri Kettenfeier Rosegger* (geb. 1843, eines Bauern Sohn aus Alpl in Obersteiermark; schickte als Schneiderlehrling Gedichte in die „Grazer Tagespost", fand so Gönner und durch sie Mittel und Wege zur kaufmännischen und literarischen Bildung; lebt als Herausgeber des „Heimgarten" in Graz und Krieglach). Die frischesten und lieblichsten Blüten obersteirischer Alpenlandspoesie bietet er in „Zither und Hackbrett"; neben meist heitern Klängen offenbart sich ein ernstes, sinniges, tief angelegtes Dichtergemüt. Aus „Tannenharz und Fichtennadeln" heben wir die „Schwoagerin und di Kua" als ein Theokrits würdiges Idyll (in oberösterreichischem Dialekt) hervor. Zur originellen lyrischen Ader besitzt Rosegger eine ebenso ursprüngliche als Erzähler und Humorist in Prosa. Freilich neigt er in seinen Erzählungen zum religiösen Zweifel und ist auch in sittlicher Hinsicht nicht immer völlig einwandfrei; noch mehr kommen aber bei ihm die edeln und gesunden Seiten des steirischen Volkstums zu ihrem Recht und das wirtschaftliche Treiben und Ringen der Gegenwart. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir: „Geschichten aus Steiermark", „Gestalten aus dem Volke der österreichischen Alpenwelt", „Die Schriften des Waldschulmeisters" (1875), „Geschichtenbuch des Wanderers", „Der Gottsucher", „Jakob der Letzte", „Peter Mayr", „Das ewige Licht", „Weltgift" und das tief erschütternde Volksschauspiel „Am Tage des Gerichts". (Ein Walddieb, der einen Oberförster getötet hat, erfährt von dessen Weib Barmherzigkeit, wird dadurch tief gerührt, bekennt seine Schuld und bekehrt sich.)

27. Ein namhafter Wiener Erzähler Ferdinand Kürnberger* (geb. 1823, lebte in Wien, München und Graz; starb 1879 in München), hat sich rasch durch seinen Roman „Der Amerikamüde" (1856, durch Lenaus Reise angeregt) Ruf erworben; reiche Erfindung, blühende Sprache, lieblicher Humor zeichnen ihn aus. Er schrieb auch viele, zum Teil sehr gelungene Novellen, wie „Der Schulmeister Krachenberger", „Der Kapitalist", „Eis". Nur dreht sich bei Kürnberger meist alles um die Liebe und dies oft in lüsterner Weise. — Sehr hervorgehoben wurden in vielen Zeitschriften die Romane des mährischen Landesschulprälaten Karl Landsteiner (pseudonym Arthur Landerstein; wurde 1835 zu Stoizendorf in Niederösterreich geboren und lebt nun zu Nikolsburg), besonders „Edmund Fröhlich", „Vater Eisenhammer", „Aus dem Leben eines Unbekannten", „Die Kinder des Lichtes", „Vor dem Abstieg", die umfassende Zeitgemälde entwerfen; doch scheinen uns seine kleineren Erzählungen fehlerfreier zu sein. — Michael Maria Rabenlechner* (geb. 1868 zu Wien, wo er lebt) ließ seinen Märchen und Novellen auch geistliche Gedichte voll kindlicher Frömmigkeit folgen. — Einen hohen Rang unter den deutschen Erzählern gewann der öfters mit Storm verglichene Wiener Ferdinand

Digitized by Google

von Saar* (geb. 1833, focht 1859 als Offizier in Italien, lebt seitdem meist in Mähren). Während sein dramatisches Schaffen die Höhe der Erstlingstragödie „Kaiser Heinrich IV." (1863) nicht mehr erreichte, folgten seinen „Novellen aus Österreich" (1876) noch eine ganze Reihe hochwertiger, hie und da freilich in der Weltauffassung nicht einwandfreier Erzählungen. Auch als Lyriker („Wiener Elegien") erwies Saar Feinsinn und Formgefühl

Alter.

(Von F. v. Saar.)

Das aber ist des Alters Schöne,
Daß es die Saiten reiner stimmt,
Daß es der Lust die grellen Töne,
Dem Schmerz den herbsten Stachel nimmt.

Ermessen läßt sich und verstehen
Die eig'ne mit der fremden Schuld,
Und wie auch rings die Dinge gehen,
Du lernst dich fassen in Geduld.

Die Ruhe kommt erfüllten Strebens,
Es schwindet des verfehlten Pein —
Und also wird der Rest des Lebens
Ein sanftes Rückerinnern sein.

28. So recht ein „Fürst von Geistes Gnaden" war der edle Kaiser von Mexiko, Maximilian I.* (Bruder des Kaisers Franz Joseph von Österreich, geb. 6. Juli 1832 in Wien, erschossen 19. Juni 1867 bei Queretaro), dessen tragischer Tod die innige Teilnahme von ganz Europa erweckt hat. Sein Hauptwerk ist: „Aus meinem Leben. Reiseskizzen, Aphorismen und Gedichte". Wie wenige unserer deutschen Dichter besitzt er einen scharfen Blick für das Leben und Weben in Höhen und Tiefen, im Urwald Indiens wie auf der deutschen Heide, verbunden mit einer glänzenden Darstellungsgabe.

„Wie es dem echten Romantiker eigen, geht auch durch seine vielfach mit südlichem Farbenglanz strahlenden Lieder hinwieder wie wehmütig verhallender Abendglockenklang eine tiefe Wehmut, eine heiße Sehnsucht" (Muth). Dann vergißt er der Palmen im Abendgold und horcht nicht mehr auf den Mandolinenklang Sevillas; Mondesglanz und Blumenduft tun es ihm nicht fürder an, selbst nicht die geliebte blaue See, „wo Himmel nur und Welle": dann schaut er auf zur Schwalbe, der Tochter der Luft, die keine Schranken, keine beengenden Grenzen kennt („Und wenn der Erde längst schon entschwand Westwärts der Sonne purpurne Scheibe, Jubelnd die Schwingen zum Fluge gespannt, Fängst du ihr Gold noch auf schimmerndem Leibe"), und möchte mit ihr zu schöneren Lenzen oder auch nieder zur Weide auf herbstlicher Heide.

Eine beträchtliche Begabung als Reiseschriftsteller bewährte in mehreren Werken auch Kronprinz Rudolf von Österreich* (1858—1889). Auf seine Anregung und unter seiner Mitarbeit erschien das große kulturgeschichtliche Werk „Die Österreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild", unter dessen Mitarbeitern hier noch der namhafte Jugendschriftsteller Robert Weißenhofer* (geb. 1843 zu Ybbsitz in Niederösterreich, seit 1873 Gymnasialprofessor in Seitenstetten) hervorgehoben sei.

Digitized by Google

Vierte Gruppe.

§ 103. Der Münchner Dichterkreis. — Bayrische Dichter.

1. Die Tatsache, daß bei den allermeisten hervorragenden Dichtern der letzten Jahrzehnte die besondere deutsche Stammeseigenart deutlich hervortritt, macht es möglich, auch in den folgenden Abschnitten einer geographischen Einteilung zu folgen. Verschieden von jenen unbewußten landschaftlichen Unterschieden, aber nahe mit ihren Wirkungen zusammenhängend ist die geflissentliche Hervorhebung der Unterschiede in der überall wiederauflebenden Dialektdichtung und der sog. „Heimatkunst", welche freilich oft in Manier und modische Übertreibung ausartet. Nur eine einzige größere Dichtergruppe, der in München durch König Maximilians II. Mäcenatentum zusammengeführte Kreis, fällt nicht unter die obige Charakteristik, sondern setzt sich aus Angehörigen der verschiedensten deutschen Stämme zusammen. Aber wegen des Ortes, wo er sich zusammenfand und durch dessen eigentümliches Künstlermilieu er so stark beeinflußt wurde, darf er hier zusammen mit den bayrischen Dichtern behandelt werden.

2. An der Spitze des Münchner Dichterkreises steht als Herausgeber des Münchner „Dichterbuches" Emanuel Geibel. Geboren den 17. Oktober 1815 zu Lübeck, ließ er sich nach gründlichem Studium der alten Sprachen und der schönen Literatur in Bonn und Berlin, und nach einem kürzeren Aufenthalt in Griechenland, zu Lübeck nieder. Hohe und höchste Gönner ermöglichten es ihm, sorglos der Muse zu dienen und sich immer mehr auszubilden. 1852 berief ihn Max II. nach München als Professor der Literatur und Ästhetik. Da fand er denn auch Zeit, seine Wanderlust, seine Sehnsucht in die Ferne recht zu befriedigen, wie er sie z. B. also ausspricht:

O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust,
Da wehet Gottes Odem so frisch in die Brust,
Da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt:
Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!

Die das bayrische Volk verletzende Weise, in welcher Geibel in Gedichten dem seit 1866 entstandenen Nordbunde zujauchzte, bewirkte seine Entlassung (1868). Seitdem lebte er wieder in Lübeck und starb da am 6. April 1884.

Seine frühesten Gedichte bildete Geibel nach Heines „Buch der Lieder", nahm aber nichts von Heines Weltschmerz an. Früh lernte er Chamisso kennen und durch ihn Eichendorff, der sein Liebling wurde und großen und trefflichen Einfluß auf ihn ausübte. Viel nützte ihm auch die Beziehung zu Brentanos Schwester Bettina und deren Schwager Savigny; sie machten es möglich, daß er nach Griechenland reisen konnte. So warmfühlend auch Geibel war, wurde er doch kein überschäumender

Digitized by Google

Stürmer und Dränger. Anfangs wurde er vielfach und böswillig verkannt, sogar als „Schwachkopf in der Poesie" betitelt. Aber Glaube, Sitte und Treue waren seine Ideale als Dichter, und er pries sie dem deutschen Volke zur Annahme seinerseits. Was den Stoff seiner Gedichte betrifft, so kann man sagen, daß er ein „Gelegenheitsdichter" im Goetheschen Sinne war. „Ich kann den Stoff nicht suchen, er muß kommen und mich packen."

Geibel ist vor allem als Lyriker gefeiert. Sein erstes Auftreten als Dichter geschah um das Jahr 1840 („Gedichte") und das Jahr darauf in seinen „Zeitstimmen"; 1848 „Juniuslieder"; 1856 „Neue Gedichte"; 1864 „Gedichte und Gedenkblätter"; 1871 „Heroldsrufe"; 1877 „Spätherbstblätter". Es waren viele Gedichte politischen Inhalts darin. Aber welch ein Abstand war zwischen seiner Poesie und der politisch-revolutionären Dichtung Herweghs ꝛc.! Geibel trat darin als Ritter mit dem Kreuz im Schilde auf und warf, er zuerst und alleinstehend, jenen hoch gefeierten, von den Massen vergötterten Größen (vgl. § 101) den Fehdehandschuh hin und legte in deutscher Treue und Frömmigkeit mutig und geschickt die Lanze für Thron und Altar ein; darum ist er so entschieden und so furchtlos:

Fern von dem Schwarm, der unbesonnen
Altar und Herz in Trümmer schlägt,
Quillt mir der Dichtung heil'ger Bronnen
Am Felsen, der die Kirche trägt.

Und gar sehr lag ihm das Wohl des deutschen Volkes am Herzen: er fühlte tief mit seine Not, sein Weh; er weiß auch von „deutschen Klagen" zu singen; er weiß besser, „was uns fehlt", als Herwegh, Fallersleben ꝛc. (siehe „An Georg Herwegh"):

Ich aber sage euch: Fürwahr, es wird nicht anders werden,
Bis ihr den Blick nicht himmelwärts erhebt vom Staub der Erden,
Bis ihr dem Geist der Liebe nicht, dem großen Überwinder,
Demütig euer Herz erschließt und werdet wie die Kinder.

Wer kann da zweifeln, daß ein solcher Dichter sich an das Vaterland anschließt mit seinem ganzen Herzen? Darum betet er für dasselbe innig fromm also:

Gib uns die Hoffnung, Herr, zu dir, der nie zu Schanden werden läßt,
Gib uns die Liebe, die im Tod und überm Tode noch hält fest;
Gib uns den Glauben löwenstark, den Glauben, der die Welt bezwingt
Und auf dem Scheiterhaufen noch dir helle Jubelpsalmen singt.

In seinen übrigen Liedern läßt er fromm alle reinen Stimmen des menschlichen Herzens laut werden. Da ist es die gottverklärte Minne, da ihre Schwester, die Freundschaft, da das Naturgefühl. Als Sänger der Natur kommt er einerseits völlig Uhland gleich, anderseits

Digitized by Google

mahnt er an Hebel und Lenau zugleich, indem er ähnlich die Naturgestalten vergeistigt und belebt wie diese. — So ist ihm der Frühling ein starker Held, ein Ritter sondergleichen, der sein Schwert schwingt, bis der Panzer zerspringt, den sich der Winter geschmiedet, und dann mit triumphierendem Schall durchs Land zieht, vor ihm her die Nachtigall als Herold.

Schließlich müssen wir aus den Liedern, in denen er uns Stimmungen besonderer Lagen darstellt, zwei vorzügliche nennen: „Der Zigeunerbube im Norden", den er als Primaner gedichtet hat („Fern im Süd das schöne Spanien") und das mit wenigen Zügen so ergreifend gemalte, in den Armen der Mutter „sterbende Kind". Geibel dichtete auch mehrere Balladen und Romanzen (z. B. „Der Tod des Tiberius", „Der Bildhauer Hadrian"), welche hervorragenden Wert besitzen, und leistete Bedeutendes auf dem Gebiete der Spruchpoesie. Ebenso schuf er das kleine Epos „Sigurds Brautfahrt", das uns in die skandinavische Heldenzeit zurückführt, und selbst Dramen, unter denen „Brunhild" (1857) das beste ist (die Charaktere werden darin als Heiden vorgeführt). — Geibels „Jubelhymne" auf die deutschen Siege (am 3. September 1870) erinnert an den erhabenen Ton der Psalmen und der Pindarschen Siegeslieder.

Nun laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes
An uns getan!
Ehre sei Gott in der Höhe!

„So erhaben, so herzerhebend, so hinreißend, so wohllautend hatte von den Dichtern des großen Krieges keiner zu unserem Volke gesprochen wie Geibel in der ‚Jubelhymne'" (Fr. Hirsch). In der Liebe zur Form war Geibel fast schwärmerisch. Namentlich in den früheren Gedichten macht diese sich geltend; sie und der Adel seiner Gesinnung haben jene besonders berühmt gemacht (weit über 100 Auflagen sind erschienen). Um so mehr muß man bei einem solchen Dichter beklagen, daß er sich eine Zeitlang verführen ließ, dem leidenschaftlichen kirchenpolitischen Parteikampfe (gegen Rom) mit seiner Leier zu dienen (vgl. S. 487).

1. Der Zigeunerbube im Norden.

Fern im Süd das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimatland,
Wo die schattigen Kastanien
Rauschen an des Ebro Strand,
Wo die Mandeln rötlich blühen,
Wo die heiße Traube winkt
Und die Rosen schöner glühen
Und das Mondlicht goldner blinkt.

Digitized by Google

Und nun wandr' ich mit der Laute
Traurig hier von Haus zu Haus;
Doch kein helles Auge schaute
Freundlich noch nach mir heraus.
Spärlich reicht man mir die Gaben,
Mürrisch heißet man mich gehn;
Ach, den armen braunen Knaben
Will kein einziger verstehn.

Dieser Nebel drückt mich nieder,
Der die Sonne mir entfernt,
Und die alten luft'gen Lieder
Hab' ich alle fast verlernt.
Immer in die Melodien
Schleicht der eine Klang sich ein:
In die Heimat möcht' ich ziehen,
In das Land voll Sonnenschein!

Als beim letzten Erntefeste
Man den großen Reigen hielt,
Hab' ich jüngst das allerbeste
Meiner Lieder aufgespielt.
Doch wie sich die Paare schwangen
In der Abendsonne Gold,
Sind auf meinen dunkeln Wangen
Heiße Tränen hingerollt.

Ach, ich dachte bei dem Tanze
An des Vaterlandes Lust,
Wo im duft'gen Mondenglanze
Freier atmet jede Brust;
Wo sich bei der Zither Tönen
Jeder Fuß beflügelt schwingt
Und der Knabe mit der Schönen
Glühend den Fandango schlingt.

Nein! des Herzens sehnend Schlagen,
Länger halt' ich's nicht zurück;
Will ja jeder Lust entsagen,
Laßt mir nur der Heimat Glück!
Fort zum Süden! Fort nach Spanien!
In das Land voll Sonnenschein!
Unterm Schatten der Kastanien
Muß ich einst begraben sein.

2. Von des Kaisers Bart.

Am Schank zur goldnen Traube
Da saßen im Monat Mai
In blühender Rosenlaube
Guter Gesellen drei.

Ein frischer Bursch war jeder,
Der erst' am Gurt das Horn,
Der zweit' am Hut die Feder,
Der dritte mit Koller und Sporn.

Es trug in funkelnden Kannen
Der Wirt den Wein auf den Tisch:
Lustige Reden sie spannen
Und sangen und tranken frisch.

Da war auch einer drunter,
Der grüne Jägersmann,
Vom Kaiser Rotbart munter
Zu sprechen hub er an:

„Ich habe den Herrn gesehen
Am Rebengestade des Rheins,
Zur Messe wollt' er gehen
Wohl in den Dom nach Mainz.

„Das war ein Bild, der Alte,
Fürwahr von Kaiserart!
Bis auf die Brust ihm wallte
Der lange, braune Bart."

Ins Wort fiel ihm der zweite
Der mit dem Federhut:
„Ei, Bursch, bist du gescheite?
Dein Märlein ist nicht gut.

„Auch ich hab' ihn gesehen
Auf seiner Burg im Harz,
Am Söller tät er stehen,
Sein Bart, sein Bart war schwarz."

Da fuhr vom Sitz der dritte,
Der Mann mit Koller und Sporn,
Und in der Zänker Mitte
Rief er in hellem Zorn:

„So geht mir doch zur Höllen,
Ihr Lügner! Glück zur Reis' —
Ich sah den Kaiser zu Köllen,
Sein Bart war weiß, war weiß!"

Digitized by Google

Das gab ein grimmes Zanken
Um Weiß und Schwarz und Braun;
Es sprangen die Klingen, die blanken,
Und wurde scharf gehaun.

Verschüttet aus den Kannen
Floß der vieledle Wein,
Blutige Tropfen rannen
Aus leichten Wunden drein.

Und als es kam zum Wandern,
Ging jeder in zornigem Mut,
Sah keiner nach dem andern,
Und waren sich jüngst so gut.

Ihr Brüder, lernt das eine
Aus dieser schlimmen Fahrt:
Zankt, wenn ihr sitzt beim Weine,
Nicht um des Kaisers Bart!

3. Hoffnung.

Und bräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Gebärden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden.

Und drängen die Nebel noch so dicht
Sich vor den Blick der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Wonne.

Blast nur, ihr Stürme, blast mit Macht!
Mir soll darob nicht bangen;
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, was ihr geschehen,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf
Und möchte vor Lust vergehen.

Sie flicht sich blühende Kränze ins Haar
Und schmückt sich mit Rosen und Ähren,
Und läßt die Brünnelein rieseln klar,
Als wären es Freudenzähren.

Drum still! Und wie es frieren mag,
O Herz, gib dich zufrieden!
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden.

4. Abendfeier in Venedig.

Ave Maria! Meer und Himmel ruhn;
Von allen Türmen hallt der Glocken Ton.
Ave Maria! Laßt vom ird'schen Tun,
Zur Jungfrau betet, zu der Jungfrau Sohn!
Des Himmels Scharen selber knieen nun
Mit Lilienstäben vor des Vaters Thron,
Und durch die Rosenwolken wehn die Lieder
Der sel'gen Geister feierlich hernieder.

O heil'ge Andacht, welche jedes Herz
Mit leisen Schauern wunderbar durchdringt!
O sel'ger Glaube, der sich himmelwärts
Auf des Gebetes weißem Fittich schwingt!
In milde Tränen löst sich da der Schmerz,
Indes der Freude Jubel sanfter klingt.
Ave Maria! Wenn die Glocke tönet,
So lächeln Erd' und Himmel mild versöhnet.

Andere Proben bei Kellner: Pergolese; An den Schlaf; Aus dem Wald; Gudruns Klage u. a.; bei Hellinghaus: Gebet; Gute Nacht!;

Digitized by Google

Wanderluſt; Des Deutſchritters Ave; Friedrich Rotbart; Türmerlied; Lied des Alten im Bart; Am 3. September 1870; An Deutſchland u. a.

3. Herausgeber des zweiten Münchner Dichterbuches war Paul Heyſe (geb. 15. März 1830 in Berlin, Sohn des Sprachforſchers K. W. Heyſe; lebt in München und am Gardaſee). Heyſe iſt einer unſerer feinſten Novelliſten, in der Form unübertroffen, in der Stoffwahl aber häufig bedenklich. „Seine Novellen ſind Schöpfungen höherer Art, welche der Genius eines Dichters raſch erfaßt und entworfen, die Meiſterhand eines Künſtlers mühſam und ſorgfältig ausgeführt hat.“ Ein beſonderer Wert muß ſeinen Novellen in Verſen, meiſt in Terzinen, zuerkannt werden, die zu den beſten gehören, die unſere Literatur beſitzt. Seine Romane „Kinder der Welt“ (1873), „Im Paradieſe“ (1876), „Roman der Stiftsdame“ (1886) ſind ebenſo wie manche ſeiner ſpäteren Novellen tendenziös und unmoraliſch. Neben einzelnen ſeiner Proſanovellen gehört zu ſeinen erfreulichſten Schöpfungen „Thekla“, ein Legendenepos in Hexametern. Nachdem eine Zeitlang Heyſes vorwiegend formale Begabung überſchätzt worden war, hat ſeine Kunſt ſpäter eher eine zu geringe Wertung erfahren. Namentlich gilt dies auch für ſeine Lyrik und Dramatik. Freilich liegen auch hier die Hauptvorzüge in der Glätte der Form, aber gar manchen ſeiner Gedichte eignet auch eine tiefe Stimmungskraft, und in einigen ſeiner Dramen verſucht er mit Glück eine volkstümliche Behandlung von Stoffen aus der deutſchen Geſchichte. So in der „Belagerung von Kolberg“ und in „Hans Lange“.

Über ein Stündlein.

Dulde, gedulde dich fein!
Über ein Stündelein
Iſt deine Kammer voll Sonne.

Über den Firſt, wo die Glocken hangen,
Iſt ſchon lange der Schein gegangen,
Ging in Türmers Fenſter ein.
Wer am nächſten dem Sturm der Glocken,
Einſam wohnt er, oft erſchrocken,
Doch am frühſten tröſtet ihn Sonnenſchein.

Wer in tiefen Gaſſen gebaut,
Hütt' an Hüttlein lehnt ſich traut,
Glocken haben ihn nie erſchüttert,
Wetterſtrahl ihn nie umzittert,
Aber ſpät ſein Morgen graut.
Höh' und Tiefe hat Luſt und Leid.
Sag ihm ab, dem törigen Neid:
Anderer Gram birgt andere Wonne.

Dulde, gedulde dich fein!
Über ein Stündelein
Iſt deine Kammer voll Sonne.

Digitized by Google

Andere Proben bei Hellinghaus: Vorfrühling; Auf der Heimfahrt; Im Walde.

4. Ganz besondere Verdienste haben sich viele Mitglieder des Münchner Dichterkreises durch meisterhafte Übersetzungen aus dem Schrifttum fremder Völker erworben. Geibel schuf eine Auslese antiker Literatur, die ihren Titel „Klassisches Liederbuch" in jedem Sinne verdient. Heyse übersetzte meisterhaft italienische Lyrik. Reiche Schätze aus der spanischen Literatur erschloß Graf Adolf Friedrich von Schack (geb. 1815 bei Schwerin, gründete in München die berühmte Gemäldegalerie, gest. 1894 in Rom), der auch eine vortreffliche „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien" verfaßte. Auch durch seine Lieder und schwungvollen, gedankenreichen Hymnen in reiner und edler Form sowie durch epische Gedichte voll Kraft und Gediegenheit hat er sich verdient gemacht. — Als Übersetzer orientalischer Gedichte und Shakespeares bewährte sich Friedrich von Bodenstedt (geb. 1819 zu Peine in Hannover, 1840 Erzieher des Fürsten Galitzin in Moskau, später Redakteur in Triest, dann in Bremen, 1854 Professor in München, gest. 1892 in Wiesbaden). Seine Gedichte in morgenländischem Geiste wurden zuerst kaum beachtet, bis seine Frau eine Auswahl traf und unter dem Titel „Lieder des Mirza Schaffy" in die Welt schickte. Das war ein Glückswurf, denn diese Lieder haben jetzt die 150. Auflage schon weit hinter sich. „Diese Lieder, unter denen neben echten auch falsche Perlen sind, enthalten das Glaubensbekenntnis derer, welche ‚Bildung und Besitz' in Erbpacht genommen haben. Tausende und aber Tausende haben sich von den süßen Lauten des glatten Salonapostels betören und wohl auch sinnlich stimmen lassen" (Rody).

Weniger bedenklich sind Bodenstedts Gedichte in „Einkehr und Ausschau". Bemerkenswert ist auch das Werk in Prosa „Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen" sowie sein Reisewerk „Tausend und ein Tag im Orient" mit eingewobenen Liedern. Seine kleinen Epen aus dem Kaukasus bekunden eine reiche Phantasie; seine Dramen sind unbedeutend.

Zusammen mit Geibel übersetzte „Fünf Bücher französischer Lyrik" Heinrich Leuthold (geb. 1827 zu Wetzikon in der Schweiz, gest. nach einem zerfahrenen Leben 1879 in einer Heilanstalt bei Zürich). Seine Gedichte, die Heinesche Zweifelsucht mit Platenscher Formschönheit vereinigen, zeigen geniale Kraft und eine Fülle großer Ideen. — Vorwiegend Umdichtungen altfranzösischer und altdeutscher Epenstoffe schuf Wilhelm Hertz (geb. 1835 in Stuttgart als eines Gärtners Sohn, nach weitreichenden philologischen Studien 1869 Professor der Literaturgeschichte am Polytechnikum zu München, wo er 1902 starb). Seine Epen „Heinrich von Schwaben", „Hugdietrichs Brautfahrt", „Lanzelot und Ginevra", das den Untergang von Artus und seinen Rittern schildert, und das Lied von „Helgi und Hedri", mit der Edda entlehntem Stoffe,

Digitized by Google

verschafften ihm zahlreiche Verehrer. Auch wir möchten ihm gern volle Anerkennung zollen, wenn er nicht in seinen Dichtungen so oft Sinnenglut in verlockend schöner Art dargestellt hätte.

5. Wie Hertz besingt die Minne in heißwehmütigem Ton Hans Hopfen (geb. 1835 zu München, lebt in Berlin), dem am besten kraftvolle Balladen, wie „Die Sendlinger Schlacht" gelangen; seine Romane, deren erster „Peregretta" heißt, sind breit, ermüdend, zuweilen stark sinnlich; indes schuf er auch ein stimmungsvolles, mit feinen Pastellfarben gemaltes dramatisches Zeitbild: „In der Mark". — Julius Grosse (geb. 1828 zu Erfurt, gest. 1902 in Torbole am Gardasee) ist weniger durch seine Gedichte und Novellen als durch seine poetischen Erzählungen, besonders das überaus anmutige „Mädchen von Capri" (in Hexametern) bekannt geworden. — Neben Hopfen ist der einzige Bayer des Münchner Dichterkreises Hermann Lingg*, eines Anwalts Sohn, geb. 1820 zu Lindau im Bodensee, von 1846 an Militärarzt in Augsburg, Straubing und Passau; seit 1851 als Pensionär in München, drückender Sorgen enthoben durch König Max II. Seine „Gedichte", die Geibel herausgab und bevorwortete, machten beim Publikum einen überraschenden Eindruck. Alles fühlte, daß Lingg ein „neuer Mensch", d. h. ein Dichter sei, der ganz aus sich selbst dichte, keine Spur von Nachgebildetem, Angelerntem habe. Linggs Gedichte sind voll Schwung und Feuer, voll Gedankenreichtum und Phantasie. Mit Vorliebe behandelt er historische düstere Stoffe. Wir nennen hier „Salamis", „Alexander", „Spartacus", „Attila", „Mohammed", „Timur", „Lepanto", „Der schwarze Tod", „Leichenfeier", „Die Schiffersfrau". Außer kleineren Gedichten schuf Lingg noch ein groß angelegtes Epos: „Die Völkerwanderung". Die drei Bücher desselben sind von 1866 bis 1868 erschienen und umfassen die Zeit vom letzten Viertel des 4. Jahrhunderts bis zum Tode Alboins, des Königs der Langobarden (516—572). Mit der tragischen Geschichte von Alboin und Rosamunde schließt das Ganze. Mag auch der Stoff zu umfangreich, zu wenig organisch sein und „infolgedessen der Dichtung die Einheit mangeln, eine klare Übersicht des Ganzen kaum zu gewinnen sein" (Kurz), mögen auch die zierlichen Ottaverime für diesen wilden Stoff wenig passen, so sind doch die Einzelpartien, die Episoden, für sich betrachtet, von großer Schönheit. Meisterhaft ist z. B. die allegorische Figur „Der Hunger", „Die griechische Insel" usw. geschildert.

Lingg hat sich auch im Drama versucht. An seinem „Catilina" ist die Treue zu loben, mit welcher er sich in das damalige römische Leben hineinversenkt hat, um ein würdiges Sittenbild zu schaffen. Catilina, dieser Meister aller Verschwörer, steht mit trefflichem Pinsel gemalt leibhaft vor uns, ebenso seine Mitverschworenen. Auf die andern Dramen von ihm, „Die Walküren", „Violante" (Trauerspiel), „Der Doge Can-

Digitized by Google

diano", „Macalda", „Högnis letzte Heerfahrt", „Die Frauen Salomos", „Die Bregenzer Klause" (Schauspiel), paßt mehr oder weniger das über Catilina Gesagte.

Linggs Erzählungen, „Dunkle Gewalten", „Byzantinische Novellen", „Von Wald und See", „Furchen" ꝛc., sind ebenfalls bedeutend. Wir schließen mit den Worten von Robert Prutz, der Lingg „eine der reinsten und echtesten Dichternaturen" nennt, „die unter uns aufgetreten sind".

Der schwarze Tod.

(Von Hermann Lingg.)

Erzittre, Welt! Ich bin die Pest,
Ich komm' in alle Lande
Und richte mir ein großes Fest,
Mein Blick ist Fieber; feuerfest
Und schwarz ist mein Gewande.

Ich komme vom Ägyptenland
In roten Nebelschleiern;
Am Nilusstrand im gelben Sand
Entsang' ich Gift dem Wüstenbrand
Und Gift aus Dracheneiern.

Talein und -aus, bergauf und -ab
Ich mäh' zur öden Heide
Die Welt mit meinem Wanderstab,
Ich setz' vor jedes Haus ein Grab
Und eine Trauerweide.

Ich bin der große Völkertod,
Ich bin das große Sterben,
Es geht vor mir die Wassernot,
Ich bringe mit das teure Brot,
Den Krieg hab' ich zum Erben.

Es hilft euch nichts, wie weit ihr floht,
Mein sausend Roß geht weiter;
Ich bin der schnelle schwarze Tod,
Ich überhol' das schnellste Boot
Und auch den schnellsten Reiter.

Dem Kaufmann trägt man mich ins Haus
Zugleich mit seiner Ware;
Er freut sich hoch, er lacht beim Schmaus,
Ich steig' aus seinem Schatz heraus
Und streck' ihn auf die Bahre.

Mir ist auf hohem Felsvorsprung
Kein Schloß zu hoch, ich komme;
Mir ist kein junges Blut zu jung,
Kein Leib ist mir gesund genung,
Mir ist kein Herz zu fromme.

Wem ich nur schau' ins Aug' hinein,
Der mag kein Licht mehr sehen;
Wem ich gesegnet Brot und Wein,
Der hungert nur nach Staub allein,
Den durstet's, heimzugehen.

Im Osten starb der große Chan;
Auf Indiens Zimmetinseln
Starb Negerfürst und Muselmann;
Man hört auch nachts in Ispahan
Beim Aas die Hunde winseln.

Byzanz war eine schöne Stadt,
Und blühend lag Venedig;
Nun liegt das Volk wie welkes Blatt,
Und wer das Laub zu sammeln hat,
Wird auch der Mühe ledig.

In Nordlands letztem Felsenriff,
In einem kleinen Hafen,
Warf ich ein ausgestorb'nes Schiff,
Und alles, was mein Hauch ergriff,
Das mußte schlafen, schlafen.

Sie liegen in der Stadt umher,
Ob Tag' und Monde schwinden;
Es zählt kein Mensch die Stunden mehr,
Nach Jahren wird man öd' und leer
Die Stadt der Toten finden.

Andere Proben bei Hellinghaus: Kain; Salamis; Die Römerstraße; Heimkehr; Mittagszauber; Fürbitte u. a.

Digitized by Google

6. Stark vom Münchner Kreise beeinflußt, obschon ihm nicht zugehörig, ist der Franke Oskar von Redwitz*. Er wurde am 28. Juni 1823 zu Lichtenau bei Ansbach geboren. Sein Vater, ein Beamter, wurde bald in die Pfalz (Kaiserslautern, Speier) versetzt. Oskar studierte die Rechte, praktizierte von 1846 an, widmete sich aber nebenbei so der Poesie, besonders der „Amaranth", daß er sich fast aufrieb. Durch seine Vermählung ward sein Leben geregelter; doch diente er fast nur der Poesie und dem, was damit zusammenhängt. Nur kurze Zeit war er Professor der deutschen Literatur in Wien, siedelte 1872 nach Meran (Tirol) über, brachte aber die letzte Zeit seines Lebens in der Heilanstalt Gilgenberg bei Bayreuth zu, wo er nach vielen Leiden neuralgischer Art am 6. Juli 1891 starb. — Redwitz schnitt es tief in die Seele, daß der deutsche Sang so unheilig, so christusfremd geworden, wiewohl er keineswegs schlafen gegangen, sondern überaus lebhaft für alles andere ertönte:

Doch Einem nur, nur Einem,
Der aller Herr und Hort,
Erklang von keinem, keinem
Ein hohes, preisend Wort.

Ja, von dem ew'gen Sohne,
Dem Herrn des Klangs und Lichts,
Sang nur ihr Lied zum Hohne,
Zum Preise hört' ich nichts.

Und so schritt er denn, seine Harfe an der Seite, mitten im Revolutionsjahre 1849 mit dem Rittermute eines Minnesängers hinaus in die deutschen Lande und sang, als Student in Bonn, die „Amaranth", ein romantisches Epos. Er bezauberte wirklich die Zuhörer; denn der Beifall, den er fand, ist bei einem Erstlingswerk, wie es die „Amaranth" ist, nahezu beispiellos. Rasch folgte eine Auflage nach der andern und jetzt sind ihrer schon mehr als 40.

„Wohl selten hat ein Dichterwerk so überaus schnelle Verbreitung gefunden wie ‚Amaranth', und selten hat auch ein Gedicht so verschiedene, geradezu entgegengesetzte Urteile hervorgerufen wie dieses. Wer aber noch ein deutsches Herz besitzt, der wird Wohlgefallen und stille Freude haben an dem süßen Dufte einer frommen Minne und an dem das Weltall erleuchtenden und verklärenden Glanze des Christentums, die sich darin kundgeben. In ‚Amaranth' hören wir die Töne der Minnesänger" (Schenkel).

Zwar läßt die Charakterzeichnung der „Amaranth" manches zu wünschen übrig, allein dieser Mangel wird teilweise aufgewogen durch die überraschend schöne Form, welche Redwitz' Erstlingswerk schmückt. Geringeren poetischen Wert haben „Ein Märchen vom Waldbächlein und Tannenbaum" und die Tragödie „Sieglinde". Weiterhin gab er „Gedichte" heraus, von denen wir die balladenartigen „Das Gottesamt", „Des Bettlers Testament" und „Mutterflehen" hervorheben. Als echte Perlen dürfen wohl die darin enthaltenen „Minnelieder" bezeichnet werden. So singt er:

Digitized by Google

Ein Minnen ohne Gotteslieb',
Das ist ohn' Duft ein Fliederstrauch,
Das ist ein Baum ohn' Blättertrieb,
Ein Frühling ohne Klang und Hauch!

Das ist ohn' Perlengrund ein See,
Ein Sommerhimmel, sternenleer;
Das ist ein süß verzehrend Weh! —
O liebe mich! — Doch Gott noch mehr!

Und bist du auch des Sängers Braut,
Ich sord're keinen Reim von dir.
Bleib Gott und mir nur treu getraut
Und wahre deiner Demut Zier!

Versteh und übe deine Pflicht!
Halt auch die kleinste fromm in acht! —
Dann bist du selber ein Gedicht,
Wie ich im Leben keins erdacht!

Zum Drama war Redwitz eine „zu fein besaitete lyrische Dichternatur". Am besten sind „Philippine Welser", „Thomas Morus" und „Der Zunftmeister von Nürnberg". — Um so mehr ist er aber dem Roman gewachsen, wie sein „Hermann Stark" (1869, 3 Bände) beweist. Ohne Zweifel ist diese Dichtung ein bedeutendes Kunstwerk; es gibt uns ein vortreffliches, aber oft ermüdend breites Bild des deutschen Lebens der Gegenwart in seinen Höhen und Tiefen: leider ist darin das Duell verherrlicht. — Redwitz' Dichtung „Das Lied vom neuen Deutschen Reiche" (in etlichen hundert Sonettenkränzen) besingt den glorreichen Krieg des Jahres 1870, hat aber mit Recht nur momentanen und keineswegs allgemeinen Beifall des Publikums gefunden. Was sein Epos „Odilo" (1878) betrifft, so ist er damit leider ganz und gar aus der Schar der positiv christlichen Dichter ausgeschieden. Und so darf man sich auch nicht wundern, daß er in seinem „Deutschen Hausbuch" (1883) das „Minnen ohne Gotteslieb'" ganz in der Ordnung findet. In seinen neuen Romanen „Haus Wartenberg" (feiert die Mutterliebe) und „Hymen" nähert er sich indessen wieder dem christlichen Glauben und feiert in begeisterter Weise die echt christliche Familie.

„Haus Wartenberg" hat große künstlerische Vorzüge, während „Hymen" ein Schwächerwerden des schönen Talentes erkennen läßt. Auch Redwitz' letztem Roman „Glück" (1890) liegt eine sittlich gesunde Idee zu Grunde. An dem Geschicke einer Beamten- und einer Fabrikanten-Familie stellt der Dichter die Idee dar, „wahres Glück bestehe nur im Frieden des Herzens und in der freudigen Erfüllung unserer Pflichten". Hätte Redwitz dabei den Herzensfrieden nach seiner tiefsten Wurzel, nämlich der rückhaltslosen Hingabe des Geschöpfes an seinen Schöpfer, zur Erkenntnis gebracht, so wäre der Abschluß des Schaffens vom Dichter „Amaranths" noch erfreulicher gewesen.

Die beiden Schwestern.

Es läutet still im Waldesgrund
Der Engelsgruß zur Ruhestund',
Da hört's im Hüttlein, arm und klein,
Ein altgebücktes Mütterlein.
Und tief im Forste, hoch zu Roß
Die Fürstin hört's im Jägertroß
Und senkt den Speer und winkt zur Ruh'
Und horcht so still dem Läuten zu.

Und aus dem Hüttlein wanket bald
Die Ahne mühsam durch den Wald.
So achtzig Jahr', da geht sich's schwer,
Und ohn' Gebet ging's nimmermehr.
Und hinter ihr in stolzem Hauf
Zieht schimmernd hehr die Fürstin auf;
Ein Page schlank den Zelter lenkt,
Sie trägt gar fromm das Haupt gesenkt.

Digitized by Google

Und müde steht am Felsenhang
Das Mütterlein und atmet lang;
Und auf zum Kirchlein tief geneigt
Sie wohl die hundert Staffeln steigt.
Und wie sie droben wankt durchs Tor,
Da reitet hoch die Fürstin vor
Und neigt voll Zucht zum Pagen sich
Und wallt hinauf so feierlich.

Das Mütterlein kniet ganz allein
Verzückt vorm Muttergottesschrein,
Lallt lächelnd wie ein Kind mit ihr.
O lalle nur! sie lauschet dir.
Und durchs Portal die Fürstin wallt,
Neigt tief die blühende Gestalt
Und kniet der Witwe nah zur Seit',
Und ringsum kniet ihr reich Geleit.

Es betet wohl das Mütterlein:
„Ich opf're dir all meine Pein,
O hilf mir dulden freudiglich!
Du Schmerzensmutter, bitt' für mich!"
Die Fürstin fleht: „O Königin!
All meinen Schimmer, nimm ihn hin.
Gib Demut mir, ich rufe dich!
Du Himmelsherrin, bitt' für mich!"

Und von dem armen Witwenkleid
Und von der Fürstin Perlgeschmeid'
Rinnt eine Träne still und klar
Als gleiche Perle zum Altar.
Und leis die Fürstin sich erhebt —
Das Mütterlein, das sieht's und bebt,
Und scheu sie von der Herrin rückt;
Doch mild sich diese niederbückt,

Löst demutsvoll ihr Perlenband
Und legt es in der Witwe Hand:
„Lieb' Mütterlein, was zitterst du?
Wie käm' ein reich'rer Platz mir zu?
Ist sie nicht Mutter mir und dir?
Als Schwestern knieten wir vor ihr.
O wär' wie du ich gnadenreich!
Im Haus des Herrn sind alle gleich."

Proben bei Kellner: Der Jungfrau Kirchgang; Bruchstück aus „Thomas Morus"; bei Hellinghaus: Des Bettlers Testament; Kreuzritterlieder; Aus dem Lied vom neuen Deutschen Reich.

Ähnlich wie Redwitz stand unter dem Einfluß der Münchner der Pfälzer August Becker* (geb. 1828 in Klingenmünster, gest. 1891 in Eisenach), der das fahrende Sängertum des 16. Jahrhunderts in seinem „Jungfriedel" (1854) schildert, einer lyrisch-epischen Dichtung, reich geschmückt mit den blitzenden Diamanten der kleinen, in dem frischen, kecken Ton des Volksliedes aus tiefstem Gemüte gesungenen Lieder. Auch seine Novellen und Romane sind frisch und wohlgeglückt.

7. Hier reihen sich zwei priesterliche Dichter an, die lange Zeit mit Redwitz durch freundschaftliche Bande verknüpft waren: der eine — Molitor — einst „der Engel von dessen Poesie" (Barthel), und der andere — Schrott — einst ein Schützling von Redwitz. Wilhelm Molitor* (geb. 24. August 1819 zu Zweibrücken, erst als Jurist angestellt, seit 1851 Priester, später Domherr zu Speier, wo er 11. Januar 1880 starb) war ein überaus fein und vielseitig gebildeter und kunstbegeisterter Schriftsteller. Schon sehr früh wandte er sich mit großer Liebe der Poesie zu, gab 1846 seine tief empfundenen „Domlieder" (aus Anlaß der Domrestauration) heraus. Auch noch andere Gedichte veröffentlichte er in Zeitschriften, von denen seine

Digitized by Google

Sonette an E. von Steinle (Professor der Kunstmalerei in Frankfurt) bemerkenswert sind. In den sechziger Jahren trat er als Dramatiker hervor und pflegte diese Dichtungsart mit großer Liebe bis zu seinem Tode. Seine Dramen sind alle gar zarte und liebliche Dichtungen, die meisten aber, besonders die größeren („Magdalena", „Die Freigelassene Neros", „Julian der Apostat", „Des Kaisers Günstling", „Claudia Procula"), sind Lesedramen (ähnlich wie „Iphigenie" und „Tasso") „meist dürftig an Handlung, oft zu fein gemalt für die Theaterlampen, aber lyrisch bedeutsam und formvollendet" (Lindemann). Besser zum Aufführen geeignet sind seine „dramatischen Spiele", besonders das liebenswürdige Festspiel „Das Haus zu Nazareth", dann „Die Weisen des Morgenlandes", „St Ursulas Rheinfahrt" und „Schön Gundel". Sein Schwanengesang war „Die Blume von Sizilien", eine dramatische Legende. — Die Dichtungen von Johannes Schrott* (geb. 1824 zu Asch bei Landsberg; 1850 Priester, dann Professor der Geschichte und Religion; seit 1861 Kanonikus zu St Kajetan in München) führte v. Redwitz mit einem Vorworte bei dem Publikum ein, worin er denselben einen so hochbegabten, eigentümlichen Dichter nennt, daß es schmerzlich sei, einen solchen noch besonders empfehlen zu müssen. Derselbe Schrott beschenkte uns schon früher mit ebenso schönen wie gedankenvollen, an Dante erinnernden „Poetischen Meditationen über das Vaterunser, Ave Maria und die zehn Gebote". Dann folgten die „Dichtungen", in denen sich Schrott gleich groß als Lyriker wie Didaktiker zeigt. Als „Blumenvogel, der vom Blütenstaub die Schätze holt", erscheint er in den „Bienen" (1868, Lyrisches, Didaktisches und Epigrammatisches). Dieselben bringen eine Menge des Honigs echter Poesie, lassen aber auch ihre Stacheln fühlen. Schrott ist ein energischer, patriotischer, echt christlicher, gedankenreicher Dichter, der die schwierigsten Versformen (Terzine, Sonett, Waltherische Strophe) beherrscht.

Jakob Balde.

(Von Joh. Schrott.)

Welches ist der allererste leise Laut der Poesie,
Ohne den sie ewig schliefe und ans Licht erwachte nie,
Ohne den sie gleichen würde einem goldereichen Schacht,
Den kein Bergmann noch gefunden und kein Knapp zu Tag gebracht?
Jener erste Laut ist Liebe; Liebe klopft am Schachte an,
Und die Dichtung ist geboren, und der Schacht ist aufgetan.

Hoch am Himmel strahlte Luna durch die schönste Maiennacht,
Stille herrschte in den Gassen, aber einer hielt noch Wacht.
Jakob Balde war's, ein Schüler röm'scher Rechtsgelehrsamkeit,
Doch er nahm sich auch zu anderm und zu süßerm Fache Zeit.
Und sein erstes Lied im Munde und die Laute in der Hand
Er hinab die Donau schritt, wo ihm ein liebes Häuschen stand;

Digitized by Google

Auf der Schwelle saß er nieder, und er griff ins Saitengold,
Und es war das Maienthema seines Liedes: „Sei mir hold!"
Seinen süßen Klagetönen schien zu lauschen die Natur,
Denn wie leise schlich die Donau jetzt vorüber an der Flur!
Und die Bäume und die Winde, sie vergaßen ihren Scherz,
Aber tauber als die Donau, Wind und Bäume war ihr Herz.

Horch! da tönt vom Kloster drüben mitternächt'ger Mettensang
Und verwirrte Jakob Baldes sanften Mandolinenklang.
Seine Hand vergißt des Griffes, die verstummte Liebe lauscht,
Wie mit stiller Majestät der Männerchor herüberrauscht.
Plötzlich sprang er auf wie einer, den ein böser Zweifel sticht,
Und des Mondes Schein bestrahlte ein errötetes Gesicht:
„Sehr verschieden ist, ihr Mönche, unser mitternächt'ger Gang,
Unsre Nachtvigil verschieden und verschieden unser Sang.
Ihr ersingt euch Gottesfrieden, aber was ersing' ich mir?"
Immer heller, immer voller drang der Chor durchs Mairevier.
Immer sel'ger horchte Balde dem Laudate Dominum,
Und die ganze Welt lag ringsum wie ein Gottesheiligtum.

Endlich fuhr er aus dem Traume und erfaßte mit der Hand
Seine Laute und zerschellte sie zu Splittern an der Wand.
„Wehe, schönes, sprödes Mädchen, stolze Ingolstädterin,
Jakob Balde und mit ihm die Serenaden sind dahin!
Soll man dich nicht jetzt noch tadeln, daß du ihn nicht hast beglückt?
Einen deutschen Liederfrühling hast vielleicht du uns erdrückt.
Als zur dreißigjähr'gen Kriegszeit Haß und Brand und Blut geraucht,
Hätte Deutschland einen Sänger, einen Tröster wohl gebraucht.
Sicher hätt' er dir zuliebe dann gepflegt das deutsche Wort,
Und du selber lebtest ewig nun in seinen Liedern fort.
Sicher wär' er nicht geflüchtet in die Zeit des alten Roms,
Wär' am Strand daheim geblieben des geliebten Donaustroms.
Sicher hätt' er nicht den Rhythmen jenes Flaccus nur gelauscht
Und geträumt sich an die Tiber, wo die deutsche Donau rauscht."
So vielleicht wird mancher sprechen, während ich ihn loben muß.
Eine große Seele eilet schnell zu einem großen Schluß.
Rasch zum Manne hat den Jüngling jene lichte Nacht gestählt,
Rasch mit hohem Willen hat er sich ein höh'res Ziel gewählt.
Der die leichte Liebesleier edeln Zornes kühn zerschlug,
Schwang mit vollen Harfenklängen sich zu Gott im Odenflug.
Seine ird'sche Flamme hatte sich zu reiner Glut verklärt,
Denn der Dienst der heil'gen Jungfrau hat ihm höhern Lohn gewährt.
Statt in heim'schen Zwitterlauten auszusingen seinen Schmerz,
Goß er die pindarsche Seele in der alten Römer Erz.
Ach, die grobe deutsche Sprache wurde damals nicht gehört,
Wie das Vaterland, so war sie von Barbaren auch zerstört.
Von der Zeit, die in Entartung und in jede Schmach verfiel,
Wandt' er sich hinweg mit Wehmut, suchte sich ein andres Ziel,
Sich in alte Zeiten flüchtend, wo er seine Heimat fand,
Flüchtend in der heil'gen Kirche ewig sichres Vaterland.

Digitized by Google

Erkennst du dich?

(Von W. Molitor.)

Gewiegt von des Sees Fluten,
Grünt eine verschwiegene Au',
Der Sonne zum wonnigen Gruße,
Den Sternen zur friedlichen Schau.

Umduftet dort und umschattet,
Sinnt still ein Gotteshaus;
Es geht des Glöckleins Klingen
Klar durch der Wogen Gebraus.

Drin glüht die Tage, die Nächte
Fortbetend das ew'ge Licht
Vor unsers Herrn und Gottes
Verhülltem Angesicht.

Und wie's auch brandet und tost,
Auf Felsen steht der Bau;
Die Blätter welken und fallen,
Das Türmlein raget ins Blau.

Und wie die Wetter auch stürmen,
Die Ruhe stört es nicht;
Die flammenden Donner grollen,
Drin brennt das ewige Licht.

Mein Kind! im blühenden Eiland,
Dem noch der Mai nicht entwich,
Im Frieden seiner Kapelle,
Mein Kind! erkennst du dich?

8. Ein wahrhaft christlicher Dichter, mit Schrott geistesverwandt, ist auch der liebenswürdige, lange Zeit erblindete Professor Friedrich Beck* (geb. 1806 zu Ebersberg in Oberbayern, gest. in München 1888). Sein Vater, in Diensten des Johanniterordens stehend, war intimer Freund des Bischofs Sailer und des Grafen Fritz von Stolberg. Wie wenn dieser, der den kleinen Fritz über die Taufe hob, dem Täufling ein gut Teil seiner Dichtergabe zum Patengeschenk gegeben hätte, stellt sich uns Friedrich Beck in seinen „Gedichten" und besonders in seiner zweiten Sammlung „Stilleben" als einen ebenso für die Kunst wie für die Religion, das Vaterland, die gesunde Freiheit (vgl. die „Zeitklänge"), Freundschaft und alles Ideale begeisterten Sänger vor; er hätte trefflich in den Hainbund gepaßt. Auch das erinnert an Stolberg, daß er mehr ein episch-lyrischer Dichter ist, daß er die freiere Strophenform (Odenform) liebt, wiewohl er keiner Form ausweicht und auch sehr schöne Sonette dichtete. Erwähnt seien noch sein schönes „Spruch- und Rätselbüchlein", die „Geschichte eines deutschen Steinmetzen" und das Lehrgedicht „Theophanie", von denen die beiden letzteren doppelt aufgelegt werden konnten.

Das Tränenkrüglein.

Auf dem Bette saß die Mutter
Noch um Mitternacht in Tränen;
Nach dem Kinde, das gestorben,
Nach dem einz'gen ging ihr Sehnen.
Ach, ihr Töchterlein, das süße,
Blühend einst wie eine Rose,
Hatte Gott zu sich genommen,
Und es lag im Grabesschoße!

Nach dem Kinde rief die Mutter
In der kleinen, dunkeln Kammer;
Wieder war die Nacht gekommen,
Und sie seufzt in ihrem Jammer.
Horch! da öffnet sich die Pforte,
Und ein Atem schien zu wehen,
Und die Mutter schrak zusammen,
Denn ihr Kindlein sah sie stehen.

Digitized by Google

Einen Kranz im Lockenhaare,
Lichtumflossen stand es helle
Mit der Unschuld frommen Zügen
Lächelnd auf des Zimmers Schwelle,
Hielt ein Krüglein in den Händen,
Schimmernd wie von purem Golde,
Angefüllt schier bis zum Rande;
Und zur Mutter sprach die Holde:

„Mutter, Mutter, Gott gewährte,
Daß ich durfte dir erscheinen,
Dich zu trösten, dich zu bitten,
Ferner nicht um mich zu weinen.
Sieh! es füllten deine Tränen
Das Gefäß schon, das ich trage,
Jene Tränen, die du weintest,
Seit ich starb, bei Nacht und Tage.

„Weinst du nur noch eine Zähre,
Wird das Krüglein überfließen,
Und ich werde nicht des Grabes
Stillen Frieden mehr genießen;
Zwischen Himmel, zwischen Erde
Muß ich wandern dann und schweben,
Kann nicht froh im Paradiese
Unter Geistern selig leben.

„Laß mich ruhen, gute Mutter,
Ruhen an des Lebens Ziele,
Wo ich jetzt am Freudenorte
Mit den Englein munter spiele;
Einst im ewig lichten Morgen
Wandelnd durch des Himmels Auen,
Werden wir, um nie zu scheiden,
Uns vereinigt wieder schauen!"

Also sprach das Kind, und leise,
Wie es kam, so war's verschwunden;
Keine Worte können schildern,
Was die Mutter da empfunden.
Nieder sank sie, Gott lobpreisend,
Daß er solchen Trost gewähre;
Eine Träne stand im Auge,
Doch es war des Dankes Zähre.

Und ergriff ein schmerzlich Sehnen
Wieder sie nach ihrem Kinde,
Jener Mahnung, jenes Krügleins
Dachte sie alsdann geschwinde;
Weinte keine Träne fürder,
Trug mit Mut, was Gott beschieden,
Daß sie hemme nicht und störe
Ihres Lieblings Grabesfrieden!

9. Eine größere geistliche Dichtung, „Die Apostel des Herrn" betitelt, verdanken wir Edmund Behringer* (geb. 1828 zu Babenhausen im Algäu, lebte als Gymnasialdirektor, wegen seiner christlichen Liebestätigkeit hochverehrt, in Aschaffenburg und starb dort 1900). Offenbar ist der Dichter ein großer Verehrer von Dante, dessen „Göttliche Komödie" ihn wohl anregte, in der Form einer „Vision" dies Werk zu schaffen, das 300 eng gedruckte Seiten umfaßt, aber nur der Anlage und epischen Grundlage nach (es umfaßt 10 Gesänge) Epos art aufweist, sonst sehr viel Lyrik bietet.

Johannes, welcher alle Apostel überlebt hat, eilt im Beginne der Dichtung von Ephesus nach dem See Genezareth, wo sie voneinander Abschied genommen hatten, um die Welt für Christus zu erobern. Johannes' Geist schaut dort in die gemeinsam verlebte Zeit zurück. Da schweben in dunkler Sternennacht von den vier Himmelsgegenden geisterhafte Gestalten heran: es sind die Zwölfe. Sie erzählen einander ihre Erlebnisse und enthüllen die Geschicke der bekehrten Völker in großartigen Visionen.

Welch ein gewaltiger, tief religiöser Stoff! Welch eine theologisch-philosophische Bildung, welch ein reiches geschichtliches Wissen, aber auch welch ein kindlich lebendiger Glaube muß bei dem Verfasser vorausgesetzt werden, um nur zu begreifen, daß er solch eine Idee auszuführen Begeisterung und Mut in sich fand! Wir möchten diese feine, erhabene Kunstdichtung mit einer Beethovenschen Sinfonie vergleichen, freilich mit

Digitized by Google

dem Vorbehalt, daß wir nicht alle „Sätze" für gleichmäßig durchgeführt halten. Daß dieselbe aber nicht das Schicksal der Sinfonien teilte, welche in der Regel nur einen auserwählten Kreis von Freunden finden, beweist die im Jahre 1886 erschienene zweite Auflage. — Seine früheren Dichtungen „Das Morgenopfer der Natur" (1867) und „Das Felsenkreuz" haben ihm längst gute Freunde erworben, besonders das letztere, ein idyllisches Epos, dessen Schauplatz das oberschwäbische Algäu zur Zeit der Ungarnkriege ist. — Seine jüngsten Lyrika sind in formvollendeten Stanzen abgefaßt, nämlich Weihegedichte an „Die Königin des heiligen Rosenkranzes" und „Das Vaterunser". Behringer ist es auch, der auf Wunsch Leos XIII. dessen Gedichte ins Deutsche übertragen hat. — Ein frommer Christ und recht ansprechender Dichter wurde 1872 in Wilhelm Bilzer (geb. 1814 zu Worms; gest. zu Frankfurt a. M.) zu Grabe getragen. Mit Recht tragen seine Gedichte den Titel „Feierklänge"; denn sie sind einfach, tief gefühlt, melodisch und spiegeln sein christliches Glauben und Hoffen ab (vgl. „Christi Himmelfahrt" und das vielfach komponierte „Kirchlein", mit den Worten beginnend: „Ein Kirchlein steht im Blauen"). — Einen vollblühenden Strauß frischer Gottesblumen hat Franz Trabert* (geb. 1845 zu Karlstadt a. M.; Pfarrer zu Heidingsfeld bei Würzburg), gebrochen. Sie atmen veilchenhaften Wohlgeruch, diese Kinder der Gottesminne. Nicht auf gleicher Höhe stehen die epischen Gedichte seiner Sammlung „Sterne und Blumen". Dafür gelingt ihm um so besser das Naturlied:

Trauliche Erinnerungen,
Holde, süße
Blütengrüße
Aus dem Kindheitsparadiese
Haben mir, schon halb verklungen,
Morgenglocken wachgesungen.

Die Glocken seines Innern stimmen selbst ein unnennbar seliges Geläute an zu Gottes Ehre und Mariens Preis. Was das Gedicht Gloria in excelsis Deo ausspricht, ist der goldene Faden des ganzen Buches. — Der Altöttinger Ordensmann Erhard Ertlmayer* (geb. 1813 zu Großgundertshausen in Bayern, gest. 1883 zu Luxemburg) holte mit glücklicher Hand kräftig duftende „Gottesblumen aus dem Klostergarten" und bot sie der frommen Leserwelt als einen wertvollen Strauß. — Dem priesterlichen Sänger Anton Kohl* (geb. 1851 zu Kipfenberg, Stadtpfarrer zu Dietfurt a. d. Altmühl) ist die ganze Schöpfung ein großes Buch, aus dem heraus er seine religiös verklärten Lieder singt. Doch die begeistertsten sind seine an die Geheimnisse des Christentums angeknüpften Gesänge. — Ernst, fast schwermütig ist der Gesang des Algäuer Pfarrers Albert Riedel* (geb. 1827, gest. 1891), der seine „Dichtungen auf christlicher Anschauung" unter dem Titel „Naturbilder" herausgab. „Ein schön gebundener Alpenstrauß, aus dem der Duft einer dichten Gebirgsnatur uns entgegen-

Digitized by Google

weht. Die Natur ist dem Dichter die innige Verbündete des Menschen, teilt sein Schicksal, seine Leiden und wird künftig auch an seiner Verklärung als Paradies teilnehmen." — Auch der Jesuit P. Hermann Joseph Graf Fugger-Glött* (geb. 1833 auf seinem Familienschloß Glött bei Dillingen, lebte viele Jahre auf Schloß Moos bei Lindau, starb 1902 zu München) verdient hier eingereiht zu werden wegen seiner tieffrommen und tiefernsten „Kreuzfahrerlieder". — Eine Fülle reifer Welt- und Menschenkenntnis enthalten die bereits weitverbreiteten Spruchsammlungen des Dominikaners P. Albert Maria Weiß* (geb. 1844 zu Judersdorf, lebt als Universitätsprofessor in Freiburg i. d. Schw.). Seine „Weltweisheit in der Tasche" und „Die Kunst zu leben" gewähren, was ihr Titel verheißt. — Zum glaubensinnigen Marienjänger ward der im Alter von 58 Jahren konvertierte Philosoph Georg Friedrich Daumer*, geb. 1800 zu Nürnberg, Gymnasialprofessor daselbst, später philosophischer Schriftsteller und wütender Feind des Christentums, das er besonders heftig in seinen Schriften über den „Molochdienst der Hebräer" und „Die Geheimnisse des christlichen Altertums" bekämpfte; durch Gottes Gnade und den guten Einfluß, welchen der französische Philosoph Nodier auf ihn ausübte, zu Christus zurückgeführt, wurde er 1858 in Mainz katholisch und suchte nun, sehr ärmlich lebend, seine früheren Verirrungen wieder gut zu machen; er starb in Würzburg 1875. Seine „Marianischen Legenden und Gedichte" (1859) gehören zu den besten dieser Gattung und wurden selbst in Frankreich bewundert. Meisterhaft sind auch seine Bearbeitungen morgenländischer Dichter („Liederblüten des Hafis") und Nachbildungen der schönsten Dichtungen aller Länder in „Polydora, einem weltpoetischen Liederbuch". — Unter dem Decknamen „Arno von Walden" verbirgt sich ein jugendlicher Sänger Lorenz Krapp* (geb. 1882 zu Bamberg), der in seinen Gedichtsammlungen „Kreuzesblüten" und „Christus" (1903) eine leidenschaftlich starke, aber noch nicht ausgereifte Begabung kundgibt. Bilderreichtum und eigenartigen Wohllaut besitzt seine Sprache bereits in hohem Maß.

Maria, Gnadenmutter zu Freiberg.

(Von Daumer.)

Heilige, prächtige,
Herrliche, mächtige,
Huldige, wonnige, himmlische Frau,
Der ich in kindlicher,
Unüberwindlicher,
Ewig ergebener Minne vertrau'!
Jegliches Gut dir,
Leben und Blut dir,
Gerne, ja gerne, was immer ich bin,
Geb' ich, o süße Maria, dir hin.

Goldener Sterne Glanz
Flicht dir ums Haupt den Kranz,
Sonne begleitet dich himmelentthront;
Höchste, dir neiget sich,
Schönste, dir beuget sich
Unter die Füße der silberne Mond;
Höhen und Lüfte,
Tiefen und Grüfte,
Wogende Wasser und irdischer Plan
Sind dir, o Königin, untergetan.

Digitized by Google

Mutter, zu dir, zu dir
Sämtliche seufzen wir,
Düster umrungen von Jammer und Not;
Trösterin magst allein,
Freundliche, du uns sein,
Schrecket uns Arme der grimmige Tod.
Fasset sein Weh uns,
Liebend erfleh' uns
Gnad' und Erbarmen vom himmlischen Thron,
Schirmend erweiche den göttlichen Sohn!

10. Von den weltlichen Lyrikern Bayerns sind einige schon in den vorausgehenden Gruppen besprochen. Doch bleibt noch eine Anzahl sehr begabter Sänger übrig. Ein bedeutendes, oft aber allzu süßliches lyrisches Talent ist Albert Traeger (geb. 1830 zu Augsburg; schon als Knabe nach Naumburg a. S. verpflanzt; seit 1862 Rechtsanwalt, bedeutender Redner, lebt in Berlin). In seinen sehr formschönen „Gedichten", die viel verbreitet sind, „entfaltet er ein liebevolles Gemüt, das alle schönen und edeln Regungen des menschlichen Herzens tiefinnig erfaßt und mit der lebendigsten Wahrheit oft in wenigen Zügen auf das anschaulichste poetisch zu gestalten weiß" (Kurz). Am schönsten sind jene, in welchen er sein warmes Mitgefühl für die Leiden der Menschen ausspricht. — Die Münchner Kinder Franz Bonn* (geb. 1830; Jurist, Präsident der fürstl. Thurn- und Taxisschen Gesamtverwaltung in Regensburg, wo er 1894 starb) und Hyacinth Holland* (geb. 1827; Erzieher bei Graf Arco-Valley; seit 1864 Lehrer der Geschichte der Literatur im Ascherschen Erziehungsinstitut in München) zeichnen sich durch Innigkeit aus, wissen aber auch Humor und Satire wacker zu handhaben. Ersterer veröffentlichte außer zahlreichen humoristischen Gaben, wie „Von mir is's", das ausgezeichnete, von echter poetischer Begabung zeugende Gedicht „Jacopone". Einen wohlduftenden Blumenstrauß bilden seine Gedichte „Für Herz und Haus", welche eine Auslese sind aus seinen seit 50 Jahren da und dort publizierten oder verborgen gebliebenen Gedichten. Auch hat er durch seine Volks- und Jugenddramen viel Gutes gewirkt. — Zu den besseren Erscheinungen gehören die Gedichte L. Wohlmuths* (geb. 1823 zu Hohenzell in Oberbayern; Philolog; gest. 1889 zu Bayreuth), voll klarer Schönheit und origineller Kraft; nur ist seine Auffassung geschichtlicher Personen nicht immer korrekt. — Voll wahrer Empfindung, edler Einfachheit und Sprachwohllaut sind die Lieder des Franken Georg Scheurlin (geb. 1802 in Mainbernheim; längere Zeit armer Lehrer; dann von Max II. zum Geh. Ministerialsekretär befördert, starb 1872 zu München). Er hat auch reizende Kinderpoesien geschaffen. — Ein ganz anderer teils derber und ungebärdiger, teils flott naturfrischer Ton herrscht in den Soldaten-, Landsknecht-, Jagd- und Waldliedern des bayrischen Offiziers Heinrich

Digitized by Google

von Reder (geb. 1824 zu Mellrichstadt, 1871 als Oberst pensioniert). Er schrieb auch eine größere epische Dichtung „Wotans Heer."

Mutterherz.

(Von Albert Traeger.)

Ich hörte trauern euch und klagen,
Daß kalt die Welt und liebeleer,
Und mitleidsvoll muß ich euch fragen:
Habt ihr denn keine Mutter mehr?
Habt ihr die Mutter schon vergessen,
Das treue Herz, dran ihr geruht,
Den Schoß, drin ihr so weich gesessen,
So sicher, wie in Gottes Hut?

Die Mutter steht mit süßen Schauern,
Die auf dem Arm ihr Kindlein trägt:
So lange wird die Liebe dauern,
Solang ein Mutterherz noch schlägt!
O Mutterherz, du Born der Milde,
Du gottgeweihter, heil'ger Ort!
Haßt auch die Welt, die rauhe, wilde,
In dir weilt still die Liebe fort.

Du lebst nur in des Kindes Leben,
Sonnst dich in seiner Freuden Glanz;
Sein Leiden nur macht dich erbeben,
Und deiner selbst vergißt du ganz.
Gequält, gemartert und zerstochen,
Liebst du im herbsten Schmerze noch;
Vom Kinde frevelnd selbst gebrochen,
Im Brechen segnest du es noch!

Drum, hält euch Gram und Leid umfangen,
Seid eig'ner Schuld ihr euch bewußt,
So lehnt die tränenfeuchten Wangen
An eurer Mutter treue Brust;
Und ist die Mutter euch geschieden,
Weint ihr allein in finstrer Nacht,
O glaubt: ihr Herz ließ sie hienieden,
Es hält bei ihrem Kinde Wacht!

Der Samariter.

(Von Georg Scheurlin.)

Ist noch ein Rest von Lieb' in dir,
O geize nicht und gib ihn her,
Die reiche, menschenvolle Welt
Ist ja an Liebe gar so leer.

Auf Märkten biete sie nicht feil,
Auch zu Palästen trag sie nicht;
Doch tritt dereinst an deinen Weg
Ein still verhärmtes Angesicht,

Dann sprich: Bedarfst du wohl des Öls?
Zeig deine Wunde, hier mein Krug,
Und in der Herberg pfleg' ich dein,
Wenn diese Gabe nicht genug.

Ob Dank, ob Undank dir vergilt,
Du ziehe stillen Gangs davon;
Daß du ein inn'res Wort erfüllt,
Sei deinem Herzen schönster Lohn.

Und was dir noch im Kruge blieb
Von Liebe, senk es nicht ins Meer:
Die reiche, menschenvolle Welt
Ist ja an Liebe gar so leer.

Aus den „Federzeichnungen".

(Von Heinrich v. Reder.)

Es war ein heller Wintertag,
Der mich ins Moor gelockt,
Ein flaches Schneefeld, da und dort
Mit Föhren nur bestockt.

Drin strich ein Hungerfuchs herum,
Ein Rabe flog vorbei,
Der immer wieder nach ihm stieß
Mit heiserem Geschrei.

Ich hob's Gewehr, ob schwarz, ob rot?
Ich schwankte mit der Wahl —
Den Raben schoß ich für den Fuchs
Zu einem feisten Mahl.

Digitized by Google

Proben von Scheurlins Poesie bei Kellner: St Petrus; bei Hellinghaus: Treuer Tod; Frühlingsahnung; Der Abend am See u. a.

11. Der bedeutendste Lyriker der Gegenwart und zugleich ein Dramatiker von nicht zu unterschätzenden Gaben ist Martin Greif* (eigentlich Hermann Frey, geb. 10. Juni 1839 zu Speier, machte als bayrischer Artillerieleutnant den Feldzug von 1866 mit, nahm 1867 seinen Abschied und lebt seitdem in München). Ein reiches, freies, schlichtes, echt deutsches Gemüt, rückhaltlos hingegeben dem Leben und Weben der Natur, mitfühlend erschlossen für der Menschen Leid und Freud, spricht aus jeglichem seiner klaren und einfachen Lieder. Freilich hat ihn das Bestreben, alles phrasenhaft geschraubte, alles posenhaft Verstellte zu meiden, hier und da zu trivialen und nichtssagenden Wendungen verführt; aber im allgemeinen gelingt es ihm meisterhaft, aus wenigen unscheinbaren Worten Bilder von eigenartiger, lebendigster Anschaulichkeit zu formen, und das Beste seiner Naturlyrik steht ebenbürtig neben den Gaben Goethes, Eichendorffs und Uhlands. Seine „Gedichte" haben seit 1868 bereits sieben Auflagen erreicht. 1902 hat er ihnen „Neue Lieder und Mären" zugesellt. Auch in seinen Dramen, die meist vaterländische Stoffe in deutsch-christlichem Sinn behandeln, strebt Greif durchaus nach einfachen, volkstümlichen Wirkungen und erreicht sie oft, obschon ihm die vollste dramatische Lebendigkeit fehlt, in hohem Maße. An dem nervös ausgemergelten Großstadtpublikum freilich, das den Spielplan unserer Bühnen am meisten bestimmt, müssen Greifs Dramen unverstanden abgleiten; aber daß er die Seele des Volkes stark und eindringlich zu erschüttern weiß, das zeigt der stets wachsende Erfolg seines „Ludwig der Bayer", der seit 1892 auf der Kraiburger Volksbühne dargestellt wird. Daneben stehen mit vaterländischem Stoff namentlich „Prinz Eugen" (1880), „Heinrich der Löwe" (1887), „Agnes Bernauer" (1894) und mit fremdländischem „Nero" (1877), „Corfiz Ulfeldt" (1873) und „Franzesca von Rimini" (1892). — Außer Greif und den bereits früher genannten hat Bayern nur noch wenige Dramatiker hervorgebracht.

Ein reiches Talent erlosch mit dem frühen Tod von Hyppolit August Schaufert* (bayrischer Beamter, geb. 1834 zu Winnweiler in der Pfalz; 1871 vermählt mit Maria Görres, einer Tochter von Guido Görres; starb 1872 zu Speier). Mit dem in Wien gekrönten, von echt Shakespeareschem Geist getragenen Lustspiel „Schach dem König" (1869) trat er achtungerweckend auf die deutsche Nationalbühne. Eine gleich gewiegte Bühnenkenntnis bekundete er in „Vater Brahm" (1872), welches sicher ein Repertoirestück bleiben wird, zumal es ein treues Spiegelbild der heutigen Ratlosigkeit gegenüber der sozialen Frage darstellt. — Kleine, lustige Einakter schrieb Leopold Feldmann (geb. 1801 zu München, jüdischer Abkunft; starb 1892 zu Wien, wo er erst Dramaturg, dann Journalist war).

Digitized by Google

Morgengang.

(Von Martin Greif.)

Ich geh auf stillen Wegen
Frühtags ins grüne Feld,
Wie lacht mir da entgegen
Die junge Morgenwelt!

Wohl tausend Blüten schauen
Von Wald und Wiesen her,
Die alle tropfig tauen
Von edeln Perlen schwer.

Ich brech' mir ein Geschmeide
Von nassen Rosen ab:
Wärst du an meiner Seite,
Von der geträumt ich hab'.

Ich hing dir's in die Locken
Als deinen Hochzeitskranz,
Da gehn die Morgenglocken,
Ich steh' in Tränen ganz.

Sommerstille.

(Von Martin Greif.)

Früh und spättags manche Weile
Singt die Dommel noch im Ried;
Schwalbe hat vor Sorgeneile
Fast vergessen schon ihr Lied.

Nur die Lerche unverdrossen
Hängt am blauen Himmelszelt
Und vergißt, vom Licht umflossen,
Unter sich die ird'sche Welt.

Andere Proben bei Hellinghaus: Xenophon; Der Ottesund; Hymnus an den Mond; Hochsommernacht; Von der Ernte; Reise in die Berge; An Deutschland u. a.

12. Unter den noch ausstehenden bayrischen Erzählern sei zuerst genannt der viel zu wenig gekannte, in seinem Leben völlig selbstlose, immerdar bescheidene und darum so liebenswürdige Münchner Professor Ludwig Aurbacher* (geb. in Türkheim 1784; Professor des deutschen Stils und der Ästhetik am Kadettenhaus in München, wo er 1847 starb), welcher meist anonym schrieb. Er kommt in neuerer Zeit mit Recht zu Ehren. So gelehrt er war, hat er sich doch seine Volksnatur bewahrt, „so daß seine Phantasie noch Frühling feiert und frische Waldkeime treibt" (Maßmann). Sein Hauptverdienst für die Poesie aber besteht darin, daß er aus dem reichen Schatz deutscher Schwänke und Sagen, Historien, Legenden (des 16. und 17. Jahrhunderts) viele Stücke in erneuter Bearbeitung den Zeitgenossen darbot, wobei er den Volkston so glücklich traf wie Hebel, und so ansprechend einfach erzählte wie die Gebrüder Grimm in ihren Märchen und Sagen. Besonders ist er Meister in der Erzählung der Sagen („Der ewige Jude" usw.) und durchaus originell in der Wiedergabe der alten Schwänke („Die Geschichte der sieben Schwaben", „Die Lalenbürger") und in der Erzählung neu erfundener („Philologische Belustigungen", „Die Leiden und Freuden des Schulmeisters Mägerl" und die ganz im Geiste Jean Pauls gehaltenen, ohne Zweifel aus dem eigenen Leben gegriffenen Memoiren „Aus dem Leben und den Schriften des Magisters Herle und seines Freundes Männle"). Daß er in zahlreichen Lehrbüchern das ganze Gebiet der deutschen Sprach- und Stillehre behandelte, daß er zu den seltenen

Digitized by Google

Rufern in der Wüste gehörte, welche die Notwendigkeit gründlicher Pflege der Muttersprache auf den gelehrten Schulen oft, bald ernst, bald ironisch, betonen, sei nur nebenbei gesagt. — Besonders zahlreich sind die Vertreter der Dorfgeschichte. Einen hohen Rang hat unter ihnen Melchior Meyr (geb. 1810 zu Ehringen, gest. 1871 in München), der lebenswahr und humorvoll „Aus dem Ries" erzählt. — Ihm ebenbürtig ist Franz Trautmann* (geb. 1813 in München; Jurist, Sekretär des Prinzen Karl von Bayern, später unabhängiger Schriftsteller in München, gest. 1887 ebenda), originell, voll herzlicher Naivetät und wohltuenden Humors, warm für Kirche und Sitte eintretend. Sein „Eppelein von Geilingen", „Chronika des Herrn Petrus Nöckerlein", ganz besonders aber „Herzog Christoph von Bayern", sind herzigfrische, humorvolle Geschichten. Großes Erzählertalent beweisen auch die dreizehn „Alt-Münchner Geschichten", „Aus dem Burgfrieden" betitelt. Seine kulturhistorische Kölner Erzählung „Die Glocken von St Alban", welche uns ins 17. Jahrhundert führt, ist einer der besten „Stadt- und Familien-Romane", die wir Deutsche besitzen. Fast durchweg anziehend sind auch seine kleineren Poesien, die er unter dem Titel herausgab: „Hell und Dunkel, Poesien aus allen Stimmungen". — Ein vortrefflicher Darsteller bayrischen Volkslebens ist Otto von Schaching* (Pseudonym für Otto Denk*; geb. 1853 zu Schaching, seit 1898 Herausgeber vom „Deutschen Hausschatz"). Seine Novellen wie „Stasi", „Die Teufelsgretl", „Geschichten aus dem Volk", „Waldesrauschen" erfassen mit ebensoviel Glück Vorgänge aus der Bauernwelt, als die Romane „Bayerntreue" (1896) und „Widukind" große historische Ereignisse bemeistern. — Der Deutschkatholik Hermann von Schmid (geb. 1815 in Weizenkirchen [Österreich], aber in Bayern völlig heimisch geworden, gest. 1880 in München) stellt das urkatholische bayrische Gebirgsvolk mit seinem Sinnen und Minnen so meisterhaft dar, daß man ihn für gläubig halten könnte, wenn er nicht in andern Erzählungen („Im Morgenrot", „Mein Eden") die ungläubige Tendenz verriete. Einige seiner Erzählungen, wie „Almenrausch und Edelweiß" hat er auch dramatisiert. — Viel Ähnlichkeit mit seinen Volkserzählungen und Volksstücken haben die zahlreichen von Maximilian Schmidt* (geb. 1832 zu Eschlkam, bis 1866 bayrischer Offizier, lebt in München), der noch jüngst mit dem Volksstück „Der Dorfpfarrer" einen wohlverdienten Erfolg errang. — Auch Ludwig Ganghofer* (geb. 1855 zu Kaufbeuern) schildert durch Buch und Bühne das bayrische Gebirgsvolk; immer geschickt, selten ganz echt. Besonders bekannt sind seine zusammen mit Hans Neuert geschriebenen Volksstücke, wie „Der Herrgottschnitzer von Ammergau".

13. Keine reine Freude gewähren die Erzählungen des begabten Konrad von Bolanden* (Pseudonym für Joseph Bischoff). Geboren 1828 in Niedergailbach (Rheinpfalz), studierte er Theologie, wurde Pfarrer,

Digitized by Google

gab dann die Pfarrei auf, um ganz literarischer Tätigkeit zu leben; nun wohnt er in Speier. Bolanden hat eine lange Reihe von Romanen und Novellen herausgegeben und zeigt sich besonders stark im historischen Roman. Er schafft mit der Absicht, gewissen historischen Personen den unverdienten Nimbus zu nehmen und verdeckte Blößen offen darzulegen, und hält sich dabei im allgemeinen gewissenhaft an die Geschichte. So war es freilich schwer für ihn, durchweg ästhetischen Ansprüchen zu genügen. Bei „Franz von Sickingen" und „Barbarossa" dürfte ihm auch dies gelungen sein. Besonders befähigt zeigt er sich für die Zeichnung männlicher Charaktere und in der Auswahl ausgezeichneter Nebenfiguren wie für Schilderungen der Natur und der Schauplätze. Sein Stil ist kräftig, ausdrucksvoll, feurig; doch hätten manche derbe Ausdrücke und Ausmalungen besser sollen vermieden werden. Vielfach hätte er größere Mäßigung bewahren und übertreibende Entstellungen vermeiden müssen. Auch die Tatsache, daß von einer Legion gegnerisch gesinnter Tendenzschriftsteller noch weit Schlimmeres geleistet wird, kann solche Mißstände bei einem christlichen Schriftsteller nicht rechtfertigen.

Seine historischen Romane sind: „Luthers Brautfahrt" (1857), „Königin Bertha", „Barbarossa", „Gustav Adolf" (4 Bde), „Canossa", „Urdeutsch" (2 Bde), „Bankrott" (3 Bde), „Die Bartholomäusnacht" (2 Bde), „Die Kreuzfahrer" (3 Bde), „Wider Kaiser und Reich", „Wambold" (2 Bde). Die zwei kulturhistorischen Romane sind: „Fortschrittlich" und „Neudeutsch"; andere Romane führen den Titel: „Franz von Sickingen", „Die Aufgeklärten", „Die Reichsfeinde", „Die Ultramontanen" (2 Bde). Novellen sind: „Eberhard der Falkensteiner", „Historische Novellen über Friedrich II. von Preußen und seine Zeit" (4 Bde), „Raphael", „Die Unfehlbaren"; ferner Erzählungen: „Die Mageren und die Fetten", „Russisch", „Kelle und Kreuz", „Der Pascha", „Savonarola" (2 Bde), „Der Preßkaplan", „Die Sozialen", „Der Teufel in der Schule", „Die Sozialdemokraten und ihre Väter". Ein sozialer Roman ist „Angela". Außerdem schrieb er „Kulturbilder" aus verschiedenen Zeiten.

Nicht so fruchtbar wie Bolanden, aber maßvoller und geschickter in der Komposition als Romanschriftsteller ist der Münchner Stiftsvikar Franz Hacker (1836 zu Nymphenburg geboren, als Kanonikus zu München 1894 gestorben), der unter dem Namen Franz von Seeburg* schrieb. „Die Hexenrichter von Würzburg" (1883) ist eine vorzügliche geschichtliche Novelle, erreicht jedoch nicht den Bilderzyklus „Die Fugger und ihre Zeit" (1879), einen Roman voll streng geschichtlicher Wahrheit und doch reich an herrlicher Poesie, die sich erst bei wiederholter Lesung recht erschließt.

Im Vordergrund dieses Romans steht Hans Fugger, der arme, aber kunstfertige Webergeselle, wie er, ein „deutscher Leineweber", das Haus Fugger auf den Grundsäulen von Religion, Sitte und Fleiß mit strenger Rechtlichkeit aufbaut. An sein Leben reihen sich streng historische Bilder aus dem 14., 15. und 16. Jahrhundert, „wie eine Reihe kostbarer Familienmedaillons, aus deren Angesichtern, trotz aller Familienähnlichkeit, doch auch eigentümliche Geistesfunken hervorblitzen" (Muth). Und kaleidoskopartig

Digitized by Google

wechseln darin farbenprächtige Bilder von Reichstagen und Bürgerfesten, von süßer Minne und herbem Leid, von heiligmäßigen Mönchen und heitern Künstlern, eines schöner als das andere.

Auch in der Dorfgeschichte („Die Nachtigall", „Das Vaterunser") und im Familienroman („Das Marienkind") hat Hacker Hervorragendes geleistet. Ein sehr schönes Denkmal setzte er in „Joseph Haydn" dem genialen Komponisten seiner unsterblichen Oratorien „Die Schöpfung" und „Die Jahreszeiten". In den letzten Jahren lieferte Seeburg für den Regensburger Marienkalender eine Reihe vortrefflicher, streng sittlich gehaltener Volkserzählungen. — Von Hermann Geiger* (geb. 1827 zu Schwabmünchen; 1860 Kooperator, nun Kanonikus in München), dem allbekannten Leiter der deutschen Pilgerzüge ins Gelobte Land, besitzen wir zwei schöne Seitenstücke zu Wisemans „Fabiola", nämlich „Lydia" und „Leander und Hermenegild". — Dem naturalistischen Erzählerstil wandte sich in späteren Jahren Karl von Heigel* (geb. 1835 zu München, lebt zu Riva am Gardasee) zu, der in jugendlichen Jahren das Epos „Bar Kochba" (1857) und Novellen reinerer Gattung schrieb. Dazwischen liegen die Dramen, die er für König Ludwigs II. Separatvorstellungen schrieb. — Die geschichtlichen Romane wie „Die Fahrt nach der alten Urkunde" und „Die Söhne des Herrn Budiwoi" von August Sperl (geb. 1862 zu Fürth, lebt als Archivsekretär in Amberg) gehören zu den gediegensten Erzeugnissen der neueren Heimatkunst. Sie behandeln mit lebendiger Charakteristik Vorgänge in Deutschböhmen und den bayrischen Grenzlanden. In ihrer religiösen Auffassung sind sie öfters von nicht einwandfreier Einseitigkeit.

14. Als Klassiker der Jugend bleibt allzeit ein Muster der ehrwürdige Christoph v. Schmid* (geb. 1768 zu Dinkelsbühl, gest. 1854 als Domkapitular zu Augsburg), dessen Erzählungen „Ostereier", „Rosa von Tannenburg", „Heinrich von Eichenfels" von einem die Kinder liebenden Priesterherzen eingegeben sind. — Als treffliche Pfleger der Kinderpoesie sollen nicht vergessen werden: Graf Franz Pocci* (geb. 1807 in München, seit 1864 Oberstkämmerer, gest. daselbst 1876), der mit dem Lehrer Friedrich Güll (geb. 1812 zu Ansbach, gest. 1879 zu München) Kinderlieder herausgab, aber auch Romanzen, Legenden und Märchen dichtete und ausgezeichnete, humorvolle „Komödien" fürs Kasperltheater verfaßte.

Pocci, der ein hervorragender Maler und Musiker, deshalb auch 1847—1864 Hofmusik-Intendant war, schrieb prächtige Komödien, worin er die Märchenwelt in kühnem Fluge der Volksphantasie vorführt und in höchster sittlicher Reinheit praktische Lebensweisheit lehrt. Entzückend schön sprudelt hier Poccis liebenswürdiger Humor und schlagender Witz. Haupthelд aller Stücke ist der immer fidele und durstige, harmlos dreiste Kasperl. Pocci lieferte zu seinen und Gülls allerliebsten Kinderliedern auch die Illustrationen.

Gute Erzählungen für die katholische Jugend hat Ludwig Lang* (geb. 1827 in Lindau, Redakteur des St Josephsblattes in München, wo

Digitized by Google

er 1895 starb) geschrieben. — Der gemütreiche Münchner Hofprediger Josef Hecher* (geb. 1845 in Schongau) hat außer religiösen und historischen Jugendschriften auch allerliebste Weihnachtsspiele verfaßt.

15. Die Dialektdichtung hat in Bayern einige kernige Früchte gezeitigt. Köstlich sind die pfälzischen Gedichte von Franz von Kobell (geb. 1803 in München; starb hier als verdienstvoller Professor der Mineralogie 1882) und um so mehr der Anerkennung wert, als der Dichter von Haus aus kein Pfälzer ist. Auf seinen mineralogischen Touren lebte er sich ganz in das Gebirgsvolk ein, lauschte ihm sein innerstes Fühlen und Denken ab. Dies zeigt er besonders in seinen trefflichen oberbayrischen Gedichten, neben denen auch noch seine hochdeutschen zu erwähnen sind. — Ein den Meister übertreffender Schüler Kobells, Karl Stieler* (geb. 1842 zu München, Beamter im bayrischen Reichsarchiv, gest. 1885 in München), schrieb in oberbayrischer Mundart „Bergbleameln", „Weil's mi freut", „Um Sunnawend" u. a. Seine „Hochlandlieder" machten ihn als hochdeutschen Dichter beliebt. „Ein Winteridyll" zeigt ihn als Dichter und Mensch in liebenswürdigstem Licht. — Wir kommen nun ins bayrische Schwabenland. Da ist mit Vorzug Pfarrer Franz Keller* (geb. 1824 zu Günzburg, gest. 1897 zu Unterroth) zu nennen, dessen „Doaraschleah", „Etle Hagabutza", „Erdbörla" u. a. zu den besten Dichtungen schwäbischer Zunge gehören, nur hier und da im Ausdruck gar zu volkstümlich sind. — In gleicher Mundart gab ein anderer Algäuer, Pfarrer Joh. Georg Scheifele* (geb. 1825 zu Mindelheim, gest. 1880 ebenda), wohlgereimte „Gedichte" und „Komische Gedichte" („Mucka und Wefzga") heraus. Vortrefflich ist seine Charakteristik der Bauern, die sich aus Pfiffigkeit dumm stellen („Der Rekrut"). Bisweilen ist auch er etwas derb. — Des Pfälzers Ludwig Schandeins (geb. 1813 zu Kaiserslautern, gest. 1894 als Reichsarchivrat zu Speier) „Gedichte in Westricher Mundart" haben volkstümlichen Ton und ansprechende Herzlichkeit.

's romantische Mädchen.

(Pfälzisch, von Kobell.)

Wer kann 'ne liebe Glock'nklang
So schreibe, wie er klingt,
Un wer kann schreibe mit der Schrift
Wie schö en Amsl singt?
Des kann mit aller Müh' ke Mensch,
Denk nor 'n bißche noch,
Un wie mit Glock un Vochlsang
Is 's mit der Pfälzer Sproch.

„O Vater, was war deß e Herrlichkeit
In der alte romantische Ritterzeit!
Do war noch am Leebe e Glanz un e Pracht,
Und die Mädcher, die ware noch hoch geacht',
Do habe die Dames Farbe getraache,
Und do drum hot sich e Ritter geschlaache!

Digitized by Google

Un kenn'n nor den Staat und deß schöne Pläsier
Vun so eme Fescht, wie e Ritterturnier!
Ja denk' ich mich so in e Borch am Rhein,
Und wie ich kredenz' denne Ritter de Wein,
Und wie se so recht behaaglich pumpe
Aus denne große silberne Humpe
Und so verzähle vun Krieg und Jachd
Und was se vom Kreuzzug heemgebracht:
Ich saach dir's, Vater, do tut's mer weh,
Wann ich jetz die Zeit so prosaisch seh' —
Und was habe nit aach die Mädcher getan,
Denk nur an die Jungfrau von Orleans!" —
„Geh, loß doch des Zeuch, 's is die Hälft' nit wohr,
Deß mache emm so die Hischtoriker vor,
Und deß Farbetraache, was soll dann deß sei'?
Deß sin Hypothese, deß bildscht der nor ei';
Und daß sich die junge Leut' nimmer schlaache
For Farbe und Späß, deß hot nix zu saache,
Dann sunscht wahrhaftich gäb's alle Täch
Nix als Spektakl un Prichl un Schläch;
Un weeche dem Sause un Renommiere
Do brauchschst du di Ritter nit zu zitiere,
Dann der Artikl is wohl bestellt,
Solang 's noch Menische git auf der Welt;
Und diesell — die hätt' aach was Bessers geta',
Als zu werre die Jungfrau von Orleans.
Dann die hot mancher de Kopp verruckt,
Daß se meent, sie hätt' in de Himm'l geguckt!" —
„Ach Vater, du hoscht kee Poesie,
Und deß is doch vom Leebe die Blih',
Mit deiner Obschtzucht, mit Äppel un Bire,
Do hot mer freilich ke Avantire." —
„Mei' Kind, do les nor dem Cook sei' G'schicht',
Die is doch e wahres Heldegedicht,
Un was war dann 's End von der Poesie?
Do kriecht 'n amol e Wilder beim Ohr
Und freßt 'n lebendich mit Haut un Hoor.
Des is von so eme Leebe de Blih'!"

De stoanern Jager.

(Oberbayrisch, von Kobell.)

Zwoa Jager steig'n in an Gwänd,
's redt koana nit a Wort,
Sie steig'n langsam nach der Höh',
Es is a schiecher Ort.
Und wie s' jetzt kemma gegen d' Schneid,
Da rast'n s' auf an Eck,
Sie segn schier zum Ferchtn aus,
So barti, wild und keck.

Just graut der Tag, der Nebi ligt
No' tief herunt' in Tal,
Von sellan Platz, da sicht ma schö'
Viel Dörfer aufamal.
Und wie s' a Weil so rast'n tien,
So hör'n s' Kircheg'läut,
In d' Fruhmeß ruft a Glöckl' z'samm;
Dees Läut'n hört ma weit.

Digitized by Google

Da ſtopft der oa a Pfeif' Tabak,
Der ander putzt ſei' Bix,
Und Branntwein trink'n ſ' aar an Schluck,
Aber beten tien ſ' nix.
Und wieder üb'r a kloani Weil
Da läut't dees Glöckl' drunt'.
„Jetz wand'ln ſ' erſcht," lacht da der oa,
„Mir wand'ln ſcho zwoa Stund'." —
„Ja Wand'ln hi' und Wand'ln her,"
Hat wild der ander g'ſagt.
„A Gamsbock iſcht mer allweil mehr",
Und hat ſein Stutz'n packt.
Und weiter ſteig'n ſ' übers Eck
Und ſchaugn in Grab'n 'nei',
Da ſteht a ſtarker Gamsbock drin,
Der werd bald ihna ſei'.
Da ſchießt der oa, er fallt no nit,
Der ander aa zünd't o',
Und auf die Schuß da hat's an Hall
Als wi a Dunner to',
Als ſchlieg a Wetterſtroach grad ei'.
Die Schütz'n rumpin in anand,
's is ihna nimmer wohl,
Denn ſchau, der Bock in Grab'n drunt'
Wird zozet wie a Bär,
Die Krik'ln werrn großi Horn,
Und feurig ſchaugt er her.
Dees is koa Gamsbock, gnad' da Gott,
Dees muaß der Teufi ſei'! —
Da pack'n g'ſchwind die Jager z'ſamm
Und laafa woltern fei'.
Auf oamal aber laſſ'n ſ' aus,
Es werrn d' Füß' ſo ſchwaar,
Und grad als wann der Jüngſti Tag
Auf Erd'n kemma waar,
So ziegt a Nacht und Wetter 'rei'.
Koa Schrittl kinne ſ' geh',
Und 's Blut is worn ſo kalt und ſtarr,
Als ſollt's auf ewi' ſteh'.
Und horch, in Wetterſturm da hallt
A Schroa weit übers Land, —
Da iſt a grauſi Wandlung gſchegn,
Verhängt von Gottes Hand. —
Wohl wieder drunt' zum Bet'n läut't
Dees Glöckl' aus der Fern',
Die drob'n ſan aber wor'n Stoa,
Sie kinne's nimmer hör'n.

Bei Salzburg ſteht a hocher Berg,
Der Stauf'n, wer n' kennt,
Da ſan zwoa langi Felſ'n ob'n,
Die ſtoanern Jager gnennt.
Die Felſ'n ſtenga heunt no da
Als Zoacha von den G'richt, —
Der Krug, ſchau, geht ſo lang zum Brunn',
Bis er amal dabricht.

An Anfrag.

(Oberbayriſch, von Karl Stieler.)

A Bauer hat drei Buabn im Feld,
Sie laſſen gar nix hör'n,
Jetzt is er halt nach München 'nein
Zum Frag'n in der Kaſern.
„Wie geht's mein Toni?" hat er g'fragt,
Den mag er halt vor all'n;
Da ſchaugen's nach und ſagen's ihm:
„Der is bei Wörth drin g'fall'n."
„O mein Gott, mei'! — und unſer Hans?"
„Der is mit ſiebzig Mann
Bei Sedan g'fallen." — „Und der Sepp?"
„Der liegt bei Orleans!"
Der Alte ſagt koa Wort und geht.
Er hebt ſich an am Kaſt'n,
Am Stuhl, am Türg'ſchloß, an den Stieg'n —
Er muaß a weni raſt'n.
Drunt auf der Staffel vor'n Haus
Da is er niederg'ſeſſ'n,

Digitized by Google

Er halt sein Hut no in der Hand,
Er hat auf all's vergeff'n.
Es gengant wohl viel tausend Leut,
Viel hundert Wag'n vorbei!
Der Vater sitzt no allweil dort. . . .
„Drei Buabn und — alle drei!"

Kind'rzucht beim Hoinza.

(Schwäbisch, von Fr. Keller.)

D' Frau Hoinze hat zwoi Büebla ghett,
Da Michale und da Steffa,
Zwoi Büebla, ja scho mod'lnett,
Ma ka's it scheanr treffa.
Und g'folget hand se — ab'r wia?
Em oigna Kopf — d'r Muett'r nia.

1.

A maul, da fällt's em Mich'l ei',
So zwischa drui und viera:
„A Butt'rbroat könnt' au guet sei';
Jez, Muett'r! tue glei rüehra!
Gang, laß a maul dös Spinna gau,
I mächt a Butt'rbroatle hau!"

„Jez no it glei, woisch, Engele!
Jez tuet ma no nit rüehra;
Gelt, wart iez no a wengele,
's ischt ja erscht halba viera.
Wenn i mein Flachs ragiponna hau,
Gleiwohl nau soll's ans Rüehra gau."

Da fanget d' Bueba 's Heulan a',
Teand fürchteg lamentiera;
Da springt dia Muett'r was sie ka'
Und tuet de Büebla rüehra.
O. Kinderla! sind doch iez still,
Dia Muett'r tuet ja, was ma will.

2.

D'r Steffa ißt z' Mittag it viel,
Ear nimmt a Stuck weiß Broat;
Und Namittag dau trinkt 'r Mil,
Denn d' Muett'r milkt de Roat.

Doch loset, was d'r Mich'l will,
— Ischt dös a glüstig'r Bua! —
Ear will mit G'walt iez au a Mil,
Doch von d'r schwarza Kuah.

Und d' Muett'r sait: „Jez grad mit Fleiß
Kriegsch von d'r roata Kuah;
Wearsch seah, dia Mil isch grad so weiß,
Jez milkt ma nit allzwua."

Da stampft d'r Steffa mit 'm Fueß
Und schreit: „De Roat gheart mei";
Und Mich'l sait: „Mei Mil, die mueß
Vom schwarza Küehle sei'."

Dear will de schwarz und dear de roat
Und geand halt nimma Ruah;
Und 's Mütterle in groaßr Noat? —
Dia milkt halt iez allzwua.

3.

D'r Mich'l ischt halt gar it guet,
D'r ärgscht en Kirch und Schuel;
Deam schneid' 'r Löch'r in da Huet,
Dean keit 'r naus beim Stuehl.

Da nimmt d'r Vat'r Birkaruet,
— Nu, Mich'l, heut komischt recht —
Und wixt 'n rum, daß pfeiffa tuet,
Guetnacht! dear schreit it schlecht.

Da bricht d'r Muett'r 's Herz schier a:
„Ja Na'! bisch denn a Narr?
Wear wert denn so da Bueba schla,
Und alz nu weag'm Pfarr'!

„Du woisch doch, daß 'r 's Kind und mi
Koi bißle leida ka';
Jez kommt 'r au no hint'r di
Und reibt da Bueba na.

„Wenn ear au wär wia andre Leut'
Und oigne Kind'r hätt',
No wußt 'r au, was Eltra freut,
Und nähm it alz so nett.

„Da soll ma allweil d' Kinder schla',
Ja freili, wenn i ma';
Und los nu du, i will d'rs sa',
Du reg m'rn nimman a'!

„Gang, Michele! laß 's Heina sei,
Gell, 's tuet halt recht wehweh?
Komm nu zue mir in d' Kuche rei,
I mach d'r an Kaffee."

Digitized by Google

Dia Kind'rzucht iſcht liberal,
Doch Leut', dös iſcht a koiza:
So macht ma's ſei' nit überall,
So macht ma's nu beim Hoinza.
Und wer recht beaſe Kind' will hau,
Därf nu in d' Leahr zum Hoinza gau.

Fünfte Gruppe.

§ 104. Dichter aus dem übrigen Süddeutſchland und der Schweiz.

1. Wir beginnen dieſe Gruppe mit den Erzählern; denn gerade die Proſadichtung hat am Oberrhein und in der Schweiz einige erſtklaſſige Vertreter gefunden. Zunächſt ſeien einige Schwaben genannt, deren erſter auch wohl ſchon in der ſiebten Periode hätte behandelt werden können. Wilhelm Hauff (geb. 1802 zu Stuttgart, wo er 1827 als Redakteur des „Morgenblattes" ſtarb) ſchrieb den vortrefflichen hiſtoriſchen Roman „Lichtenſtein" (1826, „eine romantiſche Sage aus der württembergiſchen Geſchichte"), die Novellen „Jud Süß", „Die Bettlerin vom Pont des Arts" uſw., und beſonders auch die humorvollen „Phantaſien im Bremer Ratskeller". Durch ſeinen „Mann im Mond" perſiflierte er die widerlich ſüßliche Schreibmanier des Romanfabrikanten H. Clauren[1] ſo geſchickt, daß das Publikum Clauren ſelbſt für den Verfaſſer hielt; ganz ausgezeichnet ſind Hauffs Märchen, in denen er heimiſche und orientaliſche Stoffe mit gleich eigenartiger und das Kindergemüt mächtig feſſelnder Phantaſie behandelt. Von ſeinen Gedichten ſind einige, wie „Morgenrot", „Steh' ich in finſtrer Mitternacht", zu Volksliedern geworden. — Wie Hauffs „Lichtenſtein", ſo haben auch die Erzählungen von Albert Werfer* (geb. 1815 in Neresheim, Neffe von Chriſtoph v. Schmidt, ſtarb als Dekan in Untereſſendorf bei Biberach 1885) in der feſſelnden Lokalmalerei viel von Walter Scott an ſich. — Joſeph Anton Pflanz* (geb. 1819 zu Ellwangen, Reallehrer; geſt. 1883 zu Buchau) veröffentlichte ſeine Novellen in Langs „Hausbuch". — Ebenſo wie der vorgenannte hat ſich als katholiſcher Volks- und Jugendſchriftſteller Konrad Kümmel* (geb. 1848 zu Rechberg, 1873 Prieſter; lebt als Redakteur in Stuttgart) verdient gemacht. Seine zuerſt im Stuttgarter „Sonntagsblatt" verſtreuten ſinnigen Erzählungen ſind jetzt unter dem Titel „An Gottes Hand" geſammelt.

[1] Clauren iſt Pſeudonym für den Geheimen Hofrat Karl Heun (1771—1854), welcher zahlloſe wäſſerige Romane und Erzählungen voll roher Sinnlichkeit ſchrieb. Sein Leben war intereſſant und wechſelreich; in den Freiheitskämpfen war er Sekretär im Hauptquartier und redigierte hier die „Preußiſche Feldzeitung", wohnte 1815 dem Kongreß in Wien bei, wurde dann Miniſterialſekretär in Berlin und Redakteur der „Preußiſchen Staatszeitung", zuletzt noch Beamter im Generalpoſtamt und ſtarb, faſt vergeſſen, 83 Jahre alt in Berlin.

Digitized by Google

2. Zwei Meister der Erzählerkunst entstammen der deutschen Schweiz. Gottfried Keller (geb. 19. Juli 1819 in Zürich, gest. 15. Juli 1890 daselbst) versuchte sich zuerst in München als Landschaftsmaler, was der deutlichen Anschaulichkeit seiner Schilderungen zu gut kam, dann widmete er sich der Poesie und studierte in Berlin Philosophie und Literatur. Später diente er ums Brot seinem Vaterlande als Kantonsschreiber und Mitglied des Großen Rates, zog sich jedoch 1878 von den Ämtern zurück, um ganz literarischen Arbeiten zu leben. Hochbedeutend ist schon sein durch wunderschöne Schilderungen ausgezeichneter, teilweise autobiographischer Roman „Der grüne Heinrich" (4 Bde 1854), ein Meisterwerk die Novellensammlung „Die Leute von Seldwyla" (1856 und 1873), worin er durchaus originelle, echt poetische Stücke bald ernster, bald humoristischer, leider nicht immer sittlich reiner Art dem Leser bietet. Die „Züricher Novellen" (1876) schildern das Züricher Kulturleben in der Zeit von Manesse und dem Minnesänger Johannes Hadlaub bis auf die Gegenwart in unübertroffener Weise. Im „Sinngedicht" (1881) bot er wieder einen Novellenkranz, der überaus feinsinnig und anmutig ist. Sein zweiter Roman dagegen „Martin Salander" (1886) steht nicht auf der Höhe des „Grünen Heinrich". Als einen Meister der Lyrik erwiesen ihn bereits die „Neueren Gedichte" (1851), was aber erst nach dem Erscheinen seiner „Gesammelten Gedichte" (1883) allgemeinere Anerkennung fand.

Ein echter radikaler Züricher, entrüstete er sich leicht in ungerechtem Mißtrauen über die Strenggläubigen, da jesuitische, dort pietistische Heuchelei witternd. In seinen „Sieben Legenden" (1872) schuf er eine weltlich-sinnliche Umgestaltung altehrwürdiger Legendenstoffe, der bei aller Anstößigkeit vollendete dichterische Grazie nicht abgesprochen werden kann. Dem Kulturkampf in Deutschland schlug auch sein Herz zu, und sein mit Geist geschaffenes, boshaftes Gedicht „Die Spinne in Rom" hat große Verbreitung gefunden; manche seiner Landsleute sagen, es habe wesentlich dazu beigetragen, die Zahl seiner Verehrer außerhalb der Schweiz zu vermehren. Aber auch wir erkennen gern an, daß Keller stets eine offene, wahre Natur war, freilich mit etwas Derbheit vermischt, die sich auch in seinen Schriften spiegelt.

Vorwiegend auf vollendete künstlerische Formgebung richtete sich mit glänzendem Erfolg das Bestreben von Konrad Ferdinand Meyer, auch Meyer-Ziegler genannt (geb. 12. Oktober 1825 in Zürich, lebte auf seinem Gut Kilchberg bei Zürich und starb dort am 28. November 1898). Da er den Problemen der Gegenwart weit weniger inneres Interesse als Gottfried Keller entgegenbrachte, wählte er für die Betätigung seiner Darstellungskunst durchweg historische Stoffe. Dabei nahm er mit Vorliebe Erscheinungen aus religiös bewegten, die Tiefen des Menschenherzens aufrüttelnden Zeiten zum Gegenstand. Seine ganze Auffassungsweise ist aber dabei meist eine derartige, daß sie katholische Leser verletzen und abstoßen muß. Das gilt bereits für die epische Dichtung „Huttens letzte Tage" (1872), mit der

Digitized by Google

Meyer nach einer Balladensammlung sein erstes größeres, freilich auch balladenmäßiges Werk schuf. Ein gewisser Mangel an Großzügigkeit ist es vornehmlich, der auch seinen größeren Erzählungen einen novellistischen Charakter gibt. Die erste derselben „Jürg Jenatsch" (1874) spielt in der Zeit der Gegenreformation; „Der Heilige" (1880) behandelt mit starker und des Gegenstandes unwürdiger Abweichung von den geschichtlichen Tatsachen die seelische Entwicklung des hl. Thomas Becket. „Die Hochzeit des Mönchs", „Die Versuchung des Peskara", „Angela Borgia" schildern leidenschaftliche Gestalten der Renaissance. Am anziehendsten sind Meyers kleinere Novellen: „Das Amulet", „Der Schuß von der Kanzel", „Gustav Adolfs Page". Doch setzen alle gereifte Leser voraus. Unter Meyers 1882 erschienenen „Gedichten" sind viele, besonders die Balladen, von höchster Formvollendung.

Abendlied.

(Von Gottfried Keller.)

Augen, meine lieben Fensterlein,
Gebt mir schon so lange holden Schein,
Lasset freundlich Bild um Bild herein:
Einmal werdet ihr verdunkelt sein!

Fallen einst die müden Lider zu,
Löscht ihr aus, dann hat die Seele Ruh';
Tastend streift sie ab die Wanderschuh',
Legt sie auch in ihre finstre Truh'.

Noch zwei Fünklein sieht sie glimmend stehn,
Wie zwei Sternlein, innerlich zu sehn,
Bis sie schwanken und dann auch vergehn,
Wie von eines Falters Flügelweh'n.

Doch nun wandl' ich auf dem Abendfeld,
Nur dem sinkenden Gestirn gesellt;
Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt.

In der Siktina.

(Von K. F. Meyer.)

In der Sistine dämmerhohem Raum,
Das Bibelbuch in seiner nervigen Hand,
Sitzt Michelangelo in wachem Traum,
Umhellt von einer kleinen Ampel Brand.

Laut spricht hinein er in die Mitternacht,
Als lauscht' ein Gast ihm gegenüber hier,
Bald wie mit einer allgewaltigen Macht,
Bald wieder wie mit seinesgleichen schier:

„Umfaßt, umgrenzt hab' ich dich, ewig Sein,
Mit meinen großen Linien fünfmal dort!
Ich hüllte dich in lichte Mäntel ein
Und gab dir Leib, wie dieses Bibelwort.

Mit weh'nden Haaren stürmst du feurig wild
Von Sonnen immer neuen Sonnen zu,
Für deinen Menschen bist in meinem Bild
Entgegenschwebend und barmherzig du.

So schuf ich dich mit meiner nichtigen Kraft:
Damit ich nicht der größ're Künstler sei,
Schaff mich — ich bin ein Knecht der Leidenschaft —,
Nach deinem Bilde schaff mich rein und frei!

Den ersten Menschen formtest du aus Ton,
Ich werde schon von härterm Stoffe sein,
Da, Meister, brauchst du deinen Hammer schon,
Bildhauer Gott! schlag zu! ich bin der Stein."

Digitized by Google

Proben von Kellers Dichtungen bei Hellinghaus: Schlafwandel; Jung gewohnt, alt getan; Abendlied an die Natur; Frühlingsglaube; Bergfrühling; Sommernacht; Waldlied; An das Herz.

Proben von K. F. Meyers Dichtungen bei Hellinghaus: Firnelicht; Hesperos; Einem Tagelöhner; Säerspruch; Camoëns; Himmelsnähe; Der Gesang des Meeres; Das Geisterroß; Mit zwei Worten; Napoleon im Kreml u. a.

3. Bei dem feinsinnigen Künstlerroman „Tino Moralt" des Schweizers Walter Siegfried (geb. 1858 zu Zofingen, lebt in München) darf man nicht nur des Inhalts wegen an Kellers „Grünen Heinrich" denken. Auch Siegfrieds neuere Werke, so der Roman „Um der Heimat willen", sind tüchtig und vornehm geartet. — Die Erhabenheit der heimatlichen Alpenwelt, wie der Reiz der Bodenseelandschaft spricht aus den Romanen Jakob Christoph Heers (geb. 1859 zu Töß, lebt in Stuttgart), von denen „An heiligen Wassern" genannt sei. — Weit unmittelbarer und gemütvoller noch schildert Georg Baumberger* (geb. 1855 in Zug, seit 1886 Redakteur der „Ostschweiz" in St Gallen) Volkstum und Landschaft seiner Heimat. Schon durch Titel, wie „Aus sonnigen Tagen", „Grüeß Gott!", „Juhu-Juuhu!", tönt die freudige Liebe, mit der Baumberger seinen Gegenstand umfaßt. Aber auch die Fremde blickt er in prächtigen Reiseschilderungen mit hellen Augen an. — Spannend und lehrreich sind die Streifzüge, welche Joseph Spillmann* (geb. in Zug 1842, seit 1862 Jesuit, jetzt in Exaeten) in seinen historischen Romanen durch die verschiedensten Gebiete der Weltgeschichte unternimmt. Nicht nur die trefflichen Erzählungen, die er ausdrücklich für die Jugend bestimmt hat, sondern auch seine Romane, wie „Die Wunderblume von Woxindon", und Novellensammlungen wie „Wolken und Sonnenschein" können namentlich jugendlichen Lesern genußreiche Stunden bereiten.

4. Auch in der Dorfgeschichte, welche die bereits früher durch Jung-Stilling, Brentano und Immermann ausgebildete volkstümliche Prosadichtung zu so hohem Ansehen brachte, hat ein Schweizer Großes geleistet: der Pastor Jeremias Gotthelf (Pseudonym für Albert Bitzius, geb. 4. Oktober 1797 zu Murten; er studierte Theologie, wurde 1832 Pfarrer zu Lützelflüh, wo er den 22. Oktober 1854 an einem Schlagfluß starb). Sein „Bauernspiegel" (1837), „Leiden und Freuden eines Schulmeisters", „Die Armennot", die zwei Seitenstücke „Uli der Knecht" (1841) und „Uli der Pächter" (1848) gewannen weit und breit Leser und Anerkennung. Wie wahr, wie anschaulich ist das Berner Landvolk darin geschildert, fast nur zu naturgetreu, so daß man ihm den Vorwurf macht, er verstehe sich nicht auf das künstlerische Idealisieren. Seine Schriften sind durchweg von gesund-sittlichem, christlich gläubigem Geiste durchweht. — Auf ihn wurde man erst recht aufmerksam, als der Württemberger Berthold Auerbach schriftstellerisch auftrat. Von

Digitized by Google

jüdischen Eltern am 28. Februar 1812 zu Nordstetten im Schwarzwald geboren, studierte er erst mosaische Theologie, dann Rechtswissenschaft und Philosophie. Nachdem er wegen Teilnahme an einer Burschenschaft mehrere Monate auf dem Hohenasperg in Haft gewesen war, widmete er sich ganz der Schriftstellerei. Er wechselte häufig den Wohnort, seit 1859 blieb er meist in Berlin und starb am 8. Februar 1882 in Cannes. Vielleicht durch Gotthelfs Schriften angeregt, schrieb er gleichfalls Dorfnovellen, und zwar zuerst (1843) „Schwarzwälder Dorfgeschichten" („Befehlerles", „Ivo der Hajrle", „Sträflinge", „Die Frau Professorin" 2c.). Rasch durchflogen diese Deutschland und wurden in fast alle europäischen Sprachen übersetzt. Besondere Lieblinge des Publikums wurden seine größeren Erzählungen: „Barfüßele", „Joseph im Schnee", „Edelweiß". Auch die Romane „Spinoza", „Neues Leben", „Auf der Höhe", „Landhaus am Rhein" und „Waldfried", obgleich nicht ohne Mängel, fanden einen großen Leserkreis. Die zweite Reihe erschien 30 Jahre später. Auerbach ist offenbar ein sehr begabter Dorfnovellist; er weiß höchst anziehend zu erzählen und beweist, wie genau er das Volk, dessen Leben, dessen Sitte, Sage und Sang belauscht hat. Nur idealisierte er in eben dem Grade, wie Bitzius zum Alltäglichsten herabsank, und huldigte — was noch mehr zu bedauern ist — dem Geiste moderner Aufklärung im Sinne Spinozas; denn: „die Theologie verdirbt ja die Religion. Was braucht's da viel? Liebe Gott, liebe deinen Nächsten. Punktum!"

Auerbach wurde durch seine Studien zu dem jüdischen berühmten Philosophen Spinoza geführt, dessen Werke er aus dem Lateinischen übersetzte und dessen Pantheismus er in sich sog. Diese spinozistischen, glaubensfeindlichen Ideen hauchte er auch den Schwarzwälder Bauern seiner Werke ein. Welche Unnatur! Die wirklichen Bauern fanden wohl darum auch keinen Geschmack an solcher Lektüre. Auerbachs Streben, dem Volke sein Bestes, die Religion, die Liebe zur geistigen Mutter der Menschheit, der Kirche, zu rauben, zeigte sich zuerst in der Novelle „Die Frau Professorin", die Charlotte Birch-Pfeiffer zum größten Ärger des Verfassers dramatisierte, dadurch aber dessen Namen noch viel berühmter machte.

5. Obgleich sich der Freiburger Stadtpfarrer Heinrich Hansjakob* dagegen wehrt, unter die Dichter gerechnet zu werden, gehört er doch dazu, und zwar zu den hervorragendsten und fleißigsten.

Geb. am 18. August 1837 zu Haslach im Kinzigtale als eines Landwirts Sohn, wurde er Priester und Philologe, Gymnasiallehrer, dann Realschulvorstand; infolge kirchenpolitischer Differenzen mit der badischen Regierung zweimal Festungsarrestant, 1869 aus dem Dienste entlassen, wirkte er als Pfarrer in Hagnau am Bodensee, das er sein Miramar nannte, erhielt 1884 die Pfarrei bei St Martin zu Freiburg i. Br., war 1871—1881 Abgeordneter, in politischen Broschüren als Hans vom See tätig, auch viel auf Reisen.

Hansjakob ist ein durchaus origineller Erzähler, mit einer Naturwüchsigkeit, die an Alban Stolz und Sebastian Brunner erinnert; auch teilt er mit ihnen die Antipathie gegen eine gewisse moderne Bildung, deren

Digitized by Google

glänzenden Firnis er unerbittlich abwischt. Er führte sich bei der lesenden Welt durch seine vielfach dichterisch angehauchten Reisebeschreibungen (über Frankreich, Italien und Holland) ein. Ihnen folgten „Aus meiner Jugendzeit", „Wilde Kirschen" und „Schneeballen" (drei Reihen), welche allerorts ringsum im Vaterland mit reichem Beifall begrüßt wurden, darum auch fortwährend neue Auflagen erleben. Die Schilderungen des heimatlichen „Kinderhimmels" tragen das volle Gepräge innerster Wahrheit und zugleich poetischer Schönheit; überall spricht sich die echte, ungeschminkte Empfindung aus. In den beiden andern Schriften bietet er uns in den frischesten Farben ausgeführte novellenartige Schildereien aus dem Leben seiner Landsleute. „Wie ein alter Bergfink", sagt er von sich selbst, „auf einem stillen Tannenast sitzend, sein Lied komponiert und singt, wie es ihm aus der Kehle dringt, ohne sich zu kümmern, ob es der Harmonielehre oder dem Kontrapunkt entspringt, so erzähle ich meine ‚Geschichten'." Für die schönste und bedeutendste von Hansjakobs Schriften halten wir „Der Leutnant von Hasle".

Lienhard, der jüngere Sohn des wackern Rappenwirts Bartlin Rupp von Hasle, hat Neigung zum geistlichen Stand, speziell zum Klosterleben. In einem schon etwas vorgerückten Alter wird er darum vom Vater in das Benediktinerkloster nach Villingen gebracht. Bald aber muß der talentvolle Jüngling die stille Muse mit dem rauhen Kriegshandwerk vertauschen. Mächtig lodert die Flamme des Dreißigjährigen Krieges über unser unglückseliges Vaterland. Der junge Rupp, ein kühner Reiter, verrichtet Wunder der Tapferkeit. Bei einem Ausfall gegen die feindlichen Truppen gerät er in die Gefangenschaft der Schweden, in deren Reihen er gegen seinen Willen dienen muß und bis zum Rang eines Offiziers aufsteigt. Bei einer Rekognoszierungstruppe wird er verwundet und wird in der Nähe seiner Vaterstadt auf dem Schloß Blumeck gepflegt. Nach seiner Wiedergenesung tritt er in Hasle bei den dortigen Kapuzinern ein. Aber noch einmal muß er seine stille Zelle verlassen, um sich an die Spitze der Bauern zu stellen, die dem Unwesen der Marodeurs, welche das ganze Kinzigtal unsicher machen, ein Ende bereiten. In einem dieser Kämpfe wird er verwundet und stirbt als Held für seine Vaterstadt.

Andere dichterische Schriften von ihm sind: „Mein Paradies", „Waldleute", „Bauernblut", „Der steinerne Mann von Hasle", „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin", „Abendläuten", „In der Kartause". Er zeichnet darin seine Originale streng nach der Wirklichkeit; es sind keine idealen Gestalten, großen Charaktere, es sind Menschen, bei denen es wie bei uns allen, sit venia verbo, „menschelt". In dieser Beziehung übertrifft er Auerbachs und Roseggers Volksgestalten, so wunderbar poetisch diese auch sein mögen. Wir legen eine Probe ein:

Auf einer kleinen Anhöhe liegt der Hermeshof und schaut ins stille Tal hinab bis gen Zell zur Wallfahrtskirche. In diese war manchen Samstag in gesunden Tagen der alte Bauer gewandelt der „Mutter Gottes zulieb", und als er krank und kränker ward, hatte er seine Kinder hinabgesandt in die Kapelle, damit sie beten um eine glückliche Sterbstund. Der Kaplan von Zell aber brachte ihm öfters die heilige Wegzehrung. Drum fürchtete der Hermesbauer das Sterben nicht.

Digitized by Google

Es war ein heißer Sommertag, als der Sensenmann auf dem Hermeshof anklopfte, um den Bur zu seinem Weib, das schon seit Jahren auf dem Kirchhofe von Zell ruhte, abzuholen. Die Kinder, alle erwachsen, umstanden das Sterbelager des Vaters. Drunten im Tal arbeiteten Knechte und Mägde, um die Weizenernte heimzubringen. Drüben von der Kinzig her zog ein Gewitter dem Tale zu. Schon rollte der Donner in der Ferne.

„Der Himmel selbst flammt auf, wenn Fürsten sterben",

sagt Shakespeare, und ein deutscher Hofbauer ist auch ein Fürst. Er war es wenigstens noch zu Zeiten des alten Hermesbauers. Der hörte im Sterben die Stimme des kommenden Wetters und wußte, daß die Ernte drunten lag am Fuße des Hügels. „Ich kann allei sterbe", hub der Alte zu seinen Kindern zu reden an, „helft ihr dunte dene Völker Garbe binde und sorgt für euer Brot zur Winterszit. Ich bruch keins meh', ich wart' uf de Winter dunte im Gottsacker."

Hinter dem uralten Kasten in der Sterbekammer stund eine alte, lange Flinte, im Hause von jeher nur „der Brummler" genannt. Schon der Urahne des Sterbenden hatte mit dem Brummler das Neujahr und die Kirchweih' ins Tal hinuntergeschossen. Mit dem wollte der sterbende Hermesbauer den Tod ansagen. „Leget mer de Brummler", sprach er weiter, „unters Kammerfensterle, ans Schloß bindet ihr a Schnuar, un die Schnuar genn[1] ihr mir in d' Hand. Un jez genn[2] ihr 'nab un bindet Garbe, un der Vatter wartet uf de Tod, un wenn er kummt, so ziag[3] i am Brummler. Wenn ihr de Brummler im Tal dunte häre[4], so kneipa ihr na[5] und bättet a Vatrunser und a Herr gib ihm die ewig Ruch — denn no[6] isch euer Vatter g'storbe. Un jez b'hüet euch Gott! Bliwe[7] brav, wie euer Vatter un Muatter gsi sinn. Aber genn weili[8], es dundert[9] scho wider!"

Der alte Hermesbauer hatte allzeit seinen Willen, fest wie Eisen. Sein letzter Wille aber war heut wie Diamant. Die Kinder, immer gewohnt, ihm zu folgen, gehorchten auch hier. Weinend gingen sie den Hügel hinab, und unter Tränen banden sie ihre Garben. Tränenden Auges schauten sie von Zeit zu Zeit von der Arbeit hinauf zum Hermeshof, ob sie nicht vor dem Donnern des Himmels den Brummler überhört hätten.

Eben war die letzte Garbe gebunden und geladen, da fuhr Blitz und Schlag übers Tal hin. Eine plötzliche Stille folgte dem Zucken und Rollen vom Himmel her — da fällt ein Schuß vom Hof herab, der Brummler gibt das Todessignal des Vaters. Neben den Erntewagen knien die Kinder und beten ein Vaterunser und Herr gib ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm! Dann führen sie ihre Garben den Berg hinauf ins Vaterhaus. Der Vater ist tot, da sie seine Stube betreten. Die Ernte ist daheim und der Vater auch. —

So sterben große Menschen, und große Menschen finden sich nicht bloß auf Fürstenthronen, auf Schlachtfeldern, auf Kathedern, sie finden sich, oft weit größer, auch in stillen Tälern, auf einsamen Gehöften. Im Volke, diesem Meere der Menschheit, da leben Adamskinder von jeder Sorte. —

Wegen seiner ganz eigentümlichen Sprache muß hier noch ein Badener genannt werden, nämlich Reinhold Baumstark* (geb. 1831 zu Freiburg i. Br., Sohn des verdienten Philologen Baumstark, konvertierte 1869, starb 1900 als Landgerichtspräsident zu Mannheim). Seine Reiseschilderungen, wie sein „Ausflug nach Spanien" und „Des unpolitischen

[1] gebt. [2] geht. [3] ziehe. [4] hört. [5] kniet ihr nieder. [6] alsdann. [7] bleibt. [8] geht schnell. [9] donnert.

Digitized by Google

Einsiedlers Gerichtsferien und Reisevergnügungen in Österreich", die in der „Alten und Neuen Welt" veröffentlicht wurden, „sind von ganz besonderem Reiz, voll feiner Beobachtung, launiger Auffassung und vereinen gediegenen Ernst und glücklichen Humor" (Muth). Ein anderes literarisches Verdienst erwarb er sich, indem er Novellen aus fremden Sprachen so selbständig bearbeitete, daß man sie für Originale halten kann. Wir nennen von den besten: „Er sucht seine Frau", „Der Pfarrer von Paracuellos", „Die Grotten des Montserrat", die Märchenlegende „Die Zweifel des hl. Petrus". Besondere Beachtung verdient die Übersetzung von Cervantes' „Musternovellen" und Calderons „Standhaftem Prinzen". — Daß Baumstark sich um die Geschichte und seine Kirche ein außerordentliches Verdienst erworben, indem er auf Grund eingehender Studien eine große Reihe historischer Lebensbilder mit künstlerischer Abrundung, voll tiefsinniger Ideen, in seiner markig-kräftigen Sprache gezeichnet hat, muß hier wenigstens erwähnt werden, wenn auch nur um der Sprache willen, ganz abgesehen von Platens Wort: „Kein Roman ist so romantisch als die Geschichte selbst."

6. Zu den ersten Schriftstellern des Jahrhunderts gehört durch Sprachgewalt und eigenartige Darstellungsweise der geniale Kalendermann Alban Stolz* (geb. 8. Februar 1808 zu Bühl in Baden, 1833 Priester, seit 1847 Professor der Pastoral und Pädagogik zu Freiburg i. Br., wo er am 16. Oktober 1883 fast ganz erblindet starb, nachdem er bis in seine letzten Tage geistig tätig gewesen war). Sein „Kalender für Zeit und Ewigkeit" (1843 f) hat in Deutschland wie in Amerika eine Reihe von Jahren auf hoch und nieder, Gelehrte und Volk einen solchen Eindruck gemacht wie alle hundert Jahre kaum ein Buch. Die späteren Jahrgänge erlangten eine Auflage von weit über 100000 Exemplaren. In diesem Kalender wie in allen seinen vielen Schriften („Besuch bei Sem, Cham und Japhet", „Spanisches für die gebildete Welt", „Christlicher Sternhimmel", „Die hl. Elisabeth", den Tagebuchfolgen: „Witterungen der Seele", „Wilder Honig", „Dürre Kräuter" u. a.) ist er so originell, kraftvoll, kernhaft christlich und ein so feinsinniger Beobachter, so reich an Humor, daß er seine Stelle in der Literaturgeschichte mit demselben Recht einnimmt, wie Bertold von Regensburg, Geiler von Kaisersberg und Abraham a Sancta Clara. Einen herrlichen Lorbeerkranz legte der in dieser Sache gewiß unparteiische Romanschriftsteller Sacher-Masoch in seiner Monatsschrift „Auf der Höhe" auf Stolzens Grab nieder mit den Worten:

„Der echte Sohn des Schwarzwaldes, war Alban Stolz ebenso mit Kraft und Treue des Herzens und frommem Sinn wie mit einem scharfen Geiste, lebendiger Phantasie und liebenswürdigem Witze begabt. Seine Sprache war wieder die Sprache Schillers und Abrahams a Sancta Clara und zugleich die Sprache Luthers und Heines. Und wie

Digitized by Google

schalkhaft konnte er sein, wie fein in seiner Ironie, wie köstlich in seinem Humor! Wer konnte bei seinen Witzen ernsthaft bleiben, und wem haben sie jemals weh getan? Friede seiner Asche und auf seinen Grabstein die Worte: Hier ruht ein guter Mensch, ein wahrhafter Priester und ein großer Poet!"

Auch er soll in einer Probe für sich selber sprechen:

Zwei Tropfen Tinte.

Es gerinnt so dunstig zusammen dort drunten, hinter dem überrheiner Gebirg. Kein Lüftlein geht, und es wird einem wie eng von der gekochten dunstigen Luft. Die Vögel sind langweilig geworden, und ihr Gesing und wisperes Gespräch in Busch und Baum hat aufgehört, als wie wenn sie alle miteinand eingeschlafen wären oder gestorben — und es ist so kurios still überall, wie am Sonntag als im Steinbruch. Sicherlich gibt es heute etwas. Gestern habe ich die Schwarzamsel im Wald gehört, und das ist allemal eine Vorbedeutung; und die Sonne hat den Morgen schon Wasserfäden gezogen. Hörst? Es fängt schon an zu brummen; jetzt wieder; es tut grade wie am Freitag als, wenn die Kanonier in Straßburg drüben schießen und der Regenwind geht.

Jetzt fangt es schon an zu winden; schau nur, wie es dort drüben an der Landstraß den Staub aufjagt, man sieht fast die Leut und die Wägen nicht mehr. Halt! Fast gar hat mir der Wind den Hut mit fortgenommen. — Aber wie schwarz es jetzt dort drunten wird; es ist eine Furcht. Hast gesehen? jetzt hat es geblitzt. Mach, daß wir heim kommen; das gibt ein schwer, schwer Wetter.

Und das Wetter zieht herauf; der Sturm reitet wild voraus und jagt Staub und Laub umher, wie wenn ein böser fremder Hund in eine Schafherde stürzt, und spielt damit in wildem Gewirbel. Er zobelt und zaust die Bäume, als wäre er zornig auf sie und hätt vor, ihnen Haar und Haupt abzureißen und ihnen das Genick zu brechen. Es braust um Dach und Kamin, wirft Speis und mürbe Ziegel herunter, und stoßt grob an Läden und Fenster und probiert, ob sie fest sind. Und es wird so dunkel, daß man schier die Lichter anzünden möchte, wenn bei so einem Wetter ein Christenmensch etwas schaffen könnte.

Näher und näher rollt es und donnderet aus den schauerlich schwarzen Wolken. Wie am zersprungenen Eisenofen, wenn ein groß Feuer drin ist, ein roter Streif durch den Spalt einen anglastet: so zackt ein langer Blitz über den kohlschwarzen Himmel, als habe er einen Riß bekommen. Schon laßt sich der Donner keine Zeit mehr und poltert ganz gleich dem Blitze nach. Aber bald kann er nicht mehr zu jedem Blitzstrahl besonders krachen; ohne Absetzen braust und brüllt es in einem Odem, man weiß nicht, ist es Donnern, ist es Sturm, oder ist es Wolkenbruch. — Das Blitzen wird alleweil mehr und schneller; es fahrt durcheinander, wie wenn ein Kriegsheer von Geistern, in schwarzen Wolkenmänteln eingemummt, mit feurigen Stileten gegeneinander zucken und stechen und kämpfen täten. Die Leute können anfangen das Kreuz nicht geschwind genug zu machen: es ist alles ganz verschrocken, und eines von den Kindern fangt laut an zu greinen vor Ängsten. Die Mutter langt den Himmelschlüssel vom Känsterl und sagt: Kommet, wir wollen eine Litanei beten, und alle knieen hin und beten: „wir bitten dich, erhöre uns, o Herr!" und: „bewahre uns, o Herr!" und: „Herr, erbarme dich unser! Christus, erbarme dich unser!" Selber der Gregori, der doch sonst ein grober ungattiger Burich ist, kniet dort hinten an der Ofenbank, wo man's nicht so sieht, nieder und betet brummig mit.

Langsam und bleischwer sind anfangs große Tropfen heruntergefallen und sind aufgefahren so breit wie Taler — jetzt kommt's mehr — da und dort tanzt ein Schlossenkörnlein vom Fenster ab über den Boden hin — ums Himmelswillen, wenn's nur keine

Digitized by Google

Schloßen gibt, es wäre ja alles hin, die Frucht, der Hanf, die Reben, das Obst!! — — und ein schwerer Schrecken schlagt ein im Herz und im Gesicht vor dem greulichen Blitzen und Donnern und daß es kein Schloßenwetter gebe — — es ist schwere Angst ums Leben und jähen Tod und mehr noch ums liebe Brot im Feld. — Jesus, Maria! jetzt hat es eingeschlagen, es hat gekracht wie ein Böllerschuß; ach, jetzt schüttet es schon Schloßenkörner herunter, so groß, so groß wie Taubeneier; o weh, ihr Kinder, jetzt ist alles verloren; wie wird es uns gehen! — Und die Kinder schreien laut und gar jämmerlich zusammen, wo die Mutter so zaghaft redet und lamentiert. — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gott sei Lob und Dank, es ist gut vorbeigegangen, ohne Unglück anzurichten. Das Wetter zieht dort hinten über den Glotzberg und Frauenwald hinunter, und es tost nur noch fernab vom Gebirg und tut noch von weitem wie ein zorniger Mann, wenn er im groben Gang fortgeht, hintendrein flucht und brummt und die Tür zuschlagt.

Schon zwitschert da und dort wieder ein Vögelein unter seiner grünen Laubhütte, ruckt auf dem Zweig weiter vor, schüttelt sich wie ein nasses Pudelhündlein und ruft dem Kamerädlein und den Nachbarn auf den andern Bäumen, ob es ihnen nichts getan habe — und sie zwitschern herüber, es habe ihnen auch nichts getan —, und alsbald fangen sie wieder einen Lärmen und ein Gejodel an, wie die Bursch im Wirtshaus an der Kirwe, als wollten sie das Gewitter auslachen, daß es sie nicht verwischt habe.

Die Kinder gehen allgemach vor die Tür und der Bub gibt aus Gespaß dem Bärbele einen Stoß, daß es in den linden Regen nausspringen muß — aber es bleibt stehen und hebt das Händlein hinaus und sagt: „O, es tröpfelt numme no e klei bissele", und geht nicht mehr unter das Dach zurück. — Und auf einmal springt der Toni über den Weg und ruft: „O jos, wol e große Bach", und die andern Kinder springen auch hin an das Gewässer am Weg drüben und schauen, wie es so groß und muhrig und geschwind daherrauscht und Laub und abgerissene Baumzweige mitführt; und die Kinder fangen Holzstückchen auf und werfen sie hinein und springen ihnen nach, wie sie fortflötzen. — Wer kann darüber hinaushopsen? Einer hat das Herz und probiert es; und die Buben springen hinüber und herüber, und die Mägdlein, wo sie genug zugesehen, machen auch mit und verführen einen lustigen Lärmen; man hört's ihnen wohl an, sie haben den Schrecken, den sie gefaßt, wieder ganz aus dem Sinn geschlagen.

O sieh dort, blauer Himmel wieder; die Wolken gehen auseinander wie ein Vorhang; und jetzt schaut auch ganz tröstlich die Sonne wieder vor und schaut, ob das Gewitter nichts an ihren Gewächsen auf Erden verdorben habe. — Wie glitzern jetzt die Regentröpflein an den Blättern im Sonnenschein, so schön, schöner noch als am Ostertag der Glasleuchter in der Kirche, wie lauter weiße und grüne und rote und blaue Lichtlein. Wenn man nur eines heimnehmen könnte, und es tät auch daheim alleweil so schön und farbig glitzern! Ich glaub', jedes tät lieber folgen und keinen Zorn kriegen und nicht mehr fluchen, wenn es dann allemal das strahlige Kügelein ansähe, das so süß und freundlich mit seinem Glanz blinzelt und einen grüßt, als wäre es das liebliche Antlitz von einem winzig kleinen Engelein, das aus der Unsichtbarkeit sein Köpflein herausstreckt und in die Welt lugt. — Und wie es jetzt überall so gut riecht und die Luft so frisch geht! Man meint, es sei alles neu geworden; der Himmel blauer, die Sonne strahliger und sticht doch nicht mehr so spitzig; und wie frisch und dunkelgrün jetzt Baum und Kraut dastehen, erst heute morgen noch so welk und staubig. — Wie schön und gesund und ruhig ist alles wieder in Wald und Flur, am Berg und im Tal.

O Gott, du bist groß und herrlich, und wunderbar sind deine Werke! Auf dich vertraue ich, du bist mein Stern und meine Freude! — — Und was ich da geschrieben, sind zwei Tropfen Dinte, worin sich trüb und schwach ein Bröselein deiner Welt gespiegelt hat!

Digitized by Google

7. Lange nicht so bedeutend, aber herzlich und anheimelnd im Ton sind die Volkserzählungen des nachmaligen, allbeliebten Berliner Hofpredigers Emil Frommel (geb. 1828 zu Karlsruhe, gest. 1896 zu Plön, wo er dem Kronprinzen Konfirmandenunterricht erteilte). Am wohlgelungensten ist sein Volksbuch „Heinerle von Lindenbronn". — Ein liebloser, kulturkämpferischer Ton herrscht dagegen in den meisten Volkserzählungen Albert Bürklins (geb. 1816 zu Offenburg; bis 1880 Eisenbahnoberingenieur, gest. 1890 zu Karlsruhe), die er für den „Kalender des Lahrer hinkenden Boten" schrieb. Doch gelangen ihm auch eine Reihe Erzählungen von ruhiger und erquicklicher Art. — Bittere Satire gegen Christentum und Kirche und noch gegen gar manches andere mehr findet sich in den Schriften des schwäbischen Ästhetikers Friedrich Theodor Vischer (geb. 1807 zu Ludwigsburg, gest. 1887 zu Gmunden), namentlich in der boshaften Pfahlbürgergeschichte seines übrigens geist- und gehaltvollen Romans „Auch einer" (1870). Neben weiteren satirischen Feldzügen, unter denen „Faust, der Tragödie dritter Teil, von Deutobald Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky" am bekanntesten wurde, hat Vischer auch friedliche „Lyrische Gänge" mit schönem Erfolg unternommen.

8. Große Volkstümlichkeit gewann durch Erzählungen, lyrisch-epische Dichtungen und feuchtfröhliche Studentenlieder Joseph Viktor von Scheffel* (geb. 26. Februar 1826 zu Karlsruhe, eines Majors Sohn; studierte Jus und Geschichte, praktizierte einige Jahre, machte große Reisen nach Italien und Frankreich, entsagte später der Juristerei und lebte seitdem im Winter in Karlsruhe, im Sommer auf seiner Villa „Mettnau" bei Radolfzell, starb am 9. April 1886 in seiner Vaterstadt, wohin er von Heidelberg aus todkrank verbracht worden war. Er hatte noch die Festhymne für das 500jährige Jubiläum der Heidelberger Universität gedichtet, hörte sie aber nicht mehr singen). Den Glauben, den ihm die entschieden christlichen Eltern, zumal die fromme Mutter, ins Herz gesenkt, hatte Scheffel nach und nach mit dem Pantheismus vertauscht. Seinen verdienten Dichternamen erwarb ihm sein in mehr als 250 Auflagen erschienenes Epos „Der Trompeter von Säckingen. Ein Sang vom Oberrhein" (1854). Was diese jugendfrische, echt deutsche, in vierfüßigen, nicht immer fehlerfreien Trochäen verfaßte halbidyllische Dichtung gegenüber andern epischen Erzeugnissen der Neuzeit eigentümlich macht, ist der frische, kecke Humor, der sie durchzieht, dann aber auch die große Naturwahrheit der Charaktere wie der Schilderungen und der erzählten Begebenheiten. — Scheffels Roman „Ekkehard" (1855) hat jüngst bereits die 200. Auflage erreicht. Alle Kritiker stimmen darin überein, daß er mit großen Reizen ausgestattet, überhaupt hinsichtlich der Form ein Meisterstück sei. Was jedoch den Inhalt, den darin behandelten Stoff betrifft, so können wir dem Verfasser keineswegs zugestehen, daß der Roman eine durchweg naturtreue Schilderung des 10. Jahrhunderts sei.

Digitized by Google

Ein sehr tüchtiger Kenner der betreffenden Geschichtsquellen, besonders, was das Klosterleben in St Gallen angeht, äußerte sich dahin: „Rein erdichtet ist die Art und Weise, wie Hadwig in das Kloster gelangt; nichts steht in den Urkunden von dem verschwenderischen Schmause und rohen Trinkgelage, das bei diesem Anlasse stattgefunden haben soll. Ganz entstellt ist das Bild der Klausnerin Wyborada, die von der Kirche als heilig verehrt, vom Dichter als eine griesgrämige, zornmütige Hexe geschildert wird; aller geschichtlichen Wahrheit entbehren die sakrilegischen Szenen in der Burgkapelle des Hohenkrähen, und weit entfernt davon, daß das Mönchtum im 10. Jahrhundert ausgeartet gewesen, waren die Mönche gerade damals von tiefer, lebendiger Religiosität durchdrungen, und die St Gallischen Mönche besonders waren Muster in Zucht und Frömmigkeit" (Wetzel). Derselbe Forscher nennt deshalb den „Ekkehard" eine „herrlich geschriebene Persiflage des Mönchslebens". Noch ein anderer Quellenforscher, der sonst für Scheffel, „den immer frischen Sänger", schwärmte, der selbst Dichter und als solcher von Scheffel geschätzt war, schrieb dem Verfasser dieses Buches: „Über ‚Ekkehard' stimme ich Wetzel durchaus bei. Die trefflichen Anmerkungen von Scheffel selbst sind kulturhistorisch alle richtig und wichtig, haben aber keinen geschichtlichen Bezug auf den Helden des Romans. Scheffel legt, was sich überhaupt Übles in allen Landen dazumal und später fand, gemütlich einzelnen Mönchen unter, freilich nach den Grundsätzen seiner Moral, das Unterlegte nicht für Sünde haltend."

Hingegen gewährt sein „Juniperus, Geschichte eines Kreuzfahrers", unverkümmerten Genuß. Es ist eine Novelle, im Chronikenstil gehalten, in welchem Stil Gaudy vergebens sich versuchte, und wie er nur Meinhold gelang. Im „Juniperus" haben wir auf Grund ernster Studien, gründlicher Kenntnis der Schauplätze und dichterischer Anschauung ein Bild mittelalterlichen Lebens in den hellsten Farben auf dunklem Hintergrunde. Da ist alles Leben und Wahrheit. „Wie reizend ist das Treiben der Klosterschule, wie idyllisch sind die Vakanzstreifereien, und ein Meisterkapitel ist die Zeichnung der Fastnacht mit Scherz und Ernst, bis nach dem tollkühnen Ordale die Buße im Kreuzzug den düstern Szenen einen erquickend schönen Abschluß verleiht" (Muth). — In seiner in der Nachahmung manchmal zu weitgehenden „Frau Aventiure" singt Scheffel „Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit" in einer Weise, daß es „würzig, urkräftig und herzerquickend wie deutscher Waldesduft und lebensfrischer Frühlingshauch uns daraus entgegenweht". Mit derselben lyrischen Kraft sang er auch sein „Gaudeamus. Lieder aus dem Engern und Weitern" (1868), wodurch er wegen der darin enthaltenen übermütigen Trink- und Kneiplieder weithin der Liebling der lustigen Studentenwelt wurde, und seine Muse mitunter zu hohem Schwunge erhebend, die „Bergpsalmen", die er einen in die Einsiedelei geflüchteten Regensburger Bischof singen läßt. — Neben Scheffel wollen wir gleich seinen Altersgenossen und Landsmann, den ganz originellen badischen Amtsrichter Ludwig Eichrodt, Sohn eines Ministerialpräsidenten (geb. 2. Februar 1827 zu Durlach; seit 1871 Oberamtsrichter in Lahr; starb hier an seinem Geburtstag 1892), stellen, dessen „Gedichte in allerlei Humoren" und dessen „Lyrischer Kehraus" fast durchweg höchst ergötzlich zu lesen sind. Besonders versteht er es, die Manier

Digitized by Google

der bekanntesten und einflußreichsten Dichter der neuen Zeit in Sprache, Form und Inhalt mit überraschender Gewandtheit nachzuahmen und so zu persiflieren. Manchmal ist er aber zu derb, ja trivial. Daß er auch zur kindlichen Dichtung viel Gabe besitzt, zeigen seine „Kinderlieder".

Der Fünfundsechziger.

(Aus dem „Gaudeamus" von V. v. Scheffel.)

In lustiger Trinkkemenaten
— Den Ort gesteht man nicht ein —
Da prüften drei späte Nomaden
Den edelsten pfälzischen Wein.
Aus rötlichen Römern erblinkte
Des Rieslings fein perlendes Gold,
Des Höhensaums Rebgeländ' winkte
Im Mondschein den Trinkenden hold.

Der erste, ein weitum gereister
Philologus, spitzte den Mund:
„Das kochten uns Erdfeuergeister,
Mit Äther und Sonne im Bund.
Drum flutet's und glutet im Becher,
Geistfunkelnd, sanft rhythmisch und voll,
Als sängen homerische Zecher
Ein jonisches Kneiplied in Moll."

Der zweite, ein trockener Kenner
Und Deuter des römischen Rechts:
„Proficiat", sprach er, „ihr Männer,
Wir läppern allhiero nichts Schlechts.
Wer schaut nicht, wenn bacchisches Donum
So goldklar im Kelchglase scheint,
Das Justum, Aquum et Bonum
In diesem Römer vereint?"

Der dritte, der putzte die Lichter,
Die mächtig heruntergebrannt,
Und sprach: „Zwar bin ich kein Dichter
Und kunstlos und schlicht von Verstand;
Doch, nähert sich solch einem Schoppen
Mein Herz . . . dann überwallt's . . .
's is halt e verflucht feiner Troppen,
Ich segne die Hügel der Pfalz!"

Derweilen ging drauß auf dem Damme
Spießtragend ein vierter vorbei,
Der blies eine wundersame,
Gewaltige Melodei:
„Ihr Herren, und lasset euch sagen,
Die Stadtgemeinde braucht Schlaf,
Die Glocke hat elf Uhr geschlagen,
Wer jetzt nicht zu Bett geht, zahlt Straf'."

Proben bei Hellinghaus: Ausfahrt; Alt-Heidelberg; Morgenlied in Italien; Der Jungbrunnen; Wartburglied; Am Traunsee.

9. Durch Kraft und Originalität wie durch die Pracht der Darstellung (besonders auch durch den Reichtum an neuen, farbenreichen Wortbildungen) erinnert an Scheffel ein anderer Badener, Leopold August Hoppensack* (geb. 1820 zu St Trudpert im Münstertal, wo sein Vater Bergbeamter war; seit 1845 Priester; jahrelang an Gymnasien verwendet; gest. 1900 als Pfarrer in Schuttern bei Offenburg). Erst im Jahre 1865 trat er mit seinen lang zuvor gedichteten „Liedern vom Schwarzwald" (darunter auch Legenden und Balladen) an die Öffentlichkeit, von denen manche an Novalis mahnen. Sein später folgendes episch-lyrisches Volkslied „Therese" ist eine Art Schwarzwälder Dorfgeschichte, die zur Zeit der badischen Revolution spielt. Zur „Weltausstellung in Wien" wollte

Digitized by Google

der sinnige Dichter auch etwas bringen, darum verherrlichte er den edeln Ritter „Prinz Eugenius“ in 16 rhapsodischen Genre- und Schlachtbildern und setzte das Motto vor: „Das ewig grüne Prangen Des Lorbeers stell' ich aus, Dem alle Stämme sangen Im alten deutschen Haus.“ In keckem Soldatenhumor ist das Ganze durchgeführt und wird jedem Leser einen köstlichen Genuß bereiten. „Übrigens scheint seine poetische Prosa noch hoch über seiner Lyrik zu stehen“ (Fr. A. Muth), was besonders die drei „Erzählungen aus dem Schwarzwald“ sowie sein zweibändiger, auf gediegenen wissenschaftlichen Studien beruhender Roman „Karl Martel“ beweisen. — Dem Epos „Winfried-Bonifatius“ (1886) folgten 1889 noch die „Epischen Bilder“.

Diese Dichtungen geben einerseits kräftiges Zeugnis für Hoppensacks reiches Dichtertalent und Gedankenreichtum, anderseits aber auch dafür, daß der Dichter seine Eigenart bezüglich der Sprache, die das flotte, leichte und darum genußreichere Lesen seiner Dichtungen stört, noch nicht aufzugeben vermochte. Dennoch haben uns Leser von nur mittlerer Bildung versichert, daß die Lektüre des „Bonifatius“ ihnen hohen Genuß bot.

Aus „Prinz Eugenius“ (2. Bild: Zentha).

(Von L. Hoppensack.)

Die erste Doppeladlerfahne,
Stolz flaggend vom Walltrümmerrand,
Die schürte bis zum tollsten Wahne
Vollends der Türkenherzen Brand.
Trotz Leichenbett auf Leichenbetten,
Trotz Morgenstern und Partisane [1],
Trotz Kolben und trotz Bajonetten
Zersplissen wieder stürzt die Fahne.

Cirkassierritter, deren Glieder
Die Stahlringhaut fast wundfest macht,
Erheben dort den Roßschweif wieder
Und scharen sich um ihn als Wacht.
Da ward den wackern Kürassieren,
Die ferne in Reserve standen,
Als ob die Sättel auf den Tieren
Und ihnen unterm Leibe brannten.

Und sieh, ein Knabe, dem die harte
Erzrinde schon das Herz umschmiegt,
Und der anmutig die Standarte
Auf seiner blüh'nden Hüfte wiegt,
Ein Junge, lieblich wie ein Engel,
Von zarter, unbeflaumter Wange —
Vertauscht nur scheint der Lilienstengel
Mit kriegerischer Fahnenstange —

Der dreht sich auf des Schimmels Rücken
Und ruft das ritterliche Wort
Den Reitern zu mit Flammenblicken:
„Kam'raden, jenen Haarwisch dort,
Den raufen wir, wir Kürassiere,
Ich reit' um Ordre für uns alle!“
Ausrissen seines Pferdes Viere
Dem Feldherrn zu, dem Prinz-Marschalle.

Bald kehrt er von dem höchsten Stabe
Und „Abgesessen!“ kommandiert
Der Kornett, der halbreife Knabe,
Im Flug zum Manne avanciert.
Und alles wirft sich aus dem Bügel,
Die Erde dröhnt vom Reitersprunge,
Sie werfen über Zaum und Zügel,
Und „Vorwärts!“ ruft und eilt der Junge.

Und die dreitausend Reiterklingen,
Die hauen manchen scharfen Schnitt
Und nehmen an den Purpurschwingen
Die Seelen aus den Herzen mit.
Wohl säubern mit den Musketieren
Die Reiter auf dem Lagerwalle,
Doch lassen manche sie der Ihren
Zurück im dichten Männerfalle.

[1] Bei Sturmangriffen auf Schanzen und Wälle wurden damals diese alten Waffen noch gebraucht.

Digitized by Google

Wohl raufen sie des Roßschweifs Mähnen
Und lösen ihr Versprechen ein,
Doch tragen auch zwei Mann in Tränen
Den Fähnrich Rinck von Baldenstein
Mit rot beträuftem Lorbeerkranze
Auf seinem goldnen Knabenhaupte
Hinweg auf jener Türkenlanze,
Die früh die Heldenblüte raubte.

Fahr wohl denn, unbefleckter Degen!
Du brachst im allerschönsten Krieg,
Beiseit' legt dich mit seinem Segen
Im Rosenknospenkranz der Sieg.
Den Reitern wird es fortgedenken,
Mit welchen du ins Feld geritten,
So oft sie deine Fahne schwenken,
Daß du ihr Ehre hast erstritten.

Der Feldherr selbst, der Schlachtenbrecher,
Der wie die Wolke Gottes brennt
Vor Israel, führt deine Rächer,
Das tapfre Styrum-Regiment.
Als ob im Zorn vom Himmel stürzte
Ein Fels ins schreckliche Gemenge,
Fiel ein die Rächerschar und kürzte
Die Männer und des Kampfes Länge.

10. Einen „Sang aus Oberschwaben" unter dem Titel „Der Bauernjörg" brachte uns 1893 Oberjustizrat Eduard Eggert* in Stuttgart (geb. 1852 zu Ludwigsburg, früher Strafanstaltsdirektor), der auch schon Gedichte nicht gewöhnlicher Art herausgegeben hat.

Der Bauernjörg ist Graf Jörg von Waldburg, der zur Zeit des Bauernkrieges Feldhauptmann des gegen die Raubritter gegründeten Schwäbischen Bundes war. Nach siegreicher Fehde kommt er heim und findet in seinem Franziskanerkloster den Geist der Unordnung und der Glaubensneuerung. Er will Ordnung schaffen. Da hetzt und führt der Hauptanstifter im Kloster, P. Florian, die Bauern zum Sturm auf die Waldburg. In der größten Not tritt der Schloßkaplan Walther, ein früherer Kriegsmann, auf und hilft die Stürmenden vertreiben. Aus Rache bereitet ihm P. Florian elenden Tod, wird aber gefangen und findet an Jörg seinen Richter. Die Form ist eigenartig, weil nur Reimzeilen angewandt sind; die Sprache ist knapp, der Stoff echt episch verarbeitet.

Eggerts zweite epische Dichtung aus dem Jahr 1894 behandelt einen riesengroßen Stoff vom Wendepunkt der Weltgeschichte. „Der letzte Prophet" ist Johannes der Täufer, insofern er noch ganz im Judentum wurzelt, aber dessen ganzen Gehalt gewissermaßen in sich zur Reife bringt und so eine Weltepoche abschließt, um für eine größere Platz zu machen, „den Weg des Herrn zu bereiten". Der gewaltigen Aufgabe, diese Zeit und ihre Träger angemessen darzustellen, hat sich der Dichter vollauf gewachsen gezeigt. Den Erlöser selbst sehen wir nur in banger Ahnung seiner Größe vorüberschweben; und das ist gut, denn welches Menschen Kraft reichte wohl an Gott und sein eigenstes Werk heran? Die scharfe und realistische Charakterisierungskunst, welche Eggert in dieser Dichtung bewährt, zeichnet auch sein Drama „Gerechtigkeit" (1901) aus, das einen unerquicklichen Stoff mit großer Bühnenwirksamkeit behandelt. — Der Schweizer Epiker Karl Spitteler (geb. 1845 zu Luzern, schrieb früher unter dem

Digitized by Google

Decknamen Felix Tandem), lebt in einer grandios ersonnenen mythologischen Welt, die er mit bilderprächtiger, aber oft dunkler Sprache in „Prometheus und Epimetheus" (1881) und im „Olympischen Frühling" (2 Tle, 1900 bis 1901) ausmalt. In sieben poetischen Erzählungen der „Extramundana" gibt der Dichter wenig trostvolle Antworten auf die höchsten Weltanschauungsfragen; minder gedankenschwer und voll dichterischer Kraft sind seine „Balladen". — Ganz in der Schweiz eingewurzelt ist der Mähre Joseph Viktor Widmann* (geb. 1842 zu Mennowitz, lebt in Bern als Redakteur des „Bund"), der auf pessimistisch-üppige Dichtungen nach Art Hamerlings frohgesinnte humoristische und satirische Verserzählungen folgen ließ, wie „Jung und Alt" und die „Maikäferkomödie". Auch seine zahlreichen Novellen zeigen meist ein freundlich-liebenswürdiges, nur leider von sinnlichen Zügen nicht freies Gesicht.

11. Drei Schweizer Lyriker sollen noch erwähnt werden; vor allem der durch sein „altdeutsches Lesebuch" hochverdiente Professor Wilhelm Wackernagel, der zwar zu Berlin (1806) geboren ist, sich aber in Basel ganz und gar einbürgerte, wo er auch 1869 starb. Er brachte die frischesten Naturklänge („Weinbüchlein") hervor, sang in der alten Weise von Hoffmann von Fallersleben („Lieder eines fahrenden Schülers"), gab kräftige „Zeitgedichte", sinnige Reflexionslieder („Ein Tropfen", „Geduld bringt Rosen") heraus und beschenkte uns auch mit schönen epischen Leistungen (Spielmannslohn"). — „Ein echter, rechter Frühlingssänger auf grünem Zweig" ist ein anderer Baseler, Friedrich Oser (geb. 1820 zu Basel, lebte als Pastor in Benken bei Basel, wo er 1891 starb). Er singt in tausend Variationen „von Lenz und Liebe, von sel'ger, goldner Zeit", ohne daß er dabei vergißt, daß, wiewohl „selig lächelnd die Tage", doch „nahe sei der Tod". — Karl Rudolf Tanner (geb. 1794 in Aarau, gest. 1849 als Obergerichtspräsident ebenda) kann als Dichter ebenso ernst, wie kindlich liebenswürdig sein. Besonders dichtete er herzige Liedchen „Kolibris", wie Heine derartige Poesien nennt, von denen zwei Proben hier folgen:

Daß die Heimat sie erreiche,
Hebt die Taube Blick und Flug,
Nach dem sel'gen Himmelreiche
Hat die Seele ihren Zug.

Eine Welle spricht zur andern:
Ach, wie rasch ist dieses Wandern!
Und die zweite sagt zur dritten:
Kurz gelebt ist kurz gelitten.

12. Zu den Lyrikern stellt auch in dieser wie in der vorigen Periode Schwaben eine ansehnliche Mannschaft, vor allem den Freund und Biographen Uhlands, Karl Mayer (geb. 1786 zu Neckarbischofsheim, gest.

Digitized by Google

1870 als Oberjustizrat a. D. zu Tübingen), den Uhland in seinem Gedicht „An Merlin" am besten gezeichnet hat. Seine kleinen Naturbilder sind voll tiefster Innigkeit, seltenem Wohllaut der Sprache, z. B. „Waldfriede", „Mondschein", „Naturgeschäftigkeit" usw. — Dann Theobald Kerner, des Justinus Sohn (geb. 1817), der als Arzt und Hofrat im ehemaligen „Geisterhause" bei der „Weibertreu" wohnt, und der durch den Lerchensang fröhlicher Lyrik, durch den Nachtigallenton sehnsüchtiger Klage sowie durch seine herzliche Naturliebe sich als den Herzensverwandten seines Vaters ausweist.

Willst du dich herzlich freun an der Natur,
Dann schau sie an mit klaren Kindesaugen,
Die Bücherweisheit laß zu Hause nur!

Die Blumen sind seine Vertrauten, die Sterne sein liebstes Buch; wie schön weiß er den Tannenwald im heiligen Dämmerlicht, durch das nur goldene Sonnenlichter wie die ewige Leuchte am Hochaltar brechen, den einsamen Alpensee mit der immergrünen Fichte am Ufer, das Bächlein, das lustig über Kiesel und Stein rinnt, zu schildern! Und spricht nicht ein ganzer Kerner aus der „sterbenden Waldblume"!

Es fällt der Abendschatten in das Tal,
Die Sonne sinkt, nur an der Lindenblüte
Hängt bienengleich ihr letzter Purpurstrahl.

Im Scheiden streift er noch das Fenster jetzt,
Als grüßte er die trauernde Orchide,
Jüngst aus dem Walde in den Topf versetzt.

Die schaut wie träumend in das Ätherblau,
Denkt an das kühle Moos, an Baumesrauschen,
An Vogelsang und den verlornen Tau.

Der Morgen naht, rings blühet auf die Luft,
Doch eine Blume sieht die Sonne nimmer —
Sie starb am Heimweh nach der Mutterbrust.

Zu ihnen gesellt sich Kerners Freund, Ludwig Pfau (geb. 1821 zu Heilbronn, gest. in Stuttgart 1894). Dieser ist eine stürmisch frische Jünglingsseele, eine Art „Trompeter von Säckingen"; er preist Wandern und Ziehen noch wonniger als Geibel und lacht über Weltschmerz, wenn ihm der Becher goldenen Weines winkt. Politisch ist er ein Schüler Uhlands, ein freier Mann, der die Lüge der Gegenwart und jede Charakterschwäche bekämpft; aber er vergißt so wenig wie Kerner über dem Lärm der Zeit den Trost der Ewigkeit:

Die Sonne ist geschieden
Mit ihrem heißen Schein,
Da kehrt ein süßer Frieden
In meinem Herzen ein.

Aus stiller Dämm'rung steiget
Der helle Abendstern;
In leisem Beten schweiget
Der Himmel nah und fern.

Digitized by Google

Es öffnen sich die Hallen
Am goldnen Himmelszelt;
Heil'ge Gedanken wallen
Wie Engel durch die Welt.

Mein selig Auge blinket,
Mein klopfend Herz wird weit;
In meine Seele sinket
Ein Tropfen Ewigkeit.

Johann Georg Fischer (geb. zu Großfüßen 1816, starb 1897 als Professor in Stuttgart) war ein reiches Talent. Er sang viele süße Lieder, hinwieder auch jugendfrische Dichtungen, namentlich in seinen früheren Jahren. Von seinen Dramen sei „Florian Geyer" genannt. — Vorwiegend Balladendichter ist Gustav Pfizer (geb. 1807 zu Stuttgart, wo er als Gymnasialprofessor 1890 starb). Doch sind viele seiner Gedichte zu breit und reflektierend, während seine Epen zu wenig Gestaltungskraft aufweisen. — Bereits zu einer jüngeren Generation schwäbischer Lyriker gehört Hofrat Eduard Paulus (geb. 1837 zu Stuttgart, wo er als namhafter Altertumsforscher lebt). Die humoristische Ader, welche auch einen Teil seiner frisch-ursprünglichen Lyrik durchzieht, sprudelt in dem Epos „Liebe und Krach. Aus dem Leben eines modernen Buddhisten". — Eine ganz eigenartige literarische Erscheinung ist der Bauer Christian Wagner (lebt zu Warmbronn, wo er 1835 geboren). Seine oft merkwürdig formvollendeten Gedichte zeigen seelenvollste Vertiefung in die Natur, namentlich in das Leben der Pflanzen; daneben hat er sich eine seltsam buddhistisch-mystische Philosophie ausgegrübelt.

13. Vortrefflich sind namentlich die humoristischen Gedichte des Badeners August Ferdinand Schnezler* (Pseudonym Aug. Palmer). Er wurde 1809 zu Freiburg geboren, wo sein mit Pfeffel und Hebel befreundeter Vater Stadtdirektor war. Trotzdem er Philosophie studiert hatte, ließ er sich bei der Post anstellen, war aber bald des Lebens im „Kanzleiwüstensande" überdrüssig. Von 1840 an führte er ein äußerst dornenvolles, unstetes Literatenleben, bis ihn der Tod aus Sorgen und Not riß (zu München 1853). Ein reiches Talent, ausgezeichnet in der naiven Behandlung märchenhafter Stoffe (Gödeke), sank mit ihm ins Grab. Aber auch als Novellen- und Humoreskendichter verdient er entschiedenes Lob, desgleichen als Lyriker und Sagensammler. — Eduard Brauer (geb. 1811 zu Karlsruhe, bedeutender Jurist, starb als Oberhofgerichtsrat zu Mannheim ganz rasch 1871, nachdem er die letzten Klänge seiner Lieder den Siegen des deutschen Heeres gewidmet hatte) und sein viel jüngerer Landsmann und Fachgenosse Franz Mallebrein* (geb. 1826 zu Karlsruhe, Oberamtsrichter zu Baden-Baden) dichteten mit vielem Geschicke badische Volkssagen. Des letzteren Dichtungen kamen unter den Titeln „Murgtal-Sagen und -Geschichten" und „Mären und Märlein" (aus Baden-Baden) heraus. — Als vortrefflichen Balladendichter hat sich ferner Heinrich Vierordt (Sohn eines badischen Offiziers, geb. 1855 in Karlsruhe, wo er privatisiert), in die Literatur eingeführt durch zwei Sammlungen. Auch

Digitized by Google

als Lyriker hat er sich Anerkennung erworben durch seine „Akanthusblätter", gepflückt auf Reisen in Italien und Griechenland, sowie durch seine „Vaterlandsgesänge". Wenn wir auch nicht durchweg seine Auffassung der Dinge teilen können, so müssen wir doch Vierordts Gedankentiefe und dichterische Schöpfungskraft anerkennen. — Als vielseitige und vornehme Begabung, ganz besonders aber als formenfeiner und tiefempfindender Lyriker ragt Wilhelm Weigand (geb. 1862 zu Gissigheim in Baden; lebt in München) hervor. Sein fränkischer Kleinstadtroman „Die Frankenthaler" gehört zu den wenigen neueren Erzählungen großen Stils, die einen echten und reinen Genuß gewähren. Unter seinen Dramen sind „Florian Geyer" und der Zyklus „Renaissance" bedeutend. — Ein sehnsüchtig-tiefes Empfinden vibriert in den Gedichten, die der hessische Pastor Karl Ernst Knodt (geb. 1856 zu Alzey) in reifen Jahren herausgab. Die echt deutschen Waldesstimmungen, die Eichendorff so unnachahmlich klar ausgesprochen hat, leben hier in verträumterer Weise wieder auf. — Knodts Landsmann Wilhelm Walloth (geb. 1856 in Darmstadt, wo er noch lebt) kommt als Lyriker Leuthold am nächsten; doch ist sein Ton öfters stark sinnlich und blasphemisch, es fehlt ihm an sittlichem Mark wie seinen historischen Romanen („Octavia", „Tiberius", „Paris der Mime" ꝛc.) an geschichtlichem Sinn. — Aus dem Elsaß stammen die beiden Brüder August Stöber (geb. 1808 zu Straßburg, Professor in Mülhausen, gest. 1884 daselbst), der ein heiterer Lyriker und Dialektdichter ist, und der begabtere Adolf Stöber (geb. 1810; Pfarrer in Mülhausen, hier gest. 1892), der Balladen im Tone Uhlands sang und den Stoff dazu elsässischer Sage entnahm. — „Lieder eines Elsässers" hat auch Fritz Lienhard (geb. 1835 zu Rothbach) gesungen, der sich durch Mahnung und Beispiel als Vorkämpfer einer hochgerichteten und reinen Kunst verdient macht. Zu anheimelnden Wanderbüchern, wie „Wasgaufahrten" und der epischen Dichtung die „Schildbürger" hat er namentlich eine Reihe großzügiger Dramen gesellt: „König Arthur", „Odilia", „Heinrich von Ofterdingen" u. a.

Carrara.

(Von Heinrich Vierordt.)

Marmorgeröll und Marmorstaub
Bedeckt des Berges Grat!
Da schallt schwerkeuchend Tiergeschnaub
Herab den Steinbruchpfad.

Vier Stiere schleifen — großgehörnt,
In silberweißem Fell —
Den Block schneeschimmernd, feingekörnt,
Talabwärts blendend hell.

Des braunen Treibers Bließ und Spieß,
Das markige Viergespann . . .
Wie aus dem Altertum ein Fries
Mich mutet's köstlich an.

Hoch übers Felsenjoch herein
Die Sonne flimmernd quillt;
Es schläft im stiergezog'nen Stein
Vielleicht ein Götterbild.

Digitized by Google

Gesicht.

(Von Wilhelm Weigand.)

Meinen Vater, den ich nie gesehn,
Sah ich jüngst in eines Traumes Zuge
Rüstig schreiten hinter einem Pfluge,
Körner streuend in des Märzwinds Weh'n.

Doch auf seinem milden Angesicht
Lag ein Zug der wunderbarsten Trauer,
Und mich überstahl ein kühler Schauer,
Und ich nahte: „Kennst du mich denn nicht?"

„Warum kehrst du gramvoll in das Licht
Aus der heimlich trauten Grabesruhe?
Warum brachest du des Grabes Ruhe?
Sprich zu mir! Bist selig du denn nicht?"

Und er nickte mild: „Mein teurer Sohn,
Ruhe winkt nicht heute mir, nicht morgen:
Deiner Ernten wegen trag' ich Sorgen,
Trag' ich neu des Lebens harte Frohn.

„Allzu klein steht noch dein Garbenfeld!
Von der Früchte Segenslast gebogen
Schimmern noch nicht seine gelben Wogen
Eine Fülle bis zum Rand der Welt."

Und schon schritt er fern im hellen Winde,
Weit zum Wurf die rechte Hand geschwungen,
Mählich schwindend in den Dämmerungen,
Und mein Aug' verlor ihn, tränenblind.

14. Unter den Sängern der Gottesminne mögen drei süddeutsche Ordensmänner voranstehen. Der älteste darunter, dem Benediktinerorden angehörend, lebte und wirkte lange als Zierde des Klosters Einsiedeln in der Schweiz, die zwei hohen und wichtigen Posten des Subpriors und des Schulrektors begleitend: P. Gall Morel* (geb. 24. März 1803 zu St Fiden bei St Gallen, Profeß seit 1820, gest. 16. Dezember 1872). Er hat drei Sammlungen von „Gedichten" herausgegeben, die vorwiegend religiösen Inhalts sind.

„Was er aber auch besingen mag, die Natur, das Leben, die Kunst, überall blickt mehr oder weniger kräftig seine Glaubensinnigkeit hervor. Weil diese aber auf dem ewigen Gebote der Liebe beruht, so ist sein Herz auch für alle rein menschlichen Regungen, z. B. Mutterliebe, Wanderungseindrücke ꝛc., empfänglich." Dies Urteil fällt Kurz in seiner Literaturgeschichte, wo er diesem Dichter ein schönes Denkmal setzte.

Der zweite, P. Georg Ferdinand Graf von Waldburg-Zeil* S. J. (geb. 1823 auf Schloß Zeil in Württemberg, gest. 1866 zu Regensburg), welcher fürstlichen Rang und Reichtum mit der freiwilligen Armut vertauschte und dessen Andenken von seinen Missionen her noch in vieler Herzen wohnt, schrieb „Gedichte" voll kindlicher Andacht. — Seinem älteren Ordensbruder folgte auf den Parnaß Alexander Baumgartner* (geb. 1841 zu St Gallen als Sohn des Staatsmannes Gall Jakob Baumgartner von St Gallen, seit 1860 Jesuit, lebt in Luxemburg), welcher sich seit 1875 unausgesetzt literargeschichtlichen Arbeiten[1] widmet, aber auch im poetischen Schaffen sich mit großem Glück versucht hat. Denn nachdem er schon als Jüngling eine so wohlgelungene Elegie auf seinen Oheim, den protestantischen Sagendichter Johann Jakob Reithard, veröffentlicht hatte,

[1] Schuf die monumentale, noch nicht vollendete „Geschichte der Weltliteratur", eine dreibändige Goethebiographie u. a.

Digitized by Google

daß ihn der vorhin genannte P. Gall Morel zu weiteren Versuchen aufmunterte, schrieb er ein geistvolles allegorisches Festspiel „Calderon" (1881) und flocht der Himmelskönigin in „Die Lauretanische Litanei" (1883) einen ebenso tief durchdachten wie tief empfundenen Sonettenkranz. Er ist auch ein hervorragender Reisebeschreiber („Nordische Fahrten"). — Württemberger, wie P. Zeil, ist der Pfarrer Eduard Vogt* (geb. 1814 als Sohn des Stadtschultheißen in Ehingen a. D., 1837 wurde er Priester, zuletzt Pfarrer in Betzenweiler in seinem geliebten Oberschwaben); er ist der Poesie treu geblieben bis an seinen Tod, im Mai 1880. Seine tief empfundenen, von inniger Frömmigkeit getragenen „Gedichte" geben oft meisterhaft viel mit wenigen Strichen; einige seiner Romanzen („Der Türmer") können dem Besten der Schwäbischen Schule zur Seite gestellt werden. Lange vor uns haben seine Landsleute Menzel und selbst Uhland unserem Dichter aufmunterndes Lob zugerufen. — Fleißig arbeitete im Dichtergarten der als Erfinder der Weltsprache Volapük bekannte Pfarrer Johann Martin Schleyer* (geb. 1831 zu Oberlauda in Baden), eines Lehrers Sohn, wurde Pfarrer in Litzelstetten bei der Mainau und lebt nun als Pensionär zu Konstanz.

Mit besonderer Vorliebe wandelt er auf Sions Höhen, wie er ja auch die „Sions-Harfe" (Monatsblätter für katholische Poesie) gegründet hat. Darin veröffentlicht er eine größere epische Dichtung „Eutychia, der Stern des unentweihten Paradieses". Von seinen Sammlungen nennen wir die „Palmen der Heiligen" (fünf Bändchen Legenden), „Die Liebe in hundert Gestalten", „Christus, der göttliche Knabe und Jüngling", „Goldkörner der Wissenschaft der Heiligen", „Stufen der Vollkommenheit" und „Alte und neue Marienlieder" sowie seine besonders gelungenen lateinischen Carmina.

Liebe über alle Liebe. (Am Karfreitag.)

(Von P. Gall Morel.)

Nun weiß ich, was die Liebe ist,
Zu deinem Kreuz gewendet,
Wo du, mein Heiland Jesus Christ,
Geliebet und geendet.
Die müden Arme öffnest du,
Mich sterbend zu empfangen,
Und neigst dein heilig Haupt mir zu
Voll liebendem Verlangen.

Nun weiß ich, was die Liebe kann,
Da du den Tod bezwungen
Und selbst dein Herz mir aufgetan,
Vom scharfen Speer durchdrungen.
Du ließest dich so hoch erhöhn,
Daß wir dich alle sehen,
Und alle, die vorüber gehn,
Dein Liebeswort verstehen.

Nun weiß ich, was die Liebe tut,
Die treu im Tode bleibet,
Und mit dem eig'nen Herzensblut
Dem Freunde sich verschreibet.
Mit Wermut hat sie sich berauscht,
Um meinen Durst zu stillen,
Und Ruhm mit bittrer Schmach vertauscht
Um meiner Ehre willen.

Nun weiß ich, wie die Liebe siegt,
Ausharrend bis zum Ende;
Das Auge bricht, die Seele fliegt
In Gottes Vaterhände.
Vergebens knirscht der starke Tod,
Die Hölle droht vergebens;
Die Liebe siegt in Todesnot,
Hoch springt der Quell des Lebens.

Digitized by Google

Und ward die Liebe nun so klar
Am Kreuze mir beschrieben,
So will auch ich recht kindlich wahr
Den Allertreusten lieben.
Will, was mir auch die Welt verspricht,
Nur seine Huld erwerben;
Denn größre Liebe gibt es nicht,
Als für die Freunde sterben.

Trost im Leide.

(Variante von Schleyer.)

Wie magst du zagen, klagend banges Herz?
Wie kannst du nur so ganz untröstlich weinen? —
Hinauf den Blick, beklommnes, himmelwärts!
Däucht dir, die Sonne werde nicht mehr scheinen,
Weil Regensturm den Äther trübt, den reinen? —

Wähnst du das Vaterherz für dich erkaltet,
Das unaussprechlich für dein Wohl erglüht? —
Fort aus dem kindlich gläubigen Gemüt
Den Zweifel an der Lieb', die zärtlich schaltet,
Die wunderbar den Erdenpfad uns schlinget,
Die heut' dem Felsen noch den Quell entringet,
Die darum nur in Gluten probt das Gold,
Daß schöner es am Himmelsthrone blinket,
In Christi Krone strahlet göttlich hold.

15. Zwei protestantische geistliche Schwaben sind ferner hier zu verzeichnen: Albert Knapp (geb. 1798 in Algirsbach; als Stadtpfarrer in Stuttgart gest. 1864) war sehr fruchtbar in vielgelobten „Christlichen Gedichten", die aber nicht populär wurden; viele Jahre gab er das christliche Taschenbuch „Christoterpe" heraus. Karl Gerok (geb. 1815 zu Vaihingen a. E., von G. Schwab geleitet, lange Zeit Oberhofprediger und Prälat in Stuttgart, wo er 1890 starb), ein bedeutender Sänger der Gottesminne, hat sich durch seine „Palmblätter" (vier Abteilungen), „Auf einsamen Gängen" und „Pfingstrosen" sehr bekannt gemacht; mit Recht erlebten diese innigen Schöpfungen der religiösen Lyrik überaus zahlreiche Auflagen. Weltlichen Inhalts sind seine „Blumen und Sterne" sowie die patriotischen „Deutschen Ostern" (1871). Auch gab er „Jugenderinnerungen" heraus.

Die Einladung.

(Von Knapp.)

Ein frommer Landmann in der Kirche saß,
Den Text der Pfarrer aus Johannes las
Am Ostermontag, wie der Heiland rief
Am Ufer: „Kindlein, habt ihr nichts zu essen?"

Digitized by Google

Das drang dem Landmann in die Seele tief,
Daß er in stiller Wehmut dagesessen.
Drauf betet er: „Mein liebster Jesu Christ!
So fragest du? O wenn du hungrig bist,
So sei am nächsten Sonntag doch mein Gast
Und halt an meinem armen Tische Rast!
Ich bin ja wohl nur ein geringer Mann,
Der nicht viel Gutes dir bereiten kann;
Doch deine Huld, die dich zu Sündern trieb,
Nimmt auch an meinem Tische wohl vorlieb."

Er wandelt heim und spricht sein herzlich Wort
An jedem Tag die ganze Woche fort.
Am Samstag Morgen läßt's ihn nimmer ruhn:
„Frau", hebt er an, „nimm aus dein bestes Huhn
Bereit es kräftig, fege Flur und Haus,
Stell in die Stub' auch einen schönen Strauß;
Denn wisse, daß du einen hohen Gast
Auf morgen Mittag zu bewirten hast.
Putz unsre Kindelein, mach alles rein!
Der werte Gast will wohl empfangen sein."

Da springen alle Kinderlein heran:
„O Vater, wer? Wie heißt der liebe Mann?"
Die Mutter fragt: „Nun, Vater, sage mir,
Gar einen Herren ludest du zu dir?"
Der Vater aber lächelt, sagt es nicht,
Und Freude glänzt in seinem Angesicht.

Am Sonntag ruft der Morgenglocken Hall;
Zum lieben Gotteshause ziehn sie all',
Und immer seufzt der Vater innerlich:
„O liebster Jesu, komm, besuche mich!
Du hast gehungert; ach, so möcht' ich gern
Dich einmal speisen, meinen guten Herrn!"

Wie die Gemeinde drauf nach Hause geht,
Die Mutter bald am Herde wieder steht,
Das Huhn ist weich, die Suppe dick und fett,
Sie deckt den Tisch, bereitet alles nett,
Trägt auf und denkt beim zwölften Glockenschlag,
Wo wohl der Gast so lange bleiben mag?

Es schlägt auf eins, da wird's ihr endlich bang:
„Sprich, lieber Mann, wo weilt dein Gast so lang?
Die Suppe siedet ein, die Kinder stehn
So hungrig da, und noch ist nichts zu sehn.
Wie heißet doch der Herr? Ich glaube fast
Daß du vergeblich ihn geladen hast."

Der Vater aber winkt den Kinderlein:
„Seid nur getrost! er kommt nun bald herein!"

Digitized by Google

Drauf wendet er zum Himmel das Gesicht
Und faltet zum Gebet die Hände, spricht:
„Herr Jesu Christe, komm, sei unser Gast
Und segne uns, was du beschweret hast!“

Da klopft es an die Türe; seht, ein Greis
Blickt matt herein, die Locken silberweiß:
„Gesegn' euch's Gott! erbarmt euch meiner Not!
Um Christi willen nur ein Stücklein Brot!
Schon lange bin ich hungrig umgeirrt,
Vielleicht daß mir bei euch ein Bissen wird.“

Da eilt der Vater: „Komm du lieber Gast!
Wie du so lange doch gesäumet hast!
Schon lange ja dein Stuhl dort oben steht;
Komm, labe dich! du kommst noch nicht zu spät.“
Und also führet er den armen Mann
Mit hellen Augen an den Tisch hinan.

„Und, Mutter, sieh doch! seht, ihr Kinderlein:
Den Heiland lud ich vor acht Tagen ein!
Ich wußt' es wohl, daß, wenn man Jesum lädt,
Er einem nicht am Haus vorübergeht.
O Kinder! seht, in diesem Ärmsten ist
Heut' unser Gast der Heiland Jesus Christ.“

Kindergottesdienst.

(Aus den „Palmblättern“ von Karl Gerok.)

Aus dem Munde der Unmündigen hast du dir ein Lob zugerichtet. Mt 21, 16.

Es läuten zur Kirche die Glocken,
Die Eltern, sie gingen schon aus;
Drei Kindlein in goldenen Locken,
Die sitzen noch unter dem Haus.

Die muntern, unmüßigen Gäste
Sind noch für die Kirche zu klein,
Doch wollen am heiligen Feste
Sie fromm wie die Alten schon sein.

Hat jedes ein Buch sich genommen
Und hält es verkehrt auf dem Schoß,
Draus singen die Schelme, die frommen,
Mit schallender Stimme drauf los.

Weiß selber noch keins, was es singet,
Singt jedes in anderem Ton.
Singt immer, ihr Kindlein! es dringet
Auch so zu dem himmlischen Thron.

Dort stehn eure Engel, die reinen,
Und singen dem Vater der Welt,
Der stets aus dem Munde der Kleinen
Am liebsten sein Lob sich bestellt.

Singt immer! da drüben im Garten,
Da singt's um die Wette mit euch;
Die Vögelein sind es, die zarten,
Die zwitschern im jungen Gesträuch.

Singt immer! ihr singet im Glauben,
Das ist ja dem Heiland genug,
Ein Herz ohne Falsch wie die Tauben
Nimmt frühe gen Himmel den Flug.

Singt immer! wir singen, die Alten,
Und lesen die Schrift mit Verstand,
Und doch — ach! wie hundertmal halten
Das Buch wir verkehrt in der Hand!

Singt immer! wir singen die Lieder
Nach Noten, so wie sich's gehört,
Und doch — vom Gezänke der Brüder
Wie oft wird der Einklang gestört!

Singt immer! aus irdischen Hallen
Der hehrste und herrlichste Chor,
Was ist er? Ein kindisches Lallen,
Ein Hauch in des Ewigen Ohr!

Digitized by Google

16. Die in diese Gruppe gehörigen Dramatiker höheren Stils haben sich alle auch in andern Dichtungsarten betätigt und sind daher bereits an entsprechender Stelle behandelt worden. Nachzutragen bleiben nur noch einige Bühnendichter, die für die Volksbühne oder für die Jugend geschrieben haben. Kleinere Dramen, zunächst für die reifere Jugend, zur „geselligen Unterhaltung und sittlichen Charakterbildung", schrieb der Domdekan Prälat Karl Weickum* in Freiburg, ein unermüdlich tätiger, liebend sich hingebender Diözesanpräses der Gesellenvereine; geb. 1815 zu Boxberg, eines Beamten Sohn, konvertierte er 1834, wurde Priester, war vor Behrle Hausgeistlicher in der Illenau, dann Pfarrer in Lichtenthal; seit 1861 im Domkapitel zu Freiburg, starb er als Jubilar im Jahre 1896. Er wählte mit Vorliebe biblische oder kirchenhistorische Stoffe (Weihnachtsspiele, Dreikönigsspiele, „Petrus und Cornelius"), doch auch aus der Profangeschichte („Kolumbus"), und hat dadurch viel edles Gesäme in die Herzen der Zuschauer und Spieler eingesenkt.

Auch die „Dramatischen Possen" für gesellige Vereine haben den treuen Mentor der Gesellen, der selbst im hohen Alter immer noch gern mit der Jugend scherzt und lacht, zum Verfasser. Doch ruht Weickums Stärke offenbar im biblischen Drama. Denn seine sämtlichen Stücke dieser Art sind von hoher Schönheit, ebenso poetisch, fein und kraftvoll wie die von Molitor, aber dramatisch viel besser gestaltet und darum zur Aufführung geeigneter.

Kleine metrische Dramen, die sich zur Aufführung in Jünglingsvereinen eignen, schrieb der in seinem Berufskreise als Mensch und Priester hoch verehrte Prälat Rudolf Behrle* (geb. 1826 zu Herbolzheim in Baden; seit 1851 Priester; 1866 Hausgeistlicher in der Irrenanstalt Illenau; seit 1872 Domherr in Freiburg, gest. 1902). Am gehaltvollsten sind die biblische Stoffe behandelnden: „Josef und seine Brüder" und „Tobias". „Die Darstellung ist einfach und ruhig, die Gesinnung fromm, ohne Zelotismus" (Kurz). Sehr lieblich ist sein Weihnachtsspiel „Die Kinder im Walde". In seinem Roman „König und Königin" hat uns der Verfasser ein interessantes Bild aus dem Fürstenleben des 10. Jahrhunderts entworfen. Die Erzählung bewegt sich zwischen den beiden anziehendsten Gestalten desselben: Otto, des Finklers Sohn, und der schönen, unglücklichen Adelheid von Burgund. — Der tragische Tod Garcia Morenos, des edeln Präsidenten der Republik Ecuador, hat zwei Federn in Bewegung gesetzt: die des Pfarrers Albert Hägeli* (geb. 1840 zu Hillesheim im Elsaß, gest. 1888 zu Nordheim) und des Priesters Adolf von Berlichingen* (geb. 1840 zu Stuttgart; konvertierte 1858; 1873 Priester). Beide schrieben fünfaktige Trauerspiele, beide mit vielem Geschick: jener in der Absicht, ein wirksames Theaterstück zu machen, was ihm gelang; dieser, ein fein ausgeführtes Charaktergemälde zu schaffen, was ihm auch entschieden geglückt ist. Berlichingen schrieb noch die Dramen: „Die beiden Tilly",

Digitized by Google

„Die heiligen drei Könige" und „Die Befreier Wiens" und zeigte sich in ihnen als sehr begabter Dichter. Nur nimmt er zu wenig Rücksicht darauf, ob man sie auch aufführen könne. In dem letzten Stück läßt er z. B. 70 Personen handeln und reden. — Angefügt sei hier noch der Name eines Dramatikers, der dadurch interessant ist, daß er zwischen zwei Literaturen steht: Ludwig Spach (geb. 1800 als eines Straßburger Kaufmanns Sohn; Jurist und Geschichtschreiber, gest. 1879 in seiner Vaterstadt). Durch französische Romane, besonders den ersten, „Henri Farel", den er pseudonym als „Louis Lavater" herausgab (geistesverwandt mit Goethes „Wahlverwandtschaften") und durch deutsche Dramen („Heinrich Waser" und zwei Bände „Dramatische Bilder aus Straßburgs Vergangenheit") zeigte er, welch ein feiner Kenner des Menschenherzens, auch des weiblichen, er war, und daß prächtige Charakterisierung der Personen ihm eigen sei.

17. Von den Dialektdichtern dieser Gruppe seien zuerst die „Alamannen", die Nachfolger von Hebel und Usteri, genannt. Als Idyllendichter stellt sich neben Usteri Wilhelm August Corrodi* (geb. 1826 zu Zürich; Zeichenlehrer in Winterthur, lebte seit 1881 in Zürich und starb hier 1885). „De Herr Professer", „De Herr Vikari, ein Winteridyll", „De Herr Dokter, ein Herbstidyll", in der Sprache des „Züripiet" verfaßt, verraten sofort den Maler durch die gelungenen Naturschilderungen mit ihrer plastischen Anschaulichkeit. In seinen „Liedern" spukt etwas Heinescher Humor. — Zwei Baseler dichteten in der Mundart und in Hochdeutsch. Der ältere, Theodor Meyer-Merian (geb. 1818 zu Basel; Direktor des Bürgerspitals in Basel, gest. 1867 ebenda) gab „Wintermaieli" und „Us der Heimet", ein „Zweites Büscheli Wintermaieli" in Hebels anheimelnder Sprache heraus. — Der jüngere, Jakob Mähly (geb. 1828; Professor der Philologie an der Universität zu Basel, gest. 1902), bietet im „Rhigmurmel" in Baseler Mundart Genrebilder aus seiner Vaterstadt. In Hochdeutsch dichtete er „Leid und Lied" und offenbarte darin ein bedeutendes lyrisches Talent wie in seinen Novellen epische Begabung. — Die schwäbischen Brüder Karl Weitbrecht (geb. 1847 zu Neuhengstedt, gest. 1904 als Professor zu Stuttgart) und Richard Weitbrecht (geb. 1851 zu Heumaden; Pastor zu Wimpffen) schrieben zusammen „Gschicht'n aus'm Schwobeland". Beide haben auch hochdeutsch gedichtet. — Mehrfach aufgelegt wurden die Gedichte „Us'm Neckardhal" von Ferdinand Weibert (geb. 1841 zu Fachsenfeld bei Aalen, 1889 nach Brasilien ausgewandert), der unter dem Decknamen Wilhelm Stein schrieb. — In der Sprache der fröhlichen „Palz" sang der von schalkhaftem Humor übersprudelnde Heidelberger Advokat Karl Gottfried Nadler (geb. 1809 und gest. 1849 in seiner Vaterstadt), dessen „Brand im Hutzelwald", worin er den Zopf einer alten städtischen Feuerlöschordnung und das Phlegma

Digitized by Google

gewisser Stadtratskollegien zwerchfellerschütternd schildert, immer und immer unter rauschendem Beifall deklamiert wird. Ähnlich bekannt und beliebt ist sein „Landwirtschaftlich Fest".

Sechste Gruppe.

§ 105. Die Dichter aus Rheinland und Westfalen.

1. In den sagen- und legendenreichen Rheinlanden hat die epische Dichtung besonders eifrige Pflege gefunden und entsprechend treffliche Früchte gezeitigt. Daher sei mit ihr begonnen.

Der berühmte Erforscher der deutschen Mythologie Karl Joseph Simrock* (geb. 1802 in Bonn; viele Jahre Professor der Literatur daselbst, starb dort 1876) wandte sich von 1830 an mit großer Vorliebe und Beharrlichkeit dem Studium der mittelalterlichen Poesie zu und befähigte sich so, den ganzen Reichtum dieser Poesie durch neuhochdeutsche Übersetzungen unserer Zeit zu erschließen. Es gibt hier fast kein berühmtes Epos, keine schöne Legende und kein namhaftes Volksbuch, das er nicht ebenso treu wie mit Geschmack übersetzte. Ein überaus großes, wahrhaft nationales Verdienst! Verdient er schon darum ein ehrendes Andenken, so noch mehr, weil er auch selbst dichtend Vorzügliches in der Epik geleistet hat, besonders durch seine „Rheinsagen" und noch mehr durch das Epos „Wieland der Schmied" (1835), welches Barthel als Simrocks eigentliches Meisterstück bezeichnet.

1. Der versenkte Hort.

Es war einmal ein König,
Ein König war's am Rhein,
Der liebte nichts so wenig
Als Haders Not und Pein.
Es stritten seine Degen
Um einen Schatz im Land
Und wären fast erlegen
Von ihrer eig'nen Hand.

Da sprach er zu den Edeln:
Was frommt euch alles Gold,
Wenn ihr mit euren Schädeln
Den Hort erkaufen sollt?
Ein Ende sei der Plage,
Versenkt ihn in den Rhein;
Da bis zum jüngsten Tage
Mag er verborgen sein.

Da senkten ihn die Stolzen
Hinunter in die Flut:
Er ist wohl gar geschmolzen,
Seitdem er da geruht.
Zerronnen in den Wellen
Des Stroms, der drüber rollt,
Läßt er die Trauben schwellen
Und glänzen gleich dem Gold.

Daß doch ein jeder dächte
Wie dieser König gut,
Auf daß kein Leid ihn brächte
Um seinen hohen Mut:
So senkten wir hinunter
Den Kummer in den Rhein,
Und tränken frisch und munter
Von seinem goldnen Wein.

Digitized by Google

2. Das Christusbild zu Wien.

Ist euch vom Christusbild zu Wien
Die Sage nicht bekannt,
Das immer zollbreit größer schien,
Als wer da vor ihm stand?
Und war der Mann auch noch so klein,
Er ließ sich vor ihm nieder;
Und hatt' er riesenhaft Gebein,
Doch überragt' es seine Glieder.

Ich weiß nicht, ob das Christusbild
Sich dort noch schauen läßt;
Doch daß von Christus selber gilt
Die Sage, glaub' ich fest.
Dem Kleinen naht er als ein Kind,
Daß er ihn nicht erschrecke;
Doch seiner Glieder Maß gewinnt
Der Größte nicht, wie er sich strecke.

So spricht auch sein verkündet Wort
Schlicht zu dem schlichten Mann,
Das aller Erdenweisheit Hort
Doch nie erreichen kann.
Wähnt einer jetzt, er komm' ihm gleich,
Schon ist's emporgeschossen;
So zieht's zu ew'ger Wahrheit Reich
Die Geister aufwärts unverdrossen.

Andere Proben bei Hellinghaus: Warnung vor dem Rhein; Der Rattenfänger von Hameln; Drusus' Tod; St Christophorus; Drei Bitten; Die Schlacht bei Zülpich; Die Schule der Stutzer; Die halbe Flasche.

2. Nach Simrock nennen wir am passendsten zwei niederrheinische Sänger, die sich in Bonn sympathisch an Simrock anschlossen und auf die er auch (neben Kinkel) recht heilsamen, anregenden Einfluß übte: der ältere ist der Kölner Arzt Wolfgang Müller von Königswinter* (geboren im Jahre 1816, starb 1873 in Neuenahr). Fast in allen seinen epischen Gedichten, sowohl in den größeren (wie „Die Rheinfahrt", „Die Maikönigin", „Der Rattenfänger von St Goar" ꝛc.) wie in den kleineren (Balladen, Romanzen, in dem „rheinischen Sagenbuch" „Lorelei"), hat er den Rhein verherrlicht; in allen weht der heitere, leichte Sinn des Rheinländers. Von ihm das Lied: „Mein Herz ist am Rheine". Wir nennen noch „Johann von Werth, eine deutsche Reitergeschichte", und das „Aschenbrödel", wo er ganz besonders sein Schilderertalent zeigt. — Der andere, Alexander Kaufmann* (geb. 1821 in Bonn, seit 1850 Archivrat in Fürst Löwensteinschen Diensten zu Wertheim, wo er 1893 starb; dessen Gattin die Dichterin Amara George), beschäftigte sich seit seiner Anstellung mehr mit archivalischen Arbeiten. Ehe er seine „Gedichte" herausgab, „hat er gewütet, wie der Zensor nicht gewütet hätte, mit gewaltiger Schere". Wie schön besingt er in seiner Lyrik die Natur, mit welch tiefem Gefühl und frommem Gemüt faßt er sie auf! Und seine Sagen, Balladen und Geschichtsbilder („Mainsagen") gefallen schon durch die glückliche Wahl der Stoffe, noch mehr durch die einfache und doch wirkungsvolle Darstellung. — Der west-

Digitized by Google

fälische Justizrat und Notar Joseph Pape* (geb. 1831 zu Eslohe, gest. 1898 in Büren), mit reicher Phantasie begabt, gab schon vor seinen „Gedichten" kleineren Umfangs ein ziemlich großes Epos „Der treue Eckart" heraus, noch in demselben Jahre einen Romanzenkranz „Josephine" und ein paar Jahre darauf (1856) das Epos „Schneewittchen vom Gral". Wohl wurde des Dichters Gedankenreichtum wie seine großartige Auffassung weltgeschichtlicher Ereignisse bewundert, als er seine Epen herausgab, aber weil er darin zu gerne Personen und Begebenheiten symbolisiert und dadurch leicht unklar wird, und weil er die der Jugend und dem weiblichen Geschlecht nicht zusagende Nibelungenstrophe anwendet, wurde Pape durch dieselben weniger populär, als durch seine lebensvollen, warm gehaltenen Balladen und Romanzen. — Seine Dramen „Herzog Konrad" und „Bertha Maria" sind jüngeren Datums; jenes ist das gelungenere.

Der „treue Eckart" behandelt den geschichtlichen Kampf der Sachsen unter Eckart gegen Heinrich IV. In „Schneewittchen vom Gral" wendet der Dichter das bekannte Volksmärchen auf Deutschland an. Die Idylle „Josephine", die klarste und darum gelungenste der Papeschen Dichtungen, schildert in zart poetischen Romanzen seine Brautwerbung und enthält prächtige lyrische Partien.

Wie Pape, so hat auch Johannes Weißbrodt* (geb. 1830 zu Sayn bei Koblenz; Dechant in Koblenz, gest. 1893) als Epiker, dann als Lyriker und zuletzt als Dramatiker sich versucht, und zwar stets mit Glück. Besonders hat er die bekannte, rührende und so oft von Dichtern behandelte Legende von der Pfalzgräfin „Genovefa" zu einem durch meisterhafte Form, Anschaulichkeit, Innigkeit und Frische hervorragenden epischen Gedichte verarbeitet. Der „Seraph der Liebe", ein Sonettenkranz, verherrlicht in lieblicher Weise St Franziskus. Das meiste Lob gebührt ihm aber wegen seiner historischen Tragödie „Cäcilia", welche dramatisch den Sieg Christi über das Heidentum feiert. In dem Drama „Gregor VII." ist der Held großartig aufgefaßt und dargestellt, Heinrich IV. indes zu milde beurteilt. — Einen fromm begeisterten, tüchtigen Rhapsoden lernen wir in Joseph Bruno Graf Mengersen auf Rheder*, Pseudonym J. Bruno (geb. 1804 in Leipzig, gest. 1873 zu Rheder), dem Dichter der „Heiligen Elisabeth", kennen. Seine „Gedichte", die gleichfalls den Geist echter Frömmigkeit atmen, besingen meist die stillen Freuden des Familienlebens. Seine volle poetische Kraft goß er aber in das Epos „Cherusker und Römer", welches „ein begeisterter Hymnus auf die eichenfesten Söhne der roten Erde ist" (Norrenberg). In „Armin" hat er uns einen Urtypus des deutschen Patrioten gemeißelt.

3. Mit seinem ganzen Sinnen und Fühlen steht bei den positiven christlichen Dichtern seit 1878 als Genosse ersten Ranges der Geheime Sanitätsrat Friedrich Wilhelm Weber*, ein Westfale (geb. 26. De-

Digitized by Google

zember 1813 zu Alhausen bei Driburg, gest. zu Nieheim in Westfalen am 5. April 1894).

Weber war der Sohn frommer, einfacher Leute, sein Vater ein Förster. „Ihm griff des Lebens harte Faust schon in die krausen Kinderlocken." Noch mehr Kämpfe und Entbehrungen brachte ihm die Zeit seiner Gymnasial- und Universitätsstudien in Paderborn, Greifswald, von dem aus er Schweden besuchte, und Breslau, bis er endlich als Mediziner doktoriert hatte. Nach längeren, meist zu Fuß gemachten Reisen in Deutschland, Frankreich, Italien wurde er Kurarzt in Driburg bei Paderborn, später Brunnenarzt in Lippspringe und wirkte dort, sehr geschätzt, bis 1867. Dann lebte er zwei Jahrzehnte lang auf Schloß Thienhausen, das ihm der hochherzige Freiherr Guido von Haxthausen zur Verfügung stellte. 1861 wurde er auch preußischer Landtagsabgeordneter (Mitglied der Zentrumspartei), 1880 Ehrendoktor der Philosophie. Im Jahre 1887 bezog er sein eigenes Heim im Städtchen Nieheim, wo er, als Mensch und Dichter hochgeehrt, sein Leben beschloß.

Zur Charakteristik Webers als Mensch und Christ müssen wir uns auf die Urteile derer berufen, die ihm im Leben näher standen oder viel mit ihm verkehrten. Sie nennen ihn einen goldechten Charakter, einen Kernwestfalen, „fromm, sinnig, weich, nicht überzart", einen Ora et labora-Mann, feind allem Niedrigen, „zäh, treu, auch trotzig", überzeugungsfest in seinem geliebten katholischen Glauben, einen „glühenden Verehrer der wahren Freiheit", mit einer Neigung zur düstern Weltanschauung behaftet, welcher aber sein leidfähiger, mannhafter Glaube das Gegengewicht hält, einen seiner Mission sich vollbewußten Lehrer seines Volkes.

Schon als Student galt Weber bei seinen Freunden als Dichter, hatte auch schon durch formschöne Übersetzungen schwedischer Lieder und Tennysonscher Dichtungen die Aufmerksamkeit des Lesepublikums auf sich gezogen, aber erst 1878 überraschte er das deutsche Volk mit dem in vierfüßigen Trochäen verfaßten lyrisch-epischen Gedicht „Dreizehnlinden", zu dem er, schon 60 Jahre alt, den Plan gefaßt hatte. Seit Dezennien war kein so urwüchsig frisches Buch erschienen, wie dies Epos in 25 Gesängen, welches den friedlichen Sieg des Christentums über das sächsische Heidentum in geschichtlich treuen Gemälden, schönen Liedern und hoch schätzbaren Lehrstrophen schildert. Wir finden hier eine seltene Kraft der Charakteristik und Schilderung, eine tiefe und zarte Empfindung, die sich mit echt männlichem Ernste paart, und eine Meisterschaft in Behandlung der Sprache und des Versbaues, die fast einzig dasteht. Darum hat „Dreizehnlinden" 1901 schon die 100. Auflage erreicht; es verdient aber die Auflagenzahl des „Trompeter von Säckingen", den es weit übertrifft.

In „Dreizehnlinden" ist eine Episode aus der Zeit Ludwigs des Frommen dargestellt; sie fällt in die Jahre 822 und 823 und spielt im Sachsenlande, dessen Volk überwunden und äußerlich bekehrt ist. Fränkische Grafen walten dort des Rechtes, und die Mönche im Kloster „Dreizehnlinden" sind

„Sanft bemüht, durch Lieb' und Lehre
Trotz und Wahn zu überwinden."

Digitized by Google

Aber viele Sachsen sind innerlich gram der neuen Ordnung, nehmen sogar teil an den geheimen Opfern und Götzenmahlen, die von der greisen Priesterin Swanahild veranstaltet werden. Als Held der Dichtung ragt ein junger Edeling, Elmar, hervor, der mit der Muttermilch tiefen Haß gegen die Franken und ihre Religion in sich aufgenommen hat. Wie er nun mit dem gehaßten Franken kämpft, wie er, der Sachse, die Tochter eines fränkischen Grafen liebt, wie er verleumdet und verlassen, vom Gaugericht für vogelfrei erklärt wird, schwer krank im Kloster „Dreizehnlinden" hingebungsvolle Pflege findet, wie hier ob der erwärmenden Strahlen christlicher Charitas die Eisrinde von seinem Sachsenherzen schmilzt und er nach harten Seelenkämpfen Christ wird, das ist der Hauptinhalt der Dichtung.

Nachdem Weber durch sein Epos die Gunst eines großen Teiles der deutschen gebildeten Leserwelt gewonnen hatte, trat er auch mit seinen gesammelten „Gedichten" (1881) hervor, welche die Verehrung zu ihm nur noch tiefere Wurzeln in den Herzen schlagen ließen. Der Schwerpunkt derselben liegt in den „lyrisch-epischen" des dritten Teiles. 1885 folgten die „Marienblumen", 1887 „Das Vaterunser" (Gedichte zu Zeichnungen von Paul Thumann). Die Epik ist aber das Feld, auf dem unser Dichter so gewandt und sicher sich bewegt, wie wenige in der Neuzeit. Dies offenbart auch wieder sein „Goliath" (1892), eine in fünffüßigen, reimlosen Jamben geformte, tief ergreifende idyllische Dichtung, deren einfacher, aber eigenartiger Stoff eine aus dem Leben geschöpfte norwegische Bauerngeschichte ist. Die Idee ist die hohe Bedeutung des vierten Gebotes. Daß treffliche Landschaftsbilder (aus Norwegen) hineinverwoben sind, läßt sich bei einem solchen Dichter erwarten. Der Stil ist gewaltig, die Sprache wunderschön, die edeln nordischen Kerngestalten sind voll Kraft und Weichheit, Knud freilich auch voll Härte und Eigensinn. 1895 ist aus Webers Nachlaß noch die Gedichtsammlung „Herbstblätter" erschienen.

1. Liebe Leiterin.

Durch des Lebens Mühn und Streite
Sei die Liebe dein Geleite:
Nicht die eine, falkenwilde,
Nein, die andre, taubenmilde;
Nicht die stolze, kronenblitzende,
Nein, die unter dem Kreuze sitzende;
Nicht die heiße, sinnbetörende,
Rastlos strebende, viel begehrende,
Nein, die sanfte, still ertragende,
Opfermutige, gern entsagende;
Nicht die matte, weichlich schmachtende,
Nein, die starke, todverachtende;
Nicht die eifersüchtige, hassende,
Nein, die versöhnende, weltumfassende;
Nicht die rote, flammende Rose,
Nein, die weiße, die makellose. —

Durch des Lebens Mühn und Streite
Sei die Liebe dein Geleite.
Einsam in des Markts Gewühlen
Wirst du ihre Nähe fühlen:
Durch des Meeres Wogenberge
Führt sie dich, ein treuer Ferge;
Auf der öden Heidefläche
Zeigt sie dir die Wasserbäche;
Frische Brunnen wird sie graben,
In der Wüste dich zu laben,
Wilde Ströme überbrücken,
Felsen aus der Bahn dir rücken,
Sanft dich stützen, gern dich tragen,
Wenn die Kräfte dir versagen.
Daß sie dich zum Himmel leite,
Wandle treu an ihrer Seite.

Digitized by Google

2. Eine Tat.

Auf Adlerschwingen stürmt die Zeit: es naht
Ihr Schnitter dir, der Tod, mit leisem Schweben.
Dein Staub gehört dem Staub; dein bess'res Leben
Gott und der Welt, und beiden deine Tat.
Ihr Schuldner bist du längst, schon längst gewesen:
Was säumst du noch, dein altes Pfand zu lösen?
O Jüngling, eine Tat, solang noch heiß
Und ehrbegierig deine Pulse schlagen!
Mann, eine Tat, ein frommes, frisches Wagen!
O eine Tat noch vor dem Sterben, Greis!
Und kannst du nicht durch Denken oder Dichten
Auf deiner Bahn ein stolzes Mal errichten,
Und kannst du nicht mit Meißel oder Schwert
Für späte Enkel in die goldnen Scheiben
Der Weltgeschichte deinen Namen schreiben:
Bescheide dich! Des Werks Verdienst und Wert
Wird nach des Mannes Sinn und Kraft gemessen;
Wer seinen Brüdern nützt, bleibt unvergessen.
Grab einen Quell aus dürrem Wüstensand,
Pflanz einen Baum in ödes Heideland,
Auf daß ein Wandrer, der nach vielen Jahren
An deinem Born sich labt und Früchte bricht
Von deinem Baume, froh dich segnend spricht:
„Ein guter Mensch ist dieses Wegs gefahren."

3. Gretleins Trauer.

Das Heimchen zirpt im kalten Herd,
Der Herbstwind durch die Bäume fährt;
Die Nächte sind so lang, so lang,
Mir ist ums Herz so bang, so bang:
Ich sitz' allein und spinne
Und sinne, sinne.

Die Rat und linden Trost mir gab,
Die Mutter schläft im kühlen Grab;
Der Vater ist wohl gut, doch rauh,
Sein Mut ist trüb, sein Haar ist grau,
Er weiß nicht, was ich meine,
Wenn still ich weine.

Und einer, der einst hold mir war,
Nun ist er fort ins vierte Jahr.
Wie ihm das Schweifen nur gefällt?
So falsch ist doch die fremde Welt!
Wollt' er mein Leid bedenken,
Es müßt' ihn kränken.

Vergaß er mich? O Not und Pein!
Die Sünde mag ihm Gott verzeihn;
Die fremde Welt ist falsch und klug.
O spänn' ich nur mein Leichentuch!
Ich muß des Flachses Faden
Mit Tränen baden. —

Durchs Dorf im Grund der Wächter geht;
Schwarz ragt der Wald, es ist schon spät.
Die Lampe lechzt und flimmert kaum,
Das Heimchen zirpt noch leis' im Traum;
Mich flieht der Schlaf, ich spinne
Und sinne, sinne.

Digitized by Google

4. Du sonnige, wonnige Welt.

Das ist des Lenzes belebender Hauch,
Der atmet durch Flur und Feld!
Schon schlägt die Drossel im Erlenstrauch,
Die Lerche singt und der Buchfink auch:
„O du sonnige, wonnige Welt!"

Bald kommt der Mai, und der Wald wird grün
Und wölbt sein duftiges Zelt.
Die weißen Wolken am Himmel ziehn;
Der Apfelbaum und die Rose blühn.
O du sonnige, wonnige Welt!

Ihr Knaben und Mädchen, nun kränzt das Haupt,
Zum Tanz um die Linde gesellt!
Was heute prangt, ist morgen entlaubt,
Und es schneit und es stürmt, bevor ihr es glaubt,
In die sonnige, wonnige Welt.

Die Tage verrauschen in Lust und Leid,
Wie Pfeile, vom Bogen geschnellt;
O, jubelt und lachet, denn es kommt die Zeit,
Bevor ihr es glaubt, wo es stürmt und schneit
In die sonnige, wonnige Welt.

Mein alter Klausner, wie heiß in den Bart
Die heimliche Träne dir fällt!
Du seufzest in Trauer am Ende der Fahrt:
„Ihr sonnigen Lenze, wie schön ihr war't!
Leb' wohl, du wonnige Welt!"

5. Arme Seele.

Ein Vöglein über die Heide zieht;
Tief ab im West die Sonne glüht.
„Du liebe Sonne sag mir gleich,
Wie weit ist es zum Himmelreich?

Ich bin gereist so manchen Tag,
Daß ich nicht fürder reisen mag.
Mein Mut ist schwer, mein Flügel matt;
Der Irr' und Wirre bin ich satt.

Kalt weht der Wind durch Busch und Baum;
Wie war so schön der Frühlingstraum!
Behüt' dich Gott, du Wald und Feld,
Ich flieg' in eine andre Welt!

Die Sonn' hat ihren Lauf vollbracht;
Der Tag verglimmt, nun kommt die Nacht;
Wer gibt mir Trost und gut Geleit?
Zum Himmelreich, wie weit, wie weit!"

Andere Proben bei Kellner: O keine Klage!; Feldmusik und Waldmusik; bei Hellinghaus: Proben aus „Dreizehnlinden"; Frühlingstrauer; Kreuzfahrers Abendlied; Herbst; Sei still; Zwischen Halde und Heerweg; Alexander; Der Handschuh u. a.

4. Die große Gestalt „Wittekinds" ist der Held eines von W. Weeningh* (Pseudonym für Pfarrer Brands in Donsbrüggen bei Kleve, geb. 1831 zu Emmerich) gedichteten Epos. Der erste Teil mahnt

Digitized by Google

vielfach an die Vorzüge von „Dreizehnlinden" und ragt über den zweiten Teil empor, welcher mehr nach der Art von „Amaranth" verfaßt ist. — Zum Dichter des romantischen Epos befähigt fühlte sich auch Adam Joseph Cüppers* (geb. 1850 zu Doveren, jetzt Rektor in Ratingen), der früher schon eine ansprechende Dichtung „Helge und Sigrun" veröffentlicht hatte. Seine „Edeltrude" führt uns in die Zeit, da die Normannen rheinaufwärts zogen und die Schlösser überfielen. Ihre Rheinfahrt und eine Schlacht sind herrlich geschildert; sonst aber hat das Gedicht manche Schwächen. Auch historische Romane und wohlgelungene Oratorientexte hat Cüppers geschrieben. — Eine epische Dichtung „Der Triumphzug Christi" stellte das schöne Talent von Ferdinand Ludwigs* (geb. zu Neuß 1847; nun Pfarrer in Bonn) ins Licht. Vorbilder und Vorgebildetes aus dem Leben des Herrn vereinigen sich in dieser Dichtung zu einem hellstrahlenden und erwärmenden Ganzen. Ludwigs schrieb ferner mehrere Schauspiele, ein Trauerspiel („Eustachius") und ein Melodrama („St Michael"), alle trefflich. — Johannes den Täufer wählte sich als Hauptperson eines Epos Wilhelm von Born* (Pseudonym für Franz Joseph Freiherr von Gruben, geb. 1829 zu Düsseldorf, gest. 1888 zu Regensburg). Einzelne Partien darin, wie die Schilderung des irdischen Paradieses und Satans, sind wahre Perlen der Poesie, Perlen, „um die Milton den Dichter beneiden könnte" (Muth). Ein prächtiges religiöses Epos ist „Bonifatius", worin der Apostel als Begründer der deutschen Einheit mit vielem Geschick dargestellt wird. Edle Diktion, zwanglose Versbildung, passende Bilder und Gleichnisse zeichnen die Dichtung aus. — Das kleinere erzählende Gedicht pflegt mit feinsinnigem Verständnis schon längere Zeit Jakob Schäfer* (geb. 1838 in Köln, Professor am Mainzer Priesterseminar), den die Leser der „Alten und Neuen Welt" wohl kennen. Seine „Bunten Schildereien" begrüßten wir mit Freuden. — Die hervorragendste epische Begabung dieser Gruppe seit Weber repräsentiert Friedrich Wilhelm Helle* (geb. 1834 zu Böckenförde in Westfalen; bis zum 20. Jahre Buchbinder, ging er dann erst zum Studium über, trieb klassische Philologie, deutsche und orientalische Literatur, war längere Zeit Erzieher, dann Redakteur an verschiedenen Orten und starb 1901 zu München). Im „Jesus Messias" (erster Teil 1870, zweiter Teil 1896, dritter Teil 1886) hat er eine monumentale katholische Epopöe geschaffen.

Er folgte Klopstock im Versmaß, im hohen Fluge der Gedanken und im Schwunge des Ausdrucks, schuf aber, die Tradition ausnützend, ein wirkliches Epos. Dennoch fand er nur einen beschränkten Leserkreis — kein Wunder in unserer allzu materiellen Zeit. Während die zweite Auflage des ersten Teiles vorbereitet wurde, welcher das Leben Jesu bis zur Rückkehr nach Nazareth besingt, erschien der dritte Teil des großartigen Werkes: „Golgatha und Ölberg". Wenn auch in diesem Teil der Reden zu viele und zu lang dauernde und manche Szenen zu schauerlich ausgemalt sind, so muß man doch anerkennen, daß der von seinem Stoff tief ergriffene Dichter dem hohen Ziele, das

Digitized by Google

er sich gesetzt hat, wenigstens nahe gekommen ist. Wie wir aus guter Quelle wissen, hat die Lesung dieser Dichtung einzelne Herzen zu moralischer Umkehr gebracht.

Während Helles episch-lyrische Dichtung „Marie Antoinette" und sein „Minneleben keinen großen Erfolg hatte, bietet er uns in „Kalanyas Völkergesang" eine meisterhafte Bearbeitung des Schöpfungsmythus der zentralafrikanischen Yumala-Neger. Die Negersage ist in den Hauptzügen treu wiedergegeben. Packende, schmuckreiche Schilderung der Natur und der Kulturentwicklung. Im Epilog ist die Größe des Papsttums geschildert. Das Versmaß (vierfüßige Trochäen) paßt sehr gut; die Sprache ist weich und melodisch.

Helle ist aber auch Lyriker, und zwar im Genre der Romantik, wie sein „Minneleben" beweist. Ungemein rührend ist sein Weihnachtsmärchen „Christkindleins Wanderung".

5. Unter den Vertretern der geistlichen Lyrik mag als erster Kardinal Johannes von Geissel* hier seinen Platz finden, der zwar geborner Bayer ist, aber vor allem als Erzbischof von Köln im dankbaren Gedächtnis lebt. (Geb. 1796 zu Gimmeldingen in der Rheinpfalz als Sohn schlichter Landleute, 1818 Priester, 1822 Domherr und 1837 Bischof zu Speier, 1845 Erzbischof von Köln, gest. 1864.) Er ist ein formgewandter, gedankenreicher Dichter; besonders die Marienlieder und das wundersam schöne und tiefsinnig klare „Festgedicht zur Grundsteinlegung des Fortbaues des Kölner Domes" haben eine Weihe und einen Zauber sondergleichen. — Als zweiter gehört der milde Sohn des feurigen Görres hierher: Guido Görres* (geb. 1805 zu Koblenz, gest. 1852 zu München) diente kindlich gläubig der Muse. Seine herrlichen „Marienlieder" (1842 f, von Aiblinger komponiert) wandern durch die ganze katholische Welt, und manche davon („Maria, Maienkönigin" z. B.) sind in den Kirchengesang übergegangen. In diesen wie in seinen andern Dichtungen (Legenden und Märchen, z. B. „Schön Röslein", „Der hürnen Siegfried") atmet eine solche Innigkeit und Reinheit, wie sie nicht bei vielen andern Dichtern der Neuzeit sich findet. Görres besaß auch einen Humor der reinsten, unschuldigsten Art. Von diesem Humor sind seine Scherzlieder, scherzhafte Erzählungen („Die Münchner Bierschau", „Prinz Eugen") und namentlich seine „Frischen Lieder für frische Kinder" beseelt. — In Rußland geboren, aber am Rhein aufgewachsen ist Wilhelm Smets* (geb. 1796 zu Reval, Lehrer an der Kriegsschule zu Koblenz, 1819—1822 Studiosus der Theologie; dann Priester, Pfarrer und endlich 1844 Stiftsherr in Aachen; gest. 1848). Sein Name hat bei den Kritikern (Kurz, Barthel, Lindemann) einen guten Klang. Er war eine ideale, religiös begeisterte, aber elegisch gestimmte Natur. „Mein Herz ist gebrochen", sagte er öfters. Überschauen wir in Kürze auch sein Dichterleben. Schon am Bonner (damals kaiserlich französischen) Lyzeum dichtete er Elegien und Epigramme. Eine Stelle nur:

Ha, wie standen gereiht, Lieblinge der Jugend, die Dichter,
Klopstock, Hölty und Kleist, Schiller nebst Bürger und Gleim!

Digitized by Google

Aber verstohlen doch nur, da verpönt war die Rede der Deutschen;
Schwer lag Fremdherrschaft längst auf den Ufern des Rheins.
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Wie auf den Wagen des Sieges zehnfach der Gewaltige Raub lud,
So trug leicht der Pedell Dichter im Korbe mir fort.
Und es ergoß sich laut des Direktors höhnende Rede,
Daß mir das Antlitz hoch glühte vor Scham und vor Zorn;
Deutschlands Dichter benennt er Bänkelsänger. — Corneille,
Racine und Boileau nur sei mir zu lesen erlaubt.
Polternd verließ er den Saal, in Hast festhaltend die Dichter,
Doch nicht konnt' er ihr Lied bannen, das stets ich vernahm.

Daß ein solch idealer deutscher Jüngling, eine echte Siegfriedsnatur, singend zum Freiheitsheer eilte, kann man sich denken. Ganz ein Körner, schämt er sich aber, bloß zu singen, er will auch Taten. Im Sonett „Entschluß" ruft er:

Es hat mein Wunsch das schönste Ziel gewonnen!
Was ich besungen hab' in mut'gen Weisen,
Jetzt will ich's auch bewähren mit dem Eisen,
Und mein Entschluß tritt frei ans Licht der Sonnen.

Erst im Jahre 1840 erschien die vollständige Sammlung seiner Gedichte. Rein lyrische Gedichte, besonders geistlichen Inhalts, sind ihm allerdings besser gelungen als epische Stücke, denn dort konnte er so recht sein reiches Herz verwerten; aber auch Legenden (z. B. „Die drei Lilien"), Romanzen dichtete er mit Glück. Gern feiert er die Kunst und ihre Priester, wie ja der meisterhafte, kindlich naive Gesang von „Heinrich Frauenlobs Bestattung" und der von „Platens Bestattung" ihm angehören. — Der als Mensch und Kirchenfürst gleich ausgezeichnete Kardinal Melchior von Diepenbrock* (geb. 1798 zu Bocholt, gest. 1853 als Fürstbischof von Breslau) band einen „Geistlichen Blumenstrauß", der durch seinen himmlischen Duft viele erquickt hat und noch viele erquicken wird. Es finden sich darin namentlich Übertragungen aus dem Spanischen, die an Wert gar manche Neudichtung übertreffen.

1. Juhei!

(Von G. Görres.)

Nun treiben wir den Winter aus,
Den alten, kalten Krächzer;
Wir jagen ihn zum Land hinaus,
Den Brummbär und den Ächzer,
Und laden uns den Frühling ein
Mit Blumen und mit Sonnenschein.
Juhei! juhei! juhei!
O komm herbei!
O Mai, o Mai!

Das leere Stroh, das dürre Reis
Und alles, was vermodert,
Das geben wir dem Feuer preis,
Daß hoch die Flamme lodert,
Und laden uns den Frühling ein
Mit Blumen und mit Sonnenschein.
Juhei! juhei! juhei!
O komm herbei!
O Mai, o Mai!

Digitized by Google

2. Die Schreiber, ach, die Schreiber!

(Von G. Görres.)

Die Schreiber! ach, die Schreiber!
Wie werd' ich nur sie los?
O lägen ihre Leiber
Im tiefsten Meeresschoß!
Die Seele zu verschreiben,
Seit sie der Feind verführt,
Da schreiben sie und schreiben,
Bis sich kein Glied mehr rührt.
O stehe, lieber Herr, mir bei!
Sonst bringt mich um die Schreiberei
Der Schreiber, ach, der Schreiber,
Der Schreiber Schreiberei!

Ihr Geist die Gänsefeder,
Die Akten ihr Revier,
Ihr Herz wie altes Leder,
Ihr Himmelreich Papier;
Kein Hassen und kein Lieben,
Kein Mitleid, kein Gefühl;
Verschrieben, ach, verschrieben!
Mir wird von ihnen schwül.
O stehe, lieber Herr, mir bei! usw.

Erhöre meine Klagen,
Zerbrich den Tintenkrug,
Die ärgste aller Plagen,
Die je Ägypten schlug!
Ihr Werk ist fast vollendet,
Ich werde blind und taub,
Ich sterbe, ist's geendet,
In ihrem Aktenstaub.
O stehe, lieber Herr, mir bei! usw.

Sie möchten gern mich füllen
Ins Tintenfaß hinein,
Und gings nach ihrem Willen,
Verschrieben wär' der Rhein;
Verschrieben, ja verschrieben
Des Schreibens wegen bloß!
Was wär' von mir geblieben?
Ein großer Aktenstoß!
O stehe, lieber Herr, mir bei!
Sonst bringt mich um die Schreiberei
Der Schreiber, ach, der Schreiber,
Der Schreiber Schreiberei!

3. Die Befreiung Wiens.

(Von G. Görres.)

Ein Falke späht vom Felsennest
So weit, so weit ins Land;
Er späht nach Ost und späht nach West
Hinab, hinauf den Strand.

Der Falke ist Graf Starhemberg
Hoch auf dem Stephansturm;
Doch Türken nur und Türken nur
Sieht nahen er zum Sturm.

Da rief im Zorn er kummervoll:
„Die Not, die klag' ich Gott,
Daß ihr mich so verlassen habt,
Dem argen Türk' zum Spott.

„Nun pflanz' ich auf den Stephansturm
Die heil'ge Kreuzesfahn';
Ihr Sinken klag' den Christen all,
Daß wir dem Falle nahn.

„Und stürzt die Fahn' vom Stephans-
Dann stehe Gott uns bei! [turm,
Dann decke sie als Leichentuch
Den Starhemberger frei."

Der Sultan rief dem Starhemberg:
„Bei Allah! hör mein Wort!
Die Fahne stürzt vom Stephansturm,
Den Halbmond pflanz' ich dort.

„Ich mache Wien zur Türkenstadt,
Sankt Stephan zur Moschee
Und reiß' die Maid aus Mutterarm,
Dem Bruder bring' ich Weh."

Der Sultan und der Starhemberg,
Die sprachen fürder nicht,
Denn mit dem eh'rnen Feuermund
Das Feldgeschütz nun spricht.

Ach, Stephan, heil'ger Gottesmann!
Sie warfen dich einst tot,
Wie bringen sie nun, ach, dein Haus
Durch manchen Wurf in Not!

Jetzt ist, o Wien, dein bester Schild
Des Starhembergers Brust;
Wie trifft so gut sein scharfes Schwert,
Wie schwingt er es mit Lust!

Digitized by Google

Und neben ihm steht Kollonits,
Ein Bischof gotterfüllt,
Des milde Hand die Schmerzen all
Der wunden Helden stillt.

Die Fahne auf dem Stephansturm
Wohl sechzig Tag stand,
Es hielt sie fest der Starhemberg
Mit seiner treuen Hand.

Die Fahne auf dem Stephansturm,
Zu wanken fängt sie an;
Was hilft, ach Gott! ein wunder Mann,
Wenn hundert Feinde nahn!

Die Fahne auf dem Stephansturm,
Sie wankt, sie sinkt, sie bricht;
„Nun helf' uns Gott!" ruft Starhemberg,
„Denn länger halt' ich's nicht."

Der Türke ruft in stolzer Lust:
„Allah, der Sieg ist dein!
Gefallen ist die Kaiserstadt,
Der Kaiserthron ist mein!"

Von Hörner- und Trompetenschall
Tönt plötzlich da ein Klang:
„Heil Kollonits! Heil Starhemberg!"
So ruft ein Schlachtgesang.

Es tönt so froh und tönt so hell,
Als ging's zu Tanz und Wein:
Das ist die deutsche Ritterschaft
Von Elbe, Main und Rhein.

Es tönt so froh und tönt so hell
Wie Sturm am Felsentor;
Von Östreich rückt die Heldenkraft,
Der Leu von Bayern vor.

Es tönt die wilde Meeresflut,
Die hoch am Strand sich hebt:
Sobieski ist's, der Polenfürst,
Ein Held, der ewig lebt.

Der Türke rauft im Grimm sein Haar,
Von Rachedurst entbrannt,
Und mordet die Gefang'nen all
Mit kalter Mörderhand.

Nun eilt, ihr Helden, eilt herbei
Zum Kampf so hart und heiß;
Zu retten heut' die Christenheit,
Das ist des Kampfes Preis!

Ein Feuer war das Christenheer,
Von heil'gem Mut entbrannt;
So brach es auf die Türken ein,
Ein Blitz von Gott gesandt.

Der Lotharinger stritt voran,
Die Polen folgten nach;
Doch keiner zählt die Helden all'
Von jenem Ehrentag.

Die Türken standen mutig erst;
Sie wichen bald zurück;
Dann brach das Feuer durch sie durch,
Zu Rauch ward da ihr Glück.

Ein weites, weites Leichenfeld
Ward rings das Donautal;
Dort sank in Staub der Türken Stolz,
Dort steht ihr Totenmal.

Bei Pauken- und Trompetenschall
Und Freudenfeuerschein,
So zieht geschmückt das Christenheer
Ins freie Wien nun ein.

Und noch steht auf dem Stephansturm
Das Kreuz der Christenheit
Zum Zeichen, wie vereinte Kraft
Die Kaiserstadt befreit.

4. Wiegenlied der Mutter Gottes.

(Aus Diepenbrocks „Geistlichem Blumenstrauß".)

Nach Lope de Vega.

Als die holde Magd, die Benedeite,
Den erhabnen Gruß und die Verheißung,
Die der Himmelsbote ihr verkündet:
Daß sie, von des Höchsten Kraft beschattet,
Gottes Sohn gebären werd' — erfüllt nun
Sah und in der Krippe weinend liegen

Digitized by Google

Den verheißnen Sohn, der mit des Menschen
Leib des Menschen Leid auch angenommen,
Sprach sie, zärtlich klagend, zu ihm also:
„Warum weinst du, süßes Kind? O fühlest
„Du so bald schon meiner Armut Nöten?
„Nicht besitz' ich andere Paläste,
„Würdig zu empfangen dich, als meine
„Arme, meinen Schoß und meine Brüste,
„Die dich tragen, schützen, dich erquicken.
„Mehr vermag ich nicht, du weißt es selber,
„Herzenslieb! es würden deine Himmel,
„Was ich mehr vermöchte, mir beneiden."
Also spricht sie, und es rührt die Zunge,
Antwort ihr zu lallen, nicht der Kleine,
Ob er gleich des Vaters unermeßne
Weisheit und des Ew'gen ew'ges Wort ist.
Aber ohne Laut und ohne Zeichen
Prägt er in der Jungfrau inn're Seele
Trost und Antwort, und in ihren Armen
Taucht in Schlummer er der Augen Sterne,
Während sie mit süßem, zartem Liede
Also unterbricht die Himmelschöre:

„Die ihr dort wallet
Unter den Palmen,
Heilige Engel,
Sehet, es schlummert
Lieblich mein Kind:
Haltet die Zweige,
Sänftigt den Wind!

„Palmen von Bethlehem,
Welche mit Brausen
Zornige Winde
Wirbelnd durchsausen:
Schweiget, o schweiget,
Es schlummert mein Kind!
Laß von den Zweigen,
Zürnender Wind!

„Müde vom Weinen,
Hier auf der Erde,
Schlummert der Kleine;
Daß ihm im Schlummer
Ruhe doch werde,
Schweige, o schweige,
Sausender Wind!
Stille, ihr Zweige!
Es schlummert mein Kind.

„Grimmige Kälte
Droht ihn zu wecken,
Ach, und mir fehlen
Schützende Decken!
Heilige Engel,
Die ihr dort flieget,
Kommet und wärmet,
Kommet und wieget
Mein göttliches Kind,
Haltet die Zweige,
Sänftigt den Wind!"

5. Vor Gott gilt ohne Liebe nichts.

(Von M. v. Diepenbrock.)

Nach 1 Kor 13, 1–3.

Wenn ich mit Zungen aller Menschen spräche,
Wenn meine Rede wäre Engelsang,
Und wenn dabei die Liebe mir gebräche:
Ich wäre tönend Erz nur, Schellenklang.

Digitized by Google

Wär' ich erfüllt von der Erkenntnis Schätzen,
Durchschaute alle Tiefen ich des Lichts
Und hätte Glauben, Berge zu versetzen,
Allein die Liebe nicht, so wär' ich nichts.

Und gäbe ich den Armen all das Meine,
Den eignen Leib selbst zum Verbrennen hin,
Und nur die Liebe fehlte mir, die eine:
Ich hätte alles dessen nicht Gewinn.

Proben von Görres' Dichtungen bei Kellner: St Hermann Joseph; Jungfrau von Orleans; Das Salve Regina; bei Hellinghaus: Der Todesengel; Der arme Spielmann; Die Fuggerei; Maria hilf; Palmsonntag u. a.

Probe von Diepenbrocks Dichtungen bei Kellner: Der hl. Augustinus; Zur Charakteristik des Bischofs Sailer.

6. Der jüngeren Generation wollen wir den Namen eines Dichters nennen, der unverdient Jahrzehnte hindurch vergessen wurde. Es ist der kindlich gläubige Gustav Berlyn* (geb. 1822 zu Freudenberg in Westfalen, Sohn eines Arztes, nach einer vortrefflichen Erziehung Kaufmann zu Helden, wo er 1890 starb). Mit seinem Lehrgedicht „Die Herrlichkeit der Kirche Gottes" hat er seiner Geburtsstätte ein Kirchlein ersungen und dadurch die Macht eines frommen Liedes auf ein unverdorbenes Gemüt glänzend bewiesen. Kardinal von Geissel, damals Erzbischof von Köln, selbst ein guter Dichter, hat dem Gedicht reiches Lob gespendet.

Er hat auch mehrere Bände Gedichte herausgegeben, die klassische Einflüsse (Schiller, Goethe) erkennen lassen. Auch zarte geistliche Lieder finden sich im zweiten Band. Die neueren Lieder (vierte Abteilung) bringen fast lauter Treffliches und Originelles. Kurz, Berlyn ist Lehrer und Priester im Gewande des Poeten.

Gedeon von der Heide* (Pseudonym für Johann Baptist Berger, geb. 1806 zu Koblenz, gest. 1888 als Pfarrer und Dekan in Boppard a. Rh.) hat mit reicher Phantasie und vielem Geschmack die Lauretanische Litanei und das Salve Regina zu einer Reihe frommer Lieder verarbeitet, von denen eine große Zahl, wie die hier abgedruckten, echt volkstümlich klingen. Außerdem dichtete er noch „Die Reise mit einer Seele" und „Gnaden" (poetische Erzählungen), die Belege für das Erbarmen Gottes sind, aber auch von seinem Dichtergenius lautes Zeugnis geben. — Ferdinand Heitemeyer* (ein Westfale, geb. 1838 in Paderborn, gest. 1892 als Pfarrer in Beverungen), hat sein Bestes in der „Harfe der Liebe zum allerheiligsten Altarssakrament" geboten. Diese Lieder kommen wie aus Kindesmund und mahnen an das alte Kirchenlied. Auch in der ersten Sammlung seiner „Gedichte" findet sich neben Geringerem viel innige Poesie. Sehr inhaltsvoll sind seine „Deutschen Sagen", und voll echter Begeisterung für alles Schöne und Gute läuten seine „Abendglocken". — Durch seine geschätzte „Literaturkunde" weithin bekannt ist

Digitized by Google

Wilhelm Reuter* (geb. 1833 zu Andernach a. Rh.; 1858 Priester, 1883 Seminaroberlehrer in Münstermaifeld, gest. 1898 zu Andernach), ein Schüler Simrocks. Er trat als Dichter zuerst mit dem geistvollen „Minnelied der christlichen Seele" (1859) hervor, welches verbessert und erweitert 1888 unter dem Titel „Palmen und Oliven" erschien. 1878 publizierte er „Sang und Sage". Zeigt er sich darin auch mehr als Reflexionsdichter, so bricht doch bei ihm das dichterische Gefühl in gar manchen seiner Lieder in anmutiger Weise durch und findet die ernste Gedankenfülle schönen Ausdruck. Noch eine größere Anzahl frischer und ansprechender Lieder finden sich unter seinen „neuen Gedichten" „Garben und Farben" und „Sinnen und Singen". Hervorragend sind besonders die geistlichen Lieder. Seine Sammlung: „Was ein Waldbruder sang", enthält wahre Perlen didaktischer Poesie. Man wird diesem Waldbruder nicht zuhören, ohne im Herzen erquickt, im Geiste erleuchtet und zum Guten gestimmt zu werden.

Ave Maria.

(Von Gedeon v. d. Heide.)

Gegrüßet seist du, Maria!
Gegrüßt mit Herz und Munde,
Gegrüßt zu jeder Stunde;
Maria, sei gegrüßt!

So oft ich dich nur grüße,
O Gnadenreiche, Süße,
Hallt's nach im Paradiese:
Maria, sei gegrüßt!

In Lust und Lieb' und Freuden,
In Trübsal, Not und Leiden,
Beim Kommen und beim Scheiden,
Maria, sei gegrüßt!

Trösterin der Betrübten.

(Von Gedeon v. d. Heide.)

Sei stille, stille,
Mein armes Herz,
's ist Gottes Wille,
Trag deinen Schmerz!
Er zählt die stillen Tränen,
Er hört dein banges Flehn,
Er stillt dein heißes Sehnen,
Läßt dich nicht untergehn.

Du hast vertrauet
Der Mutter sein,
Auf sie gebauet
Die Hoffnung dein!
Drum steht sie dort am Throne
Des Gottessohns und spricht,
Und all dein Leid zur Krone
Der Seligkeit sie flicht.

O wanke nimmer,
Verzage nie,
Vertraue immer
Und ganz auf sie!
Sie tröstet dich im Leiden,
Hilft dir in deiner Not
Und wird dich nicht verlassen
Im Leben noch im Tod. Amen.

Digitized by Google

7. Nicht nur in der geistlichen Lyrik, sondern auch in verschiedenen andern Dichtungsarten haben zwei rheinische Mitglieder der Gesellschaft Jesu sich einen hohen Rang erworben: Johann Baptist Diel* (geb. 1843 zu Bonn, gest. 1876 in Toulouse) und Wilh. Kreiten* (geb. 1847 zu Gangelt, gest. 1902 bei Windisch-Matrei), welche wie die Sterne eines Doppelgestirnes im Leben und Dichten umeinander sich bewegten.

Beide traten fast gleichzeitig (1862 und 1863) zu Münster in das Noviziat, schlossen sich hier eng aneinander, kamen dann in das Scholastikat nach Maria-Laach, bis beide — ihrer Kränklichkeit wegen — in ein anderes Klima verpflanzt wurden. Im Herbst 1870 kamen sie wieder nach Münster, wo sie im Umgang mit Schlüter, dem belesenen Nestor katholischer Ästhetik, kritisch urteilen und schaffen lernten. 1871 kehrten sie nach Maria-Laach zur Absolvierung der „Theologie" zurück, aber schon 1872 vertrieb sie das Jesuitengesetz aus der Heimat und trennte dem Raume nach die durch Heimat, Religion, Gelübde und Dichterberuf so innig Verbundenen. Kreiten, nach Aix (Provence) gewiesen, gesundete dort vollständig und lebte dann in Kirchrath (Holländisch-Limburg). Diel, eine Novalis-Natur, der weder in England noch in Holland die volle Genesung fand, kam 1874 auch nach Aix, aber sein „tiefes Leid" (vgl. sein so betiteltes, ergreifendes Lied) verließ ihn nicht. Er suchte in Lourdes übernatürliche Hilfe. Auf der Heimreise von dort (1876) blieb er in Toulouse krank liegen. Am 4. August war mit Freund Kreiten ein Wiedersehen in Amiens verabredet. Kreiten erschien, fand aber statt des Ersehnten dessen Todesanzeige.

In P. Diel, dem älteren dieser Dichterdioskuren, hat Deutschland nicht bloß einen seiner edelsten Söhne, sondern auch einen seiner besten Sänger leider so früh verloren. Seine „Nachgelassenen Schriften" hat P. Kreiten gesammelt; in zwei Bänden sind sie bei dem Verleger dieses Buches erschienen. Im ersten Bande sind Gedichte und sein Trauerspiel „Scanderbeg", im zweiten seine „Novellen" geboten.

Die Reihe der „Gedichte" eröffnen die Gottesminnelieder (darunter viele herzerquickend und von hoher Schönheit); dann kommen als Anklänge an die Kindheit und Jugendzeit naive Kinderlieder, herrliche Frühlings- und Herbstlieder, Grüße an Freunde in „Waltherschen Strophen"; dann auch Reisebilder, Erzählungen, Sagen und Romanzen (welche die Krone der Gedichte bilden) und endlich Widmungsgedichte. — Sein Trauerspiel (fast ganz in fünffüßigen Jamben gedichtet) hat jenen Fürstensohn von Epirus und Albanien zum Helden, der als Geisel in die Gewalt Sultans Amurad II. kommt, von diesem im Islam erzogen und „Scanderbeg", d. h. Fürst Alexander, genannt wird. Beim Tode seines Vaters weiß er nach Hause zu entfliehen, stellt sich dort an die Spitze seines ihm zujauchzenden Volkes, vertreibt 1450 den die Hauptstadt Kroja belagernden Amurad, verteidigt sein Vaterland trotz mannigfacher Verkennung als ein wahrer Held und stirbt, seinen Gegnern verzeihend, eines wahrhaft schönen Todes 1467.

„Diels Novellen sind", wie so wahr sein Freund sagt, „schlichte Erzählungen voll treuherziger Innerlichkeit, ungemachter Frömmigkeit und aufrichtiger Freude am Großen und Reinen. Es sind Waldblumen, die man bisweilen doch recht gern sieht, wenn sie auch nicht mit Rosen wetteifern können" (Kreiten).

Um ein Schlußurteil abzugeben, können wir ohne Übertreibung sagen: Diel hat es uns von den Lippen genommen, wenn er singt: „Ein Spiel-

Digitized by Google

mann bin ich von Gottes Gnad', Zieh' in die weite Welt, Will singen und spielen auf jedem Pfad, Will jubeln, wie mirs gefällt." Ja, er ist ein Dichter von Gottes Gnad'! ja, er hat seinen Dichterberuf schon in früher Jugend geahnt, in sich gefunden, da er in sein Tagebuch schrieb, „es komme ihm vor, als sei der Inbegriff aller seiner Gedanken Poesie und Glauben".

Schmücken wir nun das Grab des mit der Armut vermählten Ordensmannes mit dem einfachen, aber gar würzig duftenden Rosmarin, den ein protestantischer Kritiker im „Deutschen Literaturblatt" gepflanzt hat: „Es ist tief zu beklagen, daß ein so hervorragendes Talent und ein so edles, liebenswürdiges Gemüt, wie Johannes Diel es war, in der Blüte der Jahre dahingeschieden ist: was hätte dieser Geist, der ‚so reichen Herbst verhieß', noch schaffen können! Aber er hat nicht umsonst gelebt, seine Erscheinung wirkt rührend, wohltuend und versöhnend; er ist so recht ein stilles Gotteskind mitten im Lärm des Kampfes."

Der jüngere P. Kreiten, der sich bis zur Trennung als Dichter mehr von Diel leiten ließ, hat sich in Aix mit ganzem Herzen in das Studium des Neuprovençalischen vertieft, die herrlichen, tief christlichen Dichtungen der Provence übersetzt oder vielmehr melodiös nachgebildet und sie so der Heimat als duftige Grüße aus der Verbannung zugesandt. Besonders ist die Ballade „Der 9. Thermidor" von gewaltiger Wirkung. Seine gesammelten Dichtungen veröffentlichte er 1888 in einem starken, nunmehr bereits in achter Auflage vorliegendem Bande unter dem Titel: „Den Weg entlang".

In fünf Abteilungen: Buch der Andacht, Buch der Natur, Buch des Menschenlebens, Buch der Geschichte und Buch der Sprüche, bietet er uns einen Schatz von Poesie und Lebensklugheit, der uns in Erstaunen versetzt. Von ganz besonderer Schönheit sind die Gedichte des dritten Buches, in denen er sein tiefes Gemüt und hohen Gedankenflug offenbart. Ebenso reich und bedeutend ist das Buch der Sprüche, welches uns eine außerordentliche Fülle von geistreichen Gedanken auftut. Als Literaturhistoriker und Kritiker hat sich Kreiten einen Namen gemacht durch seine ausgezeichneten Arbeiten über Voltaire, Molière, Annette von Droste-Hülshoff und Dreves.

Die hohe didaktische Begabung, die P. Kreiten bereits im „Buch der Sprüche" zeigt, bewährt er noch glänzender in der Aphorismensammlung „Allerlei Weisheit" und den nachgelassenen „Splittern und Spänen", die sein Ordensbruder, der bekannte Ästhetiker Gerhard Gietmann herausgegeben hat.

Weiter sind aus dem Jesuitenorden als Lyriker zu erwähnen: P. Ambrosius Schupp* in Rio Grande, Brasilien (geb. 1840 zu Montabaur), und P. Fritz Esser* in Kopenhagen (geb. 1854 zu Rüthen in Westfalen).

1. In tiefem Leid.

(Von P. Diel; kurz vor seinem Tode.)

O wie einsam ist die Wüste,
O wie glüht der Wüstensand!
Keine Palme, die mich grüßte,
Keiner kühlen Quelle Rand!

O wie ist die Wüste einsam,
O wie einsam auch das Herz!
Beiden ist die Glut gemeinsam
Und gemeinsam auch der Schmerz!

Digitized by Google

Und ich wandre durch die Öde,
Heiß der Sand die Sohle streift,
Und das Aug', vom Weinen blöde,
Unstät in die Ferne schweift.

Soll mir nicht der Jordan winken
Mit der schatt'gen Palme Grün?
Schau' ich Jericho nicht blinken,
Wo die Wunderrosen blühn?

Soll ich keinen Ausweg finden
Hier aus diesem Wüstengraus?
Soll in Glut mein Aug' erblinden,
Komm' ich niemals denn nach Haus?

Herr, schon senkt die Nacht sich nieder,
Näher schon der Löwe brüllt,
Und mein Fuß wird müd' und müder,
Und die Träne reicher quillt.

Herr, ich kann nicht mehr . . . ich sinke
In die heiße Wüstenglut —
Herr! — Doch welche Frische! Trinke,
Trinke, Seele, neuen Mut!

Lindernd sprudelt eine Quelle,
Wo ich eben Glut gefühlt,
Und das blöde Aug' wird helle
Und der heiße Durst gekühlt.

Strahlend eine Riesenblume
Wächst aus ödem Sand hervor,
Wölbt den Kelch zum Heiligtume
Wie zu einem Kirchenchor.

O unendliches Erbarmen!
Vor mir steht der Kreuzesstamm,
Und mit den gekreuzten Armen
Hängt daran das Opferlamm.

Aus den Purpurwunden fließen
Heil'ge Quellen erdenwärts,
Rauschen wie ein süßes Grüßen,
Wallen tröstend mir ins Herz.

Und am Kreuze sink' ich nieder,
Schließ' es in die Arme ein,
Find' am Kreuz den Frieden wieder:
„Herz, hier soll mein Ruhort sein."

O wie einsam ist die Wüste,
O wie ist die Wüste süß,
Darin mich der Heiland grüßte
Und sein Blut mich trinken ließ!

2. Der erste Mai.

War das da ein Singen am Morgen gar früh,
So hab' ich's vernommen im Leben noch nie.

Und als ich schaute ins Land hinein,
Da nickten die Blumen im Tauperlenschein,

Da krönte die Berge ein Sonnengoldsaum,
Da rauschten die Wälder wie jauchzend im Traum,

Und ringsum erwachten die Vögel im Chor
Und schwangen sich jubelnd zur Sonne empor.

Ei sagt doch, ihr Wälder, was rauscht ihr so sehr,
Ihr Blumen, was tragt ihr Geschmeide so schwer?

Da war mir's, als kläng' es weit über die Höh'n,
Als zög' durch die Lüfte ein heimliches Weh'n:

„Uns haben die Engel gesungen heut',
Und Segen sank nieder und hat uns geweiht;

„Maria streute den Segen aus,
Drum dufteten wir Blumen als Maienstrauß;

„Drum rauschen wir Wälder zum Willkommgruß,
Es leuchten die Höh'n, wo gewandelt ihr Fuß;

Digitized by Google

„Drum fallen wir Vögel in buntem Verein
Als Spielleute Gottes ins Loblied ein."

So sang es — da hab' ich still freudig gesagt:
„Gegrüßt sei, Maria, jungfräuliche Magd!"

3. Der Mutter Tod.

(Von P. Kreiten.)

I.

Sie haben sie fortgetragen,
Sie drangen ins Haus hinein,
Sie hörten nicht auf mein Klagen,
Als wäre sie nicht mehr mein.

Die Glocken so herzlos klangen,
Als sollt' es Ostern sein,
Und doch zu Grab sie sangen
Der einzigen Mutter mein.

Sie warfen mir Erde drüber,
Ein Kreuz ward aufgesteckt,
Ich hätte den Sarg wohl lieber
Mit meinem Leibe bedeckt.

Die Sonne sah ich prangen,
Die Blumen blühten so schön,
Die Vögel so lustig sangen,
Als wäre nichts geschehn.

II.

Seit ich zu Grab dir, o Mutter, gab Geleit,
Vor langer, trüber Zeit,
Klingt stets in meiner Seele nach das Wort „Unsterblichkeit".
Wir müssen beide auferstehn,
In Himmelsauen selig wallen. —
Ich werd' dich einstens wiedersehn,
Wenn Lebenshauch am großen Tag ins Grab wird niederwehn
Und auflebt, was in Staub zerfallen.
Und wär' kein ewig Leben mehr,
Wie könnt' ein Mutterherz denn brechen?
Es setzte sich dem Tode kühn zur Wehr,
Gäb' er nicht schmeichelnd das Versprechen
Von ew'ger Liebe Wonnemeer.

Andere Proben von Kreitens Dichtungen bei Hellinghaus: Geduld; Liebe; Geistergruß; So geht's.

8. Als weltlicher Lyriker und Novellist wandelt in den Spuren Eichendorffs der nassauische Pfarrer Franz Alfred Muth* (geb. 1839 zu Hadamar in Nassau, wo er auch die Humaniora absolvierte; studierte zuerst Philologie, dann Theologie, wurde 1863 Priester, doktorierte in der Philosophie, war einige Jahre Kaplan in Frankfurt a. M., wurde dann Pfarrer in Dombach, wo er leider im besten Mannesalter im November 1890 starb). Gleich sein erster Liederstrauß („Heideröslein", 1870) wurde als fein, sinnig und herrlich duftend allerseits begrüßt. Sein Ruhm mehrte sich, als er die frisch gepflückten „Waldblumen" (1872) dem Publikum bot, desgleichen, als er dasselbe durch Herausgabe seiner fein geschriebenen Novellen und Wanderbilder in seinen „Wintergarten" (1874) einführte.

Digitized by Google

Ein Kunstkenner von bedeutendem Namen, Dr Wurzbach, spendet denselben volles Lob; die ernsten Novellen erinnern ihn an Adalbert Stifter und Eichendorff, von den Naturmalereien fühlt er sich ungemein angeheimelt; die lustigen Zugaben aber („Vagantenstreiche", „Kirmeßhase", „Israel im Faß" und „Das seltsame Wiegenkind") erkennt er als „wahre Meisterstücke des Humors".

„Ich singe, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnt", das kann Muth entschieden von sich sagen. Denn „alle Gedichte und Lieder seiner Muse sind Produkte einer unmittelbar aus dem Gemüte fließenden warmen Empfindung" (Gottschall). Und wie der Vogel, singt er gerade am liebsten in der freien Natur; „er weiß aber auch das Zauberwort auszusprechen, um das Lied rauschen und klingen zu lassen, das in allen Dingen liegt, und träumend fort und fort singt"[1]. Bei ihm ist es tief empfunden, wenn es heißt:

Welt und Weh so tief zu Füßen
Und so nah das Himmelszelt!
Wie die Lerche muß ich grüßen,
Die da steigt aus Flur und Feld.

Als Sohn des stillen, einsam zwischen den Bergen liegenden Tales, überkommt ihn in der volkreichen Stadt das Heimweh, und er klagt:

Wie dumpf vom Dom die Glocke hallt,
Wie fremd im Strom die Woge wallt!
Die Ros' am Hag blüht blutigrot,
Der Vogelschlag war nie so tot.
Die Arme dehn' im Wind ich aus,
O trüg' sein Weh'n ins Vaterhaus!

Dabei ist sein Sang von echter Andacht und Frömmigkeit erfüllt, und es hält der sonst so lustige Zugvogel gar gerne poetische Rast vor dem Kruzifix am Wege, vor der verfallenen Waldkapelle oder beim alten Münster, um dort seine innigsten Weisen anzustimmen. „Übrigens zieht er das gesamte Leben in all seinen Äußerungen in den Bereich seines Dichtens" (Gottschall). Auch das kleine *epische Gedicht* ist ihm vortrefflich gelungen (z. B. „Ein letzter Gruß", „Scipio Ämilianus", „Der Kaiser von Byzanz", „Das Ringlein" usw.); bisweilen meint man den Volkston Uhlands zu hören, während er in der Lyrik gar sehr an Eichendorff erinnert. — In den „*Rosen der Heide*" (1885) finden wir den für die Natur schwärmenden Dichter wieder und wieder. — Leider als „letzten Strauß" bot Muth uns „*Bunte Blätter*" (1887). Wir finden darin des Dichters Wesen in all seinen Grundzügen, seine hohe Liebe zur Natur, sein edles Interesse für Menschen-Leben und -Leiden, sein tief religiöses Gefühl und

[1] Nach Eichendorff.

Digitized by Google

seinen rheinischen, in „Schwänken" sich Luft machenden goldenen Humor. Dieser „Strauß" wird den Verehrern des Dichters stets ein liebes Andenken sein, und das Würzige darin wird ihn vor Verwelken schützen. — Schließlich sei noch erwähnt, daß Fr. A. Muth zahlreiche literarhistorische Aufsätze feinster Art geschrieben hat, die er als „Dichterbilder und Dichterstudien aus der neueren und neuesten Literatur" herausgab.

Unser Urteil über Muth wird geteilt von Heinrich Keiter, welcher schreibt: „Wenn einem Dichter das Beiwort ‚sinnig' zukommt, so gebührt es F. A. Muth. In seinen lyrischen Gedichten glüht nicht eine starke Empfindung wie in denen Webers; es herrscht in ihnen nicht der schalkhafte Humor Grimmes, der sich über leidvolle Erlebnisse hinwegscherzt; aber sie sind durchtränkt von zartestem Gefühl, das sich in weichen, sinnigen Liedern Ausdruck verschafft. Sie schmeicheln sich in unsere Seele, sie entzücken uns wie Musik." — Viele sind darum schon von bedeutenden Musikern komponiert worden, z. B. von Franz Abt, Hiller, Jos. Rheinberger, Gg. Goltermann und Ferd. Möhring.

1. Sonntagmorgen.

Sonntag ist's. In allen Wipfeln
Rauschet es der dunkle Wald;
Alle Bäche leise fließen,
Alle Vögel wonnig grüßen,
Und von fern die Glocke hallt.

Sonntag ist's. Am Zaun das Veilchen
Betet still im Gras für sich;
Rose hebt die süßen Augen,
Und die roten Lippen hauchen
Ein Gebet demütiglich.

Sonntag ist's. Ein heil'ger Frieden
Liegt auf Erden weit, so weit.
Sonntag ist's in allen Herzen,
Sonntag ist's für alle Schmerzen;
Heil'ger Sonntag weit und breit!

2. An Maria.

Jungfrau, der Jungfrauen Blüte,
Heil'ge Anmut, milde Güte,
Auserwählte du aus allen,
Aller, aller Wohlgefallen:
Sei gegrüßt!

Du der Erde Glanz und Krone,
Königin der Himmelszone;
Menschen, Engel, alle grüßen
Dich, du Süßeste der Süßen:
Sei gegrüßt!

Was nur gut, es grüßt die Güte,
Was nur blüht, es blüht der Blüte,
Was nur liebt, es liebt die Liebe,
Dein sind alle edlen Triebe:
Sei gegrüßt!

Sei uns stets zum Tugendbilde,
Schütze treu mit deinem Schilde,
Laß uns einst dein Antlitz schauen,
Daß wir singen: Frau der Frauen,
Sei gegrüßt!

3. Frühlingswonne.

Frühling im Felde, Frühling im Hag,
Silbern die Nächte, golden der Tag,
Duftig die Blumen, lustig der Bach,
Knospen und Lieder, alles schon wach.

Wunderiam Blühen, würziger Duft,
Plaudernde Quellen, wonnige Luft,
Alles, ja alles will mir ins Herz —
Fort drum von hinnen, eilig, o Schmerz!

Digitized by Google

4. Ein Antlitz.

Wie lieblich auch der Blumen Schar,
Der Erde sonnig Grün,
Noch schöner ist ein golden Haar,
Der Augen sternig Blühn.

Die Stirne fromm, des Wortes Klang,
Weiß nicht, was sie mir sind;
Ein Antlitz, wenn im Staub ich rang,
Zog mich empor geschwind.

Andere Proben bei Hellinghaus: Frühlingsnahen; Rheinisches Maigeläute; Einst war es Frühling; Heimweh; Waldmorgen; Volkers Nachtgesang.

9. Als Walddrossel der besten Art im deutschen Dichterwald wurde Friedrich Wilhelm Grimme* (geb. 25. Dezember 1827 zu Assinghausen im Sauerland als der siebte Sohn eines Volksschullehrers; war 1872 bis 1885 Gymnasialdirektor in Heiligenstadt und starb am 3. April 1887 zu Münster) an seinen „Deutschen Weisen" erkannt, unter welchem Titel er seine in verschiedenen Zeitschriften, Kalendern usw. erschienenen Gedichte seit 1855 gesammelt hat. Sie erschienen 1903 in vierter Auflage. Grimme besaß schon längst in seiner engeren Heimat, im Lande der roten Erde, eine große Popularität als der Verfasser der in zehn starken Auflagen verbreiteten Sammlung von „Schwänken und Gedichten in sauerländischer Mundart" (wovon später noch im Abschnitt über Dialekt-Dichtung) sowie durch seine naturwüchsigen Erzählungen; allein erst nach der Gesamtausgabe seiner hochdeutschen Gesänge überschritt sein Ruf mehr und mehr die heimatlichen Grenzen. In diesen „Deutschen Weisen", Gedichten, Balladen und Romanzen, herrscht ebenso korrekte Form (Reinheit im Versbau und Reim), wie sich die Gedankentiefe, Kraft, das sinnige und innige Gemüt und der goldechte Humor des Dichters offenbaren.

Denn, „ist seine Lyrik wie der vieltausendstimmige Sang der Maienfrühe, wenn im Waldgrund und auf der Heide die Blumen die Kelche öffnen und Weihrauchduft gen Himmel betend steigen lassen, so gleichen die epischen Dichtungen teilweise den urkräftigen, sprunghaften Weisen, die ein frischer Reuter gesungen beim goldnen Wein, dabei gesessen war der Wirtin Töchterlein" (Muth).

Ja, das alte deutsche Volkslied rauscht, wenn man Grimme hört, in seiner ganzen Frische wieder durch den Wald, so daß Heines Wort auch hier paßt: „Es liegt in diesen Lieder ein sonderbarer Zauber, man fühlt in ihnen den Herzschlag des deutschen Volkes. Hier offenbart sich all seine düstere Heiterkeit, all seine närrische Vernunft. Hier trommelt der deutsche Zorn, hier pfeift der deutsche Spott, hier perlt der echte deutsche Wein und die echte deutsche Träne." Auch in Volkserzählungen, wie „Schlichte Leute", ist Grimme eine liebenswürdige Erscheinung. Mit besonderer Auszeichnung sei er aber noch genannt als der innig liebende Freund und Kenner der Kinderwelt, als den ihn der Zyklus „Aus der Kinderstube" und „Die Briefe an das Christkindlein" erweisen.

Digitized by Google

1. Lieschens Brief an das Christkindlein.

Jungferlies, das liebe Fäntchen,
Schreibt schon ein recht niedlich Händchen,
Schreibt auf dünnes Postpapier
Seine Wünsche fein und zier.
Eine Pupp' in Num'ro ein,
Doch die Puppe muß auch schrein,
Augen schließen, Hälschen drehen,
Sitzen können, tanzen, gehen
Und, vor allen andern Gaben,
Eine Krinoline haben.
Neues Kleid ist Nummer zwei,
Schürzchen, Hütchen auch dabei,
Dieses Läppchen, jenes Bändchen,
Und Glacés fürs feine Händchen.
Ferner noch will Jungferlies
Ein Kaffee- und Teeservice,
Kännchen, Täßchen, blanke Näpfchen,
Kochgeschirre, Topf und Töpfchen,
Daß es seine Spielkam'raden
Könne auf Visite laden;
Dann zum Schluß noch allerhand
Siebensachen ungenannt.
„Denn" — so sagt sie hinterdrein —
„Will auch immer artig sein,
Sittsam, arbeitsam und still,
Alles tun, was Mutter will,
Fleißig lernen, Stube fegen,
Alles fein in Ordnung hegen,
Reinlich sein und Zeug versparen,
Wiegen und das Kind verwahren,
Schlafen gehn zur rechten Stund',
Beten morgens, abends und . . ."

„Halt' einmal!" so ruft Mama,
Die in dieses Briefchen sah:
„Alles das recht schön — indessen
Hast du mancherlei vergessen;
Füge deiner Prahlerei
Diese Tugenden noch bei:
Kann mich schon recht eitel drehn,
Lächelnd in den Spiegel sehn,
Und, hab' ich was Neues an,
Blähn mich wie ein Puterhahn,
Bin dabei ein zänkisch Ding,
Wein' um jeden Pfifferling,
Bin die rechte Plaudertasche,
Und, zum Schluß, ich leck' und nasche.
Sieh, dann hört der heil'ge Christ
Ganz und gar, wie Lieschen ist."

Welch leid'ge Nachschrift dies!
O! wie weinte Jungferlies,
Bis die Mutter endlich sprach:
„Einmal lass' ich dir's noch nach,
Wenn du solch verkehrtes Treiben
Willst in Zukunft lassen bleiben.
Hier, versprich mir's! dann vielleicht
Wird das Christkind noch erweicht,
Dir aus jenen vielen Dingen,
Was dir nütze ist, zu bringen.
Aber streiche jedes Wort,
Das nach Hoffart schmeckte, fort,
Ganz besonders die Glacés!" —
Lieschen tat's, ob wohl, ob weh,
Und das Brieflein ward beendigt
Und der Mutter eingehändigt,
Die es gleich am andern Morgen
Will zur Himmelspost besorgen.

2. Der Dorfmusikus.

Heida, Musikantenleben!
Geld im Beutel oder keines,
Gestern mager, gestern Durst,
Heut ein Krüglein klaren Weines.

In dem Städtel haben s' Noten,
Schaun drauf mit Brill' und Nase —
Keine Kunst! Ich hab' s' im Kopfe,
In den Fingern und im Glase.

Ist der Fiedeljörg im Dorfe,
Fährt's in jedes Stein- und Stöcklein,
Hebt sich, dreht sich, hüpft und springt
Büblein, Mägdlein, Zick- und Böcklein.

Auf dem Pfarrhof spiel' ich schmeidig,
Für die Bauern darf ich kratzen;
Doch von jedem Fenster fliegen
Mir ins Hütlein gute Batzen.

Heida, fröhlich Wanderleben!
Eine Faust dem Gram und Harme!
Meine Liebste wandert mit,
Hab' sie immerzu im Arme.

Ja, im Arme — — doch sie heißt,
Gott sei Dank, nicht Karoline,
Sondern Fiedel, Geig' auf deutsch,
Auf italisch Violine.

Digitized by Google

Karoline darf daheim
Meinetwegen backen, mahlen,
Waschen, plätten, Strümpfe stopfen
Und dem Wirt die Miete zahlen.

Meine Geig' hat süße Töne,
Doch Frau Holde hat sie nimmer —
Meine Geige knurrt zuweilen,
Doch Frau Holde, die knurrt immer.

Andere Proben bei Kellner: Lob der Tanne; bei Hellinghaus: Heimat; Heimkehr; Hochlandslied; Leben und Sterben; Winterrose; Wetterleuchten u. a.

10. An Byron erinnert wegen seiner Innigkeit und Tiefe im Gesang der Westfale Wilhelm Junkmann* (geb. 1811 zu Münster; Professor in Breslau, wo er 1886 starb), freilich mit Abzug von Byrons Weltschmerz und „sardanapalischer Lüsternheit". Seine berühmte Landsmännin Annette von Droste-Hülshoff nennt ihn selbst ein Gedicht. Der so ernsten, männlichen Dichterin war Junkmann, welcher „leichte, lispelnde Liedchen" verschmähte und lauter Gedichte mit „Eichenmark" schuf, natürlich sehr sympatisch. — Ein anderer Westfale mit Grimmes frischem Humor, Franz Happe* (geb. 1863 zu Sendenhorst, gest. 1897 als Vikar in Südkirchen bei Lüdinghausen), hat gleich mit seinen Erstlingsgedichten „Stimmungen und Gestalten" sich viele Freunde gewonnen. Neuer Stoff, Lebenswahrheit, Gemütstiefe, Originalität — diese vier Eigenschaften muß die Lyrik haben, wenn sie in der Gegenwart ansprechen soll. Denn nicht durch ideale Phrasen, sondern nur durch realen Idealismus kann man unserer materiellen Zeitrichtung noch etwas Einhalt tun. Happe schlug diesen Weg ein; darum fand er auch fast überall, wo er anklopfte, Einlaß und freundlichen Empfang. — Eduard Michelis* (geb. 1813 zu Münster in Westfalen; während der Kölner Wirren Hofkaplan beim Erzbischof Klemens August, dessen Gefangenschaft er teilte; starb als Professor der Dogmatik in Luxemburg 1855) hat „Lieder aus Westfalen" hinterlassen, begeistert für alles menschlich Hohe und Gute, Ausdruck eines tiefinneren, strenggläubigen Gemütes. — Sehr bemerkenswert sind die Gedichte von Julius Schwering* (geb. 1863 zu Ibbenbüren in Westfalen, Universitätsprofessor in Münster), der auch als Literaturhistoriker geschätzt ist. — Auch zwei Lehrer haben sich mit schönem Erfolg als Dichter versucht. Der Westfale Theodor Herold* (geb. 1871 zu Herzfeld, seit 1902 Oberlehrer zu Düsseldorf) spendet ein anmutiges, nur manchmal zu süßliches Liederbuch: „Du und ich", dem eine an Webers Vorbild wohlgeschulte epische Dichtung „Gretchen, ein Sang aus den Freiheitskriegen", vorausging. — Weit umfangreicher ist bereits die Produktion von Hans Eschelbach* (geb. 1868 zu Bonn; erst Lehrer, jetzt Schriftsteller in Köln). Am höchsten stehen seine frischen und wohlgemuten Liedersammlungen: „Wildwuchs" und „Sommersänge". In seinen Erzählungen gelingen ihm namentlich die Schilderungen aus dem kindlichen Seelenleben, während er in seinen Dramen noch unsicher mit den Bühnenmitteln experimentiert. — Als vortrefflicher Lyriker hat sich

Digitized by Google

Laurenz Kiesgen* (geb. 1869 zu Köln) in „Himmel und Erde“ und neuerdings in „Maisegen“ erwiesen. Seine Gedichte stellen oft sehr glücklich einfach-menschliche Stimmungen auf entsprechendem Naturhintergrunde dar. Den Vereinsbühnen hat er einige das übliche Niveau erfreulich überragende Festspiele geschenkt. — „Ein Liebeslied und andere Gedichte“ des jungen westfälischen Lyrikers Philipp Witkop* (geb. 1880 zu Kleinenberg) zeigen bereits beträchtliche Reife der Formensprache, wie des Gefühlsinhalts. Witkops ernstinnerliches Bestreben, sein Denken und Dichten an den besten zeitgenössischen Mustern zu schulen, macht seinen Namen zu einem der hoffnungsreichsten unter der letzten Generation katholischer Lyriker.

Jugendtage.

(Von Laurenz Kiesgen.)

Wir saßen auf dem Karren hoch im Heu,
Von Wiesenblumen einen Kranz im Haare.
Just heute spür' ich jenen Duft aufs neu
Und unsre Knabenlust der dreizehn Jahre.

Der Vetter Hanni führte das Ochsenjoch,
Die breiten Rücken sahn wir vor uns glänzen,
Vom fernen Hüttenwerke kam Gepoch,
Sonst herrschte Sabbatstille ohne Grenzen.

Blutrot im Westen hing der Sonnenball,
Ein Rudel Rinder drängte sich zum Flusse,
Und an den Büschen blitzten überall
Demanten noch vom letzten Regenguss.

Dann plötzlich klang die Abendglocke weich
Des Kirchturms, der vom Eifelstädtchen grüßte . . .
Wir fuhren gradeswegs ins Himmelreich,
Kön'ge im Heu, von einer Fee geküßte!

11. Eine starke lyrische und dramatische Dichterkraft erstand in L. van Heemstede* (Pseudonym für Leo Tepe in Oberlahnstein, geb. 1842 in Holland), dem verdienstvollen Herausgeber der „Dichterstimmen“. In seinen lyrischen Gedichten, die unter dem angemessenen Titel „Höhenluft“ erschienen, findet sich neben ruhigen Stimmungsbildern öfters eine den Dramatiker kennzeichnende leidenschaftliche Bewegtheit. Seine erste Bühnendichtung war das biblische Drama „Mathusala“; hat der Dichter auch darin nicht vermocht, eine einheitliche Handlung durchzuführen, so zeigt er sich um so mehr als Meister einer lebenswahren Charakteristik. Einen entschiedenen Fortschritt und namentlich einheitlicheren Aufbau zeigen die folgenden historischen Dramen: „Arnold von Brescia“ und „Boleslaus“, denen leider die Bühne immer noch nicht erschlossen ist. — Da hat es ein leichtes Talent, wie Ludwig Fulda (geb. 1862 in Frankfurt a. M., lebt in Berlin)

Digitized by Google

besser verstanden, den Geschmack des Theaterpublikums zu bedienen. Nach anfänglicher Hinneigung zum naturalistischen Stil erntete er mit den glattgefälligen Versen des boshaften Märchendramas: „Der Talisman" (1892) ein allgemeines, oberflächliches Ergötzen. Die satirische Ader, die er hier zeigt, ist jedoch dichterisch weit ergiebiger in seinen „Sinngedichten". Sein mit eleganter Formgewandtheit gepaarter Mangel an eigentlicher Produktionskraft machte ihn zum ausgezeichneten Übersetzer der Franzosen Molière und Rostand, und darin liegt sein größtes Verdienst. — Als Lyriker und Dramatiker hat auch hohe literargeschichtliche Bedeutung der geniale Dichterkomponist Peter Cornelius* (geb. 1824 zu Mainz, gest. 1884 ebenda) der sich den Text seiner komischen Oper „Der Barbier von Bagdad" und von vielen seiner Lieder selber dichtete. Seine stimmungsreichen „Gedichte" wurden erst 1890 gesammelt.

Abendstille.

(Von Leo Tepe v. Heemstede.)

Wie so still die schwarzen Bäume
Unterm Dämmerhimmel stehn,
Als wenn nimmer Sturmeswehn
Störte dieser Wipfel Träume.
Alles still — von ferne nur
Trägt der Hall des Lebens Spur.

Mir auch ward das Herz im Busen
Ruhig nach dem lauten Tag,
Und, gekühlt vom Flügelschlag
Meiner vielgeliebten Musen,
Wird zum trauten Friedenszelt
Mir die weite Gotteswelt.

Wie im Hauch ist hingeflogen,
Was Jahrtausende bewegt —
Was die Spanne Zeit erregt,
Stirbt hinweg wie Schaum der Wogen.
Schweigend in des Ew'gen Schoß
Ruht die Schöpfung, still und groß.

Andere Proben bei Hellinghaus: Der Verbannte; Die Wolke; Dein bin ich, Herr!; Osterwonnen; St Elisabeths Rosen.

12. Auch einige der markantesten Vertreter spezifisch „moderner" Sangeskunst entstammen Rheinland und Westfalen. Die Brüder Heinrich Hart (geb. 1855 in Wesel) und Julius Hart (geb. 1859 in Münster) setzten sich zum Ziel, von Berlin aus die deutsche Literatur in neue Bahnen zu lenken und schlugen zuerst in ihren „Kritischen Waffengängen" eine naturalistische, neuerdings eine symbolistisch-pantheistische Richtung ein. Besser als ihr Programm geriet hie und da ihr Schaffen. Heinrich Harts großgewolltes, aber wohl schwerlich jemals zu Ende geführtes „Lied der Menschheit" (bisher drei Teile, 1886—1896) versucht in darwinistischem Sinn die wichtigsten geistigen Entwicklungsstufen der Menschheit dichterisch zu rekonstruieren. Die epische Kraft, die Hart an sein unmögliches Unternehmen verschwendet, wäre eines besseren Gegenstandes wert. An lyrischem Können wird er von

Digitized by Google

seinem jüngeren Bruder Julius übertroffen, der selbst dem Berliner Großstadttreiben einzelne dichterische Seiten abgewinnt. Zu jener bedeutenden Eigenart freilich, die eine neue Literaturperiode begründen könnte, haben es sowenig die beiden genannten, als irgend einer aus ihrem Kreise gebracht. Im meisten ist ihr Tun und Fordern nur eine Neuauflage des „Jungen Deutschland". — Weit mehr ursprüngliche Eigenart steckt im Schaffen des Hauptes der modernen Formalistenschule: Stephan George (geb. 1865 zu Bingen). Sein Suchen nach neuen Schönheiten in Formen und Bildern und Klängen ist keineswegs erfolglos geblieben; aber Verständnis und Würdigung seiner Leistungen hat er durch eine Häufung von Absonderlichkeiten aufs höchste erschwert. Dazu gehört es auch, daß seine Dichtungen wie „Das Jahr der Seele" und „Der Teppich des Lebens" bis vor wenig Jahren nur einem kleinen Kreis von Eingeweihten zugänglich waren. Der Erfolg in breiter Öffentlichkeit wird freilich auch eher seinen geschickten Schülern, wie dem Wiener Hoffmannsthal (vgl. S. 529) zu eigen werden.

14. Wie sich im größeren Epos und der Balladendichtung dieser Gruppe sagenhafte und legendäre Stoffe als bevorzugt erwiesen, so hat die Prosaerzählung vorzugsweise aus dem reichen Schatz geschichtlicher Überlieferungen geschöpft. Begründer der kulturgeschichtlichen Novelle wurde Heinrich Wilhelm Riehl (geb. 6. Mai 1823 zu Biebrich; Professor der Kulturgeschichte zu München, gest. daselbst 16. November 1897). Seine 50 Novellen („Kulturgeschichtliche Novellen", „Geschichten aus alter Zeit", „Neues Novellenbuch", „Aus der Ecke", „Am Feierabend") sind frisch, kernig, lebendig erzählt und zum Teil Meisterwerke der Charakteristik und köstlichsten Humors (wie z. B. „Der stumme Ratsherr"). Deutsches Leben verschiedener Zeiten ist darin musterhaft und im Stile älterer Erzählungsweise geschildert. Auch seine kulturhistorischen Werke sind von hohem Wert, besonders die „Naturgeschichte des Volkes" (1853—1869, als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik), in vier Bänden, „Die Pfälzer", „Kulturstudien aus drei Jahrhunderten", „Die deutsche Arbeit", „Musikalische Charakterköpfe". — Philipp Wasserburg*, bekannter als Philipp Laicus (geb. 1827 in Mainz, lebte daselbst bis zum Tode, der ihn am 13. April 1897 ereilte), ist einer der besten katholischen Novellisten der letzten Zeit. Reich an Erfindungsgabe, von blühender Sprache, ist er ein Meister des Dialogs. Seine Charaktere sind wie aus Erz gegossen; besonders liebt er es, die großen brennenden Fragen der Gegenwart in feiner Weise in seinen Romanen zu behandeln. Sein erster Roman, „Ringende Mächte", ein meisterhaftes Gemälde der großen, unsere Zeit beherrschenden Gegensätze (1872), hat ihn sogleich in die Reihe der Ersten gestellt. Seine besten Werke sind wohl die historischen Romane „Silvio", „Der Cabecilla" und „Der letzte Häuptling von Killarney"; nicht minderes Lob verdienen die in der „Alten und Neuen Welt" und

Digitized by Google

später in Buchform veröffentlichten historischen Novellen. — Ein im „goldenen" Mainz gar sehr beliebter Erzähler und Schilderer ist Konrad Kraus* (geb. zu Mainz 1833, gest. 1886). In seinen Novellen „Clarissa" und „Castilia" packt er den Leser durch die frische, treffliche Darstellung und anschauliche Charakterzeichnung. Die zweite bildet einen Teil seiner „Alten Geschichten vom Rhein" und spielt in der Zeit der Hexenverfolgung unter der Regierung des Mainzer Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn. — Einen von gesundem Geiste durchwehten Roman veröffentlichte der fürstlich hohenzoll. Hofrat Karl Theodor Zingeler* (geb. 1845 in Bonn; nun in Sigmaringen) unter dem Titel: „Aus altem Geschlechte" (1882, in zwei Teilen); derselbe hat eine ungewöhnliche, fast kühne Anlage.

Der erste Teil spielt in den Tagen des Prinzen Eugen, der andere in unserer Zeit; aber mit großem Geschick ist die Einheit gewahrt durch verwandtschaftliche Beziehungen der handelnden Personen sowie durch den gemeinsamen Grundgedanken: Der Geburtsadel ohne Adel der Gesinnung kann seine hohe Aufgabe nimmer erfüllen. Die Zeichnung der Charaktere, das ganze Gewebe der Erzählung wie die Sprache haben dem Verfasser in gleichem Maße Ehre gemacht.

Zingelers Feder ruhte aber seitdem nicht; wir finden ihn wieder als Mitarbeiter in der bei Benziger (Einsiedeln) erscheinenden Familienbibliothek, wo seine schöne Novellette „Im Sarazenenturm" (1885) erschien. Die Novelle „Schnee" erschien 1879, „Kaiser Karls erste Liebe" 1893. Der Roman „Zwischen Pflicht und Neigung" spielt in der Gegenwart und ist spannend und sehr edel gehalten. Ein anderer, „Der Reichskanzler" (2 Bde), brachte dem Verfasser einen neuen, frisch duftenden Kranz ein. So anspruchslos auch die kulturhistorischen Schilderungen darin auftreten, so sehr packen sie und verkünden uns in Zingeler einen der tüchtigsten Kenner mittelalterlicher Kulturgeschichte. Als sein charakterisierenden Kulturschilderer und gründlichen Historiker offenbart sich Zingeler ebenso in seinen späteren Romanen „Dedi", „Zollern-Nürnberg", „Der Münsterbaumeister von Straßburg". — Auch Heinrich Keiter* (geb. 1853 in Paderborn, als Redakteur des „Deutschen Hausschatzes" in Regensburg gest. 1898), der feinsinnige und fleißige Referent des „Literarischen Handweisers" über neuere Dichtungen, gehört unter die guten Erzähler. Dies beweist seine historische Erzählung „Der tolle Christian", welche im Dreißigjährigen Krieg spielt und das Geschick der Stadt Paderborn aus jener Zeit in frischesten Farben höchst spannend schildert, so daß das für die Jugend allerdings nicht berechnete Buch eine Zierde der Unterhaltungsliteratur genannt werden darf. — Meist im mittelalterlichen Köln spielen die anschaulichen und seelenkundigen Erzählungen von H. Kerner. Unter diesem Decknamen verbirgt sich der hochverdiente Gelehrte und Publizist Hermann Cardauns* (geb. 1847 zu Köln; seit 1876 Hauptredakteur

Digitized by Google

der „Kölnischen Volkszeitung"). Neben älterem, wie „Die Abenteuer des Johannes Reusch" und „Die Erzählung Walthers des Erzpoeten" sei als eine seiner jüngsten Schöpfung „Der Stadtschreiber von Köln" hervorgehoben. — Frische und feine rheinische Novellen hat der zu früh verstorbene Kölner Ernst Müllenbach (geb. 1862, gest. 1901 zu Bonn, Pseudonym Ernst Lenbach) hinterlassen, dem auch größere Romane: „Die Hansebrüder", „Die Sybolds von Lyskirchen" wohl gelangen. Seine Schilderung ist stets lebenswahr und fesselnd und auch seine Auffassungsweise meist ruhig und gerecht.

15. Nur allzu fruchtbar als Prosadichter war Levin Schücking*, der Freund und Schützling Annettens von Droste-Hülshoff (geb. 1814 zu Klemenswerth, als Sohn eines Beamten, nach juristischen Studien Erzieher der Prinzen von Wrede; von 1843 an Redakteur, dann Feuilletonist, lebte seit 1852 auf seinem Gütchen Sassenberg oder in Münster und starb 1883 im Bad Pyrmont). Er war ein vielgereifter, mit deutscher und fremder Literatur sehr vertrauter Mann, ein trefflicher Kenner des Schönen in Kunst und Natur und besaß eine reiche Erfindungsgabe. „Das malerische und romantische Westfalen", zu dem auch Freiligrath Beiträge lieferte, ist sein erstes Werk; ihm folgten zahlreiche Romane und Novellen, oft nur zu rasch, an 70 Bände füllend. „Ringen nach geistiger Freiheit", auch gegenüber dem Glauben und Dogma (!), das ist der Grundgedanke, der sich durch viele seiner Dichtungen hindurchzieht. Trotz seiner pikanten Darstellungsweise und seines frischen Stils sind seine meisten Schriften vergessen, sogar „Luther in Rom". Am besten sind noch die meist auf westfälischem Boden sich abspielenden: „Die Marketenderin von Köln" (ein Zyklus), „Die Rheider Burg", „Paul Bronkhorst", „Die Ritterbürtigen", „Der Bauernfürst". — Schücking gab auch sittlich ernst gehaltene und wahr empfundene „Gedichte" heraus.

Schücking verzerrt zu oft die Geschichte, „es kommt ihm nicht darauf an, ganze Jahrhunderte zu verquicken"; die Entwicklung und der Ausgang in seinen Romanen sind oft ganz unnatürlich und unwahr, ferner ist er polemisch gegen seine Kirche und ihre Einrichtungen, besonders in „Luther in Rom" und im Roman „Heilige und Ritter", so daß es aussieht, als ob es nie einen ehrlichen Jesuiten, nie einen fleißigen Mönch, nie eine tugendhafte Nonne gegeben hätte. In „Luther in Rom" stellt er dar, daß der Reformator seinen Glaubenseifer an den Gemälden Raffaels und dieser seinen Kunstsinn an dem Evangelium Luthers geläutert habe.

In der vielfach unerquicklichen Auffassung religiöser Probleme erinnert an Schücking Joseph Lauff* (geb. 1855 zu Köln; erst Offizier, jetzt Dramaturg in Wiesbaden). Jedoch läßt sich seinen rheinischen Romanen wie „Kärrekiek" und seinen epischen Dichtungen („Die Helfensteiner", „Klaus Störtebecker" u. a.) eine starke Erzählergabe nicht absprechen. — Im ganzen harmlose Unterhaltungsliteratur ohne Kunstwert sind die

Digitized by Google

„Soldatenbilder" und „Wachstubenabenteuer" des äußerst produktiven, in Erfindung und Darstellung gewandten und humorvollen Friedrich Wilhelm Hackländer (1816 in Burtscheid bei Aachen geboren, Kaufmann, dann Soldat, begleitete 1843 den Kronprinzen von Württemberg nach dem Orient, weilte 1849 im Hauptquartier Radetzkys, ließ sich dann in Stuttgart nieder, starb 1877 auf seiner Villa zu Leoni am Starnberger See). Edel und keusch ist der zum Phantastischen neigende, kraus und breit malende Autor nicht immer; dagegen sind die Hauptpersonen meistens originell und plastisch gezeichnet. Von seinen großen Romanen sind „Handel und Wandel" sowie „Europäisches Sklavenleben" zu erwähnen. Sein interessantestes Werk ist „Das Soldatenleben im Frieden" und „im Kriege". — Einen der liebenswürdigsten Humoristen besitzen wir in Walter von Münich* (Anton Abt, geb. 1841 zu Seelenberg in Nassau, als Domkapitular und Stadtpfarrer zu Limburg a. d. Lahn gest. 1895). Fast alle seine leider noch ungesammelten, in der „Alten und Neuen Welt" erschienenen Humoresken sind von einem ganz eigentümlichen Reiz. Es ist der wilde Duft des Waldes, der uns daraus anweht und stärkt. Wir nennen nur: „Schlag und Rückschlag", „Auf meiner ersten Inspektionsreise", „Harzreise im Winter" und „Drei Tage Republik". Dabei herrscht in Abts Erzählungen die feinste Harmonie in der Durchführung, Mannigfaltigkeit der Szenen und eine originelle Sprache.

16. Lehrreiche historische Erzählungen schuf Monsignore Anton de Waal* (geb. 1836 zu Emmerich a. Rh.). Er hat in seiner historischen Erzählung „Valeria oder der Triumphzug aus den Katakomben" der deutschen Leserwelt nicht nur eine treffliche belletristische Gabe geschenkt, sondern auch auf Grund langjähriger Studien des christlichen Altertums (der Verfasser wohnt seit vielen Jahren als Rektor des Campo Santo der Deutschen zu Rom) ein umfassendes farbenreiches Gemälde aus der Zeit von Konstantin und Maxentius geschaffen, das er durch seine neuen Erzählungen „Katakombenbilder" und „Judas Ende" vervollständigte. — Spannende historische Romane veröffentlichte der Limburger Domkapitular Matthias Höhler* (geb. 1847 zu Montabaur) in „Aus sturmbewegter Zeit", „Peter de Vineis", „Kreuz und Schwert" und „Matteo Bonello", welche namentlich der reiferen Jugend eine ebenso anziehende wie belehrende Lektüre bieten, da sie hervorragende geschichtliche Ereignisse und Charaktere in der Beleuchtung christlicher Wahrheit zeigen. — Der unermüdliche Jugendschriftsteller W. Herchenbach* (geb. 1818 in Neunkirchen, Siegkreis; Lehrer, Leiter eines Knabenpensionats, später unabhängiger Schriftsteller, gest. 1889 in Düsseldorf) ist in der Schilderung der fernsten Länder zu Hause, hat aber das Beste in Erzählungen vom Rhein und von der Sieg geleistet; von den nahezu 300 Bändchen Erzählungen sind viele in mehrere fremde Sprachen übersetzt worden. — Nicht vergessen dürfen werden als Erzähler und Natur-

Digitized by Google

schilderer die in Münster gebornen Brüder Karl Berthold* (geb. 1835; Oberlehrer in Bocholt, Redakteur der Zeitschrift „Natur und Offenbarung", starb ebenda 1885) und Theodor Berthold* (geb. 1841; Gymnasiallehrer a. D. in Bocholt; Pseudonym Th. Bleibtreu, Dorus von Bokelt).

Volkserzählungen in streng religiösem Geiste schrieb der westfälische Dechant Heinrich Overhage* (geb. 1806 zu Ahlen, starb 1873 zu Werne). Seine „Katholischen Erzählungen" sowie die „Münsterländischen Kirchspiels- und Dorfgeschichten" sind freilich manchmal etwas breit. Ihn übertraf der berühmte, leider so früh verstorbene Gesellenvater Adolf Kolping* (geb. 1813 zu Kerpen, gest. 1865 als Domvikar in Köln), der tief innerlich das Leben auffaßte und so lebenswarm und poetisch, in so kerniger und origineller Sprache es schilderte, „daß seine Erzählungen eine hohe Stelle einnehmen" (Norrenberg). — Auch der Verfasser des „Spinnstubenkalenders", W. O. von Horn (Pseudonym für Wilhelm Ortel aus Horn, geb. 1798; starb als pensionierter Superintendent zu Wiesbaden 1867), gehört hierher, besonders wegen seiner gerühmten, „Friedel" betitelten, freilich etwas sentimentalen Dichtung.

Die reizenden Kinderlieder, welche Heinrich Bone* (geb. 1813 in Drolshagen; Gymnasialdirektor in Mainz, seit 1873 im Ruhestand in Wiesbaden; gest. 1893 in Hattenheim) unter dem Titel „Veilchensamen" herausgab, haben mit Recht eine Reihe von Auflagen erlebt. — Ganz unvergleichlich viel größer ist freilich die Verbreitung, welche die originellen Kinderbücher des Frankfurter Arztes Heinrich Hoffmann (geb. 1809, gest. 1894 als Leiter der vaterstädtischen Irrenanstalt) gefunden haben. Seinen „Struwelpeter" kennt wohl fast jedes Kind.

17. Die Reihe der Dialektdichter eröffnet Friedrich Wilhelm Grimme* (vgl. S. 631), der sich zuerst durch seine zahlreichen Dichtungen und prosaischen Schriften in sauerländischer Mundart sehr populär gemacht hat. Seine „Sprickeln und Spöne", „Spargitzen", „Grain Tüig", „Galantery Waar'" zählen zu den besten Erzeugnissen im Genre des Schwankes und der humoristischen Schilderung des Volkslebens, sowie er auch der erste namhafte Vertreter des plattdeutschen Lustspiels ist. „Faust un Durtel", „De Koppelschmied" ꝛc. haben frisches und wangenrotes Kolorit wie F. Reuters Schriften. Am lebhaftesten pulsiert seine komische Ader in den Lustspielen „De Kumpelmäntenmaker" und „Diusend Plasäier". — Der Westfale Ferdinand Zumbroock* (geb. 1807 zu Münster, gest. 1890 ebenda) ist ein rechter Volkspoet, ein urgesunder, frischer, fröhlicher, kräftiger Schalk, der nur selten den Nagel nicht auf den Kopf trifft. In die verborgensten Eigentümlichkeiten seines Volkes eindringend, ist er besonders glücklich in der Darstellung seines Humors und Witzes. — Schlüchters (aus Arnsberg) ältere plattdeutsche Gedichte mit ihren ergötzlichen Schilderungen

Digitized by Google

von dem Haarbauern auf dem Kasinoball, von Dorfszenen ꝛc. sind gleichfalls zu nennen. — Durch seine „Kölsche Schildereie" machte sich Wilhelm Koch* (geb. 1845 zu Köln, zuerst Postbeamter, dann Redakteur, gest. 1891 zu Köln) weithin beliebt, der auch ein trefflicher Feuilletonist und Volkserzähler war. Simrock hat auch einiges in dem Platt gedichtet, das von Köln abwärts gesprochen wird (vgl. „Die Siebenschläfer"). — Friedrich Lennig* schrieb in hessischem Dialekte „Etwas zum Lachen", voll frischen und naturwüchsigen Witzes, in treuer Zeichnung und launiger Form („Jerjels Studien", „Die Kinnerzucht", „Der Bauer in der Kur" u. a.).

Lennig, geb. zu Mainz 1797, studierte zuerst Theologie, wurde dann Kaufmann, lebte eine Zeitlang in St Gallen und privatisierte gegen Ende seines Lebens in Mainz, wo er 1838 starb. Er war wie Holtei und früher Hagedorn Mittelpunkt und Quell der gesellschaftlichen Heiterkeit im Kreise seiner Freunde; aber bei all seiner Lebensfreude, bei all dem Funkensprühen seines Geistes war er „ein Bild des echten christlichen Weltmannes". Ein großartiges Leichenbegängnis war der Ausdruck der hohen Achtung und Beliebtheit, deren sich Lennig im Leben erfreute.

Die lustigen Frankfurter sind mit Recht stolz auf ihre zwei einheimischen Dialektdichter Karl Malß (geb. 1792; Polizeioffiziant; gest. in seiner Vaterstadt 1848) und Friedrich Stoltze (geb. 1816 und gest. 1891 in Frankfurt). Das „Frankfurter Deutsch", weich, wohltönend wie das Pfälzische und eben die rechte Form für den sog. „Utz" (gemütliche Neckerei), ist in des ersteren vorzüglichen Volkslustspielen „Hampelmann im Postwagen", „Der alte Bürgerkapitän" usw. fixiert. Der zweitgenannte hat überaus gelungene Gedichte und Erzählungen geschrieben.

Siebte Gruppe.

§ 106. Dichter aus den Küstenländern.

1. Wie bei vielen Dichtern aus den Alpenländern die Eindrücke des heimischen Hochgebirges immer wieder befruchtend wirken, so tönt durch die Dichtungen ihrer nördlichsten Stammesbrüder vernehmlich das Brausen der See. Das gefahrvolle Leben des Seemanns begünstigte die Ausbildung eines kernhaft trotzigen Volkscharakters, die weiten Reisen befruchteten die Phantasie, und das vielfach mühsame Behaupten des Bodens gegen die räuberischen Wogen erzeugte einen um so stärkeren Heimatssinn.

2. Weit zahlreicher als in den letztbesprochenen Gruppen sind in dieser die Dramatiker. Unter ihnen ragt hochbedeutend Christian Friedrich Hebbel hervor. Am 18. März 1813 zu Wesselburen in Dithmarschen geboren, verlebte er seine Jugend in den ärmsten Verhältnissen und in strenger Erziehung. Zuerst Schreiber beim Kirchspielsvogt, gewann er durch einige Gedichte die Protektion der Schriftstellerin Amalie Schoppe, die ihn

Digitized by Google

studieren ließ. Später bewilligte ihm der dänische König Christian VIII. ein Reisestipendium. Als Student in Heidelberg und München plante er schon größere Dichtungen. Als Doktor der Philosophie (1839) ließ er sich in Hamburg nieder und begann da seine Wirksamkeit für die Bühne. Zuerst vollendete er (1840) die leidenschaftlich-grausige Tragödie „Judith", die mit großem Beifall in Berlin aufgeführt wurde. Dies wie die Dramen „Genoveva" (Tragödie) und „Der Diamant" (Komödie) machten ihm Bahn zu einem glücklicheren Leben. 1846 ehelichte er die Wiener Schauspielerin Christine Enghaus und weilte von da an abwechselnd in Wien und in seiner Villa in Gmunden. Er starb in Wien am 13. Dezember 1863. Hebbels Bühnendichtungen sind außer den drei genannten, die seinen Ruhm rasch begründeten: „Der Rubin", sein zweites und letztes Märchenlustspiel, phantasiereich, doch, wie „Der Diamant", nicht frei von abstoßenden Zügen; ferner „Herodes und Mariamne", „Maria Magdalena" (1843), ein bürgerliches Trauerspiel von hoher Vollendung, worin er die schiefen Ehrbegriffe eines falschen Tugendstolzes in rücksichtsloser, niederschmetternder Weise bloßlegt, dabei aber die Handlung auf überaus peinliche Voraussetzungen gründet; „Agnes Bernauer" (1851, Tragödie) mit einem nüchternen Schluß, aber hervorragend durch die vorzügliche Charakteristik, selbst der Nebenpersonen, wie auch durch die herrliche Gestalt der Heldin des Stückes, die ein wahrer Genius geschaffen hat; „Gyges und sein Ring" (1854, Tragödie), in künstlerischer Beziehung vielleicht Hebbels gelungenstes Werk trotz des undankbaren Stoffes (Thema: übertriebenes weibliches Schamgefühl); Das „deutsche Trauerspiel": „Die Nibelungen", Hebbels reifstes und großartigstes Werk (1855—1860, in drei Teilen: Der hörnerne Siegfried, Siegfrieds Tod, Kriemhilds Rache). Er erhielt dafür den Schillerpreis. Der Übergang vom Heidentum zum Christentum, welcher den Hintergrund der grandiosen Handlung bildet, spricht sich in den Schlußworten aus:

König Etzel: Nun sollt' ich richten — rächen — neue Bäche
Ins Blutmeer leiten — doch es widert mich,
Ich kann's nicht mehr — mir wird die Last zu schwer —
Herr Dietrich, nehmt mir meine Kronen ab
Und schleppt die Welt auf eurem Rücken weiter —

Dietrich von Bern: Im Namen dessen, der am Kreuz erblich.

Hebbel besaß unzweifelhaft ein ganz außergewöhnliches dramatisches Talent, reiche Phantasie, kraftvolle Sprache und eine vorzügliche Gabe der Gestaltung. Leider verirrte er sich in seiner Vorliebe zum Eigenartigen und Riesenhaften oft ins Schreckhafte und ästhetisch wie sittlich Widerwärtige, so daß auch die große Kunst, mit der er die einmal aufgeworfenen Probleme ausgestaltet und zu Ende führt, nur selten einen ganz reinen und erhebenden Gesamteindruck begründen kann.

Digitized by Google

Daß auch edelste Wirkungen seinem Genius nicht verschlossen sind, beweist eine Perle seiner Dichtungen, das idyllische Epos „Mutter und Kind“ (1857), worin er das norddeutsche Bauernleben und die übermächtige Gewalt der Elternliebe verherrlicht. Auch unter Hebbels lyrischen und didaktischen Gedichten findet sich manche köstliche Gabe der Leidenschaft und des Tiefsinnes. Vollen Einblick in Hebbels hochstrebende, aber vielfach mißleitete Gedankenwelt gewähren seine Tagebücher. Erst 1903 in vier Bänden vollständig veröffentlicht, gehören sie zu den ernstesten „Menschheitsdokumenten“ im deutschen Schrifttum.

Das Kind am Brunnen.

Frau Amme, Frau Amme, das Kind ist erwacht!
Doch die liegt ruhig im Schlafe.
Die Vögel zwitschern, die Sonne lacht;
Am Hügel weiden die Schafe.

Frau Amme, Frau Amme, das Kind steht auf;
Es wagt sich weiter und weiter!
Hinab zum Brunnen nimmt es den Lauf;
Da stehen Blumen und Kräuter.

Frau Amme, Frau Amme, der Brunnen ist tief!
Sie schläft, als läge sie drinnen.
Das Kind läuft schnell, wie es nie noch lief;
Die Blumen locken von hinnen.

Nun steht es am Brunnen, nun ist es am Ziel,
Nun pflückt es die Blumen sich munter;
Doch bald ermüdet das reizende Spiel;
Da schaut's in die Tiefe hinunter.

Und unten erblickt es ein holdes Gesicht,
Mit Augen so hell und so süße.
Es ist sein eig'nes; das weiß es noch nicht.
Viel stumme, freundliche Grüße!

Das Kindlein winkt, der Schatten geschwind
Winkt aus der Tiefe ihm wieder.
„Herauf, herauf!“ so meint es das Kind.
Der Schatten: „Hernieder, hernieder!“

Schon beugt es sich über den Brunnenrand.
Frau Amme, du schläfst noch immer?
Da fallen die Blumen ihm aus der Hand
Und trüben den lockenden Schimmer.

Verschwunden ist sie, die süße Gestalt,
Verschluckt von der hüpfenden Welle.
Das Kind durchschauert's fremd und kalt,
Und schnell enteilt es der Stelle.

Digitized by Google

Distichen.

1. Der Weg zur Bildung.

Mensch, ergründe die Welt und nicht die Bücher, wie viel sie
Auch enthalten, es ward stets aus der Welt ja geschöpft,
Und — du magst es mir glauben, ich habe es selber erfahren —
Sagt sie dir es nicht auch, ist es für dich nicht gesagt.

2. Das größte Hindernis.

Was den Menschen am meisten in Kunst und Leben zurückhält?
Daß er auf Brücken sich gern ewige Wohnungen baut.

Andere Proben bei Hellinghaus: Der Brahmine; Das alte Haus; Herbstbild; Nachtlied; Vorbereitung; Auf die Sixtinische Madonna; Distichen.

3. Nicht frei von einer Vorliebe für das Gräßliche sind auch die kraftvollen Dramen von Arthur Fitger (geb. 1840 zu Delmenhorst, lebt als Historienmaler in Horn bei Bremen), wie „Die Hexe" und „Die Rosen von Tyburn". Leider stellt er sein Können auch in den Dienst kulturkämpferischer Gesinnungen. Erquicklicher sind daher die Gedichtsammlungen „Fahrendes Volk" und „Winternächte". — Ähnlich geartet, doch nüchterner, hie und da auch herzlich humoristisch sind die Bühnendichtungen von Heinrich Kruse (geb. 1815 zu Stralsund, gest. 1902 zu Bückeburg), der auch launige „Seegeschichten" erzählte. — Sehr glücklich begann Adolf Wilbrandt (geb. 1837 zu Rostock) mit einigen Lustspielen, unter denen „Die Maler" (1871) an Gustav Freytags „Journalisten" erinnern. In den folgenden Römerdramen („Arria und Messalina", „Gracchus" u. a.) verlor er jedoch das künstlerische und sittliche Maß. Erst die gedankenreiche Bühnendichtung „Der Meister von Palmyra" ist wieder edler geartet. Bedeutsam ist die Art, wie der ungläubige Dichter in seinen Romanen mit den schwierigsten Kulturfragen der Jetztzeit ringt, so in „Adams Söhne", „Hermann Ifinger", „Die Osterinsel" u. a. Er wählt dabei seine Stoffe oft unmittelbar nach wirklichen Geschehnissen, und man kann manchmal die Personen, die ihm Modell gestanden haben, noch wiedererkennen. Aber dabei behandelt er doch stets seine Gegenstände mit hohem Ernst und oft mit beträchtlichem künstlerischen Erfolg. — Ganz im Dekadententum hat sich nach mannigfachem Formenwechsel die dramatische Produktion von Richard Voß (geb. 1851 zu Neugrape in Pommern) verloren („Mutter Gertrud", „Alexandra", „Eva", „Die neue Zeit" u. a.). Seine Erzählungen kranken, abgesehen von dem einen oder andern italischen Sonnenblick, an einem unheilbaren Pessimismus. — Gesunder sind die dramatischen Erzeugnisse von Ernst Wichert (geb. 1831 zu Insterburg, gest. 1902 als Kammergerichtsrat in Berlin), namentlich

Digitized by Google

seine beliebten Lustspiele, wie „Ein Schritt vom Wege", „Der Narr des Glücks", „Biegen oder brechen". In der Vorzeit Preußens spielen seine bedeutendsten Romane: „Heinrich von Plauen", „Der Große Kurfürst", „Tileman vom Wege". Auch schuf er soziale Romane, z. B.: „Die Arbeiter" und die meisterhaften „Litauischen Geschichten". — Adolf L'Arronge (geb. 1838 zu Hamburg, lebt in Berlin) ist ein Theaterkind von musikalischer und sonst vielseitiger Bildung, hat großes Talent für volkstümliche Bühnenstücke und wirkt sittlich gut gegen die Schwächen der modernen Gesellschaft („Doktor Klaus", „Mein Leopold", „Wohltätige Frauen", „Die Sorglosen" u. a.). — Hat man den harmlosen L'Arronge mit Iffland verglichen, so darf man bei dem anspruchsvolleren Hermann Sudermann (geb. 1857 zu Matziken in Ostpreußen) getrost an Kotzebue denken. Wie dieser, verfügt auch Sudermann mit Raffinement über alle Mittel der Bühnenwirksamkeit und benutzt sie für seine tendenziösen Zwecke. In Stücken wie „Die Ehre", „Sodoms Ende", „Die Heimat", „Das Glück im Winkel" werden wirkliche und angebliche Mißstände der modernen Gesellschaft mit naturalistischer Deutlichkeit bloßgestellt. Im „Johannes" hat sich der geschickte Techniker sogar an einem biblischen Gegenstand vergriffen. Ernsthafte Kunstleistungen hat Sudermann viel eher auf dem Gebiete der Erzählung zuwege gebracht. Der Roman „Frau Sorge" kann wirklich zu Herzen gehen, und auch der düstere „Katzensteg" verfehlt trotz widerwärtigster Einzelheiten den erstrebten Gesamteindruck nicht. — Ein anderer Dramatiker aus dem östlichen Preußen, Max Halbe (geb. 1865 zu Güttland bei Danzig), verbindet in „Der Eisgang", „Mutter Erde", „Der Strom" naturalistische Lebensdarstellung mit einer symbolischen Einbeziehung elementarer Naturvorgänge. Auch sein meistgenanntes Werk „Jugend" ist innerlich unausgeglichen und verdankt seinen Bühnenerfolg am meisten dem leidenschaftlich-sinnlichen Gegenstand. — Als „Jugend von heute" schildert das köstlich-drastische Lustspiel des Hamburger Lehrers Otto Ernst Schmidt (geb. 1862 zu Ottensen; Deckname: Otto Ernst) ein paar mit Phrasen vom „Übermenschen" vollgesogene Hohlköpfe. Seine Schulkomödie „Flachsmann als Erzieher" wirkt durch satirische Übertreibung. Auch als Novellist und Lyriker ist Otto Ernst bemerkenswert.

4. Die Betrachtung der Lyriker dieser Gruppe führt uns zunächst wieder in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück, zu der liebenswürdigen Erscheinung Robert Reinicks (geb. 1805 zu Danzig, gest. 1852 in Dresden). Durch fortgesetzten Verkehr mit Chamisso, Hitzig und Eichendorff zum Dichten angeregt, war er Dichter und Maler zugleich, eine durchaus lebensfrohe, trotz vieler Augenleiden wunderbar heitere und dabei kindlich religiöse Natur. Demgemäß ist der Grundton seiner Dichtungen Frömmigkeit, Humor und Naivität. „Wie ein Kindlein muß ich fühlen, Wie ein Kindlein möcht' ich spielen." Damit hat er sich noch besser gezeichnet,

Digitized by Google

als indem er sich einen „lustigen Vogel“ nannte, welcher ohne alles Grübeln in die Welt hineinjauchze, was sich in seinem Herzen rege. Seine „Lieder eines Malers“ (1844) enthalten das Beste, was er dichtete; doch auch einzelne seiner Balladen, Romanzen ꝛc. (z. B. „Der Bleicherin Nachtlied“) sind von ergreifender Wirkung. Seine Lieder sind sehr sangbar und wurden deshalb vielfach komponiert. Er verfaßte auch gediegene spruchhafte Gedichte („Deutscher Rat“).

Unter seinen Liedern sind die der Natur gewidmeten Sänge ersten Ranges. Das schönste und tiefste daraus ist unstreitig die „Sommernacht“. Im Liede „Im Vaterland“ singt er ähnlich wie Hoffmann von Fallersleben; auch das muntere „Gesellschaftslied“ stimmt er eigentümlich gewandt an. Seine meisten Dichtungen sind zugleich Zeugnisse seines religiösen Innern, besonders sein „Weihnachtslied“. Es wäre kaum natürlich, wenn solch ein geradezu kindliches Dichtergemüt nicht auch die Kinderliteratur vermehrt hätte. Reinick tat es am Abend seines Lebens. Er schrieb ein „Illustriertes ABC-Buch für kleine und große Kinder“, ferner „Die Wurzelprinzessin, ein Kindermärchen“, „Lieder und Fabeln für die Jugend“. Seine Gaben für die Jugend sind gesammelt in „Reinicks Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch“ (in welches sein bester Freund, der Maler Theobald von Oer, ein anziehendes Lebensbild Reinicks eingelegt hat). Schließlich sei noch erwähnt, daß er die alemannischen Gedichte Hebels, dessen Dichtungen ja auch so kindlich naiv gehalten sind, in das Hochdeutsche übertrug.

1. Der Bleicherin Nachtlied.

Wellen blinken durch die Nacht,
Blaß der Mond am Himmel stand,
Mägdlein saß an Ufers Rand,
Hielt bei ihrem Leinen Wacht,
Sang in leisen Melodein
In die weite Nacht hinein:

Sonne gibt zu lichten Schein,
Läßt dem Herzen keine Rast;
Ist der Tag nur erst erblaßt,
Wird das Herz auch ruhig sein. —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende sein.

Bleiche, bleiche, weißes Lein,
In des stillen Mondes Hut;
Bist du bleich, dann bist du gut,
Bist du bleich, dann bist du rein. —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende sein.

War ein töricht Mägdelein,
Rot und frisch mein Angesicht;
Rote Wangen taugen nicht,
Locken Unglück nur herein. —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende sein.

Eile dich und bleiche fein!
Hab' ja treu gewartet dein;
Legt man mich ins Grab hinein,
Deck in Frieden mein Gebein! —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende sein.

Digitized by Google

2. Vor Menschen sei ein Mann, vor Gott ein Kind!

Vor Menschen sei ein Mann, vor Gott ein Kind!
Vor Menschen zeige deiner Menschheit Größe,
In kräft'ger Tat bewähre sich dein Wille:
Vor Gott erkenne deine Schwäch' und Blöße,
Nur Bitten gilt vor ihm aus Herzensfülle.
Und fühlst du dich allein auf weiter Erden:
Sei nur ein Kind, Gott will dein Vater werden.

Im Denken sei ein Mann, fühl als ein Kind! —
Dein Geist durchdringe ohne Rast das Leben,
Nur dazu wurden ihm die regen Triebe;
Dem Wohl der Brüder gelte dein Bestreben,
So kräftigest du dich zu höh'rer Liebe.
In reinem Herzen sollst du ihrer warten
Zu schönerem Erblühn im Himmelsgarten.

Sei Mann im Leben, Kind in der Natur! —
Wenn du in späten Jahren dann dich sehnest
Zum Vaterhaus, zu deiner Kindheit Räumen,
Nicht sind entschwunden sie, wie oft du wähnest:
Tritt nur hinaus zu Blum' und Blütenbäumen,
Sie schmücket nach wie vor des Vaters Segen,
Geh als ein fröhlich Kind ihm nur entgegen.

Andere Proben bei Kellner: Das Kind am Abend; bei Hellinghaus: Wie ist die Erde doch so schön!; Sonntags am Rhein; Sommernacht; Dem Vaterland; Weihnachtsfest; Deutscher Rat u. a.

Kinderlieder und -bücher von frischem, gesundem und doch zartsinnigem Humor hat auch Johannes Trojan (geb. 1837 zu Danzig, jetzt in Berlin) geschrieben.

5. An Reinicks kindlich frommen Sang reihen sich am besten die wenigen geistlichen Dichter dieser Gruppe. Viel zu wenig gekannt ist Lebrecht Dreves*. Er wurde 1816 zu Hamburg geboren, machte die juristischen Studien in Jena und Heidelberg (1838) und ließ sich dann als Advokat in Hamburg nieder. Trotzdem er 1846 seine lutherische Religion mit der katholischen vertauschte, beehrte ihn seine Vaterstadt doch mit der Notarswürde. Seit 1862 lebte er in Feldkirch (Vorarlberg) der Wissenschaft und Muse; 1870 starb er daselbst. — In seinen ersten Dichtungen („Lyrische Anklänge"; „Vigilien") lehnte er sich noch mehr an andere Dichter, besonders Eichendorff, an; in der 1849 erschienenen Sammlung („Gedichte") aber singt er selbständiger. Schon daß Eichendorff diese letztere mit einem Vorwort einführte, ist ein wertvolles Zeugnis für Dreves! „Wohl ist er ein still bescheidener Poet! Aber aus dem Schachte des Herzens holt er echtes Gold der Poesie" (Barthel). Wahrheit und Innigkeit eines durchaus religiösen Gefühles, liebenswürdige Heiterkeit, Reinheit und inniges Verständnis der

Digitized by Google

Natur sind unbestreitbare Züge seiner Poesie. Allbekannt ist sein Gedicht „Waldandacht" mit dem Kehrreim: „Der liebe Gott geht durch den Wald." Sein Sohn Guido Maria Dreves* S. J. (geb. 1854 in Hamburg, lebt jetzt in Wien) bewies in den „Kränzen ums Kirchenjahr", daß er es verstand, den zerrissenen Faden der Tradition des katholischen Kirchenliedes wieder am rechten Punkte anzuknüpfen; denn ein nicht geringer Teil seiner Lieder sind echte Kirchenlieder. Daß er sie in der Kirche gesungen haben will, beweist der Anhang von Melodien. Hervorragendes bieten auch seine „Stimmen der Vorzeit". In den „Schwertlilien" besingt er Taten des Deutschen Ordens. — „Gottsuchers Wanderlieder" hat der Freiherr Jeannot Emil von Grotthuß (geb. 1865 zu Riga) gesungen, dessen Roman „Segen der Sünde" die Bekehrung eines Atheisten zum Christentum erzählt.

Der Glocken Wallfahrt nach Rom.

(Von Lebrecht Dreves.)

Die stille Woch' beginnt.
Das Kindlein hört die Glocken,
Die's sonst zur Kirche locken,
Nicht mehr, drum fragt's geschwind:

„Was, liebe Mutter, mag
Es heute nur bedeuten,
Daß nicht die Glocken läuten
Wie sonst und alle Tag'?"

Die Mutter spricht: „Es macht
Zur Reise gegenwärtig
Sich jede Glocke fertig,
Nach Rom geht's noch vor Nacht."

„Wie?" spricht erstaunt das Kind,
„Die lieben Glocken gehen
Nach Rom? Das muß ich sehen!"
Von dannen eilt's geschwind.

Und wie's den Dom erreicht,
Da sieht's, wie schon allmählich
Die alte Glock' mühselig
Vom Turme niedersteigt.

„O fall nicht!" ruft das Kind;
Die Glocke, sich umblickend,
Erwidert freundlich nickend:
„Hat nichts zu sagen, Kind."

Und da sie unten nun,
Fragt 's Kindlein halb erschrocken:
„O mein! was habt ihr Glocken
Im fernen Rom zu tun?"

Die Glocke spricht: „Ich weiß,
Daß oft von meiner Zungen
Ein wenig matt erklungen
Des Herren Lob und Preis.

„Drum hin nach Rom ich zieh',
Dort meine Schuld zu beichten,
Doch bin ich nach erreichtem
Ablasse wieder hie

„Und läute hell und rein
Mit meinen besten Tönen,
Die Feier zu verschönen,
Die heil'gen Ostern ein.

„Doch jetzt ade, mein Kind,
Sieh, wie dort schon von weiten
Die andern Glocken schreiten
Dem Tore zu geschwind."

Noch lang mit Staunen sieht
Das Kind, wie's Häuflein munter,
Die alte mitten drunter,
Hin durch den Abend zieht.

Am glockenlosen Dom
Wird ihm fast bang zu Mute,
Doch schwenkend mit dem Hute,
Ruft's noch: „Viel Glück in Rom!"

Dann geht's zu Bett, doch da
Auch träumt's, wie seine Glocke
In langem Pilgerrocke
Zieh' nach Italia.

Digitized by Google

Am andern Morgen geht
Das Kindlein in die Mette
Und denkt an heil'ger Stätte
Der Glocken im Gebet.

Doch heut' erschallt im Dom
Zum Sanktus keine Schelle;
„Wie?" denkt es bei sich schnelle,
„Die kleinen auch nach Rom?"

Die Zeit geht rüstig fort,
Karsamstag wird's, erschrocken
Schaut 's Kindlein nach den Glocken:
Noch sind sie nicht am Ort.

Wehmütig geht es heut'
Zu Bett, doch früh am Morgen
Schon weckt's aus allen Sorgen
Ein wunderhell Geläut'.

Das klingt so hell, so rein,
Als käm's vom Himmel nieder;
„Da sind sie, sind sie wieder,"
Ruft 's Kind, „die Glocken mein!"

Und aus dem Fenster blickt's,
Noch halb vom Schlaf umfangen:
Da sieht es alle hangen,
Und tausend Grüße schickt's

Dorthin, woher es gellt:
„Heut ist aus Todesbanden
Der Herr für uns erstanden;
Preis' ihn, du sel'ge Welt!"

Andere Proben bei Hellinghaus: Waldandacht; Vor Jena; Stark und mild; Mariä Lichtmeß; Einen Kelch zu meinem Munde u. a.

6. Unter den neueren weltlichen Lyrikern aus den Küstenländern gebührt dem Holsteiner Theodor Storm (geb. 1817 in Husum; Advokat daselbst; siedelte 1853 wegen seiner deutschen Gesinnung nach Preußen über; gest. 1888 als pensionierter Oberamtsrichter in Hademarschen) die Krone. Seine Lieder zeichnen sich durch frauenhaft feine und doch wieder männlich bestimmte Zeichnung von Natur und Herz aus. Zuweilen klingt in ihnen auch das Märchenhafte, Weiche an. Durchgängig aber ist des Dichters Haltung edel und seelenvoll und dem Holstenlande in treuer Liebe zugetan. Ein lyrischer Grundton eignet auch seinen Novellen, unter denen „Immensee" die bekannteste, obschon nicht beste ist. Die Zahl seiner Novellen ist sehr groß und trotzdem wenig Mittelgut darunter, so daß die Wahl schwer fällt: Aquis submersus, „Renata", „Waldwinkel", „Pole Polenspäler', „Von jenseits des Meeres", „Viola tricolor", „Hans und Heinz Kirch", und „Der Schimmelreiter" seien genannt. In allen ist seine Darstellungsweise zart und vertieft, jede Feinheit und Kraft des Seelenlebens mit zauberischer Sicherheit veranschaulicht.

An stimmungsvoller Feinheit mag sich unter den neuesten Lyrikern noch am ersten Gustav Falke (geb. 1853 in Lübeck) zu Storm gesellen. An ursprünglicher Kraft freilich ist er Storm unterlegen, und eine gelegentliche Neigung zur Derbheit kann das am wenigsten ersetzen. Im allgemeinen aber hält er sich in vornehmen Linien, und seine musikalischen, formreinen Verse klingen wohltuend in Ohr und Herz. — Weit weniger Rücksichten auf zartbesaitete Hörer nimmt Detlev Freiherr von Liliencron (geb. 1844 in Kiel; wurde in den Kriegen 1866 und 1870 verwundet; Haupt-

Digitized by Google

mann a. D.), der gleich Falke in Hamburg heimisch ward. Sein ausgelassenes Kraftgefühl haut oft ganz gehörig über die Stränge, namentlich nach der erotischen Seite. Aber was, hiervon abgesehen, bleibt, ist alles so echt und frisch und froh und stark, daß man seine helle Freude daran haben muß. In Liliencrons „Adjutantenritten" pulsiert stolzwildes Soldatenblut, in seinen Balladen herbe Kraft, in seinen Heideliedern zärtlich tiefe Naturliebe. Unter seinen Erzählungen verdienen die realistischen Schlachtenbilder den Vorzug, die Dramen sind ihm weniger geglückt. — Eine eigentümliche Entwicklung nahm der esthländische Lyriker Maurice Reinhold von Stern (geb. 1859 zu Reval) im Leben und Dichten. Aus einem zeitweisen Arbeiterleben in Amerika erwuchs ihm die radikale Gesinnung, welche seine „Proletarierlieder" bekunden. Dann aber sagte er sich von der Sozialdemokratie wieder los und dichtete eindrucksvolle Naturgedichte. — Ganz neue, knappe, rhythmus- und reimfreie Dichtformen wollte der Ostpreuße Arno Holz (geb. 1863 zu Rastenburg) begründen. Es blieb beim interessanten Experiment. Immerhin kann man auch aus den Sonderbarkeiten seines „Phantasus" die dichterische Kraft herausfühlen, die Holz vorher schon in „altmodischen" „Deutschen Weisen" bewährt hatte. In Berlin verfiel Holz leider immer mehr dem Naturalismus, und wenn er auch ganz neuerdings wieder „Lieder auf einer alten Laute" im Stile von Hoffmannswaldau und Lohenstein (vgl. 221 f) singt, so ist dabei ihm wie seinen Mustern widerlicher Sinnenkitzel die Hauptsache.

Ahleits.

(Von Theodor Storm.)

Es ist so still. Die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle;
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale.
Die Kräuter blühn; der Heideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
In ihren gold'nen Panzerröckchen;
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelheide Glöckchen;
Die Vögel schwirren aus dem Kraut;
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen niedrig Haus
Steht einsam hier und sonnbeschienen.
Der Kätner lehnt zur Tür hinaus,
Behaglich blinzelnd nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh'
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten.
Dem Alten fällt die Wimper zu;
Er träumt von seinen Honigernten. —
Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

Die feinen Ohren („Meiner Mutter").

(Von Gustav Falke.)

Du warst allein,
Ich sah durchs Schlüsselloch
Den matten Schein
Der späten Lampe noch.

Digitized by Google

Was stand ich nur und trat nicht ein?
Und brannte doch,
Und war mir doch, es müßte sein,
Daß ich noch einmal deine Stirne strich
Und zärtlich flüsterte: Wie lieb' ich dich.

Die alte, böse Scheu,
Dir ganz mein Herz zu zeigen,
Sie quält mich immer neu.
Nun lieg' ich durch die lange Nacht
Und horche in das Schweigen —
Ob wohl ein weißes Haupt noch wacht.

Und einmal hab' ich leis gelacht:
Was sorgst du noch,
Sie weiß es doch,
Sie hat gar feine Ohren,
Ihr geht von deines Herzens Schlag,
Obwohl die Lippe schweigen mag,
Auch nicht ein leiser Ton verloren.

Wer weiß wo. (Schlacht bei Kolin, 18. Juni 1757.)

(Von Detlev v. Liliencron.)

Auf Blut und Leichen, Schutt und Qualm,
Auf roßzerstampftem Sommerhalm
Die Sonne schien.
Es sank die Nacht. Die Schlacht ist aus,
Und mancher kehrte nicht nach Haus
Einst von Kolin.

Ein Junker auch, ein Knabe noch,
Der heut' das erste Pulver roch,
Er mußte dahin.
Wie hoch er auch die Fahne schwang,
Der Tod in seinen Arm ihn zwang,
Er mußte dahin.

Ihm nahe lag ein frommes Buch,
Das stets der Junker bei sich trug,
Am Degenknauf.
Ein Grenadier von Bevern fand
Den kleinen erdbeschmutzten Band
Und hob ihn auf.

Und brachte heim mit schnellem Fuß
Dem Vater diesen letzten Gruß,
Der klang nicht froh.
Dann schrieb hinein die Zitterhand:
„Kolin. Mein Sohn verscharrt im Sand.
Wer weiß wo."

Digitized by Google

Und der gesungen dieses Lied,
Und der es liest, im Leben zieht
Noch frisch und froh.
Doch einst bin ich und bist auch du
Verscharrt im Sand, zur ewigen Ruh' —
Wer weiß wo.

Andere Proben von Storms Poesie bei Hellinghaus: O, bleibe treu den Toten!; Die Stadt; Meeresstrand; Herbst; Ostern; Weihnachtsabend; Die Herrgottskinder; Für meine Söhne; Gute Nacht.

Andere Proben von Falkes Poesie bei Hellinghaus: Gebet; Aus dem Takt; Heimweh; Meinem Kinde; Das Lied.

Andere Proben von Liliencrons Poesie bei Hellinghaus: Heidebilder; Meiner Mutter; Krieg und Friede; Erwartung; Trutz, blanke Hans!; In einer Winternacht.

7. Das Epos ist in erfreulicher Weise vertreten durch die patriotische Dichtung „Waterloo", die Christian Friedrich Scherenberg (geb. 1798 zu Stettin, gest. 1881 in Berlin) als armer Handlungsgehilfe zu Berlin 1849 schrieb. König Friedrich Wilhelm IV. hörte und nahm Einsicht davon und stellte den Dichter sofort als Bibliothekar an. Scherenberg behandelte zwar noch andere Kriegsstoffe, wie „Leuthen", „Hohenfriedberg", doch sind das keine Epen, sondern nur epische Fragmente.

„Waterloo" verherrlicht mit hoher Begeisterung den Sieg über Napoleon, und zwar in einer völlig neuen, außerordentlich wirksamen Darstellungsweise. Nicht der gewöhnliche epische Vers, sondern der fünffüßige, reimlose Jambus ist angewendet; die Darstellung ist äußerst kurz, fast lakonisch, reich an treffenden Bildern und so anschaulich, daß der Leser alles miterlebt.

Iacta est alea — „Entweder — oder!"
Spricht der gefangene fränkische Cäsar
Auf Elba, seinem gnadenreichen Kerker,
Steht auf, schlägt um die Schulter seinen Purpur,
Tritt über die geschmeid'ge Wogenwand
Hinweg an Bord der Inconstantia,
Vertrauend ihrem Segel seine Sterne,
Durchschifft den sal'gen Rubikon und steuert
In San Juan, den Port nach Wüstenfahrt,
Berühret Frankreich, seine alte Erde,
Wächst, ein Antäus, Haupt um Haupt, von Schritt
Zu Schritt, ruft seinen horstverwies'nen Adler,
Wirft ihm den Purpur auf die rost'gen Schwingen.
Und der, durchzuckt vom Strahl des alten Gottes,
Trägt auf beseeltem Fittig wolkenhoch
Und wolkenschnell vor seinem Donnerer,
Ein Blitz, sein flatternd Trikolor von Turm
Zu Turm bis auf die Türme Notre Dame.

Gewalt'ges liebt der Mensch und seine Schrecken
Willkommen heißt er sie mit Glockenklang,

Digitized by Google

Kanonendonner; alle Brücken fallen,
Und alle Tore tun sich auf der Städte,
Der Herzen, Land und Volk ein offner Arm!
Verjubelnd alt' und neue Tränen, tragen
Sie über Gräber ihrer liebsten Leben
Auf ihren Händen den, der sie begrub,
Von Gau zu Gau bis in die Metropole —
Ein Triumphzug vom Kerker auf den Thron!
Ein Blick verscheucht das große Pflegekind,
Ein Tritt knickt seine bleiche Lilie,
Ein Schlag zertrümmert den galanten Degen,
Das wurmzerfress'ne Szepter der Bourbonen,
Und wieder da steht er, Napoleon,
Der Imperator! — Wieder da liegt Frankreich
Vor seinem Kaiser nieder — ein Fußfall.

Vaterländische Geschichte, deutsche Sagen und Märchen verarbeitete in Epen, Balladen und Romanzen Otto Friedrich Gruppe (geb. 1804 zu Danzig; gest. als Professor zu Berlin 1876), der uns ein Epos „Kaiser Karl" (1852) von mancherlei Vorzügen, die episch-lyrischen Dichtungen „Theudelinde", „Königin Berta" und prächtige Romanzen brachte, und zwar alles in positiv christlichem Geiste. Als verdienstvollen Literaturhistoriker haben wir ihn in diesem Buche oft zitiert.

Eine tief poetische Legendendichtung ist „Jungfrau Lorenz" von dem bekannten Kunsthistoriker Franz Kugler (geb. 1808 zu Stettin; gest. 1858 in Berlin). Er hat auch sehr innige und volkstümliche Lieder gesungen („Abschied", „An der Saale hellem Strande"). — Eine bedeutende epische Kraft entwickelte Wilhelm Jordan (geb. 1819 zu Insterburg in Ostpreußen; gest. 1904 zu Frankfurt a. M.). Er nahm nach anfänglichem Studium der Theologie und Philosophie nie eine Anstellung, sondern kämpfte in Schrift und Wort für demokratische Ideen, was ihm Verweisung aus Sachsen eintrug, wurde deshalb 1848 ins Parlament nach Frankfurt gewählt, bekehrte sich später zur gothaischen Partei und privatisierte bis zu seinem Tode in Frankfurt als Ministerialrat a. D. In religiöser Beziehung ist Jordan durch und durch Fichteaner und Darwinianer. Er machte durch sein mehrteiliges Werk „Die Nibelungen" (1867—1874) den gewaltigen Versuch, die Nibelungensage durch Zurückgreifen auf ihre ältesten nordischen Quellen naturrein herzustellen; deshalb wählte er dazu den Stabreim. Wohl treten uns darin in überwältigender Weise eine Reihe von Episoden voll hoher dichterischer Schönheit entgegen, aber es ist kein Volksepos wie „Der Nibelungen Not", sondern ein modernes Kunstepos. Wie er hier die Walküre Brünhild in Fichteschem Geiste philosophieren läßt, so hat er die episch-dramatische Dichtung „Demiurgos. Ein Mysterium" (1852—1854), zu einem großen, dem Christusglauben feindseligen Bekenntniswerk gestaltet. Doch finden sich auch hier in der

Digitized by Google

Schilderung der Revolution von 1848 Episoden von echter Kraft und Schönheit. Durch Tendenz entstellt sind viele seiner Gedichte und die Romane „Die Sebalds" und „Zwei Wiegen". Geistreich und lebensfrisch sind seine bürgerlichen Lustspiele „Die Liebesleugner" und „Durchs Ohr" (1870); letzteres gehört zu den besten seiner Gattung.

8. In seinem „Marschenbuch" (1857) hat der Friese Hermann Allmers (geb. 1821 zu Rechtenfleth bei Bremen, gest. 1902 ebenda) die Schönheit der Elb- und Wesermarschen entdeckt und damit die Reihe der norddeutschen erzählenden Heimatdichtungen begonnen. Der Verherrlichung der Heimat gelten auch die meisten seiner Gedichte, während er in den „Römischen Schlendertagen" seine prächtige Schilderungskunst in die Ferne schweift. — Einen weniger bekannten Vorläufer hat Allmers in dem holsteinischen Pfarrer Johann Christoph Biernatzki (geb. 1795 zu Elmshorn, gest. 1840 in Friedrichstadt). Erschütternd ist die Naturtreue, mit der uns sein Roman „Die Hallig oder die Schiffbrüchigen" das Leben und Treiben der Friesen auf der Hallig (einer Inselgruppe an der westdänischen Küste, wo der Verfasser Pfarrer war) und besonders die Sturmnächte voll Todesangst abspiegelt. — Erst in reifem Alter ist der holsteinische Justizrat Timm Kröger (geb. 1844 zu Haale bei Rendsburg) mit seinen Geschichten „Aus Moor und Heide" hervorgetreten, unter denen „Eine stille Welt" und „Schuld" Musterbeispiele der Bauernnovelle geben. Kröger ist selbst bis zu seinem 19. Lebensjahre Bauer gewesen. Und wenn er sich dann auch höheren Studien widmete, „sein Herz", so sagt sein Landsmann Detlev von Liliencron, „hat sich nie von der Scholle gelöst. In diesem Sinn ist er ein Bauer geblieben". — Weit mehr äußeren Erfolg haben die Erzählungen von Krögers westlichem Landsmann Gustav Frenssen (geb. 1863 zu Barlt, legte 1902 sein Amt als Pastor in Hemme nieder) geerntet. Sein in gegen 200000 Exemplaren verbreiteter „Jörn Uhl" ist gewiß ein tüchtiges und ernsthaftes Buch, das auch häßliche Einzelheiten zu meistern weiß. Aber zu dem großen Modeerfolg hat doch auch eine Dosis Sentimentalität und vielleicht auch die religiös nicht einwandfreie Haltung ihr Teil beigetragen. Nicht einmal die Schilderung des holsteiner Volkstums ist nach dem Urteile eines Landsmannes und Verfechters der Heimatkunst völlig echt. — Dieser Vorkämpfer der „Heimatkunst" ist der Literarhistoriker Adolf Bartels, geboren 1862 zu Wesselburen, also im Heimatsorte Hebbels, um dessen Anerkennung er sich große Verdienste erworben hat. Aber auch Bartels' eigene Dichterwerke, darunter die historischen Romane „Die Dithmarschen" und „Dietrich Sebrandt", das komische Epos „Der dumme Teufel" und das Drama „Der junge Luther" sind beachtenswerte Zeugnisse seiner scharfen und klaren, freilich auch recht einseitigen Art, in die Welt zu schauen. — Das Treiben in einer norddeutschen Kleinstadt schildert der „Apotheker Heinrich" von Hermann Hei-

Digitized by Google

berg (geb. 1840 in Schleswig), einem sehr maßvollen Anhänger der modernen naturalistischen Schule. Er liebt unsympathische Stoffe und Menschen („Die goldene Schlange", „Menschen untereinander"), was in seinen späteren Werken immer mehr sich äußert. — Ganz frei von der innigen Anteilnahme der „Heimatkunst", aber im Gegenstand ihr naheſtehend erzählt Thomas Manns (geb. 1875 zu Lübeck) umfangreicher Roman „Buddenbrooks" die Verfallsgeschichte einer hanseatischen Kaufmannsfamilie in den Jahren 1830 bis 1876. Außergewöhnlich scharfe Beobachtung und eine der Ironie nicht ganz entbehrende pedantische Vertiefung ins einzelnste zeichnen dieses Buch ebenso wie den folgenden Novellenband „Tristan" aus. Als ästhetisch erfreulich kann aber das Vivisektionsverfahren, in dem sich der junge, hochbegabte Erzähler bisher gefällt, nicht bezeichnet werden. — Ein echter und wohltönender Humor lebt in den feinformigen Erzählungen des Novellisten Hans Hoffmann (geb. 1848 zu Stettin), der zwar auch die weiten Lande bis hinunter nach Bozen und gar nach Korfu durchstreift, aber doch am liebsten und glücklichsten auf dem pommerschen Heimatboden verweilt. Weniger als die Novellensammlungen „Geschichten aus Hinterpommern", „Das Gymnasium zu Stolpenburg", „Von Frühling zu Frühling", „Von Haff und Hafen" u. a. ist ihm der historische Roman „Der eiserne Rittmeister" trotz ergötzlicher Einzelzüge geglückt. Hoffmanns Weltanschauung tritt nur selten störend zutage.

9. Neben der Heimaterzählung hat in unserer Gruppe der ethnographische Roman eifrige Pfleger gefunden. Der Bahn, welche hierin Charles Sealsfield gebrochen hatte, folgte vor allen Friedrich Gerstäcker (geb. 1816 zu Hamburg; nach einem höchst abenteuerlichen Leben gest. 1872 zu Braunschweig), der als Reisender und Schriftsteller gleich unermüdlich war, hat fast die ganze Welt bereist, besonders ganz Amerika nach allen Richtungen durchstrichen. Anfangs ging es ihm oft recht schlecht; er war bald Heizer, bald Matrose, bald Goldschmied, bald Fabrikant, bald ein zweiter Nimrod, bald Hoteldirektor. Nachdem ihn 1843 das Heimweh nach Deutschland zurückgetrieben und er seinen ersten Roman veröffentlicht hatte, war sein Schriftstellerglück begründet. In seinen Erzählungen „Die Regulatoren in Arkansas", „Die Flußpiraten des Mississippi", „Gold" u. a. spiegelt sich die ganze bunte Erfahrung seines abenteuerlichen Lebens, leider aber auch häufig seine ungläubige Gesinnung. — Ein Nachahmer Gerstäckers war der von unbezähmbarer Sehnsucht nach fremden Ländern getriebene Balduin Möllhausen (geb. in Bonn 1825, eines Offiziers Sohn), der sich sogar eine Zeitlang dem Indianerstamme der Omahas anschloß und mit ihnen sich auf der Jagd herumtrieb. Er schrieb zahllose Reiseromane und Erzählungen. — Von ähnlichem Reisedrange getrieben war auch Hermann Breusing (geb. 1815 zu Osnabrück), der nach großen Reisen bis tief in den indischen Archipel eine naturtreue Schilderung der Pracht des Tropenlebens und des

Digitized by Google

Treibens der malaiischen Volksstämme entfaltet. Nicht minder groß ist er in seinen Novellen aus dem westfälischen Volksleben.

Wir lernen etwas aus diesen „Geschichten vom Moore", „Degen und Feder", und das sittliche Moment ist überall fein gewahrt. „Breusing besitzt neben eminentem Talente ein ‚tiefes Verständnis dessen, was der heutigen Poesie not tut: reiche Kenntnis der Welt innen und außen', des Herzens und Lebens, und er ist Meister in der Kunst, in der poetischen Erzählung dem religiösen Gefühl Rechnung zu tragen. Seine ‚Zweifache Liebe' ist ein Meisterstück psychologischer Entwicklung, beweisend, daß auch die Irrgänge des Herzens, die so greulich in modernen Novellen im Dienste niederer Sinnlichkeit, unreinen Ohrenkitzels mißbraucht werden, in edler, sittlich belehrender Weise geschildert werden können" (Fr. A. Muth).

Mit lehrreichen Reisenovellen begann August Lewald* (geb. 1792 zu Königsberg, gest. 1871 zu München), der vieles unter dem Namen Kurt Walter herausgab.

Der Tod seines Vaters, eines reichen Kaufmanns, zwang ihn, dem Handelsfache sich zu widmen. Später ging er davon ab und bildete sich für das Theater so allseitig aus, daß er längere Zeit teils als Schauspieler teils als Theaterdirektor und Dichter tätig war. 1834 gründete er in Stuttgart das Journal „Europa" und wurde später Theaterregisseur daselbst. 1860 trat er in München zur katholischen Kirche über.

Lewald ist ein Mann von ebenso reicher wie vielseitiger Bildung, von seltener Welt- und Menschenkenntnis, wozu ihm sein Wanderleben, verbunden mit einer scharfen Beobachtungsgabe, verhalf. Dabei schreibt er höchst elegant, leicht und flüssig. So wird es uns nicht überraschen, daß sein Roman „Klarinette" ein auf der Höhe der Ästhetik stehendes Werk genannt wird, desgleichen sein Roman „Moderne Familiengeschichten" und nicht minder „Der Insurgent". — Buntfarbige Bilder aus Spanien entrollen die besten Erzählungen von Robert Waldmüller (Pseudonym für Karl Julius Duboc, geb. 1829 zu Hamburg; lebt zu Dresden) einem originell schaffenden Talent. — Endlich sei noch ein weiterer Landsmann von Gerstäcker erwähnt, Professor Adolf Ebeling* (geb. 1827, gest. 1896 in Köln a. Rh.), ein geistreicher Publizist und Feuilletonist, dessen „Lebende Bilder aus Paris" und „Bilder aus Ägypten" wie der Blick in ein Kaleidoskop wirken.

10. Als feiner Psychologe und bedeutendster Vertreter des revolutionären Zeitromans erweist sich Friedrich Spielhagen (geb. 1829 in Magdeburg, erzogen in Stralsund; zuerst Gymnasiallehrer, dann Redakteur; lebt jetzt in Berlin) besonders durch seine „Problematischen Naturen" (1861) und die Fortsetzung dieses Romanes („Durch Nacht zum Licht"). In zwei den Leser sehr ermüdenden großen Romanen: „Was will das werden?" (3 Bde, 1887) und „Ein neuer Pharao" (1889) verwirft und verachtet er alles, was jetzt die Männer staatlicher Ordnung und die Freunde der Kirche tun und anstreben, um die unzufriedenen Arbeiter und Armen zu beruhigen und ihnen zu helfen. Viel besser sind seine

Digitized by Google

Jugendwerke, am besten vielleicht „Hammer und Amboß“ (1869). Außerdem sind noch zu nennen die Romane: „Die von Hohenstein“, in Köln spielend und prächtige Bilder aus dem Revolutionsjahr 1848 entwerfend; „In Reih' und Glied“, ein Meisterstück, in welchem er die durch Lassalle hervorgerufene Arbeiterbewegung schildert und Lassalle in packender Weise darstellt; „Die Sturmflut“ (1876), die uns die Verirrungen der Gründerära vorführt u. a. Das sind Romane, die ihresgleichen suchen in Feinheit der Charakterzeichnung und Glut der Darstellung. Sie sind leider fast alle durchweht von revolutionärem und ungläubigem Geiste und halten sich auch von sittlichen Übergriffen nicht fern. — Eine glaubenstreue, streng konservative Gesinnung spricht aus den Werken von Theodor Hermann Pantenius (geb. 1843 zu Mitau in Kurland, Chefredakteur des „Daheim“ in Berlin). Er versteht es, klar und lebensvoll zu schildern und gesunden Humor in seine meist in den deutsch-russischen Ostseeprovinzen spielenden Erzählungen einzuweben („Allein und frei“, „Das rote Gold“, „Im Gotteswinkel“).

11. Felix Dahn (geb. in Hamburg am 9. Februar 1834, kam schon als Kind nach München, wurde dort später Mitglied des „Krokodils“ und ist jetzt Professor des deutschen Rechts in Breslau) zeigt sich in dem dreibändigen historischen Roman „Ein Kampf um Rom“ (1876) als Tendenzdichter von kulturkämpferischer Gesinnung, beweist aber auch ein ganz hervorragendes Talent für spannende Erzählung. Großartig ist das in glühender Farbenpracht ausgeführte Gemälde vom Untergang des letzten Gotenheeres am Vesuv. Seine Stellung zur Religion ist dadurch gekennzeichnet, daß er die Sittlichkeitsideen der heidnischen Germanen höher schätzt als die des christlichen Mittelalters. Auch die später erschienenen „Kleinen Romane aus der Völkerwanderung“ sind mit Ausfällen auf das Christentum reich ausgestattet.

Am schärfsten tritt der Geist des modernen Unglaubens wohl in seinem „Julian der Abtrünnige“ (3 Bde, 1893) hervor, worin die Kirche des 4. Jahrhunderts in gewalttätiger Verzerrung der wirklichen Geschichte als eine Bande sittenloser Mönche und Urkunden fälschender Päpste dargestellt, der Patriotismus aber als höchste, ja einzige Tugend gefeiert wird, die wiederum nur der germanischen Rasse eigen ist. Vor diesem Werk ist eine gut leserliche Warnungstafel am Platze. Dahns Dramen sind von keinem bleibenden Wert. Unter seinen „Balladen“ und „Liedern“ finden sich jedoch Perlen deutscher Epik und Lyrik. Auch Dahns Gattin, Therese v. Droste-Hülshoff, hat sich in der Lyrik versucht sowie durch Bearbeitung germanischer Götter- und Heldensagen bekannt gemacht.

Auch schon früher hat es nicht an tüchtigen Leistungen im historischen Roman gefehlt. Viel Aufsehen erregte seinerzeit Wilhelm Meinhold (geb. 1797 auf der Insel Usedom, erst Rektor, dann protestantischer Pfarrer an verschiedenen Orten Pommerns, gest. 1851 in Charlottenburg) durch den im Sprachgewande der geschilderten Zeit gehaltenen Roman „Maria

Digitized by Google

Schweidler, die Bernsteinhexe" (1843); einen von ihm begonnenen Roman ersten Ranges: „Der getreue Ritter oder Sigismund Hager und die Reformation", hat sein noch bei Lebzeiten des Vaters zum Katholizismus übergetretener und als Pfarrer von Hochkirch in Schlesien 1873 verstorbener Sohn Aurel vollendet.

Bereits Meinhold der Vater hatte sich dem Katholizismus so sehr genähert, daß er deshalb 1850 sein Amt verlor. Für die Höhe seines künstlerischen Könnens gibt eine Besprechung Friedrich Hebbels aus dem Jahre 1845 beredtes Zeugnis. Darin rühmt Hebbel einem minder gelungenen Roman unseres Autors, „Sidonia von Bork", welcher der „Bernsteinhexe" bedeutend nachstehe, „vortreffliche Partien" und „vollendete Gestalten von Fleisch und Blut" nach. Betrachte man den Roman als Sittengemälde aus dem 17. Jahrhundert, so „leiste er Außerordentliches". Dabei läßt Hebbel deutlich durchblicken, daß er die „Bernsteinhexe" noch beträchtlich höherer Lobsprüche wert findet.

Wilhelm Jensen (geb. 1837 zu Heiligenhafen; Mediziner, ohne sein Fach zu praktizieren; lebt in München) ist ein produktiver Autor, namentlich in seinen kleineren Arbeiten ausgezeichnet durch edle Einfachheit und Klarheit; so in den meisten Stücken der Novellenreihen „Aus den Tagen der Hansa" und „Aus schwerer Vergangenheit". Leider lassen sich die gleichen Vorzüge seinen größeren Werken nicht mehr nachrühmen: teils wirken sie verführerisch, teils sind sie auch tendenziös und glaubensfeindlich, wie in der Erzählung „Minatka" (aus den böhmischen Religionskriegen). Seine Lyrik findet eigenartige, innige Laute. — Vorwiegend die kleineren und älteren Erzählungen von Edmund Höfer (geb. 1819 zu Greifswald, gest. 1882 in Cannstatt; Philolog; lebte in Stuttgart, wo er mit Hackländer arbeitete), geben wohlgetroffene Darstellungen norddeutschen Städter- und Seemannlebens „Aus alter und neuer Zeit".

12. Ein trefflicher Prosadichter, zumal im historischen Roman, aber auch in der Humoreske („Eines schickt sich nicht für alle") und der heute so beliebten literarhistorischen Novelle („Ein Urteil Drydens") ist Hermann Hirschfeld (geb. 1842 zu Hamburg; lebt in Neu-Isenburg). Sein „Cäsarenfrevel" z. B., auf ernsten Studien beruhend, schildert uns das öffentliche und private Leben Neros nach allen Beziehungen so anschaulich, wie es nur der ganze Dichter fertig bringt, und doch scheitert er an den Klippen der wüsten Wirklichkeit nicht so wie ein Hamerling in seinem „Ahasverus". Ebensogut ist der Roman „Vom Ahn zum Enkel", worin die Geschicke des Hauses Medici dargestellt sind. Von seinen besten Novellen nennen wir „Die Töchter Mecklenburgs" und „Der Schatten des Landgrafen". Zu wünschen wäre bei ihm eine natürlichere Sprache. — Ein wahrer Wandelstern, wie im Leben, so auch im Gebiete der Literatur ist Adolf Schirmer (geb. 1821 zu Hamburg; lebte in Währing bei Wien, gest. zu Hamburg 1886). Neben farbenreichen Gedichten, aus denen wir „Ave Maria" als besonders gelungen hervorheben, ist die Humoreske

Digitized by Google

(„Ein Opfer der Nase", „Ein Opfer der Nihilisten") und der Künstlerroman („Chopin und Berlioz", „Der Schattentanz der Dinorah") seine Domäne. Ein Meisterwerk im vollen Sinne des Wortes ist „Cherubini" mit der französischen Revolution im Hintergrund, auf dem sich in scharfen Umrissen eine Reihe hervorragender historischer Personen abheben. — Julius Stinde, mit verschiedenen Pseudonymen (geb. 1841 zu Kirch-Rüchel bei Eutin, eines Propstes Sohn, erst Apothekerlehrling, dann Chemiker und Werkführer in chemischen Fabriken, jetzt in Berlin) ist ein Hauptvertreter des Humors auf novellistischem Gebiete geworden durch seine „Familie Buchholz" (4 Tle), der die Reiseabenteuer „Buchholzens in Italien" vorausgingen und später „Frau Buchholz im Orient" und „Wilhelmine Buchholz' Memoiren" (1895) folgten. Die typische Figur darin, Frau Wilhelmine Buchholz, ist dem echten Berliner Spießbürgerleben abgelauscht und eine köstliche Gestalt. Darum wurden die Bücher auch binnen kurzer Zeit in hunderttausenden Exemplaren abgesetzt, eine in Deutschland sehr ungewöhnliche Erscheinung. Auf die Dauer wirkt aber darin das beständige Herumreiten auf demselben Witz kaum mehr humoristisch.

13. Seinen wahren und viele hochdeutsche Dichter weit übertreffenden Repräsentanten fand der norddeutsche Humor in Fritz Reuter, dem weitaus genialsten unter allen Dialektdichtern. Er wurde geb. am 7. November 1810 zu Stavenhagen in Mecklenburg-Schwerin, wo sein Vater Bürgermeister war, studierte Jura, konnte jedoch die Studien nicht vollenden, wurde später Landwirt, dann Privatlehrer; seit 1856 lebte er nur literarischen Studien, zuerst in Neubrandenburg, von 1863 an aber in seiner reizenden, am Fuße der Wartburg erbauten Villa, wo er am 12. Juli 1874 plötzlich an einem Herzschlage starb.

Für ein sog. Brotstudium hatte er keine Neigung; so trieb er in Jena Allotria, stürzte sich, statt zu studieren, als Mitglied der Burschenschaft „Germania" in die Hochflut des politischen freisinnigen Lebens. Die Regierungen, besonders die preußische, sahen aber in diesen Studenten nur heranwachsende Revolutionäre, ja Verschwörer. Trotzdem wagte sich Reuter einmal nach Berlin, wurde hier arretiert (1833) und vorgeblich (aber wohl unschuldig) „wegen Konats des Hochverrats" zum Tode verurteilt, jedoch zu 30jähriger Festungsstrafe begnadigt, die er unter unsäglichen Leiden und Entbehrungen zum größten Teil in preußischen Festungen, den Rest aber auf Verwendung des Großherzogs von Mecklenburg in der Festung Dömitz (Mecklenburg) bei liebevoller Behandlung verbüßte. Nach Friedrich Wilhelms III. Tode (1840) endlich amnestiert, war er an Geist und Körper gebrochen. Erst die Landwirtschaft „machte ihn wieder gesund und goß ihm wieder frischen Mut in die Adern"; nur fehlte ihm nach des Vaters Tode eine passende Ökonomie, weshalb er sich in Treptow (Vorpommern) als Privatlehrer zu ernähren trachtete. Zur Erholung schrieb er hier 1853 seine plattdeutschen Gedichte „Läuschen un Riemels" (d. h. Abgelauschtes und Gereimtes). Als der Erfolg wider Erwarten groß war, widmete er sich ganz der Dialektdichtung.

Fritz Reuter hatte kaum seine kleinen plattdeutschen Dichtungen veröffentlicht, so war auch alsbald sein Name einer der gefeiertsten in Deutsch-

Digitized by Google

land. Schon das beweist sein außergewöhnliches Dichtertalent. Denn wohl können auch Dichter von beschränkter Begabung ein größeres Publikum gewinnen, wenn sie in Hochdeutsch dichten; aber nur einem hohen Talent kann es gelingen, sich durch Dialektdichtung berühmt zu machen, und sein Ruhm ist um so größer, je fremder die Mundart dem gewonnenen Lesepublikum sonst war.

Reuters Bedeutung liegt in seinem wunderbaren, von der Kraft eines kernigen Dialektes ebenso wie von dem liebenswürdigsten Humor unterstützten Erzählertalente. Er versteht es, die auftretenden Personen mit plastischer Lebendigkeit uns vorzuführen, das rein Menschliche in denselben herauszuheben, ohne ihre mecklenburgische Naturwüchsigkeit zu zerstören, so daß ein „Unkel Bräsig", „Pommuchelskopp", „De lütt' Akzesser", „Jung-Jochem" usw. wie alte liebe Bekannte des eigenen Lebenskreises uns anmuten. Die Begebenheiten aber weiß er so darzustellen, daß er als geselliger Unterhalter in nichts den alten französischen, spanischen und selbst italienischen Erzählern nachsteht, also Goethe in dieser Hinsicht weit überflügelt. Und gar sein Humor, der nicht mit enger Brust stöhnt, sondern, aus vollem Herzen stammend, das Menschenherz voll und ganz ergreift, wie hoch schätzbar ist dieser Humor! Darum sagte mit Recht ein Kritiker: „Reuter ist vielleicht der einzige Humorist, den der deutsche Boden hervorgebracht hat."

Die bedeutendsten Werke Fritz Reuters sind: „Läuschen un Riemels" (1853, neue Folge 1858); „Polterabendgedichte" (1855); „De Reis nah Belligen", eine poetische Erzählung (1855); „Kein Hüsung", eine Dorfgeschichte in Versen (1858); „Hanne Nüte un de lütte Pudel, 'ne Vagel- un Minschengeschichte" (1859); „Schurr-Murr", eine Sammlung launiger Geschichten, teils in plattdeutscher teils in hochdeutscher Sprache (1861); „Olle Kamellen", eine Reihe von Prosa-Erzählungen, 1. Band: „Twei lustige Geschichten" (Woans ick tau 'ne Fru kam. — Ut de Franzosetid) (1860); 2. Band: „Ut mine Festungstid" (1862); 3. bis 5. Band: „Ut mine Stromtid" (1864); 6. Band: „Dörchläuchting" (1866); 7. Band: „De Reis nah Konstantinopel" (1868).

14. Neben Reuter schuf als plattdeutscher Dichter Klaus Groth (geb. 1819 zu Heide in Holstein; Mädchenschullehrer; bereitete sich mit eisernem Fleiße zum Philologenexamen vor und wurde Professor in Kiel, wo er 1899 starb) Ausgezeichnetes. In seinem Hauptwerk „Quickborn" (1852) schildert er das dithmarscher Volksleben weich und innig (an Hebel erinnernd), naturfrisch und anmutig. Gar liebe Reime schrieb er in demselben Dialekte „Voer de Goern" (für die Kinder).

Seine plattdeutschen Erzählungen und epischen Dichtungen, wie seine hochdeutschen Gedichte stehen ebenfalls fast durchweg an innerlicher Größe den Versen des „Quickborn" nicht nach, und es ist nur zu bedauern, daß das dithmarsche Platt, in dem Groth meistens schrieb, so schwer verständlich ist, weit schwieriger als Reuters mecklenburgisches.

Digitized by Google

1. De Wedd.

(Von Fritz Reuter.)

De Bäcker Swenn, de sitt in sinne Stuw
Un hött sin Tweiback un sin Kringel,
Dunn kamen tau em rin twei lange Slüngel:
„Oh, Meister, bring'n S' doch mal eins swinn
För uns en gaudes Frühstück rin!" —
„Ja woll!" Hei halt nu Eier, Schinken;
De Gäst, de föddern ok tau drinken,
'ne Buddel Win vom besten sall dat sin.
De Wirt, de bringt s'; de Gäst, de sünd taufreden
Un fangen an von dit un dat tau reden.
„Na, hür mal, Brauder Möller, kumm!
Schenk di mal in, wi will'n mal drinken",
Seggt irst de ein un ward den annern plinken [1].
„Nu segg mal blot, wat was de Kirl doch dumm!" —
„Du meinst den Ollen an den Mark,
Den ollen Bäckermeister Hauck?
Ja, den sin Dummheit, de is stark.
De Oll, de hölt sick schrecklich klauk,
Un hett sick doch so dull blamirt."
De olle Hauck? — Oll Bäcker Swenn, de hürt
Ganz nipping [2] tau. — „O, wenn ik fragen kann,
Wobi let de oll Boß sick faten,
Hei is doch süs so 'n nägenklauken [3] Mann?" —
„Sei weiten doch: hei kann dat Wedden jo nich laten,
Un dorbi kregen wir em 'ran.
Wi wedd't mit em, un hei verlur,
Dat hei vör sine Stubenuhr
'ne Virtelstund nich sitten künn
Un nich so langsam un so swinn,
So as de Parpendikel slög,
De Würd' ahn Stamern [4] rute kreg:
Hir geiht'e hen, dor geiht'e hen,
Hir geiht'e hen, dor geiht'e hen." —
„Jh, dat 's doch nich so swer," seggt Swenn,
Dei gor tau girn ok wedden müggt,
Dei olle Schapskopp! „Na, mi dücht,
Dei Sak, de is doch gar tau licht." —
„Je", seggt de ein', — —„dat is doch so 'n Geschicht!
Sei dörwen nich upstahn, nicks anners reden,
Sei möten ümmertau den Vers herbeden." —
„Ik dauh 't, un ik gewinn", seggt Swenn;
„Hir geiht'e hen, dor geiht'e hen. —
Hir, fösteihn Daler sett ik hen!" —

---

[1] Wird, d. h. fängt an zu blinzeln.
[2] nipp (Diminutiv nipping), sowie auch prick (pricking) = ganz genau.
[3] überkluger. [4] Stamern = stottern.

Digitized by Google

De beiden Kirls kregen
Nu ehren Büdel rut un setten föfteihn gegen,
Un vör de Klock[1] sett sick oll Swenn:
„Hir geiht'e hen, dor geiht'e hen.“ —
„Adjüs, Herr Swenn“, seggt nu de ein'
Un makt sick an de Dalers ranner
Un sik dunn fix up sine Bein;
„Adjüs, Herr Swenn,“ seggt ok de anner,
„Sei dörwen nich upstahn, nicks anners reden,
Sei möten immertau den Vers herbeden,
Ik wünsch Sei ok recht vel Plesir.“ — —
„Je, dat ik doch en Schapskopp wir
Un dordörch mine Wedd verlür!
Ne! lopt Ji man“, denkt Bäcker Swenn;
„Hir geiht'e hen, dor geiht'e hen,
Um mine Wedd ward mi nich bang'n,
So licht lat ik mi noch nich fang'n.“
Hei drömt sick nu all[2] as Gewinner,
Dunn kümmt tau em sin Fru herinner,
De ut de Stuw' wat ruter halt:
„Na, Vader, heww'n de Kirls betalt?“ —
„Hir geiht'e hen, dor geiht'e hen.“ –
„Wat is 'e los? Wat fehlt di, Mann?
Wat redst du dor? Wat is di denn?
Wat kikst du denn de Klock so an?“ —
„Hir geiht'e hen, dor geiht'e hen.“ —
„Min Gott! Wat fehlt di? Segg doch, Swenn!
Du büst doch woll nich dunn[3] hüt morg'n?
Du büst doch woll verrückt nich word'n?“ —
„Hir geiht'e hen, dor geiht'e hen.“ —
„Herr Jesus! kum doch rinne, Fik![4]
Lat allens liggen, lop un rönn
Doch mal nah Dokter Hansen glik;
Hei füll doch kamen in den Ogenblick,
Unf' Vader hat nich sinen Schick.“[5] —
„Hir geiht'e hen, dor geiht'e hen. —
„Hür, Vadding! Swenning! Leiwe Swenn!
Herr Gott doch! Vadding! hürst du nich? —
De Ogen gahn em fürchterlich.
Segg, Vadding! Segg! Kennst du mi denn?“ —
„Hir geiht'e hen, dor geiht'e hen.
So, Mutter! so! nu heww ick wun'n!
Nu is 't 'ne richt'ge Virtelstun'n.
So, Mutter! ik gwünn de Wedd.“ —
„I Vadding, kumm, leg di tau Bedd!
Ik bidd di drüm in Gottes Namen.
Ik denk, de Dokter sall glik kamen.“ —

---

[1] Klock = Uhr. [2] Schon. [3] Betrunken. [4] Sophie.
[5] Ist nicht in Ordnung.

Digitized by Google

„Gotts Dunner, Mutter! Ne! Ik hewwn gewun'n. —
Dor fall doch glik dat Wetter rinner schlagen!
De Kirls, de heww'n mi doch betragen,
De niederträchtigen, entfamten Hun'n!
Wat? Meinst du, dat verrückt ik bün?"
Un as hei noch so schellt, dunn kümmt de Dokter rin.
„Ja, ja! er ist in schrecklicher Erregung,
Der Puls in heftiger Bewegung,
Das glüh'nde Auge rollt und irrt
Umher. — Das Faseln von der Wette! —
Der arme Mann ist leider ganz verwirrt
Und ganz verstört, er muß zu Bette!" —
„Gotts Dunner! Hürn Sei mi doch an!" —
„Min leiw Herr Swenn, man keinen Larm!
Wi weiten't all! Nu kamen S' man."
Un dormit krigt de Doktor em bi'n Arm,
Un sine Fru, de nimmt den annern,
Un Fiken, de schüwwt achter [1] nah!
So möt hei nah de Kamer waunern.
Hei flucht und swört, hei deiht und seggt,
Dat helpt em nicks, hei ward, mit Bidden bald,
Wenn de nich helpen, mit Gewalt
Int warme Bedd herinne leggt. —
Nu geiht dat los mit Aderlaten!
Up sinen Kop ward Water gaten,
Und wenn hei blot mal wedder röppt:
„Ik heww jo wedd't, un ik hew wun'n!"
Denn ward hei glik von Fläſſen [2] schröppt,
Em acht're Uhren Ilen set't [3],
Un Luft ward em denn schafft von unnen.
So liggt hei nun den einen Dag, den tweiten
Bi Hawergrütt un Watersupp,
Un keiner will von em wat weiten.
Un deiht hei blot de Mund mal up,
Dann heit dat glik: „Wat willst du, Swenning?
Ligg ruhig, stilling, leiwes Männing!"
Un fängt hei an mal tau vertellen
Von sine Wedd un an tau schellen,
Dann heit dat glik: „O Fiken! lop un rönn
Doch glik mal nah den Dokter hen.
Hei müßt em wedder Ilen setten,
Un süll de Spritz ok nit vergeten." —
„Na", denkt hei endlich, „giww di man! [4]
Verrückt? Ne, dat 's nich wohr, dat bün't nich west,
Doch dumm, als einer wesen kann!

---

[1] Schiebt hinten nach.

[2] Fläſſen (eigentlich flächſen, von Flachs) übertragen: von neuem; aber auch: mit erneuter Kraft.

[3] Ihm hinter die Ohren Blutegel geſetzt. [4] Gib dich nur (zufrieden).

Digitized by Google

Ik glöw binah, dat is dat best,
Ik segg hir weder in dat Bedd•
Noch äwerall wat von min Wedd;
Ik glöw, ik swig man ganz und gor.
Dat Geld is weg, de Schimp es dor.
Sei hewv'n mi doch tau arg traktirt,
Von 't Wedden bün ik nu kurirt!"

2. Still, min Hanne [1].

(Dithmarscher Platt, von Groth.)

Still, min Hanne, hör mi to;
Lüttje Müse pipt int Stroh,
Lüttje Vageln slapt in Bom,
Röhrt de Flünk und pipt in Drom.

Still, min Hanne, hör mi an!
Buten geit de böse Mann,
Baben geit de stille Maan:
„Kind, well hett dat Schrigen dan?"

Äwert Bom so still und blank,
Äwern Hus an Heben lank,
Un wo he frame Kinder süht,
Kik mal an, wa lacht he blid!

Denn seggt he to de böse Mann:
Se wüllt en beten wider gan;
Denn gat se beid, denn stat se beid
Äwert Moor und äwer de Heid.

Still, min Hanne, slav mal rar!
Morgen is he wedder dar!
Rein so gel, rein so blank,
Äwern Bom am Himmel lank.

All int Gras de gelen Blom,
Vagel pipt in Appelbom;
Still un mak de Ogen to,
Lüttje Müse pipt int Stroh.

Achte Gruppe.

§ 107. Dichter aus dem übrigen Nord- und Mitteldeutschland.

1. Die gemischtsprachigen Länderstriche im Osten des Deutschen Reiches haben nur wenige bedeutendere Namen für die deutsche Literaturgeschichte gestellt, und auch im schriftstellerreichen Schlesien kommt in der Hauptsache

[1] In Hochdeutsch wörtlich übersetzt lautet dieses Gedicht so:

Still, mein Hannchen.

Still, mein Hannchen, hör mir zu!
Kleine Mäuse schrein im Stroh,
Kleine Vögel schlafen im Baum,
Rühren die Flügel und singen im Traum.

Still, mein Hannchen, hör mich an!
Draußen geht der böse Mann,
Droben geht der stille Mond:
„Kind, wer hat das Schrein getan?"

Überm Baum so still und klar,
Übers Haus am Himmel entlang,
Und wo er fromme Kinder sieht,
Sieh mal an, wie lacht er gleich!

Dann sagt er zu dem bösen Mann:
Sie wollen ein wenig weiter gehn;
Dann gehn sie beide, dann stehn sie beide
Überm Moor und über der Heide.

Still, mein Hannchen, schlaf nur wenig!
Morgen ist er wieder da!
Rein so gelb, rein so blank,
Überm Baum am Himmel lang.

All im Gras die gelben Blumen,
Vögel singen im Apfelbaum;
Still und mach die Augen zu,
Kleine Mäuse schrein im Stroh.

Digitized by Google

nur der nordwestliche Teil in Betracht. Es geht daher nicht an, dem Abschnitt über westdeutsche (rheinische und westfälische) Dichter einen gleichgeordneten über ostdeutsche entsprechen zu lassen, und die wenigen einschlägigen Namen können denen aus dem noch übrigen Nord- und Mitteldeutschland zugesellt werden.

2. Wie an der Spitze der vorigen Gruppe der Dramatiker Hebbel stand, so bildet hier sein thüringer Kunst- und Altersgenosse Otto Ludwig den Beginn. Derselbe wurde im gleichen Jahre wie Hebbel (1813) zu Eisfeld geboren und widmete sich anfangs unter Leitung von Mendelssohn-Bartholdy der Musik, gab sie aber wegen heftiger Krampfanfälle wieder auf und lebte ganz ästhetischen Studien und der Poesie, sehr zurückgezogen, seine Schmerzen überaus geduldig ertragend, zu Dresden, wo er 1865, also erst zwei Jahre später als Hebbel, starb. Trotzdem hat er, durch Krankheit und allzuvieles Theoretisieren im Schaffen gehemmt, außer zahlreichen Fragmenten und Jugendwerken (darunter das „Fräulein von Scuderi") nur zwei vollendete Dramen hinterlassen. Diese meisterhaft aufgebauten, mit blühenden Dialogen ausgestatteten Hauptwerke sind die Schicksalstragödie „Der Erbförster" (1850) und „Die Makkabäer" (1852), eine wuchtige Jambentragödie. Namentlich das letztere Werk mit seinem erhabenen biblischen Stoffe ist reich an großgeschauten Gestalten und erschütterndem Geschehen. Auch zwei Novellen ersten Ranges besitzen wir von Ludwigs Hand, die düsterernste „Zwischen Himmel und Erde" und die sonnige „Heiterethei". Als Lyriker hat er ebenfalls nur weniges, aber Wertvolles hinterlassen („Der Ostermorgen lächelt").

Als genialer Reformator der Operntextdichtung muß der Musikdramatiker Richard Wagner (geb. 22. März 1813 in Leipzig, gest. 13. Februar 1883 in Venedig) auch in der deutschen Literaturgeschichte rühmlich genannt werden. Seine selbstgedichteten Texte übertreffen nicht nur die bis dahin üblichen weitaus an dichterischem Gehalt, sondern haben zugleich auch altehrwürdige Stoffe deutscher Epik dem Empfinden der Gegenwart auf ihre Weise wieder näher gebracht (im „Tannhäuser", „Lohengrin", „Ring der Nibelungen", „Tristan" und „Parsifal").

2. Im Banne der Revolutionsideen stand der Beginn von Rudolf Gottschalls dramatischem Schaffen. 1823 zu Breslau als Sohn eines Offiziers geboren, studierte er die Rechte in Königsberg und nahm dort, weil er wegen seines feurigen Liberalismus verfolgt wurde, eine Stellung als Dramaturg an. Der Großherzog von Weimar ernannte ihn 1875 zum Geheimen Hofrat, und Kaiser Wilhelm verlieh ihm erblichen Adel. Schon als Gymnasiast versuchte er sich zum Staunen der Lehrer und anderer Literaturfreunde in Dramen. Seine später publizierten ersten Dramen, „Ulrich von Hutten", „Robespierre", „Katharina Howard" (Tragödie), sind nicht frei von tendenziöser Befangenheit, die Bildersprache darin

Digitized by Google

ist oft unklar, sogar wüst. Die späteren, besonders die historischen Lustspiele „Pitt und Fox“ (1851), „Die Diplomaten“, die Trauerspiele „Mazeppa“ und „Amy Robsard“ und das Drama „Auf roter Erde“ zeigen schöne Sprache, rege Phantasie, tüchtige Gestaltungskraft, glücklichen Humor und meisterhafte Bilder. Eine unreife, religionsfeindliche Gedankendichtung ist Gottschalls Epos „Die Göttin“; auch seine geschichtlichen Romane („Im Banne des schwarzen Adlers“) und seine Lyrik sind zu sehr reflektiert. — Ein reiner, keuscher Dramatiker ist Hans Herrig (geb. 1854 in Braunschweig, gest. 1892 in Weimar). Seine Dramen sind mit Ideen überlastet, jedoch geistreich und feinsinnig („Der Rotbart“, „Der Kurprinz“, „Konradin“). Sein „Lutherfestspiel“ ist natürlich ein Tendenzstück mit volkstümlichem Charakter. — Minder wichtig sind: Eduard Devrient (geb. 1801 zu Berlin; zuletzt Theaterdirektor in Karlsruhe; starb dort als Pensionär 1877; Geschichtschreiber der deutschen Schauspielkunst), der mehr das kunstmäßige, und Salomon Hermann Mosenthal (geb. 1821 zu Kassel; starb 1877 als Bibliothekar im Ministerium des Unterrichts zu Wien), welcher das Volksschauspiel („Der Sonnenwendhof“) bearbeitete. In „Deborah“ verherrlichte er das unterdrückte Judenvolk, dem er selbst angehörte. — Auch das preußische Königshaus stellte der Gegenwart einen guten Dramatiker, nämlich den Prinzen Georg von Preußen (geb. 1826 zu Düsseldorf, war krankheitshalber längere Zeit in Italien, gest. 1902 in Berlin). Er dichtete nur Dramen, und zwar solche, in welchen er das altklassische Drama sich zum Vorbild nahm, weshalb er mit Vorliebe die Stoffe der alten Sage und Geschichte entlehnte. Feinheit der Entwicklung und Charakterzeichnung, sprühender Gedankenreichtum (oft sentenzenhaft sich aussprechend), dramatische Schürzung und Lösung der Verwicklung zeichnen nicht wenige seiner Dramen aus. Wir nennen „Phädra“, „Elektra“, „Kleopatra“, „Alexandros“, „Arion“, „Medea“ usw.

3. Der gefeiertste der jüngeren Dramatiker ist Ernst von Wildenbruch (geb. 1845 zu Beirut, lebt als Legationssekretär a. D. in Berlin). Bald zu Shakespeare bald zu Schiller hinneigend, verfügt er über eine schwungvolle, farbenglühende, bilderreiche Sprache und zeichnet seine Charaktere scharf und kräftig, doch nicht immer frei von übertriebenem Pathos. Deutsche Stoffe behandeln: „Die Karolinger“, „Die Mennoniten“, die als feige Vaterlandsverräter hingestellt werden, „Vater und Söhne“, „Das neue Gebot“, „Der Fürst von Verona“. „Die Quitzows“ machten den Dichter im weitesten Sinne des Wortes populär. Es war das erste seiner drei Hohenzollerndramen. Künstlerisch bedeutender als diese geriet sein Doppeldrama „Heinrich und Heinrichs Geschlecht“, das jedoch durch die unwürdige Darstellung kirchlichen Wesens verletzt. Der naturalistischen Tagesmode machte Wildenbruch in der „Haubenlerche“ seine Reverenz; auch seine Erzählungen sind von unerquicklichen Bestandteilen nicht

Digitized by Google

frei; am meisten Innerlichkeit atmet darunter der teilweise selbstbiographische Roman „Schwesterseele". Auch in seinen Liedern und namentlich Balladen finden sich Stücke, die nur echter Dichterkraft gelingen. — Der meistumstrittenste der jüngeren Dramatiker ist Gerhart Hauptmann (geb. in Salzbrunn 1862). Und das ist nicht verwunderlich bei dem eigenen Schwanken des Dichters zwischen rücksichtslosem Naturalismus und symbolistisch-verstiegener Neuromantik. Hauptmann begann mit sozialen Bühnenbildern, die das tatsächliche Elend menschlicher Not und Verkommenheit durch grauenhafte Aufhäufung noch übertreffen („Vor Sonnenaufgang", „Friedensfest"). Zum Naturalismus gesellte sich derb-drastischer Humor in „Kollege Crampton" und „Biberpelz", individualistisch-ethische Verschwommenheit in „Einsame Menschen" und revolutionärer Groll in dem eindrucksvollen Arbeiterstück „Die Weber" (1892), das ursprünglich in Hauptmanns schlesischem Heimatsdialekt geschrieben war. Als naturalistisches Spätwerk reiht sich den genannten dann namentlich noch „Fuhrmann Henschel" (1898) an, eine Ehebruchstragödie in niederen Sphären. Längst vordem aber hatte Hauptmann bereits den Ritt ins romantische Land gewagt, zunächst noch mit naturalistischer Einkleidung in dem Traumstück „Hannele", dann unverhohlen in der „Versunkenen Glocke" (1896). Aber sowenig Hauptmann in diesem seinem erfolgreichsten Werke über einen nebelhaften Symbolismus empordrang, so wenig vermochte sein „Armer Heinrich" (1902) des rührenden Legendenstoffes, oder gar sein „Florian Geyer" der geschichtlichen Kraftgestalt Herr zu werden. Gerade durch diese mißglückten Höhenflüge hat Hauptmann offenbart, daß er besser zu beobachten als zu gestalten versteht, daß ihm die letzte schöpferische Schwungkraft fehlt, welche aus sich dramatische Helden, und nicht nur Schwächlinge oder Episodenmenschen gebärt. Trotz dieses Unvermögens gegenüber den letzten Aufgaben muß aber Hauptmann zu den bedeutendsten, weil ehrlich und unablässig ringenden Begabungen im „modernen" Dichterkreis gerechnet werden. Als Erzähler und Lyriker ist er meistens bei seiner naturalistischen Haupttonart geblieben.

Homer.

(Von Ernst von Wildenbruch.)

Auf Olympos' hohem Haupte
Saß der sel'gen Götter Schar,
Dunklen Wein im lichten Golde
Brachte Hebe ihnen dar.

Schweigen herrschte in der Runde,
Und kein Lächeln war erlaubt;
Denn Kronion beugte trauernd
Das umlockte, heil'ge Haupt.

Heiß und rot in seinem Becher
Schwamm der Wein in düstrer Glut —
Flammenschein von Trojas Brande,
Widerschein von Priams Blut.

Und er schwang empor den Becher.
„Nimmer", sprach er, „nimmerdar,
Ziehen fürder Trojas Knaben
Opfer spendend zum Altar.

Digitized by Google

Nimmer bringen Trojas Mädchen
Weines süße Labe mir —
Diese Spende, diesen Becher,
Ilion, diesen letzten dir!"

In des Göttervaters Auge
Flammend eine Träne hing;
Tiefes Schauern, stummes Beben
Durch die Schar der Götter ging.

Tiefes Schauern, stummes Beben
Durch die Erde weit und breit —
Schweigend neigte sich die Erde
Vor dem großen Götterleid.

Und es floß die heil'ge Träne,
Langsam rollend erdenwärts,
Unaufhaltsam, bis sie ruhte
Zitternd in Homeros' Herz.

Tief im Schlummer lag Homeros;
Da ergriff's ihn wild und schwer,
Und er träumt', er trüg' im Busen
Das allmächt'ge Weltenmeer.

Und er träumt', in seinem Busen
Küßten Sonne sich und Mond —
Stürmend trieb es ihn vom Lager
Und vom Haus, da er gewohnt.

Wahnsinn flog um seine Schläfe,
Auf sein Auge sank die Nacht;
Doch im Herzen flammt' und glüht' ihm
Unermess'ne Weltenpracht.

Gärend schwoll in seiner Seele
Lust und Leid, ein Sturmgewühl,
Und er sank in seine Knie:
„Worte, Götter, dem Gefühl!"

Da entströmte seinen Lippen
Tiefer, heil'ger Wonneklang,
Und es war das Lied von Ilion,
Das Homer den Völkern sang.

Über Länder, über Meere
Zog der feierliche Ton;
Lauschend beugten sich die Menschen
Vor dem großen Erdensohn.

Und es schwang das Lied die Flügel
Um die sel'gen Götter her;
Von der Priamiden Sterben
Lauschten sie der großen Mär.

Von dem Sessel sprang Kronion:
„Füll' die Becher, Hebe, mir!
Diesen Gruß und diese Spende
Bringe ich, Homeros, dir,

Der du mehr vermagst als Götter,
Tote rufst aus Hades' Nacht,
Der du Ilion, das geliebte,
Heute wieder mir gebracht."

Und es schwangen sich die Becher
Klirrend in der Götter Hand;
Rollend zog der heil'ge Donner
Über das Hellenenland.

Schweigen lag auf Meer und Landen,
Auf den Völkern weit und breit,
Und sie ahnten stumm und schauernd
Eigene Unsterblichkeit.

Rautendeleins Lied (Aus der „Versunkenen Glocke").

(Von Gerhard Hauptmann.)

Weiß nicht, woher ich kommen bin;
Weiß nicht, wohin ich geh:
Ob ich ein Waldvöglein bin
Oder eine Fee.

Die Blumen, die da quillen,
Den Wald mit Ruch erfüllen,
Hat einer je vernommen,
Woher die sind kommen?

Aber manchmal fühl' ich ein Brennen:
Möchte so gerne Vater und Mutter kennen.
Kann es nicht sein,
Füg' ich mich drein.
Bin doch ein schönes, goldhaariges Waldfräulein.

Digitized by Google

Andere Proben von Wildenbruchs Poesie bei Hellinghaus: Kaiser Heinrich; Belehnung Friedrichs I. mit der Mark Brandenburg; Kaiser Wilhelm unter seinen Paladinen; Moltke; Aus einem Epiloge.

4. Vorerst besteht noch wenig Hoffnung, daß die seelenvollere Haltung, in der sich Hauptmanns romantisierende Bühnendichtungen versuchten, eine gründliche Wandlung des augenblicklich herrschenden Theatergeschmacks vorbereiten hilft. Dieser Umschwung kann erst eintreten, wenn sich weitere Kreise zu der Schillerschen Anschauung durchgerungen haben, daß die Bühne eine „moralische Anstalt" sein soll, nicht aber eine Vermittlungsstätte oberflächlicher, sensationslustiger oder gar pikanterielüsterner Unterhaltung. Solange das Publikum die minderwertige Kost so eifrig begehrt, wird sie ihm auch stets von diensteifrigen Talenten wieder aufgetischt werden. Einige der geschicktesten darunter können hier nicht ganz übergangen werden.

Paul Lindau, geb. 1839 in Magdeburg, wo sein Vater Pastor war, studierte in Halle und Leipzig Philosophie und Literaturgeschichte, in Paris französische Geschichte und Literatur, leitete seitdem verschiedene Zeitungen und Zeitschriften. Seine Dramen („Maria und Magdalena", „Ein Erfolg", „Gräfin Lea" u. a.) hatten anfangs großen Erfolg wegen des den Franzosen abgelernten „Esprit" und des hastigen, oft stachligen Witzes. Später sank sein Stern mit Recht, trotzdem er seinen aus dem Berliner Leben geschöpften Romanen einen sittlich höchst bedenklichen Geist einhauchte, einen Geist, der das leichtlebige Volk der großen Städte anzieht. — Sehr beliebt wurden auf lange Zeit die flachen, aber wenigstens anständig gehaltenen Lustspiele von Gustav von Moser (geb. 1825 zu Spandau, gest. 1903 in Görlitz in Schlesien) und Franz von Schönthan (geb. 1849 in Wien), die häufig gemeinschaftlich arbeiteten. Höheren Kunstwert haben ihre vielbelachten Stücke („Der Veilchenfresser" u. a.) nicht. Ähnliche Doppelfirmen zur Fabrikation zugkräftiger Lustspielware haben sich dann in Berlin und anderwärts noch mehrfach aufgetan. — Andere bringen wieder in sensationeller Herrichtung, aber ohne künstlerische Bewältigung und sittliche Lösung ernste Probleme des Gegenwartslebens auf die Bühne. So trat z. B. an die Stelle des lustig-„unwiderstehlichen" Leutnantstypus bei Moser-Schönthan in einigen neueren „Offizierstragödien" eine ganz und gar nicht lustige, sittlich stark angefaulte Gestaltenreihe; am wirkungsvollsten in dem „Rosenmontag" von Otto Erich Hartleben (geb. 1864 zu Klausthal), der vorher in einer Reihe frivolster Erzählungen und Gedichte sich am allerwenigsten zum öffentlichen Sittenrichter qualifiziert hat. — Ein anderer Typus dieser Art ist Felix Philippi (geb. 1851 zu Berlin), der kaum ein aufsehenerregendes Zeitereignis vorübergehen läßt, ohne es in durchsichtiger Ummodelung dramatisch auszuschlachten.

5. Wenn oben von der Notwendigkeit die Rede war, daß die Schaubühne als moralische Anstalt wirkt, so sollte damit keineswegs dem harm-

Digitized by Google

losen, aber künstlerisch tüchtigen und sittlich einwandfreien Lustspiel die Daseinsberechtigung eingeengt werden. Auch der freie und leichte, aber herzliche und echte Humor entbehrt nicht der sittlich reinigenden Wirkungen. Etwa um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurden Anläufe zu einem gesunden deutschen Lustspiel leichterer Gattung genommen, die nur leider später wenig Nachfolge mehr fanden. Gerade das später so sehr entartete deutsche Singspiel (Vaudeville) war von einem echten Theaterblut, Karl von Holtei* (geb. 1798 zu Breslau als eines österreichischen Rittmeisters Sohn; lebte später in Graz, kehrte aber, vom Alter gebrochen, nach Breslau zurück, wo er im Februar 1880 sein Grab fand, das ein Obelisk schmückt mit dem Verse aus seinem Heimatlied: „Suste nischt ack heem") in erquicklicher Weise begründet worden. Er war eine Art fahrender Schüler und nannte sich selbst bezeichnend „einen literarischen Vagabunden". Denn er schwankte zwischen Schauspielerstand und Dichterberuf, machte viele Kunstreisen, bald als Schauspieler bald als Vorleser Brot und Glück suchend. Er war ein großes, gesellschaftliches Talent, geistreicher Unterhalter, ein gar offener Mann und liebenswürdiger humoristischer Erzähler. Seine Gedichte in schlesischer Mundart und auch manche hochdeutsche leben heute noch fort. Aus seinen Singspielen: „Die Wiener in Berlin", „Der alte Feldherr", „Die Berliner in Wien" u. a. erinnert man sich fast nur noch einiger Liedereinlagen („Schier dreißig Jahre bist du alt"). Nebenbei schrieb er viele unterhaltsame Romane, z. B. „Die Vagabunden", „Christian Lammfell", „Der letzte Komödiant". — Durch ergötzliche Situationskomik wirken die Lustspiele von Roderich Benedix (geb. 1811 zu Leipzig; Theaterdirektor zu Frankfurt a. M.; seit 1859 bloß literarisch beschäftigt; gest. 1873 zu Leipzig); er war hoch begabt und hat sein Talent nie mißbraucht, um den Sinnen und den Launen der Menge zu schmeicheln. Viele seiner Lustspiele werden noch immer gern gesehen und stürmisch belacht. Die besten sind wohl „Doktor Wespe" mit seiner urkomischen Verwicklung und „Die relegierten Studenten". — Gustav von und zu Putlitz (geb. 1821 zu Retzien in der Priegnitz; Jurist, gest. 1890 auf seinem Stammschloß) dichtete neben dem lieblichen, vielfach neu aufgelegten Märchen „Was sich der Wald erzählt" eine Reihe feiner Lustspiele: „Badekuren", „Salzdirektor", „Die Realisten", „Ein Schritt vom Wege", „Der Freund des Fürsten" und ein Schauspiel: „Das Testament des Großen Kurfürsten". — Ähnlich wie Putlitz hat der Schlesier Feodor Wehl (eigentlich von Wehlen, geb. 1821 in Kunzendorf; Direktor des Hoftheaters in Stuttgart, starb 1890 in Hamburg) fast nur einaktige Lustspiele geschrieben.

6. Vielleicht das beste neuere Lustspiel höheren Stils sind die „Journalisten" (1854) von Wehls Landsmann Gustav Freytag (geb. 13. Juli 1816 zu Kreuzburg; 1839—1844 Privatdozent in Breslau, dann Mitredakteur der „Grenzboten", lebte später als Literat an verschiedenen Orten,

Digitized by Google

schließlich abwechselnd in Siebleben bei Gotha und in Wiesbaden, wo er am 30. April 1895 starb), dessen Bedeutung jedoch im übrigen auf dem Gebiet der Erzählung liegt. Wie Freytags „Journalisten" ein köstliches und ewigfrisches Bild der damaligen politischen Partei- und Preßverhältnisse entwerfen, so gelingt ihm auch als Erzähler der Zeitroman am vorzüglichsten. Seine beiden ersten Romane haben eine überaus große Verbreitung gefunden. Es kommen darin dann und wann schneidige, ganz überflüssige Bemerkungen über Glauben, Mönche und ähnliches vor, die wir gewiß nicht billigen wollen; allein trotzdem sind diese Romane, was Anlage, Durchführung und Charakterzeichnung, was Gedanken und Sprache, die idyllischen Partien ꝛc. betrifft, so echt dichterisch und gut gelungen, daß man sich, alles in allem genommen, von Herzen freuen darf, daß Deutschland einen solchen Dichter besitzt. Der erste, „Soll und Haben" (1855, 3 Bde), stellt uns das Leben der Handelswelt, der zweite, „Die verlorene Handschrift" (1864, 3 Bde), das Leben der gelehrten Welt, besonders der gelehrten Bourgeoisie, dar. Der erstere hat noch mehr Vorzüge wie der letztere. In beiden „malt uns Freytag große Bilder so, daß das Ganze wie jeder Strich darin ein Kunstwerk und nichts anderes ist, freilich ein ernst gemeintes, lehrreiches und bedeutungsvolles Kunstwerk". Ihnen folgte der sechsteilige, nicht durchweg auf der Höhe bleibende Romanzyklus „Die Ahnen"; die sonst trefflichen „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" haben leider mancherlei sittlich, religiös und kirchlich Anstößiges. Auch einige ernste Dramen hat Freytag verfaßt. „Die Fabier" sind eine Tragödie von stilvoller Schönheit, aber ohne dramatische Kraft, „Valentine" ein etwas skizzenartig ausgeführtes, elegant geschriebenes Schauspiel, „Graf Waldemar" kraß und abenteuerlich in seinen theatralischen Effektszenen. Sehr lehrreich ist auch seine Abhandlung über „Die Technik des Dramas" geschrieben.

Ein schlesischer Romanschriftsteller, der an Jean Paul gemahnt, ist Max Waldau (geb. 1825 zu Breslau, gest. 1855 auf seinem Gute Tscheidt in Oberschlesien, heißt eigentlich Georg Spiller von Hauenschild). Die Romane „Nach der Natur" und „Aus der Junkerwelt" sind durchaus eigenartig. Er legt darin in seiner Art die Schwächen der vornehmen Gesellschaft offen dar und schiebt dabei meisterhafte kleine Dorfgeschichten ein, geht aber zu sehr ins einzelne.

7. Ein hervorragender Vertreter des vaterländischen Romans ist Willibald Alexis (Pseudonym für Wilhelm Häring, geb. 1798 zu Breslau; Jurist, dann Schriftsteller, starb in Arnstadt 1871). Er suchte in Walter Scotts Art zu schreiben und gab seinen ersten Roman Walladmor" sogar unter dem Namen von W. Scott heraus, was ihm dieser nicht übel nahm. Zu seinen späteren Romanen wählte er Stoffe aus der brandenburgischen Geschichte („Cabanis", „Der Roland von Berlin", „Der

Digitized by Google

falsche Waldemar", „Die Hosen des Herrn von Bredow", „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", „Isegrimm") und stellte sie mit bewunderungswürdiger Kunst dar, „groß in Sprache, Charakteristik, Malerei historischer Landschaft und Architektur". — Historische Romane weit oberflächlicherer Art schrieben Karl Spindler und Wilhelm von Chézy, die meist zusammenarbeiteten. Spindler*, geb. 1796 zu Breslau, siedelt mit seinem Vater, einem Musiker, früh nach Straßburg über, desertierte als Kanonier und zog als Schauspieler bis 1830 unstät in Deutschland umher; von 1830 an in Baden-Baden, dann in Freiburg weilend, starb er 1855 im Bade Freiersbach im Renchtale. Er schreibt zwar frisch und gewandt, doch öfters leichtfertig. Am besten ist „Der Vogelsteller von Imst".

Eine reiche Phantasie, genaue Auffassung der zu schildernden Zeit sind ihm eigen; in seinen Personen gibt er die nationalen Eigentümlichkeiten fast anschaulich wieder, wie er das Besondere der Person gut darzustellen weiß. Konsequente psychologische Entwicklung ist freilich weniger seine Sache, auch gefällt er sich zu sehr in schroffen Gegensätzen, besonders seine Sünder sind so verworfen wie möglich, die Farben zu grell, wohl eine Folge der sich überstürzenden Hast des Autors (er schrieb 102 Bände).

Wilhelm von Chézy*, der Dichterin „Helmina"[1] Sohn, geb. 1806 zu Paris, widmete sich nach einigen philosophischen und juristischen Studien der Schriftstellerei; mit Spindler in Baden-Baden, seit 1847 Redakteur von katholischen Blättern, starb er zu Wien 1865 am Schlage. Seine Erzählungen aus dem mittelalterlichen und modernen Volks- und Ritterleben sind lebendig, voll Humor, von objektiver Haltung („Hexenzaum", „Meister Kleiderlein", „Wanda Wieloposka" 2c.); die Stoffe sind stets interessant, die Ausführung spannend, die Moral kerngesund, die Charakteristik fein. — Eine besondere Gattung der kulturhistorischen Erzählung, den „archäologischen Roman", pflegte der Universitätsprofessor a. D. Georg Ebers (geb. 1837 zu Berlin, gest. 1898 in Tutzing), längst berühmt durch seine wissenschaftlichen Werke über Ägypten. Sein erster Roman, „Eine ägyptische Königstochter" (1864, 3 Bde), erlebte bald viele neue Auflagen und ist in 14 verschiedene Sprachen übersetzt worden. Er wollte durch den Roman, ohne alle Tendenz bezüglich der Gegenwart, in dem leichten, einschmeichelnden Gewande der freien Erzählung uns ein recht anschauliches Bild von dem gesamten Leben und Treiben, Lernen und Lehren der Perser, Ägypter und Griechen aus dem 6. Jahrhundert geben. — Die Idee zu „Uarda", Roman aus dem alten Ägypten (1877, 3 Bde), entstand, als der Verfasser die alte Totenstadt Theben besuchte und die schweigende Wüste durchritt.

[1] Pseudonym für Wilhelmine Christine von Chézy (geb. 1783 zu Berlin, Tochter des Barons von Klencke, eine Enkelin der „Karschin"), die, zweimal verheiratet, zweimal auch sich scheiden ließ und unruhig in Europa umherreiste. Sie schrieb und dichtete viel. Erblindet diktierte sie ihre Memoiren und starb 1856 in Genf.

Digitized by Google

Dieser Roman soll nach des Verfassers Absicht nur als Dichtung sich geltend machen; doch schildert er uns mit der größten Naturwahrheit das Nilland nach allen Seiten, sein Klima, seine Landschaften, die Volkstrachten, Volkssitten, die verschiedenen Stände des Volkes und ihr Tun, das Städtegetümmel und die Grabstätten, den Priesterdienst, den Prunk der Könige, die Einrichtungen des ägyptischen Hauses, die Leichenfeiern und religiösen Feste, die Qualen der Arbeiter in den Steinbrüchen und Bergwerken.

Wenn man die sehr ungünstige Schilderung des altägyptischen Priestertums erwägt, dem Ebers Herrschsucht, Streben nach dem Glorienschein höheren Wissens, Intoleranz, Volksverdummung, Fabrikation abergläubischer Vorstellungen, Niederdrückung jeder freieren Geistesregung und selbst Teilnahme am Hochverrat vorwirft, gewiß nicht ohne die Nebenabsicht, das Priestertum überhaupt zu verdächtigen, dann wird man sehr lebhaft an die Schlagwörter mancher Tagesblätter und Parteien erinnert, „man merkt die Absicht und — wird verstimmt". Ein unwahres Zerrbild vom altchristlichen Einsiedlerleben gibt sein dritter Roman Homo sum (1878); künstlerisch steht er verhältnismäßig noch am höchsten. Mehr oder minder tendenziösen Geschichtsunterricht erteilen auch Ebers' folgende Romane: „Der Kaiser", „Serapis", „Die Nilbraut" u. a. über das Altertum, „Die Frau Bürgermeisterin", „Ein Wort", „Die Gred" u. a. über mittelalterliche Zeiten. — Ernst Eckstein (geb. 1845 zu Gießen, gest. 1900 zu Dresden), der zuerst mit sehr witzigen Humoresken vor die Öffentlichkeit trat, hat sich dann namentlich mit historischen Romanen einen Namen verschafft. „Die Claudier", „Prusias" und „Nero" sind Romane aus dem alten Rom, die von hervorragendem Talent und gründlichen Studien Zeugnis ablegen, aber oft an üppigen Schilderungen Gefallen finden. — Max Ring (geb. 1817 zu Zeuditz in Oberschlesien, gest. 1901 zu Berlin) lieferte eine Reihe von historischen und Zeitromanen, denen ein gewisses Talent nicht abzusprechen ist. — Dasselbe läßt sich von den zahlreichen Romanen Albert Emil Brachvogels (geb. 1824 zu Breslau, gest. 1878 zu Berlin) („Der neue Falstaff", „Friedemann Bach" u. a.) sagen, dessen historisches Trauerspiel „Narziß" seinen Stoff mit geschickter Bühnenwirkung aus der sittlichen Fäulnis am Hofe Ludwigs XV. wählt. — Historische Novellen und Romane feinerer Ausgestaltung danken wir Adolf Stern (geb. 1835 zu Leipzig, Professor der Literaturgeschichte am Dresdner Polytechnikum), so „Die letzten Humanisten" und „Camoens". Er schrieb auch ein historisches Epos „Gutenberg" u. a. — Schlachtenschilderungen aus dem Kriege von 1870—1871 (Dies irae) sind die besten Gaben der vielseitig strebenden, aber zu selbstbewußten Dichternatur von Karl Bleibtreu (geb. 1859 in Berlin). Seine Dramen („Lord Byron", „Vaterland", „Schicksal", „Weltgericht") werden mit neuem Wein verglichen und kommen nicht zur Geltung. Ähnliches gilt von seinen naturalistischen Erzählungen und einiger forciert modernen Lyrik. — Ernste und unterhaltsame Erzählungen aus Offiziers- und Adelskreisen

Digitized by Google

bieten die späteren Werke Georg von Omptedas (geb. 1863 zu Hannover), namentlich „Eysen“ und „Sylvester von Geyer“. — Ethnographische Romane aus der Neuen Welt schrieb Otto Ruppius (geb. 1819 zu Glauchau; 1848 politischer Flüchtling; kehrte 1861 aus Amerika zurück; starb 1864 in Berlin), der im „Pedlar“ u. a. ähnlich spannend wie Gerstäcker zu erzählen weiß. — Naturbilder aus Afrika und Spanien finden sich neben Kriegsszenen in den Erzählungen des Hessen Ernst Koch* (geb. in Singlis 1808, gewöhnlich als Kasseler aufgeführt, weil er in Kassel längere Zeit lebte und dichtete). Er schweifte als verlorener Sohn in die Ferne, lernte als entlassener Fremdenlegionär in einem spanischen Spitale wieder beten und wurde dort 1837 auch Katholik. Heimgekehrt, wurde er nicht wieder angestellt, aber in den Staatsdienst nach Luxemburg berufen, wo er, zuletzt Professor der deutschen Sprache und Geschichte am Athenäum, allgemein betrauert 1858 starb. Als Dichter trat er nur unter dem Pseudonym Eduard Helmer auf. Seine erste, im Heineschen Stil gehaltene Dichtung, „Prinz Rosa Stramin“, machte ungewöhnliches Aufsehen. Noch mehr gewann er die Gunst des Publikums durch seine feurigen „Freiheitsgesänge“. Dann aber verschwand der dichtende Referendarius. Erst 1847 erschienen seine „Erzählungen“ voll Frische und Naturtreue, das beste dieser Art nach langer Zeit. Ebenso günstig nahm man seine „Salonnovellen“ (1854) auf. Unter seinen Einzelgedichten sind jene „An Maria“ voll südlich glutvoller Hingebung. Wenn er also irgendwo schreibt, „er habe in der Literatur nach keinem fürstlichen Kleide gestrebt, dürfe aber auch hoffen, nicht zu den literarischen Bettlern geworfen zu werden“, so erscheint uns sein Wort als gar zu bescheiden.

8. Mehr durch freie Phantasienovellen als durch seine Lyrik erwarb sich einen literarischen Ruf Franz Freiherr von Gaudy (geb. 1800 zu Frankfurt a. O., schottischer Abkunft, Offizier, dann Schriftsteller, gest. 1840 zu Berlin), der Freund und Schüler Eichendorffs. „Aus dem Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen“, „Ludwiga“, „Der Katzen-Raphael“, „Der moderne Paris“ und „Der Jahrestag“, „Mein Römerzug“ u. a. haben prächtige, bald frohsinnige bald schwermütige Partien, wenn der Dichter nur nicht voller Vorurteile gegen alles Katholische wäre. Als Lyriker ist er formell kalt, zuweilen an an Heine, öfters an Chamisso erinnernd. Voll prächtigen Humors sind dagegen seine satirischen Dichtungen und prosaischen Idyllen (vor allem „Das fünfzigjährige Jubiläum“); die erzählenden Gedichte und die auf Napoleon I. gesungenen „Kaiserlieder“ haben viel Schönes. — Richard Leander (Pseudonym für Richard von Volkmann, geb. 1830 zu Leipzig, berühmter Chirurg und Professor in Halle, starb 1889 in Jena) dichtete leidenschaftliche Gedichte nach Byrons Art. Bekannt sind seine „Träumereien an französischen Kaminen“, eine Art Märchenbuch von zartester Art. — Ein tiefsinniger Phantast, oft formlos und grell, aber von echtem, herz-

Digitized by Google

lichem Humor ist Wilhelm Raabe (geb. 1831 zu Eschershausen im Braunschweigischen, lebt zu Braunschweig; schrieb lange unter dem Decknamen J. Corvinus), der zuerst mit der „Chronik der Sperlinggasse“ und dem „Hungerpastor“ Aufsehen erregte. Mit dem „Däumling“, „Horacker“, „Wunnigel“, „Horn von Wanza“ gewann er eine der Höhen deutscher Erzählungskunst; denn für manche Breite seiner Darstellung und Lockerheit der Komposition entschädigt überreich die innerliche und bei aller Unwirschheit im Tiefsten menschenfreundliche Art, mit der der Dichter seine niedersächsische protestantische Welt widerspiegelt. — Ein harmlos-gemütlicher Humor durchzieht die „Leberecht-Hühnchen“-Geschichten von Heinrich Seidel (geb. 1842 zu Perlin in Mecklenburg). Er hat darin der idyllischen Schilderung ein neues Gebiet erobert, nämlich jene kleinen und ruhigen Lebenskreise, die auch in der Großstadt abseits vom lärmenden Strome fortwallen. Auch lyrische Gedichte und Kinderlieder zeigen Seidel als einen im kleinen großen Poeten.

Berliner Mai.

(Von Franz Gaudy.)

Die Nachtigall und der Zeisig,
Die leiden an Schnupfen beid',
Verkriechen sich stumm im Reisig
Und sträuben ihr Federkleid.

Es fror von der Kastanie
Die Blüte starr und steif;
Denn als satirische Frange
Umspielt sie Schnee und Reif.

Blaßgrüne Eichenblätter
Sie zittern nackt und bloß,
Gern kröchen sie bei dem Wetter
Zurück in der Knospen Schoß.

Doch wenn auch die Vögel verstummen,
Rollt auch der Frost das Blatt —
Maikäfer summen und brummen
Diensteifrig vor der Stadt.

Maikäfer, drei ganze Dutzend,
Ließ schwärmen die Polizei,
Sonst wähnten Berliner stutzend,
Verboten wäre der Mai.

Frühlingslied in der Stadt.

(Von Heinrich Seidel.)

Der Frühling weiß zu finden
Mich tief in Stadt und Stein,
Gießt mir ins Herz den linden
Fröhlichen Hoffnungsschein.

Manch grüne Wipfel lauschen
Zwischen den Dächern vor,
Ein Lerchenklang durchs Rauschen
Der Stadt schlägt an mein Ohr.

Ein Schmetterling als Bote
Flattert im Wind vorbei,
Hinschwebend über das tote
Steinerne Einerlei.

Andere Probe von Gaudys Poesie bei Kellner: Auf dem Lago Maggiore.

Digitized by Google

9. Zum sozialen Sittenroman ging in seinen späteren Jahren Theodor Fontane (geb. 1819 zu Neuruppin, gest. 1898 zu Berlin) über, der mit historischen Romanen nach W. Alexis' Vorbild („Vor dem Sturm", „Schach von Wuthenow") begonnen hatte. Seine Schilderungen des Berliner Lebens (L'Adultera, „Irrungen und Wirrungen", „Frau Jenny Treibel", „Der Stechlin" u. a.) enthüllen mit kühler Treffsicherheit die Eigenart der verschiedensten Bevölkerungsschichten und scheuen keineswegs vor dem sittlichen Abgrund zurück, der aus einer jeden von ihnen seine Opfer fordert. So wird zwar der Kulturhistoriker späterer Tage einmal vieles aus Fontane lernen können, aber der Literarhistoriker freut sich schon jetzt mehr an seinen prächtigen Balladen, die sich besonders in seinem Zyklus „Von der schönen Rosamunde" und seinen „Lyrischen Gedichten" finden. Fontane hielt sich längere Zeit in England auf und studierte mit Vorliebe dessen Literatur und Volk; dies erklärt manchen Stoff seiner Dichtungen („Archibald Douglas") und ihre Geistesverwandtschaft mit den englischen Dichtungen. — Soziale Fragen behandeln in christlich-konservativem Sinne die Erzählungen von Viktor von Strauß und Torney (bürgerlicher Abstammung, geb. in Bückeburg 1809, versah als Jurist ehrenvolle Ämter im Fürstentum Schaumburg-Lippe, gest. 1899 als Geheimer Rat a. D. in Dresden). Zum Dichten durch Tieck und den Dresdner Dichterkreis angeregt, schrieb er schon mit 19 Jahren das Trauerspiel „Katharina". Das antichristliche „Leben Jesu" aus der Feder seines schwäbischen Namensvetters Dav. Fr. Strauß (1835) trieb ihn an, noch ein vollständiges theologisches Studium durchzumachen, infolgedessen er sich entschieden zur kirchlich-gläubigen Partei seiner Kirche stellte und sein ganzes Leben hindurch in diesem Geiste schrieb und dichtete, und zwar in allen Arten von Poesie, besonders in der epischen. Sein bestes Epos ist „Robert der Teufel", wozu ihm eine schöne altfranzösische Sage den Stoff bot; einer der besten deutschen Romane ist „Altenberg" (1866, 4 Bde). Der Erzähler führt uns darin ein in das Elend des Volkes, welches die Demagogie der vierziger Jahre zum nicht geringen Teile verschuldet hat, und zeigt, wo die Befreiung von diesem Elende zu suchen wäre. Er versteht es, in ungemein schöner Sprache die Leser durch den Gang der Handlung zu fesseln, ohne sich der verbrauchten Mittel stofflicher Spannung zu bedienen. Auch seine Novellen behandeln meist das soziale Elend nicht nur in den niederen Ständen des Volkes, sondern auch in den höheren Kreisen der Gesellschaft. Einzelne vorzügliche geistliche Gedichte finden sich namentlich in der Sammlung „Das Kirchenjahr", zu deren Herausgabe ihn offenbar das Beispiel von Annette von Droste-Hülshoff bewog. Im Drama war er weniger glücklich. Der positiv gläubige Christ einer jeden Konfession kann sich an der Poesie von Strauß erfreuen und erbauen. — Hermann Grimm (geb. 1818 zu Kassel als Sohn Wilhelm Grimms, gest. 1901 als Professor

Digitized by Google

in Berlin; geistvoller Kunsthistoriker und Essayist) gilt als der „Landschafter" unter den Novellisten („Kajetan", „Das Kind", „Der Landschaftsmaler"). In seinem sozialen Roman „Unüberwindliche Mächte" will er dartun, der Standesunterschied könne nicht aus der Welt geschafft werden. Es finden sich darin ergreifend schöne Züge, echter Patriotismus, Tiefe und Originalität der Gedanken, aber die Darstellung ist zu breit. — Gerhard von Amyntor (Pseudonym für Major Dagobert von Gerhardt, geb. 1831 in Liegnitz, lebt in Potsdam) bekämpft in seinen Romanen („Caritas", „Gerke Suteminne"), Novellen und Gedichten („Lieder eines deutschen Nachtwächters", „Der neue Romanzero") die Glaubenslosigkeit und den Materialismus; er ist eine gemütvolle, sinnige Natur. — Eine eigentümliche Entwicklung, die in manchem an Gerhard Hauptmanns Wandlung erinnert, hat der anfangs ganz naturalistische und sozialistische Max Kretzer (geb. 1854 in Posen, lebt in Charlottenburg) in seinen Romanen genommen. Selbst dem Arbeiterstande entsprossen, entwarf er zunächst im Stile Zolas eine Reihe von abstoßenden und zugleich ergreifenden Bildern der materiellen und sittlichen Großstadtnot („Meister Timpe", „Die Betrogenen", „Die Verkommenen" u. a.). Immer mehr mischt sich aber in seine krassen Schilderungen ein mystischer Zug („Das Gesicht Christi"), welcher von einer tiefen, doch ungeklärten religiösen Sehnsucht zeugt.

Der alte Zieten.

(Von Theodor Fontane.)

Hans Joachim von Zieten,
Husarengeneral,
Dem Feind die Stirne bieten
Tät er wohl hundertmal;
Sie haben's all' erfahren,
Wie er die Pelze wusch,
Mit seinen Leibhusaren
Der Zieten aus dem Busch.

Hei, wie den Feind sie bleuten
Bei Hennersdorf und Prag,
Bei Liegnitz und bei Leuthen
Und weiter Schlag auf Schlag!
Bei Torgau, Tag der Ehre,
Ritt selbst der Fritz nach Haus;
Doch Zieten sprach: „Ich kehre
Erst noch mein Schlachtfeld aus."

Sie kamen nie alleine,
Der Zieten und der Fritz;
Der Donner war der eine,
Der andre war der Blitz.

Es wies sich keiner träge,
Drum schlug's auch immer ein;
Ob warm', ob kalte Schläge,
Sie pflegten gut zu sein. —

Der Friede war geschlossen;
Doch Kriegeslust und Qual,
Die alten Schlachtgenossen
Durchlebten's noch einmal.
Wie Marschall Daun gezaubert,
Und Fritz und Zieten nie,
Es ward jetzt durchgeplaudert
Bei Tisch in Sanssouci.

Einst mocht' es ihm nicht schmecken,
Und sieh, der Zieten schlief;
Ein Höfling wollt' ihn wecken,
Der König aber rief:
„Laßt schlafen mir den Alten!
Er hat in mancher Nacht
Für uns sich wach gehalten;
Der hat genug gewacht." —

Digitized by Google

Und als die Zeit erfüllet
Des alten Helden war,
Lag einst schlicht eingehüllet,
Hans Zieten, der Husar;
Wie selber er genommen
Die Feinde stets im Husch,
So war der Tod gekommen,
Wie Zieten aus dem Busch.

Andere Proben bei Hellinghaus: Gorm Grymme; Archibald Douglas; Schloß Eger; John Maynard; Mittag; Frühling; Sprüche.

10. Friedrich Ahlfeld (geb. 1810 zu Mehrungen bei Aschersleben, gest. 1884 als quiescierter Pastor zu Leipzig) hat sich als einen reichbegabten Volkserzähler durch seine „Erzählungen fürs Volk" bekundet, in welchen gesunde Lebensanschauung, christlich-sittliche Auffassung und kernige Sprache herrscht. — Volkstümliche, von ernster Gesinnung getragene Dorfgeschichten aus seiner ostfränkischen Heimat schrieb der jung verstorbene Volksschullehrer Heinrich Schaumberger (geb. 1843 zu Neustadt, gest. 1874 zu Davos). — Zur Gattung der ausgesprochenen „Heimatdichtung" gehören die Erzählungen von Heinrich Sohnrey (geb. 1859 zu Jühnde bei Göttingen, lebt jetzt in Berlin als Herausgeber verschiedener Zeitschriften für die Landbevölkerung). „Die Leute aus der Lindenhütte" und andere seiner „Dorfgeschichten" stellen ihn zu jenen ausgezeichneten Volksschriftstellern, deren Lektüre auch für den verwöhnten Geschmack eine Erquickung bedeutet. — Wilhelm von Polenz (geb. 1861 auf Schloß Ober-Cunewalde, gest. 1903 ebenda), schildert mit realistischer Schlichtheit, ohne Schonung, aber auch ohne Übertreibung der schlimmen Seiten, das Volksleben der Oberlausitz in den großzügigen Romanen: „Der Pfarrer von Breitendorf", „Der Büttnerbauer", „Der Grabenjäger", „Wurzellocker". — Durchweg frisch, gesund und tüchtig geartet sind die Heimaterzählungen des Schlesiers Paul Keller* (geb. 1873 zu Arnsdorf), dessen Novellensammlungen „Gold und Myrrhe" (2 Bde), „In deiner Kammer" und dessen Romane „Waldwinter", „Die Heimat" Herbes und Heiteres mit gleich liebevoller Versenkung schildern.

11. Unsere Wendung zur Epik dieser Gruppe führt uns zunächst wieder in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück. — Julius Mosen (geb. 1803 zu Marieney im sächsischen Voigtlande als Sohn eines Lehrers; Jurist, seit 1844 Dramaturg zu Oldenburg; gest. daselbst 1867) lernte von früh an das Leben nach seiner ernsten, „dumpfen und wüsten" Seite kennen, arbeitete sich aber ritterlich hindurch, bereiste sogar zu seiner Ausbildung in der ärmlichsten Weise Italien und versenkte sich dann als heranreifender Dichter mehr und mehr in die Frage nach „des Menschenlebens Sinn und Frommen". Darum griff er denn auch, nachdem er sich zuerst

Digitized by Google

bei dem deutschen Volke durch tiefgefühlte Gesänge („Andreas Hofer", „Der Trompeter an der Katzbach", „Die letzten Zehn vom vierten Regiment", „Der Kreuzschnabel") hoch beliebt gemacht hatte, nach Stoffen, worin er des Menschen Verhältnis zu Gott, zu Christus darstellen konnte. Einen solchen Stoff fand er in Italien gleichsam auf der Straße, wo er einen Mandolinenspieler über den cavaliere Senso improvisieren hörte. Diese Sage vom „Ritter Wahn" handelt aber „von unnennbarer Sehnsucht, von Wanderung in ein schönes, wunderbares Land, Heimweh, Rückkehr in die Heimat und vom Untergange daselbst". Mosen faßte sie in ein Epos, „Das Lied vom Ritter Wahn" (1831), und stellte darin das Bangen und Ringen der unsterblichen, nach Vereinigung mit Gott strebenden Seele dar. — Das andere Epos, „Ahasver, der ewige Jude" (1838), zeichnet in kraftvollen Terzinen den Widerstand (das Rebellische) der gefallenen, zum Bösen hingeneigten Kreatur gegen den Schöpfer, insbesondere die Feindschaft und den Widerspruch, die immer und immer wieder Christus in der Welt findet „als das Zeichen, dem man widersprechen wird". Auch im Drama („Kaiser Otto III.", „Cola Rienzi", „Heinrich der Finkler" 2c.) brachte er Edleres und Besseres als viele seiner Zeitgenossen hervor, und wie so viele seiner kleinen Dichtungen sind auch diese Dramen patriotisch durchglüht: nur fehlt ihnen zu sehr das dramatische Leben, während die Lyrik obenauf schwimmt. — Adolf Böttger (geb. 1815 zu Leipzig, gest. 1870 zu Gohlis bei Leipzig) hat sich als Übersetzer (Byron, Shakespeare) wie als Epiker („Totengräbers Frühling", „Nach Jahren") hervorgetan. So glänzend aber sein Darstellungstalent, so rein Form und Ausdruck, so sind eben doch seine Bilder und Gedanken oft gesucht. — In jeder Beziehung und in hohem Grade neu und originell dichtete der immer heitere Maler August Kopisch[1] (geb. 1799 zu Breslau; gest. 1853 zu Berlin), ein so unterhaltender, liebenswürdiger Mann, daß er ebensowohl der Liebling Neapels wie seiner Landsleute war. So vertraut er aber mit den fremden Poesien, besonders mit den italienischen, war (wie er ja auch italienische Volkslieder herausgab und Dante trefflich übersetzte), so sind doch seine eigenen Poesien durch und durch rein deutsch gehalten, indem er die Stoffe dazu auf deutschem Boden auflas, nämlich auf den Gebieten der altdeutschen Sagen, Märchen und Volksschwänke. Die kleinen, niedlichen und schelmischen Sagenstoffe dichtete er besonders gern, jene also, in welchen die Elfen, die Kobolde, Däumlinge, Alräunchen und Heinzelmännchen sich herumtummeln. Das unten abgedruckte, ferner „Des kleinen Volkes Überfahrt", „Hütchen", „Kleine Klopferchen" sind die berühmtesten Gedichte dieser Art. Da haben wir also gewiß deutsche Stoffe, die

[1] Kopisch entdeckte die Blaue Grotte bei Capri.

Digitized by Google

Kopisch neu in die Poesie einführte. Aber wie originell, mit welcher leichten Sprache wußte Kopisch diese Stoffe zu dichten! Ja, daran erkennt man den ehemaligen, von Witz und Humor übersprudelnden Improvisator; man begreift, wie man nie müde wurde, einem solchen zuzuhören. — Wie Kopisch als Dichter vieles seinem in Italien gewonnenen Freunde Platen dankte, so war auch der schlesische Graf Moriz Strachwitz (geb. 1822, Jurist, machte Reisen nach Skandinavien, Italien, erkrankte in Venedig und starb schon 1847 in Wien) ein begeisterter Verehrer Platens und diesem ähnlich als Meister in der Form. Er ist das sprechendste Beispiel eines geistig hochbegabten deutschen Jünglings, der schwärmt, um zu schwärmen, ohne sich des Gegenstandes seiner Schwärmerei klar bewußt zu sein.

Aus den „Liedern eines Erwachenden", die rasch fünf Auflagen erlebten, weht uns ein Geist entgegen, als ob Strachwitz die Freiheitsära für die Völker nicht habe erwarten können; da aber Freiheitsprediger aufstanden, welche die Jakobinermütze trugen, wie Börne und Heine, wandte er sich (vgl. seine „Neuen Gedichte") voll Unmut gegen sie. Am besten sind die unter den Überschriften „Nordland" und „Romanzen und Historien" veröffentlichten Partien, aus deren Prolog folgende Strophe hier folgt:

Frei blaut auch mir des Geistes kühnste Ferne,
Doch hab' ich nicht verlernt, vor Gott zu beten;
Von Frauenliebe sing' ich gar zu gerne,
Drum hab' ich nie mit Füßen sie getreten.
So kann ich nicht, wie eure jüngsten Sterne,
Die Zwitter vom René und vom Propheten,
Den höchsten Gott und dann mein Lied bewitzeln:
Ich mag euch nicht mit solchem Schmutze kitzeln.

Adolf Bube (geb. 1802 zu Gotha, starb 1873 daselbst als Vorstand des herzoglichen Kunstkabinetts), der Sammler Thüringischer Volkssagen, hat mit seinen farbenreichen „Naturbildern" und „Balladen und Romanzen" viel Anklang gefunden. — Otto Roquette (geb. 1824 zu Krotoschin in Posen, gest. als Professor in Darmstadt 1896) hat in seinem Rhein-, Wein- und Wandermärchen „Waldmeisters Brautfahrt" (1851) eine Dichtung geschaffen, „die den ganzen Reiz frischer und fröhlicher Jugendlichkeit entfaltet, somit deren Sieg über die heuchlerische Philisterhaftigkeit feiert" (Barthel). Sein treffliches historisches Epos „Der Tag von St Jakob", schildert den Kampf der Eidgenossen gegen die Söldner des nachmaligen Ludwig XI. in fesselnder Weise. Außer einem dramatischen Gedicht „Gevatter Tod" sind ferner seine Märchen und namentlich seine Novellen zu loben. Die Sammlungen „Welt und Haus", darin „Die Waldschmetterlinge", „Das Paradies" mit geistvollem Humor, mögen seine besten Sachen sein.

Digitized by Google

Die Heinzelmännchen.

(Von August Kopisch.)

Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn war man faul — man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich:
Da kamen bei Nacht,
Eh' man's gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten
Und rupften
Und zupften
Und hüpften und trabten
Und putzten und schabten,
Und eh' ein Faulpelz noch erwacht,
War all sein Tagewerk bereits gemacht.

Die Zimmerleute streckten sich
Hin auf die Spän' und reckten sich.
Indessen kam die Geisterschar
Und sah, was da zu zimmern war,
Nahm Meißel und Beil
Und die Säg' in Eil';
Sie sägten und stachen
Und hieben und brachen,
Berappten
Und kappten,
Visierten wie Falken
Und setzten die Balken.
Eh' sich's der Zimmermann versah:
Klapp, stand das ganze Haus schon fertig da.

Beim Bäckermeister war nicht Not,
Die Heinzelmännchen backten Brot.
Die faulen Bursche legten sich,
Die Heinzelmännchen regten sich
Und ächzten daher
Mit den Säcken schwer
Und kneteten tüchtig
Und wogen es richtig
Und hoben
Und schoben
Und fegten und backten
Und klopften und hackten.
Die Burschen schnarchten noch im Chor:
Da rückte schon das Brot, das neue, vor.

Beim Fleischer ging es just so zu:
Gesell' und Bursche lag in Ruh'.
Indessen kamen die Männlein her [Quer.
Und hackten das Schwein die Kreuz und
Das ging so geschwind
Wie die Mühl' im Wind;
Die klappten mit Beilen,
Die schnitzten an Speilen,
Die spühlten,
Die wühlten
Und mengten und mischten
Und stopften und wischten.
Tat der Gesell die Augen auf:
Wapp! hing die Wurst schon da im Aus- [verkauf.

Beim Schenken war es so: es trank
Der Küfer, bis er niedersank.
Am hohlen Fasse schlief er ein,
Die Männlein sorgten um den Wein
Und schwefelten fein
Alle Fässer ein,
Und rollten und hoben
Mit Winden und Kloben,
Und schwenkten
Und senkten
Und gossen und pantschten
Und mengten und manschten.
Und eh' der Küfer noch erwacht,
War schon der Wein geschönt und fein ge- [macht.

Einst hatt' ein Schneider große Pein:
Der Staatsrock sollte fertig sein;
Warf hin das Zeug und legte sich
Hin auf das Ohr und pflegte sich.
Da schlüpften sie frisch
In den Schneidertisch.
Und schnitten und rückten
Und nähten und stickten
Und faßten
Und paßten
Und strichen und guckten
Und zupften und ruckten,
Und eh' mein Schneiderlein erwacht.
War Bürgermeisters Rock bereits gemacht.

Neugierig war des Schneiders Weib
Und macht sich diesen Zeitvertreib:
Streut Erbsen hin die andre Nacht.
Die Heinzelmännchen kommen sacht:
Eins fährt nun aus,
Schlägt hin im Haus;

Digitized by Google

Die gleiten von Stufen
Und plumpen in Kufen;
Die fallen
Mit Schallen;
Die lärmen und schreien
Und vermaledeien.
Sie springt hinunter auf den Schall
Mit Licht: husch, husch, husch, husch! —
verschwinden all.

O weh, nun sind sie alle fort,
Und keines ist mehr hier am Ort.
Man kann nicht mehr wie sonsten ruhn,
Man muß nun alles selber tun.
Ein jeder muß sein
Selbst fleißig sein,
Und kratzen und schaben
Und rennen und traben
Und schniegeln
Und bügeln
Und klopfen und hacken
Und kochen und backen.
Ach, daß es noch wie damals wär'!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her.

Pharao (Ex 14).

(Von Moritz Graf Strachwitz.)

An dem Roten Meer mit bekümmerter Seel',
Mit der Stirn im Staube lag Israel;
Vor ihnen der See tiefflutender Born
Und hinten des Pharao klirrender Zorn.
„Jehovah, erbarme dich meiner!"

Und Moses schlug mit dem Stab in den Schwall:
Da türmte der Herr die Flut zum Wall,
Und das Volk des Herrn durch die Gasse zog,
Und auf beiden Seiten stand das Gewog',
Und drüben fehlte nicht einer.

Und Pharao kam an das Ufer gebraust,
Auf der Lippe den Grimm, das Schwert in der Faust;
Sein strahlendes Heer, weit kam's gerollt,
Und Roß und Reiter war eitel Gold.
„Nun, König der Könige, rette!"

Und hinab in das Meer mit Wagen und Troß!
Doch vornen sprengte des Todes Roß.
Und als in der Gasse ritt Mann an Mann,
Aufbrüllten die Wogen und schlossen sich dann
Hoch über ihr altes Bette.

Schwer war der Harnisch und tief die See;
Nicht Roß und Reiter kam wieder zur Höh'.
Und Juda kniet', und der Herr war nah,
Und es sanken die Wasser und lagen da,
Und still ward's über der Glätte.

Andere Proben von Kopischs Poesie bei Hellinghaus: Das grüne Tier und der Naturkenner; Die Nachtglocke; Blücher am Rhein; Der Trompeter; Old Mütterchen.

Andere Proben von Strachwitzens Poesie bei Hellinghaus: Rolands Schwanenlied; Deutsche Hiebe; Meeresabend; Gebet auf den Wassern.

Digitized by Google

12. An F. W. Webers Epen haben sich Brill und Macke geschult. Ludwig Brill* (geb. 1838 zu Emlichheim bei Bentheim; starb 1886 als Realgymnasiallehrer in Quakenbrück) hat sich durch eine größere lyrisch-epische Dichtung „Der Singschwan" (1882, seitdem bereits siebzehn Auflagen) rasch den Leserkreis von Webers „Dreizehnlinden" erworben. Manche wollten — allerdings mit Unrecht — die hochpoetische, von christlichem Geiste durchhauchte und formell säuberlichst gefeilte Dichtung sogar über „Dreizehnlinden" stellen. Denn es ist die Sprache wie das Versmaß (eine vom Dichter selbst gebildete, wohlklingende Oktave) weicher, romantischer, mehr an Schulzes „Bezauberte Rose" als an „Dreizehnlinden" mahnend, und darum schmeichelt sich das Gedicht leichter in die Seelen der Leser ein als das eben genannte großartige Werk Webers. „Es ist kein Schwanenlied, vielmehr der Erstlingsgesang des Dichters, aber doch süß ergreifend wie das sagenhafte Lied der Schwäne, wenn sie Todesheimweh im Herzen tragen" (Muth).

Die Handlung des Gedichtes fällt in die Zeit der Türkenkriege des 15. Jahrhunderts. Graf Walter von Werth hat den jungen Grafen von Frankenfels, der ihn und sein Weib beschimpfte, im Zorn niedergestoßen. Deshalb von dem Vater des Racheopfers, welcher Stuhlherr des damals mächtig waltenden Femgerichts war, zum Tode verurteilt, flüchtet er mit den Seinigen in ein Jägerhaus auf der Osenheide im Sachsenlande, wie Parcival Gott und seinem Geschicke grollend. Aber wie Gudrun wird er von dem Singschwane[1] getröstet, der ihm bedeutet, „daß sein Sohn Raimund ihm Rettung bringe", indem er „mit frommem Lied und gottgeweihtem Schwerte der Rache finstern Geist beschwören werde". Dieselbe Weisung empfängt Raimund vom Singschwane im Traume, rettet sodann auf der Jagd seinen Vater vom Tode, was diesen zur Bekehrung führt. Raimund zieht nun nach Wien, hört Capistrans Kreuzpredigt und wird Kreuzfahrer. Auf seiner weiteren Lebensfahrt lernt er den Sohn des Ermordeten kennen, rettet später dessen Schwester Selinde, verrichtet in der Schlacht bei Belgrad (1456) Wunder der Tapferkeit und rettet Selindens Bruder. Durch die Fürsprache beider Enkel wird der alte Graf von Frankenfels versöhnt, Raimunds Vater von der Acht befreit, und Raimund selbst führt Selinde zum Altare.

Rasch erwarb sich auch sein kleineres, freilich weniger bedeutendes Epos „Waldenhorst" einen dankbaren Leserkreis, ebenso seine zweite größere Dichtung „Bertram Gomez", welche als bedeutungsvollen Hintergrund die Wegnahme Cyperns durch die Türken (16. Jahrhundert) hat. Darin gibt die „Meeresbraut" Venedig zu mancher Handlung und farbenglühenden Schilderung den Schauplatz ab. Der leider früh durch den Tod uns entrissene Dichter sorgte auch bei dieser Dichtung, „daß Leib und Seele zur rechten Stunde sich vermähle". — Der Eichsfelder Karl Macke* (geb.

[1] Die von einer Heidenschar überfallene christliche Jungfrau, die Wodan geopfert werden soll, wird auf wunderbare Weise in einen Singschwan verwandelt, schwimmt in dieser Gestalt von Zeit zu Zeit über den See, der an die Stelle des Götterhaines getreten ist, und singt prophetische Lieder. (Vgl. die „Gudrun".)

Digitized by Google

1849 in Duderstadt; studierte Theologie, orientalische Sprachen und klassische Philologie, welch letzterer er sich später ganz widmete; wirkte als Lehrer in Ahrweiler in Linz; jetzt Oberlehrer am Gymnasium zu Siegburg) dichtete den „Wüstensang" „Vom Nil zum Nebo". Das Epos steht unverkennbar unter Webers Einfluß und hat mit dessen „Dreizehnlinden" das Metrum, die Schönheit der Sprache und die Behandlung des Verses gemein.

In 20 Gesängen schildert der „Wüstensang" die Schicksale und Taten des Moses von seiner göttlichen Berufung an bis zu seinem Tode und faßt unser Leben als im Zug der Israeliten durch die Wüste ins Gelobte Land vorgebildet auf.

Unter Hamerlings Einfluß stehen die Epiker Grisebach und Möser. Eduard Grisebach (geb. 1845 zu Göttingen; lebt in Berlin; Literarhistoriker und Biograph), der auch viel von Heine annahm, entstellte seine Dichtungen „Der neue Tannhäuser" und „Tannhäuser in Rom" durch Züge krassester Sinnlichkeit. — Ein fesselndes Talent auf epischem Gebiete ist Albert Möser (geb. 1835 in Göttingen, gest. 1900 zu Dresden). Mit innigem Verständnis für die Schönheiten der Natur und die Kämpfe des Menschenherzens schrieb er mustergültige Balladen („Der Bildhauer des Nero", „Kaiser Julian in Delphi", „Der Templer auf Cypern", „Wallenstein vor Stralsund"). Als Lyriker verfaßte er reizvolle „Kaiserlieder", die Gedichtsammlungen „Nacht und Sterne", „Schauen und Schaffen".

Julius Wolff (geb. 1834 in Quedlinburg, lebt in Charlottenburg) ist sehr formgewandt, mit dem Rhythmus sehr vertraut, von so leichtfließender Sprache, daß von ihm gesagt wird, „er locke die sangesfrohe Jugend mit der süßlichen Melodie seiner kunstvoll gestimmten Pfeife"; aber das Wesen der Vorzeit hat er doch nicht erfaßt. Sein „Aventiure" und sein „Rattenfänger von Hameln" sind am frischesten gehalten, die eingeflochtene Lyrik von bestechender, aber unechter Gefühlsschwärmerei. Leider kann er nicht ein sittlicher Dichter genannt werden, und in seinem „Till Eulenspiegel Redivivus" läßt er den Helden rücksichtslos gegen die Mucker und Frömmler (d. h. eben gegen alle Geistliche) zu Felde ziehen. — Immerhin einige echte Gefühlstöne mehr finden sich in den glatten Versen von Rudolf Baumbach (geb. 1841 zu Kranichfeld in Thüringen, lebt abwechselnd in Meiningen und Triest). Die archaisierende Lyrik der neueren Zeit hat in ihm einen ihrer besten Vertreter. In „Horand und Hilde" dringt er tief in den Schacht unserer alten Sagendichtung, „Frau Holde" erzählt eine anmutige Thüringer Liebesgeschichte. Seine beste Gabe ist „Zlatorog" (eine slovenische Sage). Seine Lyrik („Lieder eines fahrenden Gesellen", „Krug und Tintenfaß" u. a.) ist sehr ansprechend, feuchtfröhlich und witzig, öfters auch leichtfertig. Seine Märchen, besonders die Sommermärchen, gehören zu den besten unserer Zeit.

Digitized by Google

In jüngster Zeit hat Börries Freiherr von Münchhausen (geb. 1874 zu Hildesheim) die Balladenform mit Glück gemeistert. Im kraftvoll-straffen Stil an Strachwitz oder an Heines „Belsazar" gemahnend, liebt er wilde, bald grausige bald keck übermütige Stoffe. Auch alttestamentliche Stoffe hat er in seiner Weise umgedichtet. „Balladen", „Juda", „Ritterliches Liederbuch" sind seine wichtigsten Sammlungen.

13. Aus der älteren Generation weltlicher Lyriker sind in dieser Gruppe nicht viele mehr nachzutragen, da die meisten bereits vornehmlich als Dramatiker, Erzähler oder Epiker zu nennen waren.

Durch neue Gedanken, duftige Bilder und Reinheit der Form ragen über viele andere des früh verstorbenen Georg Freiherrn von Dyherrn* (geb. 1. Januar 1848 in Glogau, konvertierte 1875 in Oberammergau, gest. 29. September 1878 in Rotenburg) Gedichtsammlungen empor („In stiller Stund'", „Aus klarem Born" u. a.). Auch als Erzähler zeigt er in „Höhen und Tiefen" und den oberbayrischen „Hochlandsnovellen" eine ungemeine Feinheit in der Wahl und Beherrschung seiner Stoffe. — Als formschönen, frühlingsfrischen Lyriker, in Frische an Roquette, in milder Süße an Geibel erinnernd, bewährte sich Julius Rodenberg (eigentlich Levy; geb. 1831 zu Rodenberg in Hessen, lebt zu Berlin als Herausgeber der „Deutschen Rundschau"), aber auch als anmutig und interessant schildernden Reisebeschreiber („Die Insel der Heiligen", „Tag und Nacht in London", „Aus aller Herren Ländern" usw.). Als Romandichter machte sich Rodenberg einen Namen durch „Von Gottes Gnaden". — Mehr blendendes Kolorit als dichterische Empfindung findet sich bei den Gedichten seines Stammesgenossen Michael Berend (geb. 1834 in Hannover; starb 1866 zu Brüssel), wiewohl auch er einzelne wundersame Perlen hat („An meine Mutter"). — Ein durch vielseitige gründliche Studien wie durch große Reisen vorbereiteter Dichter war Hofrat und Bibliothekar Friedrich Wilhelm Hosäus in Dessau (geb. 1827 und gest. 1900 ebenda). Er hat sich schon früher durch dramatische und epische Dichtungen („Kriemhild", „Prinz Louis Ferdinand", „Absalom", „Don Silvios Brautfahrt", „Rosalinde" usw.) in weiteren Kreisen bekannt gemacht. In der letzten Zeit aber trat er meist als Lyriker auf. Sein Ausdruck ist von hoher Anschaulichkeit; bezüglich der metrischen Form erinnert er an Platen und hinsichtlich des religiös-sittlichen Geistes an Annette von Droste. — Die Dichtungen des Königs Johann von Sachsen* (1801—1873) sind erst im Jahre 1902 vollständig herausgegeben worden, während seine (unter dem Decknamen „Philalethes" erschienene) Danteübersetzung schon längst in hohem Ansehen steht. Wir lernen nun aus diesem poetischen Nachlaß neben verschiedenen weiteren Übersetzungen eine Reihe schwungvoller und liebenswürdiger Eigenschöpfungen des gekrönten Dichters und Gelehrten kennen.

Digitized by Google

14. In die jüngere Generation der Lyriker führt uns Prinz Emil zu Schönaich-Carolath (geb. zu Breslau 1852, lebt zu Haseldorf in Holstein) hinüber. Seine von Heine stark beeinflußten „Dichtungen", „Lieder an eine Verlorene" u. a. verfügen über eine erstaunlich reiche und prunkvoll verwendete Farbenskala. Leider spielt in seine leidenschaftlich bewegten Rhythmen nur allezu oft ungezügelte Sinnlichkeit hinein, ein Faktor, der ja überhaupt bei der Mehrzahl der „modernen" Lyriker lebhaft zu beklagen ist und nur vorsichtig getroffene Auswahlen ihrer Poesie völlig genießbar macht. Man darf aber wegen dieses Übelstandes doch nicht leugnen, daß recht vieles aus der neuesten Lyrik dem dichterisch empfindenden Hörer echten Genuß bereitet, und daß in Ausdruck und Technik mancherlei Fortschritte oder besser gesagt neue und eigenartige Errungenschaften zu verzeichnen sind. Auf den Geist, der die „Moderne" vielfach beseelt, hat der Philosoph des „Übermenschentums", Friedrich Nietzsche (geb. 1844 in Röcken bei Lützen, nach langer Geisteskrankheit gest. 1900 zu Weimar), verhängnisvollen Einfluß ausgeübt, der gerade auch durch seine poetisch gehobene, bilderprächtige Sprache gar manche über die innere Haltlosigkeit seines Denkens hinweggetäuscht hat. Gerade als Sprachkünstler, als Schöpfer eigenartiger, meist hymnenmäßiger Gedichte und geistreicher Aphorismen hat Nietzsche sein Wertvollstes, auch für die Literaturgeschichte Bedeutsames geschaffen. — Besonders stark ist Nietzsches Einfluß bei dem Symbolisten Richard Dehmel (geb. 1863 zu Wendisch-Hermsdorf im Spreewald), bei dem aber auch die erotischen Ausschreitungen schon manchmal das Siegel krankhafter Gewaltsamkeit an sich tragen. Aber mitten unter allen seinen Geschmacklosigkeiten und Widerwärtigkeiten gelingen ihm auch viele große und neuschöpferische Würfe, seltsam glutvolle Anschauungsweisen und sinnvollschmiegsame Rhythmen. Aus seinen „Ausgewählten Gedichten" (1900) lernt man ihn zur Genüge kennen. Daneben ist „Aber die Liebe" am charakteristischsten. — Leichter verständlich ist die Triebkraft in den Versen Karl Henckells (geb. 1864 zu Hannover), der sich vielfach als verwegen schmetternder Herold der Sozialdemokratie austobte. Aber er schuf auch Bilder der sozialen Not von ruhiger und darum viel tieferer Eindringlichkeit und Naturgedichte in einfach-seelenvollem Ton. — Ein gemäßigter und ausgereifter Vertreter moderner Lyrik ist Ferdinand Avenarius (geb. 1856 zu Berlin; lebt in Dresden als Herausgeber des „Kunstwart"). Unter Verschmähung aller Gewaltwirkungen erreicht er namentlich in seinen „Stimmen und Bilder" vornehm-innerliche und nachhaltige Gefühlswirkungen. — Auch Karl Busse (geb. 1872 zu Lindenstadt-Birnbaum in in Posen) vermeidet mit Glück die Extreme und lernt nicht nur von den Neuesten, sondern auch von den Früheren bis zu den Romantikern hinauf. Wohllaut der Sprache, einfache Vorwürfe, hie und da etwas Sinnlichkeit als „Würze", zu alledem eine nicht sehr starke, aber liebenswürdige Eigenart

Digitized by Google

der Auffassung, dies insgesamt hat Busse zu einem der meistgelesenen modernen Lyriker gemacht. Seine erste Sammlung „Gedichte", die er als Zwanzigjähriger veröffentlichte, liegt bereits in fünfter Auflage vor. — In leerem und höchst frivolem Reimgeklingel hat sich immer mehr die leichte Begabung des Schlesiers Otto Julius Bierbaum (geb. 1865 zu Grünberg) vertan. Den Titel seiner ersten Sammlung „Erlebte Gedichte" hätte er späteren, wie der leider in 30000 Exemplaren verbreiteten „Im Irrgarten der Liebe" nicht mehr geben dürfen.

Manche Nacht.

(Von Richard Dehmel.)

Wenn die Felder sich verdunkeln,
Fühl' ich, wird mein Auge heller,
Schon versucht ein Stern zu funkeln,
Und die Grillen klingen schneller,

Jeder Laut wird bilderreicher,
Das Gewohnte sonderbarer,
Hinterm Wald der Himmel bleicher,
Jeder Wipfel hebt sich klarer,

Und du merkst es nicht im Schreiten,
Wie das Licht verhundertfältigt
Sich entringt den Dunkelheiten,
Plötzlich stehst du überwältigt.

Kornrauschen.

(Von Ferdinand Avenarius.)

Bist du wohl im Kornfeld schon gegangen,
Wenn die vollen Ähren überhangen,
Durch die schmale Gasse dann inmitten
Schlanker Flüsterhalme hingeschritten?
Zwang dich nicht das heimelige Rauschen,
Stehn zu bleiben und darein zu lauschen?
Hörtest du nicht aus den Ähren allen
Wie aus weiten Fernen Stimmen hallen?
Klang es drinnen nicht wie Sichelklang?
Sang es drinnen nicht wie Schnitterfang?
Hörtest nicht den Wind du aus den Höh'n
Lustig sausend da die Flügel drehn?
Hörtest nicht die Wasser aus den kühlen
Tälern singen du von Rädermühlen?
Leis, ganz leis nur hallt das und verschwebt
Wie im Korn sich Traum mit Traum verwebt,
In ein Summen wie von Orgelklingen,
Drein ihr Danklied die Gemeinden singen.

Rückt die Sonne dann der Erde zu,
Wird im Korne immer tief're Ruh',
Und der liebe Wind hat's eingewiegt,
Wenn die Mondnacht schimmernd drüber liegt.
Wie von warmem Brot ein lauer Duft
Zieht mit würz'gen Wellen durch die Luft.

Digitized by Google

Andere Proben von Avenarius' Dichtung bei Hellinghaus: Rolands Horn; Der goldene Tod; Mondaufgang; Vom Kirschbaum; Gebet.

15. Da die moderne Dichtkunst vornehmlich die Wiedergabe von Sinnes- und Gefühlseindrücken, von „Impressionen" als ihre Aufgabe betrachtet, hat in ihr die didaktische Poesie nur wenig Pflege gefunden. Dagegen fallen aus der Mitte des verflossenen Jahrhunderts noch einige lehrhafte Dichter in unsere Gruppe. Damals traten vor allem die sog. „Orientalen" auf, also Lyriker, die ihren Blick und Flug nach dem Morgenlande richteten, d. h. mit Vorliebe morgenländische Poesie lasen, deren Geist einsogen und in Dichtungen wieder aushauchten. Bekanntlich haben die Romantiker das Beispiel gegeben, dem zuerst Goethe („Der westöstliche Divan") folgte, dann Platen, Rückert (vgl. die betreffenden Dichter). Später flüchteten namentlich noch drei Dichter „in den reinen Osten, Patriarchenluft zu kosten": Bodenstedt, Hammer und Schefer. Der erstgenannte von ihnen, obzwar dem Geburtsort nach ebenfalls hierher gehörig, wurde als Mitglied des Münchner Dichterkreises bereits in der vierten Gruppe (vgl. S. 561) behandelt. Julius Hammer (geb. 1810 zu Dresden, gest. 1862 zu Pillnitz) veröffentlichte 1860 ein „Osmanisches Liederbuch". Im übrigen hat er feingeformte Sprüche und Lehrgedichte („Schau um dich und in dich"; „Zu allen guten Stunden"; „Auf stillen Wegen") verfaßt, welche eine Zeitlang auf den Tischen aller Empfangssalons zu finden waren und darum zahlreiche Auflagen erlebten. Ist auch viel Erbauliches und Beschauliches darin, so doch nichts positiv Christliches, selbst nicht in seinen Liedern auf Palmsonntag und Ostern, hingegen viel Träumerei und Unklarheit. — Leopold Schefer (geb. 1784 zu Muskau, dem Sitz des gleichfalls schriftstellernden Fürsten Pückler, gest. als dessen Inspektor 1862) schrieb „Hafis in Hellas" und den „Koran der Liebe nebst kleiner Sunna". Daß in all diesen „orientalischen" Poesien uns nicht lauter „Patriarchenluft" entgegenweht, im „reinen Osten" gar mancher vergiftende Hauch eingeatmet wurde, brauchen wir kaum zu bemerken. Was die übrigen, früheren Dichtungen Schefers betrifft, so werden von gewisser Seite seine zyklischen Lehrgedichte empfohlen. Aber „er hat in seinem ‚Laienbrevier' (1834) in dem er scheinbar nur die Natur und das menschliche Herz liebkoste, unter den süßesten Redensarten das Christentum als das heilloseste Übel bezeichnet, das je die Welt verpestete, und seine Mitmenschen gleichsam mit dem innigsten Mitleid gebeten, doch ja von diesem Übel abzulassen" (Menzel). Denselben Geist atmen seine „Vigilien", denn es sind Morgengesänge der gottgewordenen Menschheit, ebenso sein „Weltpriester" und seine „Hausreden", in welch letzteren er geradezu den Naturtrieb zur Religion macht. — Ohne orientalische Einkleidung hat Friedrich von Sallet (geb. 1817 zu Neiße; bis 1838 Offizier; gest. 1845 zu Reichau bei Nimptsch) in seinem pantheistischen „Laienevangelium" (1839) den Unglauben gepredigt. Ehe

Digitized by Google

er ganz in dieses Fahrwasser geriet, hatte er manche wohlgelungene Ballade gedichtet. — Schlagende Epigramme und feine Satiren dichtete Otto Banck (geb. 1824 zu Magdeburg, Professor in Dresden; bekannt als Kritiker und Ästhetiker). Ihm sind auch duftige Lieder und schwungvolle Hymnen gelungen.

16. Als geistlicher Dichter sei in dieser Gruppe vor allem Philipp Spitta (geb. 1801 zu Hannover, gest. 1859 als Superintendent zu Burgdorf) genannt, dessen schlichte, christliche Hauspoesie zu der besten ihrer Art gehört. Sein „Psalter und Harfe" (1833 und noch sehr oft) übt eine wunderbare Gewalt auf die Seele aus.

„O selig Haus!"

O selig Haus, wo man dich aufgenommen,
Du wahrer Seelenfreund, Herr Jesu Christ,
Wo unter allen Gästen, die da kommen,
Du der gefeiertste und liebste bist;
Wo aller Herzen dir entgegenschlagen
Und aller Augen freudig auf dich sehn,
Wo aller Lippen dein Gebot erfragen
Und alle deines Winks gewärtig stehn!

O selig Haus, wo Mann und Weib in einer,
In deiner Liebe eines Geistes sind,
Als beide eines Heils gewürdigt, keiner
Im Glaubensgrunde anders ist gesinnt;
Wo beide unzertrennbar an dir hangen
In Lieb' und Leid, Gemach und Ungemach,
Und nur bei dir zu bleiben stets verlangen
An jedem guten wie am bösen Tag!

O selig Haus, wo man die lieben Kleinen
Mit Händen des Gebets ans Herz dir legt,
Du Freund der Kinder, der sie als die Seinen
Mit mehr als Mutterliebe hegt und pflegt;
Wo sie zu deinen Füßen gern sich sammeln
Und horchen deiner süßen Rede zu
Und lernen früh dein Lob mit Freuden stammeln,
Sich deiner freun, du lieber Heiland, du!

O selig Haus, wo Knecht und Magd dich kennen
Und wissend, wessen Augen auf sie sehn,
Bei allem Werk in einem Eifer brennen,
Daß es nach deinem Willen mag geschehn;
Als deine Diener, deine Hausgenossen,
In Demut willig und in Liebe frei,
Das Ihre schaffen froh und unverdrossen,
In kleinen Dingen zeigen große Treu'!

Digitized by Google

O selig Haus, wo du die Freude teilest,
Wo man bei keiner Freude dein vergißt;
O selig Haus, wo du die Wunden heilest
Und aller Arzt und Tröster bist;
Bis jeder einst sein Tagewerk vollendet,
Und bis sie endlich alle ziehen aus,
Dahin, woher der Vater dich gesendet,
Ins große, freie, schöne Vaterhaus!

Andere Proben bei Kellner: Dein bin ich; bei Hellinghaus: Abendfeier; Im Winter; Die Schönheit der Natur; Geduld; Abschied; Das Lied vom Sterben.

Unter dem Einfluß Geibels stand das Dichten des Kirchenrats Julius Sturm (geb. 1816 zu Köstritz im Reußischen, Hofprediger daselbst, im Ruhestand gest. 1896 zu Leipzig). Auch sonst ist er dem Geiste nach Geibels Abglanz: er bedauert im „Barbarossa" und „Aus der Schulstube" die Zerklüftung Deutschlands, auch er befehdet den Despotismus, das Philistertum, den behaglichen Schlendrian; aber auch er will die echte Freiheit, vor allem die sittliche Freiheit.

O hör, mein Volk, nicht auf die Lugpropheten,
Laß nicht ihr Wort in deinem Herzen zünden,
Wenn sie des Fleisches Freiheit dir verkünden
Mit giftgenährten, schlangenklugen Reden.

Das Reich der Freiheit ist kein Reich der Sünden!
Es muß der Geist das trotz'ge Fleisch befehden
Und ihm als Sieger auf den Nacken treten,
Wenn er der Freiheit heilig Reich will gründen.

Freiheit des Fleisches ist ein sündig Grollen
Mit allem, was die Lüste hält gefangen,
Ist frevelhaftes, trotz'ges Gottverneinen.

Freiheit des Geistes ist tatkräft'ges Wollen,
Geführt von einem heiligen Verlangen
Zum kühnen Wettlauf nach dem höchsten Einen.

Unter seinen lyrischen Dichtungen sind auch die an das jüdische Volk gerichteten „Israelitischen Lieder", welche an dessen Nationallieder anklingen, zu nennen. Einige seiner „Gedichte", die ihm zur Ehre gereichen, behandeln Gestalten aus der deutschen Geschichte und Sage (Graf Eberhard, Otto III., Luther, hl. Notburga) oder Stoffe aus dem unmittelbaren Leben („Die alte Jungfer"). Wir schließen mit dem herrlichen Liede, worin der Dichter so unwiderstehlich zum Vertrauen auf den Herrn aufruft:

Nimm Christum in dein Lebensschiff
Mit gläubigem Vertrauen,
Stoß ab vom Strand und laß vor Riff
Und Klippe dir nicht grauen;
Und flög' auf wilder Wogenbahn
Dein Schifflein auch hinab, hinan,
Und schlügen selbst die Wellen
Ins Schiff hinein:
Kannst ruhig sein,
Er läßt es nicht zerschellen.

Digitized by Google

Und sollt' er bei des Sturmes Wut
Das Steuer nicht gleich fassen,
Nur Mut, nur Mut! mußt seiner Hut
Dich gläubig überlassen.
Wie mächtig auch die Woge grollt,
Die Blitze sprühn, der Donner rollt,
Dein Schifflein ist geborgen:
Trägt's doch den Herrn,
Dem treu und gern
So Wind wie Meer gehorchen.

Drum sei nur wach und sei bereit
Und laß nicht ab zu beten,
So wird der Herr zu seiner Zeit
Gewiß ans Steuer treten;
Dann schweigt der Sturm, von ihm bedroht,
Dann legen sich auf sein Gebot
Die wild empörten Wogen,
Und ausgespannt
Von seiner Hand
Wölbt sich der Friedensbogen.

Andere Proben bei Hellinghaus: Der Knabe im Sturm; Der Bauer und sein Kind; Gott grüße dich; Der verlorene Sohn; Opfer; Offenbarung; Prüfstein; Gott mit dir, Germania; Mein Vaterland u. a.

Ludwig Grote (1825 als eines Pastors Sohn zu Husum geboren, 1859 selbst Pastor zu Päse, als treuer Welfe vielfach verfolgt und gestraft, flüchtete er 1878 nach Genf und später nach Basel, wo er 1887 am Schlagfluß starb) hat besonders durch seine geistlichen Lieder in weiten Kreisen Anerkennung gefunden. Seine „Einsamen Lieder" wie seine geistlichen Dichtungen („Singet dem Herrn") erlebten mehrere Auflagen. Die letzteren sind besonders hervorragend durch die Fülle tiefer Gedanken neben sehr schöner Form. — Unter dem Decknamen Frater Revocatus hat ein Konvertit, der nunmehrige Franziskanerpater Expeditus Schmidt* (geb. 1868 zu Zittau; Literarhistoriker, Lektor und Bibliothekar zu München) dankbar-innige „Blüten am Stamme des Kreuzes" niedergelegt.

17. Als geistlicher Dichter, noch mehr aber als Kinderdichter hat sich Wilhelm Hey (geb. 1789 in Leina bei Gotha, gest. 1854 als Pfarrer zu Ichtershausen) ausgezeichnet. Seine von Speckter illustrierten Fabelsammlungen sind noch heute eine Fundgrube für alle Zusammensteller von Kinderbüchern. — Auch die Bedeutung von Ludwig Bechstein (geb. 1801 in Weimar, gest. 1860 als Bibliothekar in Meiningen) beruht in erster Linie auf seinen Märchenbüchern. Doch ist er auch als Lyriker und Epiker nicht unbedeutend, wenn er auch etwas phantastisch schrieb („Die Haimonskinder", „Der Totentanz", „Fahrten eines Musikanten"). — Der liebenswürdige Jugendschriftsteller Hermann Kletke (geb. 1813 zu Breslau; gest. 1886 in Berlin) erinnert durch seine „Gedichte" und „Neue Gedichte" voll sittlichen Ernstes, anziehender Milde, sinniger Kindlichkeit an die Poesie seiner Freundin Luise Hensel. Vorzüglich hat er sich durch seine Sammelwerke „Geistliche Blumenlese aus deutschen Dichtern", Märchensaal aller Völker" und anderes, wodurch er zunächst Geist und Gemüt veredeln wollte, einen dankbaren Leserkreis und einen wohlverdienten Ruf erworben. — Auch Heinrich Pröhle (geb. 1822 zu Satuella im Magdeburgischen; gest. 1895 in Berlin) gehört hierher; er hat sich weniger durch seine „Gedichte" und „Romane", wiewohl die Stoffe aus dem Leben geschöpft

Digitized by Google

sind, verdient gemacht als vielmehr durch seine „Kinder- und Volksmärchen", durch die „Märchen für die Jugend" und durch seine „Harzsagen", worin das Wesen des Märchens und der Sage poetisch erfaßt und die Überlieferung mit der zartesten Schonung behandelt wird. — Liebevoll versenkten sich in die Kinderseele Julius Lohmeyer (geb. 1835 zu Neiße; gest. 1903 zu Charlottenburg als Herausgeber der „Deutschen Monatsschrift"), der auch „Gedichte eines Optimisten" und Novellen schrieb, und Viktor Blüthgen (geb. 1844 zu Zörbig), der auch manche scherzhafte Geschichten für Erwachsene erzählt. — Von den bösen Buben „Max und Moritz" und dem „Unglücksraben Huckebein" berichten zur Ergötzung von alt und jung die drolligen, sentenzenreichen Knittelverse des Karikaturenzeichners Wilhelm Busch (geb. 1832 zu Wiedensahl im Hannoverschen), der sich in andern minder harmlosen Spottdichtungen an religiösen Überzeugungen vergriff. — Die Jugenderzählungen von Franz Hoffmann (geb. 1814 zu Bernburg, gest. 1882 zu Dresden) und Gustav Nieritz (geb. 1795 und gest. 1876 zu Dresden) sind zwar unterhaltend, moralisieren aber oft allzu äußerlich. — Weit schlimmer steht es um die immer noch von vielen, sogar von Erwachsenen, „verschlungenen" Abenteuergeschichten des überfruchtbaren Karl May (geb. 1848 zu Hohenthal), die durch eine ganz unmögliche Häufung von Zufälligkeiten und außerordentlichen Geschehnissen die Phantasie überreizen. An den gelegentlichen religiös sein sollenden Dreingaben können nur solche Leser sich freuen, die unechte Phrasenhaftigkeit nicht durchschauen.

18. Der bedeutendste Dialektdichter dieser Gruppe, der Schlesier Karl von Holtei*, wurde bereits im fünften Abschnitt als Begründer des deutschen Singspiels behandelt. — Immer noch guten Klang hat der Name Wilhelm Bornemanns (geb. 1767 zu Gardelegen in der Altmark, gest. 1851 zu Berlin), dessen „Plattdeutsche Gedichte" zum Teil sehr wohl verdienten Anklang fanden, so das „Spinnerlied", „De olle Fritz", „De nie Piepenkopp". — Auch andere Mundarten sind behandelt worden, so die altenburgische von Fr. Ullrich, dessen „Volksklänge" ihren Namen nicht mit Unrecht tragen, ferner die hennebergische von dem gemütreichen Kaspar Neumann. — Ergötzliche „Bilder und Klänge aus Rudolstadt" schuf Anton Sommer (geb. 1816 und gest. 1888 in seiner Vaterstadt). — Daß der Dialekt auch in höhere Dichtungsgattungen Eingang fand, hat uns Hauptmanns Drama „Die Weber", ursprünglich „De Waber", gelehrt.

Digitized by Google

Neunte Gruppe.

§ 108. Die Dichterinnen.

1. In der sechsten Periode begegneten uns ziemlich viele dichtende Frauen; einige waren wahrhaft klassisch gebildet. In der vorigen Periode trat die weibliche Welt, was die Anzahl der Schriftstellerinnen betrifft, wieder mehr in den Hintergrund, nicht aber was den Gehalt, den Wert ihrer Dichtungen angeht. In der laufenden Periode aber stellt sich eine fast bedenklich große Schar von schreibenden und dichtenden Frauen ein. Freilich ist die Neuzeit infolge der höheren Allgemeinbildung entschieden reicher an Frauen, die zum Schriftstellern befähigt sind; doch zeigt schon ein flüchtiger Einblick in die weibliche Schriftstellerei gar viel der Verirrungen und des Mittelmäßigen. Die Mittelmäßigkeiten liegen namentlich im Gebiet einer flachen, oft jeden sittlichen und künstlerischen Wertes entbehrenden Unterhaltungsliteratur, die sogar in manchen Zeitungen und Zeitschriften immer noch eine Ablagerungsstätte findet. Die Verirrungen liegen in der Richtung der sog. Emanzipation, d. h. des Abfalls von der echten weiblichen Natur. Die Frauen sind durch ihr ganzes Wesen zu Hüterinnen der guten Zucht und Sitte, zu Priesterinnen aller edeln, reinen, sittlichen Ordnung bestimmt. Deshalb wirkt es doppelt abstoßend, wenn einige Schriftstellerinnen, die im folgenden nicht ganz übergangen werden können, ihre Begabung in den Dienst unchristlicher und manchmal geradezu unsittlicher Ideen gestellt haben. Glücklicherweise ist aber diese Richtung unter den deutschen Dichterinnen ganz beträchtlich in der Minderzahl. Weitaus die meisten und gerade die begabtesten Schriftstellerinnen stehen auf christlichem Boden. So beruht die Hoffnung auf eine Gesundung und Reinigung des deutschen Schrifttums zu einem beträchtlichen Teil auf der Mitwirkung der christlichen Frauenwelt, die nicht nur eine stets wachsende Zahl aktiver Schriftstellerinnen stellt, sondern vor allem auch als Hauptlesepublikum der schönen Literatur (denn die Frauen lesen im allgemeinen viel mehr als die Männer) einen sehr gewichtigen Einfluß auf die weitere Entwicklung üben kann.

2. Die Fürstin der deutschen Dichterinnen ist Annette Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff*. Sie wurde auf dem väterlichen Rittergute Hülshoff bei Münster am 10. Januar 1797 geboren, blieb, weil kränklich, bis zum 27. Jahre auf dem Lande, wurde dabei ernst erzogen und wie ihre Brüder unterrichtet. Auch nach dem Tode ihres Vaters lebte die blauäugige Blondine meist auf dem Witwensitze ihrer Mutter (zu Ruschhaus bei Münster) mitten unter den Heideblumen, den grünen Hecken und Büschen Westfalens eingezogen und häuslich, im innigen Verkehr mit

Digitized by Google

der Natur. In späteren Jahren stellte sich das Jugendleiden wieder ein; sie siedelte darum mit der Mutter nach dem Schlosse Meersburg am Bodensee über, das ihrem gelehrten Schwager (Baron von Laßberg) gehörte. Hier endigte rasch dieses reine Frauenleben am 24. Mai 1848. — Daß wir in Annette eine wahre, große Dichterin besitzen, darüber herrscht bei Katholiken und Protestanten, Gläubigen und Ungläubigen nur eine Stimme, trotzdem sie lange nicht so gekannt und gelesen ist wie Dutzende, die nicht von ferne sich mit ihr messen dürfen.

Sie war eine ganz eigentümliche Dichterin, die, einzig und allein von ihrem Genius geleitet, sowohl in der Denk- wie in der Ausdrucksweise ihre eigenen Wege ging, unberührt von dem Welttreiben, dem Streiten und Hadern der Zeit, unbekümmert um den Beifall der Menge. In ihrer Dichtung finden wir ganz überraschende Dinge: „Hier sind erhabene Schönheiten, große Gedanken, sibyllinische Bilder, geniale und kühne Fehler — kurz, hier ist eine Welt für sich: hier hat ein Geist gebaut und geschaffen, der, originell und eigensinnig, von der Alltäglichkeit abgewendet, seines Weges gegangen ist, der sich von niemand hat Regeln geben lassen, und dessen starrer Unabhängigkeitssinn lieber eigenes Unkraut auf seinen Beeten zog, als zivilisierte Pflanzen aus dem Samen anderer" (L. Schücking). Aber sie verleugnet keineswegs die Frauenseele, wir finden bei ihr die Freude am Kleinen, Unscheinbaren, Mißachteten, sie vermeidet stets falsches Pathos, zieht immer die einfachen Gefühle den außergewöhnlichen, das Individuelle und Eigenartige dem Glänzenden und Blendenden vor.

Zehn Jahre vor ihrem Tode gab sie ihre „Gedichte" heraus, erst nach demselben erschien (1851) „Das geistliche Jahr", fromme Lieder im Anschluß an die Feste des Kirchenjahres enthaltend. Unter den Gedichten sind ebensowohl lyrische wie epische. Denn mit gleicher Vorliebe wendete Annette sich der Natur zu und schuf so ihre einzig schönen Naturgesänge („Heidebilder" ꝛc.), wie sie sich der Geschichte zuwendete, um daraus für ihre kraftvollen „poetischen Erzählungen", desgleichen für ihre durch und durch sangbaren Balladen die Stoffe zu holen. Als epische Dichterin erinnert sie vielfach an Chamisso, ja sie stellt sich ihm ebenbürtig zur Seite; als Sängerin der Natur erinnert sie lebhaft an Hebel und Lenau, indem auch sie die Natur als eine Welt voll lebender vernünftiger Wesen erschaut und dem Leser vorführt.

In den „Historisch-politischen Blättern" urteilt hierüber ein Kritiker folgendermaßen: „So sind ihre Heidebilder wahre Meisterstücke landschaftlicher Schilderung; welch eine Sehnsucht erwecken sie nicht in uns nach jenen einsamen, nur vom Abendrot begrenzten oder hie und da von Hirtenfeuern beleuchteten Flächen mit den schaurigen schwarzen Moorgründen und der Vogelhütte, wo die Dichterin gleich einer Einsiedlerin lauschend verweilt, indes außen der dichte Regen herniederstürzt, bis er verrieselt und

— — verraucht;
Mächtig aus der Wolke taucht
Neu hervor der Sonnennadel;
In den feinen Dunst die Fichte
Ihre grünen Dornen streckt,
Wie ein schönes Weib die Nadel
In den Spitzenschleier streckt,
Und die Heide steht im Lichte
Zahllos blanker Tropfen, die
Am Wacholder zittern, wie
Glasgehänge an dem Lüster.

Digitized by Google

Überm Grund geht ein Geflüster,
Jedes Kräutchen reckt sich auf,
Und in langgestrecktem Lauf,
Durch den Sand des Pfades eilend,
Blitzt das goldne Panzerhemd
Des Kuriers; am Halme weilend,
Streicht die Grille sich das Naß
Von der Flügel grünem Gras.

Grashalm glänzt wie eine Klinge,
Und die kleinen Schmetterlinge,
Blau, orange, gelb und weiß,
Jagen tummelnd sich im Kreis.
Alles Schimmer, alles Licht,
Bergwald mag und Welle nicht
Solche Farbentöne hegen
Wie die Heide nach dem Regen.

Prachtvoll wird der Morgen geschildert (siehe das Gedicht „Die Lerche" S. 698). „— — — Auf gleiche Weise wird in leichten, schwebenden Rhythmen die Jagd gemalt; so der Weiher, wo die Naturschilderung unserer Dichterin nur mit den wunderlieblichen Bildern altdeutscher Maler zu vergleichen, die jeden Stein, jede Blume und die lustigen Vöglein in funkelnder Pracht abkonterfeit; nur ist hier alles noch belebt.... Gleiche Kunst in der Behandlung der Natur zeigt ein kleiner Zyklus, ‚Feld, Wald und See' überschrieben, wo z. B. die Elemente in den Tageszeiten und der Morgen als Jäger, der Mittag als Fischer, der Abend als Gärtner, die Nacht als Hammerschmied erscheinen."

Ganz hervorragend unter ihren Gedichten sind eine Reihe von Balladen und Romanzen, die zum Teil einen düstern, gespenstischen Hintergrund haben; wir erinnern nur an „Der Geierpfiff", „Die Vendetta", „Vorgeschichte". Die Krone ihrer Dichtungen bilden aber unzweifelhaft die großen epischen Gedichte „Das Hospiz am Großen St Bernhard", „Die Schlacht am Loener Bruch" und „Der spiritus familiaris des Roßtäuschers", Schöpfungen, die den Erzeugnissen Byrons völlig gleichgestellt werden können.

Was ihr „Geistliches Jahr" betrifft, so sind dessen Lieder noch origineller, tiefer als ihre andern Dichtungen. Sie bezeugen auch, daß die Wahrheit ihr als erstes Gebot im Leben und im Dichten galt; denn sie hat kindlich offen alle ihre religiösen Kämpfe und Siege, Schmerzen und Seelenfreuden eingewoben, und zwar in einer Weise, daß wir die Dichterin nur um so höher achten müssen.

„Sie sind sehr schön, sie mahnen an die herrlichen alten Kirchenlieder. Es weht uns daraus an wie aus dem uralten Frieden der Kirche, wie aus einer Zeit, die den Zank um die göttlichen Dinge noch nicht kannte, wie Duft von Blumen aus einem noch nicht entweihten Paradiese. Es ist etwas Strenges, etwas Nonnenhaftes darin, es sind Blumen, die über Gräbern, aber in der wärmsten Sonne blühen. Die lieblichen Lieder hallen von Kirchhofsmauern wider; aber es sind Stimmen aus der Engelwelt, die wohl manchem trostreich und beseligend hereintönen werden in den Lärmen seines Tages" (Menzel).

Auch auf dem Gebiete der Prosa hat Annette einige Erzeugnisse hinterlassen, die ihr einen Ehrenplatz in der neueren Literatur sichern; besonders ragt unter ihnen die Novelle „Judenbuche" hervor.

Trotz des „Nonnenhaften" empfiehlt sie auch ein anderer protestantischer Kritiker (Barthel) dringend „allen, die Gott suchen, welcher Kirche

Digitized by Google

sie auch angehören, allen, die das ernste Ringen einer Seele nach dem einen, was not tut, verstehen". Aber ihre Dichtungen überhaupt empfehlen wir als eine feine und doch gesunde, kräftige Geistes- und Herzensnahrung unsern deutschen Frauen und Jungfrauen; sie werden dann an sich erfahren, daß die edle Dichterin das Rechte getroffen, indem sie, keineswegs unbescheiden, von sich schrieb:

Meine Lieder werden leben,
Wenn ich längst entschwand;
Mancher wird vor ihnen beben,
Der gleich mir empfand.
Ob ein andrer sie gegeben
Oder meine Hand:
Sieh, die Lieder durften leben,
Aber ich entschwand!

(Über Annettens Leben schrieben in neuester Zeit sehr anziehend P. W. Kreiten und Professor H. Hüffer.)

1. Die beschränkte Frau.

Ein Krämer hatte eine Frau,
Die war ihm schier zu sanft und milde,
Ihr Haar zu licht, ihr Aug' zu blau,
Zu gleich ihr Blick dem Mondenschilde;
Wenn er sie sah so still und sacht
Im Hause gleiten wie ein Schemen,
Dann faßt es ihn wie böse Macht;
Er mußte sich zusammennehmen.

Vor allem macht' ihm Überdruß
Ein Wort, das sie an alles knüpfte,
Das freilich in der Rede Fluß
Gedankenlos dem Mund entschlüpfte:
„In Gottes Namen", sprach sie dann,
Wenn schwere Prüfungsstunden kamen;
Und wenn zu Weine ging ihr Mann,
Dann sprach sie auch: „In Gottes Namen."

Das schien ihm lächerlich und dumm,
Mitunter frevelhaft vermessen;
Oft schalt er, und sie weinte drum,
Und hat es immer doch vergessen.
Gewöhnung war es früher Zeit
Und klösterlich verlebter Jugend;
So war es keine Sündlichkeit
Und war auch eben keine Tugend.

Ein Sprichwort sagt: „Wem gar nichts fehlt,
Den ärgert an der Wand die Fliege."
So hat dies Wort ihn mehr gequält
Als andre Hinterlist und Lüge.

Digitized by Google

Und sprach sie sanft: „Es paßte schlecht!"
Durch Demut seinen Groll zu zähmen,
So schwur er, übel oder recht
Werd' es ihn ärgern und beschämen.

Ein Blütenhag war seine Lust.
Einst sah die Frau ihn sinnend stehen
Und ganz versunken, unbewußt,
So Zweig an Zweig vom Strauche drehen.
„In Gottes Namen", rief sie, „Mann,
Du ruinierst den ganzen Hagen!"
Der Gatte sah sie grimmig an,
Fürwahr, fast hätt' er sie geschlagen.

Doch wer da Unglück sucht und Reu',
Dem werden sie entgegeneilen;
Der Handel ist ein zart Gebäu
Und ruht gar sehr auf fremden Säulen.
Ein Freund falliert, ein Schuldner flieht,
Ein Gläub'ger will sich nicht gedulden,
Und eh' ein halbes Jahr verzieht,
Weiß unser Krämer sich in Schulden.

Die Gattin hat ihn oft gesehn
Gedankenvoll im Sande waten,
Am Kontobuche seufzend stehn
Und hat ihn endlich auch erraten;
Sie öffnet heimlich ihren Schrein,
Langt aus verborgner Fächer Grube,
Dann, leise wie der Mondenschein,
Schlüpft sie in ihres Mannes Stube.

Der saß, die schwere Stirn gestützt,
Und rauchte fort am kalten Rohre.
„Karl!" drang ein scheues Flüstern itzt,
Und wieder „Karl!" zu seinem Ohre;
Sie stand vor ihm, wie Blut so rot,
Als gält' es, eine Schuld gestehen.
„Karl!" sprach sie, „wenn uns Unheil droht,
Ist's denn unmöglich, ihm entgehen?"

Drauf reicht' sie aus der Schürze dar
Ein Säckchen, stramm und schwer zu tragen,
Drin alles, was sie achtzehn Jahr'
Erspart am eigenen Behagen.
Er sah sie an mit raschem Blick
Und zählte, zählte nun aufs neue;
Dann sprach er seufzend: „Mein Geschick
Ist zu verwirrt — dies langt wie Spreue!"

Sie bot ein Blatt und wandt' sich um,
Erzitternd, glüh gleich der Granate;
Das war ihr kleines Eigentum,
Das Erbteil einer frommen Pate.

Digitized by Google

„Nein," sprach der Mann, „das soll nicht sein!"
Und klopfte freundlich ihre Wangen.
Dann warf er einen Blick hinein
Und sagte dumpf: „Schier möcht' es langen."

Nun nahm sie aus der Schürze Grund
All' ihre armen Herrlichkeiten,
Teelöffelchen, Dukaten rund,
Was ihr geschenkt von Kindeszeiten.
Sie gab es mit so freud'gem Zug!
Doch war's, als ob ihr Mund sich regte,
Als sie zuletzt aufs Kontobuch
Der sel'gen Mutter Trauring legte.

„Fast langt es", sprach gerührt der Mann,
„Und dennoch kann es schmählich enden;
Willst du dein Leben dann fortan,
Geplündert, fristen mit den Händen?"
Sie sah ihn an — nur Liebe weiß
An liebem Blicke so zu hangen —
„In Gottes Namen!" sprach sie leis,
Und weinend hielt er sie umfangen.

2. Die Lerche.

Hörst du der Nacht gespornten Wächter nicht?
Sein Schrei verzittert mit dem Dämmerlicht,
Und schlummertrunken hebt aus Purpurdecken
Ihr Haupt die Sonne; in das Ätherbecken
Taucht sie die Stirn, man sieht es nicht genau,
Ob Licht sie zünde oder trink' im Blau.
Glührote Pfeile zucken auf und nieder
Und wecken Taues Blitze, wenn im Flug
Sie streifen durch der Heide braunen Zug.
Da schüttelt auch die Lerche ihr Gefieder,
Des Tages Herold seine Liverei;
Ihr Köpfchen streckt sie aus dem Ginster scheu,
Blinzt nun mit diesem, nun mit jenem Aug';
Dann leise schwankt, es spaltet sich der Strauch,
Und wirbelnd des Mandates erste Note
Schießt in das feuchte Blau des Tages Bote.

„Auf! auf! die junge Fürstin ist erwacht!
Schlaftrunkne Kämm'rer, habt des Amtes acht!
Du mit dem Saphirbecken, Genziane,
Zwergweide du mit deiner Seidenfahne,
Das Amt, das Amt, ihr Blumen allzumal,
Die Fürstin wacht, bald tritt sie in den Saal!"
Da regen tausend Wimpern sich zugleich,
Maßliebchen hält das klare Auge offen,
Die Wasserlilie sieht ein wenig bleich,
Erschrocken, daß im Bade sie betroffen;

Digitized by Google

Wie steht der Zitterhalm verschämt und zage!
Die kleine Weide pudert sich geschwind
Und reicht dem West ihr Seidentüchlein lind,
Daß zu der Hoheit Händen er es trage.
Ehrfürchtig beut den tauigen Pokal
Das Genzian, und nieder langt der Strahl;
Prinz vom Geblüte, hat die erste Stätte
Er immer dienend an der Fürstin Bette.

Der Purpur lischt gemach im Rosenlicht,
Am Horizont ein zuckend Leuchten bricht
Des Vorhangs Falten, und aufs neue singt
Die Lerche, daß es durch den Äther klingt:

„Die Fürstin kommt, die Fürstin steht am Tor!
Frischauf, ihr Musikanten in den Hallen,
Laßt euer zartes Saitenspiel erschallen,
Und florbeflügelt Volk, heb an den Chor,
Die Fürstin kommt, die Fürstin steht am Tor!"

Da krimmelt, wimmelt es im Heidgezweige;
Die Grille dreht geschwind das Beinchen um,
Streicht an des Taues Kolophonium
Und spielt so schäferlich die Liebesgeige.
Ein tüchtiger Hornist, der Käfer, schnurrt;
Die Mücke schleift behend die Silberschwingen,
Daß heller der Triangel möge klingen;
Diskant und auch Tenor die Fliege surrt;
Und immer mehrend ihren werten Gurt,
Die reiche Katze um des Leibes Mitten,
Ist als Bassist die Biene eingeschritten,
Schwerfällig hockend in der Blüte, rummeln
Das Kontraviolon die trägen Hummeln.
So tausendarmig ward noch nie gebaut
Des Münsters Halle, wie im Heidekraut
Gewölbe an Gewölben sich erschließen,
Gleich Labyrinthen ineinanderschießen;
So tausendstimmig stieg noch nie ein Chor,
Wie's musiziert aus grünem Heid hervor.

Jetzt sitzt die Königin auf ihrem Throne,
Die Silberwolke Teppich ihrem Fuß;
Am Haupte flammt und quillt die Strahlenkrone,
Und lauter, lauter schallt des Herolds Gruß:

„Bergleute auf, heraus aus eurem Schacht!
Bringt eure Schätze! und du, Fabrikant,
Breit vor der Fürstin des Gewandes Pracht!
Kaufherrn, enthüllt den Saphir, den Demant!"

Schau, wie es wimmelt aus der Erde Schoß,
Wie sich die schwarzen Knappen drängen, streifen
Und mühsam stemmend aus den Stollen schleifen
Gewalt'ge Stufen, wie der Träger groß;

Digitized by Google

Ameisenvolk, du machst es dir zu schwer!
Dein roh Gestein lockt keiner Fürstin Gnaden.
Doch sieh die Spinne rutschend hin und her,
Schon zieht sie des Gewebes letzten Faden.
Wie Perlen klar, ein duftig Elfenkleid;
Viel edle Funken sind darin entglommen;
Da kommt der Wind und häkelt es vom Heid,
Es steigt, es flattert, und es ist verschwommen. —

Die Wolke dehnt sich, scharf strich der Hauch,
Die Lerche schwieg und sank zum Ginsterstrauch.

3. Liebe.

Das ist mein Trost in allen Leiden,
Daß nichts mich kann von Jesu scheiden,
Von seiner Liebe keine Macht,
Und daß der größte aller Schmerzen
Hat nicht Gewalt ob einem Herzen,
Worin die Liebe Jesu wacht.

Wenn er mir bleibt, was kann mir fehlen?
Wenn er mich labt, was kann mich quälen?
Wie hat er alles wohl bestellt!
Wenn ich nur seinen Namen nenne,
Dann ist's, als ob das Herz mir brenne;
Im Lichte steht die ganze Welt.

Sein Kreuz ist wie der Himmelsbogen
Um meinen Horizont gezogen;
Wohin ich schau, da steht es schon.
O teures Kreuz, laß dich umfangen,
Woran mein liebstes Lieb gehangen
Für unsrer Sünden bittern Lohn!

Wenn meine Pflichten oft mich drücken,
So muß ich Liebesrosen pflücken
Aus seinem bittern Kreuzestod.
Wie kommt mir wunderbare Stärke,
Wie sind so süß die schweren Werke,
Dieweil mein Jesu sie gebot!

Mein Leid muß mir zu Freuden werden,
Denk' ich an Jesu Leid auf Erden
Und seinen schweren Kreuzespfad.
Mein Jesu ist vorangegangen;
Ach, kann mir noch vor Dornen bangen
Auf Wegen, die mein Gott betrat?

Er hat den bittern Weg erkoren;
Was flieht ihr denn, ihr schwachen Toren,
So sehr die Bitterkeit und Pein?
Muß ich durch Dornenweg mich schlagen,
So soll mich doch die Furcht nicht plagen;
Mein Jesu kann nicht ferne sein.

Digitized by Google

Ach, könnt' ich diese Hülle meiden!
Doch still, mein Herz, verschließ bescheiden
Den heißen Wunsch in deine Brust!
Es ist ja meines Jesu Wille,
Und daß ich den getreu erfülle,
Das sei doch meine größte Lust!

Geduld! Sie wird ja endlich kommen
Die Stunde, mir zum Heil und Frommen;
Gott hat sie keinem noch versagt.
Bis dahin denk in allen Leiden,
Daß nichts dich kann von Jesu scheiden,
Von seiner Liebe keine Macht!

4. Am Karfreitag.

Weinet, weinet, meine Augen,
Rinnt nur lieber gar zu Tränen:
Ach, der Tag will euch nicht taugen,
Und die Sonne will euch höhnen!
Seine Augen sind geschlossen,
Seiner Augen heißes Scheinen;
Weinet, weinet, unverdrossen,
Könnt doch nie genugsam weinen!

Als die Sonne das vernommen,
Hat sie eine Trauerhülle
Um ihr klares Aug' genommen,
Ihre Tränen fallen stille.
Und ich will noch Freude saugen
Aus der Welt, der hellen, schönen?
Weinet, weinet, meine Augen,
Rinnt nur lieber gar zu Tränen! —

Und die Vöglein arm, die kleinen,
Sind so ganz und gar erschrocken,
Daß sie lieber möchten weinen,
Wären nicht die Äuglein trocken;
Sitzen traurig in den Zweigen,
Und kein Laut will rings erklingen.
Herz, die armen Vöglein schweigen,
Und du mußt den Schmerz erzwingen!

Weg mit goldenen Pokalen,
Süßem Wein vom edlen Stamme!
Ach, ihn sengt in seinen Qualen
Noch des Durstes heiße Flamme,
Daß er laut vor Schmerz muß klagen!
Erd' und Himmel muß erbleichen,
Da die Henkersknecht' es wagen,
Gall' und Essig ihm zu reichen.

Weiche Polster, seidne Kissen,
Kann mir noch nach euch verlangen,
Da mein Herr so ganz zerrissen
Muß am harten Kreuze hangen?
O wie habt ihr ihn getroffen,
Dorn' und Nägel, Rut' und Spieße!
Doch das Schuldbuch liegt ja offen,
Daß sein heilig Blut es schließe.

In der Erde alle Toten
Fahren auf wie mit Entsetzen,
Da sie mit dem heil'gen, roten
Blute sich beginnt zu netzen;
Können nicht mehr ruhn die Toten,
Wo sein köstlich Blut geflossen;
Viel zu heilig ist der Boden,
Der so teuren Trank genossen.

Andere Proben bei Kellner: Der Brief aus der Heimat; Das Haus in der Heide; bei Reuter: Das Wort; bei Hellinghaus: Die junge Mutter; Vorgeschichte; Der Heidemann; Die Krähen; Der Knabe im Moor; Das Hirtenfeuer; Wasser; Das öde Haus; Der Weiher; Am Turme; Des alten Pfarrers Woche; Gethsemane; Am Feste der heiligen drei Könige u. a.

2. Durch Gesinnung und Seelenadel mit der Königin der Dichterinnen verwandt, stellen sich wie zwei Ehrendamen zu ihr eine Prinzessin von Sachsen

Digitized by Google

und Emilie Ringseis; beide ragen auch durch ihre dramatische Begabung hervor, die sonst bei Dichterinnen auffällig selten sich findet. Die erste von ihnen, Amalie von Sachsen* (geb. 1794; gest. 1870), veröffentlichte erst vorgerückten Alters als Amalie Heiter verschiedene, meist bürgerliche Lustspiele („Der Landwirt", „Die Fürstenbraut", „Der Verlobungsring", „Der Majoratserbe" 2c.). Sie machten freilich auf dem Theater keinen großen Effekt; aber die Dichterin haschte auch nicht danach, sie bekämpfte jegliche Schwärmerei und Überspanntheit, besonders schwärmerische Liebe. Es sind dramatische Seelengemälde, harmlose Charakterbilder, „welche den wohltuenden Eindruck einer stillen, ebenen und sonnenbeschienenen Landschaft machen" (Barthel). — Durch ihren gewichtigen, mitunter scharfen, ja bittern polemischen Ernst, ihre fast männliche Kraft, ihren Abscheu vor jeder Sentimentalität, endlich durch ihre Gedankentiefe erinnert noch mehr an unsere große Annette von Droste die fein gebildete Emilie Ringseis* (Tochter des geistvollen, gelehrten und tief gläubigen Professors der Medizin J. N. v. Ringseis in München; geb. 15. November 1831; gest. am 3. Februar 1895 in München), die von Jugend auf in gelehrter und künstlerischer Atmosphäre gelebt hat. Sie schrieb die geistlichen Schauspiele: „Veronika", „Des Blindgeborenen Heilung", welche in die Zeit Christi zurückreichen und von ergreifender Wirkung sind, sowie „Die Sibylle von Tibur". Diese zeigt die Macht des zur Zeit des Kaisers Tiberius in Rom sich verbreitenden Christentums an diesem rätselhaften Herrscher, ist aber ohne Abschluß; es fehlt dem Drama die sonnige Klarheit der andern Stücke. Ein anderes Drama aus ihrer Hand ist die zur Aufführung sehr gut geeignete Märtyrertragödie „Sebastian" (in fünf Akten).

Daß ihre Dramen trotz der groß angelegten, realistisch gefärbten Charaktere und ihrer schönen Form von den Leitern unserer modernen Bühnen ignoriert wurden, erklärt sich daraus, daß unsere Zeit eine Zeit sinnlichen Genießens ist und von allem das Ohr abwendet, was das Herz von den Götzen der Genußsucht losreißen will.

Auch beschenkte sie uns mit einem wunderlieblichen Märchenspiel „Die Getreuen", mit höchst formvollendeten lyrischen Gedichten und einigen kleineren Dramen („Schneewittchen", „Der Königsmann"), die ebenso lieblich wie hochpoetisch sind. Das letzte größere Werk (gedichtet 1890 bis 1892) der ebenso frommen wie hochbegabten Dichterin ist die wahrhaft monumentale poetische Trilogie, nämlich „Der Königin Lied" in drei Teilen: „Magnifikat", „Hosanna" und „Kreuz und Halleluja". Maria, so faßte die Dichterin ihre Aufgabe auf, spricht in hehrem Sange aus, was sie alles mit Christus erlebte, und wie es ihr Herz empfand. Wir können diese von einem mächtigen Geiste zeugende Dichtung nicht besser empfehlen, als indem wir das Urteil, das im Züricher „Evangelischen Wochenblatt" (1892, Nr 49) darüber gefällt ist, abdrucken:

Digitized by Google

„Eine auf katholischem Grundton ruhende geistvolle Dichtung ist die mit dem dritten Teile zum Abschluß gelangte bedeutende Komposition ‚Der Königin Lied' von E. Ringseis. Es würde uns leid tun, wenn unsere Glaubensgenossen um der katholischen Färbung dieses Werkes willen von der durchdachten und tief empfundenen Schöpfung keine Notiz nehmen wollten, die im Grunde ein ganzes poetisches Leben Jesu ist, voll Begeisterung für das Mysterium der Erlösung; aber um nicht mißverstanden zu werden, wiederholen wir, daß die geniale Münchnerin auch eine lebhaft fühlende Katholikin ist."

Im Jahre 1898 erschien noch eine Sammlung nachgelassener Gedichte, die manches Schöne und Kräftige enthielt.

Wiederlehn.

(Von Emilie Ringseis.)

Was ist dir, Maria? Was strebst du empor
Und kannst nicht und streckest die Arme nur vor
Stumm knieend und starrend? Was bleicht dein Gesicht?
In Schmerz? In Erstaunen? In himmlischem Licht?
Mildliebliches Glänzen erfüllt das Gemach;
Und dort die Gestalt . . . bist du träumend, bist wach?
O zitternde Wonne, erdrückendes Glück,
Dein Sohn ist's, dein Jesus, kehrt lebend zurück.

Er kehrt aus dem Grab, ein Besieger der Not,
Fortan unerreichbar für Martern und Tod.
Die Wunden der Liebe verklären den Leib;
Nun schau ihn, nun faß ihn, du seligstes Weib!
Sein Antlitz ist Liebe, sein Blicken ist Trost,
Und o der Begrüßung, womit er dich kost!
Ihn, den uns zum Opfer dein Mutterherz gab,
Den einst du geboren, ihn gebar nun das Grab! —

Was zagest du, Seele, verzehrst dich in Gram
Und krümmst dich, weil Gott seinen Trost von dir nahm!
Harr aus unterm Kreuz, an Maria geschmiegt,
Kehr heim im Gefolg ihr, vom Schmerz unbesiegt,
Durchwache die Nächte mit ihr im Gebet,
Harr aus, bis die Nacht des Karsamstag vergeht,
Dann dämmert dein Ostern, dann, Seele, empor,
Dein Jesus, dein Retter, bricht leuchtend hervor!

4. Von der älteren Generation christlicher Erzählerinnen sind einige in jüngster Zeit durch neue Ausgaben wieder mehr zu Ehren gekommen. Dies gilt namentlich von Gräfin Ida Hahn-Hahn*. Sie wurde am 22. Juni 1805 zu Tressow in Mecklenburg-Schwerin geboren, verlebte ihre Jugend unter traurigen Verhältnissen, die den Grund dazu legten, daß sie sich in der ersten Hälfte ihres Dichterlebens sehr verirrte. Sie schrieb nämlich in dieser Zeit Romane und dichtete Lieder als sog. emanzipierte Frau, welche die Gesetze der Sittlichkeit wenig achtete. Wie ihr äußeres Leben

Digitized by Google

ein unruhiges Hin- und Herreisen war, so war auch ihr inneres Leben voller Unruhe. Sie suchte und fand Frieden. Vom Jahre 1850 an, wo sie unter dem Einfluß des späteren Bischofs Ketteler in Berlin Katholikin wurde, fühlte sie sich ruhig. Natürlich sagte sie sich von ihren früheren Dichtungen ganz los und beklagte ihre dort ausgebreitete blasierte, unchristliche Weltansicht. Und nun wollte sie ihr Dichtertalent in rechter Weise verwenden. So sang sie alsbald „Unserer Lieben Frau" einen Zyklus inniger Lieder und schrieb in der Folge eine Reihe meist in aristokratischen Kreisen spielender religiöser Romane („Maria Regina", „Doralice", „Zwei Schwestern", „Die Erzählung des Hofrats" ꝛc.), wodurch sie sich einen großen Leserkreis bis über die Grenzen von Deutschland hinaus erwarb. Die Geschichte ihrer Bekehrung erzählt die Schrift „Von Babylon nach Jerusalem" (1851). Die Gräfin starb am 12. Januar 1880 im Kloster vom guten Hirten zu Mainz, dem sie ihre schriftstellerischen Einnahmen zuwandte, und wo sie die letzten Jahre ihres Lebens zugebracht hatte. — Ein emanzipiertes Weib unter den Romanschriftstellerinnen war auch die geistreiche Fanny Lewald und blieb es bis zum Tode. Als Jüdin 1811 in Königsberg geboren, wurde sie ohne Überzeugung 1828 Christin, durchlebte eine mannigfach bewegte Jugend, heiratete 1854 den berühmten Philologen und Kunstkritiker Adolf Stahr („Ein Jahr in Italien") in Berlin. Er starb 1876 zu Wiesbaden, sie in Dresden 1889. Ohne tiefes Gemüt, aber um so reicher an Verstandesschärfe, schrieb sie viele nun vergessene Romane. Ihr Stil ist überaus klar und entschieden wie der eines Mannes, aber aus allen weht uns eisige Kälte des Unglaubens entgegen.

Eine empfehlenswerte Lektüre, namentlich für die reifere Jugend, bilden auch heute noch die historischen Romane von Henriette von Paalzow (geb. 1788 in Berlin, gest. 1847 ebenda). Dieselben sind mehr Familienromane, in denen fast ausschließlich der Salonton herrscht, die echte Frau als die Repräsentantin des wohlgeordneten Hauses immer wieder auftritt; doch fehlt ihnen die rechte Begeisterung („Godwie Castle", „Saint Roche", „Thomas Thyrnau" in je 3 Bänden). Die Paalzow war einst hochberühmt. — Ebenfalls auch für die Jugend passend schrieb die der pietistischen Richtung ergebene, der christlichen Charitas in hohem Grade sich widmende Maria von Nathusius (geb. Scheele 1817 in Magdeburg, gest. 1857 auf Gut Neinstadt). Sie erzählt Dorf- und Stadtgeschichten mit tiefem Gemüt und in kindlicher Weise und dabei mit reifer, milder Menschenkenntnis („Das Tagebuch eines armen Fräuleins", „Elisabeth" u. a.). — Erst in den siebziger Jahren trat mit ihren besten Werken Luise von François (geb. 1817 zu Herzberg in Sachsen, starb 1893 in Weißenfels) hervor. Sie schuf wertvolle kulturhistorische Gemälde von geistvoller, oft herber Charakteristik und patriotischer Gesinnung in den Romanen: „Die letzte Reckenburgerin", „Stufenjahre eines Glücklichen", „Der Katzenjunker" u. a. —

Digitized by Google

Sinnig und keusch schreibt Mathilde Raven (geb. 1817 zu Meppen) in ihren zahlreichen, aber stets neugestaltigen Romanen und Novellen. Sie hat mit Breusing vieles gemein; Haus und Ehe in ihrer Heiligkeit behandelt sie am liebsten in ihren Schriften. — E. Marlitt (Pseudonym für Eugenie John, geb. 1825 zu Arnstadt, gest. 1887 ebenda) hatte einen unverdient großen Erfolg mit ihren gewandt fabulierenden Erzeugnissen, in denen ein versteckt lüsterner, oft auch fanatisch-kirchenfeindlicher Geist weht; W. Heimburg (Pseudonym für Berta Behrens, geb. 1850 zu Thale am Harz) ist die etwas gemütlichere Geistesjüngerin der Marlitt. — Nathaly von Eschstruth (geb. 1860 zu Hofgeismar; verwitwete von Knobelsdorff-Brenkenhoff) hat in ihren vielgelesenen, törichten Phantasieprodukten sogar den Tiefstand der Marlittjüngerinnen noch unterboten.

5. Unter den Frauen der älteren Generation, die sich mehr der Novelle widmeten, steht obenan die vielgereiste, vortreffliche Erzählerin Emmy von Dincklage-Campe (geb. 1825 auf Gut Campe im Emsland; lebte in Lingen, wurde 1866 Stiftsdame in Börstel, starb zu Berlin 1891). Eine echte Dichterin von Gottes Gnaden, hat sie von den eigentümlichen Vorzügen der Schriftstellerinnen alles, von den Mängeln nur sehr wenig. Ihre Darstellungsweise hat etwas Männliches, Kraftvolles, ja Herbes. „Ein knorriges, originell-markiges Talent" wurde sie schon genannt. Sie ragt aber nicht bloß in ästhetischer Rücksicht aus der Masse hervor, sondern auch religiös und sittlich steht sie hoch. Wir nennen ihre „Geschichten aus dem Emslande", „Heimatsgeschichten", „Emslandbilder". — Ein beachtenswertes Talent ist L. von Erlburg* (Pseudonym für Marie von Schwarzenau, geb. 1815 auf Schloß Hammerstein bei Wetzlar, konvertierte 1852, starb zu Speier 1880), die am herrlichen Rhein ihre spannenden Novellen („Aus Herz und Welt") schrieb, Gebilde von hoher Anziehungskraft; besonders sind dabei die höheren Schichten der Gesellschaft meisterhaft abkonterfeit. — Eine vortreffliche gefühlvolle Erzählerin, wenn auch nicht so originell und glanzverbreitend wie Emmy von Dincklage, ist Frau Maria Lenzen*, geborne di Sebregondi, die, 1814 zu Dorsten geboren, seit 1848 in zweiter Ehe als Gattin des fürstl. Salmschen Geh. Domänenrats ten Brink in Anhalt lebte, wo sie 1882 starb. Sie hat ein ausgezeichnetes, anmutiges Erzählertalent, das sich am liebsten in ruhiger Breite ergeht. Drei Sammlungen sind bereits erschienen unter den Titeln „Aus der Heimat", „Zwischen Ems und Wupper", „Schloß und Heide". Eine äußerst sinnige „Weihnachtsgabe für junge Mütter" gab sie unter dem Titel „Das erste Jahr" heraus. Es sind herzige Lieder einer jungen Mutter, Variationen über das Thema:

Du bist mein süßes Eigentum;
Der Mutter Stolz, der Mutter Ruhm —
Es ist dein froh Gedeihen.

Digitized by Google

Gott gab dich mir, nun bist du mein;
Doch auch des Himmels sollst du sein:
Dem Herrn will ich dich weihen.

„Das Fräulein aus dem Sassenreich" ist eine treffliche historische Novelle, die im 11. Jahrhundert am Niederrhein spielt, während der Roman „Alte Schuld" eine fesselnde Verwicklung in der Geschichte eines alten westfälischen Adelsgeschlechtes behandelt. — Sehr viel schrieb Elise Polko (geb. 1823 zu Leipzig, gest. 1899 zu München), äußerst anmutig und in guter Gesinnung; doch malt sie oft mit zu weichem Pinsel ihre Künstler- und Herzensgeschichten. Übrigens lassen Frische der Farben, Wärme des Tons, Zartheit der Zeichnung überall das feine Talent erkennen. Zu ihren Schöpfungen gehören auch die „Musikalischen Märchen". — Eine gar edle Novellistin ist Maria von Olfers (geb. 1826, Tochter des bekannten Kunstkenners und Generaldirektors der Königlichen Museen in Berlin, wo sie lebt). Sie ist zu wenig gekannt, vielleicht, weil ihre Novellen zu tief angelegt sind für unser an Naschere oder Pikantes gewöhntes Publikum, vielleicht auch, weil aus jeder Zeile echt christliche Gesinnung spricht.

Das Meisterstück einer Frauennovelle ist „Jungfer Modeste", worin das ergreifende Thema eines von der Welt unbemerkten, desto mehr von Gottes Auge geschauten Opferlebens behandelt ist. Ebenso heben wir „Regine" hervor, worin der Gegensatz von Stadt und Land, ähnlich wie in Auerbachs „Die Frau Professor", dargestellt wird, und endlich „Das Eigentum" und „Herr Jeremias und die schöne Vincenzia".

Anschauliche Charakterzeichnung und Tiefe des Gefühls eignet den Erzählungen von Ernst Lingen* (Elisabeth Schilling in Erkelenz, Rheinprovinz, geb. 1832). Ihr Name wurde mehr noch als durch ihre Novellen durch den 1879 von der „Kölnischen Volkszeitung" preisgekrönten Roman „Vergib und Vergiß" bekannt.

6. Eine Anzahl von Erzählerinnen, namentlich der älteren Gruppe, entnahm ihre Stoffe mit Vorliebe fremden Landen. Die unter dem Decknamen Mariam Tenger* auftretende Dichterin Maria von Hrussoczy (geb. in Worosdina 1821, gest. 1898 in Berlin), einst von Stifter zur Schriftstellerei ermuntert, lieferte in die Bachemsche Novellensammlung eine Reihe schätzbarer Romane und Novellen. Manche ihrer Dichtungen, wie „Der letzte Capy", „Bischof und König", „Der Amulettmann", haben mehrere Auflagen erlebt. Eine sehr fesselnde Lektüre mit prächtigen Malereien aus dem ungarischen Volksleben bietet ihr Roman „Die Frau aus dem Veilchenhause", worin ein Ungar und sein deutsches Weib sich fremd und fremder werden, deshalb sich trennen, durch merkwürdige Fügung aber sich wiederfinden zu dauerndem ehelichem Glücke. — Außerordentlich anmutige Novellen („Aus den Pyrenäen", „Aus der Bretagne" u. a.) und

Digitized by Google

Reiseschriften verfaßte Claire von Glümer (geb. 1825 zu Blankenburg, lebt nun in Dresden). — Hedwig Wolf* (geb. 1831 in Wien, gest. 1893 ebenda) bearbeitete die Sittenbilder aus dem spanischen Volksleben von dem Jesuitenpater Luis Coloma[1] und übersetzte vorzüglich die Romane von Fernan Caballero[2]; außerdem schrieb sie Erzählungen von eigener Erfindung, in denen sich ihre Religiosität und Vaterlandsliebe allerwärts bekundet. — Anschaulich und farbenreich, wohl auch naturtreu, schildert Klara Bauer (als solche entpuppte sich zuletzt der pseudonyme Karl Detlef; geb. 1836 zu Swinemünde, gest. 1876 zu Breslau) das russische Gesellschaftsleben. Durch Feinheit der Zeichnung, Glanz der Diktion, Originalität der Erfindung und Harmonie der Entwicklung („Nora", „Zwischen Vater und Sohn") ist sie eine der hervorragendsten Novellistinnen. — Bilder aus dem amerikanischen Leben und ergreifende Kindergeschichten für Erwachsene schrieb Sara Hutzler (geb. 1853 in St Louis, gest. 1893 als Gattin des Schauspielers Kainz). — Frida von Bülow (geb. 1857 in Berlin, lebte mit ihrem Bruder lange in Ostafrika) begann mit der Veröffentlichung des „Ostafrikanischen Tagebuchs" und gibt auch in den meisten ihrer folgenden Erzählungen ernste Lebensbilder aus den deutschen Kolonien.

7. Auch der Heimatdichtung hat es bei den Erzählerinnen der neueren Zeit nicht an Pflege gefehlt. Bereits viele Novellen der Emsländerinnen Emmy von Dincklage und Maria Lenzen (vgl. Abschnitt 5) hätten unter diese Kategorie mit eingerechnet werden können. An der Ostseeküste hat etwas später Bernhardine Schulze-Smidt (geb. 1846 in Dungen bei Bremen, wo sie als Witwe lebt) „Erzählungen aus Moor und Marsch" verfaßt. Sie schreibt realistisch treu, ungezwungen, psychologisch fein, in scharf ausgeprägt protestantischem Geiste. — Im Süden schrieb Therese Messerer* (geb. 1824 zu München; Witwe des Billardfabrikanten Winkler daselbst) Erzählungen aus dem Hochland, die von köstlichem Humor sprudeln und damit herzinnige Gemütlichkeit vereinigen; ihre Ausdrucksweise ist maßvoll und gedrängt. Aber auch Ernstes, z. B. „In Treue fest", fließt aus ihrer Hand, und sie zeigt sich darin als wahre Dichterin. — Ida Boy-Ed (geb. 1853 zu Bergedorf bei Hamburg) ist am genießbarsten, wenn sie von norddeutschem Wesen, besonders hanseatischen Familienleben, in ihrer modern-leidenschaftlichen Weise erzählt; doch schreibt sie zu viel. — Minder erfreu-

[1] Luis Coloma S. J., geb. 1851 zu Jerez de la Frontera, wurde durch seinen realistischen Gesellschaftsroman Pequeñeces („Lappalien") einer der bekanntesten und meistübersetzten spanischen Schriftsteller unserer Zeit.

[2] F. Caballero ist der Deckname für Cecilia de Arrom (geb. 1796 im Kanton Waadt als Tochter des deutschen Kaufmanns und Gelehrten Nik. Böhl v. Faber, gest. 1877 zu Sevilla), welche die Begründerin des realistischen Sittenromans und der Dorfgeschichte auf spanischem Boden ist; ihre Erzählungen sind von katholischer Gesinnung getragen.

Digitized by Google

lich sind die Leistungen von Wilhelmine von Hillern (geb. 1836 in München, lebt in Oberammergau), einer Tochter der Birch-Pfeiffer[1], in den Romanen „Die Geyer-Wally", „Und sie kommt doch" u. a.; leider macht sich in ihnen, besonders in dem Roman „Am Kreuz", eine entschieden antikatholische Tendenz geltend. — Schlichtherzliche Tiroler Erzählungen („Die Trutzmühle", „Das Nähmädchen") schrieb Angelika von Hörmann* (Gattin des Bibliothekdirektors und kulturhistorischen Schriftstellers Ludwig von Hörmann; geb. 1843 zu Innsbruck), der auch lyrische „Grüße aus Tirol" und Epen mit heimatlichem Stoffe wohl gelangen. — Schärfer und in ernstchristlichem Geiste gezeichnet sind die „Tiroler Dorfgeschichten" von Everilda von Pütz* (geb. 1843 zu München), von denen erst jüngst wieder eine neue, treffliche Folge erschien. — Als frische und anmutige, aber auch scharfer Charakteristik mächtige Begabung zeigt sich Hermine Villinger* (geb. 1849 zu Freiburg i. Br.) in ihren „Schwarzwaldgeschichten" und Erzählungen „Aus meiner Heimat" und „Aus dem Kleinleben". — Auch zwei spezifisch „moderne" Schriftstellerinnen haben ihr Bestes da geleistet, wo sie dem Heimatboden treu blieben. Helene Böhlau (geb. 1859 zu Weimar, lebt als Frau Al Raschid Bey in München) hat in keinem ihrer problematischen und höchst gewagten Frauenromane die lustigen altweimarer „Ratsmädelgeschichten" erreicht. — Klara Viebig (geb. 1860 in Trier, lebt als Frau Cohn in Berlin) hat zwar am meisten Aufsehen durch die Art und Weise erregt, wie sie in dem abscheulichen „Weiberdorf" den Ruf ihrer heimatlichen Geschlechtsgenossinnen schändete, aber in andern Erzählungen („Die Wacht am Rhein", „Kinder der Eifel" u. a.) hat sie doch bei aller unweiblichen Vorliebe für das Abstoßende Beweise einer außergewöhnlichen realistischen Darstellungskunst gegeben.

8. Eine Romanschriftstellerin, die mit wahrhaft männlicher Hand die Feder führt, ist Ferdinande Freiin von Brackel* (geb. 1835 auf Schloß Welda in Westfalen, wo sie auch ihre ganze Ausbildung erhielt und jetzt wieder lebt). „Die Tochter des Kunstreiters" (1875) ist mehrere Jahre hindurch ihr einziger Roman gewesen; er erlebte bereits 14 Auflagen und hat sie rasch berühmt gemacht. Der scharfe, sichere und tiefe Blick für das Menschenleben und den Weltlauf, die überaus lebensfrische Charakterzeichnung, ein Stil, wie er noch selten von Damenhand gehandhabt wurde, das sind die Hauptvorzüge dieses Romanes sowie der ihm folgenden Novellen (besonders „Prinzeß Ada") und ganz besonders ihres

[1] Charlotte Birch-Pfeiffer (geb. 1800 zu Stuttgart, leitete 1837—1844 das Züricher Stadttheater, gest. 1868 zu Berlin) fabrizierte ohne eigene Erfindungsgabe aus den Romanen anderer Leute rührsame Bühnenstücke: „Dorf und Stadt" nach Auerbach, „Die Grille" nach George Sand und viele ähnliche.

Digitized by Google

Romans „Daniella“ (2 Bde), der von der Kritik mit Recht „eine wahre Perle belletristischer Literatur“ genannt wurde.

Den Stoff bildet der Kampf der weltlichen und religiösen Weltanschauung: erstere vertreten durch Daniella, eine geist- und talentvolle Jüdin, welche schließlich Emissärin im Dienste der Kommune wird; die religiöse vertreten durch einen dem Priesterstand sich widmenden Jüngling, für den Daniella leidenschaftlich, aber hoffnungslos schwärmt, und durch Gräfin Helene. Nebenbei treten da meisterhaft gezeichnete Figuren aus dem hohen Adel, dem Bürgerstande, aus Berliner und Pariser Künstlerkreisen auf und bilden einen buntfarbigen Hintergrund. „Die ganz speziell religiöse Schlußwendung ist im Sinne der Anlage und daher künstlerisch auch berechtigt“ (Über Land und Meer).

Ihre neueren Romane „Am Heidstock“, „Der Spinnlehrer von Carrara“ (eine kleine Episode aus dem Leben Achtermanns), „Im Streit der Zeit“ bekunden, daß sich ihr Talent auf gleicher Höhe erhält.

Von dieser hervorragenden Romanschriftstellerin haben wir auch einen Band „Gedichte“ (5. Auflage 1899), die da und dort durch Gedankentiefe und männliche Kraft an die Poesie ihrer Base Annette von Droste-Hülshoff erinnern und ein klarer Spiegel ihres für alles Edle und Schöne warm fühlenden Herzens und ihres lebendigen religiösen Bewußtseins sind (man vergleiche besonders „Epiphanie“ und die Papstbilder, z. B. „Allerheiligen 1867“). Am meisten kommt ihr großer Genius in den epischen Gedichten zur Geltung. Als Perlen von hohem Werte nennen wir: „Das Mädchen von der Pußta“, „Der Mönch von Marienmünster“, „Es waren fünf“. Von ihren Legenden sagt F. A. Muth: „Wohl selten ist die Lieblichkeit der Legende mit solch wunderbarer Feinheit gegeben worden als in ‚Die Fräulein von Eckenstädt‘ und ‚Des Kindes Stimme‘. Man sollte meinen, in altdeutsche Glasgemälde, welche den Stoff zart darstellen, sei der Sonnenstrahl gefallen und aus Sonnenlicht und Farbenzauber das Gedicht entstanden.“ Hervorragend sind auch ihre Spruchgedichte.

Einen rühmlichen Namen als Erzählerin hat sich auch Emma von Brandis-Zelion* (geb. 1840 zu Darmstadt, lebt in Niedermarsberg) erworben, und zwar durch die Romane „Die Violinspielerin“ (1884), „Der Erbe von Adlerhorst“ (1881) und „Agnes Erlenau“ (1888). Als Liederdichterin beschenkte sie uns mit erfreulicher Gabe in ihren 1885 erschienenen „Gedichten“; denn es lebt darin ebenso zarte Empfindung und tiefes Naturgefühl wie innige Frömmigkeit. — Frische und eigenartige Gestaltungskraft verleiht vielen Werken von Margarete von Oertzen (geb. 1868 zu Heidelberg) einen nicht zu unterschätzenden Wert. Natur und Menschengeschick verknüpfen schöngezogene Linien in der Meraner Erzählung „Die Insel des Friedens“ und in den Schwarzwaldgeschichten „Aus einsamen Tälern“; die Novellen „Lebensstreiter“ und der Roman „Die Republik der Menschen“ beschränken sich mehr auf die Zeichnung lebhaft be-

Digitized by Google

wegten Menschengeschicks. — Maria von Ekensteen (jetzt Frau Schmidt; geb. 1847 zu Mainz, lebt jetzt in München) wurde namentlich durch ihren von der katholischen „deutschen Literaturgesellschaft" preisgekrönten sozialen Roman „Friede den Hütten" bekannt. Außerdem hat sie zahlreiche schätzbare Novellen und eine Sammlung religiöser Gedichte in freien Rhythmen, betitelt „Meine Welt", geschrieben. — Durch ihre historischen Romane hat sich Marie Ludolff* (Pseudonym für Luise Huyn in Koblenz; geb. 1843) einen Platz unter den besseren Schriftstellerinnen erworben. Sehr interessant sind ihre ersten großen Erzählungen „Felicitas", „Der Talisman", „Die Tochter des Spielers", „Verschollen" und verschiedene ihrer Novellensammlungen, die eine gesunde und fesselnde Lektüre bieten. — Ebenfalls geschichtliche Erzählungen hat Antonie Haupt* (Frau Viktorine Endler geb. Bleser in Hannover; geb. 1853 zu Trier) verfaßt („Die Tochter des Alamanenfürsten", „Die letzte Gräfin von Manderscheid" u. a.). — Ein bedeutendes Talent, M. Herbert* (Frau Therese Keiter geb. Kellner in Regensburg, Witwe Heinrich Keiters, geb. 1859 zu Melsungen), trat zuerst im Jahre 1884 mit einem größeren Roman „Das Kind seines Herzens" an die Öffentlichkeit, nachdem sie vorher schon kleinere Novellen herausgegeben hatte, und eroberte sich im Sturm die Herzen der Leserwelt. Der 1885 erschienene und ebenfalls in mehreren Auflagen gedruckte Roman „Die Jagd nach dem Glück", die dann veröffentlichten „Kinder der Zeit und andere Novellen" (1886), „Gemischte Gesellschaft", „Frauennovellen" und vieles folgende haben die Leser mit steigender Bewunderung für die Dichterin erfüllt. Ihre Werke zeugen von einer durchdringenden Menschen- und Seelenkenntnis, einer umfassenden Bildung und echt religiösem Geist. Aus tiefem, religiösem Erleben, das sich eigene und echte Ausdrucksformen selber schafft, sind die Gedichte M. Herberts erwachsen, deren erste Sammlung, „Geistliche und weltliche Gedichte", bereits sehr viel reife Edelfrüchte enthält. Deren noch mehr bietet die dritte und bisher letzte Sammlung „Einsamkeiten" dar; die „Aphorismen" sind Zeugnisse eines wehmutsvollen, aber durch die Religion zur Liebe gestärkten Gedankenernstes.

Es zieht wohl mal ein Rauch durchs Haus.

(Von F. v. Brackel.)

Es zieht wohl mal ein Rauch durchs Haus,
Der scharf ins Aug' die Laug' dir treibt;
Laß ihn zur frischen Luft hinaus,
Daß er nicht lang darinnen bleibt!
Doch grüble nicht: „Warum? Woher?"
Es nützt dir nichts — allüberall,
Wo je ein heimischer Herd gebaut,
War solche schwarze Stund' der Fall.

Digitized by Google

Vielleicht, daß grade allzugrell
Die Sonne im Zenite stand,
Wenn draußen alles licht und hell
Erscheint, was trüb hineingebannt.
Vielleicht auch, daß ein böser Sturm
Wildbrausend um dein Haus dir streicht,
Vielleicht die dunst'ge Nebelschicht,
Die hindert, was sonst aufwärts steigt.

Vielleicht, vielleicht — und dächtest du
Auch jahrelang darüber nach
Und hätt'st im Bessern nimmer Ruh',
Es käme dennoch solch ein Tag;
Und suchtest du von Ost nach West,
Von Nord nach Süd es anders aus;
Es hilft dir nichts, wo du auch bist:
Es zieht wohl mal ein Rauch durchs Haus.

Doch was ist Rauch? Ein Wesen leicht;
Es streift dich nur, es zieht vorbei;
Was murrest du, daß nie erreicht
Das Heim, wo's nicht zu finden sei?
O, denke an die Wärme all,
Die dir schon ward an deinem Herd;
O, denke an den lichten Schein,
Der dir durch ihn schon oft beschert!

Und mit dem Segen nimm auch hin'
Das kleine Übel, dort entstammt!
Weißt du, wie kalt es dem zu Sinn,
Dem nie ein häuslich Feuer flammt?
Ein off'nes Wort, was frischer Sinn,
Dann weht so leicht es ja hinaus,
Und morgen ahnst du schon nicht mehr,
Daß gestern etwas Rauch im Haus.

Da warst du mein.

(Von M. Herbert.)

Da warst du mein, als dich der Tod umfing,
Als Nächte lang du fiebernd lagst und bang,
Als mit dem Allbezwinger hoffnungslos
In wilden Träumen deine Seele rang.

Da warst du mein; kein andrer stand bei dir,
Jedweder Trost des lauten Lebens schwand;
Von Menschenhänden, die dir je genaht,
Blieb in der deinen nur noch meine Hand.

Da war mein Antlitz ganz allein dein Stern;
Ich durfte sein, was ich so heiß erfleht,
Dein treues Weib, das still und unentwegt
Mit dem Geliebten in den Hades geht.

Digitized by Google

Da warst du mein. Ach, nur so kurze Zeit!
Du schwandest schnell. Nun steh' ich fern — allein,
Und doch, durch deine schwere Todesqual
Kommt's wie ein Trost! Ach, damals warst du mein.

Andere Proben von Brackels Poesie bei Hellinghaus: Es hätte können anders sein!; Mahnung im Unglück; Das heimatliche Nest u. a.

Andere Proben von Herberts Poesie bei Hellinghaus: Et in terra pax hominibus!; Geisterbesuch; Ungewißheit; Daheim; Gebet.

9. Zwei Schriftstellerinnen der neuesten Zeit stellen sich dadurch abseits von den meisten ihrer Schwestern in Apoll, daß sie bei ihrem Schaffen fast ausschließlich von einem formalen Kunstideal geleitet sind, von einem männlich starken — und oft erfolgreichen — Anstreben schöner, etwa dem Vorbild bei K. F. Meyer und Gottfried Keller gleichender Form. Bei Isolde Kurz (geb. 1853 zu Stuttgart; Tochter von Hermann Kurz; lebt in Florenz) äußert sich dies Bestreben charakteristisch auch in der Wahl ihrer Gegenstände; sie läßt ihre Novellen meist in Italien spielen („Florentinische Novellen", „Italienische Erzählungen") oder schafft ganz freie „Phantasien und Märchen". Hier, wie in ihren lyrischen Gedichten, finden sich viele feine und vornehme Gebilde, aber auch manches antik „Ungenierte" in sittlicher Hinsicht. — Dem von ähnlichem Grundbestreben geleiteten Schaffen Ricarda Huchs (Frau Ceconi; geb. 1867 in Braunschweig, lebt in München) ist ein stärkeres romantisches Gefühlselement beigesellt. Ihre „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren" und die Erzählungen „Aus der Triumphgasse", Vita somnium breve sind reich an stimmungsvollen Schilderungen; die bunten, oft sonderbaren Charaktere sind klar neben- und gegeneinandergestellt; nur hie und da wirkt die pessimistische Weltanschauung der Dichterin wie ein trüber Schleier. In ihren Gedichten ist viele weiche, bilderreiche Stimmungsmalerei.

Die erste Nacht.

(Von Isolde Kurz.)

Jetzt kommt die Nacht, die erste Nacht im Grab,
O, wo ist aller Glanz, der dich umgab?
In kalter Erde ist dein Bett gemacht,
Wie wirst du schlummern diese Nacht?

Vom letzten Regen ist dein Kissen feucht,
Nachtvögel schrein, vom Wind emporgescheucht;
Kein Lämpchen brennt dir mehr, nur kalt und fahl
Spielt auf der Schlummerstatt der Mondenstrahl.

Die Stunden schleichen — schläfst du bis zum Tag?
Horchst du wie ich auf jeden Stundenschlag?
Wie kann ich ruhn und schlummern kurze Frist,
Wenn du, mein Lieb' so schlecht gebettet bist?

Digitized by Google

Hoffnung.

(Von Ricarda Huch.)

Hoffnung wiegt sich auf dem Aste
Meines Herzens; bleibe, raste
Noch ein Weilchen in der Laube
Meiner Brust, du wilde Taube!

Flügel, wie sein Rad der Pfau,
Spannt sie, hundertaugig, blau;
Duckt sich, schwingt sich auf; es wanken
Meines Herzens leichte Ranken.

10. Weit stärker als im Schaffen der beiden letztgenannten ist die ethische Note in den Schriften von Marie von Ebner-Eschenbach* (geb. Gräfin Dubsky; 1830 zu Zdislavic in Mähren, lebt in Wien), deren Name die glänzende Reihe österreichischer Erzählerinnen (nur zwei Tiroler Heimaterzählerinnen sind vorweggenommen) mit Fug eröffnet. In ihren meist kurzen Erzählungen zeichnet sie mit feinem Wirklichkeitssinn und mit ebensoviel herzenswarmer Anteilnahme Menschen und Menschengeschick der buntesten Art. Auch das wilde Durcheinanderwogen in den Städten ist ihr nicht fremd; aber mit Vorliebe erzählt sie aus engerem Kreis ihre „Dorf- und Schloßgeschichten". Und sie tut dies echt weiblich; stets mit sittlichem Ernst, der das Gemeine scheut, wenn auch ihre Auffassung der christlichen nicht immer entspricht und diese öfters mißversteht; mit linderungsheischendem Mitgefühl gegenüber aller menschlichen Not und Trübsal; mit scharfem und scherzhaftem Blick für die kleinen Unordnungen und Schwächen, die auch den Tüchtigsten anhaften. Es erübrigt, hier alle ihre kleineren Erzählungen zu nennen; von den größeren seien „Das Gemeindekind", „Unsühnbar" und „Glaubenslos" hervorgehoben. Feinsinn herrscht auch in ihren Aphorismen und Gedichten; ihre Dramen sind mißglückt.

Ein kleines Lied.

Ein kleines Lied, wie geht's nur an,
Daß man so lieb es haben kann,
Was liegt darin? Erzähle!

— Es liegt darin ein wenig Klang,
Ein wenig Wohllaut und Gesang,
Und eine ganze Seele.

Wenn schon in die Ebner-Eschenbachschen Erzählungen die sozialen Wirrnisse ihre tiefen Schatten werfen, so müssen sie bei der pessimistischen, obschon tiefsten Grundes katholisch-gläubigen Auffassungsweise von Emil Marriot* (Emilie Mataja; geb. 1855 in Wien) Anlaß zu manch krasser Einzelheit werden. Im ganzen aber sind ihre Romane („Die Familie Hartenberg", „Der geistliche Tod", „Moderne Menschen" u. a.) und Novellen („Die Starken und Schwachen") Zeugnisse einer starken künstlerischen Begabung und ernstester Lebensauffassung. — Weit unerquicklicher, schon mehr an die Skandalgeschichte grenzend, wirken die Romane von Lola

Digitized by Google

Kirschner (pseudonym Ossip Schubin, geb. 1854 zu Prag, klösterlich einsam erzogen, später viel auf Reisen). Sie schildert in berückend leichtem Stil das Leben der österreichischen aristokratischen und Künstler-Kreise („Ehre", „Erlachhof", „Asbein, aus dem Leben eines Virtuosen", „Boris Lensky" usw.). — Ihrem Beispiel folgt leider in den späteren Werken immer mehr Gräfin Edith Salburg* (jetzt Freifrau Krieg von Hochfelden in Graz; geb. 1868 auf Schloß Leonstein in Steiermark) und gefällt sich in einer tendenziösen Herabsetzung kirchlicher Zustände, nachdem sie durch die anklagende Dreifolge von Romanen, betitelt „Die österreichische Gesellschaft" und teilweise erquicklichere lyrische Gedichte bereits die Aufmerksamkeit auf ihre Begabung lenkte. — Itha von und zu Goldegg* (jetzt Gräfin Bossi-Fedrigotti; geb. 1864 auf Prackenstein bei Bozen; lebt in Prag) dagegen behandelt die gesellschaftlichen Probleme mit dem ganzen, niemals verzagenden Ernst katholischer Gesinnung und stetig heranreifender Gestaltungsgabe („Aus Trotz", „Das Märchen vom Glück" u. a.). — Die weitaus erfreulichste Neuerscheinung aber unter den österreichischen Erzählerinnen ist Freiin Enrica Ludovica von Handel-Mazzetti* (geb. 1871 zu Wien), deren historischer Roman „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr" (1900) ein Werk von seltener Bedeutung und Kraft ist. Obschon ihre vorhergegangenen kleineren Erzählungen, die meistens kleinere Wiener Verhältnisse behandeln, bereits eine starke Begabung verrieten, kam dieses Werk doch überraschend. Mit Recht hat es M. Herbert (in der Beilage zur Kölnischen Volkszeitung 1903, Nr 50) als einen „Merkstein" in der neuen katholischen Erzählungsliteratur bezeichnet. Dort heißt es u. a. mit Recht:

„Das Buch, das wir heute auf den Schild heben möchten, ist ein vornehmes Werk. Stilistisch bewundernswert, sprachlich von gewaltiger Wucht, inhaltlich eigenartig und überraschend.... In großartigen Zügen ist der Lebenslauf des englischen Atheisten geschildert, dessen edel veranlagte Natur für die eigene irrige Überzeugung einen unbeugsamen Kampf wagt und schließlich, nachdem sie an der Kleinheit und Engheit der Zeit zersplitterte, zu dem Bekenntnis Gottes gelangt.... Geradezu wunderbar ist die intime Malerei des Zeitkolorits, die Kenntnis der sprachlichen Ausdrücke damaliger Kreise und die Beherrschung der verschiedensten Verhältnisse und Weltanschauungen, die sowohl theologische als philosophische Bildung verraten. Anlage und Entwicklung ist meisterhaft.

11. Mit echt weiblicher Liebe zu den Kleinen haben nicht wenige Schriftstellerinnen Märchen und Jugendschriften geschaffen. „Rosenmärchen" und andere Werke für die Jugend schrieb Pauline Schanz (geb. 1828 zu Leipzig) nebst ihrer Tochter Frida (Frau Soyaux, geb. 1859 in Dresden), welche auch feinsinnige, tief empfundene Gedichte und poetische Erzählungen veröffentlichte. — Für die eigentliche Kinderwelt zu erzählen, ist wie geschaffen „Tante Emmy"* (Frau Giehrl, geborne Aschenbrenner in München, geb. 1837 zu Regensburg, seit 1863 aufs Krankenlager gefesselt), deren „Kinderbüchlein" und „Märchen" wir

Digitized by Google

lebhaft empfehlen. — Mehrere Bändchen schöner Märchen schrieb Cary Groß* (Pseudonym für Christiane Gmeiner, geb. 1840 in Kissingen, lebt in Rom), die auch Novellen („St Peter in Sicht" u. a.) und Reisebeschreibungen verfaßte. — Die königliche Dichterin Elisabeth von Rumänien (geb. 1843 zu Neuwied) hat unter dem Pseudonym Carmen Sylva neben Novellen und reizenden Märchen („Aus Carmen Sylvas Königreich", „Peleschmärchen") eine Anzahl poetischer Erzählungen und lyrischer Gedichte der deutschen Heimat geschenkt, die sich durch Innigkeit der Empfindung, Schönheit der Form und glücklich getroffenen Ton des Volksliedes hervortun. „Schloß Hammerstein" gebührt der erste Preis. Von ihren Romanen und Novellen: „Astra", „Aus zwei Welten" u. a., welche sie mit einer Freundin zusammen verfaßte, müssen wir jedoch entschieden warnen; es weht eine ungesunde Luft in ihnen, welche dem Geiste jugendlicher Leser nur Schaden bringen kann. Ihr episches Gedicht „Jehovah" ist zwar interessant, befriedigt aber weder in religiöser noch in künstlerischer Beziehung. Düster, ja unheimlich ist trotz seiner Formschönheiten das episch-lyrische Gedicht „Die Hexe". Ihr Hauptwerk: „Leidens Erdengang" hat neben manchen Schwächen ergreifende Schönheiten.

Ottilie Wildermuth (geb. 1817 zu Rottenburg am Neckar, gest. 1877 in Tübingen) hat vorzügliche, auch für die Jugend passende schwäbische Sittengemälde entworfen und zahlreiche spezifische Jugendschriften geschaffen. — Von Christoph v. Schmid wurde die vortreffliche Jugendschriftstellerin Isabella Braun* (geb. 1815 zu Jettingen im bayrischen Schwaben; elf Jahre lang Volksschullehrerin; lebte in München, wo sie am 2. Mai 1886 starb) in die literarische Welt eingeführt. Rud. Gottschall widmete ihr in seinen „Blättern für literarische Unterhaltung" bei der Besprechung ihres Novellenbüchleins „Lieb' und Treue" anerkennende Worte. Sie gab 1855—1885 die „Jugendblätter für christliche Unterhaltung" heraus und hinterließ 12 Bände gesammelter Erzählungen. — Eine vortreffliche Jugendschriftstellerin ist auch Frau Johanna Spyri (geb. 1829 zu Hirzel bei Zürich, gest. 1901 ebenda), deren Kinderschriften („Geschichten für Kinder und auch für solche, welche Kinder lieb haben") und Erzählungen ebenso christlich wie poetisch sind. — Hermine Proschko* (geb. 1854 zu Linz, lebt in Wien), deren gesammelte Erzählungen (1901—1902) 3 Bände füllten, war eine eifrige Mitarbeiterin von Isabella Braun. Sie gründete mit gutem Erfolg das illustrierte Jahrbuch „Jugendheimat". — Auch Frau Pastor Agnes Willms (geb. 1844 in Tübingen) und Adelheid Wildermuth (geb. 1848 in Tübingen), welche der Mutter der letzteren auf ihrem schriftstellerischen Wege folgten, sollen hier noch genannt sein. — Unter dem Decknamen Angelika Harten* schrieb Frau Maria Schmitz (geb. 1858 zu Neuß) ihre frischen Jugendschriften (die Märchensammlung „Am Wichtelborn", die Erzählung „Heimchen"); ihre lyrisch-epischen

Digitized by Google

Schöpfungen und anderes gab sie als „Fabri de Fabris“ heraus. — Hedwig Dransfeld* (geb. 1871 zu Hacheney in Westfalen; Lehrerin im Ursulinenkloster zu Werl) gibt seit 1898 treffliche „Erzählungen für Schulkinder“ heraus; sie hat sich auch bereits in zwei Sammlungen lyrischer Gedichte betätigt. — Ebenso hat L. Rafael* (Frau Hedwig Kiesekamp, geb. Bracht 1846 auf Henrichenburg in Westfalen) außer Märchen und Lustspielen mehrere Gedichtsammlungen veröffentlicht.

12. Zuerst lyrische, dann auch epische kleinere Gedichte (Balladen, Romanzen) hat Luise von Ploennies (geb. 1803 zu Hanau, gest. 1872 zu Darmstadt) herausgegeben und darin blühende Phantasie, sinnige Naturauffassung und seelenvolle Empfindung bekundet, sich aber noch mehr Verdienst durch ihre Übersetzungen und Bearbeitungen fremder (namentlich englischer und flamländischer) Poesien erworben. — Von Lenau und Grillparzer (der sie den ersten Lyriker Österreichs nannte) wurde sehr gefeiert die Wienerin Betty Paoli* (Pseudonym statt Elisabeth Glück; geb. 1815, gest. 1894 zu Baden bei Wien), welche trotz ihres lebhaften Gefühls sich doch „durch Gedankenkeuschheit, ernste Kontemplation und die höchste Korrektheit des Ausdrucks auszeichnet“ (Barthel) und deshalb durch ihre Werke („Gedichte“, „Nach dem Gewitter“, „Romanzero“) vieler Liebling wurde. Auch ihre Novellensammlung „Die Welt und mein Auge“ beweist, daß sie das Feuer in sich zu dämpfen verstand, vielleicht durch leidensvolle Erfahrung unterstützt. Liebe und Naturschönheiten regten sie am meisten zum Dichten an. — Ihr reihen wir am besten eine andere Wienerin an, Frau Christine von Breden, pseudonym Ada Christen (geb. 1844, gest. 1901 in ihrer Vaterstadt, erfuhr in ihrer Jugend und der ersten Ehe viel Ungemach, lebte aber zuletzt als Gattin eines Industriellen in sehr glücklichen Verhältnissen). Ihre Gedichte sowie ihre Erzählungen und Skizzen in Prosa („Vom Wege“, „Aus dem Leben“, „Unsere Nachbarn“) sind oft von ergreifender Wirkung. In den „Liedern einer Verlorenen“ ahmt sie Heine nach, aber kräftig nur in den früheren. Ein Meisterstück ist die kleine lyrische Ich-Geschichte „Fünf Treppen hoch“. — Zur Schule Hamerlings gehört Maria Eugenie delle Grazie (geb. 1864 zu Weißkirchen in Ungarn) mit ihrem Epos „Robespierre“; sie schildert darin mit großer Kraft, aber unter abstoßender Ausmalung der Greuelszenen die französische Revolution. Ihre lyrischen „Gedichte“, „Italienischen Vignetten“ und Dramen sind voll leidenschaftlichen Schwunges, bekunden aber auch eine trostlos bittere Weltanschauung. — Eine westfälische Ependichterin ist Antonie Jüngst* (geb. 1843 zu Werne, die Tochter eines Steuerbeamten, eine Schutzbefohlene des blinden Professors Chr. B. Schlüter, der sie zu dichterischem Schaffen anregte, mit dem sie viele Gedichte aus dem Englischen übersetzte). Mit glücklichem Griff wählte sie das ergreifende Geschick des letzten Hohenstaufen als Stoff zu einem Epos „Konradin“. Wenn auch die Dichterin ihr

Digitized by Google

weibliches Gemüt insofern allzusehr walten ließ, als sie Konradin weniger als Helden wie als liebenswürdigen Menschen auffaßte, so hat sie doch ihrem Werke so viele Schönheiten, so viele innige Szenen, so reizende Naturmalerei eingefügt, daß wir uns an der Ausführung der Idee herzlich freuen.

Aus der nordisch-germanischen Göttersage ist der Stoff des epischen Gedichtes „Der Tod Baldurs" entnommen, das in reimlosen fünffüßigen Jamben den Kampf zwischen dem bösen und dem guten Prinzip darstellt. In ihrer epischen Dichtung „Unterm Krummstab" (1889) gibt sie eine hochpoetische Schilderung aus der Zeit der Kreuzzüge. Sinnig erfunden und in feiner Prosa ausgeführt sind die Bilder in dem Novellenkranz „Der Glocken Romfahrt". Sehr anziehend und fein stilisiert ist die Novelle „Gesucht und gefunden, Tagebuch eines alten Fräuleins" (1889) wie die meisten ihrer unter dem Titel „Strandgut des Lebens" gesammelten Novellen. Ein reizendes Schwarzwaldmärchen ist „Guta von Triberg" (1897). Frommen Lesern bietet sie ferner hohen Genuß durch ihre poetischen, gebetsartigen Betrachtungen über das Gebet des Herrn.

Als lyrische Dichterin von großer Innerlichkeit und Frömmigkeit lassen sie ihre Gedichte „Leben und Weben" erkennen. — Eine andere in der Schule des Leidens schon früh geprüfte Westfalin, Margareta Schlichter* (geb. 1855 zu Münster) hat ein größeres episch-lyrisches Gedicht „Kolumbus" erscheinen lassen. In drei meist fesselnden Gesängen führt sie uns das Kämpfen, Siegen und Leiden des großen Mannes vor, verschiedene Vers- und Strophenarten anwendend. Kleinere Gedichte hat sie schon seit Jahren in den „Dichterstimmen" und in andern Zeitschriften veröffentlicht („Am Abend", „Muttersegen", „Die wahre Kunst" usw.). — Thekla Schneider* (geb. 1854 zu Ravensburg in Schwaben) hat sich durch ihre „Wellen vom Bodensee" unter die Dichterinnen eingereiht. Am gelungensten sind die religiösen Genrebilder („Die Kranke", „Stillleben", „Von Gott — zu Gott") und die „Altarlichter". Auch in der Epik versuchte sie sich mit Glück. Ihr epische Dichtung „Aus alten Tagen" ist ein gar ansprechendes, sinnig gemütvolles Werk. „Es ist", wie ein Landsmann der Dichterin sagt, „ein duftiger, zarter Traum aus dem Herzensleben des vielbesungenen Konradin, was die Dichterin uns bietet, geträumt auf der heimatlichen Erde". In „Frau Wendelgard" führt sie uns in die Zeit der Hunneneinfälle (10. Jahrhundert), in dem romantischen Epos „Irmentraud" in die Zeit Karls d. Gr. und der Sachsenkriege. — Alinda Jacoby (Frau Maria Krug, geb. Bleser 1855 zu Trier), bekannt als Erzählerin („Kämpfende Herzen") und Jugendschriftstellerin, hat in ihrem „Lied von St Elisabeth" der fürstlichen Heiligen und in „Philippine Welser" der edeln Bürgerstochter einen episch-lyrischen Kranz gewunden. — „Rheinische Lieder und Sagen" sang Adelheid von Stolterfoth (Freifrau von Zwierlein, geb. 1800 zu Eisenach; lebte meist zu Geisenheim a. Rh., wo sie 1875 starb), von Matthisson die „Philomele des Rheins" zubenannt. — In dem Mythen-, Sagen- und Legendenbuch „Mythoterpe", das Amara George* (Mathilde Kaufmann, geb. Binder

Digitized by Google

1835 zu Nürnberg, von Daumer als poetisch begabt erkannt und zur Dichtung aufgemuntert, fast gleichzeitig mit diesem 1858 zur katholischen Kirche zurückgekehrt) mit ihrem Gatten Alexander Kaufmann (S. 611) herausgab, sind ebenfalls die Rheinsagen besonders zahlreich. Ihre Erstlingsgedichte, „Blüten der Nacht", weisen auf ihre trübe, leidensvolle Jugendzeit hin. Danach schrieb sie noch schöne, zarte Novellen und Gedichte. Hier eine kleine Probe ihrer Lyrik:

„Wer klopfet, dem wird aufgetan!"
Wie tröstlich auf so rauher Bahn
Hat mich das süße Wort getroffen!
Wohlan, ich klopfe mutig an,
Ich setze drauf mein ganzes Hoffen;
Und was ich fühl', es ist kein Wahn.

Tu auf, o Herr, und laß mich ein
Zu deiner goldnen Gnadenpforte!
Wohl ruft die Schuld ein hartes Nein,
Doch ich vertraue deinem Worte.

Die erblindete Dichterin Margareta Mirbach (geb. 1852 zu Königsberg, gest. 1898 ebenda), geprüft und bewährt im Feuerofen schweren Leidens, schrieb ein ergreifendes Gedicht als „Trostbüchlein aus stiller Welt"; es ist geeignet, andere Leidende zur vollen Ergebung zu führen. — Johanna Ambrosius (Mädchennamen von Johanna Voigt, geb. 1854 als eines armen Handwerkers Kind in Langwethen, Ostpreußen), eine wenig bemittelte Bauersfrau, hat sich als begabte, gemütstiefe Dichterin erwiesen. Zu ihrer Herzensbildung hat sie sich durch eifriges Lesen auch eine für ihren Stand ungewöhnliche Verstandesbildung angeeignet. Ihre „Gedichte" wurden binnen Jahresfrist fünfundzwanzigmal aufgelegt und erreichten 1902 die 40. Auflage. 1897 ließ sie einen zweiten, ebenfalls vielgelesenen Gedichtband folgen.

Die gelesenste Dichterin moderner Richtung ist wohl Anna Ritter (geb. 1865 zu Koburg), die mit ähnlichem, eklektischem Geschmack wie Karl Busse ihre oft bedenklich gewürzte Kost weiteren Kreisen mundgerecht zu machen wußte („Gedichte", „Befreiung"). — Weit bedeutender sind die Dichtungen von Alberta von Puttkamer (Gattin des früheren Staatssekretärs Maximilian von Puttkamer, geb. Weise 1849 in Glogau). Namentlich in ihren männlich kraftvollen und schlichten Balladen („Aus Vergangenheiten") entfaltet sie eine erstaunliche, gestaltenreiche Phantasie, in ihren übrigen Sammlungen (Dichtungen", „Akkorde und Gesänge", „Offenbarungen") finden sich doch oft Merkmale einer allzu hochfliegenden Selbstbeschwingung. — Ruhig, sicher und herzlich in ihrer Gesamthaltung ist eine andere Balladendichterin, Lulu von Strauß und Torney (geb. 1873 zu Bückeburg), die in ihren „Gedichten", „Balladen und Liedern" um so

Digitized by Google

erfolgreicher volkstümliche Wirkungen anstreben konnte, da sie in ihren „Bauernnovellen" dem kernigen Menschenschlag des Weserlandes im Innersten nahe gekommen ist.

Die besten Stunden.

(Von Betty Paoli.)

Was waren meines Lebens beste Stunden,
In denen ich von Gram und Leid genesen?
Die stillen, unscheinbaren, sind's gewesen,
Die bei getreuer Arbeit mich gesunden.

Und jene, reicher noch an Himmelskunden,
Wann ich ein hilflos und verlass'nes Wesen,
Das sich der Schmerz zum Opfer auserlesen,
So gut ich's konnte, seiner Macht entwunden!

Drum sei fortan mein ganzes Sinnen, Streben,
In diesen Schacht wahrhaft'gen Glücks zu schürfen,
Von diesem reinsten Freudenquell zu schlürfen!

Vor keiner Zukunft brauch' ich dann zu beben,
Denn Arbeit wird's auf Erden immer geben,
Und immer Herzen, welche Trost bedürfen.

Aus einem Zyklus „Zigeunermusik".

(Von M. E. delle Grazie.)

Was zucken die braunen Geigen
So seltsam in eurer Hand?
„Wir haben darüber als Saite
Ein Menschenherz gespannt!

Ein armes, närrisches Herze
Zergeigen wir Stück für Stück —
Das lacht in seinem Schmerze
Und weint in seinem Glück!

Eine versteinerte Libelle.

(Von Antonie Jüngst.)

Leicht geflügelte Libelle,
Gaukelnd sonst im Sonnenschein
Ob des Baches flücht'ger Welle
Durch den sommerstillen Hain,
Sprich, wie viele tausend Jahre
Mußten seit dem Tag entfliehn,
Da die zarten Schwingenpaare
Glashell schienen, gold und grün;
Da, von Daseinswonne trunken,
Schillernd du die Kreise zogst
Und gleich lichtem Sonnenfunken
Schnell von Blum' zu Blume flogst?
Welche Erdenstürme haben
Dich im Aufruhr der Natur
Tief hier in den Stein gegraben
Und erhalten deine Spur?
Wälzt' ein Feuerstrom sich glühend
Über dich im Flammenschein?
Löschten Wasserfluten sprühend
Alles Leben, alles Sein?

Tausende von Jahre zogen
Ob der Erde Angesicht;
Alles wandelten die Wogen,
Du nur wandeltest dich nicht.
Eingesenkt dem harten Steine
In der Zeit der höchsten Not,
Hat er, wie in festem Schreine,
Treu bewahrt dein Bild im Tod.

Digitized by Google

Barbarossa unter dem Bibelstein.

(Von Alberta von Puttkamer.)

Jetzt heb' ich ein heiteres Märlein an
Am Lügenfeld blüht ein Wiesenplan,
Sie nennen's im Lande den Bibelstein,
Drauf nicken die Blumen im Frührotschein . . .
Da sitzt im Grund Barbarossa und lacht,
Er schläft zu Tage und lebt bei Nacht;
Dann steigt er herauf und schaut in die Welt,
Bricht vom Heck einen Stab und wandert ins Feld.
Er war ja einst Herzog vom Elsaß genannt,
Und herrschte weithin über Schwabenland;
Er liebte die Gauen; — und nächtlich umkreist
Die seligen Höhen noch heute sein Geist . . .
Er ist schon längst aus dem Kyffhäuser fort,
Das war ein grundlos tiefer Ort —
Die Raben haben es ihm gesagt,
Daß es droben im Reiche wieder tagt . . .
Wenn die Sterne in rauschender Sommernacht
Den Pfad auf Erden ihm licht gemacht,
Dann steigt der herrliche Kaiser empor
Aus des Bibelsteins geheimem Tor.
Das Korn im Lande goldfarbener reift,
Wenn er segnend die schlafenden Felder streift,
Und der Wein in den Beeren kristallener quillt,
Wenn er lächelnd durchwandert ein Rebengefild.
Und wenn er vor Tag durchschreitet den Tann,
Hebt von Tauben und Lerchen ein Singen an —
Dann geleitet der frühe Vogelchor
Den Kaiser zurück an des Bibelsteins Tor.
Wie der erste Rauch von den Dörfern steigt,
Und im flimmernden Tann die Welt noch schweigt,
Da liegt er im Erdgrund schon und ruht,
Und das Land atmet Frieden in seiner Hut . . .
Und wollt ihr's nicht glauben, so geht und lauscht,
Und hört, was da leise den Stein umrauscht,
Und hört, was der Frühlingswind Heimliches singt:
Barbarossas Atem aus Tiefen klingt!
Sie sagen: Wer leise zum Stein sein Ohr
Hinneige, dem töne gar Heitres empor;
Denn, wer da geduldig horchet und harrt,
Der hört, wie dem Kaiser — — wächst der Bart . . .

Andere Proben der Jüngstschen Poesie bei Hellinghaus: Der Araber und sein Pferd; Die Fahnen von Gravelotte; Der wackre Kapitän; Eine alltägliche Geschichte; Des Sturmes Lied; Regina viarum u. a.

13. Die spezifisch geistlichen Dichterinnen mögen den Schluß bilden. Neben die in voriger Periode gerühmte L. Hensel und manche,

Digitized by Google

deren wir wegen anderweitiger dichterischer Betätigung in den letzten zwölf Abschnitten gedachten, stellen sich C. Zeller und Frau des Bordes als ebenbürtig: Cäcilia Zeller (geb. von Olsner 1800 in Quedlinburg, gest. 1876 zu Halle), hat in ihrem Buche „Aus den Liedern einer Verborgenen" teils in Prosa-Aufsätzen teils in Liedern „Spiegelbilder ihres inneren Lebens gegeben, dessen Halt- und Mittelpunkt unter allem Wechsel von Freud' und Schmerz der stille Verkehr mit dem Erlöser bildet" (Barthel). Besonders singt sie ihre Lieder so ungemein innig und tief empfunden, daß sie sich sofort Tür und Tor zu unserem Herzen öffnet. Hören wir ein Abendliedchen von ihr:

Abend ist;
Jesu Christ,
Sprich zum Tagwerk deinen Segen,
Daß ich mich getrost kann legen,
Auszuruhn in deinem Schoß.

Stückwerk bleibt,
Was man treibt
Bei der Pilgerfahrt auf Erden,
Bis wir einst vollkommen werden,
Aufgewacht nach deinem Bild.

Was ich tu',
Decke zu
Mit dem hochzeitlichen Kleide,
Mit dem köstlichen Geschmeide
Deiner Treue bis zum Tod!

Ebenso tief empfunden sind die „Geistlichen Lieder" der Freiin Ludovika des Bordes* (Schwester Brentanos; geb. 1787 zu Frankfurt, gest. 1854 zu Würzburg); auch sie tragen den Stempel der seltenen Begabung, welche Gott ihrem Bruder Klemens und den andern Geschwistern verliehen. Manche ihrer Lieder wirken so zauberhaft wie die geistlichen Lieder ihres Bruders.

Ergebung.

Herr, was du willst, mög' immer mir geschehen, dann ist es gut;
Mag alles Ird'sche schwinden und vergehen, dann steigt der Mut.
Was du mir gnädig hast bis jetzt verliehen, es war ein Pfand —
Ich leg' es willig, ohne all Verziehen, in deine Hand.
Herr, was du willst!

Herr, wie du willst, so möge es mir werden, denn ich bin dein;
Nimm alles hin, was ich besitz' auf Erden — nur bleibe mein!
Es ist nicht schwer, das Nicht'ge herzugeben, es ist kein Schmerz,
Wenn du die Last barmherzig mir hilfst heben vom Menschenherz.
Herr, wie du willst!

Solang du willst, will ich geduldig tragen, was du verhängt;
Ich will nicht klagen, will nicht einmal fragen, was mich bedrängt.
Ich weiß es doch: du wirst mich nicht verlassen, ich halt' dich fest;
Dein Vaterarm wird stärker den umfassen, der alles läßt.
Solang du willst!

Digitized by Google

Herr, weil du willst, bin ich auch frei von Sorgen, ich geb' sie dir;
Noch heut' auf Erden und vielleicht schon morgen zieh' ich von hier.
Ich geb' dir alles, schütze mir die Kleinen, die mir vertraut,
Ich hab' mein Haus aus festen Felsensteinen, auf dich gebaut.
Herr, weil du willst!

Herr, wann du willst! laß Gnade mir gedeihen, o rufe mich!
Hab' ich gefehlt, woll' gütig mir verzeihen, tief reut es mich.
O stütze mich, laß mich nicht wieder sinken, ich liebe dich;
Zu dir verlang' ich, mag die Erde winken, ich will nur dich.
Herr, wann du willst!

Meta Heusser-Schweizer (geb. 1797 in Hirzel als Tochter eines Schweizer Pastors, gest. 1876 ebenda) veröffentlichte ihre ersten geistlichen Lieder in Knapps „Christoterpen". Erst später trat sie mit dem Namen hervor und sammelte ihre innig frommen, biblisch gläubigen Gedichte in eigenen Bändchen. — Franziska (Fanny) Edel* (geb. 1832 zu Borberg in Baden, gest. 1868 zu Mainz), machte ihrem Namen alle Ehre, indem sie die Freude der Ihrigen, der Trost der Armen, allen ein Vorbild werktätiger Liebe und wahrer Frömmigkeit war. Mit Recht betitelt sie ihre sämtlichen Lieder „Muttergottesrosen", da sie ebenso schlicht und süß duftig wie diese zarte Waldblüte sind. Sie sind ein treuer Spiegel einer reinen, edeln, kindlich gläubigen und kindlich frommen Jungfrauenseele, die nur Gottes Ehre und seiner Kirche Verherrlichung sucht. Am meisten sprechen die Gedichte auf die Feste oder Zeiten des Kirchenjahres an („Der Aschermittwoch" ist besonders schön). Hier eine Probe aus ihren „Vermischten Gedichten":

Glücklich, wer am Mutterherzen ruht;
Mutterherz ist wie kein andres gut.
Glücklich, wen umschlingt der Mutter Arm;
Mutterliebe ist wie keine warm.

Glücklich, wem der Mutter Mund noch spricht;
Süßere Worte hat ein andrer nicht.
Glücklich, wem für Schmerzen und für Lust
Tönt ein Echo in der Mutter Brust.

Aber selig, wer dies reine Glück
Läßt um Gottes willen ganz zurück;
Selig, wer das eigne Herz bezwang,
Daß es sich getrost vom Liebsten rang.

Selig, wer in Abgeschiedenheit
Von der Welt der Brüder Wohl sich weiht;
Selig, wessen Herz die Glut durchflammt,
Die dem Herzen Jesu selbst entstammt.

Selig diesseits schon im Jammertal,
Selig bei des Lammes Hochzeitsmahl;
Selig, wer das eigne Herz bezwang
Und sich so zum höchsten Gute rang.

Digitized by Google

Wie Veilchen anspruchslos und verborgen, so leben und dichten zwei Sängerinnen heiliger Liebe. Die eine, von deren Lieder nur wenige gedruckt sind, ist die Lehrfrau M. Pia Desaga* (geb. zu Altbreisach 1852 als Tochter eines Anwalts; seit 1872 Lehrerin im Kloster Zoffingen zu Konstanz). Sie spielt als Dichterin eine gar zart besaitete Harfe, singt mit Vorliebe kindlichen Sang, erhebt sich aber auch unschwer zu den Harmonien des Kunstliedes. — Die andere ist Cordula Wöhler*; sie erinnert durch ihren Lebensgang sowie durch ihr Dichten vielfach an Luise Hensel. 1845 zu Malchin (Mecklenburg-Schwerin) geboren als Tochter des nun pensionierten lutherischen Pastors W. Wöhler, der selbst ein episch-lyrisches Epos („Hohenstein") verfaßte, konvertierte sie 1870, ehelichte in Bregenz den Privaten Joseph Schmid, lebt aber schon längere Zeit in Schwaz (Tirol). Eine wahre Nathanaelsseele singt in all ihren frommen Liedern, die freilich, was poetischen Wert betrifft, sehr verschieden sind. Wie aber die Sonnenblume ihre Krone stets der Sonne zuwendet, so neigt ihre Muse immer und immer wieder dem Heiland im Sakramente zu. Einzelne ihrer Lieder dürfen den köstlichsten Perlen geistlicher Lyrik zugezählt werden.

Von ihren Dichtungen sind im Druck erschienen: „Die Geschichte der hl. Notburga, poetisch erzählt"; „Was das ewige Licht erzählt" (Gedichte über das Altarssakrament, 15. Auflage 1903, unter dem Pseudonym Cordula Peregrina); „Bausteine" (2 Bändchen, die Lieder über die Sonntagsevangelien und Festtagsgeheimnisse enthalten, und deren Erlös die an irdischen Gütern nicht reiche Dichterin dem Bau einer neuen Kirche zuwandte); „Katholisches Haus- und Familienleben"; endlich eine Tiroler Dorfgeschichte, worin die himmlische und irdische Liebe in ihren Zielen, Opfern und in ihrem Glücke geschildert ist. Außerdem schrieb sie verschiedene treffliche, durchaus poetisch angehauchte religiöse Betrachtungsbücher (mit eingelegten Gedichten), die sehr viel schönes enthalten („Gebhardsbuch", „Weg nach Golgatha", „Krippe und Altar"). Ihre „Friedhofsblüten" sind Gelegenheitsgedichte. In dem „Pilgersang zur Abendzeit": „Aus Lebens Liebe, Lust und Leid" gibt die Dichterin eine Geschichte ihrer seelischen Entwicklung bis zu dem glücklichen Ziele, an dem sie

„Den Heiland gefunden,
Der Kirche verbunden".

1. Auf einem Verlehgange.

Sieh, Herr, ich bin mit dir gegangen,
Nun aber geh auch du mit mir,
In frohen Tagen und in bangen
Führ du den armen Pilger hier;
Ja, keine Stunde sei im Leben,
Wo du nicht selber mir zur Seit',
Und kommt der Tod, willst du mir geben
Erst recht, o Herr, dein Hilfsgeleit!

Sieh, Herr, ich zog im Schein der Kerzen
Dir, süßes Licht des Lebens, nach,
Nun zünd auch du in meinem Herzen
Die Liebe an, und licht es mach!

Digitized by Google

Vertreib die dunkle Nacht der Sünde,
Vertilg was noch von dir mich trennt,
Und kommt der Tod — o Herr, dann zünde
Dein Licht mir an im Sakrament.

Sieh, Herr, ich hab' zu dir gesprochen,
Nun aber sprich auch du zu mir!
Und hab' ich oft dein Wort gebrochen
Und dein Gesetz, jetzt folg' ich dir!
Ja, deinem Wort, ich will ihm lauschen
Und folgen treu mein Leben lang,
Und kommt der Tod — mög's mich umrauschen
Wie Himmelslied und Harfenklang!

Ja, wie ich heut' mit dir gewesen,
So sei und bleibe du mit mir!
In dir, o Gott, kann mir genesen
Mein Herz von allem Hunger hier!
Nach dir geht all mein Hoffen, Sehnen,
Du bist mir Leben, Licht und Lust,
Und kommt der Tod — dann laß mich lehnen
Mein brechend Herz an deine Brust!

2. Sein Licht allein.

Still hat nun der Mesner die Lichter
Gelöscht hier am heil'gen Altar,
Im Dunkel sind alle Gesichter,
Unsichtbar die betende Schar.
In doppeltem Glanze und Schimmer
Strahlt hell nun das ewige Licht;
Wie süß doch dies sanfte Gestimmer,
Wie tief es zu Herzen mir spricht!

Nie scheint es so traut mir und wonnig
Im Hause des ewigen Herrn,
Als dann, wenn so still nur und sonnig
Sein Licht strahlt als friedlicher Stern,
Wenn Menschengestalten entschwinden,
Und Erdengedanken entfliehn,
Wenn Aug' dann und Seele Ihn finden,
Allein nur sich schlingen um Ihn.

Da faßt mich ein tiefes Verlangen,
Daß oft schon das Herz sich gedacht:
Nie will ich doch beben und bangen
Wenn Gott wie der Mesner es macht,
Und löscht mir die Lichter der Erde
Mit ihrem vergänglichen Schein,
Daß hell dann mein Leben nur werde
Vom ewigen Lichte allein!

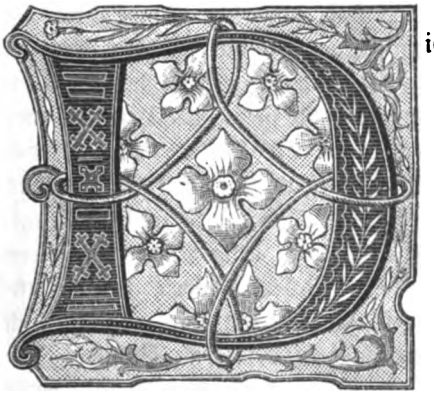
Digitized by Google

Poetik.

Digitized by Google

Digitized by Google

§ 1. Allgemeines.



ie Poesie oder Dichtkunst gehört zu den sog. schönen Künsten. Sie hat also wie diese die Aufgabe, das Schöne darzustellen und so dem Menschen jenen hohen geistigen Genuß zu verschaffen, den die Anschauung des wahrhaft Schönen gewährt.

1) Das Wort Poesie (ποίησις) stammt von einem griechischen Zeitwort (ποιεῖν), welches soviel heißt als: schaffen, bilden, hervorbringen. Es wird aber das Wort „Poesie" in einem vierfachen Sinn gebraucht: a) für die schöne Kunst überhaupt; b) für die Dichtkunst insbesondere; c) für die Werke der Dichtkunst (Dichtungen); d) für die der Dichtkunst eigentümliche Sprache in Versen.

2) Das deutsche Wort dichten kommt, wie Grimm und Mone meinen, vom lateinischen dictare (diktieren). Die Sänger des Mittelalters, meist des Schreibens unkundig, mußten ihre im Geiste ersonnenen Gedichte diktieren.

3) Außer der Dichtkunst zählt man zu den schönen Künsten noch: die Architektur oder Baukunst, die Skulptur oder Bildhauerei, die Malerei und die Tonkunst. Manche rechnen noch die Mimik oder Gebärdenkunst (Pantomimik, Tanzkunst) hinzu, die zwar am wenigsten selbständig ausgebildet ist, aber in Verbindung mit Poesie als Schauspielkunst künstlerische Leistungen ersten Ranges hervorbringen kann.

4) Die Griechen dachten sich göttliche Beschützerinnen der schönen Künste — und der Wissenschaften — und nannten sie Musen. Nach vieler Glauben bewohnten sie den Berg Parnaß, nach andern den Helikon, wo sich eine Quelle, Hippokrene, befindet, welche durch den Huf des geflügelten Rosses Pegasus aus dem Felsen gestampft wurde. Sie waren die folgenden: Klio (die Verkünderin), die Muse der Weltgeschichte; Euterpe (die Erfreuerin), die Muse der Tonkunst; Polyhymnia (die Liederreiche), die Muse, der lyrischen Dichtkunst; Melpomĕne (die Singende), die Muse des Trauerspiels; Thalīa (die Blühende), die Muse des Lustspiels; Terpsichöre (die Tanzfrohe), die Muse der Tanzkunst; Erato (die Liebliche), die Erfinderin der Liebesdichtung; Urania (die Himmlische), die Muse der Sternkunde und der Mathematik; Kalliöpe (die Schönstimmige), die Muse des Heldenepos und der Redekunst.

5) Die vorhin aufgeführten schönen Künste sind eigentlich nur die schaffenden, nicht zu verwechseln mit den sog. ausübenden schönen Künsten. Diese letzteren betätigen sich bloß in der Ausführung der von den schaffenden Künstlern geschaffenen

Digitized by Google

Kunstwerke. So führen z. B. die Musiker und Theatersänger die von einem Tonkünstler komponierte Oper aus, so der Bauunternehmer nebst seinen Bauarbeitern den vom Architekten zu Papier gebrachten Entwurf eines Domes, so der Erzgießer den Guß nach dem Tonmodell usw.

6) Außer den schönen Künsten spricht man noch von der Staatskunst, Redekunst, Heilkunst, Erziehungskunst usw. und faßt diese samt den schönen Künsten unter dem Namen „freie" Künste zusammen, zum Unterschiede von den mechanischen (die äußeren, leiblichen Bedürfnisse des Menschen befriedigenden) Künsten, den Handwerken.

2. Worin besteht nun aber das Schöne? Woran erkennt man das wahre, echte Kunstwerk? Das sind schwierige Fragen. Seit Plato (427—347 v. Chr.) bis auf unsere Tage sind zahlreiche Bände über die Schönheit geschrieben worden, und noch heute sind die Gelehrten der verschiedensten Ansicht. Die meisten leiten jedoch die Antwort vom Worte schön ab, das von scheinen (schimmern) kommt, und sie sagen: Das Schöne ist das Hindurchscheinen des Übersinnlichen durch das Sinnliche. So ist z. B. die Andacht an und für sich etwas Übersinnliches. Wenn nun aber der Maler oder der Bildhauer eine ins Gebet versunkene Gestalt so in Farben oder in Marmor darstellt, daß man beim Anblick derselben die Andacht gleichsam schaut, so ist das ein schönes Werk, ein Kunstwerk. Oder: Die Freundestreue ist an und für sich nicht sinnlich wahrnehmbar. Wenn wir aber Schillers wahrhaft schöne Ballade „Die Bürgschaft" lesen oder gut vortragen hören, so wird die Freundestreue sozusagen leibhaftig vor unserem Geiste stehen.

Das Übersinnliche im Kunstwerke darf aber natürlich weder ein unsittlicher Gedanke noch eine Lüge sein. Es darf also der Künstler nicht ein Werk schaffen, durch das z. B. der Gedanke hindurchschimmert: „Süß ist die Rache", oder: „Der Selbstmord ist Heldentat und Seelengröße." Freilich macht auch der schönste und erhabenste Gedanke für sich allein noch kein Kunstwerk. Die Form muß eben auch dazu passen; eine Engelsgestalt z. B. wäre noch kein Kunstwerk, wenn sie ohne die Flügel etwa höchstens einen gutmütigen Jüngling vorstellen würde. — Darum sagt Geibel ebenso kurz wie treffend:

„Die schöne Form macht kein Gedicht,
Der schöne Gedanke tut's auch noch nicht;
Es kommt drauf an, daß Leib und Seele
Zur guten Stunde sich vermähle."

3. Die Dichtkunst unterscheidet sich nun von den andern schönen Künsten dadurch, daß sie mittels der Sprache das Schöne darstellt, während es die übrigen mittels des Steines, des Holzes, oder der Töne, oder der Farben, oder der menschlichen Muskeln und Glieder (Mimik) darstellen.

4. Aber auch die sog. Prosa (die Werke der Wissenschaft und Beredsamkeit, ferner alle Arten von Aufsätzen, Briefen usw. umfassend) bedient sich der Sprache, weshalb die Frage entsteht: Wie unterscheiden sich Poesie und Prosa? Der Unterschied zeigt sich nun im Zwecke und in der Form.

Digitized by Google

a) Die Poesie hat ihren Zweck in sich, sie will durch sich Freude, geistiges Wohlgefallen bereiten, weiter sucht sie nichts; sie dient eben dem Schönen. Die Prosa hingegen hat ihren Zweck außer sich, sie bezweckt Belehrung des Verstandes, Lenkung des Willens, Überzeugung des Geistes und des Herzens, Verscheuchung der Langeweile, Benachrichtigung usw. Der Geschichtschreiber z. B. ist nicht befriedigt, wenn seine Leser sagen: Das Buch ist schön geschrieben, aber es ist voll Unwahrheit. Ebensowenig ist der Redner zufrieden, wenn es heißt: Der Redner sprach gut, aber ich glaub' und folg' ihm doch nicht. Kurz: die Prosa dient dem Guten und Wahren.

Damit ist aber nicht gesagt, daß die Poesie nicht auch eine Wirkung auf das Herz und den Verstand ausüben könne; im Gegenteil: das wahrhaft Schöne hat sittlich läuternde Kraft und drängt auch häufig den Verstand zur Annahme dieser oder jener Wahrheit. Nur ist solche Wirkung nicht der eigentliche, wenigstens nicht der nächste und unmittelbare Zweck der Poesie. Die Alten haben nämlich mit der schönen Kunst (also auch mit der Poesie) stets noch einen entfernteren, mittelbaren Zweck — sittlicher Art — verbunden, und auch neuere Ästhetiker lehren ähnliches, daß nämlich als zweiter Zweck die Verherrlichung Gottes und die sittliche Hebung und Veredelung des menschlichen Herzens zu gelten habe. Vgl. Grundriß der Ästhetik von A. Stöckl S. 22 ff.

b) Aber auch in der Form zeigt sich der Unterschied zwischen Poesie und Prosa. Die Poesie hat eine eigene Sprache, die höher, schwunghafter und edler ist als die Sprache des täglichen Lebens und selbst in ihren kleinsten Teilen die Phantasie erregt und tätig erhält (während die Sprache der Wissenschaft mehr auf den Verstand, die der Beredsamkeit mehr auf den Willen berechnet ist).

„Durch diese beiden allgemeinen Bestimmungen ist zunächst negativ alles Unedle, Niedrige und Gewöhnliche des Ausdruckes aus der dichterischen Sprache verwiesen und alles wissenschaftlich Abhandelnde oder Zergliedernde ausgeschieden, welches durch abstrakte Wörter und beschränkende Satzfügungen Begriffe, Urteile und Schlüsse aufstellt: ferner aber positiv auf der einen Seite Adel, Innigkeit und Schwung, auf der andern Seite sinnliche oder plastische Bildlichkeit des Ausdruckes gefordert, durch welche der Zuhörer oder Leser nicht zum Denken und Begreifen, sondern zum Fühlen und Schauen veranlaßt wird" (Österley).

5. Nicht bei aller Poesie, aber doch bei vielen und den schönsten Werken derselben kommt noch ein Unterschied dazu: die Sprache in Versen oder die gebundene (auch rhythmische) Redeweise. Die Poesie braucht nicht notwendig in Versen aufzutreten, freilich aber strahlt sie herrlicher darin: die gebundene Redeweise ist sozusagen das Sonntagskleid der Poesie. Wenn die Prosa in Versen auftritt, so ist das nur ein Mißbrauch. Das Wort „Prosa" wird oft für die ungebundene Redeweise gebraucht.

6. Dieser Abriß nun wird das Wichtigste aus der Poetik (d. i. der Lehre von der Dichtkunst) bringen und demgemäß folgende Abschnitte umfassen:

Digitized by Google

I. Von der dichterischen Sprache überhaupt oder von den Mitteln, die Sprache fesselnd, anschaulich und lebendig zu machen.
II. Vom Versbau oder von der Metrik.
III. Vom Reim oder Gleichklang.
IV. Von den strophischen und Gedichtformen.
V. Von den Dichtungsarten.

Erster Abschnitt.

Von der dichterischen Sprache überhaupt.

§ 2. Malerische Satzteile und Wortarten.

1. Das Hauptwort für sich allein genügt nur selten dem Dichter. Er liebt eine malerische Beifügung. So sagt Homer: „die weithin schattende Lanze" und bewirkt dadurch, daß wir uns die Länge des Lanzenschaftes vergegenwärtigen, und daß wir sie den langgestreckten Schatten werfen sehen. Sagt der Dichter: „der gestirnte Himmel", so steht sofort der nächtliche Sternhimmel vor unseres Geistes Auge.

2. Diese Beifügung ist in der Regel ein Beiwort und heißt dann das schmückende oder ästhetische Beiwort (Epitheton ornans); es können auch zwei (aber nicht mehr) Beiwörter den Dienst tun, welche dann gern in eines zusammengezogen werden, z. B. blondlockig, lilienweiß.

1) Aus Homer: fernetreffende Pfeile, purpurschimmernder Mantel, pfadloses Meer.

2) Aus älteren deutschen Dichtern: Der schlanke Wolf folgt dem Heere und singt sein grimmiges Abendlied. Der taubefiederte Rabe. Die lichte Waffe wird blutgezeichnet vom Lebensquell.

3. Auch ein Hauptwort kann als malerische Beifügung zum ersten Hauptwort hinzutreten, z. B. der Schatten des Waldes, die Flut des Meeres (statt schattiger Wald, flutendes Meer), König Rudolfs heilige Macht.

4. Der Dichter liebt es auch, das Hauptwort und sein malerisches Beifügewort in ein (zusammengesetztes) Wort zu verschmelzen, z. B. Waldesdunkel = dunkler Wald, Riesenfichte = riesige Fichte, Waldeinsamkeit = Einsamkeit im Walde.

Überhaupt hat der Dichter hinsichtlich der Wortzusammensetzung viel mehr Freiheit als der Prosaiker. So sagt z. B. Goethe „Flügelflatterschlagen" statt „flatterndes Zusammenschlagen der Flügel", „Säuselschweben" statt „säuselndes Dahinschweben". — Sehr lange Wortzusammensetzungen sind von komischer Wirkung und werden daher im Lustspiel verwendet, z. B. von Platen (in seinem „Romantischen Ödipus" spricht er einmal von einem „Vorzeitsfamilienmordgemälde" ꝛc.).

5. Viel hängt von der richtigen Wahl des Zeitwortes ab. Der Dichter wählt am liebsten jene aus, welche ein sinnlich wahrnehmbares Tun,

Digitized by Google

Wandeln, Bewegen (nicht ein bloßes ruhiges Beharren oder Dasein) bezeichnen. So sagt z. B. Goethe: „Es schimmert das Gemach, und Marmorbilder stehn und sehn mich an", während der Prosaiker vielleicht sagen würde: „Dort ist ein prachtvolles Gemach, in welchem Marmorbilder aufgestellt sind."

§ 3. Allgemeines über Tropen und Figuren.

1. Die Tropen und Figuren sind die vorzüglichsten Mittel, um Sprache zu einer wahrhaft dichterischen zu machen; denn sie verleihen ihr Schmuck, Anschaulichkeit und Leben. Mit Recht werden sie die Schönheitsblüten des sprachlichen Ausdrucks genannt, und glücklich darum der Dichter, dessen Garten reich an solchen Blüten ist.

1) Cicero nennt die Tropen und Figuren lumina, faces orationis = Lichter der Rede.

2) „Die Poesie hat nämlich ihre Aufgabe auch dadurch zu erfüllen, daß sie warmes, lebendiges Gefühl atmet und sich jener Weise des Ausdruckes und jener sprachlichen Wendungen bedient, in denen sich die Steigerung der psychischen Tätigkeiten naturgemäß kundgibt. Die sprachlichen Wendungen, welche wir meinen, sind namentlich diejenigen, die man unter der Bezeichnung ‚Redefiguren' und ‚Tropen' zusammenzufassen pflegt. Dieselben verdanken eben jenem Zustande der lebhaften Tätigkeit des gesamten Erkenntnisvermögens und der durch diese veranlaßten Gemütsbewegung ihr Dasein: sie sind das Produkt dieses psychischen Zustandes, sein Ausdruck und Abdruck, seine Nachaußensetzung. Wie sich deshalb in ihnen mit jener des Gemütes insbesondere auch die erhöhte Tätigkeit der Phantasie und der sinnlichen Urteilskraft kundgibt und sichtbar macht, so sind sie auch in vorzüglichem Maße wirksam, die Tätigkeit dieser Vermögen in andern in gleicher Weise anzuregen und zu steigern. ‚Wer jemand', sagt Aristoteles, ‚mit warmem, lebendig bewegtem Gefühle reden hört, der wird immer von den entsprechenden Gefühlen selber gleichfalls ergriffen, auch wenn das, was der erstere sagt, nicht viel heißt' (Arist., Rhet. 3, c. 7, n. 5)." (Aus Jungmanns „Ästhetik".)

2. Die Tropen nun sind solche Redewendungen, welche für den vom Dichter gemeinten Begriff oder Gedanken einen verwandten setzen. Es findet also bei jeder Trope eine Vertauschung der Begriffe oder Gedanken statt. So spricht man vom Frühling des Lebens, meint aber die Jugendzeit; denn der Frühling und die Jugendzeit haben viel Ähnliches, und das macht diese Begriffe verwandt[1]. Sagt Schiller: „In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling" usw., so meint er eben „tausend Schiffe", denn der Mast ist ein hervorragender Teil des Schiffes; eben das macht die Begriffe „Schiff" und „Mast" verwandt. Mahnt die Heilige Schrift, daß man ein „graues Haupt" ehren solle, so will sie das Alter geehrt wissen, denn das Alter macht eben das Haupt grau; darum sind auch diese Begriffe miteinander verwandt. Wir

[1] Weil die meisten Tropen auf der Ähnlichkeit der Begriffe beruhen, so kam der Name „Bild" nicht bloß für diese Klasse von Tropen, sondern für alle Tropen auf.

Digitized by Google

werden aber im folgenden noch viele andere Umstände oder Ursachen kennen lernen, welche Begriffe verwandt machen[1].

1) Das Wort „Trope" oder „Tropus" stammt aus dem Griechischen (τρόπος, τροπή = motus) und bedeutet soviel als Umwenden, Wendung des Ausdrucks vom Gewöhnlichen und Allgemeinen zum Bildlichen, Individuellen (τροπὴ λέξεως = Veränderung, Abwechslung der Rede).

2) Verwandt können Begriffe sein:

a) wegen ihrer Ähnlichkeit (Metapher, Allegorie, Gleichnis, viele Personifikationen), oder

b) wegen der räumlichen Nähe der Beziehungen (Synekdoche), welche also durch die unmittelbare Anschauung wahrgenommen werden kann, oder

c) wegen der logischen Nähe der Beziehungen (Metonymie).

3) Von unsern Seelenkräften ist es aber hauptsächlich die Phantasie, welche durch die Vertauschung verwandter Begriffe in Tätigkeit versetzt wird. Zuerst macht sie sich das Bild, die Vorstellung von dem, was der gebrauchte Ausdruck zunächst (d. h. im gewöhnlichen Verkehr der Menschen miteinander) bedeutet, sodann aber zaubert sie rasch die verwandte Vorstellung herbei. Dies ist eben für unsere Phantasie ein angenehmes Spiel. Darauf bezieht sich das geistvolle Wort Brinckmanns: „Die Phantasie begnügt sich an ihrem Spiele, das Ähnliche mit dem Ähnlichen zu vertauschen, dem bloß Sinnlichen eine Seele, dem bloß Geistigen einen Körper zu geben; sie schwelgt in dem Kraftgefühle, das sich in diesem souveränen Beherrschen der Gegenstände, der Außen- und Innenwelt kundgibt, und weidet sich an ihrer eigenen Schönheit, die ihr im Spiele mit der Mannigfaltigkeit und Schönheit der Welt zum Bewußtsein kommt."

4) Die Tropen (und auch Figuren) finden sich bei allen Völkern. Vorzugsweise waren und sind dem Menschen die Tropen ein Bedürfnis. Ursprünglich hatten alle neu aufkommenden Wörter nur eine sinnliche, materielle Bedeutung. Für Begriffe, die Geistiges, nicht mit den Sinnen Wahrnehmbares bezeichnen sollten, erfanden die Menschen keine neuen Ausdrücke, sondern bedienten sich dazu der schon gebräuchlichen sinnlichen. Z. B. „Erkennen" bedeutete zuerst nur das mittels der Augen vor sich gehende Erkennen eines Wesens, jetzt wird es auch für die Tätigkeit des Geistes, der etwas für wahr, richtig hält, gebraucht. Eine große Anzahl von solchen Wörtern ist jetzt im Sprachgebrauch, ohne daß wir nur daran denken, daß es im Grunde Tropen sind. Man rechnet sie aber auch nicht mehr zu den dichterischen Tropen. Andere Beispiele: begreifen, fassen, einsehen usw.

5) Cicero (De orat. 3, 38) meint über den Ursprung der Tropen, daß die Übertragung der Wörter (Wendung derselben) erst aus Not geschah, dann aber um des Schmuckes willen erst weiter ausgebildet worden sei, ähnlich wie die Kleider erst zur Abwehr der Kälte erfunden wurden, um sodann zur Erhöhung der Schönheit und Würde der menschlichen Erscheinung verwendet zu werden. In Übereinstimmung damit muß anerkannt werden, daß, je höher ein Volk in seiner Bildung steigt, je mehr geistige Gebiete es beherrscht, und je umfassender sein geistiges Gesichtsfeld wird, ein desto reicherer Bilderschmuck seiner Sprache erblüht.

3. Die Figuren (vom lat. figura = Gestalt, Ausdrucksform) sind eigenartige Wort- und Satzformen, welche von den gewöhnlich gebrauchten, selbst von der Grammatik gelehrten Formen abweichen. Sie verändern den

[1] Die Trope heißt auch der uneigentliche Ausdruck, der andere, für den sie gesetzt ist, der eigentliche.

Digitized by Google

Ausdruck, aber seine Bedeutung bleibt. So z. B. ist der Ausruf: „O Jammer, immer steigt er näher heran, der Tod!" eine Figur, ebenso die Häufung von Bindewörtern: „Und es wallet und siedet und brauset und zischt", oder die Wiederholung: „Ach Mutter, ach Mutter, wie bin ich so krank!" Freilich können Figuren zugleich auch Tropen sein; vgl. § 5, 2.

Die Figur verändert nur den gewöhnlichen sprachlichen Ausdruck, niemals die Vorstellung; die Trope hingegen verändert die Vorstellung und mit ihr den Ausdruck. Wenn Max Waldau den Grafen Otto sagen läßt: „Hier steht Graf Otto" für: „Hier stehe ich", so hat er die Vorstellung unberührt gelassen und nur den Ausdruck verändert. Wenn aber Goethe die Blicke als Augenpfeile, Schiller den Mond als silbernen Nachen bezeichnet, so erscheinen die Pfeile neben den Blicken, ein silberner Nachen neben dem Monde vor den Augen unseres Geistes (Phantasie); es sind also andere, verwandte Vorstellungen vorgeführt. „Die Trope also belebt den Ausdruck für die Phantasie, die Figur für den Verstand und das Gefühl; die Trope malt, macht die Sprache anschaulich und schmückt sie, die Figur belebt rhythmisch die Sprache; die Trope macht den Dichter zum Maler, die Figur zum Musiker" (Beyer).

4. Die Figuren kann man in Wortfiguren (z. B. die Häufung oder Auslassung von Bindewörtern, die Wiederholung ꝛc.) und in Satzfiguren (z. B. die Frage, Ausruf, Ironie ꝛc.) einteilen.

Wir ziehen aber die Einteilung in grammatische Figuren und in rhetorische vor.

Die grammatischen Figuren sind jene, welche durch Hinzufügung, Weglassung, Wiederholung oder Veränderung der grammatischen Form eines oder mehrerer Wörter eine außergewöhnliche Ausdrucksweise hervorbringen.

Die rhetorischen Figuren aber sind solche, welche durch die Steigerung, Wortspiele, Gegensätze ꝛc. den Satz umgestalten.

§ 4. Die Tropen im besondern.

1. Die Metapher (*μεταφορά* = Übertragung) setzt statt des gemeinten Gegenstandes (oder einer Tätigkeit, Eigenschaft) etwas Ähnliches (Bild). Beispiele: das lachende Tal; das geschwätzige Bächlein; der scherzende Wind; die Ernte des Fleißes; die Blüte des Lebens; der Zahn der Zeit; der Donner rollt; die Klippe umschiffen; Nero, der Tiger. Man sieht hieraus, daß die Metapher häufig ein sog. „schmückendes Beiwort", ebenso, daß sie häufig zugleich eine Personifikation ist.

Man kann die Metaphern in vier Gruppen einteilen, nämlich in:

a) solche, die etwas Sinnliches vergeistigen; z. B: „Die goldenen Sterne grüßen so klein vom Himmelszelt" (Geibel). Der grollende Sturm, der zürnende Strom.

b) solche, die das Geistige versinnlichen. Diese Art ist die beliebteste; z. B.: „Verschwende nicht die Pfeile deiner Augen, deiner Zunge" (Tasso).
„Was die Ameise Vernunft in Jahren zu Haufen schleppt,
Jagt in einem Hui der Wind des Zufalls zusammen." Schiller.

Digitized by Google

c) solche, die einen sinnlichen Gegenstand mit einem andern sinnlichen vertauschen; z. B.: „O weites Meer — du Kirchhof der Menschen und Schiffe!" — „Der Bach ist eine silberne Schlange" (Calderon). — „Wüstenkönig ist der Löwe." — „Wie die Wellen sich bäumen und zischen!" — „O, diese Rose stirbt!"

d) solche, die einen geistigen Begriff für einen andern geistigen setzen; z. B.: „Tag und Jahr sind die Pulsschläge der Zeit."

Ein Beispiel mit verschiedenartigen Metaphern:

„O so laßt euch froh begrüßen,
Kinder der verjüngten Aul
Euer Kelch soll überfließen
Von des Nektars reichstem Tau.
Tauchen will ich euch in Strahlen;
Mit der Iris schönstem Licht
Will ich eure Blätter malen
Gleich Aurorens Angesicht." Schiller.

In mancher Poetik rechnet man auch jene Gleichnisse (vgl. § 4, 9) zu den Metaphern, in denen das Bild als Apposition oder durch „ist" neben den gemeinten Gegenstand gestellt ist.

2. Die Allegorie (von ἄλλος und ἀγορεύω = anders sagen, als man meint = ἀλληγορέω = ich bezeichne etwas anders, bildlich ꝛc.) ist nur eine ausführliche Metapher: der ganze Gedanke ist mit einem ähnlichen vertauscht. Die Metapher verhält sich zur Allegorie wie die Blume zum Blumensträußchen. Der verglichene Gegenstand ist in der Allegorie schon mehr rätselhaft verborgen als in der Metapher. Sehr viele Personifikationen sind zugleich Allegorien.

1) „Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen" (Wallenstein).

2) „In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still, auf gerettetem Kahn treibt in den Hafen der Greis." Schiller.

3) „Leise zieht" usw. (Vgl. Heine S. 500.)

4) „Zwei Rosen im schönsten Schmucke
Des Frühlings sanken hier ein;
Einst werden sie wieder blühen,
Dann wird es auf ewig sein."
(Grabschrift für zwei jugendliche, in einem Grabe ruhende Schwestern.)

5) Die Sprichwörter: Eine Hand wäscht die andere. Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht. Viele Wege führen nach Rom. Der Himmel hängt ihm voller Baßgeigen. Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder.

3. Die Synekdoche (συνεκδοχή = comprehensio = Mitverstehen) ist die Trope der Zahl oder des Teilverhältnisses und setzt

a) den Teil für das Ganze, z. B. Mast, Kiel, Segel für Schiff.

1. „Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh, ihm fehlt kein teures Haupt." Schiller.

2. „Eine Flotte von dreißig Segeln."

3. „Schon führt er zu der Heimat Strande,
Von Golde schwer, den eig'nen Mast." Uhland (Der Leitstern).

Digitized by Google

4. „Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach." Schiller.
5. „Schnell ist des Schwertes Schneide bloß." Schiller.

b) das Einzelwesen für die Gattung.

Dies ist der Fall, wenn man einen großen Redner einen Cicero, einen Kunstfreund Mäcen, einen Schweiger Moltke, einen riesenhaft starken Menschen Herkules, einen weisen Mann Salomo nennt.

Vgl. auch „Der Reiter und der Bodensee" von Schwab, S. 453.

c) die bestimmte Zahl für die unbestimmte, die Einzahl für die Mehrzahl:

„Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz." Schiller.

4. Die Metonymie (*μετωνυμία* = Umnennung) setzt:

a) die Ursache für die Wirkung und umgekehrt:

1. „Wer nie sein Brot mit Tränen (statt Kummer) aß" usw.
2. „Der Herbst (statt: herbstlich düsteres Gewölk) zog dunkel um die Höh'n."
3. „Ein Raffael (statt: ein von Raffael verfertigtes Bild) wird teuer bezahlt."
4. „Der Schweiß des Landmanns ernährt uns." „Freude sprudelt in Pokalen." „Die Wolken träufeln Segen" (statt: Regen, welcher eine reiche Ernte verursacht und darum als ein Segen Gottes aufgefaßt wird). Ceres und Bacchus für Getreide und Wein.
5. Graues Haupt = Greisenalter; der bleiche Tod = der Tod, welcher das Bleichsein bewirkt; schwindelnde Höhe = Höhe, welche Schwindel erregt.
6. „An jeder Stelle lauert Meuchelmord" (statt: der Mörder). Uhland.
7. „Da zerret an der Glocken Stränge der Aufruhr." Schiller.
8. „Der Mann ist leider abgebrannt" (d. h. er ist arm, weil sein Haus verbrannt ist).

b) den Stoff für die daraus verfertigte Sache:

1. „Es blinkt der Stahl im Mondenstrahl." Uhland.
2. „Im Golde perlet der herrliche Wein."
3. „Vom Meisel beseelt, redet der fühlende Stein" (Bildwerk).

c) den Ort für das darin Befindliche:

1. „Die ganze Stadt zog ihm entgegen." „Der Himmel hört mich." „Ganz Deutschland soll frohlocken." „Ganz Europa bebt."
2. „Ganz Griechenland ergreift der Schmerz." Schiller.

d) die Zeit für die in ihr Lebenden oder das in ihr Vorgehende:

1. „So fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken." Schiller.
2. „Mitwelt hat viel tausend Augen
Und die Vorwelt noch viel mehr." Rückert.
3. Das heroische Zeitalter; die klassische Zeit.

Digitized by Google

e) das Zeichen für die bezeichnete Sache und umgekehrt, z. B. Lorbeer für Sieg, Krone für Herrschaft:

1. „Da erschien der König in Gold und Purpur."
2. „Der Degen hat den Kaiser arm gemacht,
Der Pflug ist's, der ihn wieder stärken muß." Schiller.
3. „Ein Wald von Speeren" (hier ist auch Wald eine Trope, was für eine?).
4. „So weit das Szepter meines Vaters reicht." Schiller.
5. „Er trägt den Sieg (statt: den Lorbeer) an seiner Stirne."

f) die Eigenschaft für den betreffenden Gegenstand:

1. Die Stimme der Freude (statt: die Stimme froher Menschen); die Klage der Schwermut; die weinende Unschuld.
2. „Es blickt lachend das Blaue herein." Schiller.
3. „Gleich ward des Rasens Grüne
Zu blutiger Opferbühne."

g) Sinnliches (Konkretes) für Unsinnliches (Abstraktes) und umgekehrt:

1. „Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer." Schiller.
2. „Ich habe geklopft an des Reichtums Haus." Rückert.
3. „Altar und Throne sind eingestürzt." Chamisso.

5. Die Metapher einer Metonymie kommt sehr selten vor. Sie entsteht, wenn man eine (schon sehr gebräuchliche und schnell verstandene) Metonymie als Metapher gebraucht.

So ist z. B. die Redensart: „Er ist abgebrannt" — wenn das Haus des Mannes wirklich in Flammen aufging — eigentlich eine Metonymie (sie will sagen: er ist um seine Habe gekommen infolge des Abbrennens seines Hauses). Wenn man nun aber von einem, der ohne Feuersbrunst seine Habe verloren hat, sagt: „Er ist abgebrannt", so tut man es, weil dieser dem andern hinsichtlich der Armut gleicht. Und nun ist die Phrase eine Metapher der Metonymie. Ganz ähnlich ist es mit dem Wort: „Der trägt die Nase hoch." Gilt es einem, der aus Hochmut wirklich sein Haupt, also auch die Nase hoch trägt, so ist es eine Metonymie; wenn man es aber braucht, so jemand nur geistig über seine Umgebung sich erhebt, wie der andere es äußerlich tut, so entsteht die Metapher der Metonymie.

6. Die Umschreibung (Periphrase) nennt den eigentlichen Gegenstand nicht, führt aber statt dessen einzelne Eigenschaften recht anschaulich dar. So sind z. B. kürzere Periphrasen: „der Traube goldenes Blut"; „die Kinder des Frühlings"; „die Stunde, vor welcher auch Helden zittern". Beispiele von längeren Strophen:

„Denn der zu Mosen auf des Horebs Höhen
Im feur'gen Busch sich flammend niederließ
Und ihm befahl, vor Pharao zu stehen,
Der einst den frommen Knaben Isais,
Den Hirten, sich zum Streiter auserlesen,
Der stets den Hirten gnädig sich bewies,
Er sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen:
Geh hin! du sollst auf Erden für mich zeugen."
Schiller (Jungfrau von Orleans).

Digitized by Google

„— — Da tat ein Knecht mit knechtischer Seele
Eine Tat, die niedrig genug war, Unmenschlichkeiten
Anzukündigen." Klopstock (Messias, 6. Gesang).

7. Die Zergliederung (Distribution oder Individualisierung) scheidet einen Begriff (oder Gedanken) recht lebhaft und anschaulich in seine Einzelheiten. Bisweilen verschweigt sie den zergliederten Begriff (oder Gedanken) und ist dann leicht mit der Umschreibung zu verwechseln.

„Aber wenn er durch himmlische Wunder die Erde zu segnen
Fortfährt, wenn der Blinde durch ihn zu der Sonne sein Antlitz
Freudig erhebt und mit sehnendem Aug' auf den leitenden Vater
Staunend blickt, wenn Tauben das Ohr sich der Stimme des Menschen
Wieder öffnet, wenn es die Rede des segnenden Priesters
Wieder vernimmt und die Stimme der Braut und die weinende Mutter
Und das feiernde Chor und die Hallelujagesänge;
Wenn durch ihn die Toten dahergehn, gegen uns zeugen,
Ach, gen Himmel weinen mit wieder lebendem Auge,
Göttlich zürnend auf uns herblicken, ihr Grab uns zeigen
Und mit jenem Gericht uns drohen, vor dem sie schon waren" usw.
Klopstock (Messias, 4. Gesang).

Siehe auch den Anfang von Mignons Lied: „Kennst du das Land" usw., S. 341.

8. Die Personifikation stellt das Leblose, Unpersönliche als lebend, handelnd, redend, fühlend, kurz, als persönlich dar. Viele Personifikationen sind zugleich Metaphern, schmückende Beiwörter oder auch Apostrophen.

a) Blumen, Tiere usw. sind personifiziert:

„Wie die jungen Blüten leise träumen
In der stillen Mitternacht!
Schüchtern spielt der Mondschein in den Bäumen,
Daß die Blüte nicht erwacht." Hoffmann.

Vgl. „Die Lerche" von A. von Droste-Hülshoff S. 698 ff.

b) Unsinnliche (abstrakte) Begriffe (z. B. Tugend, Furcht, Poesie, Wahrheit, Weisheit, Glaube, Hoffnung, Liebe usw.) sind personifiziert. Man nennt dies gewöhnlich die allegorische Personifikation, besonders wenn sie durchgeführt ist.

„O darum ist der Lenz so schön
Mit Duft und Strahl und Lied,
Weil singend über Flur und Höh'n
So bald er weiter zieht." Geibel.

Andere Beispiele sind die oben (§ 4, 2) als ausgeführte Allegorien angegebenen. Vgl. „Hoffnung" von R. Huch S. 713.

c) Naturgegenstände, unsinnliche Begriffe (Naturkräfte, Ideen) werden als mythologische Persönlichkeiten dargestellt; z. B. Zeus = Himmel, Minerva = Weisheit, Muse = Dichtkunst. Naturkräfte erscheinen so als Elfen, Riesen, Zwerge, Feen, Nixen. Diese Figur heißt auch mythologische Personifikation.

Digitized by Google

„Aus der Ströme blauem Spiegel lacht der unbewölkte Zeus." Schiller.

„Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen,
Zum Ritt ins alte romantische Land!" Wieland (Oberon).

9. Die Vergleichung sowohl wie das Gleichnis stellen neben den gemeinten Gegenstand einen zweiten ihm ähnlichen (während die Metapher statt des Gemeinten etwas Ähnliches setzt). Die Vergleichung umfaßt kaum mehr als einen Satz. Das Gleichnis aber ist eine ausgedehnte, durch mehrere Sätze fortgesponnene Vergleichung. Hier verweilt man bei der Schilderung. Die Vergleichung, welche die gebräuchlichste Trope ist, verhält sich also zum Gleichnis wie ein einzelner Blick zum verweilenden Beschauen.

1) „Dem Wurme gleich' ich, der im Staube kriecht." Goethe.

2) „Der Buchenwald ist herbstlich schon gerötet,
So wie ein Kranker, der sich neigt zum Sterben,
Wenn flüchtig noch sich seine Wangen färben." Lenau.

3) „So still ist's nicht draußen im Schnee,
So stumm und verschwiegen
Die Sterne nicht in der Höh',
Als meine Gedanken sind." Eichendorff.

4) „Hoffnung ist ein fester Stab
Und Geduld ein Reisekleid,
Damit man durch Welt und Grab
Wandert in die Ewigkeit." Logau.

5) „Der Leib, das Haus, worin der Geist
Geherbergt so viel' Jahre,
Der über Land und Meer gereist,
Liegt auf der Totenbahre." Gryphius.

Anm. Die Beispiele von der Art 4 u. 5 werden häufig zu den Metaphern gezählt (vgl. oben § 4, 1).

§ 5. Die grammatischen Figuren.

1. Die pathetischen Figuren, d. h. Ausdrücke heftiger Gefühle, wie der Ausruf, der Wunsch, der Schwur, die Verschwörung, die Verwünschung.

1) „O Jammer! immer steigt er näher heran, der Tod!
O Gott, dort wälzt sich's her!
Wie fürchterlich!" Geßner.

2) „Frommer Stab! O hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauscht!
Hätt' es nie in deinen Zweigen,
Heil'ge Eiche, mir gerauscht!" Schiller.

3) „Daß du statt Hosianna den Fluch des Ewigen hörtest!
Daß die Stimme des Donners dir im bebenden Ohre
Statt des Triumphtons erschalle!" Klopstock.

2. Die Apostrophe besteht in der Anrede einer abwesenden Person oder eines leblosen Gegenstandes. Im letzteren Falle ist sie zugleich Personifikation (vgl. § 4, 8).

Digitized by Google

1) „Karl, Karl! Du hättest jetzt nicht leben sollen,
Und dein Europa läg' zu meinen Füßen." Körner (Zrinn).

2) „Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stillen Täler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
Johanna sagt euch ewig lebewohl." Schiller.

3) „Eilende Wolken! Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!
Grüßet mir freundlich mein Jugendland!
Ich bin gefangen, ich bin in Banden,
Ach, ich hab' keinen andern Gesandten!
Frei in den Lüften ist eure Bahn,
Ihr seid nicht dieser Königin untertan." Schiller (Maria Stuart).

3. Die Frage, welche keine Antwort erwartet, vielmehr den Gefragten zwingt, sich die Antwort zu denken und zu ergänzen. Sie ist bald bejahend, bald verneinend.

1) „Kann ich Armeen aus der Erde stampfen?
Wächst mir ein Kornfeld in der flachen Hand?" Schiller.

2) „Ist denn im Schwabenlande verschollen aller Sang,
Wo einst so hell vom Staufen die Ritterharfe klang?
Und wenn er nicht verschollen, warum vergißt er ganz
Der tapfern Väter Taten, der alten Waffen Glanz?" Uhland.

4. Die Häufung der Bindewörter (Polysyndese), namentlich des „und".

1) „Und es wallet und siedet" usw. Vgl. den „Taucher" von Schiller.

2) „Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau und herrschet weise
Und lehret die Mädchen und wehret den Knaben und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände und mehrt den Gewinn" usw.

Vgl. auch „Erlkönig" von Goethe S. 339, Str. 5.

5. Die Auslassung der Bindewörter (Asyndese), namentlich des „und".

1) „Ruft's, trank, dürstete, bebte, ward bleicher, blutete, rufte." (Messiade.)

2) „(Und) er hört's mit stummem Harme,
Reißt sich blutend los,
Preßt sie heftig in die Arme,
Schwingt sich auf sein Roß,
Schickt zu seinen Mannen allen
In dem Lande Schweiz." Schiller (Ritter Toggenburg).

Vgl. auch Goethes „Sänger" S. 341, Str. 1; ebenso die Schilderung der Feuersbrunst in Schillers „Glocke".

6. Die Wiederholung (Repetition, Anaphora, Epiphora) läßt dieselben Wörter und Ausdrücke mehrmals wiederkehren.

a) Wortwiederholung (Epizeuxis).

1) „Auferstehn, ja auferstehn wirst du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh'." Klopstock.

Digitized by Google

2) „Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
Hört man's näher und immer näher brausen." Schiller (Taucher).

3) Diese Art Wiederholung kommt am häufigsten vor. Auch die Ausdrücke: Aug' um Aug'; Zahn um Zahn; Hand in Hand; weiter, weiter! wohl, wohl! ja, ja! so, so! sieh, sieh! sind Figuren dieser Art.

b) Wortspiel (Annomination).

1) „Wenn ich still die Augen senke
Auf die abendliche Stille
Und nur denke, daß ich denke,
Will nicht ruhen mir der Wille,
Bis ich sie in Ruhe senke." Tieck.

2) „Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir."

3) „Eine schöne Schlacht hab' ich geschlagen."

Suche andere Beispiele in Bürgers „Lenore" S. 295.

c) Wiederholung des Anfangs (Anaphora).

1) „Und immer höher schwoll die Flut,
Und immer lauter schnob der Wind,
Und immer tiefer sank der Mut." Bürger.

2) „Dann wird ein Tag sein, den werd' ich auferstehn!
Dann wird ein Tag sein, den wirst du auferstehn:
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen." Klopstock.

d) Wiederholung des Schlusses (Epiphora).

„Es steigen Seraphim von allen Sternen nieder
Und klagen laut: Er ist nicht mehr!
Der Erden Tiefen schallen wieder:
Er ist nicht mehr!
Er ist nicht mehr! So sage
Ein Tag dem andern Tage:
Er ist nicht mehr!
Der Ewigkeiten Nachhall klage:
Er ist nicht mehr!" Ramler (Tod Jesu).

e) Die Wiederholung der Anfangsworte am Schlusse (Epanalepsis).

1) „Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stillen Täler, lebet wohl!" Schiller.

2) „Weinet um mich, ihr Kinder des Lichts! Er liebt mich nicht wieder,
Ewig nicht wieder; ach weinet um mich!" (Messias 2, 765.)

f) Es gibt noch andere, selten vorkommende Arten von Wiederholung, wie folgende Beispiele zeigen:

1) „Mein Eidam ist der Tod, der Tod mein Erbe." Shakespeare.

2) „Einen Mann kann ich diesen Mann nicht nennen."

3) „Freud' muß Leid, Leid muß Freude haben." Faust.

Digitized by Google

4) „Ja, zu den Füßen dieses stolzen Mannes
Nur Gott noch einmal danken; nicht dem Manne,
Der Mann will keinen Dank."

5) „Von dieser Stelle, Roderich, verjage,
Verjage mich von dieser Stelle nicht." (Don Carlos 1, 12.)

§ 6. Die rhetorischen Figuren.

1. Redefiguren mit Hilfe des Gegensatzes:

a) Die Entgegensetzung (Kontrast und Antitheton) stellt zwei sehr verschiedene oder ganz entgegengesetzte Gedanken nebeneinander.

1) „Du schläfst auf weichen Betten, ich schlaf' auf weichem Klee,
Du siehest dich im Spiegel, ich mich in stiller See;
Du wohnst in bangen Mauern, ich wohn' auf freier Flur,
Dir malt die Kunst den Frühling, mir malt ihn die Natur." Ewald.

2) „Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang." Schiller.

3) „Ein Gott bist du dem Volke worden,
Ein Feind kommst du zurück dem Orden." Schiller.

4) „Zur offenen Pforte flogen die Freuden hinaus,
Ein zur verschlossenen zogen die Sorgen ins Haus."
Rückert (Kindertotenlieder).

b) Der Gegensatz (Antithese) verbindet entgegengesetzte Begriffe zu einem Ausdruck oder Gedanken. Im ersten Fall heißt der Gegensatz auch das Oxymoron (z. B.: der schmerzliche Genuß; der süße Schmerz; beredtes Schweigen; süßes Grauen; bitteres Vergnügen; liebreicher Haß); im andern Falle entsteht das Paradoxon (siehe unten Beispiele). Eine berühmte Redeform der Theaterdichtung — das Wortgefecht (Stichomythie) genannt — ist nichts anderes als eine Reihe solcher Antithesen. Vgl. S. 204.

1) „Wie kleine Schritte geht ein so großer Lord!" Schiller (Maria Stuart).

2) „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren." Schiller.

3) „Wär' der Gedank' nicht so verwünscht gescheit,
Man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen."
Schiller (Piccolomini 2, 7).

2. Die Ironie sagt das Gegenteil von dem Gemeinten, meist mit der Absicht, zu verspotten. Dies ist z. B. der Fall, wenn man einen Schwächling einen Herkules, einen schlechten Redner einen Cicero, einen Feigling einen wahren Hannibal nennt. Arten der Ironie sind: die beißende Verspottung und der Sarkasmus (bitterer Spott selbst gegen einen Unglücklichen).

1) „Man weiß, um welcher Tugend willen
Anna von Boleyn das Schafott bestiegen." Schiller.

2) „Der ist besorgt und aufgehoben,
Der Graf wird seine Diener loben." Schiller.

Digitized by Google

3) „Mit der Axt hab' ich ihm 's Bad gesegnet." Schiller (Tell).

4) „Das ist ein großer Feldherr, ein tapferes Heer,
Ein einziges Weib führen sie als Gefangene mit sich fort."

5) „Der wahrheitsliebende Mann! Er lügt eigentlich nie, er wird nur mißverstanden."

3. Die Onomatopöie (ὀνοματοποιία, wörtlich: Wortschaffung) ist die Nachahmung eines Schalles oder Klanges, einer Tätigkeit, Erscheinung, Anschauung durch sprachliche Laute (Naturlaute). Sie kann auftreten:

a) im Klang der Worte und Sätze (Kongruenz):

„Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
Da pispert's und knistert's und flüstert's und schwirrt."
Goethe (Hochzeitslied).

Vgl. auch S. 224, ferner Schillers „Gang nach dem Eisenhammer" und Goethes Schilderung des Bergwaldes in der „Walpurgisnacht", ebenso die „Heinzelmännchen" S. 681.

b) im Verstakt (Harmonie):

„Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor." Voß.

c) in Vereinigung von Klang und Verstakt:

„Näher und näher
Kam das Gekling' und das Klatschen der Peitsch' und der Pferde Getrampel."
Voß.

4. Die Steigerung (Gradation, Klimax = Leiter) läßt verschiedene Begriffe oder Aussagen stufenmäßig aufeinanderfolgen, so daß auf den schwächeren Begriff oder Gedanken der stärkere, auf das weniger Sagende das mehr Sagende folgt.

1) „Eine schöne Menschenseele finden
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist
Sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten."
Herder (Der gerettete Jüngling).

2) „Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer wer sich selbst bezwang." Herder. Vgl. S. 323.

5. Der Antiklimax ist das Gegenteil des Klimax. Dieser steigt aufwärts, der Antiklimax aber vom Erhabeneren zum Schwächeren, also abwärts. Freilich ist dies nur scheinbar; denn der letzte Begriff soll doch den größten Eindruck machen.

1) „Wenn wir gut und bei vorzüglichen Kräften groß sind, so sind wir es überall, auf dem Throne, im Palaste, in der Hütte, nur durch eine Tugend." Engel.

2) „Und immer höher schwoll die Flut,
Und immer lauter schnob der Wind,
Und immer tiefer sank der Mut." Bürger.

Digitized by Google

6. Die Übertreibung (Hyperbel) vergrößert oder verkleinert eine Sache übermäßig. Vgl. den Dialog S. 206.

1) „Ich fühle eine Armee in meiner Faust." Schiller (Räuber).

2) „Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!" Schiller.

3) „Sieh! Feinde, deren Last die Hügel fast versinken,
Den Erdkreis beben macht,
Ziehn gegen dich;
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken." Kleist.

4) Nimmermann: „Faßbinder, bindet mir ein Tintenfaß,
Meins ist vor Schmerz zersprungen! Meine Träne fließt."
Platen (Der romantische Ödipus).

5) „Dies bißchen Leben — dürft' ich es hinhauchen in ein leises, schmeichelndes Lüftchen, sein Gesicht abzukühlen! — Dies Blümchen Jugend — wär' es ein Veilchen, und er träte darauf, und es dürfte bescheiden unter ihm sterben." Schiller.

Vgl. den Dialog S. 206, ferner die Proben von Lohenstein S. 222.

7. Die Wortversetzung (Inversion) stellt ein Wort oder einen Satz gegen die Regeln der Satzlehre. Im Wortversetzen kann man aber sehr leicht die Sprache unschön machen.

1) „Jung und harmlos ist die Natur, der Mensch nur
Altert, Schuld aufhäufend umher und Elend." Platen.

2) „Aber nachdem er sein Kind geküßt und gewiegt in den Armen,
Rief er empor, laut betend, zu Zeus und den übrigen Göttern." Homer (Ilias).

Vgl. auch Klopstocks Ode: „Die Frühlingsfeier" S. 277; desgleichen Schillers „Ring des Polykrates", Str. 5; die letzte Strophe der „Glocke".

8. Unterarten der Inversion sind:

a) Das Hysteron-Proteron. Es macht das Frühere zum Späteren und umgekehrt, z. B.: In Rom erzogen und geboren.

b) Die Hypallage (ὑπαλλαγή = Verwechslung). Sie verwechselt einzelne Teile des Satzes miteinander, vertauscht regelmäßigen Satzbau mit unregelmäßigem, verbindet besonders gern das zu einem Hauptwort gehörige Beiwort mit einem andern.

1) „Ihm schenkte des Gesanges Gabe, der Lieder süßen Mund (statt: einen Mund zum Singen süßer Lieder) Apoll." Schiller.

2) „Laß mir den besten Becher Weins in purem Golde reichen."
Goethe (Der Sänger).

9. Die Einschaltung (Parenthese) durchbricht einen Gedanken und schiebt in die Lücke einen zweiten, so daß beide Gedanken hervorgehoben werden.

„Dich lieb' ich innig, dich lieb' ich heiß,
Mein goldgelockter Knabe:
Und doch — der ewige Gott verzeih's! —
Ich wollte, du lägst im Grabe!" Ad. Schults.

Digitized by Google

10. Die Verschweigung (Reticentia) dient dazu, das heftig aufgeregte Gefühl zu kennzeichnen. Sie ist doppelter Art:

a) die Auslassung (Ellipse), welche bloß einzelne zum vollständigen Satze gehörende Worte wegläßt; sie kommt besonders im Sprichwort vor.

1) Jung gewohnt, alt getan. — Heute rot, morgen tot.

2) „In die Ecke, Besen! Besen!
Seid's gewesen."

3) „Hier muß ich liegen bleiben. Meine Glieder (sind) wie abgeschlagen, meine Zunge (ist) trocken wie eine Scherbe." Schiller.

4) „Und wenn ihr die Geschlechter beide fragt:
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte." Goethe.

5) „O Gott! nur noch einen schwachen Händedruck, nur ein segnendes Wort von meinem Vater!"

b) die Abbrechung (Aposiopese), welche den begonnenen Satz plötzlich abbricht, um einen wichtigeren zu beginnen; sie ist selten.

1) „Dich schützt dein Wappenrock, sonst solltest du —"
(Aus „Jungfrau von Orleans".)

2) „Die Ringe — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte,
Daß die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wohl zu unterscheiden wären." Lessing (Nathan).

11. Die Anakoluthie (= Zusammenhangslosigkeit) ist ein Satz, dessen Ende dem Anfang nach den Regeln der Grammatik nicht entspricht, also eigentlich fehlerhaft gebaut ist.

„Nun ist er wirklich da, der Tag,
Wo ich vom Hause scheide;
Den Stecken schnitt ich mir vom Hag, —
So herzlich, als man's sagen mag,
Lebt wohl, ihr Eltern beide!" Herm. Schmid.

12. Die Redeweise in der gegenwärtigen Zeit (Präsenzrede), obgleich man vom Vergangenen spricht.

Suche Beispiele in der Romanze aus dem „Cid" S. 325 ff.

Zweiter Abschnitt.

Vom Versbau oder von der Metrik.

§ 7. Von den Aussprachsilben.

1. Was die Bausteine für den Bau eines Hauses, das sind die Aussprachsilben (die einsilbigen Wörter mit eingerechnet) für den Versbau. Hier wie dort bedarf es einer planmäßigen Auswahl des Baustoffes, soll etwas Schönes zu stande kommen.

Digitized by Google

Wir sagen Aussprachsilben, weil nicht sowohl die nach ihrer sprachlichen Art und Abstammung unterschiedenen, als vielmehr die beim Sprechen und Lesen dem Ohre bemerkbaren Wortteile und einsilbigen Wörter das Material für den Versbau bilden.

2. Bei der Auswahl der Bausteine entscheidet hauptsächlich das Auge; bei der Auswahl der Silben zum Versbau entscheidet jedoch das Ohr. Also auf den Eindruck kommt es an, den eine Silbe beim Sprechen oder Lesen auf das Ohr macht.

„Wenn man still für sich liest, so bestehen zwar währenddessen Ton und Tonmaß der gelesenen Silben nur in unserer Idee; allein die Verhältnisse des Tones bleiben doch dieselben, wenn wir nur nicht unrichtig im Geiste betonen" (Kleinpaul).

3. Das Ohr unterscheidet nun beim Aussprechen einer Silbe vorzüglich zweierlei Eindrücke:

a) die Tondauer oder Währung (Quantität), d. h. die Zeit, welche man braucht, um eine Silbe aussprechen zu können. Insofern unterscheidet man lange (—), kurze (⏑) und mittelzeitige (⏑̄) Silben.

b) die Tonstärke oder Betonung (Akzent), d. i. der Nachdruck, mit dem eine Silbe gesprochen wird. Insofern unterscheidet man schwere (oder stark betonte), leichte (oder schwach betonte, auch tonlose) und mittelschwere (oder mitteltonige) Silben.

Strenggenommen gibt es in der deutschen Sprache nicht bloß zwei oder drei Tongrade, sondern wenigstens sechserlei lassen sich vom Ohre noch ziemlich deutlich unterscheiden. (Ähnlich unterscheidet man in der Musik die fünf Grade ff, f, mf, p, pp.) Es genügt aber für die Praxis, wenn man, je zwei dieser Tongrade in einen zusammenfassend, nur drei Grade unterscheidet.

4. Man darf ja nicht die Währung mit der Betonung verwechseln, als ob z. B. die langen Silben auch schwer, alle kurzen auch leicht wären. Häufig ist es zwar der Fall, aber in zahllosen Fällen nicht, besonders in der deutschen Sprache. So haben z. B. die Wörter langsam, schreckhaft, furchtbar ein jedes zwei lange Silben; dennoch sind die Silben sam, haft, bar in vielen Versen als leicht zu verwenden. Umgekehrt sind die Wörter Haß, Riß, floß zwar kurze, dennoch aber entschieden schwere Silben.

5. Die Lehre nun, welche einerseits die Silben mißt, d. h. sie als lang oder kurz oder mittelzeitig kennen lehrt und danach klassifiziert, anderseits die Silben wägt, d. h. sie als schwer oder leicht oder mittelschwer kennen lehrt, heißt Prosodik. Tut sie ersteres, so erscheint sie als Lehre von der Silbenmessung; tut sie letzteres, so erscheint sie als Lehre von der Silbenwägung.

Prosodik vom griech. Wort *προσῳδία* (= Betonung). Da letzteres Wort sich von *προσῳδός* (= dazu erklingend) ableitet, so bekam es auch die Bedeutung von Nebengesang oder Anklang, zumal die Griechen beim Absingen der Verse neben dem Rhythmus auch den Akzent hören ließen.

Digitized by Google

§ 8. Vom Verse und Versfuße im allgemeinen.

1. Jeder echte Vers ist eine Wortreihe, in welcher regelmäßige Abwechslung herrscht

a) entweder von langen und kurzen Silben (wie es in den griechischen und lateinischen Versen der Fall ist),

b) oder von schweren und leichten Silben (wie in den deutschen, englischen, italienischen ꝛc. Versen).

1) Die alten Sprachen eigneten sich mehr für das erstere, die modernen, namentlich die deutsche, meist für das letztere. Jene heißen deshalb auch quantitierende, diese akzentuierende. Die alten Dichter maßen also die Silben, die deutschen wägen sie.

2) Die Franzosen, deren Sprache äußerst wenig Unterschied im Akzent besitzt, stellen bloß eine fest bestimmte Anzahl von Silben in eine Zeile (Vers); weder messen sie also die Silben, noch wägen sie dieselben, sie zählen sie bloß.

3) Hinsichtlich der mittelzeitigen und mittelschweren Silben ist folgendes zu merken: Jene (die mittelzeitigen) wurden von den römischen und griechischen Dichtern nach Belieben als lange oder als kurze verwendet; die mittelschweren (oder mitteltonigen) Silben hingegen kommen in den modernen Dichtungen wohl auch bald als schwer, bald als leicht gebraucht vor; aber es ist die Verwendung derselben nicht in allen Fällen dem Belieben der Dichter anheimgestellt. Man vergleiche hinsichtlich der deutschen Metrik die angehängte Tabelle.

2. Diese geregelte Abwechslung in den Lauten heißt gewöhnlich Rhythmus. Er findet sich auch in jedem Tonstück (den Choral ausgenommen), im Trommelmarsche, oft auch beim Dreschen sowie beim Hämmern der Schmiede.

1) Nicht bloß für das Ohr gibt es Rhythmus, sondern auch für das Auge, z. B. beim Tanze. Insofern ist er eine Bewegung, in welcher Mannigfaltigkeit und Einheit herrscht.

2) Im weitesten Sinne des Wortes versteht man darunter jede Abwechslung in einer Bewegung, besonders in einer Reihe Töne oder Laute. Der Versrhythmus ist demnach eigentlich nur der regelmäßige Rhythmus, während in der Prosa der unregelmäßige herrscht.

3. Dem deutschen Versbaumeister kommt es also lediglich auf die Betonung (Akzent) der Silben an, nicht auf deren Währung[1]. Deshalb bedeuten ihm die Zeichen —, ⏑, ⏑̄ keine langen, kurzen, mittelzeitigen, sondern schwere (—), leichte (⏑), mittelschwere (⏑̄) Silben. An den folgenden zwei Versen fällt es recht in die Augen, wie beim deutschen Verse alles auf den Akzent ankommt. Man beachte besonders die gewöhnlich kurz ausgesprochenen Silben „Ei" und „donn".

---

[1] Aus der am Schlusse der Poetik beigefügten Tabelle ist zu ersehen, welche Silben im Verse als schwer, welche als leicht anzuwenden sind.

Digitized by Google

⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —⏑
Es schläft im Ei der künft'ge Vogel!
⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑
Und donnernd sprengen die Wogen.

Hinsichtlich des Versbaues nimmt der deutsche Dichter auf die Währung der Silben keine Rücksicht; beim Reime hingegen muß er stets dafür sorgen, daß die reimenden Silben von gleicher Währung sind (vgl. § 18). Ebenso nimmt er auf die Quantität der Silben Rücksicht, wenn er den Inhalt eines Gedankens schon durch den Klang und Gang seiner Verse, also durch Lautmalerei, andeuten will; da ahmt er nämlich das Langsame, Schwerfällige, Ernste, Feierliche durch Anhäufung von gedehnten, das Gegenteil durch Anhäufung von kurzen Silben nach.

4 Fast in jedem Verse kann man gewisse Glieder unterscheiden, die man Versfüße nennt. Der Versfuß aber ist eine fest bestimmte Silbenstellung, die sich im Verse wiederholt.

1. Man kann die Versfüße auch Verstakte nennen, weil sie für den Vers etwas Ähnliches bilden wie die einzelnen Takte für ein Lied. — Insofern als der Versfuß gemeiniglich im Verse sich wiederholt, nennt man ihn wohl auch Verseinheit.

2. Übrigens gibt es auch einfüßige Verse, sie sind aber selten.

5. Zu einem Versfuß gehören folgende zwei Stücke:

a) Er muß wenigstens zwei Silben haben; es gibt aber auch drei- und viersilbige.

b) Eine seiner Silben muß stärker in das Ohr fallen als alle übrigen, so daß sie durch ihre regelmäßige Wiederkehr im Verse das Taktgefühl im Hörer erregt. Jene eine Silbe nennen wir Hebung oder Arsis (˙), die andere oder (bei drei-, viersilbigen Versfüßen) alle übrigen zusammen bilden die Senkung oder Thesis. Falls aber der Versfuß zwei schwere enthält, so wählen wir für die, welche die Arsis haben soll, eine schwere von höherem Grad. „Unverstand" z. B. stellt den dreisilbigen Versfuß Kretikus vor; die Silbe „Un" ist noch schwerer als die Silbe „stand".

1. Daraus folgt, daß in jedem deutschen Versfuße wenigstens eine schwere Silbe sein muß.

2. Ausnahmsweise hatten die Alten auch einige Versfüße mit zwei Hebungen, jedoch war die eine Hebung stärker als die andere.

6. Die Bezeichnungen Arsis und Thesis kommen von den Alten her, die diese Ausdrücke aber in einem unserem Gebrauch entgegengesetzten Sinne, ersteren für Senkung, letzteren für Hebung gebrauchten und dabei auf das Erheben oder Niedersetzen des Fußes beim Marsche Rücksicht nahmen. Wir Deutsche aber nennen — so ist es einmal eingeführt — Arsis oder Hebung die schwere Silbe des Versfußes.

Digitized by Google

§ 9. Von den Versfußarten.

1. Der Versfüße gab es bei den Alten nicht weniger als 28. Wollen wir Deutsche sie nachbilden, so müssen wir überall dort, wo eine lange Silbe steht, eine schwere setzen, an die Stelle der kurzen eine leichte.

2. Daraus geht hervor, daß man im deutschen Versbau alle jene antiken Versfüße, welche nur Kürzen enthalten, gar nicht nachbilden kann. Aber noch viele andere werden als für unsere Sprache weniger passend beiseite gelassen, besonders auch jene, die eigentlich nur eine Zusammensetzung von zwei einfachen Versfüßen sind, z. B. alle vierfilbigen.

3. Demgemäß reichen für den deutschen Versbau, selbst wenn man alte Versmaße nachahmen will (vgl. § 15) folgende Versfüße vollkommen aus:

a) Der Jambus (Schleuderer) ⏑ –: Gesang, gesund.

b) Der Trochäus (Läufer) – ⏑: Vater, dichten.

Der Trochäus heißt auch Choreus (Tänzer).

c) Der Spondeus (Gleichschritt) – –, und zwar:

der fallende oder trochäische Spondeus ˙ _ _: Wohllaut, Dichtkunst;

der steigende oder jambische Spondeus _ _ ˙: Kommt her! Freund hilf!

der sog. schwebende Spondeus ˙ ˙ ist im deutschen Vers kaum anzuwenden; noch viel weniger läßt sich ein deutscher genießbarer Vers aus lauter solchen Spondeen bilden, wie z. B.: „Oft kauft fremd Volk deutsch Korn auf."

d) Der Daktylus (Fingerschlag) – ⏑ ⏑: Tausende, fröhliche, Donnerer.

e) Der Anapäst (Gegenschlag) ⏑ ⏑ –: Diamant, Melodie, der Verlust, benedeit.

f) Der Kretikus (Zweilängichter) ˙ ⏑ _: unverzagt, Menschenlob.

g) Der Amphibrachys (Zweigekürzter) ⏑ – ⏑: Gesänge, Gefilde, lebendig.

h) Der Choriambus (Aufsprung) ˙ ⏑ ⏑ _: Vogelgesang.

4. Das Muster, nach welchem ein Vers gebildet wird, heißt sein Versmaß oder Metrum. Daher hat die Lehre vom Versbau den Namen Metrik.

Die Ausdrücke Metrum, Metrik sind den Alten entlehnt. Strenggenommen messen wir Deutsche unsere Verse nicht, wir wägen sie. Statt Versmaß sollten wir also sagen Versgewicht.

5. Wenn man beim Lesen eines Verses vom Sinne desselben ganz absieht (den Satzton also nicht beachtet) und nur darauf es ablegt, daß die Hebungen recht stark ins Gehör fallen, so heißt dies Skansion, Skandieren. Mittels des Skandierens findet man nämlich leichter das Metrum.

Digitized by Google

§ 10. Von den Wortfüßen und Verseinschnitten.

1. Mit den Versfüßen dürfen die Wortfüße nicht verwechselt werden. Unter Wortfuß aber versteht man zunächst jedes einzelne Wort, welches nach dem Gewicht seiner Silben einen gewissen Versfuß vorstellt. So ist z. B. Geduld ein jambischer, Kämpfer ein trochäischer, Heilige ein daktylischer, Melodie ein anapästischer, Landhaus ein spondeischer Wortfuß.

2. Jedoch faßt man im Deutschen auch mehrere ganz eng zusammengehörige Wörter, die zusammen einen Versfuß vorstellen, als einen einzigen Wortfuß auf, besonders:

a) das Hauptwort mit seinem Artikel, z. B. der Mann;

b) das Vorwort mit seinem regierten Fall, z. B. in der Nacht;

c) das einfache Beiwort mit dem einfachen Hauptwort, z. B. gut Kind;

d) das Fürwort und Zeitwort, z. B. er stirbt, denkt mein!

3. Hinsichtlich der Wortfüße gilt die Regel: Man vermeide es, daß zu viele Wortfüße gleicher Art (d. h. mit gleich viel und gleichartigen Silben), z. B. lauter jambische, aufeinanderfolgen. Der Rhythmus wird dadurch zu eintönig.

4. Eine ziemlich wichtige Rolle spielen die sog. Verseinschnitte. Es sind das gewisse Stellen im Verse, wo man im Flusse des Lesens unwillkürlich etwas aufgehalten, also zum kurzen Pausieren gedrängt wird. Man unterscheidet aber zweierlei Verseinschnitte:

a) Cäsuren, wenn das Ende des Wortfußes einen Versfuß durchschneidet; z. B.:

— ⏑ ⏑, — ⏑ ⏑, — | — ⏑ ⏑, — ⏑ ⏑, —

Als ich ein Knabe noch war, | seufzt' ich: „O wär' ich ein Mann!"
Jetzt, da zum Mann ich gereift, | seufz' ich: „O wär' ich noch jung!"

b) Diäresen, wenn das Ende des Wortfußes mit dem Ende des Versfußes zusammenfällt; z. B.:

⏑ —, ⏑ —, ⏑ —, | ⏑ —, ⏑ —, ⏑ —, ⏑

Die Abendglocke ruft | den müden Tag zu Grabe.

5. Es gibt männliche, weibliche und gleitende Verseinschnitte (Cäsuren und Diäresen). Man nennt sie männlich, wenn sie nach einer Hebung (siehe die obigen Beispiele), weiblich, wenn sie nach einer leichten, gleitend, wenn sie nach zwei leichten Silben folgen.

6. Ebenso unterscheidet man ständige und freie Verseinschnitte. Ständig heißt ein solcher, wenn er regelmäßig an derselben Stelle einer gewissen Versart vorkommen muß. Gewöhnlich ist dazu die (genaue oder ungefähre) Mitte des Verses bestimmt (siehe oben die Beispiele). Alle übrigen heißen freie Verseinschnitte.

Digitized by Google

7. Hinsichtlich der Verseinschnitte (beider Art) gilt die Regel, *nicht zu viele von derselben* Art aufeinanderfolgen zu lassen. Die zwei folgenden Verse (1 und 2) sind so gewählt, daß in dem ersten lauter Diäresen, in dem zweiten lauter Cäsuren sind. Wieviel wohllautender sind sie aber, wenn man sie so faßt, daß in dem ersten (1 a) eine Cäsur, in dem zweiten (2 a) eine *Diärese* Abwechslung bringt!

1. Möchte | Friede | endlich | wieder | kommen! (Nur Diäresen.)

1 a. Friede ist's, || er ließ sich | wieder | sehen. (Eine Cäsur.)

2. Der Friede | ließ sich | endlich | wieder | sehen. (Nur Cäsuren.)

2 a. Der Friede | kam, || er ließ sich | wieder | sehen. (Eine Diärese.)

§ 11. Von der Einteilung der Verse.

1. Die Einteilung der Verse kann auf verschiedene Weise geschehen, je nachdem man auf die Zahl oder Art der Versfüße, auf den Anfang oder Schluß der Verse sieht.

Die Verse nach der Zahl der Silben in zwei-, drei- ꝛc. silbige einzuteilen, hatte nur zu der Zeit der Meistersänger praktischen Wert. Mehr als 17 Silben sollte übrigens kein Vers enthalten.

2. Mit Rücksicht auf den *Anfang* der Verse unterscheidet man *steigende* (die mit einer Senkung anfangen) und *fallende* (die mit einer Hebung anfangen). *Was für* Versfüße werden also am Anfang von *steigenden, was für* welche am Anfang von *fallenden* Versen stehen können?

3. Hinsichtlich der *Zahl der Versfüße* gibt es ein-, zwei-, drei-, vier-, fünf-, sechs-, sieben-, achtfüßige Verse. Bei der Zählung der Versfüße gilt die Regel, daß man so viele Versfüße rechnet, als *Hebungen* vorhanden sind.

1. Nach griechischer Ausdrucksweise heißen die ein-, zwei-, drei- ꝛc. füßigen Verse auch Monometer, Dimeter, Trimeter, Tetrameter, Pentameter, Hexameter, Oktameter. — Übrigens benannten die alten Griechen *rein* jambische, *rein* trochäische Verse nach sog. *Dipodien* oder *Doppelfüßen*, nannten also z. B. einen sechsfüßigen jambischen Vers nicht Hexameter, sondern Trimeter.

2. Wenn am Schluß eines Verses kein ganzer Versfuß übrigbleibt, vielleicht nur eine Silbe davon, so wird diese, wenn sie die *Arsis* ist, als besonderer *Versfuß* gezählt, wenn sie aber zur *Senkung* gehört, bloß als *überzählige*.

4. Mit Rücksicht auf den *Schluß* unterscheidet man:

a) *vollständige* (akatalektische) Verse, wenn mit dem Verse auch ein Versfuß schließt. Vgl. Zeile 2 und 4 des folgenden Beispiels (aus dem Jahre 1871):

Digitized by Google

⏑ –, ⏑ –, ⏑ –, ⏑ –, ⏑
Sei uns gegrüßt, du Himmelsbote,
⏑ –, ⏑ –, ⏑ –, ⏑ –
Die Friedenspalme in der Hand!
Dein Antlitz wirkt wie Frühlingssonne
Fürs liebe deutsche Vaterland.

b) unvollständige (katalektische) Verse, deren letztem Fuße die Senkung fehlt. Welcher von den hier folgenden Versen ist ein unvollständiger?

– ⏑ –⏑, – ⏑, – ⏑
Freude, schöner Götterfunken,
– ⏑, – ⏑, – ⏑ –
Tochter aus Elysium!

c) überzählige (hyperkatalektische) Verse, zu deren letztem Fuße noch eine überzählige leichte Silbe, eine Senkung, hinzutritt. Z. B.:

⏑ –, ⏑ –, ⏑ –, ⏑ –, ⏑ –, ⏑
Wo Liebe labt und lebt, ist lieb das Leben.

Verse, die eine Hebung oder gar einen ganzen Versfuß mehr oder weniger haben, als das gewählte Metrum fordert, sind eben Fehler, ausgenommen, wenn der Dichter absichtlich und durchweg keine Regel in Bezug auf die Länge der Verse beobachtete, wie es nicht selten die Odendichter taten.

5. Hinsichtlich der Art der Versfüße unterscheidet man einfache (in denen nur einerlei Versfüße vorkommen), gemischte (in denen verschiedenartige Versfüße vorkommen) und sog. Halbverse (für welche keinerlei Versfüße vorgeschrieben sind). Diesen drei Arten müssen wir drei besondere Paragraphen widmen.

§ 12. Die einfachen jambischen Verse.

1. Die ein- und zweifüßigen Jamben[1] kommen sehr selten vor.

„Im Wald,
Im Wald
Ist Lust und Fried';
Da schallt,
Da hallt
Der Vöglein Lied." Vogl (Im Wald).
„Sei stille, stille,
Du armes Herz!
's ist Gottes Wille,
So trag den Schmerz!"

2. Der dreifüßige Jambus ist schon mehr (in Liedern und Balladen) angewendet, meist aber mit abwechselnd weiblichem und männlichem Reime.

[1] Man bezeichnet mit diesem kürzeren Ausdruck die „ein- und zweifüßigen jambischen Verse". Ähnlich werden alle einfachen Versarten bezeichnet.

Digitized by Google

„Der Himmel unser Hort!
Die Freiheit unser Wort!
So gehn wir Hand in Hand
Zum Kampf fürs Vaterland." Arndt.

Suche noch Beispiele S. 324 337 413 und 427 f.

3. Der vierfüßige Jambus kommt bald allein, bald in Abwechslung mit dem dreifüßigen vor.

„In einem Tal bei armen Hirten
Erschien mit jedem neuen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen schön und wunderbar."
Schiller (Das Mädchen aus der Fremde).

Suche noch Beispiele S. 295 ff 324 341 376 f.

4. Der fünffüßige Jambus (der ohne Reim Blankvers heißt) wird vorzüglich im Drama angewendet. Lessing hat dies (in seinem „Nathan") erstmals getan. Goethe und Schiller folgten ihm. Von den neun großen Dramen Schillers sind sechs in dieser Versart gedichtet.

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel größtes aber ist die Schuld."
Schiller (Braut von Messina).

Suche noch Beispiele S. 305 f 366 383.

5. Der sechsfüßige Jambus tritt in vier Arten auf:

a) Als sog. neuerer Nibelungenvers, welcher nach dem dritten Fuß eine überzählige Silbe und nach dieser eine ständige Diärese hat. Es ist eine sehr wohlklingende und gefällige Versart.

⏑ —, ⏑ —, ⏑ —, ⏑ ⏑ —, ⏑ —, ⏑ —

Es stand in alten Zeiten | ein Schloß, so hoch und hehr.

Suche Beispiele S. 447.

So schön dieser Vers ist, so paßt er doch mehr nur für kleinere Gedichte. — Viele Dichter setzen hie und da statt des Jambus einen Anapäst, wodurch der Vers ein gemischter wird.

b) Als sog. Alexandriner mit gleichfalls ständiger Diärese nach dem dritten Fuße. Er stammt aus Frankreich, ist aber für unsere Sprache viel zu langweilig, wirkt auf unser Ohr wie das Spiel auf dem Hackbrette. Darum ist er auch längst aus der Mode.

⏑ —, ⏑ —, ⏑ —, ⏑ —, ⏑ —, ⏑ —

Spring an, mein Wüstenroß | aus Alexandria!
Mein Wildling! — solch ein Tier | bewältiget kein Schah.
Freiligrath.

Suche Beispiele S. 199 f und 204 f.

Seinen Namen hat der Vers entweder von einem im 13. Jahrhundert zu Paris erschienenen Gedicht, dessen Held Alexander d. Gr. war, oder von einem Dichter Alexander, der ihn erfand.

Die schlesischen Dichter des 17. Jahrhunderts, Opitz an der Spitze (s. S. 192), führten ihn bei uns ein. Aber Klopstock hat schon wieder „das Hackbrett des Alexan-

Digitized by Google

briners" zerschlagen. Viel angenehmer wußte ihn Freiligrath dadurch zu machen, daß er bisweilen Spondeen einmischte und ihn mit vier- und fünffüßigen Jamben abwechseln ließ.

c) Als sog. Senarius (Sechsfüßler) ist er den Alten nachgebildet und hat eine ständige Cäsur ungefähr in der Mitte.

⏑ –, ⏑ –, ⏑ –, ⏑ –, ⏑ –, ⏑ –

Der Tränen Gabe, | sie versöhnt den grimmsten Schmerz. Goethe.

Der Senar ist häufig mit jambischen Spondeen oder Anapästen gemischt.

d) Als sog. hinkender Jambus (Choliambus oder Skazon), welcher gleichsam den letzten Fuß übertreten hat, so daß dieser als Trochäus erscheint. Die Alten brauchten ihn für Spottverse.

Geibel an Ernst Curtius.

⏑ –, ⏑ –, ⏑ –, ⏑ –, ⏑ –, – ⏑

Ich hätte gern, o Freund, mit dir gespeist heute
Und frohen Muts bei perlenreichem Schaumweine
Der Zeit gedacht, da wir im att'schen Ölwalde
An herberm Trunk uns labten aus dem Pechschlauche.
Doch anders sannest du, und andern Pfad wählte
Die Hore. Denn es lud der malereikund'ge
Breitstirn'ge Freund mich gestern schon zum Gastmahle;
Und sicher wär' es mißgetan, durch Ausbleiben
Sein hold Gemahl zu kränken, der ich dienstwillig
Zu Füßen legt' ein halbes Dutzend Auflagen.
Drum mußt du heut' bei Tafel statt an Versrhythmen
Mit deinem Bruder dich erfreun an ernsthaftern
Indogerman'schen Sprachvergleichungsgrundsätzen.
Mich aber laß die liebe Hoffnung festhalten,
Daß ich recht bald zur Seit' dir wieder sein werde.

6. Der sieben- und achtfüßige Jambus hat gewöhnlich nach dem vierten Fuße eine ständige Diärese.

⏑ –, ⏑ –, ⏑ –, ⏑ –, ⏑ –, ⏑ –, ⏑ –, ⏑ –

Ein Mühlstein und ein Menschenherz | wird stets herumgetrieben;
Wo beides nichts zu reiben hat, | wird beides selbst zerrieben.

§ 13. Die einfachen trochäischen Verse.

1. Die ein- und zweifüßigen Trochäen kommen selten vor, die dreifüßigen schon mehr.

„Nie verzage!
Niemals klage!
Alles trage!"

Siehe auch S. 721: „Abend ist" usw.

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!" Schenkendorf.

Digitized by Google

2. Der vierfüßige Trochäus ist in der spanischen Poesie sehr heimisch, aber auch in deutschen Romanzen und Liedern.

Beispiele suche S. 325 ff und 465 f. Vgl. auch die Kirchenlieder: „Großer Gott" ꝛc. und Dies irae (in deutscher Übersetzung).

3. Der fünffüßige Trochäus wird gern bei ruhiger Erzählung angewendet. Wenn er reimlos ist, heißt er auch der serbische Trochäus (vgl. die serbischen Volkslieder).

„Nacht umfängt den Wald: von jenen Hügeln
Stieg der Tag ins Abendland hinab;
Blumen schlafen, und die Sterne spiegeln
In den Seen ihren Frieden ab." Tiedge.

4. Seltener kommen die sechs- und siebenfüßigen Trochäen vor.

5. Etwas Feierliches, Großartiges hat der achtfüßige Trochäus. Er hat eine ständige Diärese genau in der Mitte, weshalb er sich leicht wie zwei Verse anhört.

Beispiele suche S. 511.
Er paßt für Schilderungen großartiger Naturszenen.

§ 14. Die übrigen einfachen Versarten.

1. Rein daktylische Verse sind hier selten, denn gar oft tritt statt des Daktylus ein Trochäus oder trochäischer Spondeus ein.

— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑
Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
— ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑
Freude soll jedes Auge verklären,
— ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ —
Denn die Königin ziehet ein. Schiller.

Suche Beispiele S. 361.

2. Rein anapästische Verse kommen fast nur vereinzelt, nie mehrfach beisammen vor.

„Die Gestade des Rheins — wie sind sie so schön!
In den Eb'nen die prächtigen Städte am Strom,
Die geschmückt sind mit Türmen, Palästen und Dom!
Die Ruinen und Burgen auf felsigen Höh'n,
Von den Sagen umflüstert mit Wundergetön!
Und wie heben daneben sich üppig die Reben,
Die die köstlichen Weine Germaniens geben!
Und der Strom auch nun selber — wie tief und wie breit!
Wie so lieblich im Sonnenschein, kühlend bei Glut,
Majestätisch und schrecklich bei Flut und in Wut!
Wie er schäumt und sich bäumt, wenn die Felsen zur Seit'
Mit dem Fuß ihm betasten sein grünliches Kleid!

Digitized by Google

Und wie willig doch trägt er auf wogigem Rücken
Die bevölkerten Dampfer und Segler und Brücken!"
Der Verfasser der „Vorhofklänge".

Suche Beispiele in Schillers „Taucher".

Da es der deutschen Sprache nicht sehr entspricht, einen Vers mit einem Anapäst zu beginnen, so liebt man es, als ersten Fuß einen Jambus (oder jambischen Spondeus) zu setzen. Auch innerhalb des Verses steht oft ein Jambus.

3. Die rein choriambischen Verse werden von denjenigen, welche den Choriambus nicht als deutschen Versfuß gelten lassen, als gemischte (aus Trochäen und Jamben) angesehen.

— ⏑ ⏑ —, — ⏑ ⏑ —
Sag mir dein Leid! Sag's mir, o Freund!
Bin ich's denn nicht, der mit der weint?

4. Rein spondeische Verse nehmen sich im Deutschen nicht gut aus, und solche, in denen nur schwebende Spondeen vorkommen, zu bilden, ist ein wahres Kunststück, aber ein höchst undankbares.

Oft kauft fremd Volk deutsch Korn auf.

§ 15. Die gemischten Verse.

1. Von den Versen, in denen Jamben und Anapäste miteinander abwechseln, nennen wir zwei:

a) Den alkäischen Vers. Von fünf Füßen ist der vierte ein Anapäst, die übrigen sind Jamben.

⏑ —, ⏑ —, ⏑ —, ⏑ ⏑ —, ⏑ ⏑
Es naht des Todes | lächelnder Genius.

b) Den sog. amphibrachischen Vers, in welchem nur der erste ein Jambus, alle übrigen Anapäste sind. Den Schluß bildet eine überzählige Silbe.

⏑ —, ⏑ ⏑ —, ⏑ ⏑ —, ⏑ ⏑ —, ⏑
Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder. Goethe.
Ich will euch erzählen ein Märchen gar schnurrig. Bürger.

Amphibrachisch heißt er, weil er sich, wenn man will, in lauter amphibrachische Versteile (⏑ — ⏑) zerlegen läßt.

2. Von den Versen, in denen Trochäen und Daktylen in der mannigfaltigsten Weise vermischt vorkommen, nennen wir folgende:

a) Der adonische Vers besteht aus einem Daktylus mit folgendem Trochäus.

— ⏑ ⏑, — ⏑
Zauberisch schöne,
Himmlische Töne,
Denn sie verstehet der Mohr und Kalmück.

Digitized by Google

b) Der pherekratische Vers ist dreifüßig: zwischen zwei Trochäen steht ein Daktylus.

– ⏑, – ⏑ ⏑ –⏑

Horch! die Trommel, sie rufet!
Vorwärts, folg ihr mit Freude!

c) Der glykonische Vers ist nichts anderes als ein pherekratischer Vers mit einer Hebung am Ende.

– ⏑, – ⏑ ⏑ – ⏑ –

Horch! die Trommel, sie ruft zum Kampf!
Vorwärts, folg ihr mit Mut und Freud'!

d) Der priapische Vers ist eine Zusammensetzung des glykonischen und pherekratischen Verses.

– ⏑, – ⏑ ⏑, – ⏑, – | – ⏑, – ⏑ ⏑, – ⏑

e) Der phaläkische Vers (Hendekasyllabus = Elfsilbner). Von fünf Füßen ist der zweite ein Daktylus (bisweilen Spondeus), die übrigen sind Trochäen.

– ⏑, – ⏑ ⏑, – ⏑, – ⏑, – ⏑

Künstler, geh zur Natur oft in die Schule.

3. Von den daktylisch-spondeischen Versen sind folgende Arten zu nennen:

a) Der gewöhnliche Hexameter. Von seinen sechs Füßen können die ersten vier Daktylen oder Spondeen sein, der fünfte muß ein Daktylus, der sechste ein Spondeus (Trochäus) sein.

Beispiele suche S. 274 ff und 284 ff.

b) Der Kleistsche Hexameter hat einen sog. Auftakt (Anakrusis).

⏑ | – ⏑ ⏑, – ⏑ ⏑, – ⏑ ⏑, – ⏑ ⏑, – ⏑ ⏑, – –

Empfanget mich, heilige Schatten, ihr hohen belaubten Gewölbe,
Der ernsten Betrachtung geweiht, und ihr, o lachenden Wiesen,
Voll labyrinthischer Bäche, betaute, blumige Täler. Kleist (Frühling).

c) Der Pentameter ist ein verstümmelter Hexameter; vom dritten und sechsten Fuße nämlich hat er nur die Hebungen. Er kommt nur in Verbindung mit dem Hexameter vor (vgl. § 24, 1) und hat in der zweiten Hälfte nur Daktylen.

– ⏑ ⏑, – ⏑ ⏑, –, – ⏑ ⏑, – ⏑ ⏑, –

Als ich ein Knabe noch war, seufzt' ich: „O wär' ich ein Mann!"
Jetzt, da zum Mann ich gereift, seufz' ich: „O wär' ich noch jung!"

d) Einen gleichfalls verstümmelten, aber nicht unschönen Hexameter hat Max Waldau erstmals angewendet. Vom ersten Fuß hat er nur eine Thesissilbe.

⏑, – ⏑ ⏑, – ⏑ ⏑, – ⏑ ⏑, – ⏑ ⏑, –

Der Sturm der Natur war dem Sturme der Menschen gewichen;
Von Schauer gefesselt, verhielten die Lüfte den Atem.

4. Der sog. Kretikus besteht aus fünf Füßen: von den zwei ersten ist jeder ein Kretikus, die andern sind Trochäen.

Digitized by Google

Wo du bist, was du tust, immer sei nur heiter!
Wär' dein Los noch so schwer, wisse, Gott hilft weiter!

5. Von den aus dreierlei Versfüßen gemischten Versen nennen wir:

a) den kleineren sapphischen Vers.

Tag um Tag enteilet so schnell, zu schnell nur.

b) den größeren sapphischen Vers. Er entsteht, wenn vor den Daktylus im kleineren sapphischen Vers noch ein Choriambus tritt.

Tag um Tag enteilet so schnell, bald ist es da, das Ende,

c) den asklepiadischen Vers; er enthält zwei Choriamben mit vorausgehendem Trochäus und nachfolgendem Jambus.

Himmlisch süßer Gesang tönte vom Himmel her.

§ 16. Halbverse.

1. Wir zählen hierzu fünf Arten: die Akzentverse, die Verse mit bloßer Silbenzählung, die Prosaverse, Reimzeilen, endlich die Knüttelverse. Die erstgenannten haben noch am meisten Verscharakter.

2. Der sog. Akzentvers hat eine fest bestimmte Anzahl von Hebungen; alles übrige ist unregelmäßig. Darum ist die Zahl der Senkungen ganz dem Belieben des Dichters überlassen. — Die altdeutschen und mittelalterlichen Dichter bildeten nur Akzentverse, auch viele neuere Dichter (besonders Heine) erlauben sich, je nachdem es ein Gedicht ist, solche Verse einzuflechten. Gereimt sind sie oft recht schön.

Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiser wiedrum kriegen
Stadt und Festung Belgerad.

Vgl. die Proben (S. 46 ff) vom Nibelungenlied, in welchem sechs- und siebenhebige gereimte Verse sind.

3. Die Silbenzählungsverse enthalten eine fest bestimmte Anzahl von Silben ohne Rücksicht auf ihr Gewicht. In dieser handwerksmäßigen, undeutschen (vgl. S. 120 ff) Weise haben die sog. Meistersinger gedichtet (vgl. § 34, S. 118 ff).

4. Die Prosaverse scheinen, weil sie so gut zum Ganzen des Gedichtes passen, regelrechte Verse zu sein, haben aber weder ein Versmaß noch eine bestimmte Anzahl von Hebungen oder Silben. Man findet sie gerade bei den vorzüglichsten Dichtern, die es für schön fanden, in gewissen Dichtungsarten einzelne solcher Verse anzubringen.

Digitized by Google

Suche Beispiele in Klopstocks „Frühlingsfeier" (S. 277), in Goethes „Wanderers Nachtlied" (S. 342) und in dessen „Mahomets Gesang", in Schillers „Glocke".

5. Eine gröbere Abart der Prosaverse sind die Reimzeilen oder Makamen, wie sie Rückert dem Arabischen nachbildete. Sie haben nichts, was sie als Verse kennzeichnet, als den Endreim. Sie dienen meist für Scherz- und Spottgedichte.

6. Die geringste Sorte von Halbversen bilden die sog. Knüttelverse. Es sind schlecht gereimte Zeilen mit möglichst vielen und groben Fehlern gegen das Versmaß. Sie erregen Lachen, ob sie mit Absicht oder aus Ungeschicklichkeit gedichtet sind. Absichtlich wendet man sie natürlich nur für niedrig-komische Gedichte an.

„Über diese Antwort des Kandidaten Jobses
Geschah allgemeines Schütteln des Kopfes.
Der Inspektor sprach zuerst: Hem! hem!
Darauf die andern secundum ordinem!" Kortum (Jobsiade).

Dritter Abschnitt.

Vom Reim oder Gleichklang.

§ 17. Von dem Stabreime (Alliteration).

1. Der Stabreim besteht im Gleichklang der Anfangskonsonanten mehrerer Hebungssilben. Der Name kommt daher, weil unsere frühesten Schriftzeichen Stäbe waren (s. S. 5).

2. Der Stabreim kommt, wie zahllose deutsche Redensarten beweisen, noch in der Umgangssprache vor. Beispiele: Haus und Hof; Kind und Kegel; Land und Leute; bei Nacht und Nebel; — fix und fertig; matt und müde; — nie und nimmer; gleich und gleich gesellt sich gern usw.

3. Der Stabreim ist so recht der deutschen Poesie eigentümlich, darum ist er auch lange vor dem Endreim in der deutschen Dichtung herrschend gewesen.

„Sei fromm und flink, lieb Fried' und Freud',
Bleib fein und frisch zu aller Zeit:
Doch ‚allzu frei und faul', das meid!" (Schulregel.)

Vgl. den „Heljand" 19 ff, Schillers „Glocke" (Wehe, wenn sie losgelassen ꝛc.).

§ 18. Von dem Inreime (Assonanz).

1. Unter Inreim (auch Halbreim genannt) versteht man den Gleichklang der Vokale in den betonten Silben mehrerer Wörter.

2. Auch der Inreim lebt in vielen Redensarten der deutschen Umgangssprache. Beispiele: in Stadt und Land; Spott und Hohn; mit Wissen und Willen; — angst und bang; — das Handwerk hat einen goldenen Boden.

Digitized by Google

3. Der Inreim zeigt sich entweder in mehreren Wörtern desselben Verses oder am Schluß verschiedener Verse. Im folgenden Beispiel sind beide Arten vorhanden; inwiefern?

„Es wehet kühl und leise
Die Luft durch dunkle Auen,
Und nur der Himmel lächelt
Aus tausend hellen Augen.
Es regt nur eine Seele
Sich in der Meere Brausen
Und in den leisen Worten,
Die durch die Blätter rauschen." Fr. v. Schlegel.

In der Periode vor und in der Zeit nach dem ersten Frühling deutscher Poesie behalf man sich oft mit dem Inreim, wo man für den Vollreim nicht das passende Wort fand, z. B.:

„Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an." (Volkslied.)

Vgl. auch das schon unter den Figuren angeführte: „Da pfeift es und geigt es" rc. S. 742.

Der Inreim eignet sich mehr für die romanischen Sprachen. In der spanischen Poesie ist er sehr häufig zu finden.

§ 19. Von dem Vollreime.

1. Den Vollreim nennt man gewöhnlich kurzweg Reim. Er ist der Gleichklang ganzer Silben mit Ausnahme der Anlaute.

2. Auch dieser Reim herrscht in vielen deutschen Phrasen und Sprichwörtern. Beispiele: schlecht und recht; Schritt und Tritt; Eile mit Weile; Weg und Steg; wie gewonnen, so zerronnen; Borgen macht Sorgen usw.

3. Die Grundregel für den Reim ist: Was vor dem Reimvokal steht, muß ungleich sein, was nach demselben steht, muß gleich sein. Verboten also sind die ganz gleichen (identischen) Reime, wenn auch die Wörter verschieden geschrieben sind oder verschiedene Bedeutung haben. Beispiele:

„Ritter, treue Schwesterliebe
Widmet Euch dies Herz;
Fordert keine andre Liebe,
Denn es macht mir Schmerz." Schiller. (Toggenburg.)

„Und mitten in den Lenz
Kam Krieg und Pestilenz."

Ebenso darf man auf geboren nicht bohren, auf her nicht Heer, auf Fanfaren nicht fahren rc. reimen.

Doch gibt es Ausnahmen, die großen Eindruck machen. Suche ein Beispiel in Bürgers „Lenore" S. 295 ff.

4. Außer dieser Grundregel gibt es aber noch fünf andere wichtige Regeln, und zwar:

Digitized by Google

a) Der Reim soll rein sein, d. h. es sollen die reimenden Silben gleiche Währung haben (1); die einzelnen Laute (Vokale und Konsonanten) müssen ziemlich gleich klingen (2); endlich muß die vorausgehende ungereimte Silbe tonlos sein (3). Unreine Reime wären also:

1) Roß, los; groß, schoß; Gruß, Kuß ꝛc.
2) Gefühl, Ziel; Meer, hör; räumen, keimen ꝛc.
3) „So harret er aus ohne Murren und Klag',
Der edle Herr, bis zu Mittag." Collin.

b) Der Reim sei natürlich (ungezwungen). Es darf also seinetwegen kein Sprachfehler gemacht, kein Wort verstümmelt, kein Fremdwort oder Provinzialismus gebraucht werden. Beispiele von gezwungenen Reimen:

„Es wühlt ihm tief, gar tief im Herz
Der alte, unheilbare Schmerz."

„Diese meister-
losen Geister." Rückert.

Natürlich ist dergleichen erlaubt, wenn man absichtlich Grob-Komisches (vgl. die Knüttelverse) liefern will. Z. B.:

„Hans Sachs war ein Schuh-
macher und Poet dazu."

c) Der Reim sei bedeutsam, d. h. das reimende Wort darf nicht zu unwichtig sein.

Auf Stadt darf man nicht hat, auf Frist nicht ist, auf ziehn nicht ihn ꝛc. reimen.

d) Der Reim sei verständlich, weshalb die reimenden Wörter nicht zu weit auseinander (z. B. in der ersten und achten Zeile einer Strophe) stehen dürfen.

e) Der Reim darf nicht zu gewöhnlich sein, z. B.: Herz und Schmerz.

§ 20. Einteilung der Vollreime[1]

nach Art und Zahl der Reimsilben.

Man unterscheidet in dieser Beziehung:

1. männliche, wenn der Reim auf einer einzigen, und zwar schweren Silbe ruht.

Beispiele: Lust und Brust; Tanz und Kranz; Sang und Drang.
Diese einsilbigen Reime heißen auch stumpfe, alle mehrsilbigen klingende.

2. weibliche, wenn zwei Silben, nämlich eine schwere und eine ihr folgende leichte Silbe, den Reim bilden.

Beispiele: finden und winden; geboren und verloren; heute und Beute.

[1] Man lasse die Schüler in den Proben der Literaturgeschichte Beispiele suchen.

Digitized by Google

3. gleitende oder daktylische, wenn drei Silben, nämlich eine schwere und zwei ihr folgende leichte Silben, den Reim bilden.

Beispiele: Dingerchen und Fingerchen; singende und klingende; verehrende und wehrende.

4. schwebende oder Doppelreime, wenn der Reim auf einer schweren und noch auf einer mittelschweren ruht. In der Regel hängt sich noch eine dritte, leichte an.

Beispiele: Klanggeister und Sangmeister; Leitung und Zeitung.

5. reiche Reime, die sich auf mehrere Versfüße erstrecken.

6. den Kehrreim (Refrain), der dadurch entsteht, daß gewisse Verszeilen oder Worte in dem strophisch abgeteilten Lied an bestimmten Stellen wiederkehren.

Suche Beispiele S. 191 und 424.

§ 21. Einteilung der Vollreime

nach der Stellung der Reimwörter.

Hier unterscheidet man:

1. Anfangsreime. Beispiel:

„Trage stark das Kreuz, das dir beschieden,
Zage nicht, der Herr steht dir zur Seite."

2. Binnenreime, wenn die reimenden Wörter innerhalb desselben Verses stehen.

Suche Beispiele S. 224 f 424 466.

3. Mittelreime, wenn die Reimwörter in der Mitte zweier Verse stehen.

„Wir sind nun hier, voll Mut und Wut,
Wir sind nun dir, mit Gut und Blut!" Wiese.

4. Kettenreime, wenn das Ende des einen Verses mit der Mitte des andern reimt. Diese Reimart ist etwas gekünstelt und kommt selten vor.

5. Der Echoreim. Beispiel:

Waldechos.

Künde mir, Echo, wie ist heute des Staubes Geschlecht?
— „Schlecht!" —
Melde, wie deucht dir der Herr, wenn er an ihm sich gerächt?
— „Gerecht!" —
Bringet dann Lust und Geld Segen in es wohl hinein?
— „Nein!" —
Sage mir, was ist des Glückes sonnig uns lächelnder Schein?
— „Schein!" — J. M. Schleyer.

6. Endreime. Diese bilden die weitaus beliebteste und auch schönste Art von Reimen. Sie werden wieder unterschieden in:

Digitized by Google

a) paarweis gereimte: aa bb;
b) gekreuzte: ab ab;
c) eingeschlossene: ab ba. Beispiel:

„Ein reiner Reim wird wohl begehrt;
Doch den Gedanken rein zu haben,
Die edelste von allen Gaben,
Das ist mir alle Reime wert." Goethe.

d) verschränkte: abc abc. Sie sind seltener.

„Im Liede schweben
Vergangene Tage
Verjüngt herauf;
Im Liede leben
So Lust wie Klage
Verklärt uns auf." Seippel.

Vierter Abschnitt.

Von den strophischen und Gedicht-Formen.

§ 22. Von den Strophen überhaupt.

1. Die Verbindung mehrerer Verse zu einem für das Ohr unterscheidbaren Ganzen heißt Strophe.

2. Daraus gehen zwei wichtige Regeln hervor, die für Strophen jeder Art gelten.

a) Jede Strophe soll einen ganzen Gedanken darstellen. Es soll also z. B. nicht eine Strophe mit einem Komma oder Semikolon schließen.

b) Die Strophe darf nicht zu lang sein; höchstens soll sie zwölf bis vierzehn Verse haben.

3. Für reimlose Strophen gilt die besondere Regel, daß in einer jeden ein regelmäßiger Wechsel längerer und kürzerer Verse stattfinden soll.

4. Für Reimstrophen gelten folgende Warnungen:

a) Man meide die Reimfolge aa bb.

b) Man meide die Assonanz verschiedener Reimpaare.

§ 23. Deutsche Strophen und Formen.

1. Wir finden im Deutschen zwei- bis vierzehnzeilige Strophen mit den verschiedenartigsten Versen und Reimstellungen. Es herrschte in der Bildung (Erfindung) neuer Strophenarten von jeher die vollste Freiheit. Es gab sogar Perioden, wo der Dichter für keinen Künstler gehalten wurde, wenn er nicht eine neue Strophenart (freilich auch die Melodie dazu) erfunden hatte. Eine förmliche Sucht in dieser Hinsicht hatten die Meistersinger. Siehe das Nähere über sie § 34, S. 118 ff.

Digitized by Google

2. Weitaus die meisten deutschen Strophenarten haben den Endreim, sind also Reimstrophen. Es gab zwar einige berühmte Dichter, welche den Endreim geringschätzten und ihn gern aus der deutschen Poesie verdrängt hätten — dazu gehörten Herder, Klopstock —, allein der Endreim ist und bleibt mit Recht eingebürgert.

3. Es ist nicht wohl möglich, alle die verschiedenen Reimstrophenarten anzuführen. Der Schüler mag selbst versuchen, zusammenzustellen, wievielerlei Reimstellungen z. B. bei vierzeiligen, bei sechszeiligen, bei achtzeiligen Strophen vorkommen können.

1) Bei der achtzeiligen Strophe z. B. kommen am meisten vor: a a b b a b c c, a b a b c d c d, a b a b c c d d, a a b b c d c d ꝛc.

2) Bei der dreizeiligen ist häufig der zweite oder dritte Vers reimlos. Bei der fünfzeiligen, siebenzeiligen ist der letzte Vers ein Refrain.

3) Natürlich gibt es viele Strophenarten mit unterbrochenen Endreimen, besonders kommt dies bei der vierzeiligen vor (— a — a).

4. Bemerkenswert sind die sog. Nibelungenstrophe und die Gudrunstrophe. Beide bestehen aus vier Akzentversen; in beiden haben die ersten drei Verse sechs Hebungen. Aber der vierte hat in jener sieben, in dieser acht. In beiden ist die Reimstellung: a a b b, aber in jener sind fast lauter männliche Reime, in der Gudrunstrophe ist das zweite Reimpaar weiblich.

Siehe S. 45 ff; desgleichen S. 55 ff.

5. Die dreiteilige Strophe des Mittelalters bestand aus dem Aufgesang (der in zwei gleiche Teile — Stollen — zerfiel) und dem Abgesang (vgl. § 27, 4, S. 83). Die Minnesinger (höfische Dichter) brachten sie auf. Siehe das Nähere über sie § 28, S. 87 ff.

Beispiele suche S. 84 ff.

6. In der neueren Dichtung ist nicht selten die Doppelstrophe zu finden. Wir nennen sie so, weil sie eigentlich aus zwei Strophen besteht. Die erste heißt Haupt- oder Grundstrophe, die andere führt einen doppelten Namen, je nach ihrem Inhalte. Sie heißt nämlich Gegenstrophe, wenn sie einen entgegengesetzten oder doch einen neuen Gedanken bringt, hingegen Nachstrophe, wenn ihr Inhalt gleichsam nur das Echo der Hauptstrophe ist.

Suche ein Beispiel S. 424.

7. Eine interessante Gedichtform hat unter dem Namen Variante oder Wechselstrophe ihr Erfinder Martin Schleyer (vgl. S. 604) in unsere Poesie eingeführt. Sie besteht aus fünf Strophen von zwei bis vier Zeilen und kann in sechs verschiedenen Gestalten auftreten:

Digitized by Google

Reimstellung.	Zeilenzahl.
1. aba, bb, cddc, ee, fef	— 3, 2, 4, 2, 3;
2. aa, bab, cddc, efe, ff	— 2, 3, 4, 3, 2;
3. abba, cc, dc (e) d, ee, fggf	— 4, 2, 3, 2, 4;
4. abba, cdc, dd, efe, fggf	— 4, 3, 2, 3, 4;
5. aa, bccb, dc (e) d, effe, gg	— 2, 4, 3, 4, 2;
6. aba, bccb, dd, effe, gfg	— 3, 4, 2, 4, 3.

Die eherne Kreuzigungsgruppe

an der Mainauer Inselbrücke im Bodensee[1].

(Variante aus Schleyers „Siousharfe".)

Schon leckt dreihundert ernste, lange Jahre
An dir, metallen Kreuz mit deinen Schächern,
Die Woge Bodans, sie, die bläulichklare.

Wieviel Paläste, hei! mit goldnen Dächern
Verschwanden seither samt den muntern Zechern!
Wie viele Reiche sanken, mächtiggroße,

Seither! — Du ragst im gleichen Sonnenglanze.
Tief gründest du in deines Felsens Kranze.
Vergebens nagt an ihm das Weltgetose.

Wie dich, o Kreuz! seh' ich im Zeitenmeer
Die Kirche ragen groß und frei und hehr.
Ob auch der Vorurteile hohe Wellen

An diesen Leuchtturm prallen noch so sehr:
Sie können nichtig nur an ihm zerschellen. B. H. F.

§ 24. Antike Strophen.

Von diesen nennen wir nur die fünf wichtigsten:

1. Die kleinste, aber von den deutschen Dichtern (besonders von Goethe und Schiller in den sog. Xenien) sehr oft gedichtete Strophe ist das Distichon, welches aus einem Hexameter und einem nachfolgenden Pentameter besteht.

„Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule;
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab." Schiller.

2. Die sapphische Strophe. Hier folgen Schema und Beispiel:

— ⏑ — ⏑ — | — ⏑ ⏑ — ⏑ ˙ — (Sapphischer Vers.)
— ⏑ — ⏑ — | — ⏑ ⏑ — ⏑ ˙ — (Desgleichen.)
— ⏑ — ⏑ — | — ⏑ ⏑ — ⏑ ˙ — (Desgleichen.)
— ⏑ ⏑ — ⏑ (Adonischer Vers.)

„Jung und harmlos ist die Natur, der Mensch nur
Altert, Schuld aufhäufend umher und Elend;
Drum verhieß ihm auch die gerechte Vorsicht
Tod und Erlösung." Platen.

[1] Im dreihundertsten Jahre ihres Bestehens: 1877.

Digitized by Google

3. Die erste asklepiadische Strophe. Schema und Beispiel:

— ⏑ — ⏑ ⏑ — | — ⏑ ⏑ — ⏑ — (Asklepiadischer Vers.)
— ⏑ — ⏑ ⏑ — | — ⏑ ⏑ — ⏑ — (Desgleichen.)
— ⏑ — ⏑ ⏑ — | — ⏑ ⏑ — ⏑ — (Desgleichen.)
— ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — (Glykonischer Vers.)

„Welchen König der Gott über die Könige
Mit einweihendem Blick, als er geboren ward,
Sah vom hohen Olymp, dieser wird Menschenfreund
Sein und Vater des Vaterlands." Klopstock.

4. Die zweite asklepiadische Strophe. Schema und Beispiel:

— ⏑ — ⏑ ⏑ — | — ⏑ ⏑ — ⏑ — (Asklepiadischer Vers.)
— ⏑ — ⏑ ⏑ — | — ⏑ ⏑ — ⏑ — (Desgleichen.)
— ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ (Pherekratischer Vers.)
— ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — (Glykonischer Vers.)

„Um die Wipfel des Parks dämmert des Mondes Strahl,
Tief in Schweigen gehüllt schlummert das Schattental.
Sturmes Wüten hat Blüten
Hingestreut in den Staub zumal." (Nach Gottschall.)

5. Die alkäische Strophe. Schema und Beispiel:

⏑ — ⏑ — ⏑ | — ⏑ ⏑ — ⏑ — (4füß. alkäischer Vers.)
⏑ — ⏑ — ⏑ | — ⏑ ⏑ — ⏑ — (Desgleichen.)
⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ (Überzähliger 4füß. Jambus.)
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ (Zwei Daktylen mit zwei Trochäen.)

„Von deinem Antlitz wandelt, Unendlicher,
Dein Herz, der Seher, durch mein eröffnet Herz.
Sei vor ihm heilig, Herz, sei heilig,
Seele, vom ewigen Hauch entsprungen!" Klopstock.

§ 25. Italienische Formen.

1. Aus Italien sind viel mehr strophische und Gedichtformen in die deutsche Dichtung übergegangen als aus irgend einem andern Lande. Wir zählen darunter:

a) drei strophische Formen, nämlich die Oktave, die Siziliane und die Terzine;

b) sieben Gedichtformen, nämlich das Ritornell, die italienische Vierzeile, das Madrigal, das Akrostichon, das Sonett, die Kanzone und die Sestine.

Unter Gedichtform verstehen wir diejenige, welche stets als ganzes Gedicht erscheint; das hindert also nicht, daß sie aus einer einzigen Strophe (wie das Ritornell, das Madrigal, das Akrostichon, die Vierzeile) besteht.

2. Fast alle die genannten Formen müssen aus fünffüßigen[1] Jamben bestehen. Ausgenommen sind:

[1] Vielfach sind es überzählige, also Elfsilbner.

Digitized by Google

: a) die Vierzeile, das Madrigal, das Akrostichon, welchen kein bestimmtes Versmaß vorgeschrieben ist;

b) die Kanzone, welche auch einzelne dreifüßige (siebensilbige) Jamben zuläßt.

3. Die Oktave (auch Stanze genannt) hat acht Zeilen mit der Reimstellung ab ab ab cc. — Die sog. freiere Stanze (welche deutsche Dichter erfanden) bindet sich nur an die Zahl der Verse[1]. Ernst Schulze hat solche gedichtet. Vgl. S. 440 f.

Suche Beispiele der gewöhnlichen Oktave S. 398.

„Du holde Kunst melodisch süßer Klagen,
Du tönend Lied aus sprachlos finsterm Leid,
Du spielend Kind, das oft aus schönern Tagen
In unsre Nacht so duft'ge Blumen streut,
Ach, ohne dich vermöcht' ich nie zu tragen,
Was feindlich längst mein böser Stern mir beut!
Wenn Wort und Sinn in Liebe freundlich klingen,
Dann flattert leicht der schwere Gram auf Schwingen."

Schulze (Bezauberte Rose).

Suche Beispiele von sehr freien Stanzen S. 317 f bei Oberon.

Die italienischen ottave rime (Tasso und Ariost bedienten sich ihrer) haben nur weibliche Reime, die deutschen Dichter mischen aber männliche unter, damit die sonst so schönen Strophen auf die Dauer nicht ermüden.

4. Die Siziliane sieht der Oktave zum Verwechseln ähnlich, nur eine andere Reimstellung in den letzten zwei Zeilen (ab ab ab ab) ist ihr eigen.

„Hier ist's, an dieser Statt, wo jedes Jahr
Der Lenz vom Himmel steigt auf lichter Spur,
Zuerst sein goldnes Füllhorn immerdar
Ausleerend über diesem Eiland nur;
Dann führt er nordwärts seine Blumenschar,
Und immer dürft'ger schmückt er Flur um Flur,
Bis man zuletzt kaum ahnt, wie reich er war,
Als er daher zuerst vom Himmel fuhr." Rückert.

5. Die Terzine ist eine dreizeilige Strophe, die nie allein auftritt, sondern im Verein mit andern ihresgleichen folgende Reimkette bildet: aba (erste Strophe), bcb (zweite Strophe), cdc (dritte Strophe) usw., yzy (letzte Strophe), z (Schlußvers). Meister in Terzinen war Chamisso. Vgl. S. 431.

Beispiele suche S. 433 ff.

Die Terzine ist von Dante eingeführt. — Julius Mosen hat in seinem „Ahasver" und in „Ritter Wahn" die Mittelzeile reimlos (a—a, b—b ꝛc.) gelassen.

[1] Die Singschwan-Stanze, welche der Dichter Brill in seinem Epos „Der Singschwan" angewandt hat, ist noch freier. Sie besteht nämlich aus zehn fünffüßigen Jamben mit der Reimstellung abba cddc ee, wobei männliche und weibliche Reime abwechseln.

Digitized by Google

6. Ritornell heißt die Terzine, sobald sie als selbständiges Gedichtchen auftritt. In diesem Falle darf aber auch der erste Vers beliebig kürzer sein. Dieser enthält oft den Namen einer Blume, „an den sich der kurze lyrische Klang der beiden andern Verse leicht anhängt, wie ein Schmetterling an eine Blüte" (P. Heyse).

„Zierliches Glöckchen!
Vom Schnee, der von den Fluren weggegangen,
Bist du zurückgeblieben als ein Flöckchen.

Bescheidenes Veilchen!
Du sagst: ‚Wann ich gehe, kommt die Rose.'
Schön, daß sie kommt; doch weile noch ein Weilchen!

Glänzende Lilie!
Die Blumen halten Gottesdienst im Garten;
Du bist der Priester unter der Familie.

Lilienstengel!
Zu einem Strauße bist du nicht geschaffen!
Dich tragen nur in Händen Gottes Engel."

7. Die italienische Vierzeile ist ein Gedichtchen epigrammatischen (vgl. S. 789—790) oder witzigen Inhalts mit beliebiger Form. Beispiel:

„Durch Schaden wird man klug,
Sagen die klugen Leute;
Schaden litt ich genug,
Doch bin ich ein Tor noch heute." Rückert.

8. Das Madrigal hat seinen Namen von mandra (Herde) und war ursprünglich ein Schäferliedchen. Jetzt versteht man darunter jede poetische Tändelei, die nur aus 6—11 Zeilen besteht, überhaupt jedes kleine lyrische Gedicht von nur einer Strophe, mag sie zarten oder witzigen Inhaltes sein.

„Schlafen mußt du — schlaf in deiner Wonne,
Liebe Seele, schlaf auch du!
Auch im schönsten Frühling muß die Sonne
Jeden Abend gehn zur Ruh'." Fallersleben.

Beispiele S. 419.

9. Das Akrostichon unterscheidet sich vom Madrigal nur dadurch, daß die Anfangsbuchstaben der aufeinanderfolgenden Zeilen ein Wort (gewöhnlich einen Namen) oder mehrere Worte bilden.

„Armut — im Geist sei stets dein Teil,
Nicht minder Sorge — um dein Heil,
Nie weich' das Kreuz — des Herrn von dir;
ANNA, willst bessern Wunsch von mir?"

10. Das Sonett ist vierstrophig. Vierzehn jambische Verse bilden nämlich:

a) zwei vierzeilige Strophen mit der Reimstellung: abba, abba;

Digitized by Google

b) dann zwei dreizeilige Strophen, in denen zwei Reime dreimal (z. B. cdc, dcd) oder drei Reime zweimal (z. B. cde, cde) anklingen müssen.

Unter Sonettenkranz versteht man eine Reihe von (gewöhnlich 15) Sonetten, die dem Inhalt nach und durch Wiederholung einzelner Verse ($I_{14} = II_1$; $II_{14} = III_1$ usw.; $XIV_{14} = I_1$) zusammenhängen.

Berühmte Sonettendichter waren August Wilhelm von Schlegel (s. S. 405 f), Platen (s. S. 471 f) und Rückert (s. S. 457). Redwitz' „Lied vom Deutschen Reich" umfaßt 500 Sonette.

11. Die Kanzone ist ein aus mehreren dreiteiligen (vgl. § 27) Strophen bestehendes Gedicht mit einer kürzeren Schlußstrophe. Jede Einzelstrophe hat

a) zwei sog. Füße (piedi), welche natürlich gleich groß und gleich gebaut sein müssen, und

b) den sog. Schweif (coda), gewöhnlich mit sieben Zeilen.

In der Schlußstrophe nimmt der Dichter Abschied von seinem Lied.

Petrarca hat dieses von den Troubadours entlehnte Strophenmaß weitergebildet. Von deutschen Dichtern haben es besonders Zedlitz in seinem Kanzonen-Zyklus „Totenkränze" und Franz Dingelstedt in seinem Kanzonenkranz I. angewendet.

12. Die Sestine enthält sechs Strophen mit je sechs fünffüßigen Jamben und einer das Gedicht schließenden Halbstrophe. Statt des Reimes ist ihr eine ziemlich gekünstelte Wiederholung der Versenden eigen, wie das folgende Beispiel zeigt.

Unter dem Sternenhimmel.

Wie viele gab ich wieder an den Himmel,
Seit ich hier wandle auf der schönen Erde!
Ich seh's, sie bleiben aus von Tag zu Tage;
Vergebens blick' ich nachts zu jenen Sternen,
Und nicht enträtseln kann ich diese Wunder,
Die widerfahren sind der frommen Seele.

Warst du denn immer einsam, liebe Seele?
O nein! Nicht längst erst kehrten sie zum Himmel,
Vor meinen Augen selbst geschahn die Wunder;
Wir wandelten zugleich auf dieser Erde,
Wir blickten nachts zugleich zu jenen Sternen —
O wie so falsch sie sind, die hellen Tage!

Die Toten bleiben aus von Tag zu Tage —
Zu hoffen hört nicht auf die treue Seele;
Der Abend kommt mit seinen schönen Sternen,
Die Sonne steigt empor am Rosenhimmel,
Die tausend Blumen kehren auf die Erde —
Und in den Wundern hofft die Liebe Wunder!

Digitized by Google

Und nimmt dein Schicksal denn so sehr dich wunder?
Aus sonnigem Gespinst bestehn die Tage,
Und immer Sterbliche trug nur die Erde!
Doch unsichtbare Schwingen hat die Seele;
Sieh, fertig schon umwölbt auch dich der Himmel,
Und schon bestrahlt dich Glanz von jenen Sternen!

Und weinst du nur zu den geweihten Sternen?
Geschehn nicht unaufhörlich alle Wunder?
Seit jener Zeit geschlossen wär' der Himmel? —
Gedulde dich noch gern die kurzen Tage,
O allzu treue, allzu bange Seele,
Dann senkt man dies Gebein auch in die Erde.

Dann lebe wohl, du neu geschmückte Erde,
Du lebe wohl, o Nacht mit deinen Sternen,
In heil'gen Schlaf versenkt entschwebt die Seele,
Doch leb' ich noch und fasse kaum die Wunder:
Wie Taubenflügel, angeglänzt vom Tage,
Dehnt seine Morgenwolken aus der Himmel!

Wie stärkt die Nacht mit Glauben an den Himmel!
Ach, welche Liebe flammt sie in die Seele!
Und welche Hoffnung träuft wie Tau zur Erde! Leop. Schefer.

§ 26. Spanische Formen.

1. Die Dezime ist eine aus zehn vierfüßigen Trochäen gebildete Strophe mit der Reimstellung: abbaa ccddc oder abaabcddcd oder ababaccdde. Beispiel:

Ermahnung.

Da wir Menschen sterblich sind,
So muß in den ird'schen Schranken
Jeder an sich selbst erkranken,
Bis er seinen Tod gewinnt.
Mensch, nicht sorglos sei und blind!
Denk daran in dieser Frist,
Daß ein ew'ges Leben ist!
Warte nicht, daß kund dir's tu'
Andre Krankheit noch, da du
Deine größte Krankheit bist!

Immer gehn des Menschen Tritte
Auf der harten Erd' umher,
Und nicht einen wandelt er,
Daß er nicht sein Grab beschritte.
Hart Gesetz und strenge Sitte
Führt ihn auf des Lebens Bahnen;
Jeder Schritt (furchtbares Mahnen!)
Ist zum Vorwärtsgehn, wo dann
Gott selbst nicht mehr machen kann
Diesen Schritt zum ungetanen!

(Aus dem „Standhaften Prinzen" von Calderon, übersetzt von A. W. v. Schlegel.)

2. Die Glosse ist eine poetische Variation über eine meist vierzeilige Strophe aus einem bekannten Gedichte. Die Einzelstrophen der Glossen sind gewöhnlich Dezimen.

3. Ähnlich, aber viel einfacher und kürzer ist das Cancion, in dem eine kürzere Anfangsstrophe den Hauptgedanken gibt, während einige nachfolgende Strophen ihn weiter ausführen. Beispiel:

Digitized by Google

Der Knabe.

Wenn ich nur ein Vöglein wäre!
Ach, wie wollt' ich lustig fliegen,
Alle Vögel weit besiegen!

Wenn ich so ein Vöglein bin,
Darf ich alles, alles haschen,
Darf die höchsten Kirschen naschen;
Fliege dann zur Mutter hin.
Ist sie bös in ihrem Sinn,
Kann ich lieb mich an sie schmiegen,
Ihren Ernst gar bald besiegen.

Bunte Federn, leichte Flügel
Dürft' ich in die Sonne schwingen,
Daß die Lüfte laut erklingen, —
Weiß nichts mehr von Band und Zügel,
Wär' ich über jene Hügel,
Ach, dann wollt' ich lustig fliegen,
Alle Vögel weit besiegen! Fr. v. Schlegel.

§ 27. Französische Formen.

1. Das Triolett besteht aus acht Versen mit nur zwei Reimklängen. Die ersten zwei Zeilen kehren am Schlusse wieder: außerdem die erste noch einmal.

Schema: $\frac{1\ 2\ 3\ 1\ 4\ 5\ 1\ 2}{a\ b\ a\ a\ a\ b\ a\ b}$

Beispiele:

Triolett des Lehrers und Versuch der Schülerin.

1. Von Ludwig Giesebrecht.

Ein Triolett ist leicht gemacht,
Wenn man das Echo nur bemerkt.
Da kommt es! Gib ein wenig acht!
Ein Triolett ist leicht gemacht.
Es schweigt, und eh' du dich bedacht,
Schallt es noch einmal und verstärkt:
Ein Triolett ist leicht gemacht,
Wenn man das Echo nur bemerkt.

2. Versuch der Schülerin (Charlotte Wellmann, geb. Hasselbach).

Ein Triolett ist schwer gemacht,
Wenn man das Dichten nicht versteht.
Ich habe hin und her gedacht,
Ein Triolett ist schwer gemacht:
Was hilft mein Sinnen Tag und Nacht?
Denk' ich: Gefunden! ist's verweht.
Ein Triolett ist schwer gemacht,
Wenn man das Dichten nicht versteht.

Digitized by Google

2. Das Rondeau oder Ringelgedicht besteht gewöhnlich aus 12—14 Zeilen mit nur zwei Reimklängen. Nach dem Schlußverse und vorher schon nach einem andern Verse muß sich das Anfangswort als Refrain zeigen. Dieses Wort muß also sozusagen den Nagel auf den Kopf treffen.

Zwei Rundgedichte.

Ein Rundgedicht? Und du gebietest gar,
Nach vorgeschriebnem Reim es zu vollbringen?
Wohlan, ich stürze mich in die Gefahr!
Ein frisches Wagen ist ein halb Gelingen.
Apollo mach' an mir den Spruch auch wahr!
Da wären nun schon fünf der Verse zwar!
Allein nun steck' ich mitten in den Schlingen,
Und dreh' und wende mich, um zu erzwingen
Ein Rundgedicht.

Warum auch mußtest du den Reim auf ar,
Den unglückselʼgen, just dir ausbedingen?
Doch still! Jetzt bin ich fertig auf ein Haar!
Ich lasse frisch den zwölften Reim erklingen
Und lege siegend dir zu Füßen dar
Ein Rundgedicht.

Treue gegen Jesus.

(Rundgedicht von Schleyer.)

Auf ewig bleib' ich meinem Jesu treu!
Strahlt seine Liebe mir doch täglich neu.
Wie sehr die Welt mit ihrer Lust auch winke,
Daß ich aus ihrem Taumelbecher trinke,
Ihr blumig Locken streut nur welkes Heu;
Das Ende ihrer Lust gibt bittre Reu',
Und ihr Gebieter ist der Hölle Leu. —
Auf ewig bleib' ich meinem Jesu treu!
Ob vor dem goldnen Kalb die Welt hinsinke,
Ihr Freudenlager ist nur Distelstreu
Der Sorgenqual, Unruh' und Lichtesscheu.
Wie sehr mit Ehren auch die falsche blinke:
Auf ewig bleib' ich meinem Jesu treu!

§ 28. Morgenländische Formen.

1. Das aus Persien kommende Ghasel (oder die Ghasele — Lobgedicht) hat Rückert erstmals (1819) auf deutschen Boden verpflanzt. Seine beliebig vielen Verspaare sind an die Reimstellung **aa ba ca da** usw. gebunden. Der beste und fleißigste Ghaselendichter war Platen (vgl. S. 471 f).

Beispiele S. 473 f.

2. Die persische Vierzeile ist ein vierzeiliges Ghasel (**aa ba**). Sie dient besonders für Sprüche.

Digitized by Google

„Vom Himmel kam geflogen eine Taube
Und bracht' ein Kleeblatt mit dreifachem Laube.
Sie ließ es fallen; glücklich, wer es findet!
Drei Blättlein sind es: Hoffnung, Lieb' und Glaube." Rückert.

3. Die Makame ist eine Dichtung mit der schon oben S. 758 besprochenen Halbversart. Rückert hat sie dem arabischen Dichter Hariri nachgebildet.

Fünfter Abschnitt.

Von den Dichtungsarten.

§ 29. Verschiedene Einteilungsweise.

1. Die Einteilung der Poesie in Hauptarten ist gar mannigfaltig. Wir wollen hier nur die drei bekanntesten Einteilungsweisen anführen. Man teilt die Poesie nämlich ein in:

a) Volkspoesie und Kunstpoesie, oder in:

b) objektive, subjektive und objektiv-subjektive Poesie, oder in:

c) epische, lyrische, didaktische und dramatische Poesie.

2. Unter Volkspoesie verstehen manche bloß jene Dichtungen, welche in den ungebildeten, aber den Nationalcharakter am treuesten bewahrenden Volksschichten Entstehung und Verbreitung fanden, deren Dichter also nichts von Mustern oder Dichtkunstregeln wußten. Kunstpoesie wären dann alle übrigen Dichtungen. — Andere fassen die Volkspoesie und Kunstpoesie so auf, wie es in diesem Buch in § 14 (S. 35) und § 19 (S. 58) geschehen ist.

3. Die objektive Poesie behandelt Stoffe, die der Außenwelt (objektiven oder gegenständlichen Welt) entnommen sind, z. B. Begebenheiten, Naturszenen. — Die subjektive Poesie hingegen behandelt Stoffe aus der Innenwelt, z. B. Gefühle, Lehrgedanken ꝛc. — Bisweilen mischen sich aber in derselben Dichtung Stoffe aus der Außen- und Innenwelt, wie z. B. in der Theaterdichtung; dann entsteht die objektiv-subjektive Poesie.

4. Nach der dritten, gewöhnlichen Einteilungsweise gibt es:

I. epische oder erzählende Dichtungen,
II. lyrische oder Gefühlsdichtungen,
III. didaktische oder Lehrdichtungen, und
IV. dramatische oder Theaterdichtungen.

I. Die epische Poesie.

§ 30. Im allgemeinen.

1. Die epische Dichtung ist die erzählende. Sie hat den Namen von dem griechischen Wort Epos, d. h. Erzählung. Sie trägt ihn, weil sie meistens Begebenheiten und Ereignisse vorbringt, somit erzählt.

Digitized by Google

2. Doch teilt sie dann und wann auch nur mit, was und wie etwas ist, in welchem Falle sie dann richtiger beschreibende Dichtung genannt wird.

3. Der Epiker ist aber kein Geschichtschreiber. Er erzählt nur so, als ob das Mitgeteilte geschehen wäre, mag es auch rein erdichtet sein.

4. Die meisten Arten der epischen Poesie sind kleineren Umfanges. Nur zwei (das Epos und der Roman) sind stets umfangreicher; das Märchen wechselt, ist bald kleinere, bald größere Dichtung.

5. Von den epischen Dichtungen sind alle hinsichtlich der Sprachform ungebunden, mit folgenden Ausnahmen:

a) das Epos, die Ballade, Romanze und poetische Erzählung müssen stets Gedichte sein;

b) für den Roman und die Novelle paßt am besten die Prosa.

6. Die größten Epiker aller Völker und Zeiten sind: Homer (griechischer Dichter, lebte ungefähr 950 v. Chr. und besang in zwei großen Gedichten die Belagerung von Troja und die Irrfahrten des von Troja heimkehrenden Griechenfürsten Odysseus) und Dante (siehe S. 220 Anm.).

7. Der größte deutsche Epiker ist Wolfram von Eschenbach (siehe S. 68 ff).

§ 31. Romanze, Ballade, Rhapsodie.

1. Ballade und Romanze sind eigentlich eine Mischart, nämlich episch-lyrische Gedichte. Sie erzählen allerdings eine Begebenheit, aber sie erzählen so, daß vielfach Gefühlsergüsse eingeflochten sind. Man erkennt sie ferner daran, daß sie meist nur Volkssagen oder geschichtliche Heldentaten erzählen, daß die vorgeführten Personen oft sprechen, endlich, daß sie einfaches Versmaß und regelmäßigen Strophenbau haben.

2. Die Romanze (span. romanza) stammt aus dem Süden, besingt mit Vorliebe Taten bewundernswerter Hingebung, schildert sie lichtvoll, in gehobener Sprache, wie sie der Redner liebt, und wendet die Figuren der Anrede, des Ausrufs, der Wiederholung mit Vorliebe an. — Die Ballade (von dem altbritischen gwaelawd, sprich wallad = Volkslied) besingt mehr das Schauerliche, Nebelhafte, Unheimliche, dabei gibt sich aber der Dichter so sehr seiner Empfindung hin, daß er die Handlung oft nur kurz andeutet. Darum ist die Ballade viel mehr lyrisch und sangbarer als die Romanze, hat auch stets den Endreim, während es viele Romanzen ohne denselben gibt.

3. Die besten Balladen- und Romanzendichter sind Goethe, Bürger, Schiller und Uhland. Eine der ergreifendsten Balladen ist „Lenore" von Bürger (vgl. S. 295 f). Auch die Romantiker, die Dichter der Schwäbischen Schule und Annette von Droste-Hülshoff haben Treffliches hierin geleistet.

Suche Beispiele in den §§ 62 74 84 94.

Digitized by Google

4. Die Rhapsodie (oder Märe) hat das Sangbare wie die genannten beiden Arten, aber sie erzählt einfacher, volkstümlicher, sie bringt ferner nur Bruchstücke aus der vaterländischen Heldengeschichte.

Im alten Griechenland traten bei Festen oder sonstigen Anlässen Wandersänger (vgl. die Fahrenden des Mittelalters S. 36) auf, die meist Bruchstücke größerer (namentlich homerischer) Gedichte vortrugen, während des Singens aber einen Stab oder Lorbeerzweig in der Hand hielten und deshalb Stabhalter (= Rhapsoden) genannt wurden. Später nannte man derlei bruchstückartige Gesänge Rhapsodien, und das Wort rhapsodisch kam auf für „abgerissen", „bruchstückartig".

5. Die besten deutschen Rhapsodien dichtete Uhland (vgl. S. 445 f). Solche sind z. B. „Graf Eberhard der Rauschebart", „Schwäbische Kunde"; auch „Der letzte Ritter" von A. Grün und der bekannte „Prinz Eugenius" sind Rhapsodien.

§ 32. Sage, Märchen, Mythe.

1. Jede dieser drei Dichtungsarten erzählt seltsame Begebnisse, die auf Glaubwürdigkeit keinen Anspruch machen; im übrigen sind sie verschieden.

2. In der Sage geht es noch mehr mit natürlichen Dingen zu, wenigstens ist in ihr das Fabelhafte noch ziemlich mit Glaubwürdigem untermischt. Ferner erzählt die Sage ihre Dinge von ganz bestimmten Orten oder Zeiten oder geschichtlichen Personen. Beispiele:

Die fleißigsten Sagendichter waren die Männer der Schwäbischen Schule (siehe § 94, S. 444) besonders Uhland und Gustav Schwab (siehe „Der Reiter und der Bodensee", S. 453 f), ferner Simrock und Ludwig Aurbacher. Suche Beispiele in den §§ 89 und 94.

Als Sagensammler machten sich G. Schwab, Simrock und die Gebrüder Grimm verdient.

3. Das Märchen lebt ganz und gar von Spuk und Zauberei. In der Regel treten darin Kobolde, Riesen, Zwerge, Nixen, Feen ꝛc. auf. Es erzählt, wie wenn es Kinder vor sich hätte, und wenn es gut erzählt, zwingt es auch den Leser, kindlichen Sinnes ihm zuzuhören. Beispiel:

Schöne Märchen in metrischer Form dichteten Rückert (S. 457 f), der Maler Kopisch (S. 679 f) und Robert Reinick (S. 645 f). Ein größeres Märchen in Versen ist „Waldmeisters Brautfahrt" von Roquette.

Kleinere Märchen in prosaischer Form sammelten und erzählten sehr schön die Gebrüder J. und W. Grimm, desgleichen Bechstein, Musäus und Andersen.

Größere Märchen in Prosa dichteten mit Meisterschaft Brentano (vgl. S. 421 f) und Chamisso. Brentanos „Gockel, Hinkel, und Gackeleia" gehört zu dem Schönsten unserer Literatur, ähnlich Chamissos „Peter Schlemihl" (siehe den Inhalt 432).

4. Die Mythe endlich holt ihren Stoff aus dem heidnischen Götterglauben oder aus dem daraus entsprungenen und jenen noch überlebenden Volksaberglauben.

Digitized by Google

§ 33. Poetische Erzählung, Legende, Idylle.

1. Die poetische Erzählung trägt uns eine einfache, aber interessante Begebenheit in Versen vor. Es kann das ein Vorfall aus dem Leben oder auch eine hübsche Anekdote sein. Man unterscheidet ernste und komische (Schwank). Beispiele:

In der ernsten poetischen Erzählung war Chamisso Meister (vgl. „Salas y Gomez" 433 ff), auch Annette von Droste-Hülshoff (vgl. S. 693 f). Aus der neueren Zeit nennen wir Weber, Grimme und Diel.

Schwänke dichteten die Meistersinger sehr viele, am geschicktesten Hans Sachs (vgl. S. 156 f).

Suche Beispiele S. 121 424 453 455 558 f 565 661 f.

2. Die Legende erzählt uns eine einzelne, oft wunderbare Begebenheit aus dem Leben des Heilandes oder der Heiligen. Sie schöpft ihren Stoff aber nicht aus der Bibel, sondern aus alten Überlieferungen. Sie bringt auch fromme Sagen, die nicht verbürgt sind. Beispiele:

Ernste Legenden dichtete mit Vorliebe Herder (vgl. S. 319 f); noch eifriger pflegten Simrock und Schleyer die Legende.

Suche Beispiele S. 323 451 648.

Humoristische Legenden lieferten Hans Sachs (S. 157 f) und nach ihm Goethe (Legende vom Hufeisen).

3. Das Idyll erzählt einen Vorfall aus Lebenskreisen, wo man seinen Frieden und sein Glück in Sitte und Einfachheit sucht (und findet). Es malt aber alles so bis ins einzelne aus, daß man es mit einem gemalten Bild vergleichen kann; daher sein Name (εἰδύλλιον = Bildchen).

Das schönste Idyll in hochdeutscher Sprache ist „Der siebzigste Geburtstag" von Voß (S. 284).

Viele schöne Idyllen in der Mundart dichteten der Badener Hebel (vgl. S. 467) und der Schweizer Usteri (Probe S. 469).

§ 34. Das Epos oder das große epische Gedicht.

1. Das Epos ist ein größeres Gedicht, das uns in objektiver und ausführlicher Weise eine Reihe von Begebnissen erzählt, die ein interessantes Ganze bilden.

1) In der Regel ist das Ganze ein spannendes Schicksal, sei es das einer einzigen Person (die dann der Held oder die Heldin des Epos heißt) oder einer Gruppe von zusammengehörigen Personen oder eines Volkes ꝛc. So hat ein Dichter der Neuzeit (Hermann Lingg) sogar die „Völkerwanderung" zum Inhalte eines Epos gemacht.

2) Jedenfalls muß man aber eine Haupthandlung im Epos erkennen, an welche sich alles andere gleichsam ankristallisiert.

3) Der Dichter des Epos soll im Erzählen mit Vorliebe beim einzelnen verweilen und dasselbe ausmalen. So wird die Erzählung mit Beschreibung und Schilderung abwechseln. Dieses ausmalende Verweilen nennt man epische Breite. Sie ist um so

Digitized by Google

lohnender, je einfacher und naiver die geschilderten Zustände (vgl. Odysseus in der gastlichen Hütte des „göttlichen Sauhirten") sind.

2. Weil das Epos mit Vorliebe das einzelne schildert (erzählt und beschreibt), so lernen wir darin eine Menge Personen kennen, ihrem Charakter und selbst ihrem Äußern nach, ebenso die Sitten, Gebräuche, Örtlichkeiten aus der Vorzeit.

Und dadurch ist das gute Epos nicht bloß eine Schicksalsgeschichte, sondern auch ein Zeitgemälde (Kulturgemälde) „Das Epos bringt somit einen Ausschnitt aus dem großen Weltbilde" (Österley).

3. So breit erzählt der Eposdichter, daß er auch mancherlei Vorgänge ausführlich erzählt, die nur Nebenhandlungen (Episoden) sind, und die man sonst wohl nur kurz berühren würde. Die Episoden können leicht als besondere Gedichte vom Ganzen abgelöst werden.

Im Drama ist es umgekehrt Gesetz, daß die Haupthandlung so rasch wie möglich vorwärts schreite, daß also alle nötigen Nebenfäden so kurz wie möglich sein müssen.

4. Aus dem Gesagten erklärt sich, warum das Epos stets einen auffallend größeren Umfang hat, als so viele andere epische Gedichte. Es gibt viele Epen, die einen ganzen Band, aber auch solche, die mehrere Bände (Dantes „Göttliche Komödie", Linggs „Völkerwanderung") füllen. Natürlich erfordert schon die Übersichtlichkeit, daß das Epos in größere und kleinere Abschnitte zerfällt. Diese heißen bald Gesänge bald Bücher, oder Abenteuer (aventiure), oder Rhapsodien usw.

§ 35. Die verschiedenen Arten des Epos.

1. Das heroische Epos (Heldenepos, Epopöe[1]). Das in ihm dargestellte Lebensgeschick ist ganz außerordentlich spannend und dem Heldensagenkreise oder der Weltgeschichte entnommen.

Dies Leben des Helden (oder der Heldin) ist eine Zeit des Kämpfens und Ringens mit irdischen und überirdischen Mächten, mit Verhältnissen und Umständen, ist eine Zeit, in der der Held wie das Schiff auf der stürmenden See bald die Wogen beherrscht, bald bedroht ist, von ihnen begraben und verschlungen zu werden, und endlich entweder glücklich am ersehnten Eilande landet oder ruhmvoll zu Grunde geht.

Holt es seinen Stoff aus der romantischen Ritterzeit, so heißt es auch romantisches Epos, besonders wenn es recht abenteuerlich darin zugeht, wenn z. B. Feen, Elfen, Riesen, Zwerge u. dgl. darin eine Hauptrolle spielen. Beispiele:

Die besten deutschen Nationalepen sind: „Der Nibelungen Not" und „Gudrun". Siehe deren Inhalt S. 37 ff und S. 50 ff.

[1] Epopöe (aus dem Griechischen) heißt eigentlich Abfassung eines Gedichtes, dann das größere epische Gedicht selbst.

Digitized by Google

Das großartigste romantische Epos ist Wolframs „Parzival". Siehe dessen Inhalt S. 70 f.

Die schönsten romantischen Epen der Neuzeit sind: „Dreizehnlinden" von Weber, „Der Singschwan" von Brill, „Wieland der Schmied" von Simrock, „Amaranth" von Redwitz (vgl. S. 564 f), „Cäcilia" von Schulze (siehe S. 440 f), „Der Trompeter von Säckingen" von Scheffel, und „Konradin" von A. Jüngst.

2. Das religiöse Epos nimmt seinen Stoff aus dem Leben des Heilandes oder der Heiligen (Legendenepos). Beispiele:

Das herrlichste und beste religiöse Epos unserer ganzen Poesie ist der „Heljand" (um das Jahr 820). Siehe das Nähere S. 13 ff.

Großartiger, aber lange nicht so gelungen ist Klopstocks „Messias" (siehe das Nähere S. 270 ff). Aus der Neuzeit ist „Jesus Messias" von Helle zu nennen.

Im Mittelalter wurden gar viele herrliche Legendenepen geschaffen, besonders wurden viele „Marienleben" gesungen. Eines der lieblichsten ist von Mönch Wernher (1173). Siehe dessen Inhalt S. 25 f.

Sehr schön und kunstgemäß gedichtet sind die Legendenepen von Konrad von Würzburg und Rudolf von Ems. Siehe deren Leben in § 25, S. 76 ff. Das schönste ist Konrads „Hl. Alexius". Siehe dessen Inhalt S. 79 f.

3. Das idyllische Epos schildert uns das stillvergnügte Leben von noch einfachen, natürlichen Menschen. Es wird aber so geschildert, daß es dabei recht absticht von dem keineswegs glücklichen Familienleben, in welchem mit der Modekultur stets Schritt gehalten wird. Beispiele:

Halb romantisch halb idyllisch ist „Der arme Heinrich" von Hartmann von Aue. Siehe den Inhalt dieses überaus lieblichen Epos S. 62 ff und das Leben des Dichters S. 60 f.

Goethes „Hermann und Dorothea". Siehe den Inhalt und Probe daraus S. 355 ff. Hebbels „Mutter und Kind" in sieben Gesängen (S. 643).

4. Das Tierepos faßt das Tierreich als eine menschlich geordnete (einen Tierstaat bildende), menschlich fühlende, redende und handelnde Gesellschaft auf und schildert dasselbe an Schicksalen einzelner Tiere. Das bekannteste und älteste ist „Reineke Fuchs" (S. 123), welches Goethe neu bearbeitet hat.

5. Das komische und humoristische Epos ist kein eigentliches Epos, sondern mehr eine Karikatur, eine Parodie (vgl. 788) des echten Epos. Bekanntere komische Episoden sind:

„Der Renommist" von Zachariä. Siehe dessen Inhalt S. 247. „Die Jobsiade" von Kortum.

§ 36. Der Roman und die Novelle.

1. Der Roman war ursprünglich nichts anderes als ein in Prosa vorgetragenes romantisches Epos. Die ersten Romane waren nämlich fabelhafte Rittergeschichten, welche die Troubadours in romanischer Sprache abfaßten.

Digitized by Google

2. Der moderne Roman erzählt uns, gleich dem Epos, eine spannende Haupthandlung (das Lebensgeschick des „Helden") in Verbindung mit mancherlei Nebenhandlungen; er unterscheidet sich aber vom Epos in folgenden zwei Stücken:

a) Das Epos tritt stets in Versen auf, der Roman stets in Prosa.

Im Roman finden wir häufig den Dialog (Zwiegespräch) angewendet, manchmal auch die Briefform (z. B. in „Werthers Leiden"). — In nicht wenigen Romanen sind Lieder eingewoben.

b) Das Epos schildert mehr das äußere Leben einer gewissen Zeit, der Roman mehr das innere, geistige Leben, also das Denken, Urteilen, Sinnen und Trachten gewisser Stände, gewisser Volkskreise. Der gute Roman ist somit ein sehr eingehendes Kulturbild.

Darum läßt er die Personen so viel sprechen, und zwar über alles mögliche (Geschichte, Religion, Kunst, Staat und Kirche ꝛc.), und erstrebt eine viel feinere Charakteristik als das Epos.

Deshalb schildert auch der Roman den ganzen Lebensgang eines Helden, sein inneres Werden, die Entwicklung, Wandlung, Läuterung, Prüfung seines Charakters, und wird so eine poetische Erziehungsgeschichte der Hauptperson (oder Hauptpersonen).

3. Kein Roman ist ein Kunstwerk, der nicht einen großen idealen Grundgedanken hat und folglich als Ganzes einen edeln, hohen reinen Eindruck macht. — Aber auch im einzelnen darf er nie das Sittlichkeits- und Schönheitsgefühl verletzen, er muß es vielmehr vervollkommnen. „Er muß daher alles Leichtfertige, Unsittliche und Verführerische, das die Reinheit des Herzens und Wandels verdirbt und besonders in den jugendlichen Gemütern großes Unheil anrichten kann, sorgfältig verbannen" (Heunisch).

Wenigstens protestieren alle Ästhetiker dagegen, „daß man mit Machwerken wie die eines Clauren, Spieß, Lafontaine, mit so vielen Räuber- und Ritterromanen verunglückter Literaten und Studenten jene Schöpfungen zusammenwerfe, die Männer wie Hebel, Bitzius (Gotthelf) ꝛc. für das Volk geschaffen haben, gerade um den Geschmack desselben zu heben und jene Löschpapier-Literatur zu verdrängen" (Eckhardt). Groß ist deshalb die Verantwortung der Leihbibliothek-Besitzer! Aber sie wird zu wenig zu Herzen genommen, und Goethes Warnung gilt heute in verstärkter Weise:

„Wahrlich, wären wir nur der Mädchen ein Dutzend im Hause,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit, sie machten sich Arbeit
Selber genug, es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
Über die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet."

Aber auch selbst unter den von der Kritik sonst hochgerühmten Romanen sind viele, wenigstens für eine große Menge (besonders die Jugend), gefährlich, sind Giftbäume mit üppigem Baumschlag, dem naschhaften Publikum ohne Aufsicht hingestellt. Selbst der als bester deutscher Roman bezeichnete „Wilhelm Meister" ist vielfach bedenklichen Inhaltes. Auch sonst sittenreine, aber sentimentale Romane wirken meist schlimm. Sie machen das Gefühl, besonders das jugendliche und weibliche, überspannt, nehmen dem Geiste alle männliche Kraft, dem Willen die Energie, dem Herzen die Ruhe.

Digitized by Google

4. Dem Stoff nach unterscheidet man historische Romane und Zeitromane. Die ersteren schildern irgend einen wichtigen Zeitabschnitt aus der Weltgeschichte, die andern porträtieren die Gegenwart.

Als Verfasser von historischen Romanen haben sich besonders Wilhelm Meinhold („Die Bernsteinhexe", „Der getreue Ritter"), Heinr. König („Die Klubbisten zu Mainz"), W. Hauff, Franz von Seeburg („Die Fugger und ihre Zeit", S. 578), K. F. Meyer und Scheffel (S. 569), zwei Meister, welche beide jedoch in einigen ihrer Romane tendenziös wurden, W. Alexis, E. von Handel-Mazzetti hervorgetan.

Den Anstoß zu diesen Romanen gab in Europa der englische Schriftsteller Walter Scott (geb. 1771 zu Edinburgh, gest. 1832 zu Abbotsford).

5. Der Zeitroman, welcher also sich mit der Gegenwart beschäftigt, heißt:

a) Familienroman, wenn er das Privatleben der gebildeten Stände schildert, uns den Palast des Fürsten, die des Salons des Adels und der Geldkönige, die stille Gelehrtenstube, das Künstleratelier, die Theaterwelt öffnet. Je nachdem kann man ihn auch religiösen Roman nennen. Beispiele:

Die künstlerisch vollendetsten Romane sind die Goetheschen. Doch ist sein „Wilhelm Meister" nur für sittlich starke Leser, keineswegs für jugendliche. Über seinen ersten Roman „Werthers Leiden" siehe S. 344 f.

Romane von Gottfr. Keller, Levin Schücking, H. Kurz, Spielhagen, P. K. Rosegger.

Die drei berühmten Romane von Gustav Freytag („Soll und Haben", „Die verlorene Handschrift" und „Die Ahnen", S. 670 f).

Der vorzügliche Roman „Hermann Stark" von Redwitz.

Die religiösen Romane der Gräfin Ida Hahn-Hahn und aus der neuesten Zeit die wahrhaft klassischen Romane der Freiin von Brackel (bes. „Daniella"; vgl. S. 708).

b) Dorfgeschichte, Volksbuch, wenn er das Leben des Landvolkes oder überhaupt der einfachen Stände schildert. Beispiele:

Sehr zu empfehlen sind die Schriften des Jeremias Gotthelf („Uli der Knecht", „Uli der Pächter"), Alban Stolz' und H. Hansjakobs.

Überaus viel gelesen sind auch Berthold Auerbachs Dorfgeschichten.

Die ältesten Volksromane hießen Volksbücher, z. B. „Herzog Ernst" (S. 125), „Till Eulenspiegel" (S. 125), „Der ewige Jude", „Faust", das „Lalenbuch" (S. 159 f). Das zweit- und letztgenannte sind zugleich humoristische Romane.

c) Sozialer Roman, wenn er mehr das öffentliche Leben schildert und wichtige Streitfragen (die gerade hoch und nieder beschäftigen), z. B. über die bürgerlichen Freiheiten, über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche ꝛc., hineinzieht.

d) Die Reise- und Seeromane. In ihnen spielt die Hauptbegebenheit auf der Land- oder Seereise. Solche schrieben Ch. Sealsfield (S. 548), Breusing, Biernatzki, Ruppius, Gerstäcker (S. 655).

Digitized by Google

6. Die Novelle ist gewöhnlich von geringerem Umfange als der Roman. Jedenfalls aber gibt sie kein so vollständiges Lebensbild wie dieser; auch erzählt sie rascher, indem sie das Nebensächliche (die Episoden) mehr vermeidet.

Vielleicht kann man den Roman mit einem Panoramabild vergleichen, welches zu überschauen eine Reihe von Gläsern erforderlich ist, die Novelle mit einem solchen, dessen Überblick vermittelst weniger Gläser erreicht wird. — Ursprünglich war die Novelle eine neue Anekdote, eine noch unbekannte Geschichte (nouvelle), welche ihrer witzigen und überraschenden Spitze (pointe) wegen erzählt wurde.

7. Die besten Novellen lieferten die Romantiker, besonders Tieck (siehe S. 409 f), ferner Paul Heyse, O. Roquette, M. Meyr, E. Höfer, Fr. v. Gaudy, W. H. Riehl („Kulturnovellen"), F. A. Muth, A. Stifter, Th. Storm und die Dichterinnen M. v. Ebner-Eschenbach, Emmy von Dincklage-Campe, Freiin von Brackel und M. Herbert.

§ 37. Die beschreibende Epik.

1. Zur beschreibenden Epik gehört die poetische Schilderung. Sie macht entweder einen sinnlichen oder einen geistigen Gegenstand (z. B. Freude, Schmerz ꝛc.) recht anschaulich. Diese Dichtungsart erscheint bald für sich allein, bald als ausschmückender Teil einer Erzählung. Beispiele:

Schöne Naturgemälde lieferten Kleist („Der Frühling"), Heine („Nordseebilder"), Freiligrath („Wüstenbilder"), Annette v. Droste-Hülshoff („Heidebilder") und F. A. Muth („Wanderbilder").

Vgl. die Gedichte S. 511 und 698.

2. Zur beschreibenden Epik zählen auch die verschiedenen Rätselarten, nämlich:

a) Das Worträtsel ist das eigentliche Rätsel. Es kennzeichnet stets das ganze Wort, ohne auf seine Silben oder Buchstaben einzugehen.

Beispiele suche unter Schillers Gedichten.

b) Die Charade oder das Silbenrätsel kennzeichnet zuerst die einzelnen Silben und dann das ganze Wort. Beispiel:

Mein Erstes sehn mit Wonne die Piloten
Und klagen, wenn mein Zweites droht;
Mein Ganzes wird — wie oft vergebens! — aufgeboten
Als Hilf' in allgemeiner Not.

c) Der Logogriph oder das Buchstabenrätsel gibt die Kennzeichen mittels der einzelnen Buchstaben. Bald nimmt es Buchstaben hinweg, bald fügt es hinzu; bald vertauscht es sie mit andern, bald versetzt es sie. Wenn es sie in umgekehrter Ordnung stellt, so heißt es Palindrom (Rückwärtslesung); wenn es sie auf andere Weise versetzt, so heißt es Anagramm (Buchstabenversetzung). Beispiele:

Digitized by Google

Fünf Zeichen hat mein Wort: Des Kopf ist grau und alt,
Der seinen Namen trägt. Ein Zeichen von der Spitze
Des Worts hinweg: so wird's die Frucht der größten Hitze;
Noch eins hinweg: so gibt's, was kälter ist als kalt. Tiedge.
(Greis, Reis, Eis.)

Ein Wort, einsilbig, doch leicht erklärlich:
Mit einem A den Kriegern gefährlich,
Mit einem E nach Bösem begehrlich,
Mit einem J ganz offen und ehrlich,
Mit einem U dem Waller beschwerlich. Haug.
(Schlacht, ächtet, ächtet, Schlucht.)

Nimm einer Kuh den Kopf
Und setz ihr Herz ihr an;
Leicht glaubt nun, wer kein Tropf
Ist, daß sie fliegen kann. J. G. Moser.
(Ruh, Uhu.)

Vorwärts siehst du danach ringen,
Rückwärts gleich den Böcken springen.
(Sieg, Geiß.)

II. Die lyrische Poesie.

§ 38. Im allgemeinen.

1. Die lyrische Dichtung spricht Gefühle oder Seelenstimmungen aus und will ähnliche Gefühle, ähnliche Stimmungen bei dem Leser oder Zuhörer erwecken.

2. Weitaus die meisten lyrischen Dichtungen sind Lieder; diese aber wurden ehemals mit Begleitung der Lyra (Leyer) gesungen, woher die ganze Gattung ihren Namen erhielt.

3. Die Lyrik bildet zwei große Gruppen. In die erste gehören die Lieder aller Art, in die zweite die Ode, Dithyrambe, Hymne, Elegie und Heroide. Der Unterschied beruht darauf, daß die Gedichte der ersten Gruppe aus einem ruhigeren Dichtergemüte, die der zweiten Gruppe aus einem höher erregten fließen.

Man kann diese zwei lyrischen Hauptarten demnach auch so bezeichnen: 1. Formen der ruhigen Empfindung; 2. Formen der Begeisterung.

Übrigens hat die Lyrik eine Menge der sog. Gedichtformen fast allein für sich in Anspruch genommen, so daß man sie (z. B. Sonette, Ghasele, Madrigale ꝛc.) häufig zu den lyrischen Unterarten zählt. Da in diese Formen aber auch ein anderer Inhalt (epischer, didaktischer) eingegossen werden kann, so haben wir sie früher an passenderem Orte besprochen.

4. Als der beste Lyriker aller Zeiten und Nationen wird Goethe gepriesen; ohne Zweifel aber ist er der Fürst der deutschen Lyriker (vgl. S. 332 ff).

Digitized by Google

§ 39. Die lyrische Poesie im besondern.

A. Die Formen der ruhigen Empfindung (Lieder).

1. Jedes zum Singen bestimmte Gedicht, in welchem eine persönliche Empfindung oder Stimmung in ruhiger Weise ausgedrückt ist, heißt Lied.

Wenn ein episches Gedicht recht sangbar und so verfaßt ist, daß es einer gewissen Stimmung oder Empfindung zum Ausdruck dienen kann, so wird es ausnahmsweise als episches Lied zur Lyrik gerechnet.

2. Das echte Lied muß folgende Eigenschaften haben:

a) Es muß einfach und schön sein. Die darin ausgesprochene Empfindung muß nämlich natürlich und wahr sein, sie muß warm und innig geäußert werden. Die Sprache darf nicht gekünstelt, nicht geziert sein, sie muß klar und leicht dahinfließen, so daß man fühlt: „das kommt aus dem Herzen".

b) Der Vers- und Strophenbau des Liedes muß einfach sein und regelfest. Die jambischen, trochäischen oder höchstens jambisch-anapästischen und trochäisch-daktylischen Verse eignen sich am besten. Die Strophen dürfen also nicht zu gekünstelt sein, auch nicht vielzeilig. Vier- und sechszeilig sind darum die meisten Lieder.

c) Endlich muß das Lied Sangbarkeit besitzen. „Es muß nämlich in Sprache, Akzent und Modulation so natürlich volkstümlich klingen, daß wir beim Vorlesen ohne weiteres eine eigenartige Melodie heraushören. Es tönt wie Gesang, es zwingt uns zum Gesang, sein Wesen ist Gesang" (Beyer). Darum wäre es gut, wenn der Dichter zugleich so musikalisch wäre, daß er selbst die Melodie zu seinem Liede komponieren könnte.

3. Man kann die Lieder verschiedenartig einteilen, nämlich 1. in Volkslieder und Kunstlieder, oder 2. in geistliche und weltliche Lieder, oder endlich 3. in ernste und heitere Lieder, welch letztere komische genannt werden, wenn darin der Humor übersprudelt. Wir wollen hier die erstere Einteilungsart festhalten und sprechen also zuerst vom Volkslied, dann vom Kunstlied.

4. Unter Volkslied versteht man aber strenggenommen nur das aus dem Volke selbst hervorgesproßte Lied. Die Verfasser solcher eigentlichen Volkslieder waren Leute aus dem gewöhnlichen Volke (wie die sog. Fahrenden, vgl. S. 36); sie fühlten wie das Volk und sprachen sich in seiner Art aus. Sie blieben aber unbekannt. Jedoch braucht man diesen Namen (Volkslied) auch von solchen Liedern, die zwar von gebildeten, kunstmäßigen Dichtern herkommen, aber in allen Schichten des Volkes beliebt und heimisch wurden. Alle diese echten Volkslieder geben sich gleich zu erkennen durch edle Einfalt und frische Natürlichkeit.

5. Das geistliche Volkslied ist bei uns Deutschen früher als das weltliche aufgekommen. Man nannte solche Lieder „Leisen" (vgl. hierüber S. 35 f 126).

Digitized by Google

Beispiele: Das „Großer Gott, wir loben dich" bei den Katholiken und das „Eine feste Burg ist unser Gott" bei den Protestanten gehören zu dieser Klasse. Die große Mehrzahl der Kirchenlieder sind aber schon Kunstlieder; nur wenige derselben tragen das Wesen, die Kraft und Innigkeit des Volksliedes in sich.

6. Das weltliche Volkslied kann man einteilen:

a) in rein ernste, die von Trennung, Wiedersehen, vom Wandern, von der Natur, Liebe und Freundschaft, vom Vaterland, Soldatenstand usw. handeln.

Beispiele: Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum.
Sah ein Knab' ein Röslein stehn. Goethe.
Schlaf, Kindlein, schlaf, der Vater hüt't die Schaf'.
Es steht ein Baum im Odenwald.
O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter!
Guter Mond, du gehst so stille.
Gott erhalte Franz, den Kaiser.
Morgen muß ich fort von hier.
Ich weiß nicht, was soll es bedeuten. Heine.
Die Wacht am Rhein.

b) in heitere, darunter auch komische und Spottlieder.

Beispiele: O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt.
Ich bin der Doktor Eisenbart.
Der Jäger aus Kurpfalz.
Wir sitzen so fröhlich beisammen.
Ich und mein Fläschchen sind immer beisammen.
Ein lustiger Musikante. Geibel.
Chimmt a Vogerl geflogen.

c) in geschichtliche Volkslieder.

Beispiele: Prinz Eugen, der edle Ritter.
Was blasen die Trompeten? Husaren heraus! Arndt.
Nachts um die zwölfte Stunde verläßt der Tambour sein Grab. Zedlitz.
Der alte Barbarossa, der Kaiser Friederich. Rückert.
Als Kaiser Rotbart lobesam. Uhland.
Zu Mantua in Banden der treue Hofer lag. Schenkendorf.

7. Das Volkslied ist besonders bei uns Deutschen heimisch geworden, wie wir ja auch so reich an herrlichen Volksmelodien sind. Es blühte am meisten in der 4. und 5. Periode. Da war es so recht dem Volke die Würze des Lebens (vgl. S. 112 f). Beispiele:

Eine reiche Sammlung von alten, darunter auch sittlich gefährlichen Volksliedern gaben Achim von Arnim und Klemens Brentano unter dem Namen „Des Knaben Wunderhorn" heraus. Siehe Proben S. 153 ff.

Volksmäßige Lieder zu dichten verstanden meisterhaft Goethe, Uhland, Heine, Hoffmann von Fallersleben und Grimme.

8. Das Kunstlied hat freilich in Hinsicht des Ausdrucks, des Versmaßes und des Strophenbaues mehr Freiheit als das Volkslied, es darf glänzendere Bilder bringen, größere Redegewalt, glattere Form aufweisen,

Digitized by Google

aber immerhin sollte es so volkstümlich sangbar sein, wie die von Goethe, Heine, Uhland uns hinterlassenen Kunstlieder. Also alles Geschraubte, Gekünstelte, Affektierte muß ihm fern bleiben, es muß volkstümliche, echte, ungezierte Empfindung atmen.

9. Das geistliche Kunstlied ist in unserer Literatur vertreten:

a) durch eine sehr große Anzahl von Kirchenliedern, die, wie schon der Name besagt, für die beim Gottesdienst versammelte Gemeinde bestimmt sind. Es sind Bußlieder, Danklieder, Trostlieder, Gebetslieder, Loblieder, Glaubenslieder.

Das eigentliche Kirchenlied blühte besonders in der fünften und sechsten Periode (1500—1748). Man lese § 42, 3 (S. 163 f) und § 47, 2 (S. 186 f) nach.

b) durch die religiösen Lieder, die nicht für den Gebrauch beim Gottesdienst bestimmt sind. Keine geringe Anzahl derselben ist wegen der höheren oder mystischen Sprache nur feiner Gebildeten zusagend.

Vorzüglich religiöse Kunstlieder haben gedichtet:

a) Paul Fleming (S. 193), Georg Neumark (S. 195), Paul Gerhardt (S. 196 f), Johann Scheffler (S. 198 f) und Friedrich von Spee (S. 211), sämtlich der sechsten Periode angehörig;

b) die Romantiker, darunter am schönsten Novalis (vgl. S. 401 f und Probe S. 403 f), Brentano (S. 421 ff), Fouqué, der allerliebste geistliche Madrigale dichtete (siehe S. 417 f);

c) Karl Gerok, Fr. Daumer, der Jesuit Diel, Luise Hensel (vgl. S. 464 f), Annette von Droste-Hülshoff in ihrem „Geistlichen Jahr", Hosäus, Grote, M. Herbert und C. Wöhler.

10. Das weltliche Kunstlied ist vertreten durch Vaterlandslieder, Natur-, Liebes-, Soldaten- und Studentenlieder, komische und gesellige, elegische und idyllische Lieder.

a) In den elegischen Liedern spricht sich die ruhige Klage über entschwundenes Glück, zarte Wehmut, süße Sehnsucht aus. Ihr Charakter ist sanftes Gefühl.

Beispiele: Droben stehet die Kapelle. Uhland.
Es ist bestimmt in Gottes Rat. Feuchtersleben.

b) Die idyllischen Lieder sind das Gegenteil der elegischen; in ihnen spricht sich nämlich heiteres, frohes Hoffen, eine fröhliche Stimmung aus.

Beispiele: Der Mensch hat nichts so eigen.
Der Mai ist gekommen.

c) Was die übrigen, vorhin zuerst genannten weltlichen Kunstlieder singen, besagt schon ihr Name.

Beispiele:

Was ist des Deutschen Vaterland? Arndt.
Der Gott, der Eisen wachsen ließ. Arndt.
Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein. Becker.

Digitized by Google

Wem bring' ich wohl das erste Glas?
Wer hat dich, du schöner Wald? Eichendorff.
Das ist der Tag des Herrn. Uhland.
Preisend mit viel schönen Reden. Kerner.
An der Saale hellem Strande. (Studentenlied.)

11. Die besten kunstmäßigen Lieder dichteten die Minnesänger, besonders Walther von der Vogelweide (vgl. S. 95 f); ferner Goethe; die Romantiker, vorzüglich Brentano, Eichendorff und Uhland; in der neuesten Zeit Heine, Geibel, Lenau, Franz Alfred Muth, Fr. W. Weber, Grimme und Diel, Th. Storm, K. F. Meyer, D. von Liliencron und M. Greif.

B. Die Formen der Begeisterung.

1. Während sich das Lied mit wenigen Ausnahmen an alle Stände und Leute jeder Bildungsstufe wendet, sind die nun zu besprechenden lyrischen Gedichte nur für die höher gebildeten Kreise bestimmt.

2. Was sie ferner von den Liedern unterscheidet, ist, daß sie alle Kinder außerordentlicher Begeisterung sind. Der Dichter, der sie dichten will, muß von dem Gegenstande seines Sanges ganz besonders ergriffen sein, so daß durch das heftig erregte Gefühl auch die Phantasie mehr wie gewöhnlich erhitzt wird.

Dieses lebhafte Spiel der Phantasie erzeugt in allen Arten dieser Gruppe:
den sog. lyrischen Schwung (Kühnheit der Bilder und Wendungen; Kraft des Ausdrucks; Häufung der Bilder);
die sog. lyrische Unordnung oder lyrische Sprünge (Wortstellung und Satzbau ist ungewöhnlich; die Gedankenfolge scheinbar regellos);
die Vorliebe für einen kühneren, künstlicheren Rhythmus.

3. Sehr schön schildert Beyer den Unterschied der zwei großen lyrischen Gruppen: „Sanfte Gefühle, anmutende, allgemein verständliche Ausdrucksweise, weniger feierliche Stoffe, Harmlosigkeit, naive Munterkeit sind der Charakter des Liedes. Die Formen des Aufschwunges verlangen die edelste, erhabenste Sprache, die Göttersprache. Nicht allmählich — wie im Lied — erhebt sich hier das Gefühl, sondern plötzlich voll ungestümen Feuers."

4. Es gehören nun verschiedene Unterarten hierher, von denen die Ode, Hymne und Dithyrambe einerseits, die Elegie und Heroide anderseits unter sich mehr verwandt sind.

5. Ode, Hymne und Dithyrambe unterscheiden sich aber in folgenden Stücken:

a) durch Verschiedenheit des Gegenstandes. In der Ode und Hymne ist dieser stets ein hoher, erhabener (wenigstens in den Augen des Dichters); am erhabensten ist der Gegenstand der Hymne, welche Gott

Digitized by Google

und Göttliches besingt; in der Dithyrambe hingegen wird der Weingott (Bacchus, mit dem Beinamen Dithyrambos) und der beseligende Genuß des Weines gepriesen.

b) durch den verschiedenen Grad der Begeisterung. Diese steigert sich stufenweise in der Ode, Hymne und Dithyrambe. In der letzteren ist sie geradezu wild-stürmisch, trunken.

c) hinsichtlich des Rhythmus und des Reimes. In der Hymne ist der Rhythmus noch streng geregelt, und sie liebt den Reim; die beiden andern binden sich nicht immer an die Metrik (vgl. oben die Prosaverse) und scheuen den Reim.

6. Als Oden- und Hymnendichter zeichneten sich aus: Klopstock (vgl. S. 269 f), Fritz Stolberg, Platen.

Beispiele suche S. 248 f 256 f 277.

7. In der Elegie spricht der Dichter dieselben Gefühle und Stimmungen aus wie im elegischen Lied, aber er tut es viel lebhafter, in großer Erregtheit, verweilt oft auch sinnend, betrachtend, erwägend, urteilend bei einzelnen Verhältnissen. Der Grundton derselben ist also Klage und noch mehr Wehmut. Bald ist es Trauer um ein geliebtes Wesen, das man verloren, bald unerfüllte Sehnsucht nach dem, was dem Herzen teuer ist, bald die Erinnerung an entschwundene schöne Tage, was sich in der Elegie ausspricht.

Siehe das Beispiel von Hölty (S. 291 f), der überhaupt viel Elegien dichtete. Meister in der modernen Elegie ist v. Zedlitz (S. 513 f). Die beste aller Elegien ist aber Schillers „Spaziergang". Vgl. S. 374.

8. Die Nänie (Naenia bei den Römern soviel als Klagelieder) ist eine kleine Elegie, also ein kleines Klagelied oder ein kleines Loblied auf Verstorbene. Sie kann sogar etwas Unbedeutendes, Kleinliches zum Gegenstande haben, indem sie z. B. ein Tierchen beklagt.

9. Die Heroide, eine von Ovid eingeführte Dichtungsart, ist eine Elegie in Briefform, worin der Dichter nicht in eigenem Namen spricht, sondern eine andere Person, meist eine verstorbene [1] (sei es eine historische, mythische, literarische oder fingierte Person) einer zweiten ihre elegischen Empfindungen mitteilen läßt.

III. Die didaktische Poesie.

§ 40. Im allgemeinen.

1. Die didaktische oder Lehrdichtung darf nicht mit der belehrenden Prosa verwechselt werden. Eine Predigt z. B. wird, wenn sie auch noch so blumen- und bilderreich ist, doch nicht zu den Dichtungen gezählt.

[1] Ursprünglich waren es Heroen, Heroinen.

Digitized by Google

Manche zählen die didaktische Dichtung zu der Lyrik. Andere sagen, daß sie lyrisch („Glocke"), episch („Zauberlehrling") und dramatisch („Nathan") sein könne, und deshalb keine besondere Dichtungsart sei.

2. Will die didaktische Poesie auch belehren, so will sie es nämlich doch nicht durch Aufzählung von Verstandesgründen und Beweisen, sondern sie stellt eine Lehre in möglichst schönem Bilde dem Leser oder Zuhörer vor, damit es dessen Phantasie und Gefühl und dadurch den ganzen Geist (also auch Verstand und Willen) für die versinnlichte Wahrheit gewinne.

3. Man unterscheidet zwei Arten von Lehrdichtungen:

a) uneigentliche, in welchen die Lehre mehr verhüllt, unter einem Bilde gegeben wird. Sie haben am meisten den Charakter echter Poesie. Wir nennen hier die Allegorie, das Gleichnis, die äsopische Fabel, die Parabel und die Paramythie. Sie kommen bald mit, bald ohne Versmaß vor.

b) eigentliche, in denen die Lehre geradezu, also unverhüllt, ohne Bild gegeben wird. Sie treten (die Satire ausgenommen) nur in Versen auf.

§ 41. Die uneigentlichen Lehrdichtungen.

1. Die Allegorie als Dichtungsart ist ein durch ein ganzes Gedicht hindurchgeführtes Bild, während die S. 734 aufgeführte Trope gleichen Namens nur einen Gedanken umfaßt. Der abgebildete Gegenstand darf also vorerst nicht genannt, nicht einmal angedeutet werden. Der Leser muß ihn erraten, und höchstens darf der Dichter am Schlusse, wo der Leser es wohl schon erraten hat, den Schleier lüften und die Sache nennen.

Beispiele:

Die Geschichte von den drei Ringen (in Lessings „Nathan" S. 305 f).
Das Kind der Sorge. Herder.
Das Blümchen Wunderhold. Bürger.
Das Mädchen aus der Fremde. Schiller.
Einkehr. Uhland. S. 447 f.

2. Das Gleichnis erinnert ebenfalls an eine Trope gleichen Namens (s. S. 738) und unterscheidet sich nur von dieser durch Ausführlichkeit der in ihm angestellten Vergleichung.

Beim Gleichnis ist der abgebildete Gegenstand gleich eingangs genannt oder doch angedeutet, bei der Allegorie entweder gar nicht oder erst am Schlusse. Und darin besteht der Unterschied zwischen beiden Dichtungsarten.

3. Die Fabel, Parabel und Paramythie sind sich darin ähnlich, daß alle drei einen für ihren Zweck besonders erdichteten Vorfall erzählen. Parabel und Paramythie haben unter sich noch besondere Ähnlichkeiten. Ihre Unterschiede sind folgende:

Digitized by Google

a) Die Fabel lehrt Lebensklugheit, Vorsicht, Fleiß ꝛc. und sorgt somit nur für unser irdisches Glück; die beiden andern geben Lehren höherer Art, predigen Tugend, Religiosität ꝛc. und sorgen somit für unser Jenseits.

b) Die Fabel holt den Vorfall meist aus der vernunftlosen, besonders der Tierwelt, die beiden andern aus der vernünftigen Welt, und zwar die Paramythie aus der antiken Mythenwelt und aus der Welt der Engel, Genien ꝛc.

c) Die Fabel erzählt stets so, als wäre der Vorfall irgendwo einmal wirklich vorgekommen, die beiden andern brauchen denselben nicht für wirklich und nur als einmal passiert hinzustellen.

Bekannte Fabeldichter sind Gellert, Gleim, Pfeffel, Lessing ꝛc. Sehr schöne Parabeln schrieben Krummacher, Herder.

Suche Beispiele S. 107 f 175 259 f 309 f und 324.

§ 42. Die eigentlichen Lehrdichtungen.

1. Das höhere Lehrgedicht macht uns erhabene Wahrheiten, z. B. von Gottes Dasein, von der Unsterblichkeit der Seele, von der Vorsehung, von der Notwendigkeit der Tugend ꝛc. anschaulich.

Beispiele sind: Hallers „Vom Ursprung des Bösen", Tiedges „Urania", Rückerts „Weisheit des Brahmanen" ꝛc.

2. Die Satire oder Spottdichtung macht die Torheiten und Verkehrtheiten der Welt lächerlich. Bisweilen sind es auch nur vermeintliche Torheiten, die ein Dichter geißelt. Beispiele:

Ältere Satiriker sind: Seb. Brant (vgl. „Das Narrenschiff" S. 131 f) und die in § 43 genannten: Fischart, Murner, v. Hutten.

Neuere Satiriker sind: Rabener, Börne, Heine (S. 498 f), Brunner (vgl. S. 538). Auch Goethe verstand sich gut auf die Satire („Reineke Fuchs").

3. Der Satire vielfach ähnlich ist die Parodie (Nebengesang) und die Travestie (Umkleidung). Beide sind öfters satirisch, beide suchen durch Witz und Laune zu ergötzen, beide beziehen sich auf bekannte ernste Gedichte; ihr Unterschied ist aber folgender:

a) Die Parodie schiebt dem ernsten Gedanken einen andern, und zwar trivialen Inhalt unter, behält jedoch die äußere Form und (soweit möglich) selbst die Ausdrücke bei. (Vgl. das nachher folgende Beispiel.)

b) Die Travestie behält den Inhalt des ernsten Gedichtes bei, zieht ihn aber durch trivial-komische Ausdrucksweise ins Lächerliche. So travestierte Blumauer Vergils „Äneide".

Digitized by Google

Die Erscheinung im Kaffeesaale.

(Parodie auf Schillers „Mädchen aus der Fremde".)

In einer Stadt bei jungen Frauen
Erscheint nach jedem Mittagsmahl,
Sowie der Kaffee sich läßt schauen,
Ein geistig Wesen in dem Saal.

Es ist nicht in dem Saal geboren,
Man fragt es nicht, woher es kam;
Doch schnell ist seine Spur verloren,
Sobald man wieder Abschied nahm.

Vereinigend ist seine Nähe,
Und alle Lippen tun sich auf,
Und keine Würde, keine Höhe
Hemmt ihres Wörterstromes Lauf.

Es bringet Fehler mit und Namen,
Gemerkt in einem andern Haus,
Bei eingebildeteren Damen,
Auf einem andern Kaffeeschmaus.

Es schenket jeder eine Gabe,
Der Witz und jener scharfen Blick,
Der Jüngling wie der Greis am Stabe,
Ein jeder kommt beklatscht zurück.

Zum Tadel dienen alle Gäste:
Doch birgt sich wo ein liebend Paar,
Das gibt der Kaffeereden beste,
An dem läßt man kein gutes Haar.

Röller.

4. Zu den spruchartigen Dichtungen gehören:

a) die Sprüche gewöhnlicher Art, wie sie die Meistersinger so unermüdlich dichteten, und wie sie noch in manchen Gegenden Deutschlands[1] heimisch sind.

Siehe die verschiedenen Arten, wie: Klopfan, Weingrüße ꝛc. und besonders die Priameln S. 130 f.

b) die Gnome, welche weise Lehren und Lebensregeln sinnreich und kurz ausdrückt, ohne auf eine bestimmte Person oder ein Vorkommnis hinzudeuten. — Ist eine ganze Kette von Gnomen zusammengestellt, so heißt sie Spruchgedicht.

Beispiele von einzelnen Gnomen siehe bei Herder S. 324 f. Beispiele von Spruchgedichten sind „Freidanks Bescheidenheit" (vgl. S. 104) und der „Cherubinische Wandersmann" von Johannes Scheffler (vgl. S. 199 f).

c) Das poetische Sprichwort ist nichts anderes als eine im Volksmund lebende Gnome.

d) Das Epigramm (soviel wie „Aufschrift") ist der Gnome ähnlich, deutet aber auf eine bestimmte Person oder ein Vorkommnis hin und

[1] Besonders sind die Hochzeitssprüche noch sehr beliebt. In der Gegend von Donauwörth (Bayern) z. B. werden solche vom Hochzeitslader von der Schwelle des Gasthauses aus an die im Halbkreise sich aufstellenden Brautleute und Hochzeitsgäste vor dem Eintritt in das Gasthaus vorgetragen. Diese Sitte hat einen Geistlichen jener Gegend (Joh. Gg. Lechner) veranlaßt, ein sog. „Leibbuch für Braut- und Eheleute, Eltern und Kinder, enthaltend 66 Hochzeitssprüche in gebundener Rede", herauszugeben, welches für derartige Zwecke sehr zu empfehlen ist. Diese Sprüche sind sehr edel gehalten und auch formrichtig. Die 200 dem Buche noch beigegebenen poetischen Erzählungen sind größtenteils recht spannend und lehrreich. Lehrer und Katecheten können damit ihren Unterricht beleben.

Digitized by Google

schließt stets mit einer Überraschung (pointe). Es heißt auch Pfeilgedicht, weil es oft satirisch ist und scharf trifft. Gern übt sich der Witz in ihm. Meister darin war der überaus scharfsinnige Lessing. (Vgl. S. 298 ff.)

Suche Epigramme von Logau S. 207 ff und von Lessing S. 310 ff.

5. Die poetische Epistel ist eine Lehrdichtung in Briefform.

IV. Die dramatische Poesie (Theaterdichtung).

§ 43. Im allgemeinen.

1. Das Wort „Drama" (von δρᾶν = handeln) bedeutet im Griechischen soviel wie „Handlung". Damit bezeichneten die Griechen in treffender Weise eine Theaterdichtung. Denn unter Handlung versteht man nicht ein Vorkommnis, eine Begebenheit, sondern die vor unsern Augen und Ohren nach und nach werdende Begebenheit. Wenn uns z. B. in Oberammergau bei dem Passionsspiel bloß die Kreuzigung Christi vorgeführt würde, so wäre das die Darstellung nur einer uns erschütternden Begebenheit; da aber zuvor das ganze Intriguenspiel seiner Feinde eingehend dargestellt wird, da wir dabei in die Herzen des Kaiphas und seiner Räte, in das Herz des Pilatus tiefe Einblicke tun können, da wir alles erfahren, miterleben, was sie so sehr gegen den Herrn erregte, da wir zuvor den Judas herumschleichen und den Meister verkaufen sehen usw., so schauen wir eben in Oberammergau eine Handlung. Und eben die Handlung, die werdende, darzustellen, das ist die schöne, großartige Aufgabe der Theaterdichtung.

1) „Im Drama begibt sich nicht nur Verschiedenes mit und an den auftretenden Personen, sondern diese zeigen durch eigene handelnde Vor- und Darstellung alle Seelenprozesse, welche in der Hauptperson des Dramas bis zur leidenschaftlich vollbrachten Tat sich vollziehen, alle inneren Beweggründe in ihrer vollen Geltung" (Beyer). Ebenso kurz wie treffend bezeichnet darum G. Freytag in seiner vorzüglichen „Technik des Dramas" als Gegenstand des Dramas „das Werden einer Aktion und ihre Folgen auf das Gemüt".

2) Das Drama wurde schon von Aristoteles als höchste Poesie bezeichnet, und mit Recht; denn es mischt Episches und Lyrisches in der spannendsten Weise, wir schauen äußere Wirklichkeit und innere Seelenzustände, und dadurch beschäftigt es ebenso unsere Phantasie wie unser Herz. Die Bedeutsamkeit des Theaters schilderte A. W. v. Schlegel sehr warm mit folgenden Worten: „Das Theater, wo der Zauber mehrerer Künste vereint wirken kann, wo die erhabenste und tiefsinnigste Poesie zuweilen die gebildetste Schauspielkunst zur Dolmetscherin hat, während die Architektur eine glänzende Einfassung und die Malerei ihre perspektivischen Täuschungen herleiht, und auch die Musik zu Hilfe gerufen wird, um die Gemüter zu stimmen oder die schon ergriffenen durch ihre Anklänge noch mächtiger zu treffen; das Theater endlich, wo die gesamte gesellige und künstlerische Bildung, welche eine Nation besitzt, die Frucht von jahrhundertelang fortgesetzten Bestrebungen, in wenigen Stunden zur Erscheinung gebracht werden kann: das

Digitized by Google

Theater hat einen außerordentlichen Reiz für alle Alter, Geschlechter und Stände und war immer die Lieblingsergötzung geistreicher Völker. Hier sieht der Fürst, der Staatsmann und Heerführer die großen Weltbegebenheiten der Vorzeit, denen ähnlich, in welchen er selbst mitwirken konnte, nach ihren inneren Triebfedern und Beziehungen entfaltet; der Denker findet Anlaß zu den tiefsten Betrachtungen über die Natur und Bestimmung des Menschen; der Künstler folgt mit lauschendem Blick den vorüberfliehenden Gruppen, die er seiner Phantasie als Keime künftiger Gemälde einprägt; die empfängliche Jugend öffnet ihr Herz jedem erhebenden Gefühle; das Alter verjüngt sich durch Erinnerung: die Kindheit selbst sitzt mit ahnungsvoller Erwartung vor dem bunten Vorhange, der rauschend aufrollen soll, um noch unbekannte Wunderdinge zu enthüllen: alle finden Erholung und Aufheiterung und werden eine Zeitlang der Sorgen und des täglichen Drucks ihrer Lebensweise enthoben."

2. Daraus folgt, daß der Dramatiker nicht etwa uns das, was geschehen, erzählt, wie es der Epiker tut, sondern er läßt die vorkommenden Personen wie in der Gegenwart Lebende auftreten, vor unsern Augen handeln, vor unsern Ohren sprechen und dadurch auch ihr inneres Wesen, ihr Sinnen und Trachten, ihr inneres Kämpfen und Ringen uns offenbaren. Der Epiker bringt die Vergangenheit als solche zur Kenntnis, der Dramatiker macht sie zur Gegenwart, so daß wir jene gleichsam mitleben.

Das Drama muß aufgeführt werden oder doch aufführbar sein, wenn es seinen Namen verdienen will. „Ich habe", sagte einmal Lessing, „nur einen einzigen Gesichtspunkt, aus welchem ich ein theatralisches Stück beurteile, nämlich die Vorstellung. Ich traue weder meiner Empfindung noch meiner Kritik anders als vor dem Theater." Darum braucht das Drama nicht bloß gute Schauspieler, sondern es bedarf auch einer Bühne *(σκηνή)*, der Dekorationen, der Kostüme, wozu natürlich auch ein Schauplatz *(θέατρον)* und Zuschauer gehören. Die Ausmalung, Schilderung und die Beschreibungen der Gegenden sind beim Drama Aufgabe der Szenerie.

3. Vor allem muß im Drama eine Hauptperson sein, um deren Geschick sich alles dreht, und die man den „Helden" nennt. Dieser ist der Hauptträger der Handlung, d. h. er wirkt am meisten zu derselben mit, indem er sich teils anderer Personen (Nebenpersonen) bedient, um seine Absichten zu erreichen, teils selbst tätig, unermüdlich und energisch sein Ziel anstrebt. In letzterem Fall stößt er aber auf Widerstand, es entsteht der Konflikt (Streit, Kampf). Darum spricht man im Drama von Kampf und Gegenkampf (Aktion und Reaktion)[1]. Aber nicht nur der Held des Dramas, sondern auch die übrigen Personen desselben erscheinen als wollende und handelnde. Weil sie durch die Kraft der Empfindung, Eigenart des Willens und Wesens besondern Charakter besitzen und diesen kundtun müssen, so heißt man sie auch Charaktere. Bisweilen treten auch Nebenpersonen nur als stumme Teilnehmer an der Handlung für irgend einen Zweck auf der Bühne auf, dann heißen sie Statisten.

[1] Freytag nennt diese beiden Elemente „Spiel und Gegenspiel".

Digitized by Google

1) Es ist immer ein Fehler, wenn mehrere Personen im Drama erscheinen, welche ein Hauptinteresse erwecken, so daß es also mehrere Helden hätte. Schillers „Don Carlos" weist solchen Fehler auf; denn anfangs nimmt mehr Don Carlos unser Interesse in Anspruch, im Verlauf des Stückes aber wird es auf Marquis Posa abgelenkt.

2) Die scharfe Charakterisierung der auftretenden Personen muß dem Drama ganz besonders eigen sein, damit es die letzten Quellen der entscheidenden Tat — die innersten Leidenschaften oder Tugenden — offenbare. Die Charakterisierung soll aber durch das Handeln der Personen vor den Zuschauern zu stande kommen, nicht durch Schilderung des Charakters seitens einer andern Person.

4. Die Handlung eines Dramas muß zwei Eigenschaften haben, nämlich sie muß wahrscheinlich und einheitlich sein.

a) Wahrscheinlich ist sie, wenn die Zuschauer sich sagen müssen: „Das kann wirklich unter Menschen vorkommen oder vorgekommen sein." Schillers Stück „Die Räuber" entbehrt dieser Eigenschaft, denn manche darin auftretende Personen sind für Menschen zu gut oder zu schlecht. Hingegen stören Riesen, Elfen, Zwerge die Wahrscheinlichkeit nicht, weil dieselben dem Volksglauben nach menschlich empfinden.

b) Einheitlich nennt man die Handlung, wenn alle Personen durch ihr Mithandeln und alle darin vorkommenden Ereignisse, sei es auch nur nebenbei, mithelfen oder mitbeitragen, daß das Stück so ausgehen muß, wie es der Dichter geplant hat. Es muß also die Haupthandlung einem Flusse gleichen, in den vielerlei Nebenflüsse einmünden; die Nebenflüsse nehmen aber wieder Bächlein, diese Quellen auf, und doch kommt alles dem Flusse zu gut, der, auf diese Weise verstärkt, sicherer zum Ziele gelangt.

1) Keine Person, kein Akt, keine Szene darf überflüssig sein; alles muß zum Ganzen etwas beitragen. Wo immer in einem Stücke Gespräche oder Einzelhandlungen vorkommen, die wegbleiben können, ohne dem Eindruck auf die Zuschauer oder dem Verständnis zu schaden, da hat der Dichter gegen die Einheit der Handlung gefehlt, noch mehr, wenn man sagen kann, der Eindruck wäre ohne dies und jenes noch größer gewesen. Wie viele solcher fehlerhafter Tragödien oder Komödien hat man früher aufgeführt, z. B. in der Periode, wo auch im blutigsten Trauerspiel der Hanswurst noch auftreten mußte!

2) Im Anfange allerdings können mehrere Handlungen scheinbar selbständig nebeneinander herlaufen, wie es in Schillers „Tell", in Shakespeares „Lear" und „Kaufmann von Venedig" der Fall ist; allein solche müssen doch im Laufe des Spiels einander näher rücken und zuletzt zu einer Haupthandlung sich vereinigen, ähnlich wie da und dort zwei oder drei Flüßchen eine Strecke lang nebeneinander fließen, an einer gewissen Stelle aber sich zu einem Hauptflusse vereinigen.

Die innere Einheit des Dramas fordert aber ferner noch, daß die auftretenden Personen ihren Charakter (also das vom Dichter ihnen zugedachte eigentümliche Wesen) durch das ganze Stück hindurch beibehalten, das vom Dichtergenius ihnen verliehene geistige Gepräge darf nicht abgelöst und durch ein anderes ersetzt werden.

Digitized by Google

Auch das sog. Motivieren (= Begründen) gehört zur inneren Einheit des Dramas. Man muß nämlich im Stücke für alles, was darin passiert, die Gründe, die Ursachen erkennen oder erfahren. Eine Handlung muß ganz natürlich aus der andern folgen und darf nie als das Werk des blinden Ungefährs oder des störenden Zufalls erscheinen.

5. Den Stoff des Dramas holt der Dramatiker am besten aus der Geschichte, aber er kann ihn auch aus der Sagenwelt, aus dem gesellschaftlichen Familienleben, aus schon vorhandenen Dichtungen (Novellen, Romanen, Balladen) entlehnen, oder endlich sogar aus der eigenen Erfindung, aus der Phantasie (vgl. „Die Braut von Messina").

1) Der Stoff wird auch Fabel genannt vom lateinischen fabula (Erzählung). Die Alten nannten jedoch so die Handlung, und daher kommt auch der Ausdruck fabulam agere (das, was die Fabel erzählt, als Handlung darstellen).

2) Wie stellt sich nun der Dichter zu der geschichtlichen Wahrheit, falls er seinen Stoff aus der Geschichte holt? Darauf antwortet Schiller, der Dichter dürfe nicht vor das Tribunal der Geschichte gezogen werden, und diesem Grundsatz folgend hat Schiller der „Elisabeth" in „Don Carlos" schweres Unrecht angetan, ebenso der „Jungfrau von Orleans" Schwächen angedichtet, die sie nicht hatte[1]. Aber Schillers Grundsatz ist ein ganz falscher. Er verstößt schon gegen die gewöhnliche Gerechtigkeit, ganz abgesehen vom achten Gebot. Der Dichter darf durchaus nicht historische Namen mit erdichteten (zumal schlimmen) Charakteren verbinden, die jenen ganz fremd sind; lieber soll er für diese Charaktere andere Namen wählen. Den Toten ist man doppelt Gerechtigkeit schuldig, weil sie sich nicht mehr verteidigen können. Mag Schiller dagegen protestieren, daß man vom Dichter „Unterricht" fordere, es bleibt doch wahr, daß die meisten Theaterbesucher und Dramenleser mit dem vollen Vertrauen dem Dichter sich nahen, daß er die Charaktere der geschichtlichen Personen in der Hauptsache nicht zum Schlimmeren verändert habe. Übrigens steht eine große Autorität Schillers Ansicht gegenüber; es ist Lessing, welcher sagt: „In allem, was die Charaktere nicht betrifft, kann der Dichter von der historischen Wahrheit abgehen, soviel er will, nur die Charaktere sind ihm heilig." „Analoges wie von den einzelnen historischen Personen gilt auch in Rücksicht auf ganze Klassen der Gesellschaft, sowie auf Genossenschaften und Korporationen. Auch sie sind ‚moralische' Personen, deren Rechte und deren Ehre das Naturgesetz in Schutz nimmt. Jene Tendenz-Schriftsteller und -Künstler, in deren Kompositionen die Repräsentanten der Kirche und des Klerus, des Adels und des Ordensstandes immer als die gemeinsten Seelen, als die verächtlichsten Subjekte oder die durchtriebensten Bösewichte auftreten müssen, machen sich dadurch nicht nur der frivolsten Angriffe schuldig auf die Ehre ihrer Mitmenschen, sondern sie verletzen zugleich eines der wesentlichsten Gesetze der Ästhetik" (Jungmann).

6. Wie aber der Bildhauer den Marmorblock zurichten, behauen muß, so muß der Dichter den rohen Stoff, den er bearbeiten will, herrichten, auf daß er für ein Drama paßt. Alles Zufällige, Gräßliche, Unsittliche,

---

[1] Ebenso machten es viele Romanschreiber. Rousseau hat so die „Heloise" in einem Roman tief unter die Wirklichkeit erniedrigt. Freytag hat in dem Roman „Die Ahnen" die Gestalten des hl. Bonifatius, Heinrichs des Heiligen, der hl. Elisabeth zu Zerrbildern gemacht.

Digitized by Google

den herrschenden Anstand Verletzende, Gemeine, Alltägliche, muß er von ihm nehmen, nach eigener Erfindung Neues hinzudichten und zu einem einheitlichen Ganzen für das ins Auge gefaßte Ziel formen.

Man heißt diese Arbeit: den Stoff dichterisch gestalten, idealisieren, und diese so gewonnene neue Einheit, dieses Ziel heißt die Idee des Dramas. Die so umgeschaffenen Personen des Stückes heißt man im Gegensatz zu ihren Stoffbildern Ideale.

7. Am guten Drama unterscheidet man drei Hauptteile:

a) Die Einführung (Exposition) macht den Zuschauer mit allen zeitlichen, örtlichen und persönlichen Verhältnissen bekannt, welche die Haupthandlung vorbereiten, ohne welche also die Zuschauer sich die Haupthandlung nicht erklären könnten. Fehlt die Exposition, so wäre es für die Zuschauer gerade so, wie für einen Geschichtsunkundigen, der ein Geschichtswerk aufschlägt und mitten in den Dreißigjährigen Krieg hineingerät, von dessen Entstehung, Ursachen 2c. er noch nichts weiß.

1) Die Exposition hat aber freilich schon die ersten Fäden der Haupthandlung anzuknüpfen: es geschieht dies durch das „aufregende Moment" und die sog. erste Steigerung.

2) Muster einer Exposition ist z. B. der erste Akt von Schillers „Tell" (einleitende Unterredung; Baumgartens Flucht und Rettung; Szene vor Stauffachers Haus; Unterredung vor dem Hut auf der Stange; Blendung Melchthals). Darauf die erste Steigerung: der Beschluß, auf dem Rütli zu tagen.

b) Die Verwicklung (auch bisweilen Intrigue genannt). Man versteht darunter die spannende Handlung selbst, jedoch noch ohne den Ausgang. Der Held und seine Helfer bemühen sich nämlich, ihre Absichten zu erreichen (der Kampf = Spiel), aber es treten auch andere Personen auf, die die Pläne der andern zu vereiteln, zu hintertreiben suchen (Gegenkampf = Gegenspiel). So durchkreuzen sich die Absichten und Pläne der Handelnden, und eben das ist die eigentliche Handlung. Weil man nun dabei den Ausgang noch nicht sieht und das Ganze einem verwickelten Knoten, dessen Lösung schwer, oder einem verwickelten Prozeß[1] gleicht, dessen Entscheidung ungewiß, so nennt man diesen Teil Verwicklung. Man braucht dafür auch den Ausdruck „Schürzung des Knotens" *(δέσις)*.

c) Nachdem die Spannung der Zuschauer aufs höchste gestiegen ist, so kommt im dritten Teil die Katastrophe (*καταστροφή* = Sturz) oder Lösung des Knotens *(λύσις)*, der Ausgang. Sie beginnt mit der sog. Umkehr (Peripetie = *περιπέτεια*, d. i. Umschwung). Darunter versteht man die entscheidende Wendung der Dinge, den Umschwung oder Umschlag des Glücks oder Unglücks der handelnden Personen in das Gegenteil.

[1] Ein wichtiger Prozeß gibt überhaupt eine gute Vergleichung für das Drama ab.

Digitized by Google

So rückt dann rascher die Lösung der Spannung, das entscheidende Ende des Stückes herbei.

8. Das ernste Drama besteht aus mehreren großen Teilen, die man Akte oder Aufzüge (vom Aufziehen des Bühnenvorhangs) nennt. Es gibt solche mit drei, vier, fünf und sechs Aufzügen. Jeder Akt besteht aus Szenen (Auftritten). So oft die Personen auf der Bühne wechseln oder ihre Anzahl sich ändert, entsteht ein neuer „Auftritt". Wird die Bühne selbst verändert, so heißt das Veränderung der Bühne. Der Szenenwechsel muß möglichst rasch erfolgen. — Meistens sprechen zwei oder mehrere Personen miteinander (Dialog = Gespräch); zuweilen redet auch eine Person allein (Monolog = Selbstgespräch). Der Prolog leitet das Stück ein, der Epilog ist ein poetisches Nachwort. Prolog und Epilog kommen aber selten vor.

9. Wenn das Drama nur drei Akte hat, so hat der erste die Exposition, der zweite die Verwicklung usw. Hat es fünf Akte, so verteilt sich die Verwicklung auf den zweiten, dritten und vierten Akt (zweite Steigerung, Höhepunkt, Peripetie). Bisweilen übernimmt auch ein Vorspiel die Exposition.

Beispiel: Maria Stuart.
Exposition: erster Akt: Streit des Paulet und der Kennedy.
Schürzung des Knotens: zweiter Akt: Elisabeth will ihre Feindin im Schloß Fotheringhay sehen.
Höhepunkt: dritter Akt: Begegnung und Streit der Königinnen im Park.
Peripetie: vierter Akt: Leicesters Verrat und Marias Todesurteil.
Katastrophe: fünfter Akt: Maria Stuarts Hinrichtung.

10. Das Drama kann in Prosa oder in Versen abgefaßt sein. Lessing hat das erste Drama in Versmaß gedichtet. Er wählte sehr passend dazu die fünffüßigen, reimlosen Jamben. Goethe, Schiller u. a. folgten seinem Beispiele.

11. Die Anfänge des deutschen Dramas fallen in die vierte Periode (1300—1500). Siehe S. 135 ff.

12. Die größten Dramatiker aller Völker und Zeiten sind der Grieche Sophokles und der Engländer William Shakespeare (siehe S. 309 Anm.). Der größte deutsche Dramatiker ist Schiller (siehe § 80, S. 364 f.).

13. Ehe wir nun die einzelnen Arten des Dramas besprechen, muß bemerkt werden, daß es eine Menge von kleineren Dichtungen gibt, die dem Äußeren, der Form nach dramatisch zu sein scheinen, es aber dem inneren Wesen nach nicht sind. So gibt es Dialoge, Zwiegespräche, in denen einzelne Personen ihre Gefühle oder Belehrendes aussprechen; ebenso Dramolette, in denen ein Vorfall aus dem Leben oder der Geschichte einfach dargestellt wird.

Digitized by Google

Beispiele von Dialogen: „Lebensmelodien" von A. W. v. Schlegel; „Der Wanderer" von Goethe; „Das Kind im Walde und ich" von Aug. Kuhn; „Das Licht im Tale und ich" von Fr. Kind.

Beispiele von Dramoletten: „Der Tod Napoleons" von Chamisso; „Normännischer Brauch" von Uhland; „Semele" von Schiller.

14. Die eigentlichen Dramen aber kann man in zwei Klassen absondern: in solche, die ohne Musik aufgeführt werden (rein dramatische Dichtungen), und in solche, bei denen die Musik mitwirkt. Zu jener Klasse gehören das dramatische Gedicht, das Trauerspiel, das Schauspiel und das Lustspiel. Zu der zweiten Klasse zählen das Melodrama, das Vaudeville und Sing- und Liederspiel, das Schauspiel mit Musik und die Oper mit ihren Unterarten.

Erwähnen wollen wir hier auch die dem religiösen Gebiete angehörenden musikalisch-dramatischen Formen:

die Kantate (eine in Musik gesetzte größere Dichtung lyrischen Inhalts, welche Arien, Duette, Rezitative, Chöre usw. enthält);

die Passion (die musikalische Darstellung des Leidens und Sterbens Jesu Christi nach den Worten des Evangelisten); die großartigste ist die nach St Matthäus von Seb. Bach;

das Oratorium (ein geistlich-musikalisches Drama ohne äußerlich sichtbare Handlung), z. B. die „Schöpfung" von Haydn, „Elias", „Paulus" von Mendelssohn, der „Messias" von Händel, „Die hl. Elisabeth" von Liszt.

§ 44. Die rein dramatischen Dichtungen.

1. Das dramatische Gedicht ist für die wirkliche Aufführung vor dem Theaterpublikum nicht geeignet. Es ist zu „fein für die Theaterlampen". Man nennt es auch Lesedrama, Buchdrama. Es ist übrigens, wenn sein Geist in sittlich-religiöser Hinsicht gut ist, eine sehr bildende Lektüre, zumal für die reifere Jugend.

Solche dramatische Gedichte schrieben Tieck, Körner, Platen, Immermann, Uhland, Zedlitz, Julius Mosen, Molitor, Redwitz usw. Auch Goethes „Tasso" wird von manchen unter die Lesedramen gerechnet.

2. Das Trauerspiel (Tragödie) stellt uns das ergreifende, Furcht und Mitleid erregende Schicksal eines bedeutenden Menschen so dar, daß dadurch das Gemüt des Zuschauers sittlich erhoben und gereinigt wird. Das Wort „Schicksal" ist hier in dem Sinne zu verstehen, daß der betreffende Mensch (der Held) am Ende zu Grunde geht.

1) Der Held muß ein bedeutender Mensch sein, mehr als ein gewöhnlicher Charakter. Er muß die volle Kraft seines Willens und seine Leidenschaft einsetzen, zugleich die Bildung, Sitte und das geistige Leben seiner Zeit an sich offenbaren. Sein Untergang soll auf jeden Fall das Mitleid der Zuschauer erregen; sei es, weil er ein bewundernswertes Opfer seiner Pflicht wird, sei es, weil er männlich stark sich in das verdiente Schicksal ergibt.

Digitized by Google

2) Über das in der Tragödie Darzustellende (das Tragische) gibt es zweierlei Meinungen. Nach der einen müßte es stets „eine zur Schuld und durch Verschuldung zur Buße, ja zum Untergang führende Handlung sein" (Köpert). Es sollte also in jeder Tragödie die sog. tragische Schuld vorkommen, die der Held dadurch auf sich lädt, daß er irgend ein Gesetz des Staates, der Kirche, der Familie oder der herrschenden Sitte verletzt. Wallenstein z. B. verletzt die Treue gegen den Kaiser, Ajax läßt sich zu blindem Zorn gegen die Atriden hinreißen, Ferdinand (in „Kabale und Liebe") überschreitet die Grenzen des Standesunterschiedes und der Pietät gegen sein Vater, Antigone mißachtet dadurch einen vom Staatsoberhaupt erlassenen Befehl, daß sie, der Schwesterliebe folgend, den als Vaterlandsfeind gefallenen Bruder bestattet. — Nach der andern Meinung, die wohl die allein richtige ist, braucht nicht gerade eine „tragische Schuld" vorhanden zu sein, es kann der Held auch eine wahrhaft ideale Person sein, ein Märtyrer seiner Pflichttreue gegen Gott den Herrn. Er gehört dann, wie der Dichter sagt, zu „den großen Seelen, denen die Schmerzen nachziehen, wie den Bergen die Gewitterwolken, an denen aber auch die Wetter brechen, und welche so die Wetterscheide werden für die Ebene unter ihnen".

3) Nach beiderlei Meinungen aber müßten wir in der Tragödie immerhin den ernstesten Kampf (tragischen Konflikt) zwischen menschlicher Leidenschaft und Selbstsucht einerseits und der göttlichen Weltordnung anderseits schauen, und stets müßten eben die Zuschauer unter dem Eindruck und mit der Überzeugung das Theater verlassen, daß Gott der allwaltende und allgerechte Herr ist, und daß „es keine Weisheit und keine Klugheit und keinen Rat gibt wider den Herrn" (Spr 21, 30). Dies ist aber kein Widerspruch gegenüber der zweiten, von uns vertretenen Ansicht vom Tragischen. Denn der Held, welcher als erhabener Zeuge für Gottes Weltordnung eintritt, repräsentiert eben diese; und wenn er auch als Opfer seiner Treue fällt, so ist sein Tod doch eine Verherrlichung Gottes und seiner Weltordnung; er siegte ja aus Liebe zur Gottheit über menschliche Schwäche, über Lockung und Drohung der Menschen.

4) Die sittliche Erhebung und Reinigung der Gefühle der Zuschauer soll schon nach Aristoteles der Zweck der Tragödie sein. Wie wird nun das erreicht? Bezüglich einer Tragödie, in welcher der Held durch eigene Schuld sein Schicksal sich bereitet, stellt dies Köpert sehr schön folgendermaßen dar: „Daß uns der Anblick einer zur Schuld und durch Verschuldung zur Büßung, ja zum Untergange führenden Handlung mit Furcht und Mitleid erfüllt, ist leicht einzusehen: mit Mitleid für den vom Schicksal hart Getroffenen, mit Furcht aber sowohl für den, den wir dem Abgrunde des Verderbens zueilen sehen, als auch in dunklem Hintergrunde für uns selbst, da wir ja alle nicht frei von Schuld sind; eine erhabene Bangigkeit ergreift uns, ‚als ob die Gottheit nahe wär' und auch über uns ihre allgewaltige Hand drohend schwebte. Wenn wir nun aber sehen, wie gerade im Unglück die Erhabenheit des Helden sich in ihrer ganzen Größe offenbart, wie seine Schuld durch seinen Untergang gebüßt ist, wie aber das Gute und Große in ihm anerkannt wird und ihn überdauert, kurz, wie sich in der Tragödie die erhabenste Gerechtigkeit offenbart: so wird unsere Furcht sich zur Ehrfurcht reinigen, unser Mitleid zu einer idealen Wehmut sänftigen und verklären. Über Tod, über Furcht und Tränen hinweg schauen wir in die höhere göttliche Harmonie und nehmen mit uns das erhebende, versöhnende Bewußtsein, daß nicht blinder Zufall, sondern ein gerechter Gott die Welt beherrscht." — Bezüglich der Tragödie aber, in welcher die sog. tragische Schuld fehlt, vollzieht sich jene sittliche Erhebung und Reinigung des Gemütes dadurch, daß der Zuschauer von Bewunderung des sich für das Hohe, Gute, ja für das höchste Gut freiwillig hinopfernden Helden erfüllt wird, seine eigene Schwäche und Wankelmütigkeit empfindet, mit Beschämung auf seine Untreue

Digitized by Google

gegen das natürliche und übernatürliche Gesetz zurückblickt und mit edeln Vorsätzen die Tragödie verläßt.

Schon bei den Alten war Tragödie *(τραγῳδία)* ein erhabenes Gedicht von traurigem Ausgang, worin nur erhabene Personen (Götter, Könige, Prinzen, Helden rc.) auftraten. Das Wort selbst ist aber abzuleiten von *τράγος*, der Bock, und *ᾠδή*, der Gesang. Man bezeichnete in der ältesten Zeit damit jeden theatralischen Chorgesang (Dithyrambus), welcher bei den üblichen Bockopfern, die man an den griechischen Bacchusfesten diesem Gott darbrachte, angestimmt wurden. Die Chorsänger waren dabei als Satyrn kostümiert, also ganz in Bockfelle gehüllt.

3. Die besten deutschen Tragödien verfaßten Goethe, Schiller, Grillparzer.

Goethes „Götz von Berlichingen" (siehe dessen Inhalt S. 343 ff); Goethes „Faust" (siehe S. 361 ff).

Schillers frühere Dramen („Die Räuber" waren das erste) sind weniger gut; um so besser seine späteren: „Wallenstein", „Maria Stuart", „Die Jungfrau von Orleans", „Die Braut von Messina", „Wilhelm Tell".

Franz Grillparzers Tragödien sind die besten der Neuzeit (siehe S. 524 f).

4. Das Schauspiel unterscheidet sich von der Tragödie durch den glücklichen, versöhnenden, ja heitern Ausgang, von dem Lustspiel aber durch seinen vorherrschend ernsten Inhalt. Einzelne Szenen können heiter, einzelne selbst tragisch sein; es kann bald Besorgnis, bald Rührung erregen, aber es muß freudig, freundlich schließen.

Das vorzüglichste Schauspiel ist Goethes „Iphigenie". Es ist zugleich eine der feinsten aller deutschen Dichtungen. Siehe den Inhalt S. 348 ff.

Gleichfalls berühmt, aber für ein Drama zu arm an Handlung ist Goethes „Tasso" (S. 351 ff). Vgl. übrigens § 44, 1.

Sehr gelobt ist auch Kleists „Käthchen von Heilbronn" (S. 427 f).

In neuerer Zeit schrieben Hebbel, O. Ludwig, Anzengruber, Greif, Wildenbruch viele, darunter treffliche Schauspiele.

5. Das Lustspiel (Komödie) stellt das Leben von seiner heitersten, ja lächerlichen Seite dar, bringt also Mißverständnisse, Torheiten, Schwächen der Menschen auf die Bühne.

Beispiel: Das beste (freilich mehr ein heiteres Schauspiel zu nennende) Lustspiel schrieb Lessing: „Minna von Barnhelm" (siehe dessen Inhalt S. 304).

In neuerer Zeit schrieben Kleist, Bauernfeld, Benedix, Freytag, Gottschall, Jordan, Schaufert treffliche Lustspiele.

6. Die Posse nennt man das Lustspiel, in welchem das Niedrigkomische, derbe Heiterkeit, das Burleske vorherrschend ist. Es soll darin Übertreibung und Haschen nach lächerlichen Effekten sowie die Verzerrung der Charaktere herrschen.

Die Lokalposse behandelt Vorgänge oder Zustände des Ortes, wo man sie spielt. In der Zauberposse, der Ferd. Raimund eine veredelte Form gab, kommt Zauber- und Märchenhaftes vor. Der Schwank ist die niederste Art der Posse. Ursprünglich durfte darin der Possenreißer (Narr, Hanswurst, Pickelhering, Kasperle, der englische Clown, der italienische Harlekin) nicht fehlen.

Digitized by Google

§ 45. Die Musikdramen.

1. Das Melodrama (von μέλος = Gesang und δρᾶμα = Handlung) ist eine Deklamation mit einer zu ihr passenden Musikbegleitung.

2. Das Vaudeville ist ein durch beliebte Gesangstrophen (Couplets) unterbrochenes Lustspiel. Es soll seinen Namen von dem Städtchen Vaux de Vire (Normandie) haben, wo gegen Ende des 14. Jahrhunderts ein Waldmüller Namens Olivier Basselin solche Couplets machte.

In Deutschland hat es Holtei eingeführt.

3. Sing- oder Liederspiel ist dasselbe, nur in deutschem Geiste.

4. Schauspiel mit Musik nennt man jenes Drama, dem eine besonders dazu komponierte Ouvertüre vorausgeht, welche die Gemüter passend stimmt, und in welches wohl auch Lieder, Chöre, Marschformen, Tänze eingelegt sind.

5. Die Oper ist eben das musikalische Drama. — Sie kann tragisch oder komisch sein. — Die Hauptbestandteile sind: Rezitativ (was sonst der Dialog), eine Art deklamatorischen Halbgesangs; die Arie (was sonst der Monolog); Duett, Terzett, Quartett ꝛc., wenn zwei, drei ꝛc. Personen gleichzeitige Gefühle kundgeben; Chor, wenn viele oder alle Personen dies tun.

Die größten Opernkomponisten Deutschlands sind Gluck, Beethoven, Mozart, K. M. v. Weber, Meyerbeer, Richard Wagner.

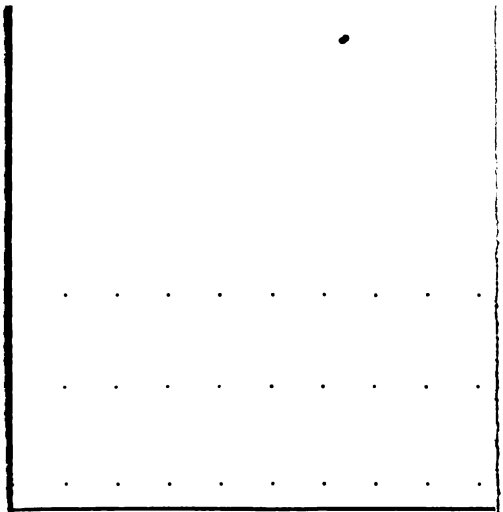
6. Unterarten der Oper sind:

a) die Operette, eine kleinere Oper mit einfacher Handlung. Es gibt ernste und komische Operetten;

b) das Intermezzo (Zwischenspiel), ein kleines komisches Singspiel für zwei oder drei Personen, welches zwischen zwei Theaterstücke eingelegt wird, um dem Publikum Abwechslung zu verschaffen oder um eine größere Pause zu gewinnen.

Digitized by Google

Digitized by Google



	20.	D
		1 2
	21.	.
	22.	.
III. Zusammen- gesetzte Wörter.	23.	D
		1 2 3 4
	24.	.
	25.	D
IV. Wörter jeder Art.	26.	J

Digitized by Google

gar arsisschwer, z. B. Goethē, Demosthenēs.

. . . . . Die von Regel 20 ausgenommene Silbe **miß** vor einfachen Zeitwörtern und die Silbe **un** in „unendlich", „untröstlich", „untrüglich", „unnahbar".

. . . . . Die Nachsilben mit **i**, also: lich, isch, ischt, in, ig, zig, nis, ing, is, ling. Sie lassen sich schon als schwer brauchen, wenn sie auch nur eine leichte Silbe zur Seite haben, z. B. Jünglinge, Freundinnen.

Ausnahmen.

Die romanischen Endungen **in, ik, is, il, ieren, ier** in gewissen Fremdwörtern sind immer arsisschwer. Vgl. oben Regel 14.

lauten (**eit, eu** ꝛc.).

eichte Silbe ihnen

an die schwere Silbe

hbaum, Beweiskraft.

Digitized by Google

Glossar

zu den alt- und mitteldeutschen Proben.

A.

aht, Art.
al, ganz.
alde (vom ital. al Dio), ade.
als, wie.
alsam, ganz so, ebenso, wie.
anbizen = enbizen, frühstücken, daher „Imbiß".
âne, ân, ohne.
angegin, entgegen.
angesig, angstmachend, fürchterlich.
ansên, ansehen.
anzugel, ein Stück Leder oder Horn zum Anziehen der Stiefel.

B.

barn, was geboren ist = Kind.
batun, sie baten.
baz, besser, mehr; je baz unde baz, je mehr und mehr.
begân, tun, begehen, leben.
begreif von begrîfen, umfassen, ergreifen.
beiten, warten.
belangen, plangern, verlangen.
berndiu, fruchtbar.
besachen, versehen.
besande, Goldmünze von Byzanz.
bete, Gebet.
biten von biten, warten, erwarten.
bot, Aufgebot.
bracht, Pracht, Hochmut.
bräckelin, eine kleine Bracke, Hündlein.
brast von bresten, brechen, gewaltsam hervorbrechen (daher „Bresten" und „Gebrechen").
brieve, Bannbriefe.
brinnen, brennen.
bürsten, Borsten.
buss, mir werd b., ich werde los.
buten von bieten.

C.

chapel, Kranz von Blumen oder Blättern, Kopfputz der Frauen.
chempfen, kämpfen.
chlain, wenig, gar nicht.
chunne, Geschlecht, Stamm.
cirkel, Krone eines Fürsten (einfache Fürstenkrone im Gegensatz zur Kaiserkrone).
cyprian, Zypresse.

D.

da, wo.
dan, denn, als.
danne, denne, alsdann, daher.
dâr, da, wo, dahin.
dâst, deist, das ist.
degen, Held.
dehein, irgend ein, kein.
deich = daz ich.
den, denen.
dicke, oft („das kommt mir zu dick").
diezen, tosen, laut tönen.
dinc, Ding, Schicksal, Verhältnis, Lage.
dirre, dieser, diese hier.
dohein, daheim.
dörperheit, dörfisches, bäurisch rohes Wesen.
draehet von draehen, hauchen, duften.
drohtin, Drost, Fürst, Herr.
duhten, dunct von dunken, dünken.

Digitized by Google

dur, durch, um — willen, für.
durchgraben, durchsuchen,
durnehteclich, die Nacht hindurch, vollkommen, ganz.

E.

ê, ehedem.
êben, gleich.
egel, Ekel.
eingeschlechte, abgeschlachtet.
eis, eines.
eisen, der sog. Geißfuß (von Eisen) der Schuster.
eislich, schrecklich.
eitervar, giftig (eiter, tierisches Gift).
ellende (von alius und „Land"), fremd, unbekannt, heimatlos, jammervoll.
ellenthaft, kühn und stark, tapfer.
elliu, ganz, all.
empern, entbehren.
enpflag von enpflegen, pflegen, obliegen.
ente, enti, das Ende.
erdôz von erdiezen, erschallen.
ernveste, ehrenfest.
ertrahten, erdenken.
ervant von ervinden, erfahren, vernehmen, finden.
erwinden, ablassen.
erztin, die Frau eines Arztes.

F.

fazmann, Schalksnarr.
ferlich, verlieh.
ferre, weit, fern.
fier, mächtig, stattlich, stolz (vgl. das franz. fier).
fresten, unverletzt erhalten.
froïdebernde, was Freude hervorbringt oder besitzt.
frowen bild, Frauensbild.
füget, paßt.
fürbaz, weiter, mehr.

G.

gadem, Gemach, Saal.
gahende, gäh, eilends.
garwe, gar.
gebénde, gibénde, das Gebände (von Band), die Haarbänder, der Kopfputz.
geburida, sich gebührte.
gehêret von hêren, hehr machen, heiligen, weihen.
gein, gegen.
gelâz, Gestalt, Bildung, äußeres Ansehen.
geleit von legen.
gelich, gleich.
gemach, Verpflegung, Ruhe, Gemächlichkeit.
gemeit, fröhlich, lieblich.
gemuot, gestimmt, gesinnt.
gemusiret von mûzen, sich mausen, die Federn wechseln.
genaeme, genehm, angenehm.
ger, Begehren, Begierde.
gerbet = geerbet von erben.
gêren, ehren.
geriet von geråten, anraten, anfangen, beginnen.
gernden von gern, begehren.
gerucht, um etwas besorgt sein, etwas beachten.
geschaft, Geschöpf, Schöpfung.
geschant von geschenden, zu Schanden machen.
geseit von sagen.
getân, sotan, beschaffen, geartet.
getiuren, verherrlichen, teuer machen.
getörste von getürren, sich erkühnen.
getvelte von tveln, verweilen, bleiben.
gevar, gefärbt.
gewaere, wahrhaft, wahr.
gewant, beschaffen, bewandt.
gezalt von zellen, erzählen.
gezemen und gezaemen, geziemen, wohl anstehen.
gfretz, Weideplatz.
gîsert = geisert, geeifert, mit Eisenrüstung versehen, geharnischt.
git, gist von geben.
glat, glatt, hell, adv. entschieden, durchweg.
gouch, Gauch, Guckguck, Narr.
goukel, das Gaukelspiel.
goume nemen, wahrnehmen, acht auf etwas haben.
gra, grau.
gundet von gunnen, gönnen, wollen wünschen.

H.

hail, Heil, Glück.
harda, herte, hart.

Digitized by Google

harm = hermelîn, unter dem Christus gemeint ist.
harnasch, Harnisch.
harte, sehr, gar.
haz, Haß; âne h., friedlich.
helaga, heilig.
hellen, hallen, ertönen.
hêr, erhaben, hoch, vornehm, stolz, hehr.
her her, Kriegsgeschrei der Landsknechte.
hêrre, Herr, Gebieter.
hest, hättest.
hiete, heiße.
hlud, laut.
hoffirer von hofiren, in festlicher Gesellschaft sich erfreuen, den Hof machen, galant sein.
hôchgezît, Fest, Hochzeit; fröuden hôchgezîte, Freudenfeste.
hosen, Schäfte der Stiefel.
houbet, Haupt.
hruopan, rufen.
hube, huobe (lat. mansus), Grundstück von 30 bis 40 Morgen, Lehen, Gut.
hugi, Gedächtnis, Herz, Sinn.
hul, Höhle.
hurn, stürmisches Schneegestöber, von hornen, schneien, daher Hornung.

I.

icht, irgend etwas, nicht.
im, ihm.
in, ihnen.
în, hinein.
inder, indert, irgendwo.
ine, ich ne, ich nicht.
înnan, Innern.
inneclîchen, adv. inniglich, von Herzen.
iu, euch.
iuwer, euer; iuwer dinc, eure Sache (sc. das Kreuz zu nehmen).

J.

jaemerliche, kläglich.
je, irgend einmal, je.
jehen, jechen, sagen.
je mer, immer, je mehr.
joch, doch.
jomern, jammern.
jungist, ze — zuletzt.

K.

kameraere, Kämmerer, Aufseher des Schlafgemachs, Schatzmeister.
kardamuomon, Gewürz.
kemenâte, Schlafgemach.
kiesen, erkiesen, erwählen, prüfen.
kiusch, keusch.
kleinen, sorgsam, genau.
korfel, Ausschlag.
kriechending, wohl ein Landsknechtwitz für Greding im Schwarzachtal, allwo es Kriechen (eine Art herber Pflaumen) hatte. Die Bürger von Greding hatten sich nämlich den Bauern angeschlossen.
künne, Verwandter, von kunne = Geschlecht.
kuozagel, Kuhschweif.
kür, Entschluß, Wahl, Überlegung.
kurzewîle, Kurzweil.
kurzwîlen, kurz.

L.

lâ, laß, von lân, lassen; abe lân, belassen; sich an einen lân, sich an einen halten.
lantrêhtaere, Landsrichter.
lasterlich, schimpflich.
lebermer, das Lebermeer, ein fabelhaftes Meer, auf dem die Schiffe unter mancherlei Gefahren auch die zu bestehen haben, daß sie von einem Magnetberge (agetstein) angezogen werden und daran zerschellen.
leichet (von leichen), in die Höhe steigen, wachsen, tanzen, hüpfen.
lendet von lenden, landen.
lêth (niederdeutsch), leid.
liep, Freundlichkeit, Liebe.
lignum (lat.), Holz, Staude.
linin, leinen.
list, Weisheit, Kunst, Kenntnis, List.
liute, Leute.
lobebaere, löblich.
lôste von lösen.
lougen, leugnen.
lub, Laub.
luogen, schauen.
lützel, klein, wenig.

M.

maere, Märe, Kunde, Neues.
maere, lieb, teuer, berühmt, bekannt.

Digitized by Google

mâg (von muogen = kennen, mögen), Verwandter.
manger, mancher.
marium, ruhmreich, klar, herrlich.
mâze, Maß, Angemessenheit, Bescheidenheit.
mê, mehr.
mennescheit, Menschheit.
merre, größer.
michel, groß, gewaltig.
minne, Liebe.
missegât von missegân, irregehen, fehlgehen.
morn, morgen.
mortgîtîg, mordgierig.
mortmeile, mordbefleckt (meile, Flecken, Mal).
môse, môsze, Maß; ze m., mit Maß.
mudig, (hier soviel als) mutig zum Schlimmen = Schelm.
müe, Mühe, Streit, von müen, abmühen, quälen.
mueten, begehren, wünschen.
muget von mugen, mögen.
muoder, was auf Flüssigkeiten obenauf schwimmt (vgl. das heutige „Essigmutter"); die Wellen.
muot, Sinn, Geist, Abschnitt.
muoton, dürfen.

N.

nech, die Nähe.
ner von nern, schützen, retten, nähren.
nôtic, in Not befindlich.

O.

ob, ob, wenn, daß.
oc, auch.
ors, Roß.

P.

paumann, Bauersmann.
phlegt, phligt von phlegen, pflegen, haben. besorgen.
prüeven, berechnen, erproben, beurteilen.

Q.

quathun, sagten.

R.

rechen, rechnen.
recht, rechtmäßig, gerade so.
recke, Held.
reissen, necken.
rêrte von rêren, vergießen, herabrinnen lassen.
rihten, richten.
rugen, ruhen.
rum vahen, Raum fangen, Raum schaffen.
ruochen, geruhen, wünschen.
rüwen, bereuen; rüwe, die Reue.
rüwig (von ruowen), ruhig.

S.

saelde, Seligkeit, Heil, Glück.
saeldenbaere, heilbringend, glücklich, gesegnet.
sam, so, ebenso, gleichwie, als ob.
sân, sogleich, alsbald.
sande von sant, Sand, Gestade.
sant, (er) sandte.
schâchaere, Schächer, Raubmörder.
schalten, stoßen (vom Schiff).
scheiden, entscheiden, schlichten.
schellen, schallen.
schemelîch, schmachvoll, schändlich.
schepfaere, Schöpfer.
schicken, sich schicken, passen.
schiere, sogleich, eilig, bald, fast.
schîn, deutlich, sichtbar, strahlend; Glanz.
schlinden, schlingen, schlucken; daher „Schlund".
schloff von schleifen, hingehen.
schone, schön.
schulde von schult, Grund, Verschulden.
seic von sîgen, sinken.
sein, feines Wollenzeug.
selnetzen, Seelnetzen.
sem mir, sam mir, so wahr mir helfe, bei meiner Seele.
senden, sender (= senender, Partic.) von senen, sehnen.
seule, Pfriemen.
sider, hernach, seither.
sigenünfte, Siegnahme, Sieg.
sîn, sein.
sin, Sinn.
sît, site, Sitte, Brauch; ainen sit, denselben Brauch.

Digitized by Google

sît, seitdem, nachher, darauf; da (ursächlich).
siufzec, beseufzenswert, beseufzend.
slah von slahen, abschlagen.
slavenîen hûs, Schlafhaus.
slëht, eben, glatt, gerade; schlecht und recht.
sleif von slîfen, fallen.
sluof von sliefen, schlüpfen.
smac, Geschmack, Geruch, Duft.
snaben, schnappen, hüpfen, springen.
spengen, mit Spangen versehen.
spien von spannen.
spor, Fußstapfen, Spur.
spreke, spreche.
strengebernde, was Strenge, Unerbittlichkeit hervorbringt oder besitzt.
stuont, stund.
sühte von suht, Sucht, Krankheit.
summer = sem mir.
sun, Sohn.
sundiu, sündhaft.
sus, so, in solchem Grade, so sehr; sonst.
swâ, wo auch immer.
swachen, schwächen, herabsetzen.
swaere, Schmerz, Kummer, schwer.
swar, wohin auch immer.
swaz, was.
swie, wie sehr auch, wie.
swirt von swërn, hervorsprießen.

T.

thanc, Dank.
tievel, tiefel, Teufel.
tihten, Dichten, Trachten.
töhte von tügen, nützen, helfen, taugen, förderlich sein.
tougen, tougenlîch, heimlich, verstohlen.
treiben, nicht in Ruhe lassen.
treit von tragen.
truchen, Truhe.
trût, traut, lieb.
trunc, unterirdisches Gemach.
tuont, sie tun dergleichen, sie gebärden sich.
turren, sich getrauen, sich unterstehen, wagen, dürfen.
tute, (er) tut.

U.

übergnôz, über seinesgleichen hervorragend.
übervaht von übervehten, überwinden.
unc, Unke, Natter.
ünde, Woge, Flut.
understân, entgegenstehen, abwenden.
ungesunde, Krankheit.
unkreften von unkraft, Ohnmacht.
unmære, unlieb.
unmâze, ohne Maßen.
unmüezekeit, Geschäftigkeit.
unriuwecliche, unbekümmert.
unverëbenet, unausgeglichen.
unz, bis zu, solange, während.
uobten von üeben, üben.
urhap, Anfang, Ursprung.
urliuge, Krieg, Kampf.

V.

vân = vahen, fangen, fassen, ergreifen.
vart, Fahrt.
varwe, Farbe.
vaste, vast, fest, stark.
vaz, Gefäß.
vel, Fell, Haut (in der alten Sprache nicht unedel).
velscher, Betrüger.
vergeben, weggeben, vergiften, auch schaden überhaupt.
verhügln, an etwas denken.
verjëhen (davon verjah), aussagen, mit dem gen.: über eine Sache.
verlac von verliegen, durch Liegen oder Nichtstun versäumen.
verlân, verlât von verlâzen, unterbleiben, vertrauen, unterlassen, überlassen, verlassen.
vernunst, Vernunft.
verre, fern, weit.
verschlinden, verschlingen.
verslahen, zuschlagen, verschließen.
verspart von versperren, verschließen.
vert von varn, fahren, ziehen, reisen.
verte von vart, Fahrt, Zug.
verteilen, verurteilen.
vertriffet von vertrefen, übertreffen.
verwen, färben.
verworhte von verwürken, zu Grunde richten, verderben, verlieren.
vesen, Spreu.
vîentlîch, feindlich.
violvelt, Violenfeld, Veilchenfeld.
volger, der Folger, Diener.

Digitized by Google

vollfieren, vollführen, durchführen.
vorhten, fürchten.
vremde, Entbehren.
vriedel, Verlobter (Fridolin).
vrumte von vrumen, frommen, vollbringen, schaffen.

W.

wâ, wo, wenn.
waben, Honigscheibe.
waegest (gewogen), vorteilhaft, gut.
waehet von waehen, schön darstellen, zierlich gestalten, daher wât = Gewand.
waetlich, weidlich, schön, stattlich.
waffel, das Maul der Jagdhunde.
waldande, Waldente.
wan, warum nicht, außer, als, nur.
wan, wand, weil.
wan, leer.
wân, Absicht, Wahn; sunder w., ohne Zweifel.
wanc, Weichen, Abweichen.
wandel, Wandlung, Änderung, Vertauschung.
wânden, (sie) wähnten.
war, wohin.
was (von wesen), war.
wât, Kleidung.
waz ob, wie ob etwa, vielleicht daß.
wê, wehe.
weise, der Waise; hier ist der Hauptedelstein in der deutschen Kaiserkrone gemeint, „weil seinesgleichen keiner sonst existierte" (Albertus Magnus).
werbendez (von werben = drehen), tätig.
weren, wehren.
wern, verschaffen, gewähren, bürgen.
werod, Wehrtum.
wesen, währen, sein.
widergienc von widergân, begegnen.
widerseit von wîdersâgen, absagen.
wigant, Krieger, Held.
wiht (von wihan, machen), etwas Gemachtes, Nichtiges, der Wicht.
wiki, Weiler.
willion, Willen.
wirdekeit, Würdigkeit.
wirs, schlimmer.
wirt, Hausherr.
wison, besuchen.
won = wan, wann, wenn; won wird aber auch als imp. von wânen = wähnen gebraucht.
wüeten, wüten.
wunderer, Wundertäter, Zauberer.
wurde, conj., würde.

Z.

zehant, zu Hand, sogleich, alsbald.
zein, Stab, Rohr, Borte.
ziehen, erziehen.
zimbert von zimbern, zimmern, bauen.
zimierde, Helmschmuck.
zühten von zuht, Zucht, edle Sitte.

Berichtigungen.

Seite 241 Zeile 4 von oben lies: Veltheim statt Velten.
Seite 567 Zeile 15 von oben lies: gest. 1900 als Kanonikus statt seit 1861 Kanonikus.
Seite 579 Zeile 11 von oben lies: gest. 1902 als Kanonikus statt nun Kanonikus.

Digitized by Google

Personen- und Sachregister.

Abbassiden, die 472.
Abderiden, die 316.
Abgesang 83.
Abraham a Sancta Clara (Megerle) 187 232 ff.
Abschatz Hans Aßmann Freih. v. 222.
Absurda comica oder Peter Squentz 205.
Abt Anton (Walter von Münich) 639.
Adone (Adonis) 221.
Ahlfeld Friedr. 678.
Ahnfrau, die 525.
Albert Heinrich 200.
Alberus Erasmus 175.
Albrecht von Scharffenstein 69.
Alemannische Gedichte 467.
Alexanderlied 30 f; Alexandersage 77.
Alexis Willibald (W. Häring) 493 671.
Alexius, hl. 79 f.
Allmers Hermann 654.
Almanach, feyner kleyner 322.
Alpen, die 251 f.
Alxinger 316.
Amalie Prinzessin v. Sachsen 702.
Amara George (Kaufmann) 611 717.
Amaranth 564.
Ambrosius Johanna (Voigt) 718.
Ammianus Marcellinus 9.
Amyntor Gerhard v. 677.
Anakreontiker, die 187 254 ff.
Aneide 60.
Angelus Silesius (Scheffler) 187 198 ff.
Anna Amalie v. Weimar 313 317.
Annolied 27.
Antigoeze 301.
Anton Ulrich, Herzog v. Braunschweig 231.
Anzengruber Ludw. 496 528.
Ariost 400.
Armin 9.
Arndt Ernst Moritz 415 f.
Arnim Achim v. 262 263 419 f; Bettina 420.
Arnold Georg Daniel 469 f.
Arrom Cecilia de (Caballero) 707.
Art poétique 239.
Artussage 59 61.
Asmus omnia sua secum portans 293.
Ästhetik 186.
Attila (Etzel) 11 36.
Auerbach Bertold 493 587 f.
Auersperg Graf v. (Anastasius Grün) 522 f.
Aufgesang 83.
Aufklärung 397.
Aufschriften 130.
Augusta, Kaiserin 314.
Aurbacher Ludw. 576 f.
Ava, Frau 23.
Avenarius Ferd. 495 686.
Ayrer Jakob 176.

Balde Jakob 167 214 ff.
Banck Otto 689.
Barden 10 272 280.
Bardiete 272.
Barditus 9.
Barfüßer, Sekten- und Kuttenstreit der 171.
Barlaam und Josaphat 77.
Barocke, das 220.
Bartels Adolf 654.
Bauer Klara (Karl Detlef) 707.
Bauernfeld Eduard v. 496 528.
Baumbach Rudolf 492 495 684.
Baumberger Georg 587.
Baumgarten Alex. 186.
Baumgartner Alex. 603 f.
Bäumker Wilh. 128.
Baumstark Reinh. 590 f.
Bayrische Dichter 555 ff.
Bechstein Ludw. 493 691.
Beck Friedrich 569 f.
Beck Karl 520.
Becker August 493 566.
Beer Michael 479.
Behaim Michael 125.
Behringer Edm. 570 f.
Behrle Rud. 608.
Benedix Roderich 496 670.
Berend Michael 685.
Berger Joh. B. (Gedeon v. d. Heide) 623.
Bergreien 114.
Berlichingen Adolf v. 608 f.
Berlichingen Götz v. 342 ff.
Berlyn Gust. 623.

Digitized by Google

Berthold von Regensburg 36 110.
Berthold Karl 640.
Berthold Theodor 640.
Besser, v. 239.
Bezauberte Rose, die 441.
Bibelausgaben, deutsche 146; Bibelübersetzung, Luthers 146, Ulfilas' 12.
Biblische Stoffe 12; Schauspiele 175 f.
Bienenkorb des heiligen römischen Immenschwarms, der 171.
Bierbaum Otto Jul. 687.
Biernatzki Joh. Christ. 654.
Bilzer Wilh. 571.
Birch-Pfeiffer Charlotte 588 708.
Birken Sigmund v. 224.
Bleibtreu Karl 673.
Blumauer 316.
Blüthgen Vikt. 692.
Bodenstedt Friedrich v. 495 561.
Bodmer Joh. Jak. 241 249 f.
Böhlau Helene 708.
Böhme 402.
Boileau 239.
Bolanden Konr. von (Bischoff) 577 f.
Bone Heinr. 640.
Boner Ulrich 106 ff.
Bonn Franz 573.
Bordes Ludovika des 721.
Born Wilh. v. 617.
Börne Ludw. 497 f.
Bornemann Wilh. 692.
Böttger Adolf 679.
Boy-Ed Ida 707.
Brachmann Luise 480.
Brachvogel Alb. Emil 673.
Brackel Ferdinande v. 493 708 f.
Brandis-Zelion Emma v. 709.
Brant Sebastian 116 131 f.
Brauer Eduard 601.
Braun Isabella 494 715.
Braut von Korinth 336; von Messina 383.
Breden Christine v. 716.
Breitinger Joh. Jak. 249 f.
Bremer Beiträge und Beiträger 244.
Brentano Klemens 262 263 421 ff.
Breusing Herm. 655 f.
Briefe aus Paris 497.
Brill Ludw. 493 683.
Brockes Bertold Heinr. 240 f 247.
Brunner Sebastian 493 537 f.
Bruno Joseph (Graf Mengersen) 612.
Bube Adolf 680.
Buch, das erste gedruckte deutsche 107.
Buch der Lieder 499 f.
Buch der Weisheit 175.
Büchner Georg 480 489.
Bülow Frida v. 707.
Bürger Gottfried Aug. 262 263 268 295.
Bürgerliches Drama 265; bürgerliches Rührspiel 312.
Bürklin Albert 594.
Busch Wilh. 493 692.
Busse Karl 686 718.
Byron 514.

Caballero Fernan 707.
Calderon 400 404.
Camoëns 400.
Canitz Friedr. Rud. Ludw. Freih. v. 239 f.
Cardauns Herm. 637 f.
Carmen Sylva (Elisabeth v. Rumänien) 715.
Cäsarius von Heisterbach 29.
Castelli Ignaz Franz 470.
Cautio criminalis 211.
Cervantes 317 400.
Chamisso Adalbert v. 262 431 ff.
Cherubinische Wandersmann, der 198.
Chézy Wilhelm v. 672.
Chézy Wilhelmine Chr. v. 672.
Christen Ada (Chr. v. Breden) 716.
Chronika eines fahrenden Schülers 423.
Cicero 316.
Cid, der 325 ff.
Claudius Matthias 293.
Clauren H., s. Heun.
Collin Heinr. Jos. v. 476.
Coloma Luis 707.
Cordula Peregrina (Wöhler) 495 723.
Cornelius Peter 635.
Corner, Abt 167.
Corrodi Wilh. August 609.
Corvinus J. (Raabe) 494 675.
Cramer J. A. 244.
Cunrat, s. Konrad.
Cüppers Adam Jos. 617.
Curtz 167.

Dach Simon 200.
Dahn Felix 493 657.
Dalberg Freih. v. 364.
Daniel von Blumenthal 106.
Dante 220 404.
Daumer G. Fr. 495 572.
David von Augsburg 110.
Dedekind Friedr. 159.
Defoe Daniel 231.
Dehmel Rich. 495 686.
Demetrius 384 f.
Denis Mich. (Barde Sined) 280 f.
Desaga Pia 723.
Detlef Karl (Klara Bauer) 707.
Deutsche Gesellschaft 184 242.
Deutschland, das junge 267 489 490 496 ff; Verwandte desselben 505 ff.
Devrient Ed. 666.
Dialektdichtung 466 546 580 609 640 659 692.
Dialogus miraculorum 29.
Dichterkrönung 147.
Dichtung und Wahrheit 360.
Didaktische Poesie 103 129.
Diel Joh. B. 493 495 625 f.
Diepenbrock Melch. v. 619.
Dietmar von Aist 90.
Dietrich von Bern 11 36.

Digitized by Google

Dincklage-Campe Emmy v. 705.
Dingelstedt Franz 512 f.
Diokletians Leben 122 f.
Diözesangesangbuch, erstes katholisches 167.
Discourse der Mahlern 249.
Divina Commedia 221.
Domanig Karl 529.
Don Carlos 371 f.
Don Quijote 317 394 400.
Dorfgesang, höfischer 90.
Dorfgeschichten 464 493.
Drama, das deutsche 112 116 135 ff 150 f 175 f 187 f 495; das bürgerliche 265.
Dramaturgie, Hamburger 301.
Dransfeld Hedwig 716.
Dreikönigsspiele 135.
Dreißigjähriger Krieg 178 ff.
Dreizehnlinden 613.
Dreves Guido M. 648.
Dreves Lebrecht 495 647 f.
Dreyer Hermann 552.
Drollinger Karl Friedr. 184 248 261.
Droste-Hülshoff Annette v. 493 495 693 ff.
Dyherrn Georg v. 685.

Ebeling Adolf 656.
Ebers Georg 493 672 f.
Ebert Karl Egon 493 530 f.
Ebner-Eschenbach Maria v. 493 495 713.
Eckhardt, Meister 134.
Eckstein Ernst 673.
Edel Fanny 722.
Edelstein, der 106 250.
Eggert Eduard 493 598.
Egmont 352 f.
Ehezuchtbüchlein 150.
Ehrenreden 114 123.
Eichendorff Jos. v. 262 441 ff.
Eichert Franz 495 543.
Eichrodt Ludwig 595 f.
Ekensteen Maria v. 710.
Ekkehard I. und IV. 17.
Elimandus, Mönch 29.
Elisabeth Königin v. Rumänien (Carmen Sylva) 715.
Emilia Galotti 304 f.
Emmerich Anna Kath. 422.
Engel Joh. Jak. 394.
Englische Komödianten 151 f.
Epische Poesie 122 ff 156.
Erec 61.
Erlburg L. v. (Marie v. Schwarzenau) 705.
Ernst Otto, s. Schmidt O. E.
Ertlmayer Erhard 571.
Eschelbach Hans 633.
Eschstruth Nataly v. 705.
Esopus 175.
Esser Fritz 626.
Eulenspiegel, der 114 125.
Euripides 349 f.
Ewiger Jude 159.
Ezzo, Scholastiker 23 f.

Fabel 106 107 175 187 250 302.
Fabri de Fabris (Maria Schmitz) 715 f.
Fahrenden, die (Sänger) 36.
Falke Gust. 495 649.
Fastnachtsspiele 116 120 138 152 176 f.
Faust 149 159 360 ff.
Felder Franz Mich. 552.
Feldmann Leopold 575.
Feuchtersleben Ernst v. 532.
Feuerbach Ludw. Andr. 485.
Fichte Joh. Gottl. 396 484 f.
Fiesco 370 f.
Fischart 148 149 150 158 f 171 ff.
Fischer Joh. G. 495 601.
Fischer Leo 543.
Fitger Arthur 496 644.
Fleck Konrad 80.
Flegeljahre 388 f.
Fleming Paul 187 193 ff.
Flir Aloys 543.
Flore und Blanscheflur 80.
Folz Hans 120 138.
Fontane Theodor 493 676.
Forster Joh. Georg 395.
Fouqué Friedr. Baron de la Motte- 417 f.
Fragmente, Wolfenbüttelsche 301 f.
François Luise v. 493 704.
Frank von Lichtenfels 421.
Fränkisch-burgundischer Sagenkreis 36.
Frankl Ludw. Aug. 542.
Franzos Karl Emil 552.
Frauendienst, der sog. 87 f.
Frauenlob (Heinrich von Meißen) 33 93.
Freidanks Bescheidenheit 104.
Freiligrath Ferd. 489 495 510 f.
Frenssen Gustav 493 654.
Freytag Gustav 493 496 670 f.
Friedrich II. (der Große) 265.
Friedrich von Husen 90.
Frischlin Nikodemus 178.
Frommel Emil 594.
Frommund, Mönch 18.
Froschmeuseler (Froschmäuselerkrieg) 150 174.
Fugger-Glött Herm. Joseph Graf v. 572.
Fulda Ludw. 634 f.

Gallitzin, Fürstin 290.
Ganghofer Ludwig 577.
Gärtner Karl Christ. 244.
Gaudy Franz Freih. v. 674.
Gedeon von der Heide (Joh. B. Berger) 623.
Geib A. 489.
Geibel Emanuel 493 495 555 ff.
Geiger Hermann 579.
Geiler von Kaisersberg 134.
Geissel Joh. v. 618.
Geißlerlied 128 f.
Geistliche Dichtung 23 ff.
Geistliche Guaden 92.
Gelegenheitsdichtung 183.
Gellert Christian Fürchtegott 186 187 244 ff.

Digitized by Google

Gemert 118.
Gengenbach Pamphilus 150 176.
Georg Prinz v. Preußen 666.
George Stephan 495 636.
Gerhard, der gute, von Köln 77 ff.
Gerhardt Paul 186 196 f.
Gerok Karl 495 605.
Gerstäcker Friedr. 493 655.
Gerstenberg Heinr. Wilh. v. 281.
Gerusalemme liberata 350.
Gesangbücher, katholische 167.
Geschichtsklitterung 150 171.
Gesetz 119.
Geßner Salomon 280.
Gesta Romanorum 29.
Giehrl E. (Tante Emmy) 714 f.
Gilm zu Rosenegg Hermann v. 495 541.
Gleim Joh. Wilh. Ludw. 187 255.
Glocke, die 373 f.
Glückhafft Schiff, das 149 159.
Glümer Claire v. 707.
Gockel, Hinkel und Gackeleia 423.
Godwi 423.
Goldegg Itha von und zu 714.
Goldene Schmiede 91.
Görres Guido 618.
Görres Joseph v. 416 f.
Goethe 262 263 265 ff 313 319 330 331 332 ff 365 421; Frau Rat 333 422; Rat 332.
Goethes Briefwechsel mit einem Kinde 420.
Gotische, das 3.
Gotischer Sagenkreis 36.
Gottesminne 126.
Gottfried von Neifen 91.
Gottfried von Straßburg 75 ff.
Gotthelf Jeremias (Bitzius) 493 587.
Gottschall Rudolf v. 496 665 f.
Gottsched 181 189 190 241 242 ff 250 271; die Gottschedin 243.
Grabbe Chr. Dietr. 479 f.
Graf von Rom 114 124.
Gralsage 59 f.
Grazie Marie Eug. delle 492 716.
Greflinger Joh. Georg 187 189 f 201.
Gregorius auf dem Stein 61 f.
Greif Martin 495 496 575.
Greiffenberg Kath. Regina v. 231 f.
Griechenlieder 462.
Griepenkerl Robert 480.
Grillparzer Franz 430 495 524 ff.
Grimm, Gebrüder 400.
Grimm Herm. 676 f.
Grimme Fr. W. 492 495 631 640.
Grimmelshausen Hans Jak. Chr. 186 227 f.
Grisebach Eduard 684.
Grobianus 159.
Groß Cary (Chr. Gmeiner) 715.
Grosse Julius 562.
Grote Ludw. 691.
Groth Klaus 493 660.
Grotthuß Jeannot Emil v. 648.
Grübel Joh. Konr. 466.
Grün Anastasius (Graf Auersperg) 493 522 f 538.
Gruppe O. Fr. 653.
Grypphius Andreas 186 188 203 ff.
Gschwari Cöl. 543.
Gudrun 36 50 ff.
Güldenes Tugendbuch 211.
Güll Fr. 579.
Gunther von Burgund 11.
Günther Joh. Christ. 184 187 225 f.
Guten Geschmacks, Dichter des 238 ff.
Gutzkow Karl 494 496 503 f.

Hacker Franz (F. von Seeburg) 578 f.
Hackländer Fr. W. 494 639.
Hadloub Johannes 93.
Hagedorn Friedrich v. 186 187 247 253 261.
Hägeli Alb. 608.
Hagen Kasp. 546 f.
Hagestolzen, die 312.
Hahn Philipp 331.
Hahn-Hahn Ida Gräfin 494 703 f.
Hain, Hainbund 282.
Halbe Max 645.
Halbromantiker 444 ff.
Halbsuter 124.
Haller Albr. v. 184 186 187 247 251 ff 261.
Hallescher Dichterkreis 254 ff.
Halm Friedr. 496 527.
Hamann Joh. Georg 319 330.
Hamerling Robert 492 493 535 ff.
Hammer Julius 495 688.
Hammer-Purgstall J. v. 457.
Handel-Mazzetti Enrika Ludovika v. 494 714.
Hans, Bruder 115 126.
Hans von Bühel 122.
Hansjakob Heinr. 494 588 ff.
Happe Franz 633.
Hardenberg Friedr. v. (Novalis) 401 ff.
Häring Wilh. (Willibald Alexis) 493 671.
Harsdörffer 224.
Hart Heinrich 493 635 f.
Hart Julius 635 f.
Harten Angelika (Maria Schmitz) 715 f.
Hartleben Otto Erich 669.
Hartmann, der arme 23.
Hartmann von Aue 60 ff.
Hartmann Moritz 494 521.
Hasenclever 489.
Häßlerin Klara 112.
Hauenschild G. v. (Max Waldau) 671.
Hauff Wilhelm 493 494 584.
Haupt Antonie (Endler) 710.
Hauptmann Gerhart 489 496 667 692.
Hebbel Friedr. 493 495 496 641 ff 658.
Hebel Joh. Peter 262 263 467 f.

Digitized by Google

Hecker Joseph 580.
Hedrich Franz 521.
Heemstede L. van (Leo Tepe) 496 634.
Heer Jak. Christ. 587.
Heermann Joh. 187 195.
Hegel Georg Wilh. Friedr. 484 f.
Heiberg Herm. 654 f.
Heigel Karl v. 579.
Heimburg W. (Berta Behrens) 705.
Heine Heinr. 485 489 491 493 495 498 ff.
Heinrich der arme 62 ff.
Heinrich von Freiberg 75.
Heinrich, der Glichesäre (Gleisner) 28.
Heinrich von Laufenberg 115 126 f.
Heinrich von Meißen 33 93 119.
Heinrich von Mölk 23.
Heinrich von Morungen 91.
Heinrich von Osterdingen (Roman) 402.
Heinrich der Teichner 134 f.
Heinrich von Veldeke 60 90.
Heinrich Julius Herzog v. Braunschweig 177.
Heinse 316.
Heitemeyer Ferd. 623.
Heiter Amalie (Prinzessin A. v. Sachsen) 496 702.
Heldenbücher 113.
Heljand 13 ff 19 ff.
Helle Friedr. Wilh. 493 617 f.
Helmer Ed. (Ernst Koch) 674.
Henckell Karl 489 495 686.
Hensel Luise 262 422 464 f.
Herbert M. (Th. Keiter) 494 495 710 f.
Herchenbach Wilh. 639.
Herder Joh. Gottfr. 262 263 268 313 319 ff 330.
Hermann Landgraf v. Thüringen 35 68 96.
Hermann Nikolaus 150 164.
Hermann und Dorothea 355 ff.
Herold Theodor 633.
Herrig Hans 666.
Hertz Wilh. 492 561.
Herwegh Georg 489 495 506 556.
Herzog Ernst 31 114 125 445 f.
Heun Karl 584.
Heusler-Schweitzer Meta 722.
Hey Wilh. 691.
Heyl Joh. Adolf 543.
Heyse Paul 494 495 496 560.
Hildebrandslied 11.
Hillern Wilhelmine v. 708.
Hippel Theod. Gottl. v. 386.
Hirschfeld Hermann 658.
Hlatky E. 493 540.
Hochdeutsch 3 5; das höfische 116 117 f; (neu-) hochdeutsche Schriftsprache 146.
Höfer Edm. 658.
Hoffmann Ernst Theod. Wilh. 428.
Hoffmann Franz 494 692.
Hoffmann Hans 494 655.
Hoffmann Heinrich 640.
Hoffmann von Fallersleben Heinr. Aug. 487 492 495 506 f.
Höfische Dichter 59 f; Lyrik 81 ff 114 125 ff.
Hofmann von Hofmannswaldau Christian 221.
Hofmannsthal Hugo v. 496 529 636.
Hofnarren 177.
Hofpoeten 182 f.
Hogarth 386.
Höhler Matth. 639.
Hölderlin Friedr. 456 f.
Holland Hyac. 573.
Holtei Karl v. 492 493 496 670 692.
Hölty Ludw. Heinr. Christ. 291 f.
Holz Arno 495 650.
Hopfen Hans 493 562.
Hoppensack Leop. 596 f.
Horaz 316.
Horen, die 359.
Hörmann Angelika v. 708.
Horn Uffo 551.
Horn W. O. v. (Örtel) 640.
Horribilicribrifax 205.
Hosäus Friedr. Wilh. 685.
Houwald Ernst v. 430.
Hrabanus Maurus 13.
Hroswitha von Gandersheim 17.
Huber Therese 395.
Hucbald, Mönch 13.
Huch Ricarda (Ceconi) 494 712.
Hugdietrich 36.
Hugo von Trimberg 105.
Humanismus, die Humanisten 143 ff.
Humanität 266 366 ff.
Humor, die Humoristen 385 ff.
Hunnischer Sagenkreis 36.
Hunold 239.
Hutten Ulrich v. 148 150 173.
Hutzler Sara 707.

Jacobi 421.
Jacoby Alinda (Krug) 717.
Jacoby Leopold 489.
Jägerlieder 114; Jägerschreie 130.
Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit 320 f.
Jean Paul (Richter) 262 313 386 ff.
Jensen Wilh. 494 658.
Jesuiterhütlein, die Legende von dem vierhörnigen 171.
Iffland Aug. Wilh. 312 397.
Immermann Karl Leberecht 463 f.
Johann König v. Sachsen 685.
Johannes, Mönch 127.
Jordan Wilh. 492 496 653 f.
Joseph II. 264 f.
Iphigenie auf Tauris 347 ff.
Judas der Erzschelm 233 ff.
Jung-Stilling Joh. Heinr. 342.
Jungfrau von Orleans 382 f.
Jüngst Antonie 716 f.
Junkmann Wilh. 633.
Iwein 61 f.

Digitized by Google

Kabale und Liebe 371.
Kaiserchronik 28.
Kalb Charlotte v. 395.
Kaltenbrunner Karl Adam 546.
Kant Imm. 484 f.
Kanut 244.
Kanzleisprache 116 146.
Karl V. Kaiser 146.
Karl August v. Weimar 313 317 332 f 350.
Karlsschule 364.
Karoline Erbprinzessin v. Mecklenburg-Schwerin 313 f.
Karschin, die (A. L. Karsch) 257 265.
Kästner Abr. Gotthilf 258.
Käthchen von Heilbronn 429.
Kaufmann Alexander 493 611.
Kaufmann Mathilde (Amara George) 611 717 f.
Keiter Heinrich 637.
Keller Franz 580.
Keller Gottfried 494 495 585.
Keller Paul 494 678.
Kerner H. (Herm. Cardanus) 637 f.
Kerner Justinus 449 ff.
Kerner Theob. 600.
Kiesgen Laurenz 495 634.
Kindheit Jesu 24.
Kinkel Gottfried 492 512.
Kinkel Johanna 512.
Kirchenlied 16 35 128 150 163 ff 187 195.
Kirschner Lola 713 f.
Klage, die 44.
Klaj Joh. 187 224 f.
Klassiker, alte 143 144; deutsche 262 ff.
Klassisch, Begriff des Wortes 145 262.
Kleist Ewald v. 186 255 280.
Kleist Heinrich v. 262 417 428 f.
Klesheim Ant. v. 546.
Kletke Hermann 691.
Klinger Friedr. Max 330 f.
Klopfan, die sog. 120 130.
Klopstock Friedr. Gottl. 262 264 f. 269 ff.
Knapp Alb. 605.
Knaust Heinr. 169.
Knebel Karl Ludw. v. 313 332.
Knodt Karl Ernst 602.
Kobell Franz v. 492 493 580.
Koch Ernst (Eduard Helmer) 674.
Koch Wilhelm 641.
Kohl Ant. 571.
Kolping Adolf 640.
Komödianten, die englischen 151.
Kompert Leopold 551.
König, v. 239.
König Heinr. Jos. 494 513.
Konrad, der Pfaffe (Cuonrat) 29.
Konrad von Füßesbrunnen 24.
Konrad von Heimesfurt 26.
Konrad von Würzburg 79 f 91.
Kopisch Aug. 493 679 f.
Körner Theodor 414 f.
Kotzebue Aug. v. 312 397.
Kralik Rich. v. 495 496 530.
Krapp Lorenz 572.
Kraus Konr. 637.
Kreiten Wilhelm 495 625 626.
Kretschmann Karl Friedr. (Barde Ringulph) 280.
Kretzer Max 489 494 677.
Kreuzzugslieder 97.
Krist, der 15.
Kröger Timm 494 654.
Kruse Heinr. 644.
Kugler Franz 653.
Kühne Gustav 503 505.
Kulmann Elise 481.
Kulturkampf 487.
Kümmel Konr. 584.
Kunstdichtungen 58 ff 112 148 181 492; Epos 59 f 114; Lyrik 115 126.
Kürenberg, der von 90.
Kürnberger Ferd. 494 553.
Kurz Hermann 456.
Kurz Isolde 494 712.

Lafontaine Aug. Heinr. Jul. 394.
Laicus Philipp (Wasserburg) 636 f.
Lalenbuch 149 160.
Lambert von Hersfeld 31.
Lamprecht, der Pfaffe 26 30.
Landsteiner Karl 553.
Lang Ludw. 579 f.
Langmann Philipp 529.
Laokoon 301.
La Roche Sophie de 421.
L'Arronge Adolf 645.
Lassalle Ferd. 488 f.
Laube Heinr. 496 503 504 f.
Lauff Joseph 638.
Lauremberg Hans Wilmsen 184 187 214.
Lavater Joh. Kasp. 289 421.
Leander Rich. (v. Volkmann) 674.
Leberreime 189.
Legendenpoesie 114 123.
Lehrdichtung 150 170 ff; Lehrfabel 150.
Leibniz 186 190.
Leiche 82 f.
Leipziger Dichterkreis 242 ff.
Leisen 16 27 35.
Leisetritt Joh. 167.
Leisewitz Joh. Ant. 292 f.
Leitner Karl v. 495 540.
Lenau Nik. 495 515 ff.
Lennig Friedr. 470 641.
Lenore 295.
Lenz Reinhold 330.
Lenzen Maria (ten Brink) 705 f.
Leopold v. Österreich 35.
Lessing Gotth. Ephr. 262 265 266 f 298 ff 329.
Leuchsenring 421.

Digitized by Google

Leuthold Heinr. 495 561.
Lewald August (Kurt Walter) 494 656.
Lewald Fanny 704.
Lichtenberg Georg Chr. 385 f.
Lichtmeßspiele 135.
Lichtwer Magn. Gottfr. 187 259.
Lieder 82 128; geistliche 272; vgl. Kirchenlied und Volkslied.
Lienhard Fritz 496 602.
Liliencron Detlev v. 495 649 f.
Lindau Paul 669.
Lindemayr Maurus 470.
Lindenborn Heinr. 187 258.
Lingen Ernst (Elisabeth Schilling) 706.
Lingg Hermann 492 493 495 562 f.
Liscow, Chr. Ludw. 187 253 f.
Literatur und Literaturgeschichte 1; Einteilung der letzteren 8.
Lob der Jungfrau 26.
Logau Friedr. v. 207 ff.
Lohenstein Dan. Kasp. 189 221 f.
Lohmeyer Jul. 692.
Lohndienerei, literarische 180 183.
Lombardischer Sagenkreis 36.
Loredano 220.
Lorm Hier. 541.
Louise Henriette, Kurfürstin 196.
Lucian 316.
Ludämilia Elisabeth v. Schwarzburg-Rudolstadt 196.
Ludolff Marie (Huyn) 710.
Ludwig I. König v. Bayern 331 450.
Ludwig Otto 494 496 665.
Ludwigs Ferd. 617.
Ludwigslied 13.
Luise, Herzogin 313.
Lusiadas, Os 400.
Luther 5 12 146 f 150 163 f.
Lutherischen Narren, von dem großen 174.
Lutterotti K. v. 546.

Maccaronische Poesie 152 f.
Macke Karl 683 f.
Macpherson 274.
Magus des Nordens 319.
Mähly Jak. 609.
Makamen 459.
Mallebrein Franz 601.
Malß Karl 470 641.
Manessischer Kodex 82.
Mann Thomas 655.
Mannus, Mannuslieder 9.
Manuel Nikolaus 176.
Maria Stuart 382.
Marienklage 135 136; Marienleben 24 ff 126.
Marino 220.
Marlitt E. (Eugenie John) 705.
Marner, der 91.
Marriot E. (Mataja) 494 713.
Martin von Kochem 213.
Matthesius 164.
Matthisson Friedr. v. 476.
Mautner Eduard 528.
Max I., Kaiser 114 124.
Maximilian Kaiser v. Mexiko 554.
May Karl 692.
Mayer Karl 599 f.
Mechtildis 92 108.
Megerle Ulrich (Abraham a Sancta Clara) 187 232 ff.
Meinhold Aurel 658.
Meinhold Wilh. 657 f.
Meißner Alfred 521.
Meistergesang 118 ff 126 138 148 150 162.
Mendelssohn Moses 300.
Mengersen auf Rheder Jos. Bruno Graf 612.
Merck 421.
Merseburger Zaubersprüche 10.
Messerer Therese (Winkler) 707.
Messias, der 270 ff.
Meßmer Aloys 543.
Meyer Konr. Ferd. 494 495 585 f.
Meyer-Merian Theodor 609.
Meyr Melchior 494 577.
Michelis Eduard 633.
Miller Joh. Mart. 291.
Milton 247 250 270.
Minna von Barnhelm 303 f.
Minne, die 41 81 88.
Minnende Seele 108.
Minnesang 87; Minnesänger 90 ff.
Mirbach Marg. 718.
Miß Sara Sampson 311.
Mitteldeutsch (Mischdeutsch) 33 116 146.
Mittelhochdeutsch 22 32 f 35.
Molitor Wilh. 496 566 f.
Möllhausen Bald. 655.
Montfort Hugo v. 114 125.
Moralitäten 138 175.
Morel Gall 603.
Mörike Eduard 262 456.
Möringer, der edle 114 124.
Moriz Landgraf v. Hessen 178.
Moscherosch Joh. Mich. 187 209.
Mosen Julius 492 678 f.
Mosenthal Sal. Herm. 666.
Moser Gustav v. 496 669.
Möser Albert 684.
Mückenkrieg 175.
Mühlbach Luise (Klara Mundt) 505.
Müllenbach Ernst 638.
Müller Friedr. 331.
Müller Wilhelm 461 f.
Müller von Königswinter Wolfgang 493 611.
Müllner Adolf 430.
Münchhausen 464.
Münchhausen Börries v. 685.
Mundartdichter s. Dialektdichter.
Mundarten, deutsche 2 ff.
Mundt Theodor 503 505.

Digitized by Google

Münch Walter v. (Abt) 639.
Murner Thomas 148 150 173 f.
Musäus Joh. Karl Aug. 394 f.
Musenalmanache 264; Göttinger Musenalmanach 282.
Musenhof zu Weimar 313 ff.
Muspilli 11.
Muth Franz Alfred 494 495 628 ff.
Mysterien, die sog. 114 116 135 ff.

Nadler Karl Gottfr. 492 609 f.
Napoleon I. 333.
Narrenbeschwörung 150 174.
Narrenschiff 116 131 f; (von Geiler) 135.
Narrenschneiden 176.
Nas Joh. 150 174.
Nathan der Weise 304 ff.
Nathusius Marie v. 494 704.
Naturalismus 490.
Neander Joachim 196.
Nestroy Joh. Nep. 528.
Neuberin Karoline 244.
Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes 244.
Neujahrsspiele 138.
Neumann Kaspar 692.
Neumark Georg 195.
New Lied 173.
Nibelungenlied 37 ff 250.
Nicolai Friedrich 300 397.
Nicolai Philipp 150 164.
Nidhart von Neuenthal 90 f.
Nieritz Gustav 692.
Nietzsche Friedr. 485 686.
Nordisch-sächsischer Sagenkreis 36.
Notker 18.
Novalis (Hardenberg) 262 396 399 401 ff.
Novellistik, geistliche 28 f.
Nürnberger Trichter 224.

Oberhof, der 464.
Oberon 315 f.
Olearius Adam (Oelenschläger) 195.
Olfers Maria v. 706.
Olivetum 186.
Ompteda Georg v. 674.
Oper 188.
Opitz 5 181 184 ff 188 f 192 f; Opitzsche Schule 192 ff.
Orientalen, die sog. 688.
Orlando furioso 400.
Ortnit 36.
Oertzen Margarete v. 709.
Oser Friedr. 599.
Ossian 274.
Österreichische Dichter 513 ff.
Osterspiele 135 138 f.
Oswald von Wolkenstein 115 125 126.
Otfried, Mönch 15.
Otto der Schütz 114.
Overhage Heinr. 640.

Paalzow Henriette v. 704.
Pantenius Theod. Herm. 657.
Paoli Betty (E. Glück) 495 716
Pape Joseph 612.
Papinian 204.
Parzival 70 ff.
Passionale 81.
Passionsspiele 135 ff.
Pauli Joh. 134 160.
Paulus Eduard 495 601.
Pegnitzschäfer, die 224.
Pestalozzi Joh. Heinr. 395.
Peter Schlemihl 432.
Peter Squentz 205.
Petrarca 220 f.
Pfaffe Amis (Dichtung) 106.
Pfaffe Cuonrat 29, Lamprecht 30.
Pfaffendichter, sog. 22.
Pfau Ludw. 600.
Pfeffel Gottl. Konr. 259.
Pfeifer Joh. 541.
Pfizer Gustav 493 601.
Pflanz Jos. Ant. 584.
Phantasus 410 f.
Philander von Sittewald 209 f.
Philipp der Kartäuser 26 33.
Philippi Felix 669.
Philosophie, Einfluß der 484 f.
Pichler Adolf 493 494 495 552.
Pilatussage 26.
Piringer Beda 541.
Platen Aug. Graf v. 262 268 471 ff.
Ploennies Luise v. 716.
Pocci Franz Graf 493 579.
Podagrammisch Trostbüchlein 171.
Polenz Wilh. v. 494 678.
Politisch-revolutionäre Dichter 487 ff 505 ff.
Polko Elise (Vogel) 706.
Pollhammer Joseph 539.
Pope (engl. Dichter) 246 247.
Postel 239.
Postl Karl (Ch. Sealsfield) 548 f.
Practica practicarum 174.
Predigten 22 110 134.
Preußische Dichter, die sog. 255.
Prameln 116 119 f 131.
Pröhle Heinr. 691 f.
Prokopius Friedr. 213.
Proschko Hermine 715.
Proschko Isidor 551.
Prutz Robert 512.
Putlitz Gustav zu 493 496 670.
Puttkamer Alberta v. 718.
Pütz Everilda v. 708.
Pyrker Joh. Ladislaus 474 f.

Raabe Wilh. (Corvinus) 494 675.
Rabener Gottl. Wilh. 244.
Rabenlechner Mich. Maria 553.
Rachel Joachim 181 183 184 187 206 f.
Rafael L. Hedw. Riesekamp) 716.
Raimund Ferd. 496 528.

Digitized by Google

Ramler Karl Wilh. 257.
Rank Jos. 551.
Rätselfragen 130.
Räuber, die 364 369 f.
Raupach Ernst 480.
Raven Mathilde 704 f.
Realismus 335.
Reder Heinr. v. 573 f.
Redwitz Oskar v. 493 494 564 f.
Reformation 142 f.
Regenbogen 119.
Reichssprache 116.
Reien, Reienlieder 114.
Reimchroniken 27 f 114 123.
Reinhard der Fuchs (Reineke de vos) 10 28 114 123 354.
Reinick Robert 645 f.
Reinmar der Alte 90.
Reinmar von Zweter 91.
Reiterlieder 114.
Renaissance 143.
Renner, der 105 f.
Reuter Fritz 492 493 659 ff.
Reuter Wilh. 624.
Revocatus, Frater 691.
Rheinischer Merkur 416 f.
Rheinländischer Hausfreund 467.
Richardson Samuel 247 394.
Richter (Jean Paul) 386 ff.
Riedel Albert 571 f.
Riehl H. W. 494 636.
Ring Max 673.
Ringseis Emilie 493 702 f.
Ringwaldt Barth. 150 164.
Rinkart Martin 196.
Rist Joh. v. 195.
Ritter Anna 495 718.
Ritter von Stauffenberg 80 f.
Robinsonaden 231.
Rodenberg Jul. 685.
Rolandslied 29 f.
Rollenhagen Georg 150 174.
Rollett Herm. 541.
Rollwagenbüchlein 160.
Roman 160 186.
Romantiker, die 263 267 395 ff; die patriotischen 411 ff; die phantastischen 417 ff; Dramatiker unter denselben 428 ff.
Roquette Otto 492 493 494 680.
Rosegger P. 494 546 553.
Rosenblüt Hans 119 f 138.
Rother, König 31 36.
Rotwelsche Poesie 152 f.
Rückert Friedr. 262 268 417 457 ff.
Rudolf von Hohenems 76 ff.
Rudolf Kronprinz v. Österreich 554.
Runenschrift 5.
Ruodlieb 18.
Ruppius Otto 674.

Saar Ferd. v. 494 553 f.
Sacher-Masoch Leop. v. 552 591.
Sachs Hans 119 148 149 152 156 ff 176 f.
Sagenkreise 36 f.
Sailer, Bischof 290.
Sailer Sebastian 470.
Salas y Gomez 432 ff.
Salburg Gräfin Edith 714.
Salis-Seewis Johann Gaud. Freih. v. 476 f.
Sallet Friedrich v. 688 f.
Sängerkrieg auf der Wartburg 93.
Satire 150 170.
Schaching Otto v. (Denk) 494 577.
Schack Adolf Friedr. Graf v. 492 561.
Schäfer Jakob 617.
Schäfergedichte und -romane 224.
Schäferspiele 188.
Schandein Ludw. 580.
Schanz Frida (Soyaux) 714.
Schanz Pauline 714.
Schatzkästlein, Hebels 467.
Schauert Hyppolit Aug. 575.
Schaumberger Heinr. 678.
Schauspiele, allegorische 176; biblische 175; kirchliche 116 175; kirchlich-polemische 176.
Schauspieler, die ersten in Deutschland 151.
Schauspielhaus, das erste 151.
Schefer Leopold 495 688.
Scheffel Jos. Vikt. v. 493 494 495 594.
Scheffler (Angelus Silesius) 187 198 ff.
Scheidt Kaspar 159.
Scheifele Joh. Georg 580.
Schelling Fr. Wilh. Jos. 396 484 f.
Schelmenzunft 150 174.
Schenk Eduard v. 478 f.
Schenkendorf Max v. 412 f.
Scherenberg Christ. Friedr. 492 652 f.
Scherenberg Ernst 487.
Scheurlin Georg 573.
Schicksalstragödien 430.
Schiff des Heils 135.
Schildbürger, die 160.
Schiller Friedrich v. 262 265 f. 313 364 ff.
Schimpf und Ernst 160.
Schirmer Adolf 658 f.
Schlegel August Wilhelm v. 268 396 399 404 405.
Schlegel Elias (und seine Brüder) 244.
Schlegel Friedrich v. 396 399 404 405 f.
Schleiermacher 396.
Schleyer Joh. Mart. 604.
Schlichter Marg. 717.
Schlüchter 640 f.
Schmid Christoph v. 494 579.
Schmid Hermann v. 577.
Schmidt Expeditus 691.
Schmidt Maximilian 577.
Schmidt Otto Ernst 496 645.
Schmitz Maria (Angelika Harten, Fabri de Fabris) 715 f.
Schmolck Benj. 195 f.
Schnabel Gottfr. 231.

Digitized by Google

Schneider Thekla 717.
Schnepper 119 131.
Schnepperer (Rosenblüt) 119 f 138.
Schnezler Aug. Ferd. 601.
Schnitzler Arthur 529.
Schön Bruno 551.
Schönaich Christ. Otto Freih. v. 243.
Schönaich-Carolath Emil Prinz zu 686.
Schönthan Franz v. 669.
Schopenhauer Arthur 485.
Schott Anton 551.
Schrift, deutsche 5.
Schrott Johannes 495 567.
Schubart Christ. Friedr. Dan. 331.
Schubin Ossip (Lola Kirschner) 714.
Schücking Levin 494 638.
Schule, die „prunkvolle" oder „schwulstige" 220.
Schulkomödien 188 f.
Schulze Ernst 440 f.
Schulze-Smidt Bernhardine 707.
Schupp Ambros 626.
Schuppius Joh. Balth. 213.
Schurmännin Anna Maria 219.
Schwab Gustav 453 f.
Schwabe Joh. Joach. 243.
Schwabenspiegel 110.
Schwäbische Schule 444 ff.
Schwänke 114 124 149 160.
Schwartzin Sibylla 183 202 f.
Schwering Julius 633.
Sealsfield Charles (Postl) 494 548 f.
Seeber Joseph 539 f.
Seeburg Franz von (Hacker) 578 f.
Seelenlust, heilige 198.
Segenssprüche 15.
Seidel Heinr. 494 675.
Seidl Joh. Gabr. 532 546.
Senn Johann 540.
Seume Joh. Gottfr. 478.
Shakespeare William 309 316 330 404 405 411.
Sieben weise Meister 114 122.
Siebzigste Geburtstag, der 284 f.
Siegfried Walter 587.
Siegfriedssage 10 36.
Silberner Kodex 12.
Silberstein August 551.
Silvesterlegende 80.
Simplicius Simplicissimus 186 227 ff.
Simrock Karl 493 610 f. 641.
Singschulen 118.
Singspiel 188.
Sinngedichte der Schwestern von St Katharina 132 ff.
Sinn- und Lehrgedichte, geistliche 108.
Skalden 10 280.
Skeireins 12.
Smets Wilhelm 618 f.
Sohnrey Heinr. 494 678.
Sommer Ant. 692.
Sonett 268.
Sottie 138.
Sozialismus, Poesie des 487 f.
Spach Ludwig 609.
Spätromantiker, die 431 ff.
Spaziergang, der 374.
Spee Friedrich 167 184 187 211 f.
Speratus Paul 164.
Sperl August 579.
Spervogel 90.
Spielhagen Friedr. 494 656 f.
Spillmann Joseph 494 587.
Spindler Karl 672.
Spinoza Baruch 588.
Spitta Philipp 495 689.
Spitteler Karl 493 598 f.
Spott- und Schimpfdichtung 111.
Sprache, deutsche 2 ff; höfische 22 32 f 117 f; hochdeutsche Schriftsprache (neuhochdeutsche) 146 185 192.
Sprachgesellschaften 184 f.
Sprachkünstler 472.
Sprichwörter 130.
Sprüche 82 115.
Spyri Johanna 715.
Staël, Frau v. 405.
Stein Wilhelm (Ferd. Weibert) 609.
Stelzhamer Franz 492 546.
Stern Adolf 673.
Stern Maur. Reinh. v. 650.
Stieler Karl 492 580.
Stifter Adalb. 494 549 f.
Stimmen der Völker 322 f.
Stinde Jul. 659 f.
Stöber Adolf 493 602.
Stöber August 493 602.
Stock Norb. (Bruder Norbert) 543.
Stolberg Graf Christian 290.
Stolberg Graf Friedrich Leopold 289 f.
Stollen 83.
Stolterfoth Adelheid (Freifrau v. Zwierlein) 717.
Stoltze Friedrich 641.
Stolz Alban 494 495 591 ff.
Storm Theodor 494 495 649.
Strachwitz Moriz Graf 493 680.
Strauß David Friedr. 676.
Strauß und Torney Lulu v. 718 f.
Strauß und Torney Vikt. v. 676.
Stricker, der 106.
Struensee 479.
Studentenlieder 114.
Stunden der Andacht 394.
Sturm Julius 493 495 690.
Sturm- und Drangperiode 329 ff.
Suchensinn 125.
Suchenwirt Peter 114 123.
Sudermann Herm. 494 496 645.
Suso Heinr. 134.
Swift Jonathan 254.

Tabulatur 118.
Tacitus 9.

Digitized by Google

Tagebuch der Ahnfrau 423.
Tagelieder 114.
Tanner Karl Rudolf 599.
Tannhäuser 91.
Tante Emmy (E. Giehrl) 714 f.
Tanz 82.
Tasso Torquato 350 ff.
Tauler Johannes 128 f 134.
Tenger Mariam (Hrussoczy) 706.
Teuerdank 122.
Theodorich (Dietrich von Bern) 11 36.
Thomassin von Zerkläre 103 f.
Thomson 247.
Thümmel 316.
Tieck Ludw. 262 396 399 409 ff.
Tiedge Christ. Aug. 298.
Tierepos, allegorisch-satirisches 150 174; vgl. Reinhard der Fuchs.
Titan 388.
Titurel 69.
Ton, der 83 118; Tonnachahmung 189.
Trabert Adam 542.
Trabert Franz 571.
Traeger Albert 573.
Trautmann Franz 577.
Tristan und Isolde 75 f.
Troja, Trojanischer Krieg 79.
Trojan Joh. 647.
Troubadours 88.
Trutznachtigall 211.
Tschabuschnigg Ad. v. 541.
Tuisco 9.
Tulifäntchen 463 f.
Tychsen Cäcilia 440.

Übergangsperiode (16. Jahrh.) 147.
Uhland Ludw. 262 268 445 ff.
Ulenberg Kaspar 167.
Ulfila 12.
Ullrich Fr. 692.
Ulrich von Lichtenstein 93.
Ulrich von Singenburg 96.
Ulrich von Türheim 75.
Undine 418.
Universalismus 320.
Usteri Joh. Mart. 263 468 f.
Uz Joh. Peter 187 256 261.

Vaterunser in altdeutschen Mundarten 6 f.
Vehe Michael 150 167.
Veldeke, s. Heinrich.
Veltheim, Velten, Magister 189 244.
Vetter 167.
Viebig Klara 708.
Vierordt Heinrich 493 601 f.
Vierundzwanzigste Februar, der 430.
Villinger Hermine 708.
Vischer Friedr. Theod. 494 594.
Vließ, das goldene 525.
Vogl Joh. Nep. 532.
Vogt Eduard 604.
Völkerwanderung 10 f.
Volkmann Rich. v. (Leander) 674.
Volksbücher 114 125 149 159 f.
Volkslied 112 148; episches 124 160; lyrisches 150 163.
Volkspoesie 35 ff.
Volkspoeten 126 148.
Voß Joh. Heinr. 282 ff 466.
Voß Julius v. 316.
Voß Richard 496 644.

Waal Ant. de 639.
Wackenroder Wilh. Heinr. 400.
Wackernagel Wilhelm 599.
Wagner Christian 495 601.
Wagner Heinrich Leopold 331.
Wagner Richard 665.
Wahlverwandtschaften, die 360.
Waldau Max (Hauenschild) 671.
Waldburg-Zeil Georg Ferd. Graf v. 603.
Waldis Burkard 148 150 175.
Waldmüller Robert 656.
Wallenstein 381 f.
Walloth Wilh. 602.
Waltari von Aquitanien 17 f.
Walther von der Vogelweide 95 ff.
Wandersmann, der cherubinische 198.
Wandsbecker Bote (Claudius) 293.
Wappendichter 117.
Wasserburg Philipp (Ph. Laicus) 636 f.
Wasserpoeten 239.
Weber Beda 540.
Weber Friedrich Wilhelm 492 493 495 612 ff.
Weber Veit 124.
Weeningh W. 616 f.
Wehl Feodor 670.
Weibert Ferd. 609.
Weickum Karl 608.
Weidsprüche 130.
Weigand Wilh. 494 495 602.
Weilen Jos. 527.
Weingrüße und -segen 130.
Weise, die 83.
Weise Christian 189 238 f.
Weiß Albert Maria 495 572.
Weißbrodt Joh. 612.
Weiße Christian Felix 245.
Weißenhofer Robert 554.
Weitbrecht Karl u. Richard, Brüder 609.
Weitzmann Karl 470.
Welscher Gast 103.
Weltliche Dichtung 27 ff.
Weltschmerz 344 f.
Werfer Albert 584.
Werner Zach. 429 f.
Wernher 24.
Wernher der Gartenäre 106.
Wernicke Christian 240.
Werthers Leiden 344 ff.
Wessobrunner Gebet 11.
Wicel Georg 150 167.
Wichert Ernst 644 f.

Digitized by Google

Wichner Jos. 552.
Wickram Jörg 160.
Widmann Jos. Vikt. 599.
Wieland Christ. Mart. 262 313 314 ff 421.
Wienbarg Ludolf 496 503 505.
Wigalois 65.
Wilbrandt Adolf 494 496 644.
Wildenbruch Ernst v. 496 666 f.
Wildermuth Adelheid 715.
Wildermuth Ottilie 494 715.
Wilhelm Meister 354 f 360.
Wilhelm Tell 384.
Willehalm 69.
Willms Agnes 715.
Winckelmann Joh. Joach. 299 349.
Winsbeke und Winsbekin 105.
Wirnt von Gravenberg 65.
Witkop Philipp 634.
Wöhler Cordula (Peregrina) 495 723.
Wohlmuth L. 573.
Wolf Hedwig 707.
Wolfdietrich 36.
Wolff Julius 684.
Wolfram von Eschenbach 68 ff 76.
Wolzogen Friederike Sophie Karoline v. 395.
Wort 83.
Wunderhorn, des Knaben 112 420 424.
Wurzbach-Tannenberg Konst. v. 493 538 f.

Xenien 359.

Young Eduard 248.

Zachariä Friedr. Wilh. 246 247.
Zedlitz Jos. Christian Freih. v. 495 513 f.
Zeller Cäcilia (v. Olsner) 721.
Zerbrochene Krug, der 429.
Zesen Phil. v. 231.
Ziegler u. Kliphausen Heinr. Anselm v. 231.
Zingeler Karl Theod. 494 637.
Zingerle Ignaz 543.
Zinzendorf Graf 402.
Zrinyi 414.
Zschokke Heinr. 394.
Zumbrock Ferd. 640.
Zusner Vinc. 541.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

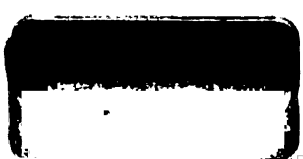
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

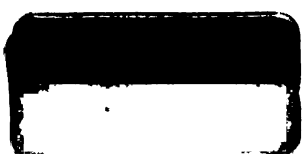
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
3 1175 03054 2461



Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF
3 1175 03054 2461



Digitized by Google

Digitized by Google